Generated on 2019-06-06 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

CORNELL
UNIVERSITY
LIBRARY



FROM

Syracuse Unive sity

(in exchange)

Generated on 2019-06-06 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

The date shows when this volume was taken.

HOME USE RULES

All books subject to recall

All borrowers must register in the library to borrow books for home use.

All books must be returned at end of college year for inspection and repairs.

Limited books must be returned within the four week limit and not renewed.

Students must return all books before leaving town. Officers should arrange for the return of books wanted during their absence from town.

Volumes of periodicals and of pamphlets are held in the library as much as possible. For special purposes they are given out for a limited time.

Borrowers should not use their library privileges for the benefit of other persons.

Books of special value and gift books, when the giver wishes it, are not allowed to circulate.

Readers are asked to report all cases of books marked or mutilated.

Do not deface books by marks and writing.



Generated on 2019-06-06 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

DIE·WOCHE

MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Band II, (Heft 13–25)

vom 1. April bis 30. Juni 1911.



Druck und Verlag von AUGUST SCHERL G. m. b. H., BERLIN SW. 68.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

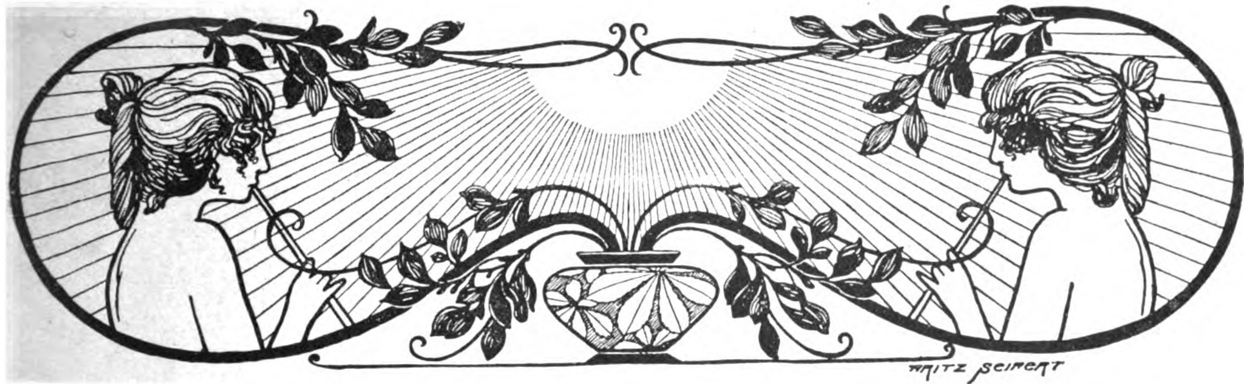
Generated on 2019-06-06 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

AP
30
W83:13.2
+

Generated on 2019-06-06 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY



I. SACHREGISTER.

1. Romane, Erzählungen und Skizzen.

2. Belehrende Aufsätze.

3. Unterhaltende Aufsätze.

78383
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

4. Gedichte.

5. Ständige Rubriken.

II. Alphabetisches Register.

Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.

A.

B.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

C.

D.

E.

F.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

L.

M.

N.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

O.

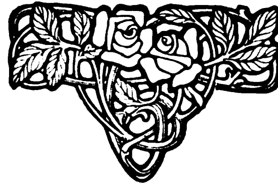
P.

R.

S.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

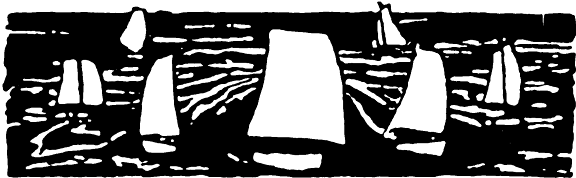


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

DIE·WOCHE

Nummer 13. **Berlin, den 1. April 1911.** **13. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 13.



Die sieben Tage der Woche.

23. März.

Der Kaiser und die Kaiserin kehren von Kiel nach Berlin zurück und reisen abends mit der Prinzessin Viktoria Luise und dem Prinzen Joachim nach Wien.

Die mecklenburgische Regierung verzichtet angesichts der ablehnenden Haltung der Landstände auf die Weiterberatung der Verfassungsvorlage.

Aus Rußland kommt die Nachricht, daß der Ministerpräsident Stolypin im Amt bleibt. Der Zar hat ihn bewogen, das bereits genehmigte Abschiedsgesuch zurückzuziehen.

24. März.

Das Kaiserpaar trifft in Wien ein (Abb. S. 519) und wird am Nordbahnhof vom Kaiser Franz Josef empfangen.

Der dänische Reichstag nimmt endgültig die Vorlage über die Abschaffung der Prügelstrafe an.

Der russische Reichsrat lehnt mit 134 gegen 23 Stimmen das Gesetz über die Einführung der Semstwos in den westlichen Gouvernements ab, das die Ursache des Konflikts mit Stolypin war.

In Sofia stirbt, 84 Jahre alt, der frühere bulgarische Ministerpräsident und Begründer der nach ihm benannten Partei Dragan Zankow (Port. S. 522).

25. März.

Das Kaiserpaar und die Prinzessin Viktoria Luise treffen, von Wien kommend, in Venedig ein (Abb. S. 520).

Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg wird vom Kaiser zum Generalmajor ernannt.

In Rußland werden der Reichsrat und die Duma durch Ukas des Zaren auf drei Tage vertagt. Die Hauptgegner Stolypins im Reichsrat, Trepow und Durnowo, werden bis zum Schluß des Jahres beurlaubt.

Die russische Regierung stellt China für die Annahme ihrer Forderungen ein Ultimatum bis zum 28. März.

Aus Mexiko wird gemeldet, daß die Insurgenten den Regierungstruppen bei Chihnahua eine neue Niederlage beigebracht haben.

In Neuyork kommen bei dem Brand eines achtstöckigen Hauses, in dem sich eine Zelluloidfabrik befindet, 150 Menschen ums Leben.

26. März.

In der Nähe von Kassel stürzt der Ballon „Altenburg" in die hochgehende Fulda. Die vier Insassen werden gerettet, nur einer von ihnen wird verletzt.

27. März.

Das Königreich Italien feiert das Jubiläum seines fünfzigjährigen Bestehens. Das Kaiserpaar sendet von Venedig aus ein Glückwunschtelegramm an König Viktor Emanuel.

Durch Ukas des Zaren werden die Semstwos in den westlichen Gouvernements Rußlands eingeführt.

Der Präsident der russischen Duma Gutschkow legt sein Amt nieder.

28. März.

Das Kaiserpaar tritt an Bord der „Hohenzollern" von Venedig aus die Reise nach Korfu an.

Der chinesische Gesandte in Petersburg teilt der russischen Regierung mit, daß China alle Forderungen Rußlands bewillige.

In Konstantinopel wird der deutsche Instruktionsoffizier Oberstleutnant von Schlichting im Dienst von einem albanischen Soldaten erschossen.

29. März.

Das Kaiserpaar trifft in Korfu ein, das Kronprinzenpaar begibt sich von Aegypten dorthin.



Ein Dichter des Volkes.

Von Peter Rosegger.

Es werden jetzt wohl nahezu zwanzig Jahre her sein, seit mir ein alter Freund in Wien einen jungen Dichter für meinen „Heimgarten" empfahl. Dieser sei aus Tirol, bäuerlichen Geblüts entstammend, studierter Mediziner und wolle sich in der Donaustadt eine ärztliche Praxis gründen. Indes scheine er sich in der menschlichen Seele mindestens so gut, wenn nicht besser auszukennen als an dem menschlichen Körper. Sein Name sei Karl Schönherr.

Mich hat damals diese Nachricht deshalb besonders interessiert, weil mir der Name Schönherr aus einem Familiendokument bekannt war. Vor mehreren hundert Jahren hat eine Anna Roßegger aus Krieglach Alpel in Steiermark einen Andreas Schönherr geheiratet und ist mit ihm fortgezogen. Es wäre mir kein geringer Stolz, zwischen dem Dichter Karl Schönherr und mir eine Familienverwandtschaft nachweisen zu können. Aber ich weiß nicht mehr, als was oben gesagt wurde. Eine Seelenverwandtschaft ist vorhanden. Das habe ich schon damals gespürt, als mir einige Skizzen Schönherrs aus dem Tiroler Volksleben vorlagen, wovon etliche voll bummelwitzigen Humors, etliche voll schwerer Tragik waren. Ein Kenner des alpinen Volkstums, nicht ein Stadtmensch, der Bauerngeschichten schreibt, sondern ein Berglandblut, das aus sich selbst schöpft. Ein Geber und Herrscher, ein Bauernaristokrat, wie sie nur noch im Tirolerland wachsen.

Kurze Zeit vorher war Ludwig Anzengruber gestorben. Der hatte in seiner genialen Art alpbäuer-

Copyright by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

liche Gestalten mit städtischer Denkweise, mit modernen Tendenzen vereint. Hier, in Karl Schönherr, schien ein Dichter gekommen zu sein, der die Bauernseele nicht ausweitete nach gleichmachender Kultur hin, sondern sie vertiefte in sich selbst. Das haben seine tirolischen Dialektgedichte, die „Inntaler Schnalzer", „Allerhand Kreuzköpf", „Tiroler Marterln" schon angedeutet, noch bevor die Dramen gekommen sind. Diese Tiroler Bauerndramen voller Urständigkeit, festgedrängter Härte und Schwere. „Die Bildschnitzer", „Sonnwendtag", „Die Karnerleut'", das war schon klingend hartes Metall; dann kam das Bauerndrama „Erde" und endlich die Tragödie eines Volks „Glaube und Heimat".

Als dieses Drama vor kurzem Kaiser Wilhelm in Kiel angesehen, sagte er begeistert, er glaube, daß in Karl Schönherr der deutsche Dichter erstanden sei, der bisher dem deutschen Volke noch fehle. Wie ist das gemeint? Haben wir doch eine stattliche Anzahl deutscher Dichter, besonders Dramatiker, die aus dem Volk und für das Volk schreiben, und deren Darstellungen sowohl aus städtischem Hinterhause, aus Proletarierkreisen sowie aus Bauerngehöften und Almhöhen sehr beliebt sind. Allerdings, manchem dieser Dichter geht es nicht um Wahrheit, sondern um Effekt; seine Kunst ist nicht ein Feuer, das läutert und leuchtet, sondern eine in Asche glühende Glut, die wilde Brände entfacht. — Eine zweite Aeußerung des Kaisers erhellt die erste: Es habe ihn gefreut, daß in „Glaube und Heimat" alles vermieden worden, was Religionsstreitigkeiten hervorrufen könnte, daß das Schwergewicht auf das rein Menschliche gelegt worden sei. Alles sei echt und wahr, voll aus dem Leben gegriffen. — Schlichter und treffender kann allerdings diese Tragödie eines Volkes kaum gekennzeichnet werden.

Gewiß hatte es der Dichter diesmal leicht, in der Ausführung jegliche Tendenz zu vermeiden, weil die „Tendenz" eben schon im Stoffe liegt. Das haben bei uns jene kirchlichen Kreise wohl erkannt, die das Stück verboten wissen wollten. Es gibt geschichtliche Vorgänge und Völkerschicksale, die — solange sie schon vergangen sein mögen — den Nachfahren wie ein Vorwurf, wie eine Mahnung, als „Tendenz" empfunden werden. Was in der Kunst unser Gewissen beunruhigt, das fühlen wir zum mindesten als eine unbehagliche Anspielung. Unsere Zeit mit ihren Religionsstreitigkeiten, die zuweilen feindselig bis zur Gewalt werden möchte, kann Schönherrs Drama nicht ohne Augenliderzucken anschauen.

„Red' nit viel und geh' dein' Glauben nach!" heißt es da. Wir machen es umgekehrt. Wir reden viel vom Glauben und gehen ihm nicht nach. Das Schicksal unserer Vorfahren in den Alpen, von dem Schönherrs neues Drama so erschütternde Kunde gibt, ist eine Blutzeugenschaft gewesen. Damals handelte es sich nicht um mehr oder minder theologisches oder geistreiches Sprechen, Lehren und Zanken, sondern um das laute, persönliche, furchtlose Bekennen. Die Bibel verlangt unerschrockenes Bekennen! Wenn nun jene evangelischen Aelpler vor katholischer Gewalt ihren Glauben nicht verleugneten, sondern bekannten, so mußten sie fort von ihrer uralten Heimat, mit Weib und Kind, alt oder jung, gesund oder krank; sie wurden ausgetrieben, arm und elend, in ein fremdes, unbekanntes Land. Viele und viele Tausende solcher Bekenner haben zur Zeit der Gegenreformation so ihre Scholle, die sie ernährt, ihre Matten, auf denen die Jugendluft geblüht, ihre Friedhöfe, auf denen die Ahnen ruhten, für immer verloren. Der Aelpler, der wie kein anderer deutscher Mann an Heimweh vergeht! In einem früheren Stück, „Erde", hat der Dichter gezeigt, wie eisenfest echtes Bauernblut sich an die Scholle schweißt. Nur eines kann noch stärker sein als der Heimhang — der Glaube. Wenn unsere modernen Geister, die so verachtend auf den religiösen Glauben des Volkes herabhöhnen, wenn sie wüßten, welch eine Kraft und Seligkeit in diesem Glauben verborgen sein kann, und was sie anstellen, wenn sie ihn zerstören! —

Schönherrs „Glaube und Heimat" ist ein Trauerspiel, aber ein versöhnendes, ein erlösendes. Die Poesie ist frömmer und gerechter als die Geschichte. Im Drama verzeiht der Gepeinigte dem Feind und führt dadurch in diesem die Umkehr herbei. Als der Reiter, der die katholische Macht verkörpert, an den Menschenopfern sieht, was er angerichtet hat, zerbricht er schweigend sein Schwert. Diesen zutiefst erschütternden, recht menschlichen Zug hätte der Tendenzdichter — wenn er ihm auch eingefallen wäre — vermieden. Die moderne Kunst ist ja so gern darauf aus, das Elend der Menschheit ohne Gegengewicht darzustellen und es dadurch noch mehr zu verelenden. Das ist nun freilich eine Fälschung, denn es ist auf Erden neben allem Häßlichen sehr viel Schönheit, neben allem Leid sehr viel Glück vorhanden. Diese Schönheit und dieses Glück sollte uns die Kunst nicht unterschlagen, vielmehr das Leben erhöhen, reinigen, verklären. Wenn sie nicht mehr und nicht Besseres gibt als der Alltag, dann hat sie keinen Zweck. Dann sind alle Unterstützungen und Stiftungen, die der Kunst gewidmet werden, nicht bloß nutzlos, sondern geradezu schädlich, weil sie den Jammer künstlerisch und künstlich vergrößern helfen.

Der Deutsche Kaiser und mit ihm der noch gesunde Teil des deutschen Volkes sehnt sich nach Dichtern, die irdisches Leid verklären, menschliche Größe verherrlichen. Und so ist der Ausspruch vom Dichter, der da kommen soll, gemeint gewesen. —

Künstlerisch hat Schönherr wiederholt gezeigt, welche Wirkung auf der Bühne stummes Spiel hervorbringt. Die schönen Worte sind in „Glaube und Heimat" vermieden. Keine einzige Phrase, die dem Bauernmund nicht liegt, die aus anderen Ständen hineingetragen wäre, kommt im Stück vor. Knapp und halb gebrochen ist die Rede, und manch wichtigste Szene vollzieht sich wortlos. Ich glaube in seinem „Sonnwendtag" ist es, daß in der letzten Szene eine alte, bisher katholischfromme, schwer enttäuschte Frau stumm und halb verloren ihren Hausaltar abbricht und damit ergreifend erkennen läßt, was in ihr vorgeht. Eine noch größere Wirkung erzielt in „Glaube und Heimat" der Reiter mit dem stummen Zerbrechen des Schwertes. Auf einer kleinen Bühne hat man diese Geste als nebensächlich weglassen wollen, da riß es mich, dreinzureden: Wenn sie das Stück so wenig verstünden, sollten sie es am liebsten unaufgeführt lassen. —

Als ich gleich nach Erscheinen dieses Stück aus dem Buch kennen lernte, war meine Meinung: es ließe sich nicht vertheatern, so fest und geschlossen dramatisch es auch gebaut ist. Wo gibt es ein anderes Volksstück, in welchem eine historische Zeit und die Naturart unserer Aelpler so eng und stramm auf ein paar Stunden und ein paar Bretter verdichtet wären? Insofern war es doch gewiß für die Bühne geeignet. Aber jene dumpfe, grenzenlose Not, die unsere der Ver-

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bannung hingeworfenen Vorfahren erdulden mußten, ließe sich nach meiner Meinung nicht auf die Bühne bringen. Und einer, der diese Menschen in- und auswendig kennt, wird selbst mit der besten Aufführung kaum zufrieden sein können. Wie sollen unsere Schauspieler, die schön sprechen und kunstgerecht sich bewegen gelernt haben, die höchstens auf Theaterbauern eingeschult sind, die zur Not nur eine Theatermundart vorbringen, wie sollen sie Menschen darstellen, deren wettersteife Glieder von Arbeit gekrümmt sind, und die am liebsten schweigend wirken, leiden und sich in ihrer besonderen Art ausdrücken! Ich habe trotz hervorragender Künstler nie ein Bauernstück gesehen, das in voller Natur dargestellt worden wäre. Und Schönherrs Dramen vor allem verlangen Natur.

Man wird vielleicht gegen meine Theaterskeptik Einwendungen erheben. Was „Glaube und Heimat" betrifft, dürfte folgendes stimmen: Keine Aufführung kann so gut sein, um dem Stück völlig zu entsprechen, und keine so schlecht, als daß sie ohne Wirkung bliebe. Das eben ist in der Dichtung das Geheimnis des rein Menschlichen.

Man wird nun nach dem Inhalt des Dramas fragen. Ich halte solche Inhaltsangaben nicht für gut. Sonst würde der Erzähler, der Dramatiker wohl selbst in einer Vorrede zu seinem Buch die Fabel desselben verraten. Das tut keiner, weil er dem Kunstwerk nicht vorgreifen will, weil er die Spannung der Leser oder Zuschauer nicht schwächen mag. Der Stoff des Dramas ist bekannt. Die Menschen der Gegenwart haben andere Ideale, aber keins griff je so tief ins Herz als das des Glaubens, kein Ideal hat je so viel Märtyrer gemacht als der Glaube. Und so viel davon ist selbst dem Modernsten von heute noch übriggeblieben, daß er nach der Aufführung dieser Tragödie unserer Vorfahren erschüttert nach Hause geht.

Neben den großen Werken Schönherrs gehen ihm auch kleine Arbeiten leicht von der Hand. Eben in den letzten Tagen ist von ihm ein Büchlein erschienen: „Aus meinem Merkbuch". Literarische Holzschnitte. Tiroler, gleichsam aus klinghartem Ahornholz geschnitzt. Und trotzdem lebendig zum Mitgehen! Kleine Bauerngeschichten und Gestalten lustiger und tragischer Art. Mehr die letztern. Schönherr hütet goldenen Humor, aber er gibt ihn zu selten in Umlauf. Seine finstere Tragik will liebliche Sonnenstrahlen nicht dulden. Deshalb haben bei „Glaube und Heimat" manche Zuschauer die Empfindung, als ob die zwei jungen Liebesleute, das an sich köstliche Vagabundenpaar „Die Trapperln", nicht recht in das Stück gehörten. An einigen Bühnen soll man sie sogar gestrichen haben. Gewiß mit Unrecht, es muß doch auch gezeigt werden, wie solche die Vertreibung aus der Heimat hinnehmen, die keine haben. Sie haben keine Scholle und kein Dach, sie haben nichts als ihr junges Leben, das sie einander schenken. Der Hablosigkeit und Bedürfnislosigkeit kann die Gewalt des Reiters nichts anhaben. Lasset doch auf diese wundersame Blume einen Sonnenstrahl fallen! —

Zeit und Raum drängen mich, diese beiläufige Plauderei zu schließen. Man würde vielleicht noch gern etwas hören von der Persönlichkeit des Tiroler Dichters, der so kräftig auf den Plan getreten ist. Er lebt in Wien ernst und zurückgezogen, ein wenig wortkarg, ein wenig herb, innere Wärme und Milde gern verbergend — einer aus seinen dichterischen Gestalten. Zur Sommerzeit wird er sich wohl am liebsten in seinen Tiroler Bergen umtreiben, denn er ist mit seinem Können so fest an die heimatliche Scholle gewachsen wie die Rottleute seiner Tragödie. Und sollte es dem heute zweiundvierzigjährigen Mann einmal beikommen, wie der junge „Spatz" lustig in die Fremde ziehen zu wollen, sein Talent nach bekannten Mustern auf andern Gebieten zu versuchen, so müßte ich ihm heftig zuschreien: „Bleib daheim! Die Sänger und die Propheten hausen auf den Bergen!"

TANZWALZER
der
„WOCHE"



Alle Welt interessiert sich für die Tanzwalzer der „Woche", die im Wettbewerb der 4222 Kompositionen preisgekrönt worden sind. Die beiden Walzer-Abende der „Woche" in der Philharmonie, auf denen sie zum erstenmal öffentlich gespielt und getanzt worden sind, bildeten wochenlang das Tagesgespräch von Berlin. Mit Begeisterung haben die vielen tausend Festbesucher unsere Walzer aufgenommen, und überall wünscht sie jetzt die tanzlustige Jugend zu hören. Glänzend ist auch der Absatz des schmucken Sonderheftes mit dem tanzenden Pärchen auf dem gelben Umschlag: in kurzer Zeit sind

43,429 Exemplare verkauft

worden. Das 44.—50. Tausend ist erschienen. Anfang April wird die zweite Sammlung „Tanzwalzer der Woche" herausgegeben. Sie umfaßt die fünf preisgekrönten Walzer „Schmetterlingswalzer", „Jugenderinnerungen", „Maientanz", „Straussiana" und „Valse d'amour". Auch das neue Sonderheft wird 1 Mark 50 Pf. kosten. Alle diese Walzer sind auch orchestriert und in der Ausgabe für grofzes und für kleines Orchester sowie für Pariser Besetzung (Verlag Adolph Fürstner, Berlin) durch die Musikalienhandlungen zu beziehen.

August Scherl
G. m. b. H.

Römische Festpräludien.

Von Alfred Georg Hartmann.

So ist denn nun auch Rom in die große Festzeit eingetreten. In Florenz wurde der fünfzigste Tag der Errichtung des Königreichs Italien, das „Cinquantenario dell' unità italiana“ durch die Eröffnung einer großen historischen Porträtausstellung gefeiert. In Turin zogen kürzlich die Bürgermeister Italiens im prunkvollen Festzug durch die Stadt. Der 14. März, der Tag, auf den die Gründung des Einheitstaates fiel, war der Anlaß zu Hunderten von Depeschen, die die diplomatische Höflichkeit hinüber und herüber schickte. Alle Garibaldi-Denkmäler des Königreichs ziert heute der ewiggrünende Lorbeer. Die Feste, die bis in den Oktober hinein das Land in Spannung halten, sind Legion. Neben Turin, wo eine Weltausstellung vorbereitet wird, steht Rom mit seinen Veranstaltungen obenan. Die Kunst und die Geschichte, die Industrie und der Sport, alles gibt sich in dieser kostbarsten aller Städte ein Stelldichein, um nachdrücklich von Italiens Größe zu zeugen. Und auch das schaulustige Volk kommt nicht zu kurz. An solennen Fürsteneinzügen ist kein Mangel, und öffentliche Feste aller Art werden selbst den Geringsten unter den italienischen Erdenbürgern schließlich etwas von dem Glanz und von dem Aufblühen seines Vaterlandes spüren lassen.

Als ich vor acht Tagen den geweihten römischen Boden betrat, merkte man allerdings noch wenig von den festlichen Vorbereitungen. Es ging in der Stadt alles seinen gewohnten Gang. In den Straßen und auf den Plätzen herrschte jenes laute, vielstimmige, teilweise noch recht bunte Leben, das am Abend, wenn mit echt italienischem Furor die Zeitungen ausgerufen werden, seinen Höhepunkt erreicht. Hotel und Privatwohnungen sind nicht überfüllt, aber doch über das gewöhnliche Durchschnittsmaß hinaus belebt. Der reiselustige Deutsche ist unter den Fremden im Uebergewicht.

Die Ausstellung auf dem Gelände der Vigna Cartoni hinter dem Monte Pincio und der Villa Borghese ist zwar jetzt offiziell eröffnet, aber noch ganz unfertig. Sie hat die Weihe, aber der Tag, wo der letzte Arbeiter befriedigt zur Piazza del Popolo hinuntersteigt, wird wohl erst im Juli heraufdämmern. So „wüste und leer“ sieht es noch dort aus. Die zwölf Kunsttempel, in denen Italien, Deutschland, Oesterreich, Ungarn, England, Serbien, Frankreich, Belgien, Rußland, Spanien, Amerika und Japan ihre Schätze ausbreiten, ragen äußerlich fix und fertig in keuschem weißem Verputz majestätisch zum Himmel. Die Straßen und Wege sind geebnet; der Rasen wird eben gesetzt („gesät“ darf man in unserer mit elektrischer Geschwindigkeit arbeitenden Zeit ja nicht mehr sagen); Blumen prangen, Fahnen wehen; aber es bleibt noch viel zu tun, bis man über diesen gigantischen Wettkampf der Völker abgeschlossen berichten kann. Als am Montagnachmittag der König, begleitet von einem glänzenden Hofstaat, die Ausstellung für eröffnet erklärte, da waren von den beteiligten zwölf Nationen im Grunde erst die Engländer und Ungarn fertig, der deutsche Pavillon wird am 2. April durch den König eröffnet. Ueberall spürte man die Hast, mit der man in letzter Stunde das Ausstellungsgelände für diesen Festakt von allen beleidigenden Zufälligkeiten gesäubert hatte. Was vor allem auffällt, ist die wundervolle Lage des Ausstellungsgeländes, das, aus einem Tal zu welligen Hügeln aufsteigend, dem Blick immer neue Ueberraschungen gewährt. Die immergrünen Wälder der Villa Borghese stehen ernst vor dem Tor und trotzen weiter dem schwankenden Wechsel der Zeiten. Im Tal träumt, eng angeschmiegt an die moderne Künstlersiedlung, die altehrwürdige Villa di Papa Giulio, die Vignola unter Mithilfe von Vasari und Michelangelo für Papst Julius III. gebaut hat. Und gleichsam als Kranz um dies alles herum, bald da, bald dort hingesetzt, Blütenbaum an Blütenbaum, zartrosige Blütenbäume, die ihre Wunderdüfte von den Höhen herunterschicken.

Die Architektur des deutschen Ausstellungspalastes unterscheidet sich von der der andern Gebäude nicht allein durch ihre Einfachheit, sondern auch durch ihre Ruhe und durch ihre sichere Geschlossenheit. Ueberall steht sonst der italienische Palastbau im Vordergrund. Der deutsche Architekt Professor Bestelmeyer hat sein Ausstellungshaus ohne Zuhilfenahme derartiger historischer Vorlagen geschaffen. Der Grundriß, der als Kern eine gekuppelte Vorhalle und einen sich daran anschließenden offenen Säulenhof zeigt, nutzt die gegebenen Möglichkeiten nach jeder Richtung hin aus, und die Architektur stellt sich, trotzdem die Wandflächen nicht durch Fenster unterbrochen werden konnten, als ein massig gegliederter, durchaus belebter Organismus dar, in dem sich die markige Wucht des deutschen Geistes ein schönes Symbol geschaffen hat. Nach den Werken zu schließen, mit denen unsere führenden Künstler hier in Rom vertreten sind, wird die Ausstellung zweifellos ein großer Erfolg für Deutschland werden. Darin, daß man dem romanischen Geist nicht die geringsten Konzessionen machte, darf man eine besondere Stärke der deutschen Sache erblicken.

Wenn man hier in der Stadt so wenig von den Vorbereitungen zu den Feierlichkeiten spürt, so kommt das daher, daß die Gelände, auf denen die Ausstellungen veranstaltet werden, die Vigna Cartoni wie auch die Piazza d'Armi, außerhalb der Stadtmauern liegen. Im Zentrum Roms wird nur überall tüchtig „gebuddelt“. (Das beweist auch hier, daß irgendein großes Ereignis im Anzug ist.) Sonst sieht man wenig Veränderungen. Am imposanten Viktor-Emanuel-Denkmal, das den Korso nach dem Kapitol zu abschließt, schaffen jetzt Hunderte braver Arbeiter, damit zu den 25 Jahren, die man schon daran baut, ja nicht noch ein Lustrum hinzugefügt werde. Steigt man dann das Kapitol hinauf, so nimmt man auf dem prachtvollen Platz mit den drei michelangelesken Palästen einen merkwürdigen Umbau wahr, der nur vom Standpunkt praktischer Erwägungen aus gutzuheißen ist, um so im Innern für die große Eröffnungsfeier, die am Montag mit dem König und der Königin in der Mitte eine erlesene Schar von Männern und Frauen dort versammelte, eine ungehinderte Benutzung zu ermöglichen. Man hat, wie früher schon einmal, den freistehenden Senatorenpalast mit dem Kapitolinischen Museum und dem Konservatorenpalast durch provisorische Einbauten im Stil dieser Bauwerke miteinander verbunden, um so im Innern eine ungehinderte Benutzung

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der drei Palazzi zu ermöglichen. Solche Kulissen, die übrigens die Alterspatina mit einer solch unglaublichen Virtuosität nachahmen, daß der Laie diesen Eingriff kaum merkt, scheint man übrigens im heutigen Rom sehr zu lieben. Denn man hat auch unten an der Piazza Colonna ein derartiges, übrigens bewohnbares „Rothaus“ aus unechtem Material errichtet, um einen Komplex von alten, baufälligen Häusern den schönheitsuchenden Blicken der Rombesucher zu entrücken.

Ein weiteres Geschenk der Stadt in diesen Festtagen ist die Eröffnung einer neuen Trambahnlinie, die von der Piazza Colonna aus nach der Piazza Santa Croce in Gerusalemme fährt. Das ist für die Römer ein Ereignis, genau wie der jetzt so heiß diskutierte Ministerwechsel oder der auf der Piazza San Silvestro wie ein Weltwunder aufgetauchte Hosenrock, dessen schöne Trägerin nur mit Mühe vor der „Abbasso!“ („Nieder!“) rufenden Menge durch galante Karabiniers geschützt werden konnte.

Jetzt werden in den Straßen zum Quirinal auch schon die Flaggenmaste errichtet, deren wehende Wimpel eben jetzt dem Königzug zum Kapitol den Weg wiesen, und die auch nächstens am 5. April beim Einzug des deutschen Kronprinzen der Bevölkerung von der außergewöhnlichen Feier weithin Kunde bringen sollen.

Die zweite große Ausstellung auf der Piazza d'Armi wird erst Ende April eröffnet werden. Hier will Italien selbst mit einem kolossalen Aufwand von Baulichkeiten alles das vorführen, was es in seinen verschiedenen Provinzen an Industrieprodukten Tüchtiges hervorbringt. Auch hier werden die Arbeiten mit einem wahren Feuereifer gefördert. Die vielen Bauten sind fast alle im Rohbau fertig.

So schafft das vielbewunderte alte Rom jetzt für den neuen Zeitgeist eine Herberge, in der alle Errungenschaften der modernen Technik ausgenützt werden. Getrennt vom alten Stadtbild, ist sie doch ein Teil dieses wunderbar gefügten Ganzen. Daß dieser Hymnus auf die moderne Arbeit gerade in Rom erschallt, wo der Sinn so gern — o wie gern! — auf Vergangenes gerichtet ist — ist wohl ein sicherer Beweis dafür, wie Italien und seine Hauptstadt vorwärts strebt. Und der Fremde, der jetzt die Fahrt nach Rom wagt, hat daraus doppelten Gewinn: er sieht hier beglückt über Jahrtausende zurück, und vor ihm liegt im Frühlingswehen das knospende neue Italien, wie es sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer reicher entfaltet.

Reisetagebuch aus Südamerika.

Von Georges Clemenceau.

Alle Rechte vorbehalten. Copyright by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

VII.

In diesem ungeheuren, von überquellender Schaffensfreude erfüllten Land darf ein Reisender, der nur über einige Wochen verfügt, nicht darauf rechnen, vollständige und bis ins einzelne gehende Beobachtungen anstellen zu können. Ich berichte nur Selbstgesehenes, aber man mag wohl schon gemerkt haben, daß ich das meinen Blicken Gebotene nach Herzenslust ausdeute und so versuche, seinen sozialen Wert abzuleiten, und daß ich einem jeden Gelegenheit gebe, sich sowohl über die Tatsache selbst wie über meine Auslegung ein Urteil zu bilden.

Ich mache diese Bemerkungen, um meinen Gemützustand in dem Augenblick zu erklären, wo ich im Begriff war, Buenos Aires zu verlassen und einen Reiseplan zu entwerfen, den ich infolge meiner beschränkten Zeit in bedauerlicher Weise knapp bemessen mußte.

Man hatte mir gesagt: „In Cordoba werden Sie eine Stadt von lauter Mönchen sehen. Mondoza wird Ihnen das anziehende Schauspiel schöner, von Pappeln eingefaßter Wasserläufe, ausgedehnter Rebenanlagen und zugleich einer vervollkommneten und in bemerkenswerter Weise ausgebildeten Weinindustrie bieten. In Tucuman finden Sie Zuckerrohrplantagen nebst den Fabriken zu ihrer Ausbeutung und ferner den Beginn des großen Waldgebietes.“ Bewässerungsanlagen, Pappeln, Weinberge und selbst Mönche hatte ich schon gesehen. Darum nahm ich mir ohne Zögern Tucuman zum Ziel; ein Aufenthalt in Rosario, der zweitgrößten Stadt des argentinischen Landes, verstand sich dabei von selbst.

In seinem Aeußern unterscheidet sich Rosario de Santa Fé nicht merklich von Buenos Aires. Die gleiche prunkvolle Bauart, das gleiche Streben nach Großartigkeit, die gleiche Geschäftigkeit, alles natürlich in beschränkteren Verhältnissen. Sein Dasein verdankt Rosario dem Hafen, der den Paraná beherrscht. Die Ursache des wunderbaren Anwachsens der Stadt liegt im Bau der zahlreichen Eisenbahnlinien, die in den Provinzen Santa Fé, Cordoba und Santiago del Estero eine ungeheure Entwicklung des Ackerbaues hervorgerufen haben; die Eisenbahnen leiten die Getreideernten (die Hälfte der gesamten Körnerausfuhr Argentiniens) aus dem Land, während der Paraná für die Schiffahrt vom Oberlauf des Stromes und vom Paraguay bis zur Mündung des Rio einen Wasserweg von mehreren tausend Kilometer bietet.

Von der möglicherweise vorhandenen Schönheit der Stadt kann ich nichts melden. Als ich sie sah, war infolge von Erdarbeiten das Oberste zu unterst gekehrt; ich tröste mich mit der Hoffnung, daß die Stadt dank diesen Umwälzungen in Bälde mit Parkanlagen ausgestattet sein wird, die den Reisenden in Entzücken setzen. Ein vorzüglicher, sehr moderner Gasthof schien mir verheißungsvoll. Die Aufnahme, die ich fand, hat hier wie allerwärts Wünsche und Erwartungen übertroffen. Doch fand ich eben wegen der städtischen Arbeiten die Stadt im Fieber einer Spekulationskrise, deren Gegenstand der Grund und Boden war. Ich hörte nur fabelhafte Geschichten erzählen und war ganz nahe daran, mir für vier Sous irgendeinen Fetzen Land zu kaufen, der heute — oder vielleicht auch später — zweifellos hundert oder zweihundert Millionen wert sein müßte.

Wenn die unglaubliche Zunahme des Getreidebaues das Glück von Rosario gemacht hat, so darf man darum doch nicht glauben, daß in der Provinz Santa Fé die Viehzucht vernachlässigt werde. Ein glücklicher Zu-

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fall wollte es, daß meine Ankunft genau mit der Eröffnung des großen, jährlichen Wettbewerbs der Viehzucht zusammenfiel. Von Pferden und Hornvieh hatten die benachbarten Provinzen einige ihrer bemerkenswertesten Proben gesandt. Immer ist Ueberfluß in den schönsten englischen Rassen vorhanden, ohne daß darum unsere normannische Pferdezucht nicht auch sehr schön vertreten wäre.

In Rosario sind wir noch nicht ganz ohne Zusammenhang mit dem Leben von Buenos Aires. Heutzutage macht man die Fahrt von der einen Stadt zur anderen (300 Kilometer) in fünf Stunden. Die Fortsetzung der Reise bis zur Stadt Tucuman (1100 Kilometer von der Hauptstadt) bringt uns ein ganz neues landschaftliches Bild. Als ich morgens früh bei lachendem Sonnenschein erwache, ist meine erste Entdeckung die, daß wir in einer Wolke von Staub dahinfahren, die jede Aussicht undurchdringlich versperrt. Mit einer Liebenswürdigkeit, für die ich nicht dankbar genug sein kann, hatte der Präsident der Republik Herr Figueroa Alcorta mir seinen eigenen Waggon zur Verfügung gestellt, um mir die Reise bequemer zu machen. Ich habe in einem vorzüglichen Bett bei geschlossenen Fenstern und Vorhängen gut geschlafen. Aber der argentinische Staub kennt kein Hindernis. Das Wort der Heiligen Schrift, das uns die Rückkehr zum Staub prophezeit, scheint mir hier erfüllt zu sein. Mein schönes Schlafzimmer, mein luxuriöser Toilettenraum mit seiner einladenden Dusche, meine Kleider, mein Gepäck und ich selbst sind mit einer dichten Schicht feinen, roten Staubes bedeckt, der schon unangenehm aussieht, aber noch schlimmer für die Atmungsorgane ist. Ja, während ich vertrauensvoll schlief, nahm der Staub, der souveräne, vom Eisenbahnzug, von den Reisenden, von der ganzen Außenwelt Besitz, soweit unsere staubgefüllten Augen sie erblicken können. Die Bahnhöfe sind Haufen roten Staubes; jeder Mensch ist eine wandelnde rote Säule; ein Reiter, ein Fahrzeug wirbelt als Staubwolke vorüber. O Schrecken! Im tiefsten Grunde meines Koffers ist ein schönes, weißes Hemd wie eine überraschte Jungfrau errötet. Ich mache Toilette mit roter Seife, roten Handtüchern, und mein Gesicht ist in lautersten Karmin getaucht. Die Färbung des Indianers findet so zweifellos ihre endgültige Erklärung.

Tucuman ist in Sicht.

Nach dem Holpern auf den Straßen ist der erste Eindruck, den man von Tucuman empfängt, der, daß man sich in einem Kolonialland befindet. Ueberall Halbhäuser, die in aller Eile errichtet zu sein scheinen, aber durch den Patio (Hof) etwas Einladendes bekommen und eine sehr bequeme Verteilung der Wohnräume im Schatten der Baumwipfel aufweisen. Der Indianer ist durch die Mestizen der wahre König von Tucuman, diesem „Garten der Republik", von dem es heißt, daß in ihm die Frauen schöner sind als die Blumen.

Wirklich sieht man überall bronzefarbene Gesichter, in deren beiden von stolzer Gleichgültigkeit erfüllten Augen das Feuer schwarzer Diamanten zu lodern scheint. Ihr langer, schwerer Blick drückt etwas Rätselhaftes aus, was es in Europa nicht gibt. Einfachheit, Würde, Wortkargheit, langsames Gebärdenspiel — eine eindrucksvolle Harmonie des Wesens. Ich weiß nicht, ob die herrschende Rasse dereinst die Charakterzüge der Eingeborenen verwischen oder auslöschen wird. Bis jetzt scheint das unveränderliche Gepräge, das vom amerikanischen Blut ausgeht, noch keinerlei Beeinträchtigung erlitten zu haben. Manche Frauen sind sehr schön. — Die französische Kolonie in Tucuman ist ansehnlicher, als ich vorausgesetzt hatte. Ich werde ihr meinen Besuch abstatten, wenn ich von Santa Ana zurückkomme, wo ich das Gut des Herrn Hilleret besuchen will. Unterwegs bewundere ich die großen, gut angelegten Hauptstraßen, den Unabhängigkeitsplatz, auf dem sich zur Erinnerung an die Schlacht von Tucuman (1812) das Standbild des Generals Belgrano erhebt, und den neuen vornehmen Regierungspalast. Etwa 60 000 bis 80 000 Einwohner. Stadt mit starkentwickeltem Handel. Unebenes, zerklüftetes Gelände. Hohe Berge, fruchtbare Ebenen, die für den Anbau von Zuckerrohr, Tabak, Apfelsinen und den schönsten Blumen sehr geeignet sind. Schöne Wälder von edlem Charakter, die man mitleidlos verwüstet, um mit ihrem Holz die Fabriken zu speisen. Zuckerrohrpflanzungen ohne Unterbrechung bis hin nach Santa Ana, wo Herr Hilleret, der mit einer Schar Arbeiter zum Eisenbahnbau nach Argentinien gekommen war, eine Zuckerfabrik gegründet hat, die es ihm ermöglichte, — staatliche Begünstigung wirkte dabei mit — viele Millionen bei seinem Tod zu hinterlassen. Wir werden in einem gastlichen Haus, das den Geschmack eines Pariser Architekten bekundet, großartig empfangen. Parke und künstlerisch angelegte Gärten, in denen die Heuschrecken gar zu schlimme Spuren ihres Besuches hinterlassen haben. Ich bewundere besonders die schönen Gruppen von Bambus und die unechten Baumwollstauden mit ihren dicken Bällen von weißem Flaum an den Zweigenden; auf diesen Zweigen girrt eine winzige graue Taube, und ihre Stimme klingt wie das leise Klagen eines Kindes.

Herr Edmond Hilleret, der älteste Sohn des Gründers der Fabrik von Santa Ana, hatte mir den Genuß einer Tapirjagd versprochen. Die Aussicht auf ein dreitägiges Kampieren im Wald war nicht dazu angetan, uns abzuschrecken. Aber ein Mitglied des Tierschutzvereins hatte mir in lebhaften Farben ausgemalt, wie schändlich es sei, Hunde auf ein harmloses Tier zu hetzen, und die Vorsehung hatte, jedenfalls von gleichen Gesichtspunkten ausgehend, den Jagdleiter mit einem Anfall von Blinddarmentzündung heimgesucht, der eine Operation nötig machte; so nahm unser Jagdzug denn bescheidenere Formen an und richtete sich nur gegen die Papageien. Ich spreche hier nur im Namen meiner Jagdgenossen, denn für meine Person gab ich den festen Entschluß kund, den Vögeln des Waldes lediglich einen friedlichen Besuch abzustatten.

Berittene Peonen und leichte Gefährte sausen dahin, in einen Ozean von Staub hinein. Die Hauptsache ist, daß man sich an der Spitze des Zuges befindet und es den Kameraden überläßt, sich die Lungen einzustäuben. Da mir auf dem Hinweg Freunde, die jeder Nächstenliebe bar waren, dieses Experiment vorgemacht hatten, nahm ich keinen Anstand, sie bei der Rückkehr der gleichen Probe auszusetzen. Der Wald, der nur ein Anhängsel der Fabrik ist, wird allgemein die „jungfräuliche Wildnis" genannt, weil das so großartig klingt. Aber meine Wahrheitsliebe zwingt mir das Geständnis ab, daß sie nicht einmal halb jungfräulich ist, sintemalen die in den Lichtungen weidenden Herden, die aufsichtführenden Peonen, die Holzhacker und die Ansiedler nichts unterlassen, stündlich im Dienst unersättlicher Roheit ihren Schleier hinwegzuzerren. Doch auch in seiner jetzigen Gestalt zeigt der Wald sich noch in wunderbarer Schönheit mit seinem undurchdringlichen Dickicht, in dem

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

man sich nur mit der Axt einen Weg bahnen könnte, mit seinen großen Blütensträußen, seinen alten Baumstämmen, auf denen sich eine üppige Vegetation von Schmarotzerpflanzen breit macht, die bald herniederhängen, als ob sie den Erdboden suchten, bald sprühende Farbenraketen gen Himmel senden. Und als Einlagen in jene Weltallstragödie erheitern schöne Vögel in schimmernden Farben den düsteren Zauber dieser schweigsamen Wirrnis, die von Lebewesen gebildet wird, die mit Aufbietung aller Kräfte nach einem Sieg ringen, der doch nur im Tod endigen kann. Da sie es nicht gelernt haben, vor dem verräterischen Tun der Menschen auf ihrer Hut zu sein, bleiben die farbenprächtigen Königselstern von Paraguay auf den Aesten am Weg sitzen; vielleicht wollen sie uns nur neugierig betrachten, wie wir sie anstaunen. Schon knallten in der großen Lichtung Büchsenschüsse: Das ist der Gruß, den unsere Mannschaft der Waldessippschaft entbietet. Papageien, meine Freunde, rettet euch mit ausgespannten Schwingen vor der feindlichen Horde!

Aber der Papagei liebt gerade die Lichtungen, weil er, darin dem Menschen ähnlich, zur Befriedigung seines Appetits ein Wüstling wird. Wenn der Schwarm über eine Fruchtpflanzung herfällt, dann ist es um die Ernte geschehen. Unsere Lichtung ist ausgedehnt, eine kleine Ansiedlung von Pflanzern haust dort, und ihre Hütten liegen an einem Bach auf einer Wiesenböschung. Maisfelder, mit Stoppeln besät. Das Vieh irrt nach Belieben darauf umher. In einem Obstgarten stehen zwei Apfelsinenbäume — die höchsten, die ich je gesehn — mit unzähligen goldenen Kugeln wie mit Gestirnen behangen. Bei einem Brunnen sitzt auf einem Holzpflock ein grüner Papagei mit rotem Kopf, die Federn gesträubt, unglücklich, voll überschäumenden Zorns gegen die Menschheit. Durch den Lärm herbeigelockt, tauchen zwei erstaunte Weiber aus einer schwarzen Baracke auf. Eine von ihnen fesselt das Auge durch die Schönheit ihrer Linien, den Adel ihrer Bewegungen und den warmen Kupferton ihres Gesichts. Es ist eine Mestizin, an deren Blut die beiden Rassen, möchte man glauben, gleichen Anteil haben. Dichtes, tiefschwarzes Haar fällt geflochten auf ihre Schultern. Ein rosa Band, das vielleicht einst ein Bündel Zwieback umschnürte, ist bis zu ihr gelangt, und instinktmäßig hat sie es als Binde um den Kopf gewunden, so mit einem lichten Streifen ihr finsteres Haar durchleuchtend. Ganz schlank aufgerichtet, mit der schlichten Würde der Halbwilden, ohne ein Wort, ohne einen Gruß, ohne irgend etwas, was Verlegenheit oder Pose verriete, tritt sie vor uns hin, „um zu sehen", und nichts anderes scheint sie zu begehren. Ihre Züge sind regelmäßig und fein, ganz den Gesetzen europäischer Aesthetik entsprechend. Zwei oder drei Pockennarben, die tiefer pigmentiert sind, wirken wie grelle Schminkpflästerchen im leuchtenden Rot einer schönen, reifen Frucht. Die ganze Seele der autochthonen Rasse spricht aus ihren dunkelglühenden Augen, und es liegen darin Empfindungen aus fernen Zeitaltern, die wir alterstumpfen Kulturmenschen nicht mehr begreifen. Ihr ganzer Reiz besteht vielleicht in der Wirkung jenes rosa Bandes und in dem Unbehagen, das — wie ein Gewissensbiß über ein unbewußtes Verbrechen — von diesem naiven Herrscherblick ausgeht, mit dem sie uns anschaut. Aber woran es auch liegen mag, die Wirkung ist unbestreitbar da. Ein Mädchen oder ein Weib, man kann es nicht sagen. Diese unbestimmte Grenze verleiht der weiblichen Macht oft einen besonderen, blendenden Zug. Muß ich ein Geständnis machen? Stiefelchen mit Gummizügen, die vielleicht vor zwei Jahren neu waren, erweckten in mir Zweifel bezüglich der strengen Grundsätze dieser schönen Unbekannten.

Ich reiße mich von diesen schlimmen Gedanken los, um in den Wald einzudringen, wohin mich das Geplapper der Papageien lockt. Vorher habe ich mich zum Viatikum mit einer schnell gepflückten Apfelsine versehen, die, frisch und duftig, mir eine Erinnerung hinterließ, deren Genuß nicht hinter dem glühenden Reiz zurückstand, der von der jungen Schönheit ausging. Langsam kehrte ich in den brütenden Sonnenschein der Lichtung zurück, ganz versunken in die Bewunderung der großen, grellfarbigen Papageienschwärme; da riefen mich verhaßte Flintenschüsse in die verhängnisvolle Wirklichkeit und zu den Bräuchen unserer frevelhaften Rasse zurück. Einer unserer Genossen hatte sich, von der Sohle bis zum Scheitel bewaffnet, durch das Dickicht geschlichen bis zum Fuß eines Baumes, auf dem die Papageien Parlamentsitzung abhielten. Die Gefahren der parlamentarischen Institution sollten sich hier deutlich offenbaren, denn fünf Papageien fielen unter dem mörderischen Blei. Ich bleibe ein treuer Anhänger des parlamentarischen Systems, so mangelhaft seine Organisation auch sei, und stehe auf seiten der Papageien, die sich im Gezweig versammeln und parlamentieren. Ich weiß nicht, was sie einander mitzuteilen haben, aber wenn man wie bei uns seine Schlüsse aus dem Lärm ziehen darf, muß es eine wichtige Sitzung gewesen sein. Ich gebe zu, daß sie, sobald sie unsere Sprache erlernt haben, Worte plappern, deren Sinn sie nicht verstehen. Auch Menschen habe ich schon angetroffen, die in dem gleichen Fall waren und weniger Entschuldigung dafür hatten.

Ein hervorragender Charakterzug des Papageien ist sein ausgebildeter Altruismus; er trotzt mutig der Gefahr, um einem ins Unglück geratenen Artgenossen mit Wort und Gebärde Trost zu bringen. Ist ein Papagei verwundet, so kehrt der Schwarm, der beim Schuß aufgeflogen ist, in lärmender Aufregung an den Ort des Verbrechens zurück, schimpft auf den Jäger und ruft die Gerechtigkeit der Götter an, die taub bleiben. Rafft neues Flintengeknall neue Opfer dahin, die Schar läßt darum nicht von ihrem Werk der Barmherzigkeit.

So kam es, daß ich bei meiner Rückkehr zum Ausgangspunkt einen schönen grünen Papageien mit rotem Kopf dort im Frieden des Todes vorfand und zwei oder drei seiner Kameraden, die ihre Flügel über den Boden schleiften und im Umherhüpfen onomatopoetische Flüche gegen das Menschengeschlecht ausstießen. Ich fürchte, sie haben beim Abendessen der Ansiedlung eine Rolle gespielt. Das junge Weib mit dem rosa Band, für das dieses Schauspiel vielleicht nicht neu war, besah nur immer uns, als ob wir die Merkwürdigkeit des Tages wären. Neben ihr war einer der verwundeten Vögel auf einen Baumstumpf geklettert und hatte sich dort ohne weitere Vorstellung mit einem Kind angefreundet. Sie achtete nicht darauf. Ihr fragender Blick schien nach Gestaltung ihrer Gedanken zu suchen, für die die Sprache, die sie kannte, keine Ausdrücke besaß. Auch ich hätte gern mit ihr gesprochen, hätte gern etwas von ihrer Geschichte, ihrem Leben, ihrer Weltanschauung, von der Ideenwelt, in der sie lebte, erfahren. Keine Möglichkeit, diese Fragen an sie zu richten, da ich weder Spanisch noch Guarani kann.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mit rhythmischen Schritten ging sie auf die Hütte zu, kam aber sogleich wieder zurück und setzte sich in unsern Kreis, auf der Schulter einen winzigen grauen Sittich. Der Vogel setzte sich herausfordend auf ihre feingeschweiften Finger, die aussahen, als seien sie mit Henna geschminkt; er schlug mit den Flügeln, und ich fing an, ihn zu necken. Die längliche rote Hand schob sich vor, um mit dem Vogel in Fühlung zu bleiben, und da es Zeit zum Ausbruch war, so nahmen wir Abschied voneinander auf Nimmerwiedersehen, verwirrt durch das Gefühl, keinen Ausdruck für unsere Fragen gefunden zu haben.

Unsere Bilder

Die Reise der Kaiserfamilie (Abb. S. 519 u. 520) nach Venedig ist vollkommen programmgemäß verlaufen. Das Kaiserpaar kam mit der Prinzessin Viktoria Luise und dem Prinzen Joachim zunächst nach Wien, um einige Stunden bei dem greisen Kaiser Franz Josef zu verleben. Die hohen Gäste wurden auf dem Wiener Nordwestbahnhof von ihrem kaiserlichen Gastfreund empfangen und fuhren mit ihm weiter zu dem kleinen Vorortbahnhof Penzing, wo die offizielle Begrüßung durch die Erzherzöge und die Herzogin von Hohenberg, die Gemahlin des Thronfolgers Franz Ferdinand, stattfand. Nach kurzem Aufenthalt im Schönbrunner Schloß fuhren das deutsche Kaiserpaar und seine Tochter, nachdem sie sich von Kaiser Franz Josef herzlichst verabschiedet hatten, weiter nach Venedig. Dort wurden sie auf dem Bahnhof vom Herzog der Abruzzen begrüßt und zur Landungstelle am Canal Grande geleitet. Es wartete ihrer ein Boot der Kaiserjacht „Hohenzollern", um sie an Bord dieses Schiffes zu bringen. Am 28. März erfolgte dann die Abreise nach Korfu.

Kaisertage in Kiel (Abb. S. 521). Der 22. März, der Geburtstag des ersten Deutschen Kaisers, wurde in diesem Jahr in Kiel besonders festlich begangen. In den Straßen der Stadt verkauften viele Hunderte hübscher Damen zugunsten der Militärwaisenhäuser zahllose Kornblumen, die Lieblingsblumen Wilhelms I. Im Hafen aber wurde in Gegenwart des Kaiserpaares und des Reichskanzlers das gewaltige neue Linienschiff „Kaiser" vom Stapel gelassen, der erste Turbinen-Dreadnought der deutschen Seemacht, zugleich das erste Linienschiff, das die Kieler Marinewerft seit 20 Jahren gebaut hat. Der eindrucksvollen seemännischen Feier wohnte auf Einladung des Kaisers auch der Dichter Karl Schönherr bei, dessen Tragödie „Glaube und Heimat" am Abend zuvor im Kieler Stadttheater das Kaiserpaar tief ergriffen hatte.

Besuch bei der Gräfin von Paris (Abb. S. 523). Die verwitwete Gräfin von Paris, die Mutter des Herzogs Philipp von Orleans, lebt seit dem Tod ihres Gatten meist auf ihrem Schloß in dem andalusischen Ort Villamanrique. Dort hat sie kürzlich den Besuch des spanischen Königspaares empfangen, das dort mit dem Herzog von Orleans zusammentraf. Der französische Thronprätendent hat einen großen Teil des Winters bei seiner Mutter in Villamanrique verbracht. Herzog Philipp, in dessen Adern sehr viel spanisches Blut fließt — auch die Gräfin von Paris führt den Titel einer Infantin von Spanien — trägt während seines Aufenthalts in Spanien gern die malerische andalusische Tracht, während König Alfons stets die internationale Sportkleidung bevorzugt. Die Fürstlichkeiten unternahmen von Villamanrique aus weite Jagdritte. Wenn sie eines der halbverfallenen Dörfer passierten, drängten sich die Bewohner natürlich vor den Haustüren, um ihr Königspaar und seine Verwandten zu sehen.

Der zweite Walzerabend der „Woche" (Abb. S. 525) war nach dem allgemeinen Urteil aller Teilnehmer, soweit das überhaupt möglich sein konnte, noch schöner als der erste. Die prächtigen Vorführungen jenes unvergeßlichen ersten Abends wurden keineswegs sklavisch wiederholt, sondern es gab viel Neues. So wurde diesmal außer den am ersten Abend vorgeführten Preiswalzern auch Erich Wemheuers Preiswalzer „Maientanz" von den Königlichen Solotänzerinnen Elfriede Pfaffenberg, Melanie Lucia und Lina Geisel vorgetanzt — zu Nutz und Frommen der Zuschauer, die sich bald darauf selbst in eifrige Tänzer verwandelten.

Frühjahrsrennsport in England und Frankreich (Abb. S. 524 u. 526). In dem südfranzösischen Badeort Pau hat die sportliche Frühjahrsaison mit einem großen Concours hippique eingesetzt. Es gab zahlreiche reich dotierte Rennen. Da es schwierige Hindernisse zu nehmen, durch einen Fluß zu schwimmen, über eine umzäunte Straße zu setzen, über Mauern zu klettern galt, kamen mehrere aufregende Stürze vor, zum Glück aber kein ernsterer Unfall. — So interessant diese Rennen waren, lassen sie sich doch kaum mit dem größten Hindernisrennen Englands vergleichen, der Grand National Steeplechase, die in der Ebene Aintree bei Liverpool ausgetragen wurde. 26 Pferde erschienen auf einmal am Start, aber nur vier von ihnen gelangten ans Ziel und auch von diesen drei erst, nachdem sie mindestens einmal gestürzt waren. Nur der Sieger Glenside überwand das höchst schwierige Terrain, ohne zu stürzen. An Aufregungen hat es also den Zuschauern dieses Hindernisrennens nicht gefehlt.

Der Pariser Mittfastenzug (Abb. S. 525) hat auch in diesem Jahr in den Straßen der Seinestadt fröhlichen Spektakel verursacht. Die hübsche „Königin der Königinnen", die diesmal wieder über die vereinigten Königreiche der Pariser Hallen regierte, wurde inmitten ihrer nicht minder hübschen Ehrendamen feierlichst durch die Straßen gefahren, und ein langer, lustiger Festzug bildete das Ehrengeleit ihres Wagens.

Personalien (Abb. S. 522). Graf Szécsen de Temerin, der als Nachfolger des Grafen Khevenhüller zum Botschafter Oesterreich-Ungarns in Frankreich ernannt worden ist, traf vor kurzem in Paris ein und übernahm die Leitung der Geschäfte. — Der König von Dänemark hat den isländischen Justitiarius (Oberrichter) und Abgeordneten Kristjan Jönsson an Stelle des bisherigen Ministers Björn Jönsson zum Minister für Island ernannt. Seine Aufgabe wird es sein, die separatistischen Neigungen seiner Landsleute gegenüber dem Gedanken der Personalunion mit Dänemark zu vertreten. — General Michel, der Generalissimus der französischen Armee, überbrachte bei der Jubiläumsfeier in Rom die Glückwünsche seines Vaterlandes. — Frau Amélie Nikisch, die Gattin des Leipziger Dirigenten, hat bewiesen, daß auch sie musikalische Talente besitzt, wenn auch andere als ihr Mann. Sie hat eine Operette komponiert, die „Meine Tante, deine Tante" heißt und am Dresdener Residenztheater zur Aufführung gelangt.

Todesfälle (Abb. S. 522). Der französische Médailleur Louis Roty, der im Alter von 65 Jahren in Paris verschied, war allen Kunstfreunden als ein großer Meister seiner Kleinkunst bekannt. Das große Publikum kannte vor allem eines seiner Werke: die allegorische Säerin, die die neuen französischen Münzen ziert. — In Wien starb Weihbischof Dr. Godfried Marschall, der einstige Erzieher des Erzherzogthronfolgers Franz Ferdinand und der populärste Wiener Prälat. — In Prof. Kekulé von Stradonitz hat die Berliner Universität einen ihrer größten Gelehrten verloren. Während seiner Bonner Studienzeit zählte auch Kaiser Wilhelm II. zu den Schülern des berühmten Archäologen. — Dragan Zankow, der bulgarische Politiker, der dieser Tage gestorben ist, hat in der Geschichte seines Landes eine bedeutende Rolle gespielt. Sein Werk war der Sturz des Fürsten Alexander, und auch die Ermordung Stambulows ist mindestens von Personen seiner Umgebung geplant worden. Die von Zankow begründete Partei ist zurzeit in Bulgarien am Ruder.

Die Toten der Woche

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Reinhard Kekulé von Stradonitz, berühmter Archäologe, † in Berlin am 23. März im Alter von 72 Jahren. (Portr. S. 522.)

Dr. Godfried Marschall, Weihbischof von Wien, † in Wien am 23. März im Alter. (Portr. S. 522.)

Louis Oscar Roty, berühmter Graveur, † in Paris am 23. März im Alter von 65 Jahren. (Portr. S. 522.)

Oberstleutnant v. Schlichting, † in Konstantinopel am 28. März durch die Kugel eines albanischen Soldaten.

Professor Dr. Eduard Zacharias, Direktor des Botanischen Gartens und Museums, † in Hamburg am 23. März im Alter von 59 Jahren.

Dragan Zankow, bekannter bulgarischer Politiker, † in Sofia am 24. März im Alter von 84 Jahren. (Portr. S. 522.)

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bilder vom Tage



Illustrationsphoto.

Kaiser Wilhelm und Kaiser Franz Josef auf dem Bahnhof in Penzing.

Vom Besuch des deutschen Kaiserpaares in Wien.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Ankunft in Penzing bei Wien: Phot. Sanden.

Erzherzogin Maria Annunciata und die Herzogin v. Hohenberg begrüßen die Kaiserin und Prinzeß Viktoria Luise.



Die deutsche Kaiserin, geleitet vom Herzog der Abruzzen, auf dem Bahnhof in Venedig.

Von der Reise der Kaiserlichen Familie nach Korfu.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



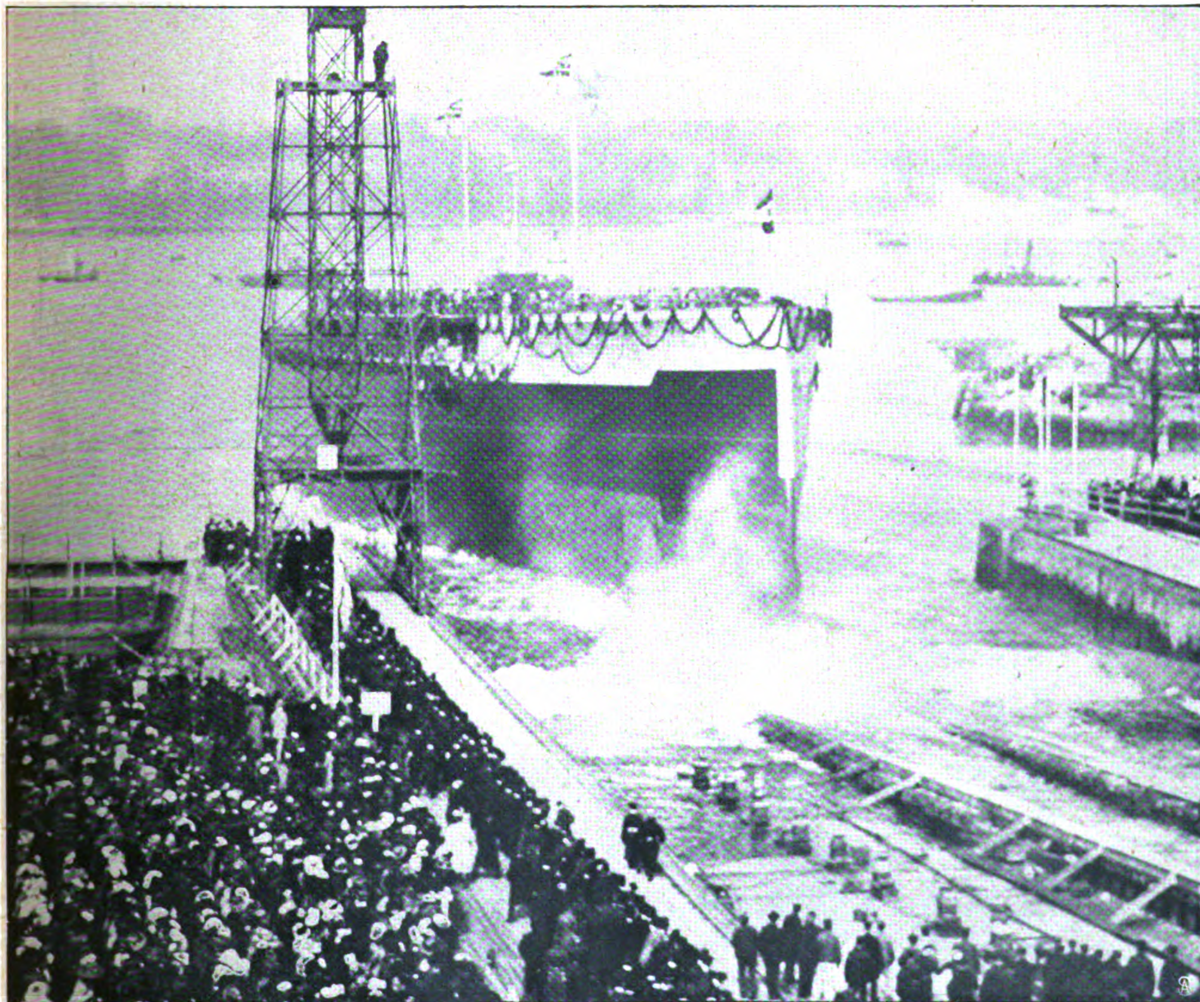
Phot. Renard.

Karl Schönherr, der gefeierte Dichter
von „Glaube und Heimat" auf der Straße in Kiel.



Phot. Renard.

Kornblumentag für die Militärwaisenhäuser:
Matrosen beim Einkauf.



Stapellauf des neuen Turbinenlinienschiffes „Kaiser" in Gegenwart des Kaiserpaares.

Von den Kaisertagen in Kiel.

Generated on 2019-06-06 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY



Louis Roty † Phot. Piron.
Der berühmte französische Medaillenkünstler.



Dr. Gottfried Marschall † Phot. Scolik.
Der Weihbischof von Wien.



Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Kekulé v. Stradonitz †
Der bedeutende Archäologe der Berliner Universität.



Der neue österreichische Botschafter für Frankreich: Ankunft des Grafen Szécsen de Temerin in Paris. Phot. Delius.



Kristjan Jönsson,
der neue dänische Minister für Island. Von Dänemarks nördlichster Insel.



General Michel,
der von Frankreich entsandte Vertreter zur Jubiläumsfeier Italiens.



Dragan Zankow †
der große bulgarische Staatsmann, beeinflußte die politische Entwicklung Bulgariens.



Amélie Nikisch, Hofphot. Pieperhoff.
die Gattin des berühmten Dirigenten, komponierte eine Operette.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



König Alfons und die Gräfin von Paris reiten durch ein andalusisches Dorf.



Königin Viktoria von Spanien und der Herzog von Orleans. (Der Herzog in spanischer Nationaltracht.)

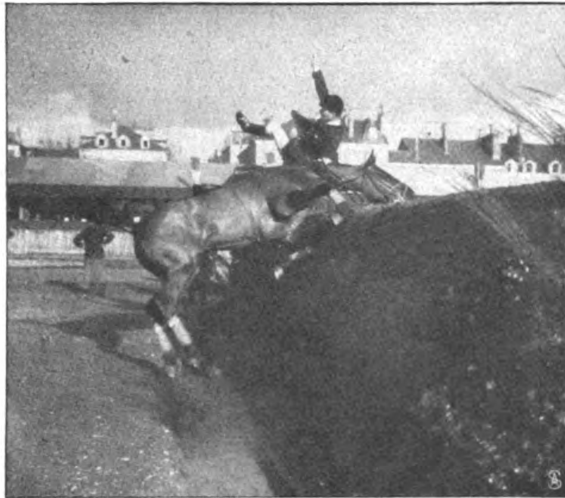
Das spanische Königspaar als Jagdgäste der Gräfin von Paris auf Schloß Villamanrique in Andalusien.

Phot. Deutsche Illustr.-Ges.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



„Smart Set", geritten von M. de Juge.
Ein eigentümlicher Sturz im „Prix de l'Omnium".



„Erion", geritten von M. d'Oriola.
Der Sieger im „Prix de la Coupe".



„Erguel", geritten von M. d'Oriola.
Ein schwieriges Hindernis im „Prix de la Coupe".



„The Fiddler", geritten von M. Barron.
Der Sieger im „Prix de l'Omnium".



„Ali-Baba", geritten von Leutnant Isnard.
Sturz beim Hindernissprung im „Prix d'ouverture".



„Grenadier", geritten von Baron de Palaminy.
Auch ein Weg über die Mauer.

Frühjahrsport in Südfrankreich: Der große Concours hippique in Pau. Phot. Jacques.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Gebr. Haeckel.

„Die Königin der Königinnen“ mit ihren Ehrendamen im Mittfasten-Karnevalszug in Paris.



Frl. Elfriede Pfaffenberg. Frl. Melanie Lucia, Frl. Lina Geisel. Phot. Zander & Labisch.

Vom zweiten Walzerabend der „Woche“ in Berlin: Der Walzer „Maientanz“, getanzt von Kgl. Solotänzerinnen.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Gebr. Haeckel.

Das Feld mit drei reiterlosen Pferden nimmt Graben und Buchenhecke in der „Grand National“.

Phot. Gebr. Haeckel.

„Glenside“, der Sieger in der „Grand National“, geht mit weitem Vorsprung durch das Ziel.

Frühjahrs-Rennsport in England: Von der Grand National Steeplechase in Liverpool.

Generated on 2019-06-06 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

Skepp up Strann.

Roman von

Meta Schoepp.

1. Fortsetzung.

In Siemens' Ohren klang noch das trübselige Zirpen von Charlys Harmonika. Und das Elend dieser armen Menschen, denen nicht zu helfen war, empörte ihn fast. Alle Empfindungen, Haß und Liebe, Freude und Schmerz, hatten sich in eins verwandelt: in die Angst um das tägliche Brot. Auf einem Wrack trieben die Drei und achteten eifersüchtig darauf, daß von dem kargen Proviant nicht etwa der eine oder der andere heimlich sich etwas aneignete.

Wie sich der Sturm ihm entgegenwarf. Wie er wohltat, dieser Kampf. Brausend, heulend fuhr er von den Klippen herauf, brüllte fauchend auf ihn los und schwang sich mit wildem Frohlocken über das Land. Schäumende Wogen aber peitschten den Felsen, wälzten sich donnernd über die Klippen, weiße Schaumflocken wirbelten hinauf, und salziger Wasserstaub netzte seine Lippen. Ein Meer, ein wütendes, wallendes Meer lief Sturm gegen den Felsen.

Er blieb stehen. Sah zurück. —

Es sah aus, als drängten sich die kleinen Häuschen angstvoll zusammen. Als hockten sie da wie angstvolle Küchlein, die vor dem Habicht sich duckten. Dünne Rauchwolken stiegen von einigen auf, die der Sturm dann vor sich hinblies und zerfetzte. Hoch empor ragten der Kirchturm und der etwa sechzig Fuß hohe Leuchtturm: fast wie ein Wahrzeichen von Englands Größe.

Je mehr Jab sich der Spitze näherte, desto wütender wurde der Sturm. Ganz plötzlich fauchte er auf ihn los, als hätte er, ein heimtückisches Raubtier, an den Klippen auf ihn gewartet, ihn als Beute erspähend. Und da kroch Jab Siemens weiter. Kroch auf Händen und Füßen. Er liebte es, in den rauschenden Gischt zu sehen, liebte die brausenden Wirbel, das Donnern und Heulen der zerschellenden Wogen. „Wir wollen," heulten die Wogen, „wir wollen."

Ihm gegenüber erhob sich der „Hengst", ein gigantischer Felsblock, der auf fünf Füßen ruhte. Jetzt aber sah man nur den gewaltigen Leib aus der Brandung emporragen. Zischend, heulend, donnernd stürzten sich die Wogen auf ihn, hüllten ihn in rotweißen Schaum.

Und Jab Andrésen konnte sich nicht satt sehen an der wilden Gewalt.

Als er zurückging, hatte er den Sturm hinter sich; er blieb an der Ostseite. Er liebte den Blick auf die Sandinsel, die wie in weiße Wolken eingehüllt war. Reiter mit weißen Mänteln auf weißmähnigen Rossen stürzten sich auf sie — unzählige, unzählige. Weißer Staub wirbelte hinter ihnen her, wirbelte über sie weg, weiße Rosse klommen in wildem Lauf zu den Sandhügeln empor, weiße Rosse jagten über die Seehundsklippen.

Und zwischen der Insel und dem Felsen wogte ein brausendes Meer.

Er blieb stehen. Wenn er die Insel in der furchtbaren Umarmung des Elements sah, zürnte er den Vätern, die, nur an Gewinn denkend, der Enkel Zukunft geopfert hatten. Es war ein alter Zorn, gewissermaßen vom Vater auf den Sohn vererbt. Hinrich Lorenzen, der mit seinem, Jabs, Großvater zusammen jung war, hatte ihm erzählt, daß er nie von der Sandinsel gesprochen, ohne seiner Empörung über der Alten Kurzsichtigkeit freien Lauf zu lassen. Denn des alten Siemens' Vater, Jabs Urgroßvater, hatte ja das furchtbare Schauspiel in all seinem Grausen miterlebt. Und mit der lebhaften Ausdrucksweise der Helgoländer, ja mit dramatischer Wucht hatte er's dem Sohn erzählt. An stürmischen Abenden aber sprach man davon. Wieder, immer wieder. Und es blieb in der Nachlebenden Gedächtnis so frisch, daß die Fremden denken konnten, der Erzähler habe die Schrecken jener Nacht miterlebt.

Wie Jab Andrésen zur Sandinsel hinübersah, dachte er daran, wie sie ein weites, fruchtbares Weideland gewesen, das durch einen hohen Wall, den Steinwall, mit dem roten Felsen verbunden war.

Wie reich dieses heilige Land einmal gewesen sein mußte! Damals, als noch nicht jene armselige Sandinsel vom Mutterfelsen getrennt war. Damals, als der weiße Kreidefelsen, gewaltig fast wie der rote, der Stürme und des Meeres Gewalt nach Nordwesten brach. Zwischen rotem und weißem Felsen aber erstreckte sich der breite, feste Steinwall, die natürliche Scheide zwischen Norder- und Süderhafen. Ein gewaltiges Bollwerk war er, von der Natur selbst geschaffen, das heilige Land zu schützen. So breit und fest, daß noch die Dänen, die 1714 die Insel beschossen, bequem eine Batterie drauf errichten konnten.

So gewaltig war damals noch der Steinwall! Aber die Jahre seines Bestehens waren gezählt. Denn der schützende Kreidefelsen war geschwunden. Am 1. November 1711 — nach einer Helgoländer Aufzeichnung — das letzte Überbleibsel, so bei zwölf Jahren noch als Heuschober gestanden, durch eine hohe Flut bei Nordwestwind vollends umgeworfen und absorbiert worden.

Durch der Väter Kurzsichtigkeit! Durch der Väter Habsucht!

Gips und Kalk enthielt der weiße Felsen, die „Wittklipp", Hanf wurde drauf gezogen, und an einigen Stellen sprudelte klares Quellwasser hervor. Gips und Kalk aber konnten Holsteiner und Hamburger gar wohl gebrauchen. Große Schiffsladungen wurden davon verkauft, die Last von zwölf Heringstonnen zu zwölf Talern. So trugen denn die Insulaner selbst den Boden

Copyright 1911 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

ab, der ihr Schutz war, das gewaltige Bollwerk gegen den tausendjährigen Feind fiel durch ihre Habsucht!

Das Schicksal des Steinwalls war entschieden, als sein natürlicher Schutz geschwunden war. Furchtbare Seen gingen darüber hin, denn nun war er es, der standhalten mußte, wenn das Meer in unersättlicher Gier sich auf ihn stürzte. Und dann geschah das Furchtbare. In der Silvesternacht 1720 erhob sich ein Sturm von so furchtbarer Gewalt, daß die See hoch zum Felsen auflechte. Der Chronist weiß von keiner ähnlichen zu berichten. Bis zum Nachmittag wütete das Meer, riß Häuser und Buden vom Land und machte den Felsen erzittern. Bis zum Nachmittag war der Felsen ein rauchender Gischt, und nie wieder ist ein so schauerliches Neujahrsfest auf der Insel gefeiert worden. Vierundzwanzig Stunden der furchtbarsten Schrecken, vierundzwanzig Stunden, da ein entsetzter Haufen Menschen schutzlos dem Wüten preisgegeben, das Oberland von wilder Brandung überflutet sah. Und als der Sturm nachließ, und als man es wagen konnte, nach den Schaluppen auszusehen, die fast alle zertrümmert oder gekentert waren, hatte wohl das Entsetzen die Leute verstummen machen. Zwischen dem Weideland und dem roten Felsen flutete das Meer in breiter Straße.

Man hatte versucht, das Loch zuzustopfen. Aber es hat nicht lange standgehalten. Die Winterstürme rissen alles fort, wie man es auch befestigte, und immer breiter und tiefer wurde die Oeffnung. Für ewige Zeiten war die Sandinsel vom Felsen getrennt.

Das Vorland aber, das Unterland, vergrößerte sich. Schutt und Geröll des Steinwalls trug das Meer ihm zu, so daß schon nach einiger Zeit neue Häuserreihen entstehen konnten. Und das Vorland wächst und wächst.

Aber die Sandinsel — —

Jede große Flut trug etwas von den Sandhügeln weg. Die geringe Vergrößerung durch das Steingeröll im Süden stand in keinem Verhältnis zu dem Verlust im Osten und Norden. Die Wittklipp stand nicht mehr schützend vor Meeresströmung und Nordweststürmen. Wenn sie in dampfenden Gischt eingehüllt war wie jetzt, schien es, als müsse sie von des Meeres Wut verschlungen werden. Schien es, als führe sie einen letzten erbitterten Kampf; wehre sich verzweifelt vor dieser letzten, tödlichen Umarmung.

Jab Andrésen sah in den brandenden Gischt und kämpfte umsonst gegen ein dumpfes Angstgefühl. Er dachte, man müßte sich wehren! Wir alle müßten uns wehren vor diesem furchtbaren Feind. Das Meer weiß, daß ihm der Felsen gehört, ist wie ein ungeduldiger Gläubiger. Wieder und wieder kommt es und holt sich etwas und mahnt drohend um den Rest. Und doch sind wir ihm nichts schuldig. Seit Jahrtausenden gab es uns Nahrung, und seit Jahrtausenden zahlten wir ihm dafür mit unserem Leben, mit unserem Gut. Glatte Rechnung ist's!

Aber das Meer donnerte gegen den Felsen. Seine Wogen brachen sich, schäumten brüllend auf und stürmten vorwärts mit wilderer Wut, und der Sturm peitschte sie und heulte sein Kampflied. Und über die Schrecken der See senkte sich langsam die Nacht. — —

Baron Thielen hatte sein Haus nicht weit von der Treppe. Er hatte es von M. Wilster gekauft, dem englischen Tuchhändler, der mit seiner Familie während der Kontinentalsperre einige Jahre auf der Insel gelebt hatte und nach Helgoländer Begriffen sehr großartig eingerichtet war. Es war einstöckig, hatte sechs Zimmer; vier davon hatten den Ausblick auf die See. Es hatte gute Öfen und große Fenster und war behaglich eingerichtet. Fünfhundert Taler hatte der Baron dafür gegeben. Und der Engländer hatte sich gewundert, daß er überhaupt einen Käufer gefunden hatte.

Der Kranke lag in einem tiefen Sessel, in Pelze und Decken gehüllt. Im Kachelofen brannte das Feuer, und der glühende Torf warf rote Lichter auf sein bleiches, eingefallenes Gesicht. Es tanzte über die Wände und ließ die Kupferstiche, die sie bedeckten, hervortreten. Porträte waren es von preußischen Generalen, von Friedrich dem Großen, von Familienmitgliedern. Ein großes Bild in Öl zeigte seinen Vater als jungen Husarenoffizier. Vor Jena war er gefallen. Zwei gekreuzte Degen waren über dem Bild. Über seinem Schreibtisch hing seiner Mutter Porträt, so schön und so stolz. Für sie war er gestorben, als er die Helgoländerin geheiratet hatte. Auf dem Bücherbrett standen Werke, die der Zufall oder Freunde ins Haus gebracht hatten; an der Längswand ein Spinett. Einige bequeme hohe Stühle, ein roter Teppich auf dem Fußboden — es war in der Tat ein Raum, der Behaglichkeit atmete, wenn nicht der kranke Mann gewesen wäre, der hier mit seinen Erinnerungen lebte und auf den Tod wartete.

Er lauschte dem heulenden Sturm und hörte sein wildes Lachen. Thora Thielen, seines Vetters Witwe, saß ihm gegenüber im niedrigen Sessel und sah verträumt in das knisternde Feuer. Wenn die Flammen aufloderten, fiel ein goldener Schein auf ihr braunes Haar, das in kurzen Locken ihr schönes, stilles Gesicht umrahmte.

Sie hatten von Thoras Heimreise gesprochen. Er wollte nicht, daß sie ihm das Opfer brachte, noch länger auf der Insel zu bleiben, hatte sie gebeten, bei ruhiger See ans Festland zu gehen.

„Der Frühling ist so schön auf dem Festland! Den sollst du nicht auf diesem Felsen verleben. Nach dem schrecklichen Winter mußt du den Frühling haben. Es wird ja auch besser jetzt. Die Abende sind nicht mehr so lang, und ich kann hinaus. Nun mußt du nach Haus!"

Thora lachte. „Ich bleibe", sagte sie.

„Du bist gut, Thora. Aber in deiner Güte darfst du dir nicht selbst schaden. Eine schöne Frau sollte nicht so verschwenderisch sein. Ein geopfertes Jahr ist nie wieder einzubringen. Ich habe dir nichts zu geben als meinen Dank. Du ladest eine Schuld auf mich, die ich nie wieder ausgleichen kann."

„Wie er mich los sein will! Wenn ich doch bleiben will!" sagte sie.

„Weil du so großes Mitleid hast. Versuch doch mal, nicht so großes Mitleid zu haben. Es ist so kläglich, wenn ein Mann sich von einer schönen Frau bemitleidet weiß. Es ist schlimmer als glühende Kohlen, denn es

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verdammt ihn zur Erkenntnis seiner Jämmerlichkeit."

„Ich bemitleide dich ja gar nicht", sagte sie.

„Weil es dir weh tut, mir zu widersprechen. Ach, was du für Mitleid mit mir hast! Weißt du noch, wie du es mir sagtest? Fern von der Heimat, fern von den Freunden, fern von allem, was ich liebhatte — —"

Sie schwieg.

„Aber es war ja mein Wille, Thora, und deshalb darfst du kein Mitleid haben."

„Dummheit war's, mein Lieber. Aber wozu davon reden!"

Wenn er von seiner Frau sprach, wurde sie nervös. Welche Person! Und diese Person eine rechtmäßige Baronin Thielen! Affrös! Er hörte ihre ganze Verachtung, ihre ganze Empörung, trotzdem sie lachte. Und er nahm sie in Schutz. Wie immer.

„Auch sie hat es bitter gebüßt. Ich verlangte, daß sie mich begreifen sollte. Und das konnte sie nicht. Ein Star wird keine Nachtigall. Wenn sie sich anders gegeben hätte, hätte sie mich belogen."

Sie antwortete nicht. Er wußte ja, was sie dachte, wessen sie Antje beschuldigte: nicht, daß sie ihn geheiratet hatte, sondern daß sie seine Feindin geworden war, als sie wußte, daß sein Geld nicht ihr gehörte. Sie lebten von einer kleinen Rente, dem Ertrag eines Gutes, das er für sie gesichert. Aber was war das! Wertlos war damals das Land nach dem Krieg. Denn es fehlte an Geld und Arbeitskräften, es zu bestellen. Geld und Familienschmuck hatte seine Mutter, nach Rücksprache mit ihren Söhnen, ruhigen Herzens fortgegeben. Der Haß gegen Bonaparte war so groß gewesen, daß er jede andere Empfindung tötete. Zur Befreiung von seinem Joch gab man ohne Zögern, was man besaß. Und das verstand Antje nicht. Weder sie noch einer der Insulaner wäre zu bewegen gewesen, seine eigene Behaglichkeit, sein Eigentum zu opfern für die Allgemeinheit.

Er hustete, und sie wurde besorgt.

„Du sollst nicht so viel sprechen. Es strengt dich an."

„Ja, es strengt mich an. Aber sag selbst, wozu soll ich Kräfte aufsparen?"

„Du bist in schrecklicher Stimmung."

„Ja, ich bin in schrecklicher Stimmung. So heulte der Sturm, als ich die Küste das letztemal sah."

„Eine schlechte Erinnerung."

„Ja, Thora. Eine jammervolle Erinnerung. Seitdem wohnte eine wilde Seele in einem morschen Körper. Es war nicht edel, ein junges Blut an einen Krüppel zu fesseln."

Zum erstenmal sah sie auf. Ihre braunen Augen ruhten voll auf ihm.

„Es war schlecht gehandelt an dieser wilden Seele." Und sie stand auf und breitete eine Decke, die zur Seite gerutscht war, besser über seine Knie. „Warum marterst du dich, Jobst? Sei doch tapfer, wie du es früher warst! Ein Soldatenstreich war's, den du ausgeführt hast. Zu dem paßt die Reue nicht! Du hast eine Zeche gemacht, nun zahle sie auch."

Er preßte die Zähne aufeinander, umklammerte die Armlehnen mit seinen weißen, durchsichtigen Fingern. „Ja," sagte er, „nun muß ich sie bezahlen."

Das Feuer knisterte im Kamin; wenn der Sturm in den Schornstein fuhr, war's, als ob Stimmen ertönten, als ob Lachen oder zornige Schreie ertönten. Wenn die Wogen donnernd gegen den Felsen sich bäumten, war's wie ein dumpfes Dröhnen im Haus. Thora trat ans Fenster. Aber die Dämmerung kroch über das Meer. Seine wilde Schönheit konnte sie nur noch undeutlich erkennen.

„Ich dachte manchmal," sagte ihr Schwager, und sie hörte, wie schwer ihm das Sprechen wurde, „ich dachte, schön müßte es sein, noch einmal das Land zu sehen. Weites, grünes Land. Und das Schloß. Der Turm war in Brand geschossen. Aber das andere steht. Ich habe oft davon geträumt in letzter Zeit. Meine Mutter stand oben auf der Treppe an der Veranda, als wartete sie. Es war doch wunderschön, Thora, als meine Mutter mich damals pflegte. Sie hatte so sanfte Hände!"

Er wollte lächeln, aber es gelang ihm nicht. Sie war gestorben, ohne daß er sie wiedergesehen.

Und wieder Stille.

„Soll ich dir etwas vorlesen?" fragte Thora.

„Nein. Es verklingt im Ohr, wenn der Sturm braust. Als es noch nicht so schlimm mit mir war, bin ich zu den Klippen gegangen in solchem Wetter. Es war so merkwürdig beruhigend. Wie ein Sandkorn kam ich mir vor, so klein, so nichtig. Ein wütendes Meer macht Menschenleid vergessen. Da spricht die Urkraft — was bedeutet ein Mensch ihr gegenüber?"

Thora reckte sich, als probiere sie ihre Kraft, und setzte sich wieder. Und nun lauschten sie beide dem wilden Lied. Und der Kranke vergaß auf kurze Zeit sein Elend, und seine Phantasie führte ihn, wie jetzt oft, in das Zauberland seiner Jugend. Er ging, ein Knabe, durch schattige Buchenalleen, und eine wunderschöne Frau schritt neben ihm und hatte den Arm um seine Schultern gelegt. Er schmiegte sich an sie und sprach von Plänen: „Wenn ich ein ‚Mann' bin — —" „Ach," sagte die schöne Frau, „sprich nicht davon! Ein Mann gehört der Welt. Aber der Knabe gehört der Mutter."

Es war nicht oft, daß er solchen Erinnerungen nachhängen konnte. Antje brauchte nur ins Zimmer zu treten, so schwirrten sie davon wie erschreckte Vögel. Antje brauchte ihn nur mit ihren bösen Augen anzusehen, mit ihrer feindseligen Stimme anzurufen, um jedes Behagen, jede Weichheit zu verscheuchen. Seitdem Thora da war, nahm sie sich allerdings in acht. Thora sorgte dafür, daß sie ihres Mannes Zimmer so wenig wie möglich betrat; sie sagte ihr, daß das Testament ihr ungünstig würde, wenn sie den Kranken so ärgerte, und machte dadurch den größten Eindruck auf sie. Daran hatte sie ja gar nicht gedacht! Antje saß seitdem in jeder freien Stunde bei ihrer Mutter und schüttete der ihr übervolles Herz über den „Baron" aus, der in ihren Augen nur ein Betrüger war. Dann fand sich die Verwandtschaft ein; man war unter sich und konnte ohne Scheu seine Gedanken über den „Baron" austauschen. In der Familie Petersen gab es eigentlich nur dieses Thema. Wie hatte der Baron sein Vermögen verschenken dürfen, wo er doch eine Frau hatte! Wie durfte Antje sich das gefallen lassen! Pontje wollte Preußen

Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch England verklagen lassen auf Herausgabe dieses Vermögens. Denn vor England hat Preußen Angst. Wozu ist man englische Kolonie, wenn Preußen einem das Vermögen wegnimmt. Die ganze Familie saß zusammen, und alle hatten rote Köpfe. Und fragten Antje, warum sie sich gefallen lasse, daß die neue Baronin in ihrem Haus war. Den ganzen Tag hockte sie mit Antjes Mann zusammen. Jeder wußte etwas Böses zu sagen. Sogar Ök, die fünfundachtzigjährige, die stocktaub auf der Truhe hockte, sah böse aus und feindselig. Sie ließ es sich nicht ausreden, daß Baron Thielen den Petersens ihr Vermögen gestohlen hatte. Und wenn eine Pause in der lebhaften Unterhaltung eintrat, sprach sie mit einer tiefen, zornigen Baßstimme immer wieder ihre Meinung aus: „So ein Def!" Und die andern nickten, selbst Ök sagt, daß er ein Dieb ist! — —

Ganz still war's in des Barons traulichem Wohnzimmer, nur der Torf knisterte im Ofen.

Auf einmal schrillte die Glocke. Und dann erklang eine laute Stimme, und eine andere antwortete.

Thora lächelte. Eine feine Röte stieg in ihr Gesicht.

„Da kommt Hauptmann Rose", sagte ihr Schwager.

Sie nickte. Und hörte auf die Stimme des andern.

Wie lange der Hauptmann brauchte, ehe er hereinkam! Thora sah ihn im Geist vor dem Spiegel stehen, eifrig bemüht, das struppige ergraute Haar in volle Locken zu verwandeln. Es war noch immer die Mode, die der arme Körner aufgebracht hatte. Aber natürlich konnte sie nicht jeder mitmachen. Auch Roses buschiger Schnurrbart war nie in gefällige Formen zu bringen! Sie steckte die Öllampe an und einige Kerzen an den Wänden.

Dann klopfte es. Und sie kamen herein.

Der Hauptmann lachend, polternd, geräuschvoll, in Uniform — der Baronin zu Ehren. Die weißen hirschledernen Hosen waren sehr eng geworden, und der dunkelblaue Rock mit dem sehr hohen, roten Kragen saß sehr stramm über der Heldenbrust, die alle möglichen Orden zierten. Mütze und Säbel hatte er in dem kleinen Vorzimmer gelassen, in dem er Jakob Andrésen auch schnell noch einen kleinen Vortrag über den moralischen Wert einer solchen Waffe gehalten hatte.

„Ich treffe den Menschen da gerade an der Treppe," sagte er nach der Begrüßung und zog einen Stuhl neben den des Barons, so daß Thora das Glück hatte, ihn vor sich zu sehen, „zu tun hat er nichts. Da hab ich ihn mitgebracht. Gewissermaßen als Belohnung. Er ist der einzige Mensch auf der Insel, der sich nicht mit mir gezankt hat. Er hat einen guten Charakter, Baronin. Setzen Sie sich, lieber Siemens, setzen Sie sich. Sehen Sie sich nur mal den Kerl an, Baronin. Der ist doch wie geschaffen zur Garde! Es ist direkt ein Jammer, daß er Helgoländer ist. Denken Sie sich mal den als Flügelmann!"

Thora sah Andrésen lächelnd an. „Wir müssen dem Hauptmann dankbar sein, daß er Sie mitbrachte."

„Ich bin sehr gern gekommen."

Er stand noch immer. Und sah sie ernst an.

„Ich glaube nicht, daß er zum Soldaten taugt", sagte Thora mit halbem Lachen und lud ihn zum Sitzen ein. Und er setzte sich neben das Spinett, in den Schatten. Da fiel es nicht auf, wenn er sie ansah. „Zu einem richtigen Soldaten gehört vor allem, daß er sich untertänig fühlt."

„Das wollen wir schon kriegen —," der Hauptmann sah Siemens gönnerhaft an —, „wir haben ganz andere gekriegt;" und darin lag eine leise Drohung.

Aber auch der Baron widersprach. Es läge nicht in der Rasse. Als Flügelmann hatte er sich den ernsten Friesen noch niemals vorgestellt.

„Das ist's ja!" Hauptmann Rose hatte sein Thema. „Das ist's ja! Das soll keine Beleidigung sein, mein lieber Siemens. Sie können nichts dafür, daß Ihnen das herrlichste der Gefühle mangelt. Ein Mensch ohne militärische Ausbildung ist in meinen Augen ein Kretin. Jawohl. Lachen Sie nicht, Baronin, Sie wissen das nicht. Aber ich kenne das. Ich habe das durchgemacht. Es ist vorgekommen, in der ersten Zeit, als ich auf der Insel war, daß ich mir die Klippen anguckte — und wie hoch sie waren — und nur die Religion rettete mich und meine Talente. Weil sie bestimmt, daß uns die Würmer fressen sollen und nicht die Fische. Aber es war doch eine verflucht eklige Sache. Fragen Sie mal Ihren Schwager, Baronin, der hat das mit durchgemacht. Weißt noch, Jobst? Er sagt — dir fehlt die Wachtparade. Ja, sage ich, weiß Gott, die fehlt. Na, sagt er, das wollen wir schon kriegen. Er hatte damals manchmal gute Gedanken. Und abends an die Nordspitze. Beide feldmarschmäßig. Nur wir beide, mit dem blanken Säbel in der Faust. Und ich habe das Kommando abgegeben. Ich mußte ja die Zähne zusammenbeißen, um mir nichts merken zu lassen. So heiser war ich, Baronin. Und man denkt an Potsdam — — und an Blücher denkt man — — und an Paris — — ach, Jobst — — vor der Front reit ich und hab 'ne englische Stute, und auf einmal ist der Alte mit seinem Hengst hinter mir — nehmen Sie's nicht übel, Baronin — und ruft wütend: ‚Nun, denken Sie ja nicht, daß es meine Liebe ist, die Ihnen verfolgt — es ist bloß meinem verfluchten Hengst seine!' Und hinter uns Trommeln und Gesang und ein ganzes siegreiches Heer — nein, Baronin, das können Sie gar nicht verstehen! Und all das ist nun weg, und wir beiden Alten sind nun auf dieser — auf dieser — —" er schluckte ein Wort herunter — „auf dieser hübschen Insel im Ozean. Und Jobst denkt das gleiche, wenn er auch nicht vor Paris war, und hat einen verzweifelt grämlichen Ausdruck im Gesicht — — und so sind wir bis an die Zähne bewaffnet und sehen nach der Wesermündung, und unsere Augen weinen. Und da kann er's nicht mehr aushalten und brüllt es raus — Bataillon — marsch! Und — — trapp, trapp — trapp, trapp geht's über den Felsen, und wir schlucken mal — — hol's der Teufel! Und unsere Schädel dröhnen, so klappen unsere Sohlen auf dem Felsen; und wir wußten, daß jeder Tritt ein Tritt war auf die Hoffnungen unserer Seelen, daß wir auf unserer Zukunft, auf unserm Leben herumtrampelten, daß die Wachtparade unser bürgerliches Begräbnis war. Aber trapp, trapp ging's weiter. Trapp, trapp, bis alles tot war. Die Schafe sahen zu und einige

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Veteranen. Und die fingen dann auch an. Und es ist uns allen besser danach geworden, Baronin — —"

Er brach plötzlich ab. Und sah vor sich hin. Jobsts Haupt war auf die Brust gesunken. Thora sah die beiden mit einem Gefühl von Rührung und Unbehagen an. Zwei gute Deutsche, die sich aus Sehnsucht nach ihrem Vaterland verzehrten, und die doch wußten, daß in diesem Vaterland kein Platz für sie war. Zwischen Volk und Fürst war jene tiefe Mißstimmung, die auf beiden Seiten Erbitterung schuf. Nach einem einigen Deutschen Reich sehnten sich die Besten der Nation und wurden demagogischer Umtriebe beschuldigt.

Und Thora dachte: ja, sehnt euch nur! Besser ist Sehnsucht als Erbitterung. Lieber mit der Sehnsucht im Herzen sterben als mit der Freiheit Grabgeläut. Und sie sah warm und herzlich den kleinen Hauptmann an.

Andrésen Siemens sah ihn auch an. Aber er hatte die Geschichte nicht verstanden. Ihm schien es lächerlich, daß die beiden auf dem nackten Felsen zwecklos herummarschierten. Und daß sie sich nachher wohler fühlten, konnte er schon gar nicht begreifen. Und diesen Blick fing der Hauptmann auf und fuhr wütend auf ihn los, froh, jemand gefunden zu haben, an dem seine Stimmung ausklingen konnte.

„Sie natürlich können das nicht begreifen — —"

„Nein", sagte Siemens.

„Weil Sie eben keine Ahnung haben! Weil Sie keine Ahnung haben von Patriotismus. Den begreifen unsere Rekruten auch erst, wenn sie die Wachtparade begriffen haben. Aber dann ist sie in Fleisch und Blut übergegangen, und Gnade Gott dem, den's trifft."

Siemens sah ihn verwundert an. „Das hat mit der Insel nichts zu tun."

„Nein, mit der Insel hat das nichts zu tun. Aber mit dem Charakter hat das zu tun. Und das ist der Haken. Darum ist die Insel so ein Piratennest! So ein gottverlassenes Räubernest — —"

„Wir haben Sie nicht gerufen", sagte Siemens ruhig. „Man kommt nur zu uns, wenn man etwas will."

„Recht so", sagte Thora.

„Aber wir lieben unser Land", fuhr er ebenso ruhig fort. „Viele sind übers Meer gegangen. Aber sie sind alle wiedergekommen. Es läßt ihnen keine Ruhe. Wir haben oft bittere Not hier, und vielen von uns sind gute Dienste angeboten worden in England und auf dem Festland. Aber wir können da nicht leben. Unser Felsen ist unsere Heimat. Und die lieben wir. Und das ist doch selbstverständlich. Man liebt doch seine Mutter."

Ja, das war selbstverständlich. Und die ruhige, tiefe Stimme hatte einen Klang, daß selbst der Hauptmann nichts darauf erwidern konnte.

Aber auf einmal war die Stille gestört. Auf einmal fauchte und heulte es im Hausflur, Türen schlugen, irgend etwas fiel krachend zu Boden; Jobst fuhr fröstelnd zusammen. Der Traum war aus.

„Das ist wohl Antje", sagte Thora und stand auf; eine tiefe Falte war zwischen den Brauen. Der Hauptmann zog und riß wie toll an seinem Schnurrbart.

„Bleibe doch", bat Jobst.

„Ich will nur die Tür schließen — sieh mal, wie die Lampe flackert."

Aber Siemens ging hinaus und schloß die Tür. Und dann ging er in die Küche, wo er Antje mit dem Mädchen zanken hörte. „Hekken Bois!" sagte er ruhig, „was für ein Lärm! Man soll nicht schelten, wenn das Meer spricht."

Zornig fuhr sie herum. „Hat dich der Baron geschickt?" Sie nannte ihren Mann nur „den Baron".

„Nein. Ich dachte, die Suppe ist angebrannt."

„Geht's dich was an?"

„O nein, Antje; darum kann ich ja so ruhig bleiben."

„Wenn's dich nichts angeht, kümmere dich auch nicht darum. Dia well sett, latt sin rüggen." (Wer gut sitzt, laß das Rücken.)

„Ich kann nicht sagen, daß ich gut gesessen habe. Ich saß an der Tür; und wie du kamst, sprang der Wind herein."

„Hat man dich gebeten zu kommen?"

Er lachte gemütlich und setzte sich auf einen Stuhl. „Ich wollte sehen, warum ich nicht gebeten werde."

„Warst ja sonst nicht so neugierig!"

„Hat kein Tid, Antje!"

„Aber seitdem die Schwägerin vom Baron da ist, ist Tid da."

„Ja, Antje, das ist das Wunderbare. Nun ist Zeit. Was soll man tun? Ich sage zu Botters: ich will jetzt die Slup bauen für dich. Nein, sagt er. Es ist kein Geld da. Ich gehe zu Perke Thaten. Ich will deinen Stall bauen; einen Stall braucht sie. Ein Schwein will sie kaufen. Nein, sagt sie. Es ist kein Geld da. Ich will die Jolle bauen für Hinrich Luckens. Seit zwei Jahren spricht er davon. Ich gehe zu ihm. Ich habe jetzt Zeit für die Jolle, sage ich. Und er singt — er hat so eine hübsche Stimme — und du solltest dir mal was vorsingen lassen. ‚O du min Heinerich,' singt er, ‚o du min Jong'!"

„Snack!" sagte Antje zornig.

„Hab ich auch gesagt. Er kann sie ja später bezahlen. Und weil ich gerade Zeit habe; und er singt: ‚O du min Heinerich, o du min Jong!'"

„Hast noch was?" Sie sah sehr bezeichnend nach der Tür.

Und er lächelte. „Och, Antje — Kinder und Leute! Und nichts Warmes im Leib! Weißt noch, wie ich von Altona kam auf dem Schmuggelschiff? Die Elbe war voll Eis, und die Schnigge war wie ein Eisblock. Und wenn man sich bewegte, knisterte das, weil die nassen Kleider auch gefroren waren. Man konnte gar nicht gehen, so krumm war man vom Sitzen am Steuer. Aber ich hatt's nicht aushalten können am Festland. Ich mußte Heiligland mal sehen. Und nun war ich steif gefroren — weißt noch, Antje?"

Antje machte sich bei den Tellern und Gläsern zu schaffen, mit vielem Geklapper und großem Lärm.

„Und Vater durfte das nicht wissen. Aus der Lehre laufen, nannte er das. Und Mutter lag krank und hätte Angst bekommen. Und ich dachte, erst muß ich auftauen, dann kann ich zu Mutter gehen. Aber die Insel

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

war voll Fremder. Es war kein Platz da für einen armen Jungen zum Auftauen. Jeder Platz war Geld wert. Und einen leeren Platz am Feuer kannte ich nicht, denn in dem Gewühl konnte man sich nicht mehr zurechtfinden." Er machte eine kleine Pause. „Weißt noch, Antje?"

Antje hatte den Wasserkessel auf dem Feuer, jagte das Mädchen aus der Küche — Torf sollte es holen — lief herum und lärmte und hörte gewiß nichts von Siemens' Geschichte aus ihrer Kindheit.

„Und ich kroch an den Strand. Wie ein Krebs kroch ich. Und rutschte über Felsen und Geröll, und meine Hände bluteten. Und ich wollte lachen, weil ich das Lunn wieder sah. Aber es ging nicht. Das Gesicht war auch steif gefroren. Und ein englischer Kaper lag da, und das Schiffsvolk hatte seine Freude an mir und sah zu, wie ich dem Felsen zurutschte — weißt noch, Antje?"

Mit hängenden Armen stand Antje vor dem Herd und starrte in das flackernde Feuer. Ihr Gesicht, dessen Liebreiz und zarte Schönheit dem verliebten Husarenoffizier so verhängnisvoll geworden, und das durch den fortwährenden Ärger und die innere Wut alt und grämlich und verzerrt war, war ihm voll zugewandt. Zum erstenmal sah Siemens, was für eine traurige Ruine das schöne Antje geworden.

„Und auf einmal klapperten Klotzen. Und jemand half mir aufstehen. Und weil ich nicht gerade gehen konnte, mußte ich mich auf die Schultern von dem Mädchen stützen. Ganz fest. So schwach waren die Füße. Und so gingen wir an Land. Und ich sagte: wie gut du bist! Und das Mädchen sagte — Kinder und Leute! — weißt noch, Antje?"

Lächelnd sah er sie an. Und da schlug auf einmal das Antje beide Hände vor ihr Gesicht und schluchzte wild auf. Sie warf sich mit dem Oberkörper auf den Tisch, den Kopf auf den Arm und weinte und schluchzte — ach, wie war sie glücklich damals gewesen! Was für eine glückliche Zeit war es gewesen, als sie noch Antje Petersen war und noch nichts mit dem Fremden zu tun hatte. Denn ihr Mann war ihr ja ein Fremder geblieben, all die Jahre!

Das Wasser kochte und sprudelte im Kessel; leise klapperte der Deckel. Mit nassen Augen sah Antje hinüber und dann zu Siemens. Und dann goß sie Tee auf. Und beide saßen sie in der Küche, die Kinder des roten Felsens, und Erinnerungen erwachten, und ganz warm wurde es Antje ums Herz. Und sie fragte — und sah ihn aus den verquollenen Augen trübselig an: „Warum kommst du nicht öfter, Andrésen?"

Und verlegen lächelte er: „Weißt ja, Antje, ich hab kein Tid."

Andrésen ging nicht zu dem „Fremden" zurück. Es war köstlich, mit der Frau zu sprechen, wenn sie allein war. Aber die beiden Männer verstand er nicht. Die kamen aus einer Welt, die er nicht begriff. Der Baron tat ihm herzlich leid. Es war traurig, mit einer Kugel in der Brust zu leben — und sterben zu müssen. Es hieß, für sein Vaterland täte er's gern! Aber was hat das Vaterland davon! Er sehnte sich nach diesem Vaterland, aber sie haben ihn längst vergessen. Sir Henry King lächelte über ihn, trotzdem er ihn gern hatte.

„There is only one country," sagte Sir Henry, „and that's Britannia." Natürlich, weil Britannia Helgoland besaß. Es gab keinen Helgoländer, der sein Eiland nicht für das herrlichste und bedeutungsvollste Stückchen Erde angesehen hätte. Der Hauptmann sang ein Preußenlied und hatte den Schulkindern einen Taler versprochen, wenn sie ihm das Lied sangen. Aber Carsten Röhrs, der Küster und Lehrer zugleich war, hatte sich darüber beschwert.

Siemens hatte auch ein gewisses Mitleid mit dem Hauptmann. Er fühlte, daß er ein herzensguter Mensch war; fühlte auch, daß er sich für irgend etwas Großes zu opfern wohl imstande war. Aber er ärgerte sich über die große Verachtung, die der kleine Mann allen zeigte, die keine Preußen waren. Immer ging er über die Insel, als ob eine Kompagnie Soldaten hinter ihm drein marschiere. Immer pfiff er einen Marsch. Ganz toll konnte er werden, wenn er am Falm die Männer stehen sah, wie sie in schweigender Verachtung aufs Unterland spuckten; wie sie stundenlang herumstanden, zu Haus in Eile ihren Fisch verzehrten — um weiter herumzustehen. „Die Kerls mal zusammen im Kasernenhof!" hatte er zu Sir Henry gesagt, „ich wollte ihnen Beine machen! Ich wollte abfahren mit ihnen wie der Teufel mit der armen Seele! Solche Kerls bei Waterloo, da wär ihnen das Fell wohl gegerbt worden! Sie können sich was einbilden auf Ihre Untertanen!"

Sir King hatte sich's von Siemens genau übersetzen lassen. Und hatte gesagt, daß Wellington der größte Feldherr der Welt wäre, und natürlich hatten sie sich gezankt, weil der Hauptmann nur für Blücher war.

„Funny fellow!" sagte Sir Henry und zuckte die Achseln.

Als Siemens an der Treppe war, schlug ihm der Sturm mit solcher Wucht entgegen, daß er sich am Geländer festhalten mußte. Er kam am Wachthaus vorüber, vor dem die große Glocke hing, die einmal so große Wunder bewirkt hatte und jetzt zur Lärmglocke degradiert war. Leise schlug der Schlegel manchmal an die Glocke und verursachte einen dumpfen Klagelaut — sie mochte um ihre große Vergangenheit trauern.

Denn groß und wundersam war diese Vergangenheit. In grauen Zeiten, als Fosites und sein Anhang wenig Lust bezeigten, das heilige Land zu verlassen, kam von Osten eine ungeheure Woge an die Insel, als die See ganz ruhig war, und trug auf ihrem Rücken ein gewaltiges Kruzifix, an dem eine Glocke befestigt war. Die Priester brachten sie in die Kirche und legten das Wunder in einer Weise aus, die den Fischern recht annehmbar schien. Anhaltender Ostwind ist für den Fischfang zu gewissen Zeiten von größter Bedeutung. Diese heilige Glocke konnte ihn herbeirufen, wenn die Fischer zur Kirche wallfahrteten, vor dem Kruzifix das Vaterunser beteten, die Glocke mit starkem Getränk füllten und sich der Reihe nach die Gesundheit zutranken: „Auf eine glückselige Zeit und einen guten Ostwind!"

Viele Wunder begaben sich auf Helgoland!

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ob die Glocke im Laufe der Jahre ihre Wunderkraft eingebüßt hatte, oder ob die Fischer sich anders beholfen? Ein dänischer Kommandant, der Wundern sehr skeptisch gegenüberstand, wußte eine praktische Anwendung für das heilige Gefäß. Er ließ sie umgießen, vergrößern, am Wachthaus aufhängen und als Signal- und Lärmglocke benutzen.

Langsam stieg Andrésen die steile Treppe hinunter. Und dachte an Thora Thielen. Wie sie seine Hand gedrückt hatte. Und auf seinem strengen Gesicht war ein Lächeln.

Gerade vor dem „Pottchen", am Fuß der Treppe, traf er Peter Krohn. Wacker kämpfte er gegen den Sturm; aus dem Schatten tauchte Hinrich Auckens auf, der das gleiche Ziel hatte. Als er Andrésen sah, winkte er mit dem Kopf, sich anzuschließen. Aber Andrésen wollte nicht. Er saß ganz gern im Pottchen. Nur heute abend — er hatte keine Lust heute abend.

Da zog ihn Hinrich einfach hinter sich her. Über die Jolle wollte er mit ihm sprechen.

Im Pottchen war's wie im Backofen. Die vier winzigen Fensterchen waren vernagelt, die niedrige Tür, durch die die Männer sich seitwärts drückten, fiel sogleich wieder ins Schloß durch die Erfindung, die vor fünfzehn Jahren der Deportierte Knut Detlevson gemacht, der durch einen rostigen Anker an einem Tau den Selbstverschluß bewirkte. Ein langer Tisch mit zwei Bänken war aufgestellt, und auch an den Wänden entlang standen Bänke und Fässer anstatt der Tische. Die Wände bedeckten kleine viereckige Kacheln, die Bilder aus der Heiligen Schrift veranschaulichten. Da war der arme Jonas in verschiedenen Auflagen zu sehen: wie er entsetzt, mit verrenkten Gliedern, in das weite Maul des Fisches hineinspaziert — wie sich der Fisch an ihm den Magen verdorben hat, und wie er ihn wieder von sich gibt, vergnügt, daß er den Mann los ist. Da war Lots Weib; unten schon Säule, oben Frau Lot mit einem Federhut auf. Da war Potiphars Weib und der verschämte Joseph, der sich von der Tür aus die Dame noch mal beguckt, und dem man's nicht übelnehmen kann, daß er Reißaus genommen — ganz fromm konnte man im Pottchen werden, wenn man die Kacheln betrachtete und dazu Rum trank oder Het en Söten, dieses wundervolle Gemisch von Rum, heißem Bier und Zucker.

Hinter drei großen Fässern, die mit andern mal auf den Strand gerollt und von Peter Mohr geborgen waren, stand der Wirt, gewaltig anzusehen. Seitdem er das Lotsenhandwerk aufgegeben und sein Haus in den Dienst der Menschenliebe gestellt, hatte die Natur, wie ein gütiges Geschenk, seines Leibes Umfang verdoppelt. Sir Henry dachte, als er ihn zum erstenmal gesehen hatte, daß er ein gezähmtes Walroß war, mit dem merkwürdig runden Kopf, den hervorquellenden Augen und dem dicht und wild über den Mund herabhängenden Schnurrbart. Auch die Art seiner Bewegungen war merkwürdig. Der Gouverneur hatte wirklich näher hingesehen, ob er vielleicht doch Flossen besäße. Aber es waren wirklich Beine, stark und gewaltig wie Mastbäume. Eine große schwarze Lederschürze trug dazu bei, die Täuschung zu vergrößern. Sein Gesicht blieb immer ernst und unbeweglich; Bad Lassen sagte, er litte an einem geheimen Seelenschmerz. Aber Thaten war der Meinung, daß seine Seele verfettet war.

Einige Älteste saßen am Tisch und Jasper Botters und der alte Lorenzen. Carsten Röhrs und Nan Hansen hatten sich wahrhaftig schon wieder an dem Löwen festgebissen. Sie hatten beide noch keinen gesehen, desto weiter war der Spielraum ihrer Phantasie. Auf der Ofenbank saß Pontje Mohr. Sie war ein Mutter-Bruder-, Schwesterkind zu Jasper Botters und hatte ihn einmal liebgehabt. Mit seiner Frau war sie aufs äußerste verfeindet. Aber den Kindern steckte sie manchmal was zu. Was können die Würmer dafür!

Sie rückten zusammen, als die neuen Gäste kamen. Einige kauten an getrockneten Fischen, die sie in der Tasche bei sich trugen. Sie hörten zu, was Carsten Röhrs und Nan Hansen über die Löwen sprachen. Es war lehrreich und unterhaltsam.

„Ich fange ihn," sagte Röhrs, ein lebhafter, dürrer Sechziger, der keinen Widerspruch duldete, weil sein Beruf ihn berechtigte, immer recht zu haben, „ich fange ihn."

„Den Löwen?" fragte Hansen ungläubig.

„Jawohl! Den Löwen. Ich setze mich hin und sehe ihn an. Ganz ruhig sehe ich ihn an, und dann geht er rückwärts —"

„Das ist richtig", sagte Peter Krohn. „Das ist wie bei Klas Thaten. Er kommt aus dem Pottchen. Und seine Perke liegt im Bett und sieht ihn an. Ganz ruhig sieht sie ihn an. Und dann geht er rückwärts. Er sagt, das kann he ne uthollen."

„Aber wenn er beißt?" fragte Hansen. Ihm kam die Sache doch gewagt vor.

„Das tut er nicht", sagte Auckens. „An Carsten Röhrs beißt er sich die Zähne aus."

„Ein gefährliches Beest muß er aber sein." Peter Krohn rückte noch näher. „Einen ausgewachsenen Ochsen trägt er im Maul und springt mit ihm übers Bollwerk, zehn Ellen hoch."

Hinrich Auckens sang: „O du min Heinerich, o du min Jong — —"

Und das Gespräch wurde allgemein.

„Peter Krüß hat mal ein Meerweib gesehen, das gerade in seine Slup wollte."

„Aber es war kein Meerweib. Die Steuermannsfrau war's vom Wrack der ‚Prinzeß Alice'."

„Andrésen sagt auch, daß es ein Meerweib war. Und so lange hat er's mit dem Ruder abgestoßen, bis es untertauchte."

„Weil's dann ersoffen war."

Timm Lassen wurde ärgerlich. „Sagt ihr, es war 'ne Stürmannsfrau, ich sag dazu Meerweib."

Aber auch Peter Krohn wollte es nicht gelten lassen. „Peter Krüß hat manchmal 'nen Späuk gesehen. Weißt noch, Auckens, wie er die Engländer an Bord hatte und das Faß Rum. Er denkt, es war die Bake bei Danskerman sin Horn, und dann war's das Blinkfeuer bei Husum. Und die Dänen haben sie dann alle in Empfang genommen und haben sie nach Tönning geschickt in

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Prison. Und wenn Siemens nicht gerade da gewesen wäre mit seiner Schnigge und hätte die Gesellschaft nicht als heimlichen Ballast an Bord genommen, gingen sie alle nach Kopenhagen. Der König war schlecht zu sprechen auf Hollunners."

Und sie sprachen von der Dänenzeit. Und vom Verdienst. Und von den Fischen. Und von der großen Not. Luckens fuhr mit dem Zeigefinger in einer Rumlache umher und versuchte Siemens die Umrisse der Jolle zu malen. Jasper Botters hatte sich neben Pontje auf die Ofenbank gesetzt. Peter Mohr schenkte ernst und feierlich Bier und Rum aus, und der Tabakqualm war so dicht, daß die große runde Lampe, die über dem Tisch schwebte, wie ein gelber Mond im Nebel aussah.

„Es sieht schlimm aus", sagte Pontje. „Tetje Lorenzen ist zu allen gelaufen und hat um Geld gebettelt. Ihr Kind kann gesund werden, sagen sie, wenn es kräftig essen kann. Aber jeder braucht für sich."

Jasper trank hastig sein Glas aus.

„Man gibt, aber man kann es nicht lange tun. Das ist, als wenn keiner mehr lachen kann auf der Insel."

„Ja —." Jasper blickte düster vor sich hin. „Man kann nicht mehr lachen. Die Alten schelten; ihre Fische wollen sie. Antje schilt und weint, und die Kinder hungern. Man steht an der Blüse. Aber die Schiffe fahren vorüber. Gott hat Hilligland vergessen."

Pontje Mohr sah zu Andrésen hin, der ernst und schweigsam Carsten Röhrs' Aufschneidereien lauschte.

„Wir haben ja nun Jab Andrésen", sagte sie. „Nun wird ja Reichtum auf die Insel kommen. Er sagt, das ist so. Und dann muß das so sein."

(Fortsetzung folgt.)

Sonett der seligsten Stunde.

Die stillen Blüten, die du hegtest, flossen
Im weißen Mondlicht wie des Wassers Flut,
Und durch des Mondes Blumen, leicht beschuht,
Sah ich dich nahen, zauberübergossen.

Noch hatt ich nie ein solches Glück genossen,
Nicht in der Tage, in der Träume Glut,
Und meine Seele wurde weich und gut,
Als wäre sie in Gottes Hut beschlossen.

Laß mich erinnern, was die Stunde gab;
Mein ganzes Leben will ich sie behalten
Auf rauhem Pfad wie einen starken Stab.

Ich will sie wie ein Heiligtum umwalten,
Sie sinke ungekannt mit mir ins Grab.
Und Engel mögen davor Wache halten.

Thassilo von Scheffer.

Bismarck und die Frauen.

Zum Geburtstag des Altreichskanzlers am 1. April. Von Dr. A. von Wilke. — Hierzu 15 Abbildungen.

Sooft der Tag wiederkehrt, an dem Otto von Bismarck uns geschenkt wurde, gedenken wir seiner in nie verlöschender Treue und Dankbarkeit. Nicht nur, daß er uns das geeinigte Reich schuf, daß er die Sehnsucht seines zerrissenen Volkes erfüllte, macht ihn uns so groß und unvergeßlich. Wir erkennen in ihm die stärkste und edelste Verkörperung deutscher Art. Man liebt es, Bismarck mit Friedrich dem Großen zu vergleichen, und als Staatsmänner, als Mehrer des Reiches sind sie sich gewiß in manchem Zug ähnlich. Dem deutschen Empfinden aber steht der eiserne Kanzler, der deutsch war in allen Fasern seines Denkens und seines Fühlens, vielleicht noch näher als Preußens genialster König, dem die verfeinerte Kultur Galliens eine unentbehrliche Lebensatmosphäre bedeutete.

Deutsch, nur deutsch war Otto von Bismarck auch in seinem Verhältnis zum anderen Geschlecht. Eine einzige Frau konnte sich rühmen, sein Herz zu besitzen. Ihr war er der zärtlichste Verlobte, der sorgsamste Gatte. Lag die Last der Geschäfte noch so schwer auf seinen Schultern, plagten ihn Verdruß und körperliches Leiden so arg, daß Minister und Geheimräte dem Grimmigen scheu aus dem Weg gingen — sie hörte aus seinem Mund kein Wort des Zornes. Freilich, nicht jedem Mann von seinem Schlag wurde eine Gefährtin zuteil wie Johanna von Bismarck (Portr. S. 535), die nichts kannte und wollte als das Glück des Gatten und in ihm auch noch, als Europa vor ihm zitterte, nur ihr „liebes Ottchen" sah. Ihr kluger Sinn räumte in seiner Häuslichkeit jedes Steinchen aus seinem Weg, ihre heiße Liebe las jeden Wunsch aus seinen Augen. Und wenn er gelegentlich scherzte, ihr Ideal sei nur wie das jeder pommerschen Hausfrau, ihren Mann zu Tode zu füttern, so sprach er ernst und wahr, als er zu einem Freund sagte: „Sie glauben nicht, was diese Frau aus mir gemacht hat!"

Es gibt mehr als ein Buch, das von Napoleon und den Frauen handelt. Ueber Bismarck und die Frauen wäre, in solchem Sinn, keins zu schreiben. Das Thema ist erschöpft in dem starken Band, der alle Briefe Bismarcks an seine Johanna, vom 29. Januar 1847 bis zum 16. September 1882, vereinigt. Durch sein eigenes Zeugnis wissen wir wohl, daß ihm in den Tagen seiner Sturm- und Drangperiode der Rausch der Leidenschaft nicht fremd blieb, daß er in jugendlichem Ungestüm und Leichtsinn „becherte, liebelte und würfelte". Zweimal, bevor er Johanna von Puttkamer erblickte, dachte er an die Gründung eines Hausstandes. Doch wenn er sich dieser Zeiten später erinnerte, so geschah es nur, um deutlich zu erkennen, wie schal und leer sie ihm neben der Gegenwart schienen. Tiefere Spuren hatten sie an ihm weiter nicht hinterlassen.

Digitized by Google · Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 · Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Frau Luitgarde von Puttkamer, geb. von Glasenapp,
Schwiegermutter des Fürsten Bismarck.



Frau von Kotze, geb. von Arnim, eine Nichte Bismarcks.

Der dreißigjährige Otto von Bismarck empfand, nach seinem eigenen Ausdruck, „ein Wohlsein, wie es mir bisher fremd gewesen war, ein Familienleben, das mich einschloß, fast eine Heimat" an dem Herd, den sein Freund Moritz von Blanckenburg sich mit Marie von Thadden-Trieglaff (Portr. S. 537) auf dem Gut Cardemin errichtet hatte. Wie mit Geschwistern, so war er mit diesem Paar verbunden, das sich, von tiefster Frömmigkeit beseelt, die Aufgabe gesetzt hatte, den tollen Junker vom Kniephof zu seinem Glauben zu bekehren. Und als ein jäher Tod Marie von Blanckenburg schon nach kurzer Ehe im Herbst 1846 fortnahm, fühlte er „die erste, große und unerwartete Lücke" in seinem Leben, vollzog sich in ihm wirklich ein Wandel zu der ernsten und streng christlichen Gesinnung, die den tief innerlichen Grundton seines einige Wochen nachher an Johanna



Fürstin Johanna von Bismarck, geb. von Puttkamer.

von Puttkamers Vater gerichteten Werbebriefes bildet.

Dem stillen ländlichen Dasein, das, nur durch die Landtagsverhandlungen unterbrochen, Bismarck und seine Gemahlin geführt hatten, bereitete seine Ernennung zum preußischen Gesandten beim Deutschen Bund im Frühling 1851 ein Ende. Nun stand er mit einem Mal an einem Brennpunkt der großen internationalen Politik, und wie er sich bald allen seinen bundestäglichen Kollegen turmhoch überlegen erwies, so zeigte er in den Frankfurter Salons, wo alle europäischen Sprachen durcheinander klangen, seine unvergleichliche Kunst des Plauderns, die ihn zu dem begehrtesten und bewundertsten Gesellschafter machte. Nicht alle Damen dieses vergnügungsüchtigen diplomatischen Zirkels konnten ihm und seiner Johanna gefallen. Mit einigen indessen blieben sie auch nach der Frankfurter Episode in näherer Verbindung oder befreundet. Zu ihnen gehörte

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Hofphot. E. Sellin.
Frau Adele von Kurowsky.


Frau Johanna Müller. Nach einem Gemälde.

die Gemahlin des russischen Legationsekretärs, Frau Marie von Stolypin, geb. von Sverchkow (Portr. S. 537). „Eine junge Frau ohne Kinder, gutmütig wie alle Russinnen, aber schauderhaft reich", nennt Bismarck sie in der ersten Schilderung, die er seiner Gemahlin von dem Frankfurter Milieu entwirft. Ihr einziger Sohn, der Kammerherr und Staatsrat Nikolaus von Stolypin, Legationsekretär der russischen Gesandtschaft in München, dessen Liebenswürdigkeit ich ihr Bild verdanke, schreibt mir dazu: „Die Beziehungen meiner Eltern zur Familie Bismarck blieben noch lange nachher aufrecht. Im Jahr 1881 erinnere ich mich, mit meiner verstorbenen Mutter bei Bismarck gespeist zu haben, wobei ich das Interesse des Fürsten erregte, da meine Eltern fünfzehn Jahre in kinderloser Ehe gelebt hatten."


Frau W. Meister, geb. Becker.


Fürstin Orlow, geb. Prinzessin Troubetzkoi.

Auf drei Generationen erstreckte sich die innige Freundschaft, die das Bismarcksche Haus in Frankfurt a. M. mit dem des angesehenen

Generated on 2019-06-06 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

Großfürstin Helene von Rußland.



Frau Marie von Blanckenburg.

Malers Jakob Becker, Professors am Städelschen Kunstinstitut, verknüpfte: auf diesen selbst und seine musikalisch hochbegabte Gattin (Portr. S. 538), auf ihre Mutter, die geistreiche und lebensfrohe Frau Johanna Müller (Portr. S. 536) (deren Sohn Wolfgang als der Dichter „Müller von Königswinter" bekannt ist), und auf ihre drei lieblichen Töchter. Deren älteste, die verwitwete Frau Wilhelm Meister (Portr. S. 536), „Merlchen" genannt, erwähnt Bismarck noch am Schluß des vorletzten, vom 22. August 1889 datierten Briefes an seine Gemahlin nach Homburg v. d. Höhe: „Bitte viel Liebes an Merlchen . . ." Es ist gewiß höchst charakteristisch, daß der als ein in



Frau Marie von Stolypin.

Generated on 2019-06-06 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY



Gräfin Marie Rantzau, geb. Gräfin Bismarck.



Gräfin von Roon,
Gemahlin des verstorbenen Feldmarschalls.

ihn beherbergten, und nach Reinfeld in Pommern zu den Schwiegereltern. Namentlich zu Johannas Mutter, zu Frau Luitgarde von Puttkamer (Portr. S. 535), geb. von Glasenapp, seiner „Mutsch“, stand er, nach anfänglichen kleinen Mißverständnissen, wie ein wirklicher Sohn. — Um wieviel öder noch mußte Bismarck das Frankfurter Diplomatengezänk vorkommen, als er den Main mit der Newa vertauscht hatte. Am Petersburger Hof fand er die beste Aufnahme. Zar Alexander II. schenkte ihm bald sein Vertrauen. Die Kaiserinmutter Charlotte, seines Königs Schwester, und die intelligente und aufgeklärte Großfürstin Helene (Portr. S. 537), eine württembergische Prinzeß, zogen den Landsmann oft in ihre Nähe. Die großzügige

aristokratischen Vorurteilen befangener Junker verschriene Bismarck während seines acht Jahre langen Aufenthaltes in Frankfurt a. M. den Umgang mit diesem vornehm-bürgerlichen Künstlerhaus, in dem geistige Interessen so verständnisvoll gepflegt wurden, den lauten Vergnügungen der offiziellen Geselligkeit vorzog. Auch noch in späteren Jahren lehnte er, wenn sein Weg ihn durch Frankfurt führte, alle Dinereinladungen hoher Würdenträger ab, um sich an den Beckerschen Tisch zu setzen und mit den alten, so wohlvertrauten Freunden frohe und ungezwungene Stunden zu verleben.



Frau Prof. Becker, Frankfurt a. M.

Häufige Reisen brachten Abwechselung in den Frankfurter Aufenthalt: nach Berlin zur Beratung mit dem König, den Ministern und den Parteiführern, in diplomatischen Aufträgen nach Paris, wo der preußische Gesandte Graf Hatzfeldt und dessen Gemahlin (Portr. S. 539), eine Tochter des Marschalls de Castellane und nachmals wiedervermählte Herzogin von Sagan,



Frl. Maximiliane und Marie Becker.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lebensweise des russischen begüterten Adels hat ohne Zweifel in Bismarck, dem Grandseigneur von Geburt, verwandte Saiten berührt. Auch in St. Petersburg wurde manche Freundschaft von Dauer geschlossen, so mit dem Fürsten Nikolaus Orlow (er starb 1885, nachdem er Botschafter in Paris und Berlin gewesen war) und der schönen Fürstin Katharina Orlow, geb. Prinzessin Troubetzkoi (Portr. S. 536). Während er im August 1862, kurz vor seiner Berufung an die Spitze des preußischen Staatsministeriums, am Strand von Biarritz ausruhte, waren „Orlows" seine täglichen Genossen. „Lustig, frisch und natürlich," so beschreibt er die Fürstin Kathi seiner Gemahlin, „ganz deine Abneigung gegen Hof und Salon."

Als Ministerpräsident fand Bismarck zunächst unter seinen Mitarbeitern nur in dem Kriegsminister von Roon volles Verständnis und wirksame Unterstützung, und wenn Frau Johanna mit den Kindern in Pommern weilte, dann hatte Frau von Roon (Portr. S. 538), eine Rogge aus der bekannten und angesehenen Predigerfamilie, für Bismarck immer ein Gedeck aufgelegt.



Gräfin Maximilian Hatzfeldt, geb. de Castellane.

Erst als Reichskanzler, Fürst und der gebietende Staatsmann von Europa zog Bismarck sich mehr und mehr von der Geselligkeit außerhalb seines Hauses zurück. In seinem Haus blieb er der liebenswürdigste Wirt. Den parlamentarischen Abenden in seinem Palais fehlte nie ein Kranz von holden jungen Damen. Verwandte, wie Frau von Kotze, die Tochter seiner Schwester Malwine (Portr. S. 535), und die Gattinnen seiner jüngeren Beamten, wie Frau von Kurowsky (Portr. S. 536), gefeierte Erscheinungen des Berliner Hofes, unterstützten die Fürstin Bismarck und ihre Tochter, die jetzige Gräfin Rantzau (Portr. S. 538), bei dem Empfang und der Unterhaltung der Gäste. Frauen mit politischem Ehrgeiz verabscheute Bismarck, auch darin ein Deutscher. „Ich habe gegen Politiker in langen Kleidern immer Mißtrauen gehegt", so heißt es in den „Gedanken und Erinnerungen". Der Frau, die nicht aus dem von der Natur ihr gesetzten Wirkungskreis herausstrebte, begegnete, wes Standes und Ranges sie auch sein mochte, keiner mit so vollendeter Ritterlichkeit wie der eiserne Kanzler.

Das Orchester.

Von August Spanuth. — Hierzu 8 Abbildungen.

Vom Orchester soll die Rede sein. Zwar ist „Orchester" im Deutschen ein ziemlich vertrautes Wort, aber es stammt doch aus der Fremde. Ferner hat es sich im Lauf der Jahrhunderte oder auch Jahrtausende gefallen lassen müssen, als Benennung für verschiedene Begriffe zu dienen. Man könnte also für hoffnungslos unwissenschaftlich gehalten werden, wollte man sich nicht erst richtig etymologisch mit dem Wort auseinandersetzen.

Wie der Leser längst weiß, kommt das Wort Orchestra aus dem Griechischen, wo es einen Tanzplatz bezeichnete; aber keinen beliebigen, sondern einen besonderen Tanzplatz, einen so besonderen, daß er zum eigentlichen Tanzen gar nicht benutzt wurde: jenen Raum, noch vor dem Proszenium im Theater liegend, wo sich der Tragödienchor erging. Gewiß war das kein engbegrenzter Raum, aber trotz der riesigen Dimensionen des griechischen Theaters darf man sich ihn nicht etwa so weitläufig vorstellen wie die Manege im Zirkus Schumann in Berlin, die Max Reinhardt in seiner „Oedipus"-Aufführung mit dem sechshundertköpfigen Volk von Theben füllte.

Später, in den Zeiten der Römer, wurde das Orchester dadurch profaniert, daß man den römischen Senatoren und sonstigen bevorzugten Zuschauern gestattete, dort Platz zu nehmen. Erst viele, viele Jahrhunderte später bekam man wieder Gebrauch für das Wort, als nämlich die Italiener aus dem Geist der Renaissance heraus den Versuch zur Wiederbelebung der antiken Tragödie machten, sich dazu der modernen Musik bedienten und schließlich die „Oper" zustande brachten. Die paar Instrumente (Lauten, Theorben,

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein Harpsichord usw.), deren sie für die ersten Versuche bedurften, pflegten sie zwar hinter der Szene zu verstecken, und dabei gingen sie unzweifelhaft von den gleichen Grundsätzen aus, die später Richard Wagner zur Forderung des verdeckten Orchesters führten. Als aber der Instrumente immer mehr wurden, wies man ihnen den Raum zwischen Bühne und Zuschauersitzen an, der also dem Aktionsfeld des Chors in der griechischen Tragödie entsprach.

Nachdem die Bezeichnung Orchester für diesen Raum sich eingebürgert hatte, gewöhnte man sich gar bald daran, auch die Musiker, die dort saßen, in ihrer Gesamtheit „Orchester" zu nennen. Und als sie diese Bezeichnung einmal weghatten, konnten sie sich ihr auch nicht entziehen, wenn sie sich anderwärts, also im Konzertsaal, zu ähnlichem Zusammenspiel vereinigten. Allerdings wurden der Ausbreitung des Begriffs doch einige Grenzen gezogen, und zwar mehr willkürlicher als logischer Weise. Der gewaltige Emanzipationsprozeß der selbständigen Instrumentalmusik mußte notwendigerweise die Folgen haben, daß Instrumentalistenvereinigungen von quantitativ und qualitativ sehr verschiedenen Arten in Aktion traten. Wohl mag gegenwärtig das Gefühl vorherrschen, daß mit dem Begriff Orchester etwa ernsthaft Künstlerisches verbunden sei, aber man kann es deshalb dem „Cafétier" doch nicht verbieten, von seinem „Orchester" zu sprechen, wenn er seinen Gästen auf einem verstimmten Klavier, einer näselnden Violine, einer beschädigten Klarinette, einem kratzenden Cello und einem gellenden Kornett die „neuesten Schlager" vorspielen läßt. Die großen, der Kunst dienenden Orchester sind dadurch zu Ergänzungsbezeichnungen getrieben worden, nennen sich also Sinfonie-Orchester, Philharmonisches Orchester usw.



Harfe.

Vom Orchester im modernen Sinn kann man seit etwa dreihundert Jahren reden. Das ist besonders für die Tonkunst, die „zeitlichste" von allen Künsten, eine sehr lange Periode der Entwicklung. Und in der Tat würde das Publikum die Augen weit aufreißen und die Ohren spitzen, wenn man ihm plötzlich das „große" Orchester vorführte, das Monteverde im Jahr 1608 in Mantua bei der Aufführung seines „Orfeo" anwandte. Es bestand aus zwei Harpsichorden, zwei Baßviolen, zehn Armgeigen, zwei kleinen „französischen Violinen", einer Doppelharfe, zwei großen Gitarren, zwei kleinen Holzorgeln, zwei Gamben, vier Posaunen, einer „Ninfale" (ebenfalls ein minimales Orgelchen), zwei (hölzernen) „Cornettos", einer kleinen Flöte, einer Trompete und drei Dämpfertrompeten. Gewiß konnten alle diese Instrumente zusammen ein ansehnliches Tonvolumen hervorbringen, aber verglichen mit der Schlachtenszene in Richard Strauß' „Heldenleben" wird es doch wohl wie Kammermusik geklungen haben. Geradezu unmöglich ist es aber, sich eine klare Vorstellung von den Klangwirkungen jenes alten Orchesters zu machen. Man tut daher auch besser, nicht weiter zurückzuhorchen als bis zu dem Orchester Haydns. Bach und seine Zeitgenossen bedienten sich noch mancher Instrumente, die das moderne Orchester nicht mehr enthält, und die man nur für Bach-Aufführungen wieder hervorzusuchen pflegt: sehr zum Vorteil der charakteristischen Wirkung. Aber die Basis für das Orchester, wie es uns heute in die Ohren klingt, erhalten wir aus den ersten Partituren der Haydnschen Sinfonien.

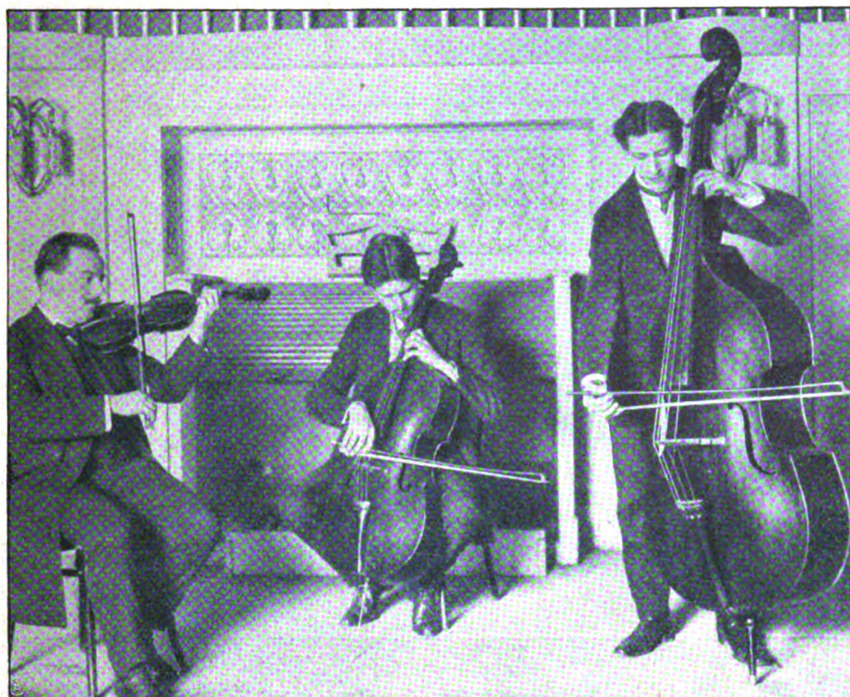


Kleine Trommel. Pauke (alte Konstruktion). **Pauken.**

Welche Entwicklung das Orchester in diesen anderthalb Jahrhunderten durchgemacht hat, kann man schon mit den Augen erraten, wenn man die beiden Partiturproben vergleicht (Abb. S. 542). Ob Haydn wohl eine solche Ausdehnung der Partitur auch nur dunkel geahnt hat? Schwerlich. Ebensowenig brauchen wir uns also den Kopf darüber zu zer-

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

brechen, wohin das moderne Orchester in weiteren anderthalb Jahrhunderten kommen wird, wenn alle Komponisten fortfahren, den Beruf zu spüren, den bisherigen Orchesterinstrumenten noch einige neue hinzuzufügen. Man würde dann eine Partiturseite aus dem Jahr 1961 auf einer „Woche"-Seite wohl nicht mehr in lesbarer Verkleinerung reproduzieren können. Noch weniger aber, als wir uns die Klangeffekte des Monteverdeschen Orchesters vorstellen können, lassen sich die des fernen Zukunftsorchesters ahnen, und nicht ohne Schrecken muß man an die Abhärtung des Trommelfells denken, die dem Menschengeschlecht bis dahin noch zugemutet werden mag. Aber die rastlos vorwärts eilende Flugmaschinentechnik wird dem geplagten Ohr sicherlich zu Hilfe kommen. Der Schall reist ja bekanntlich verhältnismäßig langsam; ein Flugapparat aus dem Jahr 1961 aber wird sicherlich schneller durch die Luft gehen, und so kann der Mensch wahrscheinlich den Klängen des zukünftigen Monsterorchesters ganz bequem entfleuchen, vorausgesetzt natürlich, daß er das wünscht, daß seine Gehörsorgane sich nicht durch alle die Generationen hindurch hübsch daran gewöhnt haben und sogar Gefallen daran finden. In diesem Punkt ist nämlich nach den bisher gewonnenen Erfahrungen dem menschlichen Ohr so ziemlich alles zuzutrauen. —



Violine. Violoncell. Kontrabaß.

Als die vier Grundfarben des Orchesters kann man nun die Klänge der Streicher, der Holzblas-, der Blechblas- und der Schlaginstrumente bezeichnen. In den allerersten Sinfonien Haydns findet man zwar noch keine Pauken, also keine Schlaginstrumente, aber dafür hat er sich dann später bei seiner „Sinfonie mit



Horn. Trompete. Posaune. Tube.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Oboi.
Corni in D.
Violino I.
Violino II.
Viola.
Violoncello e Basso.
Presto.

Orchestersatz aus Joseph Haydns Sinfonie Nr. 4.

Entnommen aus dem im Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig, erschienenen Werk „Joseph Haydns Werke, Serie I, Symphonien".

dem „Paukenschlag" gerächt. Oboen und Hörner waren in den ersten Anfängen die einzigen Vertreter der beiden Blas-Klangelemente. Wie das doch seitdem anders geworden ist! Die Streicher dagegen sind bei all dem Wechsel im Orchester genau die gleichen geblieben: im Parlament der Instrumente bilden sie den konservativen Block. Daß aber auch sie wenigstens angekränkelt wurden von den Ideen der Neuzeit, ist nicht zu verkennen; ja, gerade nach der Richtung hin, die zur Vergröberung führt, nach der Volumenverstärkung hin, sind sie am weitesten vorgegangen. Wo man sich früher mit vier Ersten Violinen begnügte, da glaubt man jetzt sechzehn oder gar zwanzig nötig zu haben. Offenbar hatte es aber den konservativen Aristokraten des Orchesters schon leid getan, daß man ihnen diese Vermehrung ihres Aufgebots als ein Kokettieren mit plebejischen Ideen auslegen könnte, und flugs schritten sie wieder zu aristokratischer Vereinsamung, indem sie bei allen möglichen Gelegenheiten nur „geteilt" spielen. Das will heißen, daß in modernen Orchesterwerken die „Ersten Violinen" auf das Kommando „Divisi!" wiederum zwei oder auch mehr verschiedene Stimmen bilden und spielen, ebenso die „Zweiten Violinen", die Violen usw. All das macht aber keinen wesentlichen Unterschied, und „die Streicher" des Orchesters setzen sich noch heute wie zu Haydns Zeiten aus Ersten und Zweiten Violinen, Violen oder Bratschen, Violoncellos und Kontrabässen zusammen.

Während nun dieser konservative Körper sozusagen Fett ansetzte und der Zahl nach immer stärker wurde, blieben die Holz- und Blechbläser für lange Zeit bei der ziemlich spärlichen früheren Besetzung.

Wenn Haydn sich anfangs mit Oboen und Hörnern begnügte, zog er doch bald auch Flöten und Fagotte heran. Die Klarinette aber ignorierte er fast gänzlich; sie gewann die besondere Zuneigung der Komponisten erst später. Bald wurde die Trompete im Orchester ebenso unvermeidlich wie das Horn, und leider ist schon in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auch die Posaune zu einem unvermeidlichen Orchesterinstrument geworden. Das soll natürlich kein Vorwurf gegen die Posaune sein, das soll nur

kl. Flöte.
3 gr. Fl.
4 Oboen.
Es Clar.
2 Clar. (B)
3 Fag.
8 Hörner (F) I. II. III. IV. V. VI. VII. VIII.
2 Tromp. (Es)
3 Tromp. (B) I. II. III.
3 Posaunen I. II. III.
Tenortuba. (B)
Basstuba.
Pauke.
kl. Militairtr.
gr. Rührtr.
mit Holzschlägel.
Becken.
gr. Trommel.
64
Violinen I. II.
Bratschen.
Violonc.
Contrab.

Aus der Partitur „Ein Heldenleben" von Richard Strauß.

Mit Genehmigung des Buch- u. Musikalienverlags F. E. C. Leuckart, Leipzig.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Flöte. Oboe. Klarinette. Baßklarinette. Fagott.

auf die Gefahr hinweisen, die in dem unablässigen Verlangen liegt, das Tonvolumen zu steigern. Beethoven wußte ganz genau, weshalb er die Posaunen in seiner Fünften Sinfonie erst aufsparte bis zum letzten Satz und sie dann das triumphale Thema mitblasen ließ. Er würde nie den überwältigenden Effekt erzielt haben, wenn er sein Posaunenpulver schon vorher verschossen hätte. Moderne Komponisten differenzieren eben im Dynamischen weniger fein, sie legen einfach die Farben dicker auf.

Der Zuwachs bei den Holz- und Blechbläsern hat glücklicherweise nicht bloß eine dynamische Steigerung, sondern auch eine Mannigfaltigkeit der Klangfarben ermöglicht, von der man sich früher nichts hätte träumen lassen. Die Flöten, Oboen und Klarinetten treten jetzt in gewissen modernen Partituren in vierfacher Besetzung auf; dazu kommt dann noch die Pikkoloflöte, die Altoboe (oder „Englisches Horn"), die Baßklarinette, ferner zu den Fagotten das Kontrafagott. Gustav Mahler hält acht Hörner durchaus nicht für zu viel, und vier Trompeten sind ihm unerläßlich, acht sind ihm aber lieber. Zur Alt-, Tenor- und Baßposaune hat sich noch die Baßtuba gesellt, ganz zu schweigen von Blasinstrumenten für spezielle Zwecke. Für seinen „Ring des Nibelungen" hatte Wagner z. B. tiefere Horntöne nötig, als die Hörner hergeben können, und so wurden besondere Nibelungentuben konstruiert.

Beim Schlagzeug, bei den rhythmischen Instrumenten, spielen noch immer Pauke (insbesondere die verbesserte Pauke) und die Kleine Trommel die bedeutendste Rolle, aber je nach ihren Ausdrucksgelüsten haben die Komponisten alle möglichen anderen Instrumente eingeführt, die geschlagen werden. Gustav Mahler geht darin wohl am weitesten; außer Becken, Triangel und Glockenspiel verschiedener Art zieht er auch Tamburin, Xylophon und mit besonderer Vorliebe Herdenglocken heran. Das Tamtam verschmäht er auch nicht, und im Finale seiner Sechsten Sinfonie verlangt er gar noch Holzklapper, Hammer und — Rute! Bei aller schätzenswerten Charakteristik, die durch solche Lärminstrumente erzielt werden mag, wird ihre kräftige Anwendung doch manchem Zuhörer vor allem jene traurige Wahrheit ins Bewußtsein rufen, daß Musik mit Geräusch verbunden ist und darum auch nicht immer schön gefunden wird.



Heckelphon.

Widerspruchslos wird aber die Harfe als willkommene Bereicherung der Orchesterpalette hingenommen. Neuerdings hat auch die „Celesta", eine kleine Klaviatur, die Stahlstäbchen zum Klingen bringt, vielfach Eingang gefunden.

Daß bei einem solchen Aufgebot von Instrumenten die Verführung zu großer Geräuschentfaltung fast unwiderstehlich ist, vor allem für ehrgeizige Komponisten, die immerdar nach neuen, überraschenden Wirkungen verlangen, wird man begreifen; man sollte daher auch gerecht genug sein anzuerkennen, daß jene Komponisten, die gegen ohrenbetäubenden Lärm unempfindlich zu

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sein scheinen, sich trotzdem meistens einer gesteigerten Differenzierungsfähigkeit in bezug auf Klangfarben und Klangnuancen erfreuen. Sie kommandieren einen Farben- und Nuancenzauber, von dessen Möglichkeit frühere Generationen sich gar nichts haben träumen lassen, und darin kann man immer schon einige Entschädigung finden für die Vergröberungsattacken im rein Dynamischen, die fortgesetzt auf unsere Ohren unternommen werden. Seitdem die Komponisten unter die Maler gegangen und Koloristen geworden sind, wird mit voller Berechtigung von Tonfarben gesprochen; und wehe dem, der tonfarbentaub ist! Er kommt bei der heutigen Orchestermusik nicht mehr auf seine Rechnung. Unter den extremen Musiksezessionisten gibt es aber natürlich viele, die den Mangel an Begabung und Technik hinter größter Unbekümmertheit verbergen möchten, und sie liefern dann, gerade wie ihre Kollegen vom Pinsel, oft unentwirrbare Tonkleckfereien.

Als modernes Kulturinstrument kann man die Bedeutung des Orchesters kaum überschätzen. Einst nur in Diensten gekrönter Häupter oder zur Verfügung schwerreicher Mäzene, ist das Orchester nach und nach der eigentliche Pionier der musikalischen Kultur geworden. Wo Orchestermusik willkommen ist, da hat auch die gute Musik Wurzel geschlagen. Nicht die reisenden Instrumentalvirtuosen und Sänger haben die Segnungen der Tonkunst ins Volk getragen, denn sie waren mehr auf seichtes Ergötzen und Verblüffen ihrer Zuhörer bedacht, sondern das Orchester vollbrachte die Missionsarbeit.

Ein amüsantes Schauspiel.

Skizze von Ida Boy-Ed.

Dem Bug des Dampfers schwollen die schwerwogenden Wasser des Ozeans entgegen, der sich, vom Westwind gedrängt, förmlich in den Kanal hineinpressen zu wollen schien. Ein Himmel von ungetrübter Frühlingsbläue sah auf das starke Spiel der Flut herab.

Es war vormittags zwischen elf und zwölf Uhr, und ungefähr sämtliche Passagiere der Ersten Kajüte waren oben auf dem Promenadendeck. In ihren Bordstühlen lagen sie, sonderbaren Riesenwickelkindern gleich, eng von Reisedecken umschlagen. Viele döſten im Halbschlummer hin, schwer von jener Faulheit, die an Bord förmlich aus dem Wesen auch der raschesten Menschen herauszuschwellen und immer größer zu werden scheint. Andere lasen mühselig, denn in ihre Gedanken, die die Worte vom Papier aufnahmen, kam zugleich das endlose Rauschen von Wasser und Wind. Einige machten den Rundgang, den sie der Frische ihres Appetits schuldig waren, sie wanderten wie Pferde im Göpel immer rundum.

Die Sonne brannte angenehm und legte ein breites Lichtband über Backbordreling, die schmalen Bohlen des Decks, die Stuhlenden und eingewickelten Füße der in Reih und Glied wie in einer Luftkuranstalt Daliegenden.

Irgendwo weit weg in der Welt waren Arbeit, Mühsal, Ereignisse, Unterhaltungen, Ueberraschungen.

Hier stand das Leben still. So still, daß es die Menschen mit hypnotisierenden Augen ansah, bis ihnen alle geistige und körperliche Regsamkeit abhanden kam.

Dem Blick, der hinausblinzelte, bot sich das immer gleiche Bild: Himmel und Wasser, und monoton rauschte die Welt, man wußte nicht mehr: war's das Wasser, sang das Blut im Ohr, kam es von den Höhen, aus den Tiefen? Das Schiff drang vorwärts, immer vorwärts, hinein in unbestimmte Unendlichkeit von Licht und Wind und Wasser.

Fräulein Agnes dachte schwach: Es ist sehr langweilig.

Aber sie fühlte auch die völlige Unmöglichkeit, sich dagegen zu wehren, und legte ihr blondes, von Sportmütze und weißem Chiffonschleier kleidsam geschütztes Köpfchen auf die andere Seite. Das mit weißem Mull bezogene Kissen mit dem gezackten Rüschenrand gab ihr einen sehr vorteilhaften Hintergrund, dessen Fräulein Agnes sich auch bewußt war, wenn sie sich in ihren Stuhl hineinarrangierte. Aber allmählich, so im Stehen der Stunden, kam ihr fast die Wachsamkeit darauf abhanden. Sie öffnete ein bißchen die Augen: Wasser und Himmel — Wasser und Himmel. — — Sie horchte ein bißchen: Raunen und Rauschen emsig — eilig — endlos . . .

Da — mit einem Mal fuhr eine Bewegung durch alle Riesenwickelkinder, und alle Göpelläufer warfen sich in der Richtung herum — das lief wie eine Blitzkugel an Promenaden um. Etwas war geschehen — ein Unglück? Was? Was? „Mann über Bord!" sagte irgend jemand.

Und ganz wie von selbst drängte sich alles nach Steuerbord hinüber. Es hatte keine fünf Sekunden gedauert, bis sämtliche Passagiere, Schulter an Schulter, Brust auf dem Rücken des Vordermanns, Köpfe reckend, als eine unverrückbar zusammengekeilte Menschenmauer sich an Steuerbordreling hinzog, um zu sehen. . .

In den Flaschenzügen, weiß, zugedeckt, solide und fest, hingen die Rettungsboote, je drei und drei hintereinander, eine stille, schwebende Garnitur der Sicherheit mit irgend etwas Unerklärlichem von beruhigenden Verheißungen an sich, das aus ihren geschwungenen Formen zu reden schien.

Nun aber war in dem einen rasche Unruhe. Da bückten und hoben sich bleiche Gesichter, es war ein Durcheinander von eiligen Handgriffen, gehetzten Sprüngen — eine scheinbare Wirrnis des Handelns und mitten dazwischen, fest und hoch stehend, die Gestalt des Offiziers in seinem blauen Rock. Man hörte kurze Befehle.

Das Boot senkte sich — es schwebte an den Seilen — wasserwärts, hinab. Und wie aus Eisen stand der junge Offizier. — Nun berührte es schon die unruhevoll quirlenden Wasser, die sich gegen die plötzliche Beidrehung des machtvollen Schiffskörpers ärgerlich sträubten. — Und nun saßen, man sah gar nicht vor lauter Schnelligkeit, wie es geschah — die Rudergäste auf ihren Plätzen und hoben mit wuchtiger Kraft die Ruder — man hörte das dumpfe Rücken der Hölzer in den Riemen . . .

„Anderthalb Minuten", sagte ein Herr neben Fräulein Agnes, der seine Uhr in der Hand hielt, um die Exaktheit des Manövers zu verfolgen.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„O Gott", sagte Fräulein Agnes unbestimmt.

„Fabelhaft!" äußerte jemand.

Und dann machte die furchtbare Spannung alle atemlos . . .

Es ging um ein Menschenleben . . . Man wußte es schon — ein Heizer war über Bord gesprungen . . . Vielleicht vom Heizerwahnsinn erfaßt . . .

Halblaut erzählte es der Schiffsarzt: die Höllenglut aus den Feuerstellen verbrennt ihnen das Hirn, und zuweilen packt sie die Begier: und stehe auch der Tod drauf — Kühle, Kühle, nur Kühle . . .

„Sehen Sie?" fragte Fräulein Agnes — mit trockenem Mund vor Erregung.

„Ja — da . . ." brachte der Herr links neben ihr heraus . . . Er war so beschäftigt, mit seinen Ellbogen sich ein wenig Spielraum für seinen Kodak zu schaffen, und paßte fiebernd auf — weniger auf das, was da draußen geschah, als auf die Stelle, wo das Boot, zurückkehrend, am besten zu knipsen sei.

Draußen aber, fern auf den blauen, wogenden, fröhlichen Fluten, schwamm ein weißer Ring — man sah ihn deutlich — es war der Rettungsring, den man fast augenblicklich dem Mann zugeworfen hatte — aber fern, fern von dem weißen Reif, der als allerliebstes Spielzeug sich schaukelte, schwamm noch etwas anderes auf den lachenden Wassern — ein Pünktchen nur —

Der Kopf eines Menschen —

Eines Verzweifelten, der nun ebenso rasend dem Tod sich zu entwinden suchte, wie er ihm vorher entgegengelechzt hatte . . .

Es schien, als bewege sich der Kopf auf den weißen Ring zu — aber der trieb weit — wie in bösartigem Vorsatz . . . weit weg . . . Das Boot schoß dahin — nicht, als hetzten es Menschenarme — als jage es Dampf . . .

An Bord wagte niemand mehr einen Laut . . . In der Kehle saß die Spannung — auch die Ruhigsten schluckten daran wie an eigener Not — — —

Und da — da war das Boot neben dem Pünktchen . . . Man sah es — klammernde Hände griffen zum Bord hinauf — Männer bückten sich . . .

Ein Körper wurde ins Boot gezogen . . .

Nun schoß es weiter — in der gleichen, sicheren, übermenschlichen Schnelle — auf den weißen Ring zu — das Spielzeug durfte dem Ozean nicht gelassen werden. Ganz gewissenhaft — an die Lebensrettung die Genauigkeit knüpfend — fischte man es auf . . .

Dann näherte sich das Boot dem Dampfer, der stampfend und keuchend vor Ungeduld in den quirlenden Wassern beigedreht blieb, förmlich wie vom Unwillen durchzittert über kostbare, ewig verlorene Minuten.

Nun sah man's schon von oben: da im Boot, zwischen den Füßen der Rudergäste, lag ein unseliges, nasses, zusammengekauertes Stück Menschentum, sichtbar zitternd, das bläuliche Angesicht scheu geduckt . . .

Und wieder ein Springen und Bücken im Boot — Hantierungen oben und unten — kurze Befehle . . .

Das Boot schwebte empor — aufgerichtet, wie von Eisen, hoch und fest stand im hinanschwebenden Boot der junge Offizier in seinem blauen Rock . . .

Der Herr links neben Fräulein Agnes knipste — es glückte ihm. Der Herr rechts sagte tief bewundernd: „Siebenundeinehalbe Minute . . ." und steckte seine Uhr ein.

„O, wie amüsant", rief Fräulein Agnes.

Und das ganze Publikum brach in Beifall aus.

Es klatschte — klatschte — klatschte — wie im Theater — es klatschte dem jungen Offizier zu . . .

Und dem stieg es rot in das undurchdringliche Gesicht . . .

Wie ihm das wohl schmeichelhaft ist, dachte Fräulein Agnes mit unbewußtem Neid auf die allgemeine Aufmerksamkeit.

Der junge Offizier, der mit einer höflichen, aber dennoch merkwürdig streng Gehorsam erzwingenden Handbewegung Platz erbat, bewachte noch die Matrosen, die das in seinen anklebenden Kleidern schlotternde Lebewesen ins Lazarett hinabschafften . . .

Mit einem Mal war jede Spur des Ereignisses verschwunden. Die fiebrische Erregung vorbei. Der Dampfer, fast im Augenblick, da das Rettungsboot oben ankam, schob sich, indem er einen heulenden Schrei ausstieß, wieder in seine Richtung, das Maschinenherz schlug wieder mit raschem, regelmäßigem Puls.

Die Passagiere zerstreuten sich. Aber sie waren belebter. Man hatte sich vortrefflich unterhalten. Man sprach voll Bewunderung von der Leistung. Jemand wußte, daß der über Bord Gesprungene noch eine Strafe bekommen werde. Und ein anderer verbreitete sich darüber, daß die Heizer ein eigenes Menschenmaterial seien, viele gescheiterte Existenzen seien darunter . . .

Fräulein Agnes suchte den Schiffsarzt.

Sie fand ihn aber nicht und hörte erst beim Lunch, wo er ihr Tischnachbar war, von ihm, daß er sich sehr lange um den armen Kerl habe bemühen müssen, bei dem eine bedrohliche Herzschwäche sich gezeigt hatte. Fräulein Agnes konnte es aber nachträglich doch durchaus nicht begreifen, daß der Mann sich habe retten lassen; ja, um die Wahrheit zu sagen: sie hätte es stilvoller gefunden, wenn er sich gegen die Retter wehrte.

„Rätsel des Lebensdrangs", sagte der Schiffsarzt.

„Warum ist er denn überhaupt erst hineingesprungen? Aus Heizerwahnsinn?"

„Nicht so ganz, gnädiges Fräulein. Er hat mir's weinend erzählt: er liebte ein Mädchen, flott war sie und anspruchsvoll, wie so die Schifferliebchen werden. Und um sie mehr beschenken zu können — nun, er war schwach. Das hat ihn denn für ein Jahr die Freiheit gekostet. — Und als er loskam, wollte sein Vater ihn nicht ins Haus lassen, wo die Mutter willenlos weinte. Er war trotzig. Er hatte ja die Liebste. Vater, Mutter, Ehre — egal. Und er wurde Heizer. Das bringt ja Geld. Geld für sein Liebchen. Aber sie schrieb ihm, daß sie nun einen anderen habe — heute früh in Southampton bekam er den Brief. — Und er fühlte zuletzt nur: das straft sie — das straft sie — wenn ich ins Wasser springe . . . das straft sie . . ."

„Nicht sehr logisch gedacht," bemerkte der Kodakherr, „aber meine Aufnahme ist famos geraten."

„Für uns", sagte Fräulein Agnes, „war es sehr unterhaltend . . ."

Und mit einem kleinen nachkostenden Seufzer dachte sie daran, wie stattlich der junge Offizier ausgesehen habe.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Fremdenlegion.

Von Dr. J. Freden. — Hierzu 9 photogr. Aufnahmen.



Das Lager der Legionäre.

Phot. M. Branger.

Es wäre eine interessante Grundlage zu einer völkerpsychologischen Studie, wenn man die Geschichte und das Wesen der Fremdenlegion, die ja gegenwärtig in Deutschland und Frankreich eine recht aktuelle Bedeutung gewonnen hat, einer eingehenden Betrachtung unterzöge. Sie würde Resultate zeitigen, die jedenfalls viel dazu beitragen würden, die immer noch schwierige Psychologie des Europäers in einem markanten Ausschnitt grell zu beleuchten, Resultate, wie man sie kaum aus der mehrtausendjährigen Geschichte der europäischen Kriege trotz ihres Söldnerwesens ziehen konnte.

Was ist doch für ein Leben, für ein vielfältiges, zerrissenes, verworrenes Leben, was für eine seltsame Geschichte der menschlichen Seele und ihrer Leidenschaften in solch ein Bataillon der Fremdenlegion hineingepreßt, hineingezwungen, unbedingte Zucht geworden! Man fragt sich: welches Band, welche Interessengemeinschaft kann diese Schar von Menschen, die weder Sprache noch Heimat gemeinsam haben, veranlassen, die besten Jahre ihres Lebens zu opfern, um nebeneinander und miteinander in einem harten Kampf, unter täglichen Gefahren in einem fremden Land zu leben, unter der Herrschaft eines Volkes, dessen Leben, dessen Ruhm, dessen Wesen ihnen doch nie so ganz zu innerst nahe kommen kann, trotz Franklins bekanntem Ausspruch: Jedermann hat zwei Vaterländer, einmal das seine und dann Frankreich. Und es muß doch ein Band geben von solcher Gewalt, solcher suggestiven Kraft, daß es eine Fessel wird und aus dieser Schar meist zuchtloser verlorener Menschen ein



Die Legionäre auf dem Marsch: Ueberschreiten einer Furt.

Phot. M. Rol.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Die Truppen im Felde.

Regiment gefügiger Soldaten macht, die willig und oft sogar freudig (es gibt Beweise dafür) für Frankreichs Schutz, für Frankreichs „la gloire" dem überall drohenden Tod täglich, stündlich entgegengehen. Es gibt ein Band dieser suggestiven Kraft, die stärkste Fessel wird: das Band der gemeinsamen Ausgestoßenheit. Diese Antwort mag in ihrer Kürze keine restlose Erklärung geben. Aber selbst eine eingehende unparteiische Geschichte der Fremdenlegion unter Berücksichtigung der historischen und aller analytischen Momente, wie sie die Psychologie des zeitgenössischen Europäers erfordert, käme immer wieder zu diesem Kernpunkt zurück.

Diese Ausgestoßenheit aus der bürgerlichen Gesellschaft treibt Menschen solch verschiedener Art, Nationalität, bunt und seltsam abenteuerlich gemischter Stände



Die Fahnen der Legion werden geschmückt. Phot. Harlingue.



Im Zeltlager der Legionäre. Phot. M. Rol.

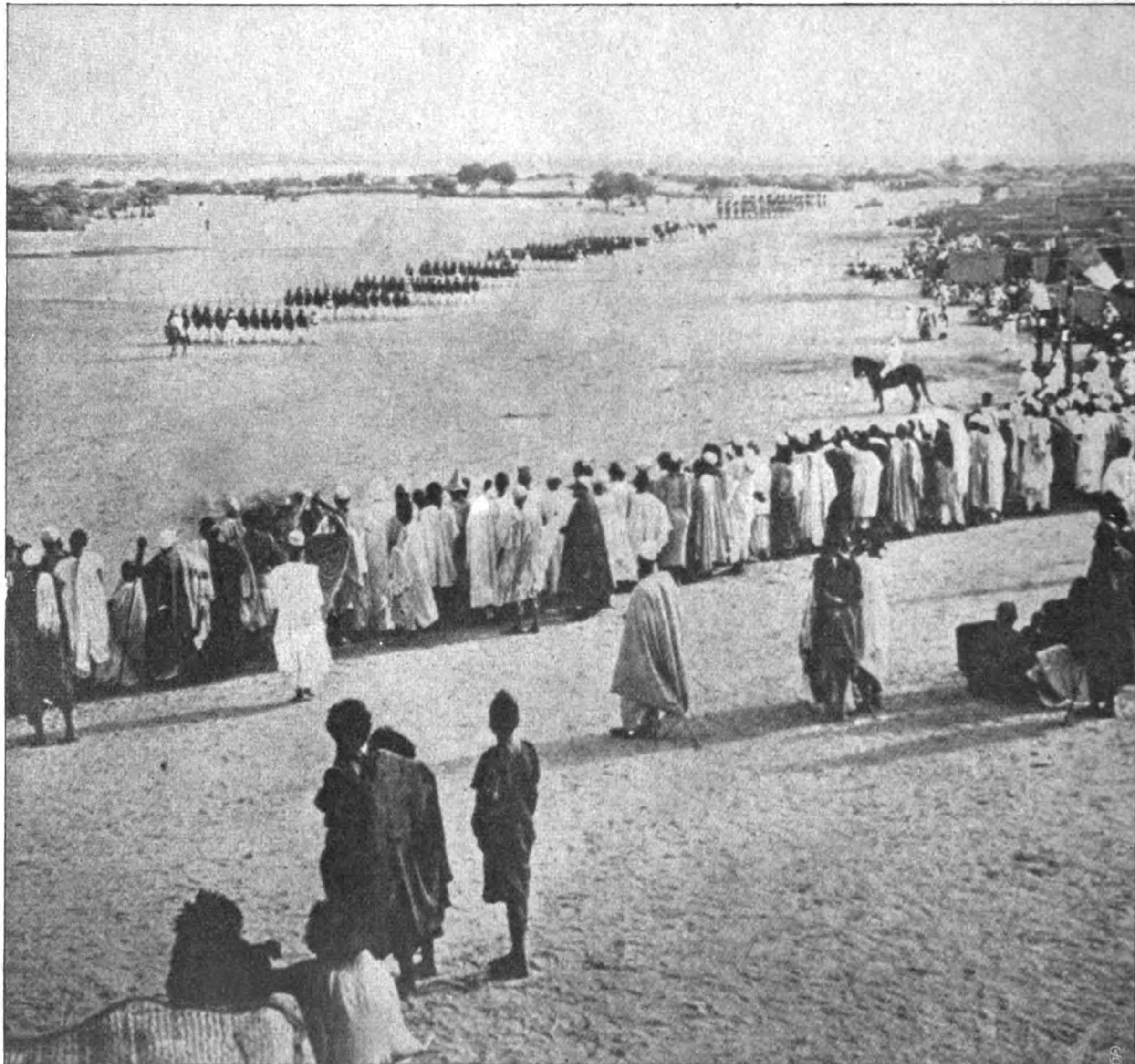
Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

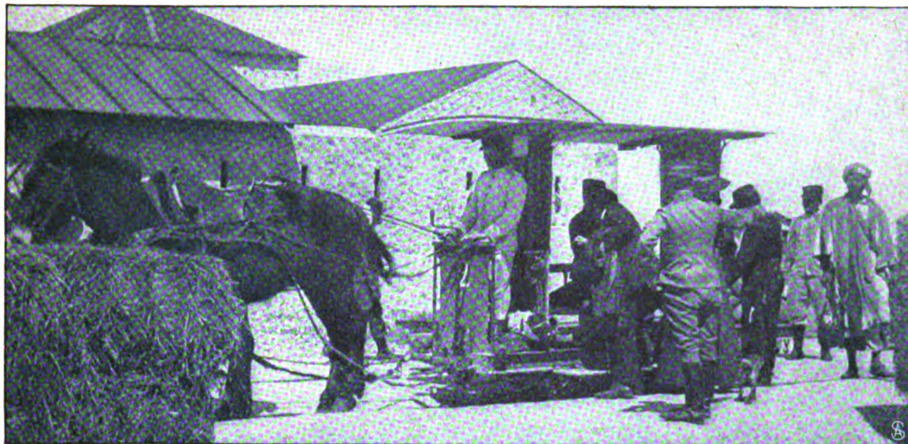
unter diese eine Fahne, unter der man Vergessenheit — für sich, für andere — und Ausgleich finden kann. Eine Ausgestoßenheit wegen finsterer Schicksale, wegen schwerer Schuld, wegen toller Abenteuerlust, die sich nicht in die bürgerliche Ordnung zu schicken versteht, und oft auch aus sehr alltäglichen, banalen Gründen.

Statistiken sind hier wie in fast allen anderen Fragen, die die Fremdenlegion betreffen, höchst fragwürdiger Natur. Denn dem Angeworbenen steht es ja frei, über sich falsche Angaben zu machen oder gänzlich zu schweigen, da man von keinem Ausländer irgendwelche Ausweispapiere verlangen darf; und der Franzose, der sich anwerben läßt, gibt sich aus diesem Grunde natürlich gern als Belgier oder Schweizer kund. „Ich hatte Hunger und fand keine Stellung", sagt der eine, berichtet aber nicht, daß er wegen eines schweren Diebstahls oder Totschlags steckbrieflich verfolgt wird. „Mich dürstet's nach Heldentaten, nach Kampf, nach Abenteuern", meint stolz der Portokassenjüngling, in dessen Hirn Buffalo Bill und Konsorten eine unheilbare Verwirrung angerichtet haben. Mit nachlässig hochmütiger Geste schweigt der aus Deutschland geflohene Aristokrat (die Geschichte zählt derlei von manchem nicht ganz unbekannten Namen).

Einer gewissen Romantik entbehrt die Geschichte der Fremdenlegion trotz ihrer Kürze allerdings nicht. Im Jahr 1831, gleich nach der Besitznahme Algiers, von dem damals royalistischen Frankreich zum Zweck der Verteidigung seiner afrikanischen Kolonien gegründet, bestand die Fremdenlegion ursprünglich nur aus einem Regiment, dessen sieben Bataillone sich zuerst nur aus Ausländern rekrutierten. In die drei ersten Bataillone nahm man Deutsche und Schweizer, deren Vorfahren in früheren Jahrhunderten ja häufig in fremde Söldnerdienste gingen, in das vierte Spanier, in die andern — immer getrennt — Italiener, Belgier, Polen auf. Dieses System erwies sich jedoch bald als unzuträglich, da das verschmelzende Element der national-



Eine Besichtigung der Legion: Vorbeimarsch der Soldaten. Phot. Hartingue.


Von einem Legionär geführte Straßenbahn in Oran. Phot. Harlingue.

begeisterten Franzosen völlig fehlte und nationale Gegensätze zwischen den einzelnen Abteilungen entstanden. Bald darauf bekam die Legion das Gepräge, das sie noch heute hat, und deren Zusammensetzung nach französischen Angaben nur mehr 50 Prozent Ausländer aufweist. Unter ihnen wiederum befinden sich etwa 55 Prozent Elsässer (deren größte Zahl sich von deutschem Heeresdienst gedrückt hat), 20 bis 25 Prozent Deutsche, 10 Prozent Schweizer und etwa 10 differierend bis zu 15 Prozent Angehörige anderer Länder. Selten trifft man unter ihnen Russen, fast gar nicht Engländer, niemals Amerikaner; Erscheinungen, die über die verschiedenen Länder wieder zu denken geben. Aufnahmefähig sind alle gesunden männlichen Personen zwischen


Die Legionäre im Biwak. Phot. M. Rol.

18 und 45 Jahren. Die Grenze wird aber nicht stets eingehalten. Es sind Fälle genug bekannt, daß besonders kräftige vierzehn- oder sechzehnjährige Knaben auf ihren Wunsch aufgenommen wurden.


Begräbnis eines Legionärs.

Gegenwärtig besitzt die Fremdenlegion bereits zwei Regimenter, deren Hauptsitz in Oran ist. Einzelne Kompagnien sind aber bis tief ins Innere Afrikas hinein verstreut, allenthalben, wo es eine neue französische Siedelung zu verteidigen gibt, ferner auch nach Madagaskar und Tonking hin. Die Uniform unterscheidet den Legionär, sofern er nicht wegen der Hitze Tropenkleidung trägt, nur wenig von dem französischen Soldaten. Eine blaue Leibbinde und ein weißer Kappenüberzug bilden die einzigen Kennzeichen.

Es ist wohl von keiner Seite bestritten worden, daß die Fremdenlegion, der französische Zeitungen jetzt den Ehrennamen einer Elitetruppe beilegten, während ihres achtzigjährigen Bestandes unter glänzenden Führern — Mac Mahon, Saussier, Négrier, Villebois-Mareuil sind darunter — des öfteren Gelegenheit nahm, sich in der Tat glorreich auszuzeichnen. Während

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Afrikakämpfe 1857, dem mexikanischen Krieg 1863, der fast neunzehnhundert Legionären das Leben kostete, des Chinafeldzuges 1885 und der Marokkokämpfe in den letztvergangenen Jahren gab es für die Fremdenlegion viel Ruhm und Ehre.

Wenn von Deutschland jetzt im Grunde wohl berechtigte Warnungen gegen die Fremdenlegion erhoben werden, so gilt es nicht, ihr militärisches Ansehen zu schmälern. Es gilt eigentlich wohl auch nicht denen, die der Heimat den Rücken kehren, weil sie die Sühne für ein schweres Verbrechen scheuen. Denn an dem Verlust solcher Elemente verliert ein Land nicht, im Gegenteil, es gewinnt meistens. Aber es heißt wohl mit Recht jene Deutschen warnen, die leichtsinnigerweise und ohne Kenntnis der Sachlage ihr Leben verkaufen.

Hier ist nicht der Ort, um in die aktuellen Streitigkeiten über die Fremdenlegion einzustimmen. Es sei nur bemerkt, daß der stets wiederkehrende Hinweis, zahlreiche befreite Legionäre stellten sich von selbst wieder zur Legion, könnten von ihr nicht lassen, weil sie sich so ganz als Glieder dieser neuen Art von seltsamen Gemeinwesen mit rauhen Verbrüderungen und Todesfreundschaften fühlten — gewiß nicht ein Beweis ist. Es kehrt ja auch der Trinker wieder zum Trunk und der Spieler zu den Karten zurück, ohne deshalb diesen Leidenschaften ein besseres Gepräge zu verleihen.

In wem der alte wilde Wagemut lebt, wer den Ruhm sucht, findet im modernen Sport — ist er nicht im Aeroplan genügend gefährlich geworden? — ein weites Betätigungsfeld. Wer für das Vaterland auch in Friedenzeiten sein Leben bieten will, wer kriegerische Abenteuer liebt, kann jederzeit auch in den deutschen Kolonien Gelegenheit finden. Die andern aber, die Zuflucht und Vergessen suchen, werden wohl weiter in dieser Legion der Ausgestoßenen stehen, mit harter Miene und hartem Herzen durch Mühsale und Gefahren gehen. Und vielleicht, wenn es gegen die ungezügelten Eingeborenen zum Kampf geht, wird bei diesen Fremden und Vaterlandslosen, ähnlich jenen römischen Legionären, ein letzter schneller Blick wünschen: Vaterland, die Todgeweihten grüßen dich! Morituri te salutant . . . Und grell klingt der Schrei: „Vive la France!“

Neue Hüte für das Frühjahr.

Hierzu 10 photogr. Aufnahmen.



Phot. Manuel.

1. Trotteurhut aus zweifarbigem Geflecht.



Phot. Reutlinger.

2. Zweispitz mit Straußfedern.

Selten leuchtete es wohl lustiger und farbiger von den Hüten als in diesem Jahr. Alle lebensfrohen Töne kommen zu Wort, nichts Mattes, Müdes wird in dem lauten Farbenfest geduldet. Nicht nur die Straußfedern, die ihre künstliche Zierde, die angeknüpften Halme, wieder ablegen müssen und in ihrem natürlichen Gewand erscheinen — Bänder und besonders alle Blumen bestätigen die Vorliebe für alles Lebendige, Farbenfreudige und Kraftvolle.

Nächst der Jupeculotte erregt der schlichte Abschied, den man der so sehr geliebten Pleureuse geben will, die größte Sensation und Opposition. Beides ist begründet. Denn kein Hutschmuck kann sich mit diesen graziösen, wiegenden, das Gesicht weich umrahmenden Federn vergleichen. Ueberhaupt greift die Mode auf den Urzustand des Federmaterials zurück. Diese Tatsache allein bedeutet schon einen Erfolg, und wir sehen in diesem Frühling eine große Menge Hüte, auf denen die glatte Feder (wie auf Abb. 2), die meist am Ende einen originellen Knick hat, Triumphe feiert. Welche Federnart im Lauf des Sommers Siegerin bleiben wird, ist heute schwer zu entscheiden. Denn die in braunen Schattierungen gehaltene Pleureuse, die sich leicht über den breiten hochgeschlagenen Rand neigt (Abb. 4), und die in prachtvollem Rot, Rotblau



Phot. Manuel.

3. Schwarzer Tagalhut mit weißen Reihern.



Phot. Manuel.

4. Aufgeschlagene Form mit Pleureusen.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Manuel.

5. Strohhut mit Rosen u. Reihern.



Phot. Manuel.

6. Naturfarbiger Florentiner mit Rosen.



Phot. Manuel.

7. Schwarzer Hut m. grünem Band.

oder kräftigem Grün gehaltenen Pleureusen auf den verschiedensten Fassons (Abb. 8) machen wenig den Eindruck, als ob sie ihrer Wirkung nicht sicher wären.

Unter den mannigfachen neuen Fassons taucht der Zweispitz am häufigsten auf. Daneben sieht man alle jene Fassons, die die Stirne nicht beschatten. Ein reizendes Modell hierfür ist der schwarze Tagalhut mit dem weißen glänzenden Unterfutter (Abb. 9) und den schwarzweißen Samtblüten und -knospen, die nach Poiret ihren Namen tragen und sich teils um den Kopf legen, teils graziös über den Rand hängen. Auf der gleichen Linie steht der schwarze, hochgeschlagene Hut, dessen Rand vorne durch einen Büschel weißer Stangenreiher zurückgehalten wird (Abb. 3). Nach rechts wird die Form breiter und höher. Die Reihergarnitur wiederholt sich rückwärts. Dieser Form gleicht der seitlich hochgeschlagene Hut in einer ebenso aparten wie hübschen Farbe, dem Flamingorot (Abb. 10). Der Samtstreifen der Krempe sowie die nach hinten strebenden Reiher tragen die gleich reizvolle Schattierung zur Schau. Auf lindengrünem Geflecht liegt ein lose gefügter Strauß aufgeblühter Rosen, von wenig Laub umgeben (Abb. 5). Mattgefärbte Reiher ziehen sich wie ein Kranz um den äußersten Rand, biegen sich spröde hoch, um rechts, über das Stroh gelehnt, in einem Bogen zu enden.



Phot. E. Schneider.

8. Bei der Wahl.

Weicher wirkt der naturfarbene Florentiner (Abb. 6), dessen Krempe ein in Wellen gelegtes königsblaues Samtband umsäumt. In leichten Biegungen verbreitert sich das biegsame Geflecht, dessen hochgebogene Krempe mit echten Spitzen und Rosen geschmückt ist. Es gibt eine bestimmte Art Gesichter, die nichts so vorteilhaft kleidet wie eine wenig garnierte fesche Form. Sie lehnen alle Eleganz und Kostbarkeit des Schmuckes ebenso energisch ab wie komplizierte Garnituren und greifen immer wieder zu den Bandschleifen in den verschiedensten Gestaltungen zurück. Dieser Vorliebe kommt die Mode der



Phot. E. Schneider.

9. Zweispitz m. schwarzweißen Blüten.



Phot. Manuel.

10. Roter Hut m. gleichfarb. Garnitur.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schwarzen, sich seitlich tief neigenden Form auf das geschmackvollste entgegen (Abb. 7), um die sich ein grünes Seidenband legt. — Sich in Form und Farbe strikt an die Mode zu halten, ist bei der Hutfrage wenig ratsam. Die schlimmsten Fehler gegen sich selbst begehen die Damen, die sich eine jener merkwürdigen Formen, wie es z. B. der kleine Helm aus zweifarbigem Strohgeflecht ist (Abb. 1), aufsetzen und dabei die pikante Note entbehren, die eine derartig einfache und dabei doch sehr auffallende Kopfbedeckung voraussetzt. D. A.

Bilder aus aller Welt.

Die ganze Welt hat in diesen Tagen ihre Hosenrocksensation. Ueberall haben Neugierige die ersten Trägerinnen des neuen Kleidungstückes maßlos angestaunt. Selbst im vornehmen Hyde Park ist der moderne Störenfried bereits aufgetaucht.

Am 9. März hat Stephan v. Millenkovich, der unter dem Namen Stephan Milow berühmte österreichische Lyriker, sein 75. Lebensjahr vollendet. Milow hat bis zum Jahr 1870 der Armee angehört, seither lebt er ganz seinem reichen dichterischen Schaffen.

Frau Lilly Walleni vom Aachener Stadttheater ist unter glänzenden Bedingungen als erste jugendlich-dramatische Sängerin an das Königliche Hoftheater in Hannover verpflichtet worden. Die Künstlerin hat sich in Berlin ausgebildet.

Im Städtischen Casino von San Remo hat vor kurzem ein Schachturnier stattgefunden, an dem nur Damen teilnehmen durften. Es spielten zwei deutsche Damen, fünf Engländerinnen, ferner zwei Schweizerinnen, eine Holländerin, eine Italienerin und eine Polin. Den Ersten Preis gewann Miß Kate B. Finn-London.



Zwei Trägerinnen des Hosenrocks im Hyde Park.
Die neue Damenmode in England.



Phot. E. Seebald.

Stephan Milow,
berühmter Lyriker,
feierte seinen 75. Geburtstag.



Fr. Lilly Walleni
vom Aachener Stadttheater wurde an das Königl. Hoftheater in Hannover engagiert.

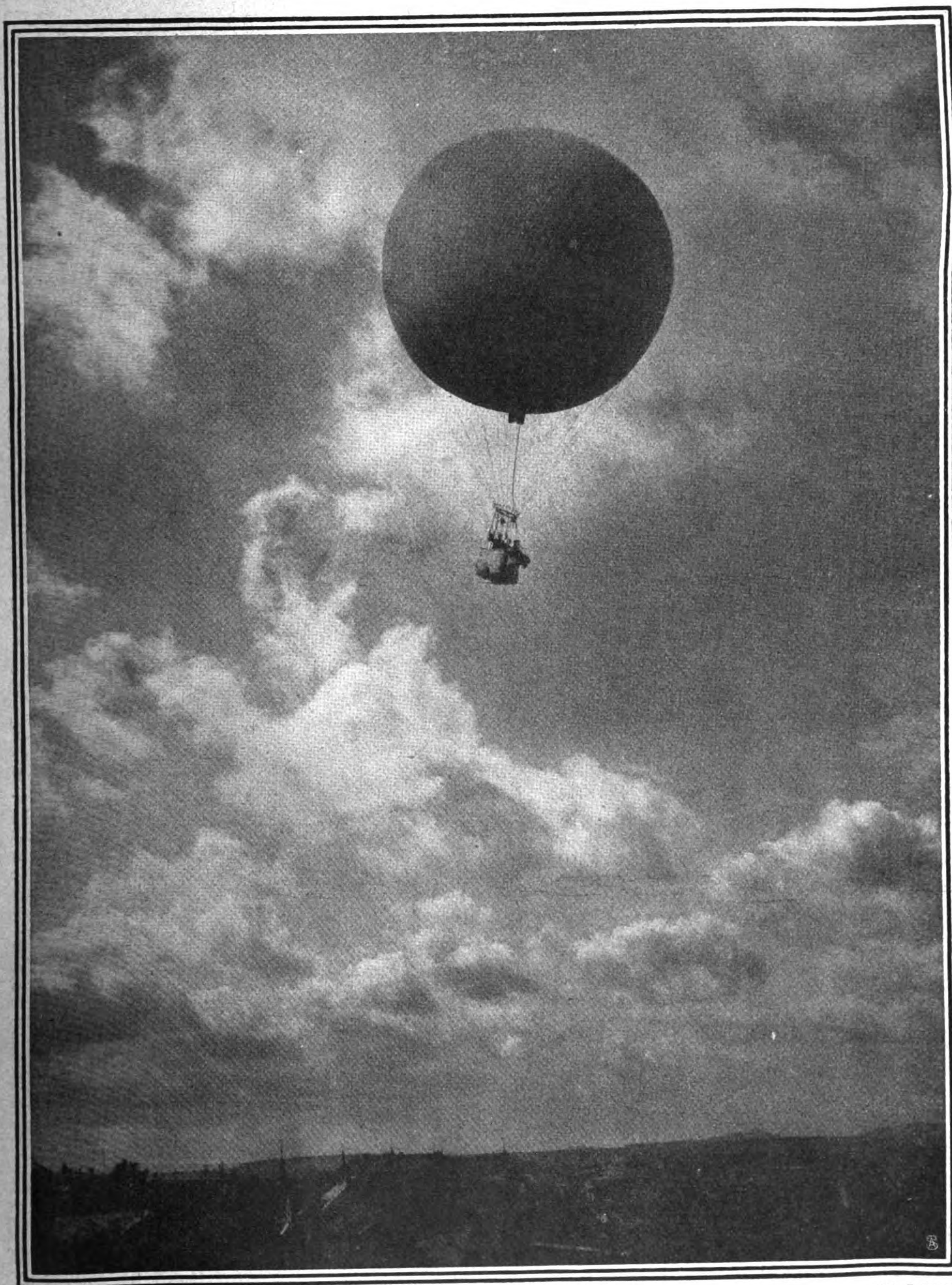


Von links, stehend: Frl. Aase von Hessen-Schmidt, Kopenhagen. Fr. v. Kozicki, Budapest. Frl. E. v. Schultz-Langsdorf, München. Miß McCray, Schottland. Miß Cotton, London. Miß Kate B. Finn, London. Komtesse d'Arlay, Nizza. Mrs. Goldsmith, London. Herr Th. v. Scheve, Turnierleiter. — Von links sitzend: Mrs. F. Rentoul, London. Gräfin Fossati, Turin. Mrs. Stevenson, London. Fr. Ch. Tiedge, Kopenhagen. Miß Smith Cunninghame, Edinburg.

Damenschachturnier in San Remo.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. C. Eberth.

Der jüngste Zuwachs der deutschen Freiballonflotte:

Der Ballon „Marburg" der Ortsgruppe Kassel des Kurhessischen Vereins für Luftschiffahrt.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Fräulein Grete Merrem, Leipzig,
wurde an die Berliner Hofoper engagiert.



Zwei arabische Häuptlinge beim Skiwettlauf in Algerien.
Ein seltener Anblick.

Die Kasseler Ortsgruppe des Kurhessischen Vereins für Luftschiffahrt veranstaltete am 19. März ihren ersten Ballonaufstieg. Unter der Führung des Herrn Dr. Stuchny aus Marburg unternahm der Freiballon „Marburg" eine Fahrt, die im ganzen glücklich verlief, wenn auch schließlich die in Holland erfolgte Landung schwierig war.

Fräulein Grete Merrem, eine jugendliche Sängerin, die ihre Bühnenlaufbahn erst vor einem Jahr in Leipzig begonnen hat, wurde an das Berliner Kgl. Opernhaus verpflichtet. Sie tritt dieses ehrenvolle Engagement im Herbst 1913 an. Die Künstlerin verfügt über glänzende Stimmittel.

Auf den Höhen des Atlas in Algerien wurde in diesem Winter der edle Skisport auch von Eingeborenen eifrig betrieben. Das ist wohl im schwarzen Erdteil bisher noch nicht dagewesen.



Phot. Fechner.

Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Lucae †
berühmter Ohrenarzt.

Der Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Lucae, der vor kurzem in Berlin im Alter von 75 Jahren verschieden ist, war einer unserer berühmtesten Ohrenärzte. Er hat dem Lehrkörper der Berliner Universität 40 Jahre lang angehört.

Die politischen Ereignisse der letzten Jahre haben den Chinesen gezeigt, wie schwach ihr Riesenreich ohne modern ausgebildete Truppen ist. Deswegen wird jetzt im Reich der Mitte fieberhaft an der Durchführung der Heeresreform gearbeitet.



Das wehrhafte China: Chinesisches Feldlager in Hankau.

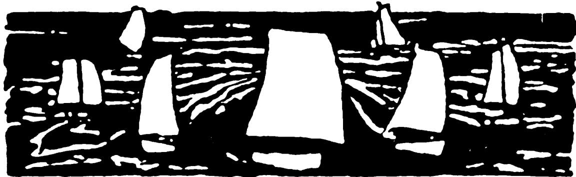
Schluß des redaktionellen Teils.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

DIE·WOCHE

Nummer 14. Berlin, den 8. April 1911. 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 14.



Die sieben Tage der Woche.

30. März.

Im Reichstage spricht sich der Reichskanzler von Bethmann Hollweg gegen eine Resolution zugunsten internationaler Abrüstung aus, da diese undurchführbar sei.

Die Berliner Stadtverordnetenversammlung wählt den Oberbürgermeister Kirschner auf weitere zwölf Jahre wieder.

Das österreichische Abgeordnetenhaus wird aufgelöst.

31. März.

Das Kronprinzenpaar trifft in Korfu ein.

Die Kommission des preußischen Abgeordnetenhauses für das Gesetz über die fakultative Feuerbestattung lehnt die Vorlage mit sieben gegen sieben Stimmen ab.

In Kiel werden auf dem Panzerkreuzer „York" bei einer Benzolexplosion drei Mann der Besatzung getötet und vier verletzt.

In Rom wird der italienische Ausstellungspalast durch den König und die Königin eröffnet (Abb. S. 563 u. 564).

In dem 14 Kilometer langen Loetschbergtunnel, dessen Bau im Oktober 1906 begonnen wurde, wird der Durchschlag vollzogen.

Aus Mexiko wird gemeldet, daß in der Nähe von Ures während der letzten Tage zwischen Regierungstruppen und Aufständischen heftige Kämpfe stattgefunden haben, in denen etwa 1000 Mann gefallen sind.

1. April.

In Berlin wird die Ausstellung für Reise- und Fremdenverkehr eröffnet.

In Kufstein stirbt, 72 Jahre alt, der Dichter Martin Greif (Portr. S. 568).

In Konstantinopel wird das Todesurteil an dem Albanesen vollstreckt, der den Oberstleutnant von Schlichting erschossen hat, obwohl die Witwe des Ermordeten sich für die Begnadigung des Mörders verwandt hatte.

In Spanien gibt das Ministerium Canalejas seine Entlassung, da es heftigen Vorwürfen ausgesetzt ist, daß es in der Cortes-Verhandlung über die Revision des Ferrer-Prozesses die Kriegsgerichte nicht genügend verteidigt habe.

Aus Marokko wird gemeldet, daß die Truppen des Sultans im Kampf gegen den Stamm der Benimtir eine schwere Niederlage erlitten haben.

2. April.

In Rom wird die deutsche Abteilung der Internationalen Ausstellung in Beisein des Königs Viktor Emanuel eröffnet, den Fürst Bülow mit einer Ansprache begrüßt.

Der König von Spanien lehnt das Entlassungsgesuch des Ministeriums ab; er beauftragt Canalejas die ihm notwendig erscheinenden Aenderungen in der Zusammensetzung des Kabinetts vorzunehmen.

Aus Guinea kommt die Nachricht, daß zwei französische Offiziere und zehn Soldaten von Eingeborenen niedergemetzelt wurden.

3. April.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß die türkischen Truppen die von aufständischen Malissoren belagerte Stadt Tuzi an der montenegrinischen Grenze nach siegreichem Kampf entsetzt haben.

In China wird dem Regenten der Oberbefehl über sämtliche chinesische Streitkräfte übertragen.

4. April.

Der Reichstag vertagt sich nach Annahme des Etats bis zum 2. Mai.

Die russische Reichsduma wählt den Oktobristen Rodsianko zum Präsidenten.

In Tokio wird der englisch-japanische Handelsvertrag unterzeichnet.

5. April.

Der Kronprinz trifft in Begleitung der Kronprinzessin in Rom ein, um den Kaiser bei der Nationalfeier am italienischen Hof zu vertreten.

❧ ❧ ❧

Die Bagdadbahn.

Von R. Said-Ruete, London.

Die Bagdadbahn, dazu bestimmt, den Sitz der Zentralgewalt am Bosporus mit den entfernten Provinzen des Doppelstromlandes und dem Gestade des Persischen Golfes zu verbinden, ist nunmehr durch den Abschluß der in letzter Zeit zwischen der türkischen Regierung und den Konzessionären gepflogenen Verhandlungen aus dem Stadium langjähriger Erwägungen und schrittweiser, mühevoller Arbeit in das Gebiet fest umgrenzter, schneller Vollendung entgegenstrebender Tatsachen getreten.

Der wichtigste Punkt des Abkommens ist die der Bagdadbahn erteilte Berechtigung, eine Zweiglinie nach Alexandrette zu bauen und daselbst Hafenanlagen auszuführen. Sie wird für die wirtschaftliche Bedeutung des Unternehmens von weittragendem Einfluß sein. Für eine Gesamtstrecke von etwa 2500 Kilometer (Haidar Pascha-Bagdad) war es von hohem Wert, etwa halbwegs einen Zugang zum Meer zu erlangen, um den Massengütern, die die Kosten eines langen Bahntransportes nicht zu tragen vermögen, die Ein- und Ausfuhr offenzuhalten.

Die kommerzielle Bedeutung Alexandrettes erhellt aus der Tatsache, daß nach dem Ausweis für 1909 daselbst einem Import von 2 226 000 Pfund Sterling ein Export von 1 309 000 Pfund Sterling gegenüberstand.

Copyright by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dabei bewegt sich der weitaus größte Teil des Warenaustausches mit dem Hinterland bisher auf beschwerlichen Karawanenwegen. Wenn jene Gebiete erst von der Bahn durchschnitten und erschlossen werden, wird sich der Güterverkehr Alexandrettes schnell steigern, und Aleppo als Hauptzentrum des nordsyrischen Handels und als Tiefpunkt der Bagdad- und der Syrischen Bahn wird sich bedeutend entwickeln.

Gleichwie die Erteilung der vorläufigen und die Vollziehung der endgültigen Konzession an die bzw. durch die der Deutschen Bank nahestehende Anatolische Eisenbahngesellschaft in den Jahren 1899 und 1902 eine Hochflut literarischer, in ihren Tendenzen weit auseinanderfallender Erörterungen im In- und Ausland wachrief, so haben auch die gegenwärtigen Abmachungen nicht minder zahlreiche Kommentare verschiedenster Art ausgelöst.

Der Widerstreit der Meinungen ist darauf zurückzuführen, daß das dem Bahnbau innewohnende, durch die Linienführung gegebene politische Moment unverhältnismäßig überschätzt, ja daß speziell in einem Teil der englischen Presse die mit Hilfe deutschen Kapitals unternommene Durchlegung des Schienenstranges als ein Vorstoß gegen die englischen politischen Interessen in Mittelasien erachtet wird. Einer solchen irrigen Auffassung kann nicht entschieden genug entgegengetreten werden, wenngleich die Sachlichkeit erfordert festzustellen, daß diese vermeintlichen Beunruhigungsmomente in einigen wenig geschickten übereifrigen Publikationen von deutscher Seite, denen in England leider eine unverdiente Beachtung geschenkt wurde, gute Ansatzpunkte fanden. Beispielsweise ist der Gedanke, Kleinasien oder gar Mesopotamien längs der Bahntrasse durch deutsche Emigranten zu bevölkern, eine schon durch die klimatischen Verhältnisse des Landes bedingte Utopie, so daß es fast unnötig erscheint, erst auf eine jede Ansiedlung ausschließende, zwischen der türkischen Regierung und der Bahngesellschaft getroffene Verständigung oder gar auf den starken Rückgang der deutschen Auswanderung im allgemeinen zu verweisen. Und wer da wähnt, der Bau der Bahn würde von Deutschland gefördert, um gegebenenfalls eine Handhabe gegen England etwa in Indien oder gar Aegypten zu schaffen, der vergißt, daß die Stellung des Europäers in jenen Ländern mit der Vormachtstellung Großbritanniens, die unseren erheblichen wirtschaftlichen Interessen dort Voraussetzung und Förderung ist, durchaus zusammenfällt. Derartige, dem Realen entirrende Ideengänge müssen, wenn nicht widersprochen, Zweifel an den Absichten Deutschlands wachrufen und eine Atmosphäre des Mißtrauens schaffen, die in der Zukunft leicht verhängnisvoll wirkt. Nichts wäre geeigneter, die moralischen und materiellen Vorteile, die Deutschland sich von dem Bahnbau versprechen darf, zu schmälern oder gar illusorisch zu gestalten, als das kurzsichtige Bestreben, die Bagdadbahn über das Maß der ihr zukommenden wirtschaftlichen Bedeutung hinaus zum Drehpunkt der deutschen auswärtigen Politik machen zu wollen.

Die Bagdadbahn hat während der letzten Wochen einen breiten Raum in der englischen Presse eingenommen, und beide Häuser des Parlaments haben sie zum Gegenstand eingehender Diskussionen gemacht. Hier wie dort wurde die Forderung vertreten, daß dem Transport englischer Waren keine ungünstigeren Tarifbedingungen wie denen deutscher Herkunft auferlegt werden, und daß englisches Kapital auf der Strecke von Bagdad zum Persischen Golf, falls diese gebaut würde, eine angemessene Beteiligung zugestanden erhalte. Das erstere Ansinnen ist, wie auch seitens der englischen Regierung in loyalster Weise anerkannt, bereits durch die Konzessionsbedingungen, an deren strikter Befolgung nicht gezweifelt werden sollte, sichergestellt; somit sind die geäußerten Bedenken hinfällig. Auch die Frage der Kapitalsbeteiligung für die Golflinie, für die die Bagdadbahngesellschaft ihre Rechte unter gewissen Bedingungen aufgab, sollte sich nicht unschwer lösen lassen. Es sei daran erinnert, daß dem englischen Kapital bereits nach Auswirkung der Konzession im Jahr 1903 eine ansehnliche Beteiligung an dem ganzen Unternehmen angeboten wurde, daß aber die bezüglichen Verhandlungen abgebrochen werden mußten, da die englische Regierung unter dem Druck der irregeleiteten öffentlichen Meinung ihre Einwilligung zurückzog. Inzwischen haben die Tatsachen die Annahme voll widerlegt, als ob die deutsche Finanz nicht stark genug wäre, das große Unternehmen allein durchzuführen, und nunmehr fordert die damals regierende, jetzt in der Opposition befindliche Partei der Konservativen in zwölfter Stunde ungestüm eine Bewilligung dessen, was sie seinerzeit rundweg abgelehnt hat.

Diese Frage wird aktuell werden, wenn die türkische Regierung den Bau der etwa 650 Kilometer langen Strecke von Bagdad zum Golf, für die nach den letzten Verhandlungen eine besondere ottomanische Gesellschaft unter Hinzuziehung europäischen Kapitals vorgesehen ist, beschließen sollte. Politische oder strategische Momente mögen für die Ausführung der Golfstrecke sprechen; vom wirtschaftlichen Standtpunkt aus wäre sie, da kaum rentabel, entbehrlich. Denn eine erfolgreiche Konkurrenz der Bahn mit dem Dampferdienst auf dem Tigris erscheint ausgeschlossen, zumal letzterer, von einer türkischen und einer englischen Gesellschaft gut versehen, allen Anforderungen noch auf lange hinaus zu entsprechen vermag, um so mehr, wenn die Schiffahrtsgerechtsamen eine zeitgemäße Erweiterung erfahren würden.

Das Interesse, das England dem Gebiet um und südlich von Bagdad entgegenbringt, ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß es dem dortigen Handel den Weg bahnt, ihn seit vielen Jahrzehnten in ausschlaggebender Weise beherrscht, und daß es sich ferner um das Durchgangsland für einen bedeutenden englischen Warentransport nach Persien handelt. Bagdad ist somit bestimmt, für die von Norden kommende Bahn und den auf dem Tigris verkehrenden Dampfern ein Umschlagsplatz von Bedeutung zu werden. Die Irrigationsarbeiten, die die ottomanische Regierung unter Sir William Willcocks Leitung in Mesopotamien in Angriff genommen hat, die dem Land seine alte kulturelle Blüte zurückgeben sollen, werden das heute so öde Land wieder zu einem hochwertigen Wirtschaftsgebiet machen, für dessen Erschließung alsdann ein Netz von Kleinbahnen wohl das geeignetste Verkehrsmittel abgeben dürfte. Es scheinen somit alle Voraussetzungen gegeben, daß sich für die Nächstbeteiligten, die Türkei, Deutschland und England, eine zufriedenstellende Formel zu gemeinsamem produktivem, die Sonderrechte wahrendem Handeln im Gebiet zwischen Bagdad und dem Persischen Golf finden lassen wird.

Auf Grund des getroffenen Abkommens kann mit Bestimmtheit angenommen werden, daß die Eisenbahn noch vor Ablauf dieses Jahrzehnts Bagdad erreicht.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

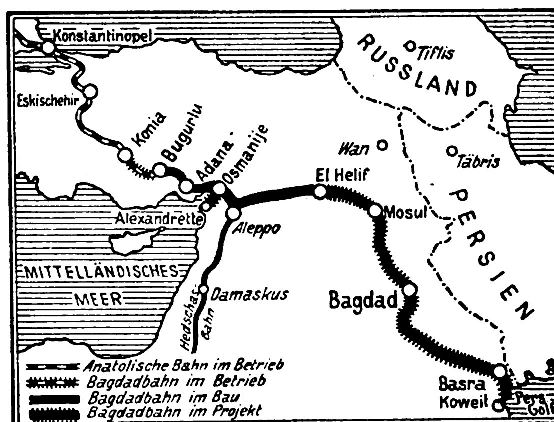
[redacted]

Weitaus früher wird durch den in Aleppo erfolgenden Anschluß an das syrische Eisenbahnnetz eine Verbindung Konstantinopels, des Sitzes des Kalifats, mit den heiligen Stätten Arabiens geschaffen. Welchen hohen innerpolitischen Wert somit die Bagdadbahn für die Türkei, die zielbewußt darauf hinarbeitet, die entlegenen Teile des Reiches mit der Hauptstadt fester zu verbinden, darstellt, bedarf keiner weiteren Ausführung. Und es erfordert keine Prophetengabe, um vorauszusagen, daß die kulturelle Erschließung des Landes im Aufschwung des Handels und durch entsprechende, stetig steigende Steuereinnahmen beredten Ausdruck finden wird.

Wenn die türkische Regierung, da selbst außerstande, die erforderlichen gewaltigen Summen aufzubringen, zur Erreichung eines derartigen hohen Zieles sich bereitfand, dem abendländischen Kapital eine bescheidene Verzinsung zu garantieren, so mußte anderseits diese Verpflichtung, die durch die oben angeführten Vorteile mehr als ausgeglichen werden, die Conditio sine qua non für jeden seiner Verantwortung bewußten Geldgeber sein. Uebrigens arbeitet der weitaus größte Teil der türkischen Bahnen unter den gleichen Bedingungen; nur so war es möglich, den europäischen Kapitalsmarkt für ottomanische Eisenbahnwerte zu erschließen. Wenn dennoch das System der Kilometergarantien gelegentlich zum Ausgangspunkt übelwollender Erörterungen gemacht wird, so sei diesen entgegengehalten, daß, wie zahlenmäßig erwiesen, die Lasten des Staates sich bei steigender Rentabilität stetig verringern, und daß auch die englische, vom General Sir Francis Chesney und William Andrew repräsentierte Gruppe, die bereits in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Bahn vom Golf von Alexandrette über Aleppo und Kerbela nach Basra und Koweit plante, sich um die ansehnliche Garantie von sechs Prozent Zinsen glaubte bewerben zu müssen.

Ebensowenig stichhaltig sind die Angriffe, die gegen das Unternehmen in dem vermeintlichen Glauben gerichtet wurden, als ob der finanzielle Gewinn für die Konzessionäre ein unverhältnismäßig hoher sei. Es genügt, diese Auffassung mit den in dem Lastenheft der Konzession festgelegten, nicht geringen Verpflichtungen, denen sich die Bahngesellschaft unterworfen hat, zu widerlegen und ferner darauf hinzuweisen, daß das im Ausland Anlage suchende Kapital entsprechend dem größeren Risiko naturgemäß berechtigt ist, auf besseren Nutzen als bei heimischer Investierung zu rechnen.

Deutschland kann die Entwicklung, die das nunmehr gesicherte Bagdadbahnunternehmen genommen hat, mit stolzer Freude begrüßen. Seit im Jahr 1893 der unvergeßliche Georg von Siemens den Bau der Anatolischen Bahn für deutsche Arbeit sicherte, war deren Verlängerung bis nach Bagdad und dem Persischen Golf das Streben der ottomanischen Regierung gleichwie deutschen Unternehmungsgeistes. Das Werk, das Siemens weitschauend inaugurierte, ist allen Hindernissen zum Trotz in geräuschloser, zielbewußter Arbeit zum



Karte zum Ausbau der Bagdadbahn.

Nutzen des türkischen Reiches, zum Lohn und Preis deutscher Arbeit, im Interesse des Welthandels gesichert. Gegenwart und Zukunft werden ihnen Dank wissen und dabei nicht vergessen, daß die deutsche Regierung durch wohlwollende Förderung zu dem Gelingen des Werkes in richtiger Würdigung seiner hohen wirtschaftlichen Bedeutung nicht unwesentlich beigetragen hat. —

Wenn es zum Schluß noch eines besonderen augenfälligen Hinweises auf den hohen inneren Wert, der die Bagdadbahn auszeichnet, bedarf, so sei daran erinnert, daß das Unternehmen einerseits in der Türkei die gleiche Förderung unter dem alten autokratischen wie unter dem ihm so wesensfremden neuen parlamentarischen Regierungsystem gefunden hat, und daß anderseits in Deutschland Regierung wie Opposition — letztere hat dieses kürzlich im Reichstag ausdrücklich hervorgehoben — einer solchen Betätigung heimischen Kapitals ihre vollste Zustimmung zollen. —

Rom ladet ein.

Von Augusto Ferrero.

Am 18. Februar 1861 wurde Viktor Emanuel von den Senatoren und Deputierten des ersten italienischen Parlaments einstimmig mit dem Rufe: „König von Italien“ empfangen und begrüßte die durch die wunderbare Hilfe der göttlichen Vorsehung, durch den einmütigen Willen des Volks und die ruhmreiche Tapferkeit der Heere geeinigte und fast ganz befreite Nation. Wenige Tage später, am 14. März, brachte Graf Cavour den berühmten Gesetzesentwurf ein, der aus einem einzigen, folgendermaßen lautenden Artikel bestand: „König Viktor Emanuel II. nimmt für sich und seine Nachfolger den Titel König von Italien an.“ Diesen Antrag hieß das italienische Parlament einstimmig gut, indem es durch den Mund des ehrwürdigen Georgini hinzufügte, ein Ruf nationaler Begeisterung werde so in ein Gesetz umgewandelt. Die Ereignisse hatten sich überstürzt, der Krieg von 1859 und die Einverleibungen von 1860 hatten das Programm nationaler Vereinheitlichung, das Graf Cavour vorausgesehen und verfolgt hatte, seit er die piemontesischen Bataillone zum Kampf in die Krim geschickt, schleunigst verwirklicht, und er nahm als Vertreter eines kleinen, aber tatkräftigen und starken Staatswesens auf dem Pariser Kongreß Platz neben den

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ministern der europäischen Großmächte. Gegen den Grafen Cavour war der Tadel laut geworden, er habe nicht stets die Vision des einheitlichen Italiens vor Augen gehabt, die doch der beständige Traum, das unabänderliche Ideal, das gepredigte Evangelium Giuseppe Mazzinis war; und dieser Tadel ist noch jüngst in den Erinnerungen Crispis wiederholt worden. Aber der junge Offizier des sardischen Heeres, der nur wenig mehr als zwanzigjährig der Marquise von Barolo schrieb: „Ich würde mich nicht wundern, eines Tages als Premierminister des Königs von Italien aufzuwachen" —, zeigte in jenem Februar und März 1861 durch Taten, worin sein innerstes politisches Programm bestanden hatte, das nun nach Ueberwindung unglaublicher Schwierigkeiten durch Waffenruhm und diplomatische Klugheit in glückliche Wirklichkeit verwandelt war.

Viktor Emanuel II. wurde so, wie damals Giosuè Carducci sang, der erste von Italien gewählte König; aber noch war nicht die ganze Schicksalsbahn durchlaufen: Venezien lag noch unter österreichischer Herrschaft, und der italienischen Krone fehlte noch ihr leuchtendster Edelstein: Rom. Das höchste Sehnen der Nation fand beredte Dolmetscher in jenen Tagen: Audinot, Boncampagni, Bixio, Pepoli; und allen antwortete am 27. März Camillo Cavour, indem er in seine Worte die ganze große Bedeutung hineinlegte, die ihm durch sein Amt als erster Minister verliehen war: „Ich habe es gesagt, meine Herren, und ich versichere es noch einmal, daß Rom, nur Rom die Hauptstadt Italiens sein soll."

Und die Kammer erhob durch Zuruf diese Zusicherung, daß Rom die Hauptstadt sein solle, zum Beschluß. Zwei Jahre vorher wäre das wie ein ferner Traum, wie ein fast unerreichbares Ideal erschienen: in jenem Augenblick war es ein kühnes Versprechen, das auch als verwegene Herausforderung aufgefaßt werden konnte: es sollte nur neun Jahre später — am 20. September 1870 — eine trost- und ruhmreiche Wirklichkeit werden.

* * *

Vor fünf Jahren, im Februar 1906, beschloß der römische Gemeinderat, das Glücksdatum solle feierlich begangen werden: und heute erfüllt sich dieser Beschluß inmitten einmütiger Begeisterung der ganzen römischen Bürgerschaft, der ganzen italienischen Nation. Letztere ruft die Nationen des Auslandes zu zweifachem Fest: in Rom ein Fest der Kunst und Erweckung geschichtlicher Erinnerungen; in Turin ein Fest der Industrie, eine Heerschau der neuen Machtfaktoren der Gegenwart und der Zukunftshoffnungen. Am Ufer des Tiber pflanzte Italien, das freie und geeinte, sein dreifarbiges Banner mit dem weißen Savoyer Kreuz, den alten Ruf des römischen Legionärs wiederholend: Hic manebimus optime. Von den Ufern des Po zogen in fernen Lenzen die Truppen der Freiheit aus und die diplomatischen Noten, die dem italienischen Vaterland die seit so vielen Jahrhunderten ersehnte Einheit bringen sollten. Als Etappe liegt zwischen dem Ausgangspunkt und dem Ziel: Florenz. Florenz, die adlige Stadt, die Italien für kurze Jahre selbst zur Hauptstadt hatte, als es gleichsam am sanften, blumen- und ölbaumbekränzten Gestade des Arno Atem schöpfen wollte für den letzten, entscheidenden Marsch, der es nach Rom führen mußte. Darum die beiden großen Ausstellungen von Rom und Turin: die Internationale Kunstausstellung in Rom, die Internationale Gewerbeausstellung in Turin. Darum, als gefälliges Intermezzo zwischen beiden, die Porträtausstellung in Florenz. So reichen sich die drei Hauptstädte, die das neue Italien nach einander gehabt, festlich die Hand über den Bogen der Apenninen hinüber und singen im Chor den Ruhm und die Freude Neu-Italiens und rufen zu Teilnehmern an Freude und Ruhm die andern Nationen, zu einem einmütigen Hymnus, der der Freiheit, der Arbeit, der Kunst, der den besten Energien des menschlichen Geistes gilt.

Den Besuchern, die die patriotische Pilgerfahrt in den Bezirk der Aurelianischen Mauern machen, wird Rom nicht nur eine Ausstellung, sondern einen wahren Zyklus von Ausstellungen bieten, die in ihrer Gesamtheit einen mannigfaltigen und einen umfassenden Begriff vom Ursprung und von den Lebensäußerungen des gegenwärtigen Italien geben wollen. So ist die Ausstellung in eine vierfache große Schau geteilt: die archäologische, die retrospektive oder geschichtliche (Mittelalter, Renaissance, achtzehntes Jahrhundert), die ethnographisch-landschaftliche Ausstellung und die Ausstellung der Schönen Künste. Auf das weite Gebiet der Stadt Rom verteilt, haben sie in vier verschiedenen Vierteln ihr Quartier aufgeschlagen. Auf dem Viminalis steht die archäologische Ausstellung, die hauptsächlich darauf angelegt ist, die Beziehungen zwischen dem antiken Rom und seinen sechsunddreißig Provinzen bezüglich der spezifisch lateinischen Kultur, der Religion, des Militärwesens, der Verwaltung, des Bauwesens zu veranschaulichen. Hier ist aus der Majestät seiner Trümmer der im galatischen Ancyra gebaute Tempel der Roma und des Augustus mit seiner berühmten, unter dem Namen „Testamentum Augusti" bekannten Inschrift wiedererstanden. Nahe dabei die im römischen Nationalmuseum vereinigten Sammlungen antiker Skulpturen und Mosaiken. Den Rahmen für diese beredten Urkunden, diese Juwelen des Ruhms und der Kunst, bilden die Thermen des Diokletian, die man mutig von allen später hinzugekommenen, sie verkleidenden und verschandelnden Bauwerken gesäubert hat: ein Werk der Ehrenrettung, dessen Initiative man dem berühmten Geschichtsschreiber der Künste, dem eifrigen Generaldirektor Corrado Ricci, verdankt.

Die Wiederbelebung der verschiedenen Epochen Roms setzt sich jenseit des Tiber an der Moles Hadriana fort, die Oberst Borgatti gesäubert und wiederhergestellt hat; seine gründliche archäologische Bildung und sein künstlerischer Geschmack haben dabei ebenso mitgewirkt wie die Vorliebe, die ein Pionieroffizier natürlich für einen so berühmten, geschichtlichen, über einem Mausoleum ragenden Felsvorsprung hegen mußte. In den Sälen der Engelsburg schließt sich daran ein Museum der Kriegsbaukunst, eine geschichtliche Waffensammlung, eine keramische Ausstellung, eine Apotheke aus dem fünfzehnten Jahrhundert mit der Stube eines Zahnreißers als Anhängsel, eine Uebersicht über römische Topographie und noch andere Sammlungen, die alle dazu bestimmt sind, die verschiedenen Epochen Roms während der letzten zehn Jahrhunderte vor Augen zu führen.

Auf der Piazza d'Armi ist die ethnographische Ausstellung in aneinandergereihten Gebäuden untergebracht, während ringsherum die Pavillons der verschiedenen italienischen Landschaften stehen und in weiterm Umkreis sich in pittoresken Gruppen die merk-

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Soeben erschien als neues Sonderheft der „Woche“:



Zweite Sammlung.

Auf das erste Walzerheft der „Woche“ mit dem tanzenden Pärchen auf dem gelben Umschlag folgt jetzt in rotem Gewande die zweite Sammlung, auf dessen Titel uns ein anmutiges Biedermeier-Fräulein begrüßt. Diese neue Sammlung enthält fünf Tanzwalzer, die ebenfalls im Wettbewerb der 4222 Kompositionen ausgewählt wurden und auch im Ballsaal bereits die Feuertaufe bestanden haben. Denn sie wurden auf den beiden Walzerabenden der „Woche“ von Berlins tanzlustiger Jugend erprobt, ja, mehr als das: sie konnten sich neben den alten, sieggewohnten Walzern des unvergeßlichen Wiener Walzerkönigs Johann Strauß in allen Ehren behaupten!
Auch das neue, 54 Seiten starke Sonderheft der „Woche“ ist zum Preise von

1 Mark 50 Pf.

durch alle Musikalien- und Buchhandlungen, sowie durch sämtliche Filialen von August Scherl G.m.b.H. (Orchester-Ausgabe: Verlag Adolph Fürstner) zu beziehen.

Ebenso wie das erste Walzerheft, von dem bereits mehr als 44,000 Exemplare verkauft wurden, darf das vorliegende zweite Walzerheft auf allgemeinen Beifall rechnen, zumal es von Hanns Ankers Meisterhand reizend ausgestattet ist.

Generated on 2019-06-06 15:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY

würdigsten Typen italienischer Behausungen von den Alpen bis zu den Inseln erheben: eine glückliche Illustrierung des wirklichen Lebens in den Provinzen in seinen interessantesten Zügen. Es ist eine wahre Stadt, weit und mannigfaltig, eine Art Zauberschöpfung am Tiberstrand mit dem Gepräge tiefsten italienischen Wesens.

Von dort gelangen wir über die neue Brücke, die aus einem einzigen Bogen in armiertem Zement besteht (ein kühner Riesenbogen von hundert Meter Spannweite), zur letzten der vier Ausstellungen, der Internationalen Ausstellung für zeitgenössische Kunst, die mit den Gebäuden aller Nationen bestellt ist, mitten im Laubgrün in einer Talsenkung bei der Villa Borghese gelegen, jenem friedlichen Zufluchtsort, der sich an der Grenze der volkreichen und geräuschvollen Stadt auftut.

Mit dieser vierfachen Schau, deren Teile scheinbar so verschieden und doch durch ein inneres Band verknüpft sind, hervorgegangen aus einem organischen Plan, hat Rom in der Geschichte der Ausstellungen ein neues Vorbild geliefert. Allzusehr sind wir schon an die Anhäufung von tausend und aber tausend in schreiendem Gegensatz zueinander stehenden Gegenständen gewöhnt, die in Gebäuden von phantastisch absurder Form aufeinandergestapelt werden. Hier dagegen ein das Ganze beherrschendes künstlerisches Leitmotiv. Der Sinn für Würde, der in jedem, auch dem bescheidensten Winkel der ewigen Stadt sichtbar wird, hat im Entwurf wie in der Ausführung, im Ganzen wie in den Einzelheiten den Grundton angegeben. Ueberall herrscht Harmonie, Würde und Adel, hier einfach, dort elegant, aber stets sicher empfunden und niemals Lügen gestraft. Wer die größeren Weltausstellungen gesehen hat und glaubte, das horazische „Omne tulit punctum" wiederholen zu können, wird sich hier überzeugen, daß man noch etwas anderes und Besseres hat ersinnen und erschaffen können: man hat eine Ausstellung zu organisieren vermocht, in der ein Volk sich ganz spiegelt in seinen weit zurückliegenden Anfängen, seinem Kriegsruhm, seinen Lebensgewohnheiten, seinen künstlerischen Träumen. Wer diese vielgestaltige und doch einheitliche Ausstellung besucht hat, wird behaupten können, daß er Italien viel besser kennt als vorher, daß er tiefer in seine ethnische, geschichtliche, künstlerische Seele eingedrungen ist. Und das wird kein geringes Verdienst des Mannes sein, der an der Spitze dieses kühnen Unternehmens steht, des Grafen Enrico di San Martino, eines gebildeten und arbeitsamen Patriziers aus dem ältesten piemontesischen Adel, dessen Sinn für die aufgeklärteste Moderne offen steht, und dessen Name mit allen künstlerischen Betätigungen Roms eng verknüpft ist.

Rom räumt inzwischen auf und schmückt sich. Manche haben in den letztvergangenen Monaten gemurrt, weil in gar zu vielen Straßen das Unterste zu oberst gekehrt war, und man hat selbst im Parlament darüber geredet. Aber es ist nicht die Schuld des hervorragenden Mannes, der die städtische Verwaltung leitet, Ernesto Nathan, wenn es zum Bau neuer Straßenbahnlinien, für die elektrischen Kraftanlagen, für das Rohrnetz der pneumatischen Post erforderlich ist, den Boden zu zerwühlen und den Staub aufzuwirbeln, der schließlich doch nicht lauter Staub von Heldenleibern ist! Uebrigens kehrt jetzt alles schnell in den ordentlichen Zustand zurück, und Rom wird beim Hauch des neuen Lenzes täglich lachender und schöner. Das junge Grün, das an hundert Orten zwischen den Häusern hervorsproßt, füllt sich mit zärtlich lockenden Stimmen. Die auf dem alten Marsfeld auf ein Zauberwort hin erstandene künstliche und nur auf kurze Dauer berechnete Stadt zeigt im Sonnenschein ihre mit Bildsäulen und Wimpeln geschmückten Giebel. An ruhmreicher Stelle aufgehäufte Schätze der Kunst harren der Gäste. Und die werden kommen, von allen fernen Ländern Europas, von den weitesten Gestaden des Weltmeeres werden sie kommen. Auf mancher Lippe werden die leidenschaftlichen Distichen aus Goethes Römischen Elegien wieder lebendig werden; und in aller Herzen wird jener Kult Roms, der die ewige Religion der erlesenen Geister ist, seine beredte Sprache reden: jene Liebe zu Rom, die der Dichter des dritten Italiens in die unsterbliche alcäische Strophe gefaßt hat:

Heil, Göttin Roma! Wer dir nicht Huld'gung zollt,
Des Sinn liegt kalt im Banne der Finsternis,
In dessen öder Brust gedeiht nur
Starres Gestrüpp des Barbarentumes.

Die Reiseausstellung.

Von Victor Ottmann. — Hierzu die Abbildungen auf S. 570.

Ein warmer, sommerlich warmer Tag im April, ein Tag der Hoffnungen und Entwürfe. Der Himmel läßt sein blankes Gold mit verschwenderischer Huld über Gerechte und Ungerechte fluten, über die Zehntausende, die dort am Berliner „Zoo" im Sonntagsstaat das Pflaster treten. Im Tiergarten rumort der Lenz und summt das ewig alte, ewig neue Lied vom ewigen Werden, jede halberschlossene Knospe wird zum holden Wunder, kurzum: „wohin auch das Aug sich wende, sieht es Frühlingsgegenstände", wie einmal ein längst zu seinen Ahnen versammelter deutscher Fürst, der im Nebenberuf Lyriker war, gedichtet hat. Und wenn ein Fernzug über die Stadtbahnbrücke poltert, auf weite Fahrt nach Westen hin, dann folgen ihm, dem sonst kaum Beachteten, heute zahllose Blicke, und zahllose Seelen finden sich in dem Gedanken: „Reisen, ach reisen können — jetzt in den goldnen Tagen — in die Welt hinaus, in blaue Ferne!... Ja, wer das könnte!"

Nun, warum nicht? Ein paar Schritte nur, und hinter der buntbeflaggten Fassade der Ausstellungshallen am Zoologischen Garten ist gegen Erlegung eines mäßigen Obolus Gelegenheit zu wunderbaren Reisen geboten. Allerdings nur in der Einbildung — aber glauben Sie mir, die imaginären Reisen sind oft viel schöner als die wirklichen und außerdem entschieden billiger. Welch ein faszinierendes Bild fesselt hier in den weiten Hallen das Auge! Ist es eine Phantasmagorie, die Verkörperung lockender Szenen, wie sie ein arabischer Märchenerzähler seinen atemlos lauschenden Hörern auf dem Hof des Fondaks ausmalt? Hat ein Adept geheimer Wissenschaften alle Herrlichkeit der Welt in die Retorte gebannt und über dreimal glühen-

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem Licht in einen Mikrokosmos verwandelt, um ihn wie Nürnberger Spielzeug aufzubauen? Nein, es ist kein Blendwerk aus den Hexenküchen der Alchimie, und es geht alles mit ganz natürlichen Dingen zu: es ist ein Stück achtunggebietender, geschmackvoller Arbeit und führt trotz seinem poetischen Reiz den immerhin etwas prosaischen Titel: Internationale Ausstellung für Reise- und Fremdenverkehr, Berlin 1911.

Die Veranstalter dieser großen Heerschau des Reisewesens, der ersten in ihrer Art, sind von einem bestimmten und einzig richtigen Grundgedanken ausgegangen. Die Gefahr lag nahe, daß die Ausstellung wie hundert andere vorher im großen und ganzen eine — Papierausstellung werden konnte, d. h. ein Monstermeeting papierner Propagandamittel: Plakate, Prospekte, Kataloge, Statistiken und dergleichen, daneben eine Parade jener ewig wiederkehrenden Gleichgültigkeiten, die man bei jedem Schaufensterbummel ebensogut und umsonst zu sehen bekommt, und von denen sich der Blick des Besuchers bald gelangweilt abwendet. Es ist überraschend, wie geschickt die Veranstalter diese Klippe umschifft und wie gut sie es verstanden haben, die Aussteller für ihre Generalidee zu gewinnen. Sie bestand darin, der althergebrachten Schablone zu entsagen und mit allen Mitteln einer künstlerisch geläuterten Propaganda auf die Sinne zu wirken, die Ausstellung zur Augenweide zu machen, ganze Landschaftsbilder, Szenen und Gruppen aufzustellen und nicht mit schreiender Reklame, sondern durch Erregung von ästhetischem Genuß die Reiselustigen zu umschmeicheln und ihre Kundschaft zu gewinnen. Da durften die Kräfte der Interessenten sich nicht verzetteln, durften nicht die übervielen kleinen Einzelstände entstehen, die den Ausstellungen etwas Jahrmarkthaftes verleihen und in ihrer Gesamtheit keinen anderen Eindruck hinterlassen als den eines Allerweltbasars. Um große Wirkungen zu erzielen, galt es, die in Frage kommenden Staaten, Verbände, Verkehrsinstitute, Städte und Bäder zum Kollektivausstellen in geschlossenen abgerundeten Gruppen zu bewegen.

Diese Idee hat, wie schon ein flüchtiger Ueberblick zeigt, verständnisvolle Aufnahme und eine vorzügliche Ausführung gefunden. Zwei große Reiseländer: Oesterreich und die Schweiz, waren die ersten, die auf die Pläne eingingen und ihre Beteiligung in großzügiger Weise zusagten; ihnen folgten schnell andere Staaten, wie Norwegen, Schweden, Dänemark, Belgien usw., dann aber vor allen Dingen auch die Hauptreisegebiete des Deutschen Reichs: Königreich Sachsen, Württemberg, Elsaß-Lothringen, die thüringischen Staaten, Hessen, Braunschweig, Anhalt, ferner der Bund deutscher Verkehrsvereine, die Ostseebäder, die Insel Rügen, das Riesengebirge, der Harz, einzelne Städte usw. Und wie verschieden auch ihre Darbietungen sein mögen, in einem, eben in der Grundidee, finden sich alle vereint: alle wollen in diesem friedlichen Ringen um die Gunst der Reiselustigen Wohlgefallen erregen und in einer Weise, die jede Marktschreierei verpönt, zeigen, wie schön ihr Land ist, und wie gut es sich darin reist. Man hat das Gefühl, daß alle Aussteller mit Feuereifer bei der Sache waren und nichts unversucht ließen, um etwas Mustergültiges zu schaffen. Und man darf ohne Uebertreibung behaupten, daß die Reiseausstellung über ihre eigentliche Aufgabe weit hinaus eine Ausstellung des guten Geschmacks geworden ist. Wohl nie zuvor, wenigstens nicht im Rahmen einer Fachausstellung, war das, was gezeigt wird, und wie es gezeigt wird, so von künstlerischem Geist beseelt wie hier. Jedes Gruppenarrangement rührt von einem hervorragenden Fachmann des Kunstgewerbes her, jedes Bild von einem tüchtigen Maler, jede einzelne Sektion fügt sich harmonisch ins Ganze.

Was ist nun eigentlich zu sehen? Viel, ungeheuer viel, und doch ohne ermüdend zu wirken. Diese Zeilen können unmöglich eine Beschreibung der Ausstellung sein, sie wollen nur kurz ihre Eigenart schildern. Gleich beim Eintritt fesselt ein hochragendes, halbkreisförmiges Panorama den Blick: die Steilküste der Insel Rügen, vom blauen Meer bespült, mit den Kreidefelsen von Stubbenkammer und ihren grünen Waldungen. Ein echtes Mönchguter Fischerhäuschen und ein geöffnetes Hünengrab verstärken die Illusion, und wer bei diesem Anblick nicht sogleich Lust bekommt, seine Ferien auf Rügen zu verbringen, ja, dem ist nicht zu helfen. Aber vielleicht verweist er, und mit Recht, darauf, wie quälend gerade hier die Qual der Wahl ist. Denn ein paar Schritte weiter, und wir befinden uns in Thüringen. Treffliche Oelgemälde und Dioramen preisen das schöne Land zu beiden Seiten des Rennsteigs, man glaubt den würzigen Duft der Waldungen zu spüren. Doch während Sie noch überlegen, ob nicht Thüringen diesmal Ihr Sommerziel sein soll, hat Ihr schlendernder Schritt Sie bereits in eine andere Gegend geführt: in das reizende Hirschberger Tal mit dem Blick auf den Kamm des Riesengebirges, von so plastischer Greifbarkeit, daß man jede Baude erkennt. Aber verweilen Sie nicht zu lange, lassen Sie sich nicht von Rübezahl umstricken, ehe Sie nicht die andern Ausstellungsgruppen gesehen haben. Unmöglich, sie alle aufzuzählen: da ist u. a. die Oberlausitz, das Erzgebirge, das Hessenland, da ist Potsdam, von Prof. Günther-Naumburg geschickt gemalt, da ist der Rhein, der Schwarzwald, Baden-Baden, und da sind vor allen Dingen die elsaß-lothringischen Säle, ein Glanzstück der Regie, von Prof. Daubener geschmackvoll arrangiert und durch treffliche Gemälde, durch erlesen schöne Wertobjekte auf die Höhe eines Kunstsalons gehoben.

Vom Ausland ist Oesterreich am besten vertreten, seine umfangreiche Sektion bildet zweifellos den „Clou" der Ausstellung. Auch hier wurde der günstige Eindruck dadurch erzielt, daß man auf alle gewaltsamen Reklamemittel der alten Schule verzichtete und eine wahrhaft vornehme Gesamtwirkung anstrebte. Prof. Otto Prutscher von der k. k. Kunstgewerbeschule in Wien, ein Meister der „Raumkunst", hat seine Aufgabe vorbildlich gut gelöst. Es ist ein Genuß, diese Interieurs zu durchwandern, die so diskret und doch verführerisch den überreichen Schönheitschatz der österreichischen Lande ausbreiten. Die Schweiz hat keinen leichten Stand, sich daneben zu behaupten; aber es gelingt ihr doch, und ihre grandiosen Alpenszenen, die leuchtenden Gletscher und kühnen Bergbahnen üben eine magische Anziehungskraft aus. Ganz vorzüglich vertreten sind wiederum, wie früher schon auf der Sportausstellung in den gleichen Räumen, die drei nordischen Reiche Dänemark, Schweden, Norwegen, wozu sich noch Finnland gesellt. Der Norden erfreut sich ja bei unserm reiselustigen Publikum größter Beliebtheit, und die Ausstellung wird zweifellos dazu beitragen, diese noch mehr zu steigern.

Neben den umfangreichen, künstlerisch durchgeführten Sektionen fesseln auch einzelne originelle Objekte die

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aufmerksamkeit. Da stellt z. B. Sachsen einen sehr praktisch eingerichteten Wintersport-Spezialwagen aus und Frankfurt am Main zwei elektrische Straßenbahnwagen, einen „uralten“ von 1884 — er mutet uns in der Tat schon fast vorsintflutlich an — und einen funkelnagelneuen mit den letzten technischen Verbesserungen. Es liegt Genialität in dieser Meisterschaft der Beschränkung, die das, was zum Ruhm der Verkehrsmittel zu zeigen ist, auf die denkbar einfachste Formel bringt.

Die Internationale Reiseausstellung in Berlin hat einen Doppelzweck zu erfüllen: den beabsichtigten Nutzeffekt, im Ausstellungsbesucher den glimmenden Funken der Reiselust zur Gluthitze anzufachen und den Ausstellern neue Kundschaft zuzuführen, und den idealen Nebenzweck, an einem musterhaften Beispiel zu zeigen, wie die Ausstellungstechnik neue Bahnen einschlagen und sich mit Kunst und Geschmack verbinden muß, wenn sie das Publikum empfänglich machen will. Ein vollkommen geglücktes Experiment!

Unsere Bilder

Die Seefahrt des Kaiserpaares (Abb. S. 566b u. 567) von Venedig nach Korfu war von See und Wetter sehr begünstigt und ist prächtig verlaufen. Die Kaiserjacht „Hohenzollern“ und ihre Begleitschiffe, das Depeschenboot „Sleipner“ und der Kreuzer „Königsberg“, wurden auf dem Wege von einem Geschwader der österreichisch-ungarischen Flotte begrüßt, das unter dem Kommando des Erzherzogthronfolgers Franz Ferdinand von Pola ausgefahren war. Nachdem die Salutschüsse und freundschaftliche Signalgrüße ausgetauscht worden waren, zogen die deutschen Schiffe an dem Geschwader der verbündeten Macht vorbei nach Süden. Nach zweitägiger Fahrt erschien die „Hohenzollern“ um die Mittagstunde des 29. März vor dem fjordähnlichen Hafenufer von Korfu.

Die Ankunft des Kronprinzenpaares in Korfu (Abb. S. 566a) erfolgte zwei Tage nach der Ankunft seiner kaiserlichen Eltern. Kurz vor dem Eintreffen des Dampfers „Prinzregent Luitpold“ des Norddeutschen Lloyd, auf dem das Kronprinzenpaar seine Reise von Aegypten zurückgelegt hatte, begaben sich der Kaiser, die Kaiserin und die Prinzessin Viktoria Luise an Bord der „Hohenzollern“, um den Ankömmlingen schon vor ihrer Landung einen Gruß zuwinken zu können. Der große Passagierdampfer fuhr an der Kaiserjacht vorbei zum Landungsplatz, begrüßt von einem dreimaligen Hurra, das der Kommandant der „Hohenzollern“ ausbrachte. Sofort nach der Landung gingen der Kronprinz und die Kronprinzessin dann an Bord der Jacht, wo ihnen natürlich der herzlichste Empfang zuteil wurde.

Das württembergische Königspaar (Abb. S. 565) feiert am 8. April seine silberne Hochzeit. König Wilhelm II. hat vier Jahre nach dem Tod seiner ersten Gemahlin und fünf Jahre nach seiner Thronbesteigung der damals 24jährigen Prinzessin Charlotte zu Schaumburg-Lippe aus der in Böhmen ansässigen Linie des Hauses Schaumburg die Hand gereicht. Die Bevölkerung Württembergs bringt seinem König und seiner Königin, die nun schon seit zwei Jahrzehnten auf dem Thron sitzen, aufrichtige Liebe und wohlbegründete Dankbarkeit entgegen.

Das Jubiläum der italienischen Einigung (Abb. S. 563 u. 564). Der 27. März, der fünfzigste Jahrestag der Proklamation des geeinigten Königreichs Italien, wurde in Rom mit gebührender Begeisterung gefeiert. König Viktor Emanuel hielt auf dem Kapitol im Sitzungsaal des Senats eine Festrede, deren unkonventioneller, überzeugungstarker Ton im ganzen Land den größten Eindruck machte. Die bekanntesten Persönlichkeiten Italiens waren bei dieser Festsitzung anwesend. Die Minister des Kabinetts Luzzatti repräsentierten bei diesem Anlaß noch einmal die Staatsregierung, obwohl sie mehrere Tage vorher ihre Demission gegeben hatten. An die Feier auf dem Kapitol schloß sich die offizielle Eröffnung der römischen Ausstellung des Jubiläumsjahres. Freilich war noch bei weitem nicht alles fertig. In der Engelsburg konnte der militärgeschichtliche Teil der retrospektiven Ausstellung eröffnet werden. In der Internationalen Kunstausstellung war wenigstens der Palast der Schönen Künste, der die Ausstellung Italiens und einiger kleinerer Länder beherbergt, fertiggestellt. Die Pavillons der Auslandstaaten werden erst nach und nach eröffnet werden.

Der erste große militärische Ueberlandflug (Abb. S. 566) der deutschen Offizierspiloten Oberleutnant Erler und Leutnant Mackenthun hat einen prächtigen Beweis für die Leistungsfähigkeit unserer Militärflieger geliefert. Die beiden Offiziere stiegen mit ihrem „Albatros“-Doppeldecker vom Uebungsplatz in Döberitz bei Berlin auf und flogen zunächst nach Hamburg. An den folgenden Tagen setzten sie ihren Flug nach Bremen, Hannover und Braunschweig fort, von wo sie glücklich wieder nach Döberitz zurückkehrten. In allen Städten, wo die Flieger übernachteten, wurden sie von der Bevölkerung mit herzlicher Freude aufgenommen.

Mulay Hafid (Abb. S. 568), der Sultan von Marokko, hat augenblicklich einen schweren Stand. Die Mahalla, die unter dem Kommando französischer Offiziere gegen die rebellischen Stämme Südmarokkos im Feld liegt, hat die Beni Mtir zwar einmal fast unter den Mauern der Hauptstadt Fez schlagen können, ist aber bei einem zweiten Angriff in einen Hinterhalt geraten und vernichtet worden. Es sieht so aus, als ob Mulay Hafid bald seinem Bruder Abdul Asis ins Exil folgen müßte, den er bekanntlich vor drei Jahren entthront hat.

Am St. Josephstag (Abb. S. 568) werden in den Straßen der spanischen Stadt Valencia sogenannte „Fallas“ errichtet, plastische Gebilde aus Holz und Leinwand, die oft in recht witziger Weise Ereignisse des letzten Jahres verspotten. Am Abend werden diese Karikaturen dann öffentlich verbrannt.

Der Ruderwettkampf Oxford-Cambridge (Abb. S. 569), die große sportliche Veranstaltung des englischen Vorfrühlings, ist in diesem Jahr wieder sehr interessant verlaufen. Die Themse zwischen Putney und Morlake wimmelte von Booten, und die Ufer waren dicht mit Zuschauern besetzt. Das Match fand zum 68. Male statt, und es endete zum 38. Male mit dem Sieg der Oxforder Universitätsmannschaft, die auch im vorigen Jahr vor den Cambridger Kommilitonen durchs Ziel gegangen war. Während des harten Kampfes gesellte sich plötzlich zu den Zuschauern unten ein Zuschauer in den Lüften: ein Zweidecker stieg kurz vor dem Start der Boote auf und begleitete sie auf ihrer Fahrt zum Ziel.

Todesfälle (Abb. S. 568). Vor wenigen Tagen ist in Kufstein Martin Greif verschieden, einer der besten Lyriker und Dramatiker der älteren Generation. Eigentlich hieß der Dichter Friedrich Hermann Frey; nachdem er aus der bayrischen Armee ausgeschieden und sein Pseudonym durch seine ersten Werke allgemein bekannt geworden war, nahm er es als bürgerlichen Namen an. Greif ist 72 Jahre alt geworden und hat noch vor wenigen Jahren dichterische Schöpfungen voll jugendlicher Kraft veröffentlicht. — In Karl Weiß, der im Alter von 61 Jahren in Monte Carlo gestorben ist, verschwindet einer der bekanntesten Altberliner Possenkomiker. Während der Blütezeit des Central-Theaters unter der Direktion Adolf Ernst feierte er seine größten Triumphe. Im Jahr 1896 übernahm er die Leitung des Ostend-Theaters, dem er seinen Namen gab, und an dem er dann noch zehn Jahre lang wirkte.

Die Toten der Woche

Martin Greif, bekannter Dichter, † in Kufstein (Tirol) am 1. April im Alter von 72 Jahren. (Portr. S. 568.)

Generalleutnant z. D. **von Gropper**, † in München im Alter von 88 Jahren.

Geh. Hofrat Prof. **Ernst Haeffler**, † in Braunschweig am 3. April im Alter von 67 Jahren.

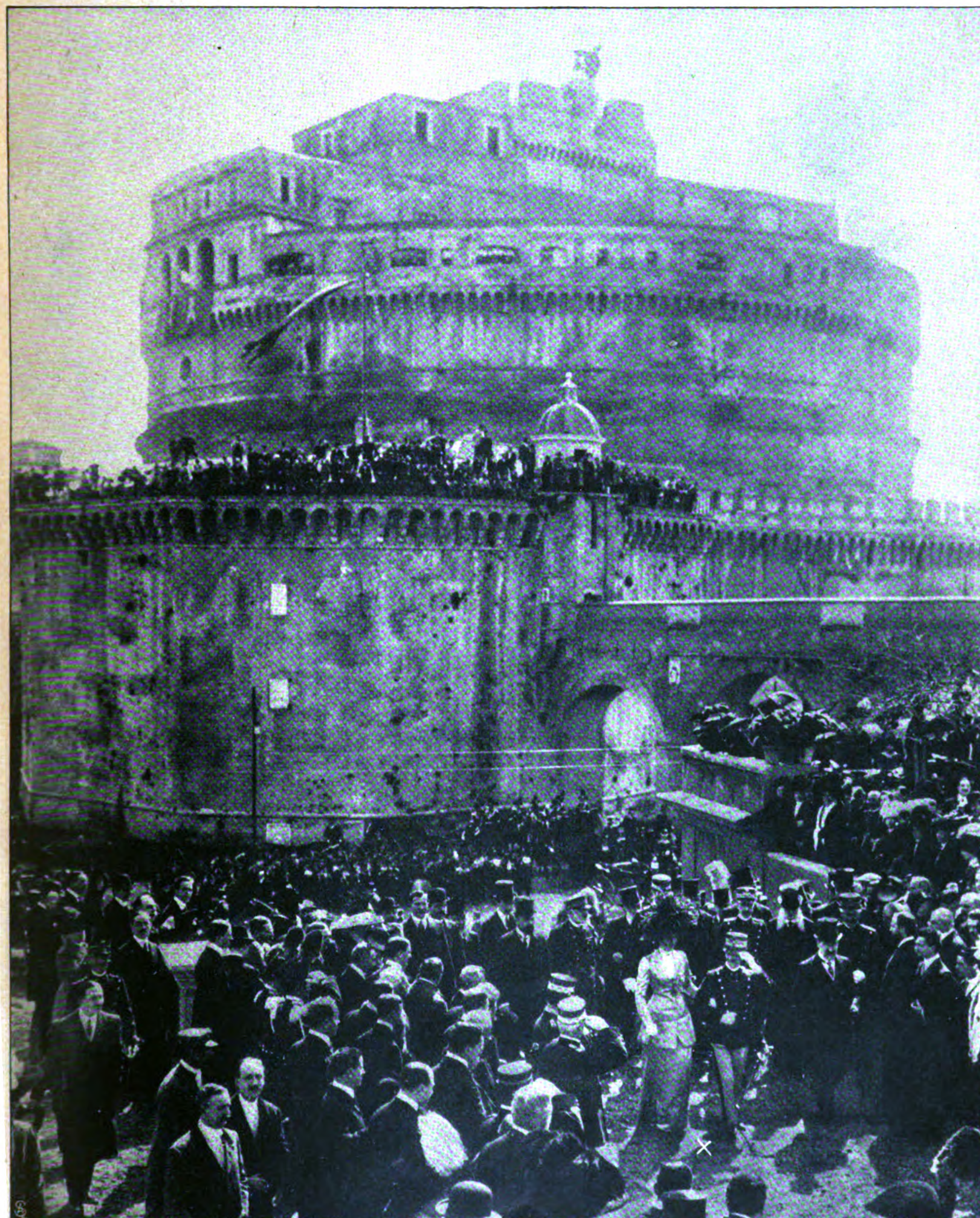
Friedrich von der Hoehe, bekannter Volksdichter, † in Halle im Alter von 47 Jahren.

Frau **Agnes v. Pfuel**, die Schwiegermutter des deutschen Reichskanzlers, † in Berlin am 2. April im 64. Lebensjahr.

Karl Weiß, bekannter Schauspieler und ehemaliger Theaterdirektor, † in Monte Carlo am 31. März im Alter von 61 Jahren. (Portr. S. 568.)

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bilder vom Tage



Phot. Menascl.

Das italienische Königspaar (×) nach Eröffnung der militärgeschichtlichen Ausstellung in der Engelsburg.
Jubiläumsfeier in Rom.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Die feierliche Eröffnung des Palastes der schönen Künste auf der Jubiläumsausstellung. Phot. Menaoci.



Die Minister des Kabinetts Luzzatti vor der Feier im Senatsaal des Kapitols. Phot. Abeniacar.

Jubiläumsfeier in Rom.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Hofphot. Andersen.

Zur Silberhochzeit des württembergischen Königspaares.

König Wilhelm II. u. Königin Charlotte, geborene Prinzessin zu Schaumburg=Lippe.

Generated on 2019-06-06 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

Vom ersten großen Militärfernflug

Abflug von Hannover.

Phot: B. I. G.



Berlin — Hamburg — Bremen—Hannover—Braunschweig—Berlin.

Nebenstehend: Leutnant Mackenthun und Oberleutnant Erler verabschieden sich kurz vor dem Aufstieg.

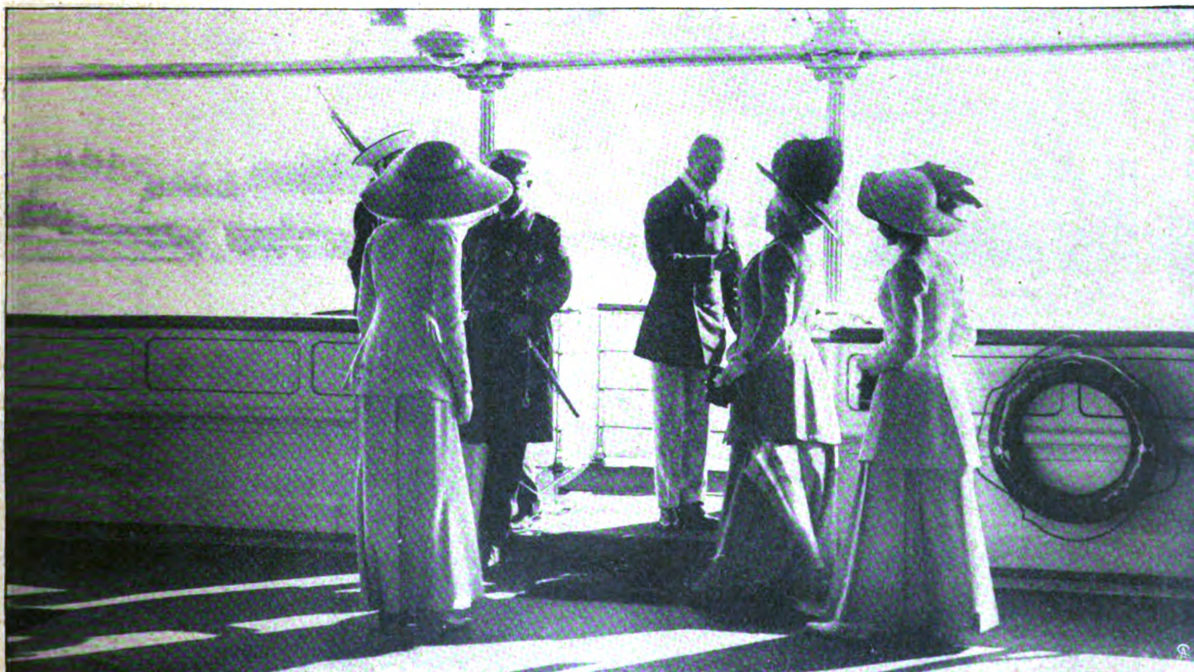
Generated on 2019-06-06 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY



Kaiser Wilhelm im Gespräch mit dem Kronprinzen
und dem Generalleutnant Grafen zu Dohna.



Kronprinz Wilhelm in Unterhaltung mit seiner Schwester,
der Prinzessin Viktoria Luise.

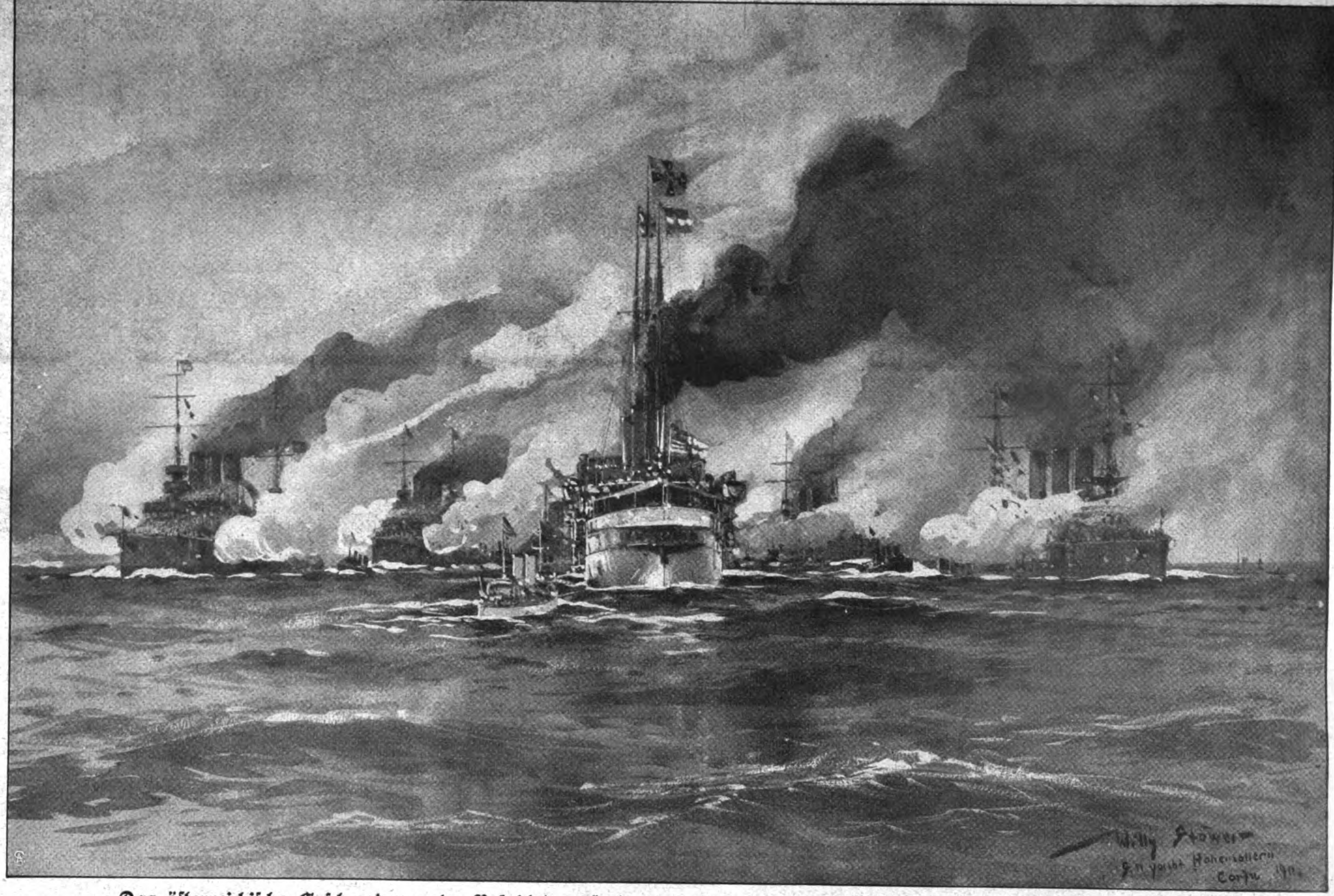


Von links: Die Kronprinzessin, der Kaiser, der Kronprinz, die Kaiserin, Prinzessin Viktoria Luise.
Der Kronprinz begrüßt die Kaiserin auf dem Achterdeck.

Das deutsche Kronprinzenpaar in Korfu: Begrüßung durch die Kaiserl. Familie auf der „Hohenzollern".

Phot. Th. Jürgensen, S. M. Jacht „Hohenzollern".

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



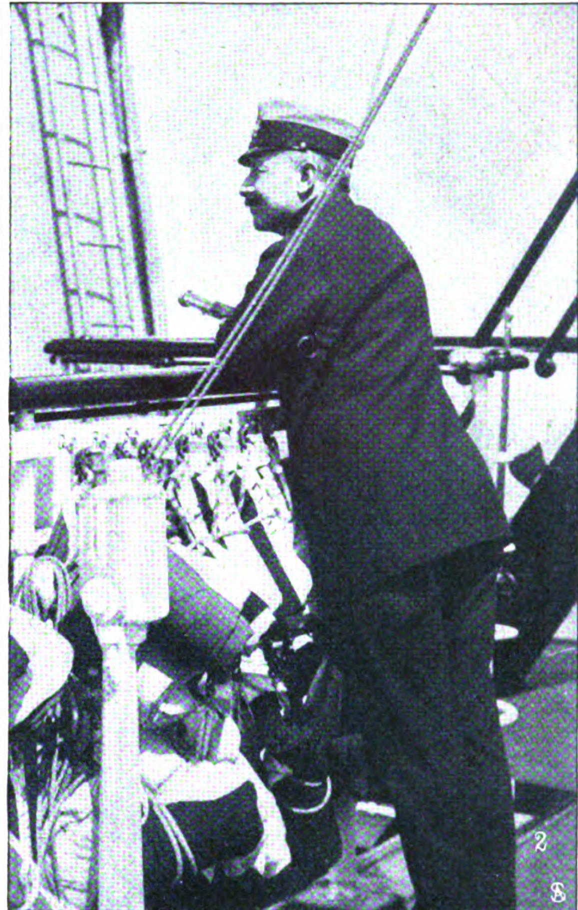
Das österreichische Geschwader unter Befehl des Erzherzogs Franz Ferdinand begrüßt Kaiser Wilhelm bei Brioni.

Von der Reise der Kaiserlichen Familie nach Korfu.

Nach einem Aquarell des Marinemalers Willy Stöwer.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

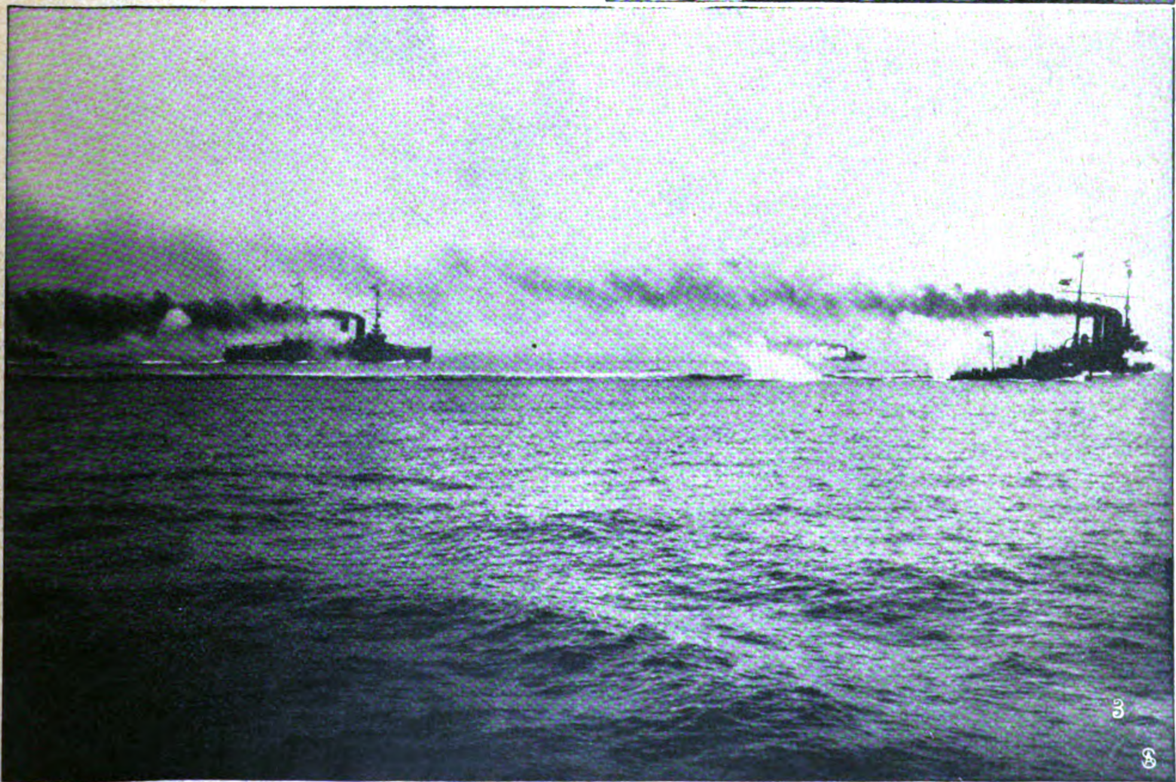




1. Der Kaiser und der Kommandant der „Hohenzollern" Graf Platen auf der Kommandobrücke während des Einlaufens in den Hafen von Korfu.
2. Der Kaiser auf der Kommandobrücke der Jacht „Hohenzollern".
3. Das österreichische Geschwader passiert die „Hohenzollern" und salutiert die deutsche Kaiserstandarte.

Die Fahrt des Kaiserpaares von Venedig nach Korfu.

Phot. Th. Jürgensen, S. M. Jacht „Hohenzollern".



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Karl Weiß †
Der bekannte Theaterdirektor.



Mulay Hafid, Sultan von Marokko.
Zu der kritischen Lage des marokkanischen Herrschers durch aufrührerische Stämme.



Martin Greif †
Der geschätzte Lyriker.

Der Geist der Neuzeit in Spanien setzt über die alten Schranken hinweg unter dem Beifall der übrigen europäischen Völker.
St. Josephstag in Valencia: Straßendarstellungen der wichtigsten Jahresereignisse. — Phot. Rochlitz.

Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Vom diesjährigen Oxford-Cambridge Ruderwettkampf.

Ein Aeroplan begleitet die Boote vom Start zum Finish.
Phot. Sport & General.

Unteres Bild: Volksmenge beobachtet vom Ufer aus den begleitenden Aeroplan.

Generated on 2019-06-06 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

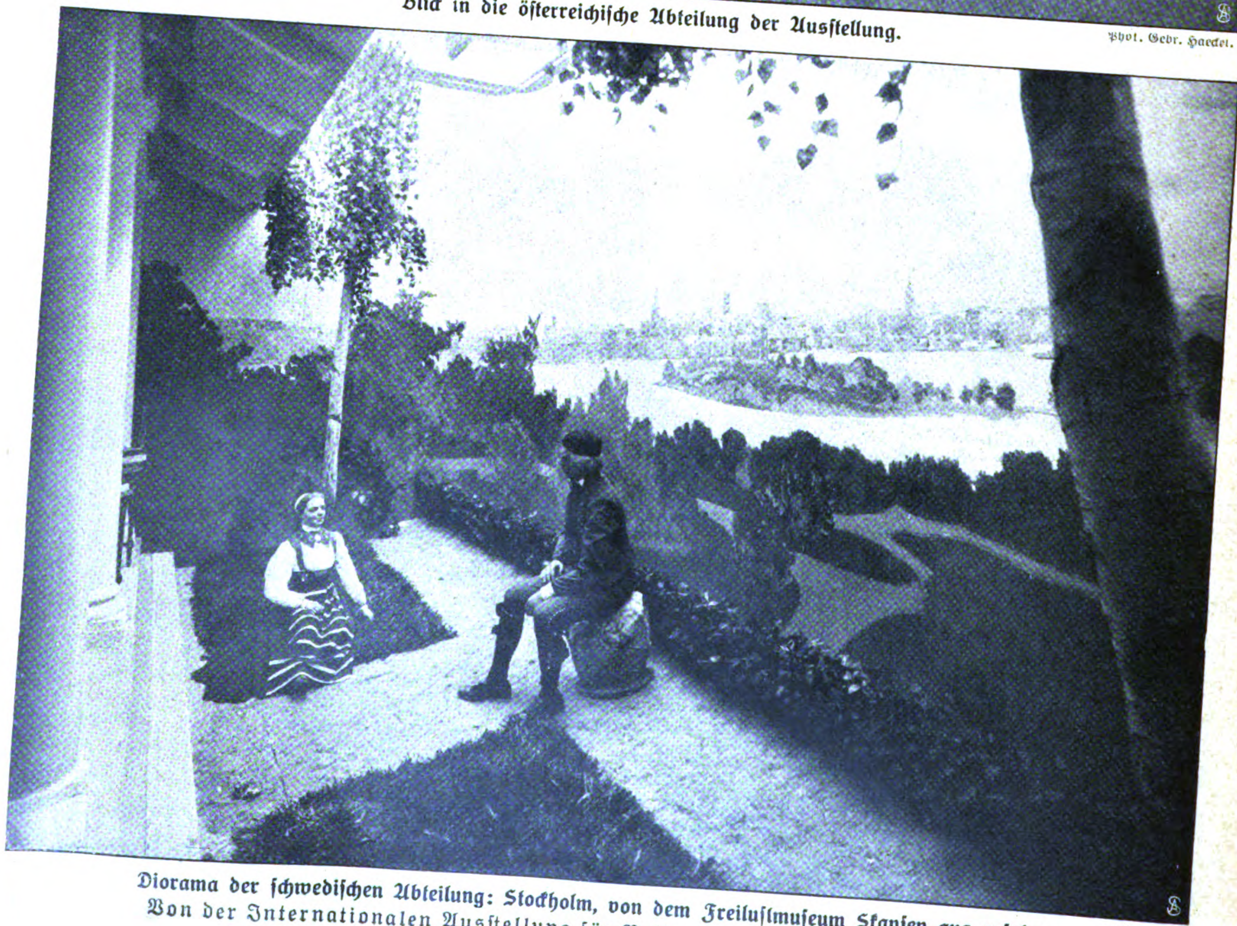
Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY



Blick in die österreichische Abteilung der Ausstellung.

Phot. Gebr. Haeckel.



Diorama der schwedischen Abteilung: Stockholm, von dem Freiluftmuseum Skansen aus gesehen.

Von der Internationalen Ausstellung für Reise- und Fremdenverkehr in Berlin.

Phot. Sandau-Berlin.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Skepp up Strann.

Roman von

Meta Schoepp.

4. Fortsetzung.

Jasper beobachtete Siemens aus bösen Augen.

„Von Pay Klaasen hatte er auch Geld bekommen. Pay hat kein Geld für Antjes Kinder. Aber für Siemens hat er Geld. Es ist schlimm für das Land, wenn so ein Neunmalkluger da ist. Immer hält er sich für was Besonderes. Und denkt, was er sagt, ist richtig. Er hat mit Sir King gesprochen. Sir King langweilt sich auf der Insel. Es kommt nicht oft vor, daß englische Kriegsschiffe hier anlegen. Und die Helgoländerinnen sind an Männer mit zwei Beinen gewöhnt. Deshalb sollen wir eine Badeanstalt gründen. Das sagt auch Ratsmann Ohlsen. Und daß die ganze Badeanstalt für Siemens und Sir King und den Baron ist. Wenn nur der Name da ist, sagen sie. Dat anner findet sich!"

Pontje nickte. Immer noch hatte Jasper recht gehabt. Sie holte ihm Rum. „Trink, Jasper, da wird einem besser danach!"

Ratsmann Ohlsen kam mit Timm Ralfs. Und als sie Siemens sitzen sahen, blieben sie oben am Tisch. Wo immer es anging, zeigten sie ihm ihre Abneigung.

„Beim Baron ist er gewesen", sagte Ralfs. „Mit Hollunners ist ihm das nicht fein genug. Und wenn Sir King wissen will, ob das 'ne Makrele ist oder 'n Seeteufel, dann muß Siemens kommen. Der weiß das. ‚Come here, Mr. Siemens.' Wir sind ja zu dumm dazu."

Breit und selbstbewußt setzten sie sich. Legten sich mit dem halben Oberkörper über den Tisch, legten ihre Arme wie einen Kranz um die Gläser mit dampfendem Grog, kauten ihren Tabak und sahen zu Siemens hin.

„Eines Tags wird er ja wohl König von Helgoland", sagte Ralfs giftig.

„Oder das wird wie mit Peter Stoltens Traum." Ohlsen wischte sich mit dem Ärmel über den Mund. „Wie er in den Himmel kommt mit seinem besten Leibrock, und der liebe Gott freut sich über die Ehr."

„Und wenn er dann erst Pläsiermacher is für die Badeanstalt —"

„Und dann soll da ein Schild an den Felsen — ‚Badeanstalt!', damit das die Fremden zu sehen kriegen — —"

Sie sprachen über ihn und zeigten deutlich ihre Abneigung.

Carsten Röhrs wollte eine Wette machen mit Hinrich Auckens wegen des Löwen. „Bring du mir nur den Löwen. Für das Utkratzen will ich schon sorgen."

„Aber kann er denn swimmen?" fragte Nan Hansen.

„Warum soll er nicht swimmen? Hast mal 'n Seelöwen gesehen, der nicht swimmen kann?"

Und Hinrich Auckens sagte, daß die Wette nicht galt. Sie hatten von einem Landlöwen gesprochen.

Jasper Botters saß auf der Ofenbank neben Pontje Mohr. Bis zwölf Uhr hatte Hilmar Dehn die Wache oben am Falm. So lange durfte er im Pottchen sitzen. Er konnte auch nach Haus gehen. Aber was sollte er da? Antje schalt und weinte. Und die Alten schalten. Er saß und trank. Und lauschte dem Sturm. Der klagte und winselte und heulte in das dumpfe Gebrüll der Wogen hinein, in den dumpfen Anprall der Wogen hinein —

Siemens lauschte auch hinaus. Aber er hörte auch das frohe Jauchzen; er hörte, wie der Sturm sich aufschwang zum Oberland hin und sein Lied da oben sang, und vielleicht stand die Frau am Fenster und sah hinaus. — —

Er wollte gehen. Er hielt es nicht mehr aus hier. Graublauer Dunst hatte sich auf alles gesenkt. Die Männer sprachen mit schweren Zungen. Peter Krohn und Hinrich Auckens sprachen von dem Bild in Sir Henrys Vorzimmer; sie konnten sich nicht einigen und gerieten scharf aneinander. Krohn sagte, daß es ein Ochse war; und Auckens hielt es für eine Kuh. Sie sagten sich Grobheiten, und jeder war überzeugt, daß der andere keine Ahnung von Naturgeschichte hatte. Siemens wußte, daß es ein Pferd war. Aber sie würden es ihm jetzt doch nicht glauben. Am Ende des Tisches saß Carsten Röhrs, der Löwenbändiger, und weinte bitterlich. Sobald er Rum getrunken hatte, dachte er an sein totes Katje. Er hatte es nicht sonderlich gut gehabt bei ihren Lebzeiten; und ins Pottchen hätte er damals nicht gehen dürfen. Es hieß, daß sie schuld sei an seinem rechthaberischen Wesen. Weil er immer hatte schweigen müssen, war diese häßliche Eigenschaft nun nach ihrem Tod bei ihm ausgebrochen. Aber wenn er einige Stunden im Pottchen war, fiel ihm ein, wie sie ihm das Federbett über die Ohren gezogen hatte, wenn es kalt war; denn er war so empfindlich an den Ohren. Und wie sie in aller Heimlichkeit so einem Schlingel mal eine Tracht aufzählte, wenn er nicht mehr wußte, was er mit ihm anfangen sollte. Es fiel ihm ein, wie er den ersten Abend nach ihrer Beerdigung, als er von Jab Petersen zurückkam, auf ihr Schelten und Keifen gewartet, und wie ihm so unheimlich geworden, als es so still blieb. Als er begriff, daß er fortan tun durfte, was er wollte — daß sich niemand mehr darum kümmern würde, ob er froh oder traurig, gesund oder krank war. Und er weinte. Ganz laut. Und Hansen wurde es warm ums Herz. Siemens stand auf.

„Ich geh mit," sagte Peter Krohn, „wollen noch zum Falm gehen —"

Es war Andrésen recht. An „ihrem" Fenster mußte er vorüber. Peter Krohn aber und viele andere trieb

Copyright 1911 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Hoffnung hinauf, daß diese Nacht Glück bringe. In solcher Nacht kann man nicht schlafen. Solche Nächte schickt Gott, um den armen Hollunnern wieder auf die Beine zu helfen. Ein Schiff in Not in solcher Nacht signalisiert nach Lotsen oder rennt auf. Aber aufpassen muß man. Dreihundertundfünfzig Lotsen hat die Insel; und jeder ist entschlossen, für Verdienst alles zu wagen.

Sie gingen. Fauchend sprang der Sturm ihnen entgegen. Krohn sagte etwas, aber Siemens konnte es nicht verstehen in dem Heulen und Brüllen. Er sah nach dem „Schutzengel", der Wirtschaft quer gegenüber. Auch dort war Licht. Auch dort saß man gedrängt nebeneinander. Die Veteranen und einige englische Arbeiter verkehrten dort lieber als im Pottchen. Es war ihnen zu vornehm im Pottchen.

Die Tür zum „Schutzengel" öffnete und schloß sich, und Gesang und Lachen drangen heraus. Die Männer, die herauskamen, hatten voll geladen. Schossen energisch gerade aus, bevor sie in richtiges Fahrwasser kamen. Sie hatten eine kühne Art, dem Leben entgegenzugehen; aber ihre Beine strebten immer in eine andere Richtung als ihr Wille. Das waren Fremde. Wenn Helgoländer das sahen, schüttelten sie verwundert und mißbilligend die Köpfe. Sie nahmen gewiß Ladungen an Bord, die sich sehen lassen konnten. Aber wer wußte das? Nicht einmal die Frau. Man behielt einen ruhigen, leicht schlenkernden Gang bei, nahm sein Ziel scharf ins Auge und hielt drauf zu; und meistens erreichte man's auch.

Als Peter Krohn und Siemens die Treppe hinaufgingen, sahen sie eine Frau auf der untersten Stufe sitzen. Sie hatte den Rock über den Kopf geschlagen und hielt ihn unter dem Kinn zusammen. Unbeweglich starrte sie zum Pottchen hin. Sie wußten, daß es Antje Botters war, die auf Jasper wartete. Das war ja Abend für Abend so. Man konnte nicht helfen. Still ging man an ihr vorüber. Stunden um Stunden aber wartete Antje. Und wenn er endlich kam, glitt sie wie ein Schatten die Treppe hinauf in ihr Haus. Er durfte nicht wissen, daß sie ihn beobachtete. Männer wollen nicht, daß ihre Frauen ihnen nachspüren; daß ihre Frauen nachts ins Vorland kommen. Ins Haus gehören Frauen.

Voller Menschen war der Falm. Dicht nebeneinander lehnten sie am Bollwerk, die Arme auf der Brüstung, das Gesicht dem Meer zugewandt. Alle stumm. Denn es wäre unmöglich gewesen, auch nur ein Wort zu verstehen in diesem Aufruhr der Elemente. Aus zerrissenen Wolken, die wie auf wilder Flucht dahinflatterten, schielte ab und zu der Mond; dann zitterte sein Licht auf den Wassern, die wie in einem ungeheuren brodelnden Kessel sich wälzten. In den Bärten der Männer hingen Schaumflocken, die vom Sturm heraufgewirbelt wurden; nasser Staub erfüllte die Luft; über der Sandinsel türmte sich schwer und finster ein Wolkengebirge. Das feste, weiße Licht des Leuchtturms erhellte bis weit hinaus die See; zeigte die wütende Brandung an der Sandinsel. Wie zwei gewaltige Fontänen sprangen zwei Wassersäulen jäh empor und fielen wieder zusammen. In furchtbarer Gier wälzte sich das Meer auf das ungeschützte Land, schlug seine weißen Pranken ein und zerrte, riß und sprang schäumend, brüllend zurück zu neuem Angriff.

Stumm blickten die Männer übers Meer. Einige waren gerüstet zur Ausfahrt; trugen Seekappen und weite Seehosen. Dumpfe Erwartung lag auf allen Gesichtern. Alle die Männer, die faul und untätig herumlungerten, wenn das Meer still war, waren in äußerster Spannung, waren Krieger geworden, bereit, ihr Leben zu wagen; bereit, den Kampf mit dem tausendjährigen Feind aufzunehmen. Alle diese stummen Männer, Kinder des roten Felsens, waren bereit, rücksichtslos den Nächsten niederzuwerfen, wenn es galt, zuerst an den Strand zu kommen, zuerst dem bedrängten Schiff zu Hilfe zu eilen — gegen hohe Bezahlung.

Beutelüstern blickten ihre Augen von der hohen Warte herab, wie einst ihre Vorfahren geblickt hatten, als Störtebeker der Herr war und mit dem Anteil an der Beute nicht kargte. Und wäre dem Piraten vergönnt gewesen, jetzt einen Blick auf die Insel zu werfen, er hätte seine Freude haben müssen an diesen Leuten, deren falkenscharfe Augen, deren kühngeschnittene Profile, deren wilde Energie ihn wohl an die wild-lustige Zeit erinnert hätte, da er Heiligland regierte. Als der furchtbare Raubgesell mit seinen starken Schiffen über die armen Kauffahrer herfiel und nach vollbrachter Tat das unterbrochene Saufgelage wieder aufnahm. Lachend hätte der wilde Pirat gesehen, daß sein Geist auch jetzt noch herrschte.

Peter Krohn drängte sich zwischen Hilmar Dehn und Hinrich Lorenzen. Sir Henrys Bild war vergessen und der Rum verflüchtigt. Sturm ernüchtert heiße Köpfe bald auf der Insel.

Andrésen zögerte einen Augenblick, ob er hier bleiben sollte, dann bog er rechts ab zum alten Feuerturm.

Wie er blies, der Sturm! Wie eine Wand erhob er sich plötzlich und fiel wieder zusammen; richtete sich wieder auf und stemmte sich dem Mann entgegen.

Schritt für Schritt kämpfte sich Andrésen vorwärts. Auf seinem Gesicht war ein gutmütiges Lächeln; in Haar und Brauen hingen weiße Flocken. Salzgeschmack hatte er auf den Lippen. Er ging zur Anhöhe hinauf, tief gebeugt; kroch fast und atmete tief auf, als er in den Schutz des finsteren Backsteinbaus kam. Reckte sich auf.

Jäh schoß ihm das Blut in die Schläfen. Baronin Thielen saß auf der Bank und sah ihm lächelnd entgegen.

Sie saß im Schatten. Aber auf ihn fiel noch das Licht des Leuchtturmes. Und sie sah die tiefe Freude auf seinem Gesicht.

Er sagte etwas, das sie nicht verstand; sie antwortete, aber der Sturm verschlang das Wort. Da deutete sie mit der Hand neben sich. Und er setzte sich. Und beide sahen hinaus auf das wilde Schauspiel.

Nein, Andrésen sah nichts. Andrésen dachte: nun sitze ich neben der Frau, wie ich es mir gewünscht habe. Den ganzen Tag habe ich mir das gewünscht, und nun ist es da. Darum mußte ich Auckens treffen. Darum mußte ich mit Peter Krohn gehen. Das ist, als wenn sie auf der Insel sind, damit ich die Frau treffen konnte.

Er sah nicht aufs Meer. Er sah sie an; ihr Gesicht war ihm abgewandt. Aber sie fühlte seinen Blick.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie dachte: da lasse ich mich nun von diesem Mann bewundern. Und es freut mich, daß er mich bewundert. Das tut wohl wie der Seewind. Was ist er für ein freier, stolzer Mensch. Er ist es wert, daß man sich etwas mit ihm beschäftigt. Man soll doch etwas für seine Bildung tun. Man tut ein gutes Werk. Es ist schade, daß so ein Mensch so ahnungslos dahinlebt. Was könnte man aus ihm machen!

Ja, während Andrésen ihr Profil studierte, beschäftigte sie sich nur mit dem Gedanken, wie ihm zu helfen sei. So eifrig beschäftigte sie sich damit, daß nach und nach ihre Wangen glühten; und als sie sich einmal zu ihm wandte und ihre großen, glänzenden Augen plötzlich auf ihm ruhten, durchfuhr es ihn wie ein heißer Schreck. Unwillkürlich griff seine Hand nach seiner Kehle, als wenn der Atem stockte.

Sie sah die Bewegung. Und sie erhob sich. Auf einmal fröstelte es sie. Es war nur ein Augenblick. Aber es war, als sei ein kalter Schauer über ihren Leib geflogen.

Er dachte: allein kann sie nicht gehen. Der Sturm reißt sie um. Aber er wagte nicht, ihr die Hand zu reichen. Stellte sich nur schützend vor sie.

Nein, sie konnte nicht allein gehen. Als sie mit wenigen Schritten aus dem schützenden Bereich der Blüse gekommen, sprang der Sturm mit so furchtbarer Gewalt auf sie zu, daß sie taumelte; daß sie fast zu Boden geworfen wurde.

Da fing er sie auf. Mit beiden Armen. Und hielt sie fast erschrocken sekundenlang an sich gepreßt. Mit erzwungenem Lachen richtete sie sich auf. Aber der Sturm drückte sie in seinen Arm zurück.

Es ist lächerlich, dachte sie, wie ist man doch schwach als Frau, und machte keinen Versuch mehr, den Kampf mit der brausenden Windsbraut aufzunehmen. Nur fester wurde sie ja dadurch in seinen Arm gepreßt; ihre Kleider flatterten wild um sie her, machten das Gehen fast unmöglich, der Sturm fing an, zum Orkan zu werden. Schäumend, rauschend brandete das Meer gegen den Felsen, es spritzte naß über sie hin, und sie hatten noch fünfzig Schritte, bis sie den schützenden Falm erreichten.

Sie fürchtete sich, ohne doch das Grauen zu empfinden, von dem ihr Schwager vorhin noch gesprochen. Und etwas wie Neugierde kam dazu: was wird nun werden? Was wird er tun? Es war so selbstverständlich, daß er jetzt für sie sorgte, daß er sie aus diesen Schrecken in Sicherheit brachte.

Und er brachte sie in Sicherheit. Hob sie wie ein Kind auf und trug sie hinunter zum Bollwerk. Und in seinem Innern brausten und sangen tausend Stimmen, und als Thora ihn ansah, dachte sie: wie finster der Mensch aussieht; aber wie sicher man sich fühlt. Und als sein heißer Atem sie streifte, wurde ihr beklommen zumute. Und als sie seinen wilden Herzschlag fühlte, lächelte sie wie ein Kind und hatte den heulenden Sturm fast vergessen. Am Falm konnte sie wieder gehen. Andrésen schritt dicht neben ihr.

Ralfs und Ohlsen sahen sie. Und stießen die andern an. Einige sahen ihnen nach, stellten sich noch breitbeiniger und selbstbewußter hin, die Front gegen das Meer. Eine Baronin ist sie? Und geht mit Siemens um Mitternacht am Falm? Verächtlich spuckten sie aufs Unterland herab und sahen wieder auf die Wogen und das Branden und auf die finstere Wand über der Düne.

Und die Hoffnung wuchs in ihren Herzen.

* * *

Wer schläft in solcher Nacht?

Leise bewegte sich der Felsen. Jede der furchtbaren Seen erschütterte ihn bis zum Grunde. Einige Kinder weinten in ihren Schlafkojen. Auch Antje Botters Kinder weinten. Ganz leise. Mäm wurde so böse, wenn sie es hörte. Ach, sie hätten laut weinen dürfen. Antje saß noch auf der Treppe und wartete auf Jasper. Sie würde nichts merken von dem jämmerlichen Wimmern der Kleinen.

Die beiden Alten saßen auf der Truhe. Völlig angekleidet. In solcher Nacht schläft man nicht. Notfeuer blitzen auf. Und die Männer stürzen ins Haus und holen ihr Seezeug. „Komm wẽr!“ sagt man. Und das Herz krampft sich einem zusammen. Und man hat kaum Zeit, ihm die Hand zu drücken! Da stürzt er schon weg. „Komm wel!“ ruft er noch, und man hört seine schweren Schritte verhallen.

Ob er wiederkommt?

Die beiden Alten saßen schweigend auf der Truhe. Wentje lauschte hinunter — kam Jasper noch nicht? Er war nicht gekommen, um seinen Fisch zu essen. Seit dem frühen Nachmittag war er fort. So weit hatte es Antje gebracht. Der Mann blieb aus dem Haus. Was war es für ein Unglück mit Antje! Sie lauschte — lauschte — —

Auch Bad lauschte. Aber er lauschte dem wilden Lied draußen. Das vernahm sein taubes Ohr noch. Das war das Schlachtenlied, dem er tausendmal gelauscht, dem sein Herz entgegengejauchzt hatte, als er jung war und stark. Wie sein Schiff tanzte! Seine Geliebte war ihm sein Schiff. Wußte viel mehr von ihm als die Frau; war seinem Herzen näher als die Frau. Treu stand es zu ihm, wenn das Seewasser ihm um die Ohren spritzte, wenn hinter ihm Berge sich türmten und vor ihm Abgründe sich öffneten. Er vertraute ihm. Ganz fest vertraute er ihm! Welch eine Zeit damals! Der Erste war er im Rat. Und so stark waren die Schultern! — Und nun war er alt. Und wartete auf die letzte Fahrt.

Auf einem kleinen Tisch stand eine trüb brennende Öllampe. Ängstlich flackerte ihr Licht. In jedem Haus brannte Licht in solcher Nacht.

Und Bad konnte es nicht länger ertragen. „Falm“, sagte er. Und stand auf. Schwer und ächzend. Aber seine Glieder zitterten vor innerer Erregung.

Wentje kannte das. Er ließ sich nicht halten bei solchem Wetter. Dann regte sich die alte Kraft; dann zog und zerrte es den Alten an den Platz, wo er einmal mit den andern gestanden und gehofft und geharrt hatte, wo er sein Leben gelebt. Er konnte nicht zur Kirche im schönsten Sonnenschein. „Weil seine Knochen zu alt sind“, sagte Wentje zu Pastor Ring. Aber wenn

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die großen Stürme losbrachen, schleppte er sich an das Bollwerk. Das war ja was anderes. „Das zieht denn seine Knochen dahin," sagte Wentje, „da kann er nichts zu tun. Das ist, wie's den Hummer zieht zum Köder —"

Vielleicht war es so.

Wie die alte Treppe knarrte und krachte und ächzte! Viel lauter, als wenn man am Tag hinunterging. Die zitternde Hand, auf der die Adern wie Stricke lagen, hielt sich krampfhaft am Geländer. Er hatte Seezeug an und die Seekappe auf und roch nach Tang und Fischen. Und so leicht war ihm ums Herz. Wenn der Sturm so blies, vergaß man sein Leid. Wenn der Sturm so bläst, ist Heiligland ein Hafen den Schiffen! Wenn der Sturm so bläst, denkt man an Jugend und Kraft — und an die Zeit, da man ein Held war.

Und der alte Lotse kämpfte sich vorwärts durch den Sturm. Und fühlte sich frei und leicht. Wohl weil sein Wentje nicht neben ihm saß. Der Sturm kam von achter — er wird ihn schon an seine Stelle treiben, wird ihn zu andern Alten treiben, die auch der Sturm und die Hoffnung zum Felsen lockt.

Er war eben am Haus des Kommandanten vorüber, da kam ihm laufend einer entgegen — war's Jasper? Und noch einer — und mehr. Andere liefen zurück — ja, sie liefen! Liefen der Treppe zu — andere kamen hinaufgestürzt — rannten gegeneinander; stolperten über Schafe, die Schutz gesucht hatten am Bollwerk und nun blökend aufgeschreckt umherliefen —

Notfeuer im Norderhafen!

Ganz plötzlich flutendes Leben am Falm! Ganz plötzlich Bewegung unter diesen ruhigen, wartenden Männern! Die Nacht wurde zum Tag. Das grelle Licht des Leuchtturms fiel auf eine wild erregte Menge; auf Männer, deren hastige Bewegungen ansteckend wirkten wie Freude. Auf Frauen, deren flatternde Peiks ihnen das Laufen fast unmöglich machten; die meisten hatten ihn über den Kopf geschlagen, und hielten ihn mit den Händen unterm Kinn zusammen. Alte und junge Weiber, Kinder und Schafe — alles lief, brüllte — schrie — und über alles hinweg brauste der Sturm; jeder Laut starb in des Meeres brüllendem Donner — Notfeuer im Norderhafen! Und unmöglich, Hilfe zu bringen!

Aus brennenden Augen starrten die Menschen vom Felsen hinunter. Das Leuchtturmfeuer hüpfte und tanzte auf den sich türmenden Wogen — deutlich sah man, wie der Dreimaster im Norderhafen hoch aufgehoben wurde. Wie er so tief von einer zur andern Seite schwankte, daß seine Masten in die Wogen tauchten. Wie ein Wellenberg sich auf ihn warf — aus brennenden Augen starrten die Männer hinunter, mit ungeheurer Anstrengung schien sich das Schiff herauszuarbeiten — und die Notfeuer flammten — und ein Schuß fiel — glaubten die Leute, man hätte sie nicht bemerkt? Glaubten sie, man schliefe auf der Insel in solcher Nacht? Dumpf brach sich der Schall des Schusses am Felsen, übertönte das Brüllen der Wogen — und in einem Abgrund verschwand das Schiff wieder —

Sir Henry King erschien. In voller Uniform. Hinkte etwas schneller als gewöhnlich vom Falm hinüber zur Ostküste. Die Männer lagen dort auf dem Bauch, um nicht hinuntergeweht zu werden. Sahen in den kochenden Gischt.

Er mußte im Schutz der Häuser bleiben. Mit seinem Stelzfuß konnte er nicht weitergehen. Von weitem sah er deutlich die weißen Hosen des preußischen Hauptmanns leuchten. Auch der lag platt auf dem Boden und versuchte Hinrich Auckens, der neben ihm lag, eine Rettungsmethode anzuraten. Hinrich Auckens hörte nichts. Seine Augen hingen an dem Schiff. Als der Hauptmann ihn ansah, sah er seine Lippen fest eingekniffen. Sah er in ein Gesicht, wie er es bei Soldaten und Kameraden gesehen, wenn das Blut des Nebenmannes über sie hinspritzte und sie mit furchtbarem Ernst, mit grausamer Unbeweglichkeit dem Feind entgegengingen.

Der Hauptmann sagte nichts mehr.

Er rennt auf den Drük, dachte Hinrich Auckens.

Der „Drük" ist das gefährliche Riff zwischen Seehundsklippen und Nathurnbrunnen. Seit einigen Jahren war die Tonne, die zur Zeit der Kontinentalsperre von den Engländern dort angelegt worden, verschwunden — und nicht erneuert worden. Die Helgoländer beeilen sich nicht mit Warnungzeichen vor den Riffen. Und weder Gouverneur Hamilton noch Sir King hatten die Notwendigkeit eingesehen, ein neues Zeichen zu errichten. Die englischen Schiffe besaßen, seitdem Helgoland englische Kolonie war, ausgezeichnete Seekarten, und die andern — d'ont care for them.

Bei ruhigem Wetter konnte man das Riff vermeiden. Ein breiter Meeressaum liegt zwischen Klippen und Nathurnbrunnen. Aber wenn der Sturm das Schiff jagte — aber wenn es machtlos ist gegen die Wut der Elemente — wenn das Meer sich über die Klippen wälzt und heulend auf den Felsen sich stürzt — —

Starr und unbeweglich hafteten Hinrich Auckens' Augen auf dem unglücklichen Segler. Starr und unbeweglich verfolgten die Helgoländer seinen verzweifelten Kampf — in dem man ihm nicht helfen konnte. Deutlich sah man, wie ein Mast über Bord ging. Wie zu Tode getroffen schwankte das Schiff — — in den Rahen hingen dunkle Körper. Das Schiffsvolk war es.

Und wieder blitzte es auf; und wieder rollte ein dumpfer Schall zum Felsen hin — helft doch! Schiffsvolk in Todesnot! Helft doch!

Und dieser Ruf in Todesnot war's, der die Männer aufpeitschte. Fast alle von ihnen wußten, was solche Stunden in wütender See bedeuten. Viele von ihnen hatten auch einmal in den Tauen gehangen, hatten den Mast umklammert und inmitten der wütenden See eine wilde Sehnsucht empfunden, noch einmal eine zärtliche Hand zu drücken, noch einmal über eines Kindes blonden Scheitel zu streichen. Hatten, den Untergang vor Augen, plötzlich ein wildes Verlangen, noch einmal den roten Felsen zu sehen. —

Und auf einmal kroch Hinrich Auckens zurück. Und auf einmal waren einige hinter ihm. Und als sie auf der Treppe waren, waren andere Männer vor ihnen und hinter ihnen, junge, kraftvolle Männer, und hatten

Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

so tiefen Ernst auf den kühnen Gesichtern und folgten Jasper Botters und Andrésen Siemens und Hilmar Dehn; war eine stille, stolze Gesellschaft, die schweigend gegen den Sturm kämpfte, die Südwester auf den Köpfen, in hohen Seestiefeln, die über die wollenen Seehosen fast bis an den Leib reichten, im festen Wams, die meisten mit Seehandschuhen, denn die schweren Ruder und Taue rissen gar oft die Hände blutig. Schritten die Treppe hinab und tauchten im Dunkel der Nacht unter — und am Falm jammerten Frauen und folgten — ohne den Versuch zu machen, sie zurückzuhalten. Sie sprachen den Männern nicht drein, wenn das Meer rief. Einige schluchzten — aber niemand hörte es in dem Donnern und Brüllen; der preußische Hauptmann rief etwas — neben ihm stand plötzlich die Baronin Thielen — er reichte ihr den Arm — aber sie sah es nicht. Sie sah über das Bollwerk zur Treppe hin, auf der die Männer wie dem Tode Geweihte verschwunden waren.

Bis weit aufs Vorland rollten die Seen. Bis zu den Knien wateten die Männer im Wasser, ehe sie zu den Ruderbooten kamen, die doch alle auf Strand gezogen waren. Jedesmal, wenn das Meer zurückebbte, liefen sie vorwärts, und brachen neue Seen herein, standen sie, um nicht mit fortgerissen zu werden. Rote und weiße Laternen flammten auf. Sir King ließ vom Oberland einen Böller abgehen. „Wir helfen!" Die beiden Pastoren erschienen am Falm. Pastor Hinkelmann ganz in Plaids und Schals gehüllt, Pastor Ring im langen Ueberrock. Sie grüßten tief und ehrerbietig, als der Sturm sie an der Baronin Thielen vorbeitrieb, obgleich sie ihnen den Rücken drehte und sie ihre Hüte mit beiden Händen halten mußten, und sahen den Hauptmann trotz seiner weißen Hosen nicht, und doch lief er Pastor Ring fast in die Arme, als er Pastor Hinkelmann mit seinen flatternden Plaids und Schals fluchend auswich. Der junge Pastor konnte sich noch immer nicht an das Klima gewöhnen. Von Rechts wegen mußte er jetzt beten. Dazu hielten sich die Helgoländer doch ihre Pastoren. Aber er zitterte vor Kälte und vor Angst. Das war ja wirklich, als ob die Hölle los war. Schon im Bett war ihm ganz übel gewesen. Aber hier war es ja fürchterlich! Da war er mitten im Meer schutzlos dem wilden Wüten gegenüber — — wenn das seine Mutter wüßte.

Sir Henry lehnte am Bollwerk neben Hauptmann Rose. Wellington und Blücher und die Schlacht bei Waterloo waren vergessen. Sie und viele andere hatten die langen Kiker vor den Augen und verfolgten erregt das Tun der Männer am Strand. Sie erlebten ja das alles mit. Atmeten beklommen, als zwanzig Männer im Boot abstießen — deutlich sahen sie's im Schein des Leuchtfeuers. Aber sie sahen auch die ungeheure Sturzwelle, die schäumend, brüllend auf den Felsen sich wälzte — im nächsten Augenblick schon hatte sie das Boot von der Seite gepackt und umgeschlagen. Als sie zurückebbte, war ein Haufen Menschen beschäftigt, das Boot wieder zu wenden.

„Fine fellows!" murmelte Sir Henry King.

Famose Kerle! dachte der Hauptmann.

Was für ein Unverstand! dachte Pastor Hinkelmann.

Und zum zweitenmal versuchten sie's unten. Und wurden wieder zurückgeworfen, ohne daß diesmal das Boot kenterte. Acht schwere Ruder senkten sich ins Wasser — zwei Mann an jedem Ruder; eine See nahm es auf ihren Rücken — und dann setzte es in wütendem Sprung über die Brandung. Verschwand auf einmal — auf einmal —

Und ein anderes Boot folgte. Ein zweites Boot voll Männer, die das Leben einsetzten, den Kameraden zu helfen. In atemloser Spannung sahen sie vom Falm aus zu. Ja, es war, als schöpfe selbst der Sturm tief Atem —

Eine Woge faßte es — und warf es zurück. Zwei-, dreimal. Aber immer wieder tauchten die Ruder ein; immer wieder arbeitete der breite Bug gegen die wütende Brandung. Und dann schoß es plötzlich jäh vorwärts, verschwand — eine schwere See rollte drüber hin — mit erneuter Wut rannte das Meer Sturm — aus schäumendem Gischt hob sich das Boot —

Ein alter Lotse hatte oben am Falm die Kappe abgenommen. Und die andern folgten seinem Beispiel. Und sahen ernst hinaus auf den wilden Tanz. Und wie beim Fischfang beteten sie still: „Herr, auf dein Wort — Segn us Ännernemmen" (Unternehmen). Und setzten die Mützen wieder auf.

Aus starren Augen verfolgten die Frauen die Boote — und nur der preußische Hauptmann war in voller Begeisterung!

„Hurra!" schrie er wie toll, „hurra!" Als wenn die es da unten hören konnten. Und Sir King ärgerte sich darüber. Niemals bewahrt dieser Mann Haltung.

Er hinkte zu Thora Thielen, die, das Glas vor den Augen, auch die Boote verfolgte. Die erbebte, wenn sie verschwanden, die konnte einen leisen Aufschrei nicht unterdrücken, wenn schäumende Wogen über ihnen zusammenschlugen. Unverwandt sah sie hinüber — trotzdem die Gläser trüb wurden durch den Staub der zerschellenden Wogen —

Sie dachte, vierzig Menschen fahren da hinaus; und des Todes Rachen gähnt vor ihnen.

Sie dachte, entsetzlich wäre das Unglück, wenn diese Männer auf ihrer kühnen Fahrt den Untergang fänden. Die tapfersten sind es und die kühnsten.

Sie dachte, ich hätte ihm gern die Hand gereicht zum Abschied. Vielleicht findet er heute sein Grab. Schade wär's um ihn.

Sie atmete tief auf, und das Glas sank herab. „Aber manchmal tut Gott ein Wunder", sagte sie.

Und dann sah sie verwirrt Sir King neben sich stehen. Um sie her ein Menschenstrom. Alle, die gehen konnten auf der Insel, waren am Falm, fluteten jetzt an ihr vorüber zur Ostküste — verzweifelt kämpften sie gegen den Sturm; die Alten wurden ans Bollwerk gedrückt, krochen mühselig vorwärts — jammernde Frauen rangen die Hände, weinende Kinder klammerten sich an ihnen fest. — Vater ist fort? Wird Vater wieder kommen?

Fangball spielten die Wogen mit dem Boot. In wütendem Übermut warfen sie es sich zu. Hoben es hoch auf. Schleuderten es tief hinab. Schwere Seen spülten

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

drüber hin. Einigemal schlug das Boot voll Wasser bis zu den Ruderbänken. Hilmar Dehn schöpfte ununterbrochen. Jasper Botters hielt das Steuer. Er hätte den Takt rufen müssen. Aber in dem furchtbaren Wüten, in dem Gebrüll der Brandung erstarb jeder Laut. Eine grausige Fahrt war es. Ein Wasserberg wälzte sich wildrauschend daher, nahm das Boot auf seinen Rücken, im grellen Licht des Leuchtfeuers saßen die Männer, so daß Botters einmal die merkwürdig glänzenden Augen, ein unbeschreibliches Lächeln auf Andrésen Siemens' Gesicht sehen konnte. Aber wie an einem Abhang hinab glitt es plötzlich in gähnende Finsternis. Und wurde wieder zur Höhe geschleudert — und mit scharfen Augen spähte Botters nach den Riffen — —

Eine grausige Fahrt war's. Kein Lotse wäre hinübergefahren. Aber Schiffsvolk in Todesnot — Kameraden und Gefährten in Todesnot — eigenes Leid war vergessen. Der Frauen und Kinder Elend war vergessen. Dort hingen die Männer in den Rahen. Jasper dachte an zwei furchtbare Nächte auf der Scharnhörner Bake inmitten krachender Eisschollen, da seine Schaluppe ins Treibeis geraten und jämmerlich zerdrückt war. Er aber und zwei andere retteten sich auf die Bake und sahen in Nacht und Graus die Lichter von Neuwerk; und sahen sich umtobt von krachenden Eisschollen — hörten den Donner des berstenden Eises und warteten im Vertrauen auf die Männer von Neuwerk. Zwei furchtbare Tage, zwei furchtbare Nächte. Und sie kamen, kamen zur Ebbezeit mit Pferden übers Eis. Und der Dank war ein — Vergelt's Gott!

Von einem Wasserberg herab spähte Botters hinüber zu Danskermans Horn, diesem gefährlichen Kreideknollen, der so manchem Schiff Verderben gebracht hat. In dem wirbelnden, kochenden Gischt war die Bake nicht mehr zu sehen; auf der tückischen Klippe war die holländische Galliot geborsten; den Kaffee fischte man sich später mit Netzen aus den Fluten. Ein großer Kirchhof war der Meeresboden von Helgoland. In schauerlichem Ernst ragten bei Ebbe die Masten aus den Wassern. Warnungzeichen den Schiffen!

Mit fester Hand steuerte Jasper das Boot. Den Männern stand der Schweiß auf der Stirn, so arbeiteten sie. Bis auf die Haut waren sie durchnäßt, klatschend goß sich eine Sturzsee nach der andern über sie; triefend hob sich das Boot. Von den Südwestern floß das Wasser, Hilmar Dehn schöpfte — schöpfte — —

Und so fuhren sie über ein tobendes Meer. Um sich den Tod, fuhren sie über den Kirchhof von Heiligland. —

Hinrich Auckens hatte recht gesehen. Das Schiff war losgebrochen. Beide Anker waren gerissen. Der Dreimaster auf die Klippen geschlagen, hing da jammervoll mit dem Heck, während das Vorderteil krachend auf und nieder geworfen wurde; mit dem Fockmast und dem Kompaßhäuschen waren drei Mann runtergespült worden. Sieben aber klebten am Großmaststumpf und am Kreuzmast, der in der Mitte geknickt war; die großen Brahen und Marssegel wurden von der wütenden See hin und her gefegt.

Es war ein erbitterter Kampf, bis das Boot nahe genug war, ein Tau hinüberzuwerfen. Und lange währte es, bis einer der halb erstarrten Menschen es erfassen konnte. Der schlang sich's um den Leib, glitt vom Heck hinunter und verschwand in der weißschäumenden Brandung. Mit aller Macht zogen die Männer im Boot ihn hinüber an Bord. Und während Botters, aufrechtstehend, zum zweitenmal das Tau hinüberschleuderte, saß Andrésen Siemens am Steuer, und Hilmar Dehn ließ den Halbtoten Kopf stehen, damit ihm das Wasser aus den Lungen lief. Die andern aber legten sich mit voller Kraft gegen die Ruder, um nicht abgetrieben zu werden.

Und auch das zweite Boot kam heran.

Ja, ein wütender Kampf war's! Ein gefährlicher Kampf durch den ununterbrochenen Wechsel. Einmal riß eine ungeheure Woge das Boot hoch empor, so daß man von oben auf das unglückliche Schiff sehen konnte. Dann wieder schien es auf einem Berg zu hängen. Jammervoll ragte das Vorderteil in die Luft — jeden Augenblick konnte es bersten. Klatschend fielen die Taue und Trossen auf das dunkle Wasser, daß es hoch aufspritzte. Auch vom zweiten Boot warf man die Leinen hinüber —

Als der vierte gerettet war, ruderten beide Boote mit voller Kraft zurück. Ein Krachen und Bersten übertönte das Heulen des Sturms und der Wogen Brüllen. Mittendurch barst das Schiff. Der Hohlraum gähnte unheimlich über dem Wasser; über den versunkenen Schiffskörper wirbelten wild schäumende Wogen.

Und wieder die Taue hinüber.

Jammervoll ragte das Heck auf dem Riff.

Und wieder abgetrieben — und wieder von neuem den Kampf gewagt — kein Kommando ertönte; keine Zeichen wurden gewechselt — ein jeder tat, was ihm an seinem Platz zukam. Ein jeder wußte, daß durch eine einzige Nachlässigkeit das ganze Rettungswerk gefährdet werden konnte — ja, den eigenen Tod nach sich zog. Jeder tat nur seine Pflicht.

Der Morgen graute, als sie den Rückweg antraten. Mit der geretteten Mannschaft den Rückweg antraten.

Und noch einmal den Kampf aufgenommen mit dem empörten Element. Andrésen mußte sich mit aller Kraft gegen das Steuer stemmen, als er auf das Vorland zuhielt.

Jasper Botters saß jetzt mit auf der Ruderbank. Starr sah er auf vier Gerettete, die erschöpft, erstarrt im Bootsraum lagen und ab und zu von Hilmar Dehn geschüttelt wurden. Lebt ihr noch? Das wäre ein schlimmer Spaß, wenn ihr jetzt im Boot ersaufen wolltet! Denn immer wieder schlug das Boot voll; unentwegt mußte er schöpfen.

Bleigrau wälzte sich das Meer. Drohend hob sich aus weißschäumender Brandung der rote Felsen. Und ungeschwächt dauerte das Brüllen und Donnern; und ungeschwächt heulte der Sturm. Und furchtlos führten die Männer ihr Schiff über den Kirchhof von Helgoland.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Eintritt ins Leben.

Zur Erziehung der schulentlassenen Jugend. — Von Oberbürgermeister Konrad Maß.

In immer weiteren Kreisen der Bevölkerung bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß Staat und Gesellschaft, die einen jungen Erdenbürger von dem Augenblick an, wo er das Licht der Welt erblickt, bis zum Tag, an dem die Pforten der Schule sich hinter ihm schließen, unter ihre Fittiche nehmen, diese schützende Tätigkeit nicht plötzlich einstellen dürfen, sobald der „Eintritt ins Leben" beginnt. Welch ein Widerspruch! Wohl behütet sind, selbst wo das Elternhaus und die in ihm wohnenden Kräfte der Liebe versagen, die Kinder von der Geburt an. Der bloße Hinweis auf die Säuglingsfürsorge- und Mutterberatungstellen, Krippen und Kinderhorte, Spiel-, Sonntags-, Wald- und Hilfsschulen, Schulärzte, Ferienkolonien und zahlreiche andere Einrichtungen genügt, um diesen Einfluß zu kennzeichnen. Man kann im allgemeinen wohl sagen, daß das Kind gegen böse Einflüsse so geschützt werden kann, daß es die Schule meist in unverdorbenem Zustand verläßt.

Dann aber geht es hinaus ins feindliche Leben. Mit 14 Jahren verläßt die große Masse des Volkes die Schule und tritt, sich als frei und jedem Zwang entwachsen fühlend, unwillig, sich weiter meistern zu lassen, sofort in einen Beruf ein. Gerade in der Zeit vom 14. bis zum 18. Lebensjahr, in der die jungen Seelen allen Einflüssen gegenüber am empfänglichsten sind, wo auch der Körper sich am schnellsten entwickelt, Herz und Lunge sich verdoppeln sollen, steht die aus der Volksschule entlassene Jugend — vier Millionen an Zahl — mitten in der Arbeit um Lohn und Brot, bei der wachsenden Industrialisierung des Volkes meist in enge, lichtlose Räume gebannt, oft losgelöst vom Familienleben, schutzlos den sie rings umgebenden Gefahren leiblicher und seelischer Art überlassen.

Dies war früher besser. Wo einst Meister und Lehrlinge in altväterischer Art zusammenlebten, stehen jetzt Arbeitgeber und Arbeitnehmer mit innerer Kälte, oft in Feindschaft ineinander gegenüber, und in großen Städten ist es schon eine Ausnahme, wenn ein Handwerkslehrling Kost und Wohnung am Tisch und im Haus des Meisters empfängt oder gar mit ihm und seiner Familie die sonntägliche Erholung teilen darf. Mit den Laufburschen und Arbeitern ohne besondere Berufsbildung steht es noch schlimmer. Bei den Mädchen zeigt sich, daß das freiere Leben in den Fabriken, so gesundheitswidrig die Tätigkeit dort oft ist, mehr Anreiz übt als „das Dienen" in guten Häusern bei hohem Lohn und guter Beköstigung; die Dienstbotennot ist geradezu sprichwörtlich geworden. Die Folge davon ist Hang zu Unordnung, Putzsucht, leichtfertigem Leben und anderseits das Fehlen jeglicher Kenntnisse in hauswirtschaftlichen Dingen, was oft genug den ersten Grund zu unglücklichen Ehen legt und die Frau unfähig macht, ihren häuslichen und Mutterpflichten auch nur in annähernd ausreichendem Maß nachzukommen.

Und die so geartete Jugend, über deren Zügellosigkeit so oft geklagt wird, deren Entsittlichung sich auch in den erschreckend hohen Ziffern der Strafstatistik ausspricht, wächst heran; sie bildet den Arbeiterstand der Zukunft; diese Mädchen sind die Mütter der Generation, auf der die Zukunft des Vaterlandes beruht.

Daß da etwas geschehen müsse, hat wohl zuerst die Geistlichkeit erkannt, die evangelische wie die katholische; sie hat in regem Eifer sich der Jugend angenommen, anfangs mehr vom Standpunkt der kirchlichen Erziehung aus, indem sie die jungen Leute zu Bet- und Bibelstunden zusammenrief; doch hat sich dann das Streben immer mehr zu eigentlicher sozialer Arbeit entwickelt, wenn auch naturgemäß die Erziehung zu christlich-religiösem Lebenswandel im Vordergrund ihres Strebens steht.

Dann haben auch Vereine und Einzelpersonen ein Herz für die Jugend gezeigt; die deutsche Turnerschaft, der Zentralausschuß zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland und der deutsche Turnlehrerverein haben die Wichtigkeit dieser Aufgabe erkannt und sind eifrig am Werk. Und doch ist diese Art sozialer Arbeit noch nicht so umfassend gewesen, daß schon heute ein spürbarer Einfluß ausgeübt würde und eine Besserung sich zeigte. Dies liegt wieder zum großen Teil daran, daß die jungen Leute, die sich den genannten Vereinen anschließen, durchaus nicht immer die des Schutzes am meisten Bedürftigen sind. Und doch müssen wir auf alle Fälle danach streben, gerade die sogenannten „untersten" Kreise, aus denen unsere Arbeiter und ihre Frauen hervorgehen, zu gewinnen. Das ist ein würdiges, ja für den Bestand des Staates notwendiges Ziel: wer die Jugend hat, hat die Zukunft.

Wer kommt dabei als Mitwirkender in Frage? Da gibt's nur eine Antwort: jeder, dem die Gesundung der deutschen Jugend am Herzen liegt: Staat, Gemeinden, Gesellschaft.

Der Staat hat sein Interesse zur Sache in den letzten Jahren mehrfach betätigt, namentlich durch die allmählich sich vollziehende Ausdehnung der Fortbildungschulen in den Städten wie auf dem Land und in allerjüngster Zeit durch die Einstellung einer erheblichen Summe — 1 Million Mark — in den preußischen Staatshaushalt mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß sie der Förderung der schulentlassenen männlichen Jugend dienen solle. Der Minister hat in seinen Ausführungsbestimmungen betont, daß nicht der Staat selbst die Pflege im einzelnen betreiben, sondern nur die vorhandenen Kräfte unterstützen soll.

Unter diesen sind in erster Reihe die Gemeinden zu nennen, namentlich die Städte, die als Träger der Armen- und Waisenpflege, der Volkschullasten und Fortbildungschulen der Jugend besonders nahestehen und ihre erzieherische Tätigkeit jetzt auch über die Schule hinaus ausdehnen sollten. Immer aber werden es vorwiegend die nichtamtlichen Kräfte sein, die sich aus freier Entschließung auf diesem Gebiet betätigen. Das müßte in weit größerem Maßstab geschehen als bisher. Denken wir an die große Anzahl verabschiedeter Beamten und Offiziere, die oft verbittert sind, weil ihnen eine ihren Geist anregende, ihre Zeit ausfüllende Tätigkeit fehlt. Auch größere Fabrikbetriebe, Innungen usw. können hierin Vorbildliches schaffen, indem sie mit den jungen Leuten Spiele und Wanderungen veranstalten, Jugendheime unterhalten u. dgl. Die Arbeiterinnen sollten zu gemeinsamer Beschäftigung zusammengeschlossen werden, damit sie in den notwendigsten Dingen des täglichen Lebens, die später ihre Pflichten als Hausfrau und Mutter ausmachen, sich unterrichten lassen: Kochen, Nähen, Stricken und Flicken. Das wäre ein großes

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und schönes Ziel für die Arbeitskraft einer deutschen Frau, deren Kinderstube die eigenen Kinder entwachsen sind.

Weitgehende, sehr beherzigenswerte Vorschläge sind gemacht worden, die Jugend zu veredeln: Zwang zu tüchtiger körperlicher Ausbildung, das Fernhalten Jugendlicher von den Vergnügungstätten Erwachsener, schwere Bestrafung der Verführung Minderjähriger, Einführung eines Dienstjahres für das weibliche Geschlecht, das in Familien oder Anstalten in häuslicher Arbeit, Kranken- und Säuglingspflege sowie jeder Art sozialen Rettungsdienstes unterwiesen werden soll. Aber diese Gedanken sind bis jetzt so wenig Gemeingut des Volkes geworden, daß noch lange Zeit vergehen wird, ehe sie sich durchgesetzt haben. Wollte man so lange warten, so wäre es zu spät. Sofort müssen wir, soweit es noch nicht geschehen ist, mit dieser Arbeit beginnen, auf den schon jetzt vorhandenen Grundlagen weiter bauend.

Als erstrebenswertes Ziel schwebt mir da vor Augen der Zusammenschluß all der zahlreichen, auf Hebung der Jugend gerichteten Einzelbestrebungen in jeder Stadt, in jedem Landkreis zu einem örtlichen Verband und wiederum Zusammenfassung all dieser örtlichen Verbände zu einem großen, über das ganze Deutsche Reich sich erstreckenden Bund. Wenn man nur das betont, was alle die verschiedenen Bestrebungen miteinander verbindet: die Arbeit an der Jugend im Dienst des Vaterlandes, nicht aber das, was sie trennt: so wird es nicht schwer sein, den Zusammenschluß zu erreichen.

In Görlitz haben wir einen solchen Versuch mit gutem Erfolg gemacht. Der „Verband zur Fürsorge für die schulentlassene Jugend" hat den Zweck, bei voller Wahrung der Selbständigkeit der einzelnen Vereine alle diese Bestrebungen auf dem Boden vaterländischer Gesinnung zusammenzufassen. Alle Vereine, die die körperliche Ausbildung der Jugend zum Turnen, Wandern, Sport und Spiel, Handfertigkeit u. dgl. zum Ziel haben, ferner solche, die die Bildung des Herzens oder des Geistes durch Vorträge, Lektüre, Gesang, Musik bezwecken, dazu gesellige, politische, kirchliche Vereine, zahlreiche Innungen, sie alle bilden den Verband.

Welcher von diesen Bestrebungen man den größeren Wert beimessen soll, ist schwer zu entscheiden. So erbauend und belehrend an sich Vorträge sein können, so wird die Jugend doch meist die größere Freude am gemeinschaftlichen Wandern, Spielen und Turnen haben. Das Wandern namentlich weckt, wenn es von einer mit der heimatlichen Geschichte und Landeskunde vertrauten Person geleitet wird, die Liebe zur Natur, zur Heimat, zum Vaterland; es weckt auch den Sinn für das Werden und Wachsen der uns umgebenden großen und kleinen Welt und damit die edleren Gefühle in des Menschen Brust. So sind rein körperliche und seelische Beeinflussung miteinander zu verbinden.

Lichtbilderabende mit Stoffen aus der Natur oder der vaterländischen Geschichte, Vorträge über die verschiedensten Stoffe, gemeinsame Feste mit Aus- und Rückmarsch unter klingendem Spiel sowie regelmäßige Wanderungen in die nähere und fernere Umgebung unter frischer, sachkundiger Führung erfreuen sich stets großer Beliebtheit und reger Teilnahme. Auch im Winter wurden Kriegsspiele unter Leitung eines Offiziers und einiger Unteroffiziere veranstaltet, die den jungen Teilnehmern viel Freude bereiteten und jedenfalls weit gesunder sind, als wenn die Jugend, wie früher so oft, in verräucherten Kneipen auf der Bierbank saß.

Regen Besuch weist auch das schmucke, doch einfach ausgestaltete Jugendheim auf, in dem die jungen Leute ihre Abendstunden und Sonntagnachmittage bei Spiel und guten Büchern verbringen können; auch Gesangunterricht wird dort erteilt, auf das Lernen von Wander- und Volksliedern Wert gelegt; kleine Theaterstücke, u. a. Schwänke von Hans Sachs, führten zur Entdeckung so manchen kleinen Talents und erregten allgemeine Freude.

Auch für die weibliche Jugend wird gesorgt; an einigen Tagen der Woche kommt eine junge Schar zu gemeinsamer Ausspannung von des Tages Arbeit zusammen, vertreibt sich die Zeit mit Handarbeit, Maschinennähen, Vorlesen, ja einmal wöchentlich auch mit Turnen oder Singen.

Finden sich nur überall liebevolle Herzen und hilfsbereite Hände, so sind die Mittel zur Ausführung gering, und keine Gemeinde, mag sie auch klein und mittellos sein, braucht vor dieser Arbeit zurückschrecken.

München bei Nacht.

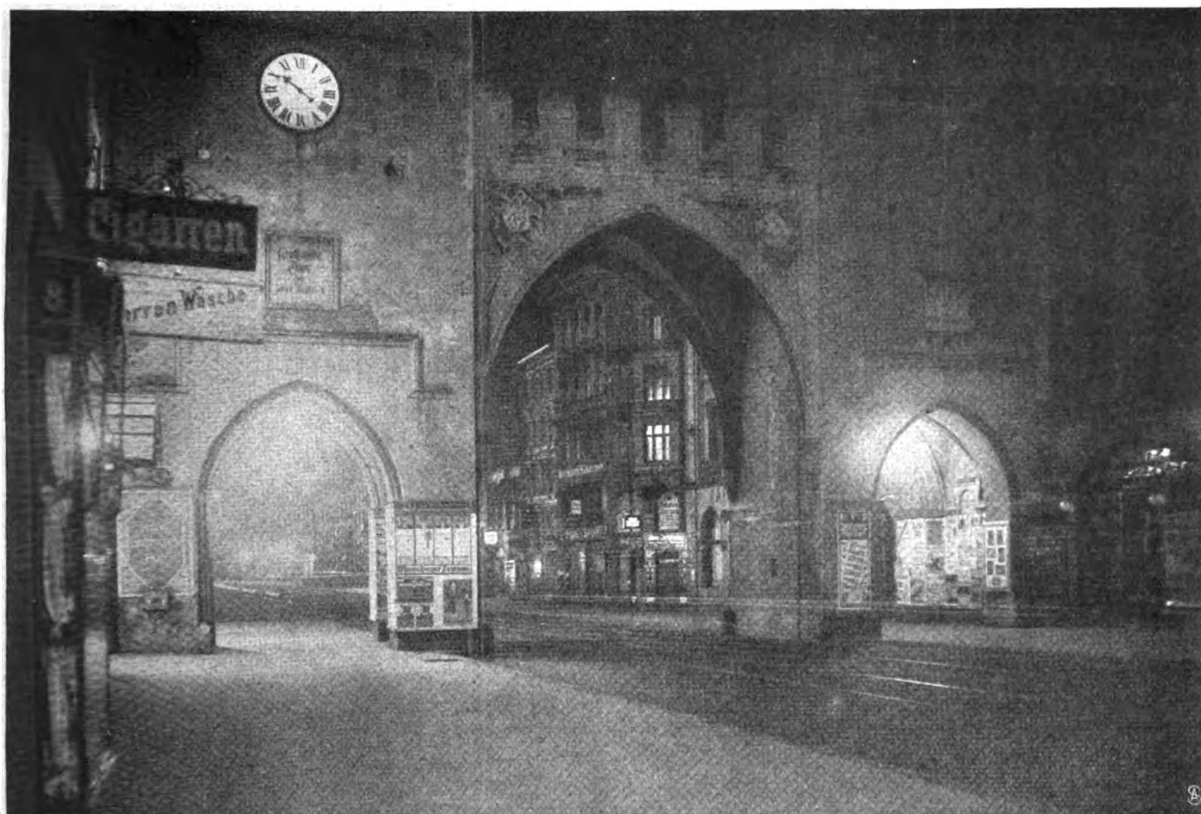
Von L. Schupp. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Die Schönheit einer Frau und einer Stadt kann man erst beurteilen, wenn alle Künste des Tages wegfallen und nur der Reiz der Linie auf uns wirkt. Auch die Städte haben ihre Koketterien, durch die sie uns über ihren eigentlichen Charakter hinwegtäuschen können. Ein lebhafter Verkehr, geschmackvoll gekleidete Frauen, reiche Geschäftsauslagen, viel Grün und Blumen, das sind die Toilettekünste mancher als reizvoll geltenden Städte, die uns fast anöden, wenn wir sie einmal in nächtlicher Stille betrachten. Und umgekehrt, wie oft entdecken wir in einer tausendmal im Tagestrubel durcheilten Straße beim Schein der elektrischen Monde oder dem des Himmels ungeahnte Architekturreize. Bei unserer Vaterstadt aber ist es meist der fremde Beobachter, der uns aufklärt; sie ist uns wie eine liebe Mutter, die unsere Jugend gehegt hat, und über die wir uns nie Gedanken machten.

Daß München schön ist, beweisen seine Nachtbilder. Nie kommt der Reiz dieser eigenartigen Stadt, die in ihrem Bau deutsche Herbheit mit südlicher Großlinigkeit vereinigt, besser zur Geltung, als wenn alle Ablenkungen des Tages schweigen. Betrachtet man z. B. die florentinisch anmutende Feldherrnhalle und das Residenzportal (Abb. S. 580) sowie das Karlstor (Abb. S. 579), so glaubt man nicht, daß sie aus einer Stadt stammen. Haben wir in diesem Rest der Stadtumwallung alte Architektur, so ist der Hof des Rathauses (Abb. S. 582) eine reizvolle Nachbildung.

Jede charaktervolle Stadt hat ihre Eigenarten: München noch immer die Kunst und das Bier. Die Stätte, an der Meister Wagners Ruhm eigentlich geboren wurde, das Hoftheater (Abb. S. 581), könnte, wenn es mit flackernden Feuern beleuchtet wäre, wie es an den Prinzregententagen der Fall war, recht gut auf klassischem

Generated on 2019-06-06 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

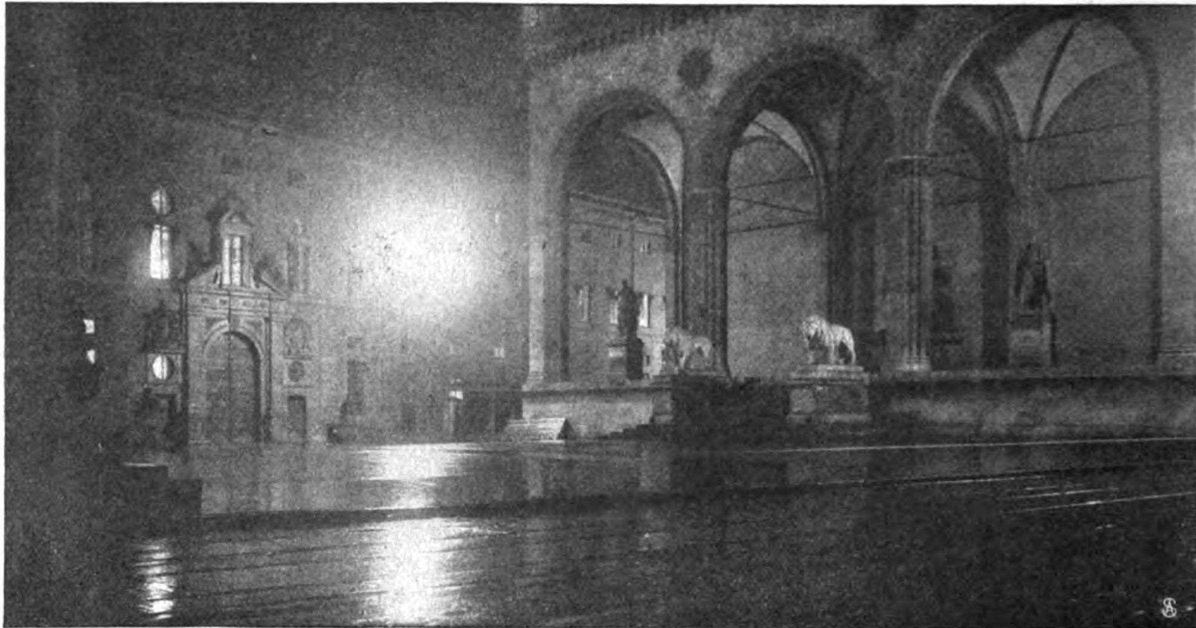


Das Karlstor (Außenseite).



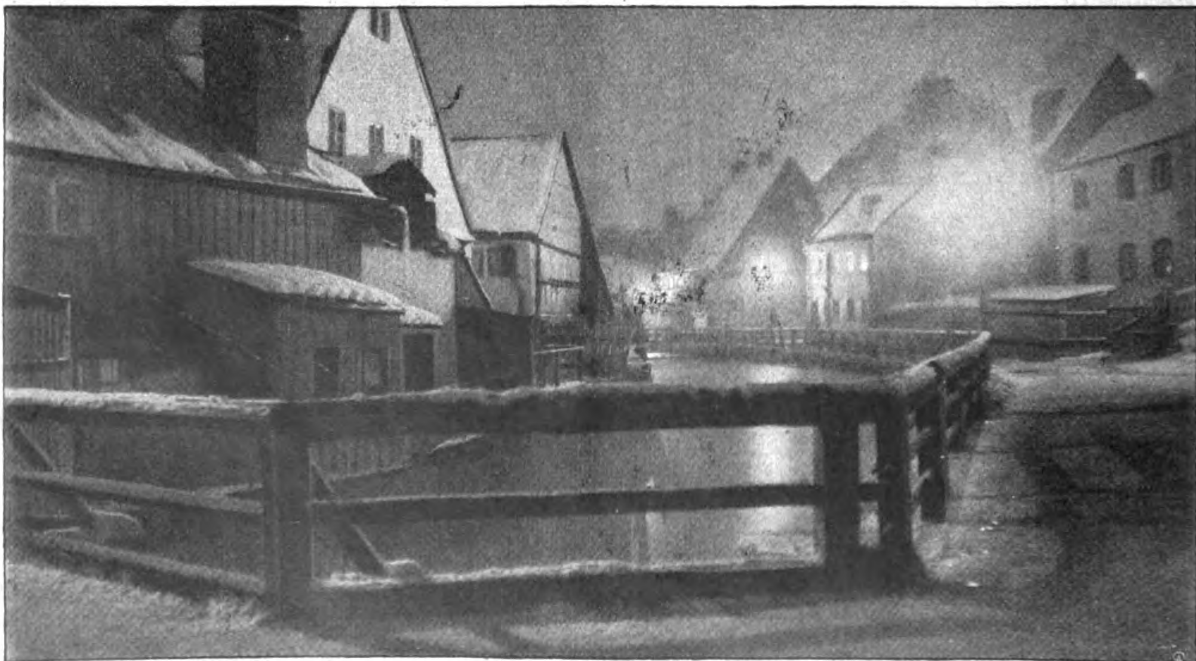
München bei Nacht: Das königliche Hofbräuhaus.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Das Residenzportal (links) und die Feldherrnhalle (rechts).

Boden stehen, und im wesentlichen klassisch ist ja auch der Geist, der in seinem Innern waltet. Mehr mit der Zeit fortgeschritten ist die Hochburg des Bieres, das Hofbräuhaus (Abb. S. 579). Der enge Bräustall, in dem einst Tout Munich sich ein feuchtfröhliches Rendezvous gab, ist schon lange einem schmucken Neubau gewichen, der mit seinen Bogen und Säulen, dem hochgewölbten Saal, dem gemütlichen Braustübl und dem Arkadenhof sich trefflich für seine Bestimmung eignet. Das Hofbräuhaus von heute ist aber nicht mehr die Stätte sozialer Verbrüderung. Man trifft einfache Bürger, mitunter auch lichtscheues Gesindel, vor allem aber viele Fremde, auf die auch nächtlicherweile müde Droschkengäule und unternehmungslustige Autos harren. — Die wenigsten wissen, daß die Bierstadt München so viel Wasser birgt. Wenn man die alten Stiche in der Mailinger-Sammlung betrachtet, so sieht man die einstöckigen Häuschen Altmünchens längs eines weitausgedehnten Kanalnetzes stehen. Diese Aufnahmen erinnern an altholländische Plätze. Im Zentrum ist alles bis auf wenige Reste überbaut; aber in den Vorstädten trifft man noch malerische



Partie in der Au.

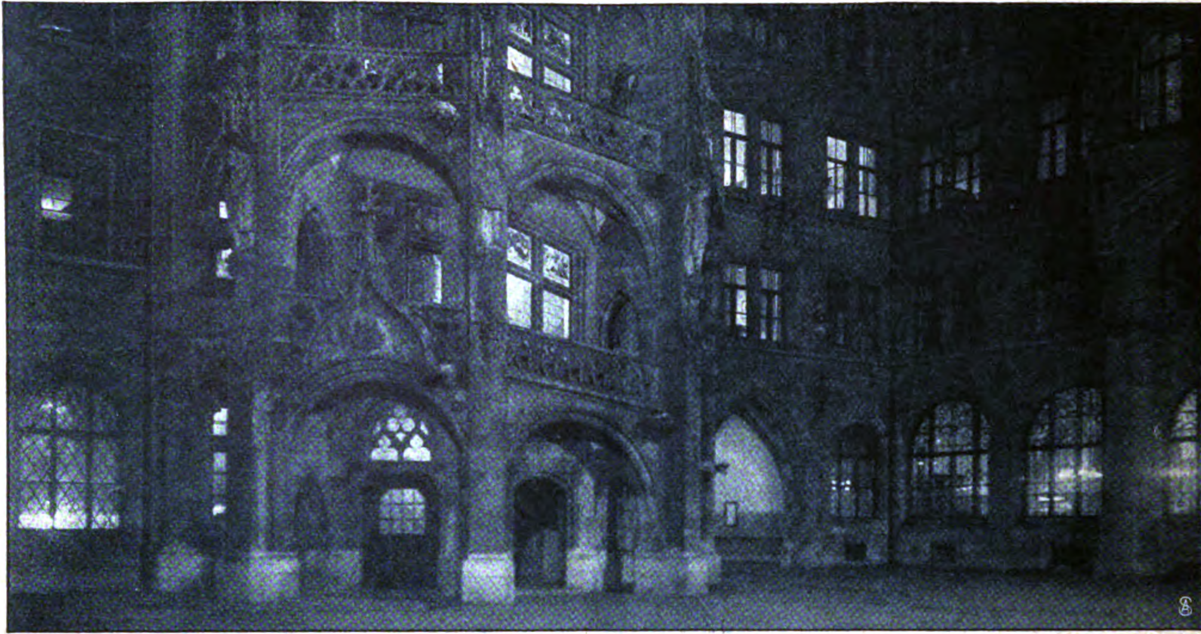
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wassermotive. Wenn man das Bildchen aus der Au in seinem nächtlichen Winterfrieden (S. 580) betrachtet, glaubt man nicht, daß fünf Minuten davon der moderne Verkehr der drittgrößten Stadt Deutschlands herrscht, wohlgemerkt bei Tag. Schöne Frauen und Städte haben ihre Kapricen. Das gemütliche, malerische München möchte sich gar zu gern zur Weltstadt emporschrauben. Gott sei Dank gelingt es ihm nicht einmal recht, Großstadt zu sein. Die Stille, die über den nächtlichen Szenerien liegt, beweist am besten, daß ein Hauptmerkmal der modernen Zentren fehlt: das Nachtleben. Wenigstens soweit es sich auf den Straßen abspielt. Diese beleben nachts nur die wie große Brummfliegen herumsausenden zahlreichen Autos, die langen Schlangen der Wasserschläuche der Straßenreinigung und die „Trambahnschienenritzenreinigungsdamen", die eifrig ihres Amtes walten, wenn schon kurz nach Mitternacht der Straßenbahnverkehr aufhört. Nur wenige Fußgänger sind unterwegs, darunter als Typen die Kellnerinnen mit der weißen Schürze und der klappernden Geldtasche unter dem Lodenkape, die häufig zu Mann und Kindern heimeilen, die „schlawiner" Kunstjünglinge, die die Nachtluft durch den Haarwald ihres unbedeckten Hauptes streichen lassen, und die Studenten, die sich wie sonst nur an kleinen Universitäten zeigen und nächtlichen Ulk treiben. Das Geschäftsleben ruht früh, und die Bummler sitzen in den Lokalen, die jahraus, jahrein nirgend so voll sind wie in München. In manchen Künstlerkneipen und Pensionen im Norden der Stadt herrscht immer übermütige Karnevalstimmung. Die Illusion des Faschings wird auch durch die vielen Künstlerateliersfeste und Sommermaskeraden erhalten, und niemand wundert sich in München, wenn er nachts ein Biedermeierpärchen, einige geharnischte Ritter oder Römer in wallender Toga antrifft. Auch die nächtlichen Cafèhausbesucher sind in München noch zahlreicher als in Wien oder Berlin, aber eine gewisse Sorte Nachtcafés, auch ein Zeichen der Großstadt, kennt man nicht. Na-



Das Königliche Hoftheater bei Nacht.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



München bei Nacht: Der Hof des neuen Rathauses.

türlich gibt es auch in München eine Anzahl von „Animierkneipen" und von jenen Lokalen, in denen der Fremde, wenn er die Nachtseiten des Lebens studieren will, Gelegenheit hat, in eine polizeiliche Razzia verwickelt zu werden.

Die berühmten Weißwürste bekommt man nächtlicherweile nur im Fasching. Außer dieser Zeit in einigen Arbeiterkneipen, die schon zwischen vier und fünf Uhr morgens ihre Pforten öffnen und ihren Gästen zum ersten Anstich auch frische Würste als Frühstück bieten, die bekanntlich das Mittagläuten nicht mehr hören dürfen.

Wenn nicht die Münchner Polizei das leichtlebige Völkchen bemuttern würde und für alle öffentliche Lokale eine einheitliche strenge Polizeistunde zwischen zwei und drei Uhr nachts festgesetzt hätte, schlösse man wohl nirgend vor Morgengrauen. So aber hat München nicht eine Gaststätte, nicht einmal das Hauptbahnhofsrestaurant, das die ganze Nacht geöffnet wäre. Der Fremde, der zwischen zwei Nachtzügen nur einige Stunden sich in München aufhalten muß, irrt oft durch die nächtlichen Straßen und genießt unfreiwillig die schöne Einsamkeit von München bei Nacht.

Tiere als Jagdhelfer.

Von Fritz Bley. — Hierzu 12 photographische Aufnahmen.

Es sind eigentlich die ältesten Freundschaften, um die es sich hier handelt. Denn bevor der Mensch irgendein anderes Tier in seine Dienste zwang, hat sich ihm gewiß der Hund als Jagdgefährte zugesellt, und nicht etwa zufällig gilt er noch heute auch dem in der Einsamkeit verbitterten Menschenfeind als bester und vielleicht einziger Freund. Aber nicht vom Hund soll hier die Rede sein, sondern von gezähmten Tieren, die sonst in Freiheit leben. Zunächst gehören ja dahin auch die Lockvögel. Aber der Wilderpel, den der Litauer aufzieht und dann, am Schwimmer gefesselt, im Röhricht aussetzt, um herbeistreichende Wildenten zu schießen, kann als Jagdhelfer ja ebensowenig bezeichnet werden wie der Fink, dem der Thüringer eine mit Vogelleim bestrichene Gabel auf den Rücken bindet, um eifersüchtige Artgenossen des armen Gefangenen anzulocken, oder die Lockvögel auf dem Vogelherde zur Zeit des herbstlichen Kramtsvogelfanges. Noch weniger können natürlich Köder in Betracht kommen wie Tauben im Habichtkorb u. dgl. Es handelt sich hier vielmehr lediglich um solche Tiere, die mit Bewußtsein und zu ihrer eigenen Freude dem Menschen bei der Erlangung seiner Beute behilflich sind. Unter diesen steht an erster Stelle der „Jagdpanther" (Abb. S. 583), der in Wirklichkeit allerdings kein Panther und auch kein Leopard ist, sondern eine Uebergangsform zwischen Katze und Hund darstellt. Am richtigsten nennt man ihn „Gepard". Er lebt in Südwestasien. Die in Afrika vorkommende Form ist als „Cynailurus guttatus" Wagl. bekannt. Beide werden zur Jagd verwendet. Während der Leopard als echte Katze sich in geduckter Stellung an sein Wild heranschleicht, um es alsdann im Sprunge zu packen, sucht auch der Gepard zunächst sich unbemerkt heranzupirschen, um möglichst in die Nähe seines Opfers zu kommen, bricht aber alsdann hervor und holt mit seiner ungewöhnlichen Schnelligkeit jedes Wild, selbst die leichtfüßige Antilope ein. Diese Fähigkeit kommt schon in seinem hochläufigen Bau zum Ausdruck und darin, daß seine Krallen nur halb eingezogen werden können und nicht ganz wie die der echten Katze. Die Indier, die diesen schönen und gewandten Räuber Tschitah nennen,

Generated on 2019-06-06 15:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY



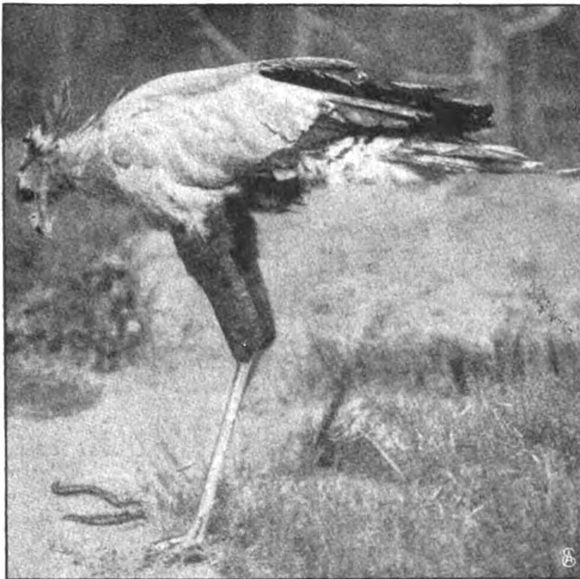
„Jagdpanther“ (Geparden) im Jagdrevier von Haidarabad.

Phot. Puplick.

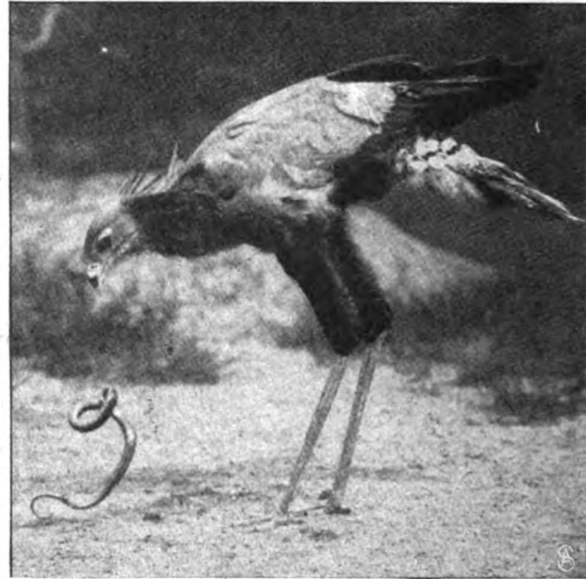


Adlerfang in der Mongolei: Auszug ins Fangrevier mit gezähmten Lockadlern.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Forbin.
Der Sekretär
oder Stelzengeier.



Phot. Forbin.
Der Sekretär
beim Schlangenfang.

haben ihn seit undenklicher Zeit zur Jagd gebraucht und verwenden auf seinen Schmuck hohe Sorgfalt. Auch unser Kronprinz hat in diesem Winter in Haidarabad einer solchen Jagd mit Geparden beigewohnt, deren ganzer Aufputz ihm viel Freude gewährt hat. Weniger Genugtuung bereitete ihm der Anblick der Jagd selbst, bei der der zunächst mit einer Ledermaske abgeblendete Gepard möglichst nahe



Träger gezähmter Lockadler auf dem Marsch ins Fanggelände.

an das gesichtete Wild herangebracht und dann losgelassen wurde. Nachdem der Kronprinz einem derartigen Fang beigewohnt hatte, hatte er nicht das Bedürfnis nach einer Wiederholung. Immerhin muß zugestanden werden, daß auch diese Hetzjagd an Roß und Reiter, die ihr zu folgen haben, ungewöhnlich starke Anforderungen stellt.

Entschuldbarer erscheint der in Deutschland und



Frettchen beim Fang eines wilden Kaninchens.



Weißschwänziger Seeadler.

Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 15:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

namentlich in der Umgebung von Berlin vielfach übliche Gebrauch von Frettchen (Abb. S. 584) zum Abschuß und Fang von Karnickeln, denen man ohne dies gelblichweiße starke Wiesel sonst nicht mehr Herr werden könnte. Der Jäger muß bei diesem Jagdbetrieb nach Möglichkeit verhüten, daß das Frettchen im Bau ein Wildkaninchen greift und aussaugt, weil es sich sonst gern auf seiner noch warmen Beute ausschläft und den Jäger stundenlang warten läßt. Zu dem Zweck empfiehlt es sich, dem Frettchen eine Schelle anzuhängen, die die Karnickel warnt und aus der Röhre treibt. Unter den Vögeln steht als Helfer des Menschen obenan der Kormoran (Abb. nebenst.), der in Deutschland als Schädling der Fischerei nahezu ausgerottet ist. Der Chinese weiß ihn in verschmitzter Weise zum Fischfang zu benutzen. Da sitzt eine ganze Gesellschaft der drolligen Vögel auf dem Rand eines Bootes und starrt in die



Fischfang der Chinesen mit Kormoranen. Oberes Bild: **Ein Kormoran.**

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tiefe einem Gefährten nach, der sich mit kräftigem Abschwung der Ruderfüße, das Gefieder knapp angezogen, hinuntergestürzt hat und seiner Beute nachschießt. Lebhaft kritisieren die Alten mit eindrucksvollem „Gogg gogg gock", die Jungen mit ihrem pfeifenden „Heidioh heidioh" den Fisch, den er beim Auftauchen mit Stolz im Schnabel aufweist.

Noch spaßhafter ist der in Südafrika lebende langschwänzige Sekretär, Stelzengeier oder Kranichgeier (Abb. S. 584), der eine Bodenform der Raubvögel darstellt, gut läuft, aber nur im Notfall fliegt und mit besonderer Lust Schlangen greift, zu deren Vertilgung er gehalten wird.



Der Uhu wird vor der Krähenhütte auf einen Baum gesetzt.

Weit höher ist in allen Ländern seiner ausgedehnten Heimat der edle Jagdfalke (Abb. untenst.) geschätzt worden, der von den Nomaden der asiatischen Hochländer seit Jahrtausenden zur Beize abgerichtet wurde, die zur Zeit der Völkerwanderung in Mitteleuropa aufgekommen zu sein scheint und sich hier bis in das 18. Jahrhundert hinein erhalten hat. Während aber in Europa hauptsächlich der nordische Gerfalke gezähmt und zur Reiherbeize verwandt wurde, haben die Asiaten mit besonderer Vorliebe auch Adler zum Fang von Gazellen und Antilopen abgerichtet. Einem weniger vornehmen Sport gelten die Züge, die Hunderte von Chinesen alljährlich nach der Mongolei unternehmen, um dort mit Lockadlern (Abb. S. 583 und 584), die sie auf Stangen tragen, deren Artgenossen in Schlagnetzen zu fangen. Diese werden ähnlich wie die auf der Kurischen Nehrung zum gleichen Fang gebrauchten Stellnetze im Sand verborgen, neben den Lockvögeln wird etwas Köder ausgeworfen, und sobald sich Adler angefunden haben, wird mit der Fangleine das Netz zugezogen. Die Chinesen betreiben diesen Fang hauptsächlich der Federn wegen, die zu Fächern verwendet



Der Uhu oder „Auf" auf der Krücke.



Der Jagdfalke.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden und je nach ihrer Farbenschönheit in sehr verschiedenem Preise stehen. Da nur die längsten hierzu Verwendung finden, so bringt das Material zu einem guten Fächer dem Fänger oft hundert Mark.

Für den deutschen Jäger bildet den liebsten gefiederten Jagdgefährten der Uhu (Abb. S. 586), der auch gerade im Frühjahr auf der Krähenhütte manchen Räuber der Lüfte dem Jäger vor die Flinte lockt; und zwar macht dies dem „Auf" selbst einen ganz unbeschreiblichen Spaß. Nur wenn sich einmal ein Schreiadler oder wohl gar ein Steinadler über ihm zeigt, wird auch ihm die Geschichte ängstlich, und er wirft sich auf den Rücken, um mit seinen scharfen Fängen den gefürchteten Räuber abzuwehren. Geringere Raubvögel aber pflegt er dem in der Hütte verborgenen Jäger durch Aufplustern des Gefieders, Knappen des Schnabels, Hin- und Hertreten auf der Krücke schon anzukündigen, sobald er sie bemerkt. Ebenso gibt er durch Schütteln des Gefieders und behagliches Senken der Wachshaut über seinen Lichtern seiner großen Genugtuung Ausdruck, wenn der verhaßte Gegner, durch einen guten Schrotschuß herabgeholt, zu seinen Füßen verendet. Wird der Uhu auch nur selten ganz fingerzahm, so trifft man doch manchen unter diesen Söhnen der Karpathen, der ohne weiteres herbeigeflogen kommt, sobald der Tragkorb gebracht wird, der ihn zur Hütte befördern soll. Auch hier hat sich aus Liebe zum gemeinschaftlichen Jagdberuf oft eine — wenn auch rauhe — Freundschaft zwischen dem Jäger und seinem Gehilfen aus der Tierwelt herausgebildet.

Chat-rouge.

Pariser Skizze von Rudolf von Rüts.

„Alles ist eitel!" seufzte Armand Lebaudy. Er saß in dem bequemen Klubsessel vor seinem Schreibtisch und besah sich die Nägel an seiner linken Hand. Früher waren sie sein ganzer Stolz gewesen. „Das einzige, was ich noch auf der Welt habe", pflegte er zu sagen. Drum konnte man es ihm nicht verdenken, wenn er auf die Pflege seiner Fingernägel ein kleines Vermögen verwendete.

Nun war auch das vorbei! Er fühlte sich tief niedergeschlagen.

Armand Lebaudy war der Sohn eines reichen Vaters. Der alte Herr war kein Spielverderber gewesen. Er wußte Wein, Weib und Importen zu schätzen und hinterließ seinem einzigen Sohn außer seinem väterlichen Segen auch die Mittel zu einer standesgemäßen Lebensführung. So kam es, daß Lebaudy schon mit fünfundzwanzig Jahren die Bälle und Routs satt kriegte, und daß Reitpferde, Kraftwagen und Segeljachten keinen Reiz mehr für ihn hatten.

Nach dem Tode seines Vaters machte er eine Reise um die Welt. Als er wieder zu Hause war, sah er immer noch so gelangweilt aus wie früher, und wenn ihn sein Freund Lucian von Brielles über Kalkutta fragte, oder wie es am Nordkap aussähe, dann unterdrückte er ein Gähnen und meinte: „Nett, Lucian, recht nett!" Selbst seine Cousine Eveline konnte ihm kein Lächeln mehr abgewinnen . . .

Also — Armand Lebaudy saß in seinem Klubsessel und starrte trübselig den dicken Bronzegötzen an, den er irgendwo in Indien gekauft hatte, und der nun vor ihm auf dem Schreibtisch stand, die grünen Beryllaugen aufriß und seelenvergnügt grinste.

„O . . . a . . . ah!" machte er und reckte sich. „Ob ich in den Klub gehe?" Dann stierte er wieder dem Götzen ins Gesicht. „Oder zu Frau von Giancourt? Oder zu den Vesaques? — — oder — —?"

„Mein Gott!" unterbrach er sich. „Es ist entsetzlich. Ich werde vor Langweile sterben."

Er sah immer noch den dicken Götzen an.

„Es ist doch alles eitel. Davy Tarleton — —" Er dachte an den ungeheuer reichen, spleenigen Engländer, der sich in der vorigen Woche im Bois erschoß. „Man müßte es ihm nachmachen — — —?"

Der Götze fixierte Armand mit seinen scheußlichen Augen. Das irritierte ihn zuletzt; er griff nach der Zeitung. „Chat-rouge" las er fettgedruckt. „Der Bursche wird immer frecher!" Er überflog den Bericht: „Heute nacht wurde dicht bei der Wache am Vendômeplatz ein neuer Mord verübt. Alles deutet darauf hin, daß wieder der berüchtigte ‚Chat-rouge' der Täter ist. Der Ermordete weist den bekannten Stich ins Herz auf, der als ‚coup du Chat-rouge' so traurige Berühmtheit erlangt hat."

„Ein Teufelskerl!" murmelte Armand Lebaudy.

Chat-rouge war einer von den dunkeln Ehrenmännern, die nachts die Straßen von Paris unsicher machen und unter dem Sammelnamen Apachen allgemein bekannt sind. Seit Wochen wurde die Stadt durch eine Reihe von Mordtaten in Atem gehalten, die fast unter den Augen der Polizei passierten. Man fand die Opfer vollständig ausgeraubt und alle mit einem Stich in der Brust. Der Stich hatte jedesmal mit unfehlbarer Sicherheit das Herz durchbohrt und war mit einem langen und ganz schmalen Dolchmesser geführt worden. Ja, bei einem Zusammenstoß war dem Mörder so ein Messer abgenommen worden. In allen Blättern konnte man es abgebildet sehen.

Tag und Nacht suchte die Polizei den Verbrecher. Sie wußte, daß er in einer Kneipe auf dem Montmartre sein Hauptquartier hatte; aber es war immer noch nicht gelungen, ihn zu erwischen . . .

Armand Lebaudy überlegte. — „Teufel!" sagte er endlich und strich mit schöner Pose die Enden seines melancholischen Schnurrbarts durch die Finger. „Ich werde sterben, und ganz Paris wird voll davon sein."

Er war aufgestanden und ging mit hastigen Schritten durch das Zimmer.

Dann setzte er sich wieder an den Schreibtisch, nahm einen Bogen Lamapapier, ergriff seinen goldenen Füllfederhalter und schrieb:

„Mein Herr! Soeben lese ich in der Zeitung die letzte Affäre, durch die Sie die Welt in Schrecken und Staunen versetzt haben. Ich wünsche Ihnen Glück zu der unglaublichen Energie, mit der Sie Ihre Mitmenschen aller Erdennot entrücken, und zugleich zu Ihrer ebenso humanen wie virtuosen Geschicklichkeit, die so trefflich über die letzten Minuten hinweghilft. Das bestimmt mich, Sie mit einer Angelegenheit zu bemühen, die mir sehr am Herzen liegt, und für die ich bereit bin, ein Honorar von 50,000 Frank zu

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zahlen. Sollten Sie geneigt sein, sich mit der Sache zu befassen, so bitte ich um Ihren geschätzten Besuch. Ich werde Sie morgen abend sechs Uhr in meiner Wohnung Boulevard Madeleine 47 erwarten. Das Wort eines Kavaliers wird Ihnen ein genügendes Unterpfand für Ihre Sicherheit sein. Ich bin usw."

Er kuvertierte den Brief und adressierte ihn an Herrn Chat-rouge, Gastwirtschaft zum Père Martin, Rue des trois coins. Dann brachte er ihn selbst zur Post . . .

Am andern Nachmittag saß Armand Lebaudy wieder in seinem Klubsessel. Er sah noch melancholischer aus als sonst. Die Stutzuhr auf der Servante schlug.

„— — vier, fünf", zählte er. Da hüstelte es dicht neben ihm. Armand Lebaudy blieb die Zahl sechs in der Kehle stecken.

Mitten im Zimmer stand jemand. Ein Mann! Der Teufel mochte wissen, wie der dahin gekommen war.

Armand Lebaudy faßte sich.

„Guten Abend, mein Herr", sagte er höflich und wies auf einen Stuhl.

„Danke!" sagte das geheimnisvolle Individuum. „Ich stehe lieber." Dann fuhr es mit der Hand über ein riesengroßes, schmutziges Pflaster, das die Hälfte seines Schädels und das eine Auge bedeckte.

Armand Lebaudy hatte sich den großen Apachenhäuptling anders vorgestellt. Eine hohe, imposante Figur im eleganten Phantasiekostüm, ein Mephistogesicht — — und nun dieser schmierige, rothaarige Kerl mit der lädierten Kopfschwarte und dem düster glimmenden Auge, das ihn unwillkürlich an die Laterne eines Nachtcafés erinnerte.

„Sie haben meinen Brief erhalten?"

Der Fremde nickte. „Und womit kann ich dienen?"

Herr Lebaudy mußte sich erst etwas sammeln. Dann aber legte er los, und allmählich ging es immer besser. Er sagte, daß er sterben wolle. Er wolle hier in seinem Sessel sterben, getötet von der blitzgeschwinden Hand des berühmten Apachen. Die Zeitungen sollten seine Geschichte bringen. Ganz Paris wird voll davon sein! „Ich habe keinen Vater, keine Mutter mehr, weder Bruder noch Schwester. Niemand weint mir eine Träne nach. Höchstens meine Cousine Eveline. Aber sie wird sich ihre schönen Augen auch nicht ausweinen, denke ich. — — Fünfzigtausend Frank für einen coup du Chat-rouge! Wollen Sie das Geschäft machen, mein Herr?"

„Machen wir", antwortete der Fremde.

„Ich gebe Ihnen eine Anweisung auf meinen Bankier."

„Hm!" machte der andere. „Da könnte ich Schwierigkeiten bekommen."

„Oder ich deponiere das Geld bei meiner Cousine — Frau von Chatillon. Sie ist Witwe und wohnt in der Rue de Lille."

„Es wird nichts anderes übrigbleiben," fuhr jener fort, „als daß Sie mir den Betrag selbst auszahlen, ehe ich Sie ins Jenseits spediere. Zug um Zug, mein Herr!"

Dabei holte er aus seinem Stiefelschaft ein langes, schmales Dolchmesser hervor — genau so ein Messer, wie es in allen Pariser Blättern zu sehen war. Er machte eine gräßliche Bewegung damit. Dann steckte er es wieder in den Stiefel.

„Also morgen, um die gleiche Stunde!"

Dann war er hinter der Portiere verschwunden . . .

Armand Lebaudy saß eine ganze Weile und starrte auf die Stelle, wo sein Besuch gestanden hatte. Es blitzte ihm vor den Augen, als wenn er noch das Messer sähe.

„Mathieu!!" Er packte die Birne der elektrischen Klingel. „Mathieu!" herrschte er den Diener an. „Burgunder — vom schwersten! — Und ein Beefsteak! Frau Pourboire soll mir ein Beefsteak machen — aber sofort! Nicht ganz durchgebraten, und einen Obelisken von Zwiebeln drauf!" —

Noch nie hatte es Herrn Lebaudy so gut geschmeckt. Der Wein war geradezu köstlich, und erst das Beefsteak! — Das Beefsteak schmeckte besser als alle Trüffelpasteten, die er in seinem Leben gegessen hatte.

Als die Flasche leer war, steckte er sich eine nette, kleine Importe in den Mund, sog behaglich den prachtvollen Duft ein und machte sich auf den Weg.

„Famos!" sagte er, „Ein herrlicher Abend!" Dann bummelte er den Boulevard hinunter. Zuletzt strandete er im Moulin-rouge.

„Morgen hat alle Not ein Ende", meinte er. „Da will ich mich noch mal amüsieren."

Und er amüsierte sich königlich. — — — — — —

Am andern Morgen sahn die Linden vor dem Fenster nicht grün, sondern golden aus. Und die Amseln lärmten, als wenn etwas ganz Besonderes los wäre.

Armand Lebaudy war wie der Blitz aus dem Bett. Es war eine wahre Pracht, wie die Malven im Garten blühten, und dahinter der Boulevard in der blitzblanken Morgensonne! Er konnte sich gar nicht satt sehn.

Und dann pfiff er die Paloma, und er ertappte sich bei dem Gedanken, daß es doch auch manchmal ganz nett auf diesem jämmerlichen Erdball sei.

„Ein Brief!" meldete Mathieu. „Der Diener wartet."

Es war ein taubengraues Briefchen, das nach Ilang-Ilang roch. „Dringend!" stand drauf. Armand kannte die zierliche, steile Handschrift.

Frau von Chatillon bat ihn um seinen Besuch. Armand ließ bestellen, er werde kommen, schrieb an seinen Bankier wegen der fünfzigtausend Frank und befahl den Dogcart.

„Nach den Champs-Elysées!" Aus dem Tuileriengarten lugten weiße Marmorbilder. Fontänen plätscherten. Am blauen Himmel die wunderschöne Silhouette der Madeleine und in der Ferne — wie ein flammensprühender Luftballon — die goldene Invalidenkuppel.

Erst ging es über den Konkordienplatz, dann die Avenue hinauf bis zum Triumphbogen. Armand Lebaudy machte eine gute Figur im Wagen. Er wußte das. Dazu der elegante, englische Groom in Braun mit Himbeerrot, der mit der Würde eines Bullenbeißers hinter ihm saß. Manches schöne Auge folgte bewundernd dem Gefährt. Armand hatte sich sonst nicht drum gekümmert. Heute bemerkte er es gleich.

Als es zwei Uhr schlug, hielt der Wagen in der Rue de Lille.

Frau von Chatillon war in ihrem Boudoir. Sie lag auf der Chaiselongue, tief in die Zotten eines prächtigen Vikunafells vergraben.

Es konnte nichts Behaglicheres geben als das kleine Boudoir. Mit lauter Zierlichkeiten angefüllt, alles Grelle und Aufdringliche verbannt. Das Fliedermuster der Seidentapete, die edeln Linien der Deckentäfelung, jedes Möbel ein kleines Kunstwerk, ein paar zartgetönte

Generated on 2019-06-06 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

Tiffanykelche mit mattweißen, bengalischen Rosen, an der Wand ein entzückender Constable, alles zusammen gab einen weichen, sympathischen Farben- und Formenakkord, der nie verfehlte, auf Armand Lebaudy Eindruck zu machen.

„Eveline!" sagte er und küßte ihr die Hand. „Da bin ich."

Ein leichtes Rot stieg ihr ins Gesicht und machte es noch schöner.

„Ich — ich wollte dir meinen Tschin zeigen", hauchte sie.

„Deinen Tschin?" fragte Armand verständnislos.

„Ja", erwiderte sie. „Er ist gestern angekommen. Ich bin zu glücklich — — —!"

„Das freut mich wirklich", sagte der höfliche Armand. „Aber — wo ist er denn?"

„Schau!" erwiderte sie. Dabei krabbelte sie in dem bauschigen Aermel ihres Morgenrocks herum. „Er tut schon wie zu Haus."

„Ah!" machte Armand, dem jetzt ein Licht aufging. „Da ist er ja."

Aus den Volants tauchte eine flachgedrückte Regennase, ein Paar vergißmeinnichtblaue Augen, ein dicker, runder Butzkopf auf, und dann war das ganze, kleine Scheusal fertig.

Es war ein Pekin Palace-dog. Armand Lebaudy galt für einen großen Kenner dieser neusten Moderasse.

„Also Tschin heißt er? Ich wette, er wiegt keine zwei Kilo."

„Ein Kilo achthundertzweiundachtzig Gramm!" bestätigte sie stolz. „Und, sieh mal, Armi, das süße Teapot-handle!"

Herr Lebaudy bewunderte gebührend den Schwanz des Hundes, der wie der Henkel einer Teekanne gestaltet sein muß, wenn er vor einem sachverständigen Auge bestehen soll.

„Die Marquise von Juvingy hat ihn aus London mitgebracht. Es ist doch ein Juwel! Nicht wahr? O du — — !" Sie schlang die Arme um den kleinen Burschen.

Armand Lebaudy sah mit Vergnügen zu. Die schlanke, biegsame Gestalt im weißen Kimono, der feine Kopf mit dem wundervollen, rotblonden Haar — — Gainsborough hätte sich gar kein besseres Modell wünschen können. Sie vergrub ihre Wange in Tschins seidiges Fellchen, schlug ihre großen, grauen Augen weit auf und sah mit einem reizenden Lächeln zu Armand hinüber, ein ganz klein bißchen kokett, aber — — —

Herrn Lebaudy wurde es ordentlich warm unter seiner diskret gemusterten Taftweste. Er war heute wie verhext, und es dauerte nicht lange, da saß er neben seiner Cousine und hätschelte den lieben Kerl mit ihr gemeinschaftlich. Sie waren dabei seelenvergnügt, nur das kleine Opferlamm schien wenig zufrieden. Zuletzt streifte sie die Rubinkette ab, die Armand um sein linkes Handgelenk trug, und hängte sie dem unglücklichen Tschin um den Hals.

„Jetzt ist er Mandarin erster Klasse", meinte sie, und dann lachten sie alle beide wie zwei richtige Kinder.

„Ich habe gar nicht gewußt, daß du so lachen kannst", sagte Armand. „Das klingt wie das Gurren — — Aber, was hast du denn?"

Eveline lachte nicht mehr; ja — mit einem Mal hatte sie Tränen im Auge, dicke Tränen.

Armand wußte sich gar nicht zu helfen. Drum schlang er seinen Arm leise um ihre Taille.

„Eveline!" bat er. „Sag mir doch nur — —"

„Ach Gott!" stöhnte sie. „Ich lache und — und du — —"

Sie stöhnte wieder herzbrechend.

„Was ist es denn, Liebling? Sag doch!" Er drückte sie zärtlich an sich.

„Ach! — ach! — — Ich habe so schrecklich geträumt."

„Gottlob!" dachte Armand Lebaudy erleichtert.

„Mir träumte," fuhr sie fort, „dich träfe ein Unglück — ein gräßliches Unglück! Chat-rouge — —"

„Chat-rouge!" Er fuhr zusammen. Den hatte er ganz vergessen.

Aber Eveline schluchzte immer stärker. Die blanken Tränen rollten ihr über die Wangen. Sie rang die Hände. Ein wahres Bild des Jammers. „Ach, Armi, glaub mir! Ich stürbe; ja, ich —"

Sie sah ihn mit den großen, schwimmenden Augen an! Aber Armand Lebaudy war ganz außer sich geraten. Er kriegte sie beim Kopf, und dann preßte er seine Lippen auf ihren kleinen, weichen Mund.

„O du — — du — —!"

Zehn Minuten später debattierte Herr Lebaudy mit seiner Braut darüber, ob man in sechs Wochen Hochzeit machen könne. Da klopfte es an die Tür.

„Georgette?" fragte Frau von Chatillon.

„Nein, gnädige Frau! Ich bin es", sagte eine Stimme, die Armand bekannt vorkam. Er sah sich um. Chat-rouge! Wie er leibte und lebte.

Armand lief es kalt über den Buckel; dann aber faßte ihn die Wut.

„Herr!" schrie er. „Können Sie nicht die Zeit abwarten!"

Der zog gemächlich seine Uhr aus der Tasche: „Sie haben noch drei Stunden, sieben Minuten, zwölf Sekunden."

„Herr", schnob Armand Lebaudy. „Denken Sie, ich werde mich von Ihnen schlachten lassen? Doch den Bettel sollen Sie haben."

„Nein, danke!" entgegnete der andere kalt. „Ich nehme nichts geschenkt. Nach unserm Vertrag — —"

Er tat einen Schritt vorwärts; aber Armand Lebaudy war auf seiner Hut. Er hatte den Sessel gepackt, der neben dem Sofa stand, und schwang ihn wie eine Feder. Denn er war nicht der Mann dazu, sich aus reiner Rechthaberei abmurksen zu lassen.

Da stutzte er — — — Klang das nicht wie das Gurren einer Wildtaube? Konnte Eveline in diesem kritischen Moment lachen?

Wahrhaftig! Sie lachte, und — beim Jupiter! — auch der blutdürstige Apachenhäuptling stand da und lachte vergnügt.

Armand Lebaudy versteinerte . . .

Die beiden andern lachten noch eine Weile fort. Dann aber kam die ganze Geschichte an den Tag.

Natürlich war es gar nicht Chat-rouge. Die Post hatte Armands Brief vorschriftsmäßig an die Kriminalpolizei abgeliefert. Die beauftragte einen Detektiv mit der Ermittelung. Der falsche Chat-rouge aber hatte ein gutes Herz, ging zu Frau von Chatillon und erzählte ihr alles. Denn er dachte, daß sie Armand Lebaudy am besten von seinem Lebensüberdruß kurieren könne.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Lebensproblem und Wilhelm Wundt.

Von Dr. Julius A. Wentzel. — Hierzu 1 Spezialaufnahme für die „Woche" von A. Hertwig.

Seit die Welt besteht und Menschen auf ihr leben, ordnen sie sich ganz von selbst in zwei Klassen. Die einen gehen zufrieden ihrem Tagewerk nach, forschen nicht groß nach dem Lauf der Sterne und grübeln nicht nachdenklich über Aufgaben, die Wissenschaft und Technik teilweise lösten, und deren Lösung zum andern größern Teil ihnen noch vorbehalten bleibt. Diese eine Klasse von Menschen, deren Denkapparat nicht etwa langsamer arbeitet als der andrer, verdient den Namen der Praktischen, der rückhaltlos Glücklichen, kurz, den Beinamen der Beneidenswerten. Für sie schrumpft das Problem der Welterklärung zu ihrem Lebensproblem zusammen, und ihr Lebensproblem besteht in einem werktätigen Schaffen. Nicht so rückhaltlos glücklich dürfte die andere Klasse von Menschen sein. Deren Denkvermögen arbeitet unausgesetzt, nicht bloß in dem, was zu ihrem Beruf von Rechts wegen gehört, sondern das Weltproblem bleibt für sie ein stets unlösbares Rätsel, und an seine Lösung Tage, Monate, Jahre, ein ganzes Menschenleben und das vieler zu setzen, dünkt ihnen nicht zu hoch. Für sie gipfelt das Weltproblem darin, dem Ursprung, Sein und Werden der Außen- und Innenwelt nachzuforschen. Und diese Gruppe, die man ehrenvoll „Philosophen" rufen darf, bildet wieder zwei Parteien.

Die erste glaubt, das Prinzip der Welt, aus dem sich ihr Werden und Bestehen erklärt, in einem Stoff, in einer Materie zu finden; die zweite sucht das Prinzip als etwas Unkörperliches, als eine Idee zu fassen. Dieser Gegensatz zwischen Materie und Idee geht nebeneinander durch die Jahrhunderte. Von Aristoteles und Plato bis zu Descartes und bis in unsere Tage suchte die Philosophie diese zwei einander entgegengesetzten Anschauungen miteinander zu versöhnen. Dabei spielte immer und spielt noch die „Psyche", die Seele, eine bedeutende Rolle. Was bedeutet eigentlich dieser Begriff? Nicht mehr und weniger als alle Begriffe — ein Gefäß für wechselnden Inhalt. Die moderne Philosophie und Pädagogik räumt der „Psychologie" einen weiten Raum ein, und sie selbst beansprucht heute unter dem Namen der „experimentellen Psychologie" den Rang einer selbständigen Wissenschaft. Da erscheint es angebracht, ihrer Entstehung ein wenig nachzugehen.

Johannes Müller, der Altvater der Biologie, übte mit seinen grundlegenden Abhandlungen: „Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes" und „Ueber die phantastischen Gesichtserscheinungen" (1826) bestimmend auf Naturwissenschaft und Medizin ein. Die Beiträge von E. H. Weber „Ueber den Tastsinn und das Gemeingefühl" (1851) und von Helmholtz „Ueber das Sehen des Menschen" schlossen sich in dieser Richtung an. Man erkannte den Bau der Sinnesorgane, die Reize, die auf sie einwirkten, und die dadurch erregten Empfindungen; unerkannt blieb nur immer noch der Wahrnehmungsvorgang selbst. Da wies um 1860 zuerst Wilhelm Wundt darauf hin, daß die rein physiologische Forschungsmethode das Wahrnehmungsproblem nicht lösen könne, sie müsse vielmehr durch psychologische Beobachtung ergänzt werden. Gab nun die physiologische Forschungsmethode die äußeren Erfahrungstatsachen und gewährleistete die psychologische innere Beobachtung das Ende dieser Reihe, so schuf das Experiment als drittes unentbehrliches Hilfsmittel Gewißheit über die eintretenden Veränderungen und über die Richtigkeit der gezogenen Schlüsse.

Schon Fechner hatte in seinen „Elementen der Psychophysik" das Experiment auf Vorgänge angewandt, die sich bis ins Innenleben des Menschen erstrecken, doch erst die Tat Wundts wirkte entscheidend. Seine Worte, die man immer wieder zitieren muß: „Sobald man einmal die Seele als Naturphänomen und die Seelenlehre als eine Naturwissenschaft auffaßt, muß auch die experimentelle Methode auf diese Wissenschaft ihre volle Anwendung finden können", gewannen seitdem Jahr für Jahr an steigender Geltung.

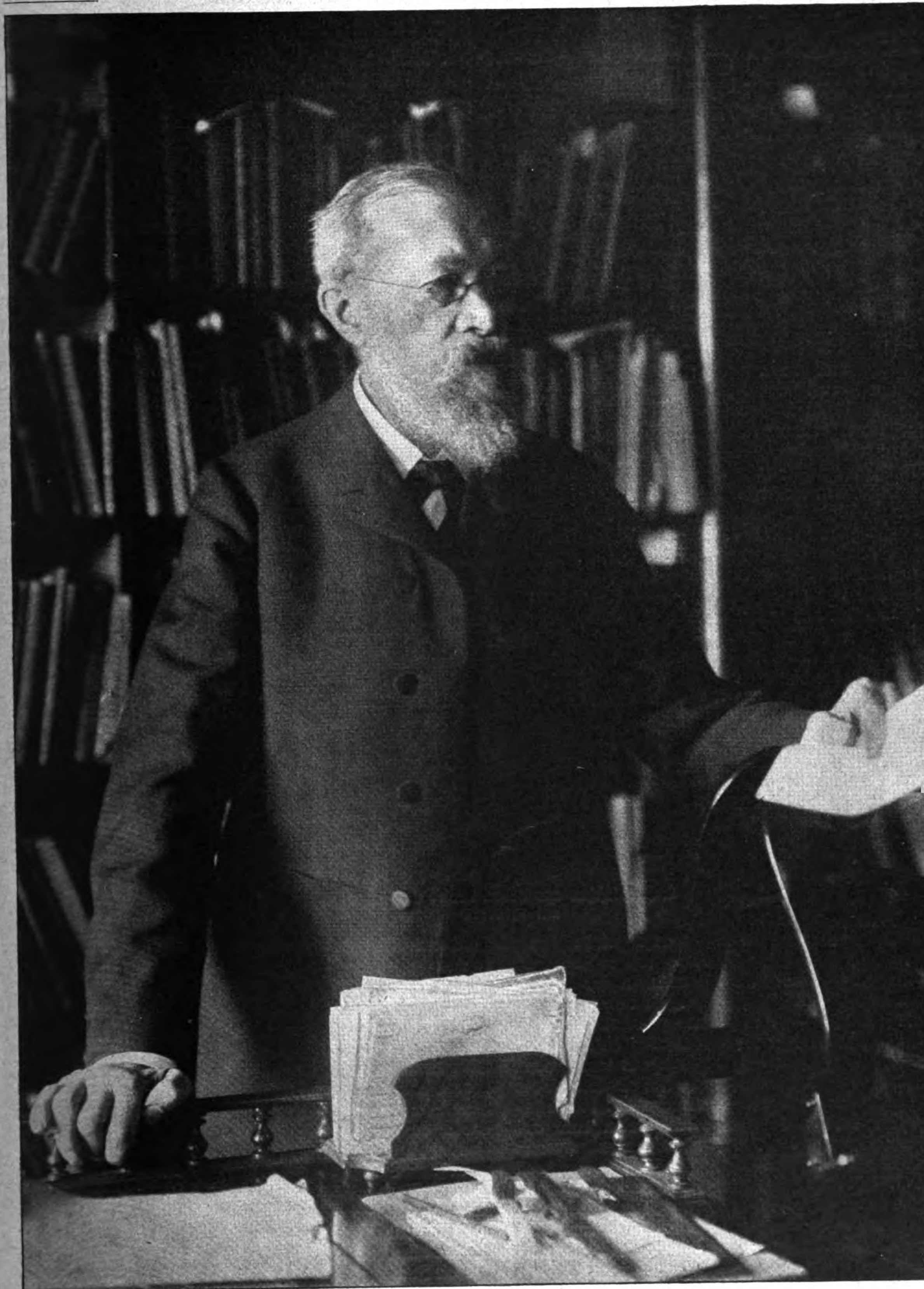
Von der Leipziger Universität aus, wo der Begründer der experimentellen Psychologie jetzt im 79. Lebensjahr am „Institut für experimentelle Psychologie" und als Ordinarius für Philosophie unermüdlich waltet, gingen die Schüler Wundts in alle Weltteile und warben für die neue Methode, von der ihr Schöpfer einen ähnlichen Aufschwung für die Psychologie erhofft hatte und erfüllt sah, wie ihn die Naturwissenschaften seit Galilei und Bacon genommen hatten.

Die experimentelle Psychologie verschmilzt die Experimentalphysiologie mit der psychologischen Selbstbeobachtung. Das physiologische Experiment formt sich dadurch zu einem psychologischen um, daß die äußeren Sinnesreizungen Mittel zum Zweck sind. Die mit ihrer Hilfe hervorgerufenen Erscheinungen lassen Schlüsse im psychologischen Sinn zu. Nur ist hierbei folgendes zu beachten: Die experimentelle Psychologie ist eine erklärende Wissenschaft, sie erklärt die Erscheinungen aus einander. Das Experiment prüft allein das, was unmittelbar gegeben ist. In der experimentellen Psychologie ist also kein Raum für eine Seele, eine Psyche, die etwa als real und hinter den Erscheinungen zu denken wäre.

Darum konnte es auch nicht ausbleiben, daß man diese „Psychologie ohne Seele" stark angriff und ihr die Fähigkeit absprach, bis zum innersten Seelenleben einzudringen. Die alles heilende Zeit wird auch hier vollkommenere Resultate zeitigen und Zweifler bekehren.

Im Sinne Wundts sucht die Psychologie „Tatsachen der unmittelbaren Erfahrung, wie sie das subjektive Bewußtsein uns darbietet, in ihrer Entstehung und in ihrem wechselseitigen Zusammenhang zu erforschen". In diesem Sinn ist sie Individualpsychologie. Ihre Ergänzung findet sie in der Völkerpsychologie. Sie untersucht die „psychischen Vorgänge, die der allgemeinen Entwicklung menschlicher Gemeinschaften und der Entstehung gemeinsamer geistiger Erzeugnisse von allgemeingültigem Werte zugrunde liegen". Unter den Wundtschen Begriff der Völkerpsychologie fällt nicht die Geschichte der geistigen Erzeugnisse in Literatur, Kunst und Wissenschaft. Berühren sich auch Ethnologie, Geschichte, Soziologie eng mit der Völkerpsychologie, so bleiben ihr doch die drei selbständigen, rein psychologischen Probleme: Sprache, Mythus, Sitte. Wer nur den Titel: Wundt, Völkerpsychologie, kennt, sollte

Generated on 2019-06-06 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY



Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. Wilhelm Wundt in seinem Leipziger Heim.

Spezialaufnahme für die „Woche“ von A. Hertwig.

Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Abschnitte vermuten wie: Das Märchen, Kunstbetrachtung, Theater?

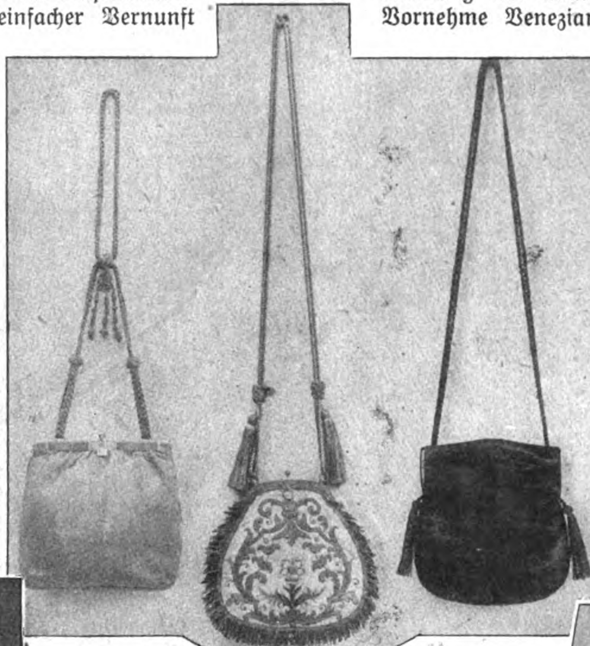
Sein Lebensproblem löste Wundt im Sinn der Psychologie. Seine „Logik" ist ein klassisches Kompendium; seine „Ethik", lesenswert für jedermann, führt die Tatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens vor; im „System der Philosophie" baut der „eigentliche Philosoph" ein selbständiges Gebäude auf; aber jeder, der mit seiner Zeit kargen muß, halte Einkehr bei den „Essays". (Daß es mir soeben vergönnt war, eine populäre Auswahl: „Zehn Abschnitte aus Wilhelm Wundt" zu unternehmen und zu veröffentlichen, sei in Klammern vermerkt.)

Wie das Lebensproblem zu lösen ist, bleibt dem einzelnen Menschen überlassen. Doch denken sollte er wenigstens zuweilen daran!

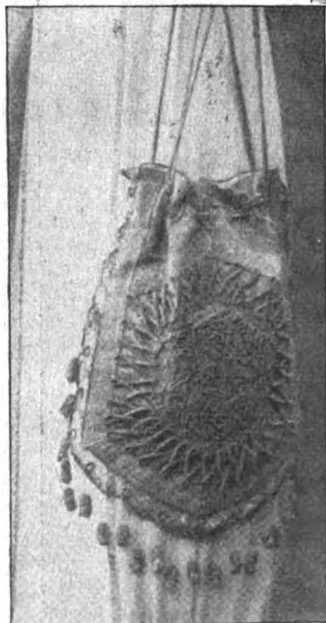
Die Handtasche der Damen.

Von Traute Dockhorn. — Hierzu 13 photographische Aufnahmen.

Wie so viele andere heute unentbehrliche und luxuriöse Toilettengegenstände der Frau von Welt und Eleganz ist auch die Handtasche ein Emporkömmling. Nicht weil sie von einfacher Vernunft durch Gunst und Laune plötzlich zu Ansehen und Wertschätzung gekommen, sondern um der „inneren Wandlung" willen, die aus einer bescheidenen Helferin eine stolze Modeschönheit gemacht, die mit tyrannischem Eigensinn ihre Zeit beherrscht. Denn einstmals, ach! war sie nur ein ganz demütiges Ding, das unter und über der Kutte der Bettelmönche weit über Land zog und alles dankbar aufnahm, was freundliche Geber spendeten: Geld und Gut, Eßbares und Ungenießbares, ja, wie alte Kupferstiche und Bilder zeigen, sogar zappelnde Hühner und rosige Ferkelchen, denen in der Klosterküche ein warmer Empfang bereitet wurde. Aehnlich diesen Almosentaschen waren dann die Jagdtaschen, die der Riemschneider mit allerlei Zieraten durchstach und verschnürte und schließlich so kunstvoll zu behandeln wußte, daß Burgfrauen und Edelfräulein nicht verschmähten, sie zu prunkvollen Jagdgewändern anzulegen. So kam die Betteltasche von der Landstraße in den Festsaal, von da in die Kemenate und blieb fortan in der Hauptsache weibliches Besitztum, wenn sie auch von der Kleidung der Männer nicht ganz verschwand. Vornehme Venezianerinnen stickten den Stutzern ihrer Freundschaft und Bekanntschaft die herrlichsten kleinen Hängetaschen und erhielten perlen- und edelsteingeschmückte und -gefüllte Beutelchen aus den denkbar wertvollsten orientalischen Stoffen als Gegengeschenk. Unter Franz I. von Frankreich waren die „Pochettes" ein Aergernis für die „besitzlose Klasse", die sich solcher Handtaschen nicht bedienen durfte und aus Neid den Versuch machte, durch kirchliches Verbot den verhaßten und nur dem Adel zugestandenen Taschen den Garaus zu machen. Je reicher die Zeit war, um so mehr schrumpften naturgemäß auch in den früheren Jahrhunderten die Handtaschen zusammen; sie hatten im Wohlleben nichts zu fassen als das Riechfläschchen und das Döschen mit Lippenrot, ohne das keine Dame, die etwas auf sich hielt, ihr Haus verließ. Im Dreißigjähri- Krieg dagegen, als Armut und Not die Alten wie die Jungen zwang, vom lieben Nächsten



1. Handtaschen aus Leder, Moiré und Seide mit Stickerei.



Phot. Zeitz.

2. Handbeutel aus Seide mit Verschnürungen.



Phot. Reutlinger.

3. Verschließbare Handtasche aus farbigem Brokat.

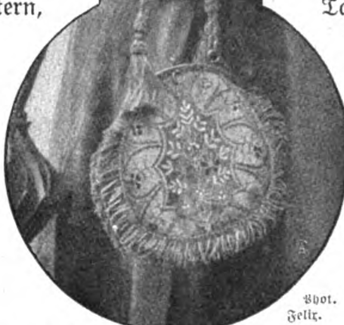
Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Unterhalt für den kommenden Tag zu erbitten, da wuchsen sich die Taschen zu wahren Ungetümen heraus, baumelten an dicken Schnüren um die verhungerten Gestalten und blieben wohl auch mal als Pfand in diesem oder jenem Hofe liegen, von wo sie dann auf Umwegen den Museen zuwanderten und als Vorbilder in der Trachtenkammer späteren Geschlechtern in ihrer Art dienten.

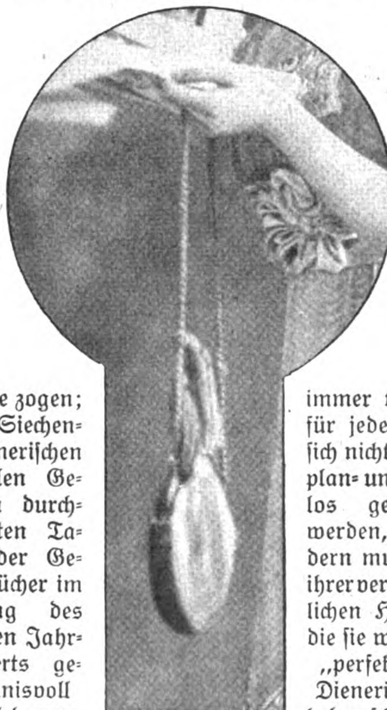
Denn „gedient" haben die Handtaschen ihren Trägerinnen wirklich jederzeit. Den alten Damen, die mit Strickzeug und Feuerzeug zu guten Freundinnen pilgerten; den jugendlichen Tänzerinnen, die die Requisiten des Ballsaals mit sich führten; den Hausmüttern, die mit Kind und Kegel in die Baumblüte zogen; der Krankenschwester, die von einem Siechenbett zum andern geht, und den schwärmerischen Backfischen, die ihre von sentimentalen Gefühlen durchhauchten Tage- oder Gedichtbücher im Anfang des vorigen Jahrhunderts geheimnisvoll mit sich herumtrugen. Und auch heute ist die Möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen, die mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestatteten Taschen, Täschchen, Beutel, Pompadours, Ridiküles, Saks und welche Namen sie immer führen, zweckdienlich zu begründen. Angeblich sind sie durchaus notwendig, weil die Knappheit der jetzigen Frauenkleidung das Anbringen von Taschen unmöglich macht, ein Grund, der jeder Stichhaltigkeit entbehrt, denn irgendwo in den Ober- oder Unterkleidern hat jede Dame „bekanntlich" eine Tasche. Es ist freilich eine Probe auf angeborene Anmut, diese Taschen gelegentlich geschickt zu benutzen, und wahrscheinlich, weil nicht an jeder Wiege die Grazien gestanden, beugt die schlaue und geschäftstüchtige Mode allzu herben Verstößen vor, macht aus der Not eine Tugend und erfindet nun Tag für Tag neue, immer originellere, immer teurere Handtaschen, für jede Toilette, für jedes Gesicht eine andere — denn es läßt sich nicht verleugnen: eine Handtasche darf nicht plan- und ziellos gewählt werden, sondern muß mit ihrer vermeintlichen Herrin, die sie wie alle „perfekten" Dienerinnen beherrscht, in gutem Einvernehmen stehen, ihrer Eigenart sich anpassen und doch ein Ding für sich sein, das nicht willkürlich heute so und morgen anders behandelt werden kann.


Phot. Zelix.

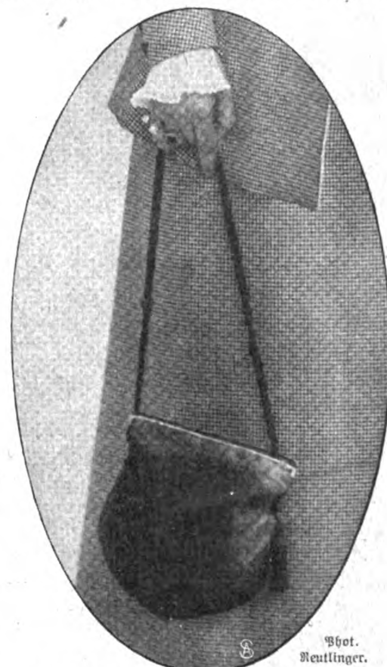
4. Bügeltasche
mit Goldfransenumrahmung.


Phot. Zelix.

6. Handtasche mit persischer Stickerei.


Phot. Reutlinger.

7. Tamborintasche
mit Stoffbeutel.


Phot. Reutlinger.

8. Tasche aus dunklem Seidenstoff.


Phot. Reutlinger.

5. Almosentasche mit Kordelmalerei.


Phot. Zelix.

9. **Mappentasche**
mit Paspelornamenten in Gold.



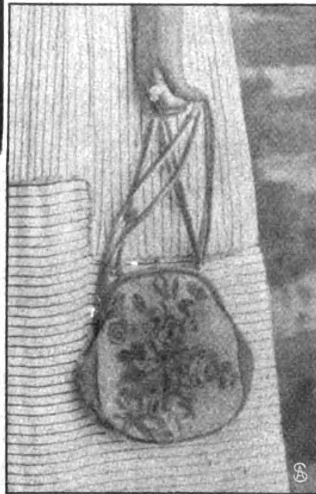
Phot. Felix.

10. **Beuteltasche** aus Damast und Samt.

Rechtes Bild:

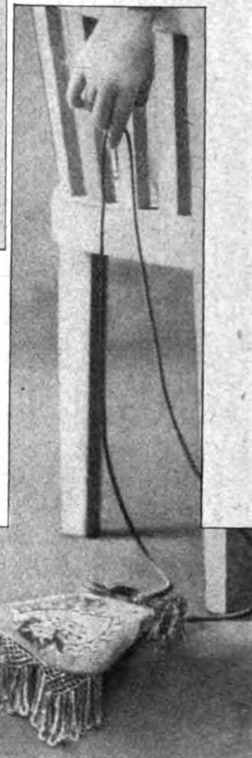
11. **Bügeltasche aus Seide** mit Handmalerei.

Phot. Reutlinger.



Gewebe vom weichsten, spitzenfeinen bis zum golddurchstarrten Brokat, schmiegsames Leder, glatte, schwere Stoffe sind in praktische und phantasievolle Formen gebündelt. Die Taschen sind meist verschließbar durch Geheimschlüsselchen oder durch die allgemein bekannten Knipser. Die Abnutzung, die sich nicht vermeiden läßt, sucht ein neuer Verschluß zu umgehen, der durch eingefügte Federn die Tasche sozusagen selbsttätig öffnet und schließt (Abb. 8). Bei wieder anderen Formen, die vor allem für Salon, Theater und — Kirche (die berühmten aumôniers!) bestimmt sind, bleibt die alte Zugvorrichtung, primitiv, aber doch sicher, auch weiter bestehen. Viel Farbe und viel Geflimmer von Gold und Silber, von getönten Metallen; echte Stickereien aus aller Herren Ländern und von all möglicher Kunstfertigkeit, vom tändelnden Rokokomuster bis zum labyrinthisch durcheinanderlaufenden abendländischen Ornament; Spitzen, Schnüre, mit dem Pinsel oder der Nadel gemalte Blumen und Vögel, Fransen, Schleifen, Rosetten: ein bunter Mischmasch von „Flikken, Restchen und Endchen", das ist das Chaos, aus dem unsere moderne Handtasche sich entwickelt.





Linkes Bild:

12. **Ueberschlagtasche** mit türkischer Reliefstickerei.

Phot. Reutlinger.

Unterst. Bild:

13. **Flache Tasche** mit Chenillefransen.

Phot. Felix.

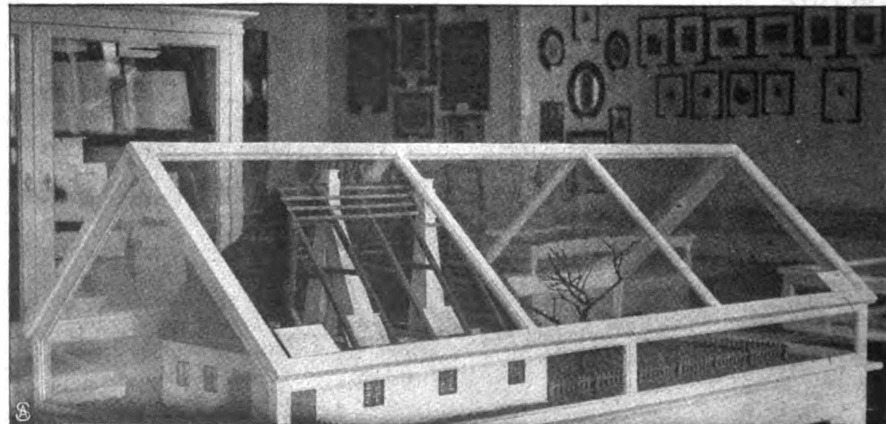
Bilder aus aller Welt

Am Stadttheater in Dortmund hat vor kurzem die Uraufführung der dreiaktigen Volksoper „Der Weiberkrieg" stattgefunden, deren Komponist Felix Woyrsch bisher vor allem im Konzertsaal Erfolge errungen hat. Das schöne Werk hat auf das Publikum großen Eindruck gemacht. Auch das heroisch-komische Libretto, das Woyrsch selbst geschrieben hat, gefiel allgemein.



Felix Woyrsch,
Komponist der Volksoper „Der Weiberkrieg".

In Wesselburen, der Vaterstadt Friedrich Hebbels, wurde am 18. März ein Museum eingeweiht, das den Manen dieses großen Dichters gewidmet ist. Das Museum enthält sämtliche Erstausgaben der Werke Hebbels, viele Manuskripte und inter-



Modell des alten Hebbelhauses mit dem Geburtzimmer des Dichters.
Das Hebbelmuseum in Wesselburen.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Manuel.

Mlle. Lina Muratti vom Theater de la Gaieté auf d. Rollschuhbahn.
Der „Jupe pantalon".



Hofphot. Fr. Schmitz.

Kurt Junker und Martha Burchardt.
Eine Verlobung an d. Stuttgarter Hofbühn

essante Reliquien, ferner eine genaue Nachbildung des alten Hebbelhauses, in dem die Wiege Hebbels gestanden hat.

Viele Damen haben schon lange bei der Ausübung verschiedener Sportarten gern Hosen getragen. Jetzt dürfte der Hosenrock auf vielen Sportplätzen vorherrschend sein. Auf der Rollschuhbahn erschien zum erstenmal Lina Muratti, die Diva des Pariser Gaieté-Theaters, in der neuen Tracht.

Professor Georg Müller, der bekannte österreichische Volkspädagoge u. Wanderredner, konnte vor kurzem sein 25jähriges Jubiläum feiern.

Der Kgl. Hofschauspieler Kurt Junker, das beliebte Mitglied des Stuttgarter Hoftheaters, hat sich mit seiner Kollegin, der anmutigen Hofopernsängerin Martha Burchardt, verlobt.



Prof. Georg Müller
beging sein 25jähr. Jubiläum als Wanderredner.

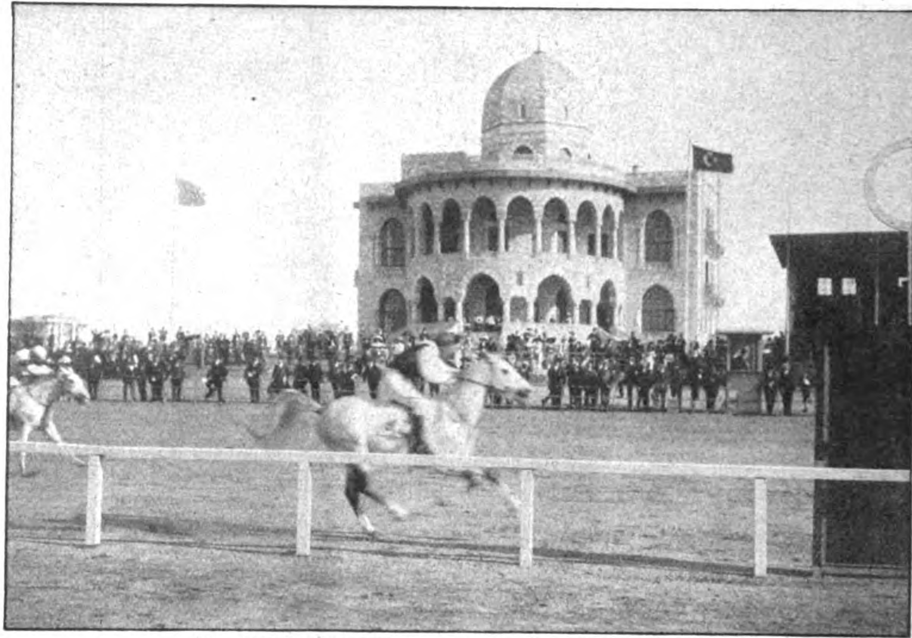


Kgl. Kammersängerin Berta Morena, München,
auf der Rückkehr von ihrer amerikanischen Gastspielreise.

Generated on 2019-06-06 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY



Ifflands Ring,
wurde von Fr. Haase an Albert Bassermann vererbt.

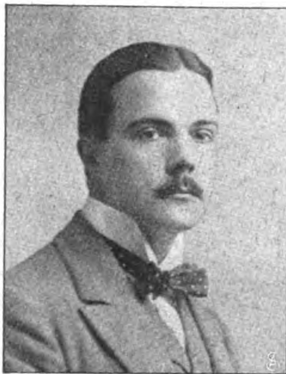


Das Finish: Der Sieger passiert den großen Pavillon.
Highlife in Aegypten: Pferderennen zu Heliopolis.

Die Kammersängerin Berta Morena von der Münchner Hofoper ist nach einem Gastspiel in Neuyork mit dem Lloyddampfer „Berlin" nach Deutschland zurückgekehrt.

Ifflands eiserner, mit Diamanten besetzter Ring ist nach dem Tode Friedrich Haases in die Hände Bassermanns, des berühmten Berliner Tragöden, übergegangen.

Die Engländer haben ihren Pferdesport auch nach Aegypten verpflanzt. In dem Winterkurort Heliopolis wird guter Sport getrieben.



Mr. William Pitt Chatham
sang mit großem Erfolg im Berliner Bechsteinsaal.



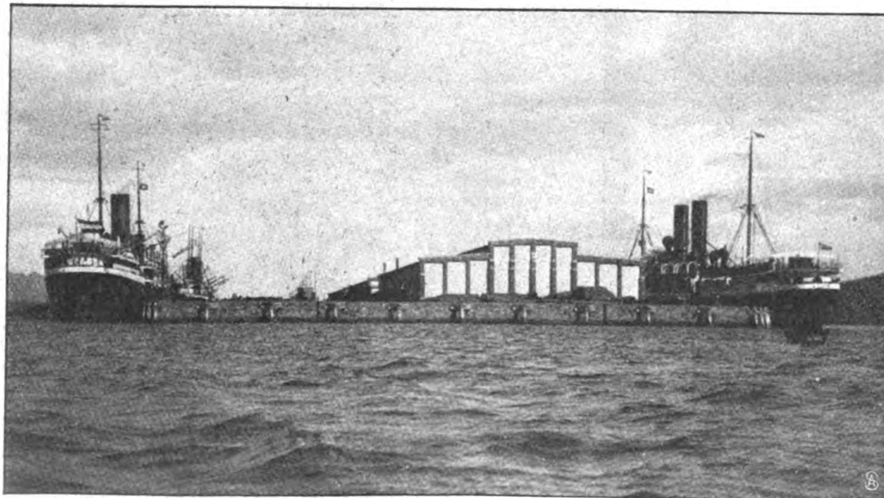
Intendanzrat A. Berthold,
Detmold, beging sein 50 jähriges Bühnenjubiläum.



Frl. Sofie Hessemer,
erfolgreiche Vortragskünstlerin und Rezitatorin.



Kammersänger Kurt Frederich,
Wiesbaden, trat nach langer Krankheit wieder mit großem Erfolg auf.



Drei große Dampfer deutscher Reedereien im Hafen von Tsingtau.
Ein Rekordtag im Hafen von Tsingtau.

Der Baritonist William Pitt Chatham hat im Berliner Bechsteinsaal vor kurzem einen glänzenden Erfolg errungen.

Intendanzrat A. Berthold vom Hoftheater Detmold beging sein 50jähriges Bühnenjubiläum.

Die Vortragsmeisterin Sofie Hessemer hat in dieser Saison eine Reihe sehr erfolgreicher Rezitationsabende veranstaltet.

Kammersänger Kurt Frederich vom Hoftheater in Wiesbaden konnte vor kurzem nach seiner langen Krankheit zum erstenmal wieder auftreten.

Unser Bild aus Tsingtau zeigt, wie kräftig sich Deutschlands ostasiatischer Hafen entwickelt hat. Am 15. Februar 1911 lagen drei große Doppelschraubendampfer an der Mole II.

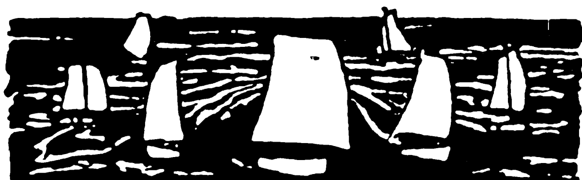
Schluß des redaktionellen Teils.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

DIE·WOCHE

Nummer 15. Berlin, den 15. April 1911. 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 15.



Die sieben Tage der Woche.

6. April.

In Paris werden ein Beamter des Auswärtigen Amtes und der Ausländer Maimon wegen Entwendung wichtiger Geheimdokumente verhaftet.

In der französischen Armee wird eine neue Felduniform eingeführt.

Bei der Galatafel im Quirinal wechseln der König von Italien und der deutsche Kronprinz herzliche Trinksprüche.

Ministerpräsident Giolitti kündigt in seiner Programmrede vor dem italienischen Parlament eine Verstaatlichung der Lebensversicherung an.

7. April.

Das Luftschiff „Deutschland“ vollendet unter Führung des Grafen Zeppelin eine Fahrt von Friedrichshafen nach Stuttgart, um sich an der Huldigung für das württembergische Königspaar zu beteiligen (Abb. S. 607).

Da sich die Lage in Marokko verschlimmert, zieht Spanien seine Flotte und 20000 Truppen bei Gibraltar zusammen.

Im französischen Senat gibt der Minister des Aeußern Cruppi Erklärungen über die Auswärtige Politik Frankreichs ab.

In der Bancroftmine bei Scranton in Nordamerika kommen bei einem Brand 75 Bergleute ums Leben.

8. April.

Das württembergische Königspaar feiert in Stuttgart sein silbernes Hochzeitsfest.

In Lissabon bricht eine Revolte der Arsenalarbeiter aus, die nur mit Mühe unterdrückt werden kann.

Das preußische Herrenhaus wird auf unbestimmte Zeit vertagt.

Durch eine Explosion in den Kohlenwerken in Littleton im amerikanischen Staat Alabama werden 170 Sträflinge getötet.

9. April.

Das deutsche Kronprinzenpaar trifft zum Besuch des Kaisers Franz Josef in Wien ein und wird auf das herzlichste empfangen.

Bei Fez kommt es zu neuen Gefechten zwischen den aufständischen Stämmen und den Sultanstruppen.

Aus Albanien kommen Berichte über neue Erfolge der albanischen Rebellen.

Die unzufriedenen französischen Winzer veranstalten einen großen Demonstrationszug nach Troyes.

10. April.

Im Reichstagsgebäude zu Berlin versammelt sich der fünfte Musikpädagogische Kongreß.

Beim Ausstand der Dockarbeiter kommt es in mehreren westfranzösischen Häfen zu Ruhestörungen.

Der türkische Gesandte in Cetinje wird wegen der Haltung Montenegros gegenüber dem Albaneraufstand abberufen.

In Kanton ist eine revolutionäre Bewegung gegen die Mandschudynastie im Gange, der ein Tatarengeneral zum Opfer fällt.

Das Joshiwaraviertel in Tokio brennt nieder.

Aus Indien wird gemeldet, daß bei der Feier des Ramnavifestes in einem Dorf des Bezirks Puna 200 Personen verbrannt sind.

Die oppositionellen Parteien Belgiens veranstalten große Protestkundgebungen gegen das neue Volksschulgesetz.

11. April.

Das deutsche Kronprinzenpaar trifft nach seiner langen Reise wieder in der Reichshauptstadt ein.

Eine offiziöse Kundgebung der spanischen Regierung leugnet die Absicht einer spanischen Intervention in Marokko.

Osterglaube.

Von Pfarrer Hofprediger J. Keßler, Dresden.

So läuten denn wieder „mächtig und gelinde“ die Osterglocken durch die Lande; und ihre ehernen Stimmen rufen uns auf, das erste, älteste Fest, das Urfest der Christenheit, zu feiern. Wer will sagen, wenn das Osterfest entstanden ist? Es entstand mit der christlichen Kirche, und die christliche Kirche mit ihm. Zunächst feierte die junge Christengemeinde die Auferstehung ihres Herrn an jedem Sonntag, den man deshalb den dies dominica, den Tag des auferstandenen Herrn, nannte; aber bald hob sich als besonderes Hauptfest das Osterfest heraus, um nun den Kristallisationspunkt für den weiteren Festkreis zu bilden.

Und wie feierte die alte Kirche ihr Osterfest? Wenn der Ostermorgen anbrach, jeder, der einem Mitchristen begegnete, grüßte ihn mit dem freudigen Ruf: „Der Herr ist auferstanden“, und jubelnd klang der Gruß zurück: „Er ist wahrhaftig auferstanden!“ Nun zog die Gemeinde in geschlossenen Scharen zu den Grabstätten der Märtyrer. Heilige Osterfreude erfüllte ihre Seelen; heller Osterjubel entströmte ihren Lippen; lebendige Osterhoffnung leuchtete aus ihren Augen. An der Stätte des Todes stehend, feierten sie ein Lebensfest. Und wenn ihre Feier beendet, dann lauschten sie mit verhaltenem Atem und glühender Sehnsucht, ob nicht der Auferstandene wiederkommen und sie heimholen werde zum himmlischen Osterfest.

Copyright by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und heute —? Die Scharen, die sich sammeln, sind größer geworden. Die Kirchen, in denen wir feiern, sind prächtiger geworden. Der Osterlieder, Ostergebräuche, Osterworte sind mehr geworden — aber wo ist heute diese Einmütigkeit festüberzeugten Osterglaubens? Wo ist heute diese tiefinnerliche, strahlende Osterfreude? Wo ist das sieghafte, Welt und Tod überfliegende Bekenntnis: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt?!"

Es ist schmerzlich, es unter der Ostersonne auszusprechen, doch was nützt es, sich darüber hinwegzutäuschen: sie zählen heute nach Hunderttausenden, denen der Osterglaube in Scherben gegangen ist. Vielleicht, daß nur wenige so roh sind, es dem großen Christenhasser nachzusprechen: „Die Auferstehung Jesu ist der größte Humbug, der je in der Weltgeschichte erfunden worden ist", aber wie unzähligen ist doch eben diese Auferstehung Jesu zur frommen Legende, zur sinnigen Sage geworden. „Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube." Die Naturwissenschaft, die Königin der Neuzeit, drückt ihr stolzes Siegel auf Jesu Grabstein: „Tot bleibt tot." Die kritische Geschichtsforschung legt ihr scharfes Seziermesser an die biblischen Wunderberichte und erweist ihre Widersprüche. So „verzichtet der moderne, wunderscheue Mensch auf die Naivität, solche lichtscheuen Dogmen zu unterschreiben".

Freilich, es sei ferne, den Osterglauben als etwas Selbstverständliches hinzustellen. Nein, wer sich mal still vor das Wort hinsetzt und darüber sinnt: „Der Herr ist auferstanden", der wird in sich die Stimme vernehmen: es ist doch eine ganz ungeheuerliche Botschaft! Klingt sie doch hinein in eine Welt, die im Grunde nichts anderes ist als ein einziges, großes Grab, in das alles versinkt, was hier grünt und blüht, was lebt und leuchtet, alles, was wir haben und lieben, alles! Und wir lauschen und lauschen an der Grabespforte und vernehmen kein Flüstern; und wir warten und warten, und kein Toter kehrt zurück. Und in diese todesstarre Welt tönt die Osterbotschaft: Der Herr ist auferstanden! Jesus der Gekreuzigte lebt! Er hat sich als der Lebendige geoffenbart! Wahrlich, es gehört Mut dazu, das zu glauben! Es bedarf gewichtiger Zeugen, um uns das irgendwie glaubhaft zu machen.

Nun wohl — wir haben solche Osterzeugen — als erste, wichtigste Zeugen die Jünger des Herrn. Es ist die bestverbürgte Tatsache, daß dieser Jünger einstimmiges Zeugnis lautete: Jesus ist nicht im Tode geblieben! Wir haben den Herrn gesehen! Sollten sie das erfunden, erdichtet haben? Nein, diese Männer, die durch ihre lautere Gesinnung, ihren vorbildlichen Wandel, ihre erhabene Seelengröße die Welt beschämt und zur Bewunderung hingerissen haben — sie sehen wahrlich nicht nach Betrügern aus. Oder sollten diese Jünger sich getäuscht, sollten ihre überreizten Nerven, ihre überhitzte Phantasie ihnen den Auferstandenen nur vorgespiegelt haben? Nein, diese nüchternen, praktischen, kritischen Männer sehen wahrlich nicht nach leichtgläubigen Träumern, schwärmerischen Phantasten aus! Glauben wir wirklich, für einen Toten wären sie hinausgezogen in eine hassende Welt? Für einen im Grabe Verklungenen hätten sie sich verhöhnen und verspotten, einkerkern und zermartern lassen? Die kalten Kerkerwände hätten sie bald ernüchtert, der harte Richtblock, der flammende Scheiterhaufen hätten sie schnell zur Besinnung gebracht. Nein, wenn sie wenige Wochen nach dem düstern Karfreitag Jesum als den Herrn verkündigen, bis zum letzten Blutstropfen verteidigen — es gibt dafür nur einen einzigen zureichenden Erklärungsgrund — die Erfahrung: Jesus lebt!

Neben dieses Zeugnis der Apostel tritt das Zeugnis seiner Gemeinde, seiner Kirche. Ich frage: Was ist es gewesen, was die ganze alte Welt mit ihren Tempeln und Altären, mit ihren Sünden und Lastern, mit ihrer Kunst und Wissenschaft überwunden und eine neue Welt mit neuen Idealen, neuen Gesellschaftsordnungen, neuen Zielen ins Dasein gerufen hat? Es war die Predigt von Christo dem Gekreuzigten und Auferstandenen.

Ich frage: Was hat Millionen von Menschen im Lauf der Jahrhunderte umgewandelt, Menschen, in Sündenketten gebunden, in Selbstsucht erstarrt, in Hoffnungslosigkeit erstorben, zu Menschen gemacht, fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, brennend in Liebe, getrost im Sterben? Was anderes als das Evangelium von Jesu, dem Gekreuzigten und Auferstandenen!

Und welche Stürme, welche Krisen hat dies Evangelium überlebt! In den ersten Jahrhunderten wollte man es mit Feuer und Schwert vernichten, und wie ein Phönix erstand es immer wieder aus der Asche. Im Mittelalter wollte man es in Zeremonien und Satzungen ersticken, und in der Reformation erstand es in neuer Kraft und Schönheit. In der Zeit der Orthodoxie wollte man es einzwängen in Formen und Formeln, aber es sprengte immer wieder alle Grabsteine. In der Zeit des Rationalismus wollte man dies Evangelium entleeren und vermenschlichen, aber es feierte eine neue Auferstehung. Immer hat es den Sieg behalten.

Wer empfindet da nicht den Widersinn —: was der Höchste und Heiligste in der Welt gewirkt, das sollte ein Irrtum sein? Was unwandelbar festgestanden im Strom der Zeiten, das sollte zerfließender Flugsand sein? Die Kirche, die die Pforten der Unterwelt nicht überwältigt haben, sollte auf einer Lüge aufgebaut sein? Sollte zwei Jahrtausende von einer Täuschung leben? Ein Phantasiebild sollte imstande sein, eine Welt sittlich zu erneuern und Millionen in Not und Tod zu trösten? Wir glauben wahrlich nicht mit verbundenen Augen. Wir geben ehrlicherweise zu: Es bleiben bei der Auferstehung Jesu gar manche Fragen unbeantwortet, gar manche Rätsel ungelöst, gar manche Widersprüche unausgeglichen — aber die Tatsache, daß Jesus lebt, steht wie ein granitner Block in der Weltgeschichte, fast unbeweglich, unzerstörbar. Ohne sie wäre das Vorhandensein einer Christenheit eine unbeantwortete Frage, wäre die ganze Weltentwicklung der letzten zwei Jahrtausende eine rätselvolle Sphinx!

Und darum — bei aller Bewunderung der Errungenschaften moderner Naturwissenschaft, bei aller Anteilnahme an der Arbeit ernster Geschichtsforschung, bei aller Weitherzigkeit für modernes Denken und Empfinden, wir bleiben doch unbeirrt und unverwirrt bei der Osterbotschaft: Jesus lebt! Ja, wir behaupten getrost: keine Tatsache der Geschichte ist so sicher beglaubigt, keine hat so leuchtende Spuren hinterlassen, so tiefe Furchen durch die Menschheitsgeschichte gezogen wie die, daß Jesus lebt.

Freilich, fremde Zeugnisse und Verstandesschlüsse können den Osterglauben nicht schaffen, sie bringen es nur zu einer Wahrscheinlichkeitsrechnung. In Glaubenssachen gibt es nur einen Beweis, der unwiderleglich und zwingend ist: die persönliche Erfahrung. Zum

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vollen, freudigen Osterglauben kommt daher nur der, der es in persönlichster Erfahrung inne wird: Jesus lebt!

Wo aber eine Menschenseele das erlebt, da hat sie ihre größte, segensreichste Erfahrung gemacht. Nicht unter der Frühlingsonne wohl, aber unter der Ostersonne wird es wahr: „Nun, armes Herz, vergiß die Qual, nun muß sich alles, alles wenden." Denn der Osterglaube gibt uns nicht nur neue Erkenntnisse, neue Motive, er gibt unserm Leben eine neue Ordnung, eine neue Wendung. Denn was bedeutet die Osterbotschaft: Jesus lebt? Nichts Geringeres als den Sieg des Lebens über den Tod. Ostern verbürgt uns: nicht der Tod ist das Ende aller Dinge, sondern das Leben, das ewige Leben. So sind wir nicht mehr Menschen der Diesseitigkeit, leben nicht mehr ein Leben, dessen Kräfte, Ziele, Hoffnungen sich in dieser vergänglichen Welt erschöpfen, vielmehr ein Leben, das seine tiefsten Wurzeln und seine letzten Zwecke in einer höheren Welt hat, in der Ewigkeitswelt, die uns durch die Auferstehung Jesu verbürgt ist.

Nun kommt Sinn in unser Arbeiten und Wirken, denn wir wissen, daß wir nicht vergängliche Werte schaffen, sondern daß wir, jeder an seinem Platz, Mitarbeiter sind am Bau eines unvergänglichen Reiches. Nun kommt Mut und Tapferkeit in unser Leiden und Lasttragen, denn wir glauben, daß wir eben dadurch reifen für eine höhere Welt. Nun kommt Trost und Hoffnung in alles Todesdunkel dieser Erde, denn wir sind überzeugt, daß Sterben Gewinn ist. Kurz, die Ostersonne vergoldet mit ihren leuchtenden, wärmenden Strahlen unser ganzes Leben; es erfüllt sich das gewichtige Herrenwort: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben!"

Wahrlich, wir haben Grund genug, an Ostern mit der Wittenberger Nachtigall zu jubilieren:

„So feiern wir das hohe Fest
Mit Herzensfreud und Wonne,
Das uns der Herr erscheinen läßt,
Er ist selber die Sonne,
Der durch seiner Gnaden Glanz
Erleuchtet unsere Herzen ganz."

Reisetagebuch aus Südamerika.

Von Georges Clemenceau.

Alle Rechte vorbehalten. Copyright by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

VIII.

Zu meinem großen Leidwesen kann ich nicht mit so viel Sachkenntnis von Brasilien sprechen, wie ich es gewünscht hätte. Ich habe nur drei Wochen im Lande zugebracht: das war hinreichend, um mich von dem gewaltigen Interesse zu überzeugen, das allen Lebensäußerungen dieses wunderbaren Landes auf sämtlichen Gebieten der Ideenwelt und der praktischen Betätigung zukommt; zu wenig, als daß ich eine sachverständige Ansicht über die bedeutenden Männer, die ich dort angetroffen, oder über die vielfachen Fragen äußern dürfte, die die politische und soziale Entwicklung dieser lebenskräftigen Demokratie mit mehr oder weniger Dringlichkeit an die Männer richtet, die sie regieren. Ich habe mich nur mit wenigen Politikern unterhalten können. In meinem Bestreben, alles zu sehen, habe ich in kurzer Zeit zu vielerlei vorgenommen, als daß ich mir die recht komplizierten Anschauungen hätte zu eigen machen können, die mir ein Urteil aus voller Sachkenntnis gestattet hätten. Ich kann meinen Lesern aber nur flüchtige Eindrücke bieten und beanspruche für diese nur, daß man ihre Aufrichtigkeit anerkennt.

Die Republik Brasilien ist ein „altes" lateinisches Gemeinwesen, das schon seine Adelstitel vorweisen kann. Seine wirtschaftliche Entwicklung hat zwar nicht den plötzlichen Aufschwung erlebt wie die Argentiniens, aber sie ist in jeder Beziehung ebenso bemerkenswert und braucht nicht geringere Hoffnungen zu erwecken. Kaffee, Kautschuk, Zucker, Baumwolle, Kakao, Reis und Bergwerke bieten ihm Quellen des Reichtums, deren Wert sich für die Zukunft nicht abschätzen läßt. Weite Flächen sind unerforscht und werden es noch auf lange Zeit hin bleiben. Die Sklaverei hat allzulange das Aufstreben einer hochherzigen Bevölkerung gelähmt, deren rastlose Arbeit nichtsdestoweniger erstaunliche Früchte getragen hat.

Aus vielen Gründen, unter denen die theokratische Herrschaft an erster Stelle steht, haben Spanien und Portugal bisher im modernen Europa nicht das volle Maß ihrer Leistungsfähigkeit entfalten können. In Südamerika rüsten sich die beiden Völker dazu, sich eine großartige Genugtuung hierfür zu verschaffen: was sie nicht hindern wird, auch in Europa die Stellung einzunehmen und zu wahren, auf die sie Anspruch haben. Darf ich kurz nach meinen Beobachtungen urteilen, so scheint mir eine Auffassungsfähigkeit, wie man sie selten findet, mit einer unwiderstehlichen Schwungkraft verbunden zu sein, die aber niemals die äußeren Formen erlesenster Liebenswürdigkeit aus den Augen läßt; und das scheinen mir die kennzeichnenden Züge eines Volkes zu sein, das in hervorragender Weise dazu befähigt, seine Sendung zu erfüllen.

Ich habe schon über die Vermischung mit den Indianern in Argentinien gesprochen, wo das schwarze Element aufgesogen worden ist. Anders steht es in Brasilien, wo man in der Volksmenge jeden Augenblick dem afrikanischen Mischling begegnet. Das portugiesische Weib und der Neger kommen gut miteinander aus, wie das durch eine zahlreiche Nachkommenschaft halbblütiger Jugend bezeugt wird, die sich an den Türen der Hütten in ihrer fröhlichen, bronzenen Nacktheit zeigt. Es ist recht schwierig, über die allgemeinen Ergebnisse dieser Blutmischung ein bestimmtes Urteil zu fällen. Der Neger steht in dem Ruf, faul, kindisch und gutmütig zu sein, wenn er nicht seine Wutanfälle hat. Aber man kann dem Brasilier nicht den Vorwurf machen, daß er dem Laster der Trägheit fröne. Möglicherweise hat das afrikanische Blut teil an den aufgeregten Kundgebungen oder den plötzlichen Gewalttätigkeiten, zu denen sich das Volk zuweilen hinreißen läßt. Ich wage es aber nicht, diese Erklärung mit allzuviel Nachdruck vorzubringen.

Die „regierenden Stände" scheinen von dieser Beimischung nicht merklich betroffen zu sein. Wie das aber auch zusammenhängen möge, auch ihre Vorzüge und Fehler stehen in bemerkenswertem Wechselverhältnis zu den entsprechenden Anlagen in der Volksseele. Es sind Idealisten mit stark verstandesmäßigen Neigungen,

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die ebenso gern bereit sind, sich dem höchsten und schönsten Bildungstreben wie auch der undankbaren Arbeit zu widmen, ohne die nichts gelingen kann; abwechselnd — oder sogar gleichzeitig — sanft und gewalttätig, können die Söhne dieses immer in seiner reichen Fruchtbarkeit überschwenglichen Bodens mit gerechtem Stolz zu ihren Gunsten auf das Zeugnis einer Leistung hinweisen, die schon großartig und doch erst ein Anfang ist.

Auf allen Gebieten moderner Betätigung braucht Brasilien keine Kritik von seiten Europas zu scheuen, wenn es auf seine Männer hinweist, die mit unseren großen unternehmenden Geistern Schritt halten können. Selbst bei einem kurzem Besuch macht man mühelos die Entdeckung, daß es weder an den erforderlichen Eigenschaften der Intelligenz noch an methodischer Ausbildung fehlt. Aber das Gebiet ist so weit, daß es ungezählter Legionen bedürfte. Für sich gesondert betrachtet, kann deshalb jede Leistung als eng umgrenzt gelten im Vergleich mit dem unermeßlichen Werk, das sich den Blicken bietet. Bescheiden und beharrlich sind die wackeren Arbeiter jeden Ranges dann nicht weniger brav am Werk; sie schonen sich selbst nicht im mindesten und erhoffen von der Entfaltung ihrer Tatkraft doch nur neuen Ansporn und neue Hoffnung für die Zukunft. Ist das so zu verstehen, daß in gewissen Bezirken der allgemeinen Betätigung sich nicht auch Mängel zeigten? Die modernen Gemeinwesen wären wohl allzu glücklich, wenn diese Fragestellung nur für Brasilien ihre Berechtigung hätte!

Die politischen Fragen, die der Erledigung warten, beziehen sich hauptsächlich auf die Organisation, da die Grundsätze keinen Anlaß zu ernstlichen Meinungsverschiedenheiten geben können, seitdem sie verkündet und selbst in die republikanische Verfassungsurkunde als Doktrin aufgenommen sind. Erst bei ihrer praktischen Anwendung stellen sich die Schwierigkeiten ein. Das Kaisertum hatte ausgesprochen zentralisierende Neigungen*). Der republikanische Staatenbund folgt dem Beispiel der Vereinigten Staaten; er beruht auf der reinen Doktrin von der Selbständigkeit der einzelnen Bundesstaaten. Damit aber diese Selbständigkeit kein bloßes Wort sei, müssen die zwanzig Millionen Einwohner, die ungleich über ein Gebiet von der achtzehnfachen Ausdehnung Frankreichs verteilt sind, in jeder einzelnen Provinz ein genügendes Aufgebot von intelligenten und willenstarken Köpfen beschaffen können, um nicht nur die gesetzgebende Elite einer Regierung zu liefern, sondern auch noch in den Volksmassen eine moralische Macht zu bilden, die in dieser Elite zum Ausdruck kommen kann; im anderen Fall wäre die Demokratie lediglich eine Verkleidung der Tyrannei. In gewissen Staaten, wie in dem von Saint-Paul, ist offenbar ein Ueberschuß an solchen Energien vorhanden. In anderen scheint es daran zu fehlen. Die Zeit und die gemeinsame Arbeit werden ohne Zweifel einen so betrüblichen Stand der Dinge zum Bessern wenden. Einstweilen ist das Gleichgewicht gestört, und die Verfassung hat hauptsächlich theoretische Bedeutung. Daß dadurch einige Verwirrung entsteht, läßt sich nicht vermeiden, aber der Kampf zwischen Föderalisten und Unitariern dreht sich mehr um die Doktrin als um praktische Fragen.

Religiöse Fragen beschäftigen die öffenliche Meinung in ihren Kämpfen fast gar nicht. Das brasilische System der Trennung von Kirche und Staat hat einen Nunzius beibehalten, und die südamerikanische Naivität glaubt daran ein besonderes, die Außenwelt blendendes Schmuckstück zu besitzen.

Gesetze zum sozialen Schutze der landwirtschaftlichen und industriellen Arbeiter sind noch unbekannt. Die brasilische Republik wird sich auf diesem Gebiet möglichst bald den hohen Gesichtspunkten der alten Kulturländer anpassen müssen, um so mehr, als zahlreiche Ansiedler in Gegenden, wo die Verwaltung sich nicht genügend Geltung zu verschaffen weiß, so laut gegen schwere Mißbräuche Einspruch erhoben haben, daß lateinische Länder geglaubt haben, die Auswanderung nach Brasilien verbieten zu müssen. Man lasse es nicht dahin kommen, daß die Einzelstaaten aus diesem Anlaß ihre Souveränitätsrechte geltend machen: das würde die Zentralgewalt zwingen, sich für ohnmächtig zu erklären. Ein gemeinsames Vorgehen in diesen Lebensfragen stößt nämlich auf das Hindernis, von dem ich an früherer Stelle schon ein Wort sagte: die ungenügenden Vorbedingungen für die Bildung einer Selbstverwaltung in gewissen Staaten.

Das gleiche ist für das Unterrichtswesen zu bemerken, wie man das ja erwarten kann. Der allgemeinen Begeisterung für den Ausbau der höheren Studien entspricht in gewissen Staaten, in Saint-Paul z. B., eine großartige Blüte des Schulwesens, während man an anderen Punkten auf schlimme Unzulänglichkeiten stößt.

Auf dem Gebiet der städtischen Verwaltung hat der Stadtpräfekt Herr Inocencio Sorzedello Correa, der sein besonderes Augenmerk auf die Schulaufsicht richtet, sehr große Dienste geleistet, die ich hier nicht alle aufzählen kann. Aber der Mann, dem sowohl wegen seiner Verdienste um die Gesundung der Hauptstadt wie auch um die Einrichtung einer Sanitätspolizei an allen Ansteckungzentren des Landes eine Sonderstellung gebührt, ist Dr. Oswaldo Cruz, der durch unermüdliche Arbeit und ohne jemals den Mut zu verlieren, Rio de Janeiro vom gelben Fieber befreit hat.

Bekanntlich wird die Krankheit durch den Stich des Weibchens einer Moskitoart, des Stegomya calopus, wenn dies nahe am Eierlegen ist, übertragen. Im Jahr 1903 begann Dr. Oswaldo Cruz, nachdem er vom Kongreß die nötigen Vollmachten erhalten hatte, seinen Kampf gegen die fürchterliche Plage. Eine von ihm eingerichtete Sanitätspolizei erhielt die Aufgabe, die stehenden Gewässer auf Straßen und Häusern, in Höfen und Gärten, auf den Dächern, in den Rinnen und Kanälen, kurz überall, wo die Larven des Stegomya leben konnten, zu beseitigen. Unterstützt wurde er bei dieser Aufgabe in hervorragender Weise durch die allgemeinen hygienischen Maßnahmen, die in der Stadt in großem Stil betrieben wurden: Bau der Hafendämme, Erdaufschüttungen in den sumpfigen Vierteln, Niederreißung der von Krankheit befallenen Häuser, Durchbruch neuer Straßen usw. Im Laufe des ersten Jahres der sanitären Arbeiten zählte man nicht weniger als 550 Todesfälle, die auf Rechnung des gelben Fiebers gesetzt werden mußten. Diese Ziffer sank im folgenden Jahr auf 48, und seit drei Jahren ist nicht ein einziger Fall mehr zu verzeichnen gewesen. Ich brauche nicht zu sagen, daß die Brigade der Sanitätspolizei ihr Werk fortsetzt, und daß eine ständige Ueberwachung an allen Punkten der Stadt einschließlich der Wohnungen stattfindet, um jede Spur stehenden Wassers zu vertilgen. — Dr. Oswaldo Cruz, der sich gerade zu einer Reise

*) Kaiser Dom Pedro hat keine schlechten Erinnerungen hinterlassen. Jedermann spricht von ihm mit Hochachtung und Sympathie.

Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach dem Gebiet des Amazonenstromes rüstete, wo der Gesundheitzustand besonders schlecht ist, hatte schon im Vorjahr eine erste Sendung dieser Art ausgeführt. Er wird das schon begonnene Werk der sanitären Rettung im großen, für das ihm der Kongreß alle erforderlichen Geldmittel zur Verfügung stellt, weiter vervollkommnen. Das ist vielleicht der großartigste Teil seiner Lebensaufgabe, denn er muß einen ungeheuren Bezirk von außerordentlicher Fruchtbarkeit für alle Unternehmungen produktiver Tätigkeit und für die Zivilisation erschließen.

Eine so gewaltige Arbeit würde genügen, dieses Leben mit Ruhm zu kränzen, aber Dr. Oswaldo Cruz gehört zu den Leuten, deren Leistungsfähigkeit unerschöpflich ist. Als ehemaliger Schüler des Pasteurschen Instituts hat er seinem Vaterland ein gleiches Hilfsmittel für Studienzwecke, für Therapeutik und Prophylaxe bescheren wollen. In einer malerischen Windung der Bucht von Rio erhob sich ein kleines Gebäude, in dem ein Beamter der Präfektur die Verbrennung der Abfuhrstoffe leitete. Dr. Oswaldo Cruz hat dieses Haus in das Institut Manguinhos für Experimentalmedizin umgewandelt, dessen Aufgabe es ist, die ansteckenden und parasitären Krankheiten bei Menschen und Tieren sowie sämtliche hygienische Fragen zu studieren und die verschiedenen Serumarten herzustellen, deren sich die moderne Therapeutik beständig bedient. Vielleicht wäre es nicht nötig gewesen, zu den üppigen Ornamenten des maurischen Stils zu greifen, um diesen Arbeiten, die keiner Reklame bedürfen, ein Unterkommen zu verschaffen. Es muß aber zugegeben werden, daß diese phantastische Architektur in glücklichem Einklang steht mit den natürlichen Arabesken der überreichen Belaubung. Die Anstalt erhebt auf nichts Geringeres als auf den höchsten Grad der Vollkommenheit Anspruch, und da man bei den Krediten nichts gespart hat, so sind die Ergebnisse über jeden Vergleich erhaben. Geräumige Laboratorien, bequeme Säle für die Untersuchungen, alles nach den letzten Errungenschaften der modernen Technik eingerichtet. Operationssäle für Tiere mit Operationstischen und vollständiger Ausrüstung an chirurgischen Werkzeugen, Desinfektionsöfen, Luftpumpen. Ueberall Aufzüge, Gas, Elektrizität, Leitungen für Wasser und komprimierte Luft. Eine Bücherei und ein Saal, in dem die ausländischen Zeitschriften vollständig geordnet und aufbewahrt werden. Abgesonderte Pavillons zum Studium der wichtigsten Infektionskrankheiten und zur Herstellung des entsprechenden Serums. Jede dieser Abteilungen enthält einen leicht sterilisierbaren Stall mit einer Box, wo besondere Vorkehrungen es ermöglichen, das betreffende Tier zu überwachen und zu füttern, ohne daß man die Tür zu öffnen braucht. Jeder Pavillon hat als Anbau einen Raum für Untersuchungen und ein Laboratorium. Ein Ofen zur Verbrennung aller unreinen Stoffe ist vorhanden, ein Elektrizitätswerk usw.

Unter der Leitung des Dr. Oswaldo Cruz und zweier deutscher Bakteriologen arbeitet eine Schar junger brasilischer Gelehrter. Einer von ihnen, Dr. Chagas, ein Brasilier, ist in der gelehrten Welt durch seine Arbeiten in der Bakteriologie und Parasitologie wohlbekannt. Das Studiengebiet ist unbeschränkt, da die Tropenkrankheiten noch in so hohem Grad von Geheimnissen umgeben sind, abgesehen davon, daß auch auf dem Gebiet der parasitären Krankheiten bei Mensch und Tier nicht geringes Dunkel herrscht.

Tanzwalzer Woche 1. Sammlung
Tanzwalzer der Woche 2. Sammlung

Mehr als

50,000 Hefte

sind von den beiden Sammlungen „Tanzwalzer der Woche“ verkauft worden, in denen die neun preisgekrönten Walzer aus dem Wettbewerb der 4222 abgedruckt sind. Die flotten Melodien, die in dekorativ vollendeter Druckausstattung dargeboten werden, haben den Tanzwalzerheften der „Woche“ überall da Eingang verschafft, wo fröhliche Menschen dem Dreivierteltakt huldigen.

Beide Walzerhefte sind für je 1 Mark 50 Pf. durch alle Musikalien- und Buchhandlungen und die Filialen von August Scherl G. m. b. H. zu beziehen. Näheres auf beiliegender Bestellkarte.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einst und jetzt.

Plauderei von Hans Dominik.

Die italische Sage erzählt uns mancherlei von der Werkstatt des Gottes der Schmiedekunst, des alten Vulkan. Die liegt tief in der Erde unter dem Vesuv, und die Schmiedeesse führt geradeswegs durch den Berg in die Höhe. Wenn dort unten das Feuer angefacht wird, dann entströmen dem Gipfel des Berges mächtige Rauchwolken. Und wenn dann ein gewaltiges Eisenstück rotglühend war, dann traten die riesigen Schmiedegesellen des Gottes, die gigantischen Zyklopen, an den Amboß. Mit enormen Hämmern, die so schwer waren, daß hundert Sterbliche sie nicht bewegen konnten, hieben sie auf das Eisen ein, bis es sich reckte und streckte und Form gewann. Weithin aber dröhnte und zitterte die Erde, und die Anwohner des Vesuv spürten wohl an mächtigem Rollen und dumpfem unterirdischem Getöse die Schmiedearbeit des Gottes.

Was hier der Mythus so anschaulich schildert, das schien um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Wirklichkeit wiedergekommen zu sein. In den Kruppschen Werken bei Essen, die sich damals schon weitgehender Berühmtheit erfreuten, war um jene Zeit ein riesenhafter Stielhammer in Betrieb. Man stelle sich einen gewöhnlichen Handhammer vor, aber ins Ungeheure vergrößert. Aus dem einfachen Holzstiel war ein gewaltiger, aus mehreren starken Balken zusammengesetzter Träger geworden. Und das Hammereisen hatte sich zu einem Klotz von hundert Zentnern ausgewachsen.

Etwa in der Mitte seiner Länge war der Stiel drehbar gelagert. Am Stielende lief ein Rad, das mit Zacken besetzt war. Kraftvoll wurde es von einer Dampfmaschine gedreht. Dabei legte sich einer der Zacken auf das Stielende, drückte es unwiderstehlich nach unten und hob dadurch das andere Ende mit dem riesigen Hammereisen in die Höhe.

Es stieg, bis endlich der Radzacken oder Raddaumen vom Stielende abglitt. Und nun stürzte die hundert Zentner schwere Hammermasse mit zerschmetternder Wucht auf den Amboß herunter und versetzte dem großen rotwarmen Schmiedestück, das inzwischen dort hingebracht war, einen schweren Schlag. Und dann faßte der nächste Raddaumen den Hammerstiel von neuem und hob den Hammer zum nächsten Schlag.

So bearbeitete jener Hundertzentnerhammer das Schmiedestück, bis es so weit abgekühlt war, daß es von neuem in den Ofen mußte. In der neuen Hitze ging die Arbeit weiter, bis schließlich das Werkstück die gewünschte Form besaß.

Das war um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, und der Hundertzentnerhammer bildete eine der Sehenswürdigkeiten des Werkes. Aber immer mächtiger wurden die rotglühenden Stahlluppen, die man dem Hammer zu bearbeiten gab, immer langwieriger wurde die Schmiedearbeit und immer lebhafter die Erkenntnis, daß der Hundertzentnerhammer zu klein sei, ein nettes Spielzeug, aber nicht mehr den Anforderungen einer zeitgemäßen Technik gewachsen.

Das Jahr 1861 brachte einen wichtigen Gedenktag für die Geschichte des Gußstahlwerkes. Ein neuer Hammer, der Dampfhammer „Fritz", wurde in Betrieb gesetzt. Wie ein Riese nahm er sich gegenüber dem alten Stielhammer aus. Volle tausend Zentner betrug das Schlaggewicht. Und völlig aufgegeben war die alte Stielkonstruktion. Mit direktem Dampf wurde das Schlaggewicht gehoben, mit vollem Dampfdruck konnte es aus der Höhe auf das Schmiedestück heruntergeschmettert werden.

Der Dampfhammer „Fritz", der vor nunmehr fünfzig Jahren seine Arbeit begann, war sofort ein Weltwunder. Man fand nirgends etwas Aehnliches, und Gelehrte ebenso wie Minister und Monarchen reisten nach Essen, um den Riesenhammer bei der Arbeit zu sehen.

Ein einziger Mann bediente dabei einen leichten Steuerhebel, und genau so, wie er es wollte, hob und senkte sich das tausend Zentner schwere Hammergewicht.

Bald fuhr die Riesenmasse mit zerschmetternder Gewalt unter vollem Dampfdruck in die Tiefe und schmiedete einen mächtigen rotglühenden Stahlblock zu einem langen Barren aus, während die Gegend weithin im Umkreis mehrerer Kilometer unter den entsetzlichen Schlägen vibrierte. Und bald wieder fing der Mann am Steuerhebel die tausend Zentner des Hammergewichts so rechtzeitig durch eine winzige Hebelbewegung über einem Dampfkissen auf, daß der Amboß kaum noch berührt wurde.

In diesem Jahr hätte der Hammer seinen fünfzigsten Geburtstag feiern können. Aber dies Jahr wird auch gleichzeitig sein Todesjahr. Schon im letzten Jahrzehnt war er seltener zu hören. Und nun ist er endgültig stillgelegt und wird abgebrochen. Jener Tausendzentnerhammer, jenes einst so angestaunte Weltwunder, ist heute nicht mehr modern, muß heute einer neuen, sehr viel mächtigeren Maschine Platz machen. Wir brauchen im Essener Werk nur eine kurze Strecke zu gehen, um den neuen Apparat zu finden, der kräftiger noch und unwiderstehlicher als der alte Hammer „Fritz" die riesenhaften Stahlblöcke bearbeitet.

Es ist die hydraulische Schmiedepresse, die den Hammer verdrängt. Aeußerlich unterscheidet sie sich gar nicht so sehr von jenem Hammer. Hier wie dort ein mächtiges eisernes Rahmengestell. Hier wie dort unten ein kräftiger Amboß und oben eine bewegliche Masse.

Aber das Prinzip, die Arbeitsweise, ist von Grund auf geändert. Man kann Nüsse mit dem Hammer aufschlagen, aber man kann sie auch mit dem Nußknacker zerbrechen. Die Schmiedepresse arbeitet nach dem Nußknackerprinzip.

Ein Kran bringt in Ketten einen der gigantischen hellrotwarmen Gußstahlblöcke an, die hier verarbeitet werden. Schon vorher hat die Presse ihre Backen weit auseinandergerissen. Wie ein gierig aufgesperrter Rachen gähnt der Raum zwischen dem Amboß und dem Druckstempel der Presse. Eine letzte Bewegung des Krans, und der Stahlblock ruht auf dem Amboß.

Und nun eine einfache Hebelbewegung. Preßwasser, das unter einem Druck von achthundert Atmosphären steht, tritt in den riesenhaften Zylinder, in dem das obere kolbenartig ausgebildete Ende der beweglichen Preßbacke steckt. Langsam fährt die Backe in die Tiefe. Jetzt berührt sie den glühenden Block. Ihr Lauf verlangsamt sich, aber er hört nicht auf. Ein

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

leises Aechzen und Stöhnen geht durch die vier gut mannesstarken Stahlstangen, die das Preßoberteil mit dem Amboß verbinden und zusammenhalten. Aber unwiderstehlich dringt die Preßbacke weiter vor und knetet den rotwarmen Stahl zusammen wie Wachs.

Ein neuer Hebeldruck, und die Preßbacke führt wieder nach oben. Aber in den wenigen Arbeitsekunden hat sie mehr geleistet als zwanzig oder dreißig Volldampfschläge des Hammers „Fritz". Einige Manöver am elektrischen Kran und eine neue Stelle jenes Stahlblockes, demgegenüber die Menschen so winzig aussehen, liegt zwischen den Backen, und von neuem drückt und knetet die Presse den Stahl.

Mit zehn Millionen Kilogramm, d. h. mit zweihunderttausend Zentnern, kann diese Presse bei vollem Wasserdruck das Schmiedestück bearbeiten. Und das ist wohl eine Kraft, gegen die das Tausendzentnergewicht des Hammers „Fritz" nicht mehr konkurrieren kann. Stücke, die mit jenem Dampfhammer kaum noch zu bearbeiten waren, die zum mindesten mehrfach neu erhitzt werden mußten, werden unter dieser Schmiedepresse in einer einzigen Hitze ausgeschmiedet. Denn das ist der gewichtige Unterschied zwischen Hammer und Presse. Die Schläge des Hammers, die dort dröhnend niederfielen und das ganze Werk erzittern ließen, drangen nicht in die Tiefe der gigantischen Stahlblöcke ein. Sie blieben gewissermaßen in der Oberfläche stecken. Die Arbeit der Schmiedepresse hingegen geht durch und durch. Ihre Backen legen sich zuerst so sanft und ruhig an den glühenden Block, als wäre das Ganze nur ein Scherz. Aber in dem gleichen Maße, in dem der Widerstand des glühenden Stahles wächst, steigt auch der Preßdruck, und bis in seine tiefsten Tiefen hinein wird das Schmiedestück gereckt, geknetet und gestreckt.

Im Zeitraum einer halben Stunde entstehen so aus den Stahlluppen die gewünschten Werkstücke, entstehen Schiffswellen, Maschinenteile oder Kanonen.

Die Entdeckung Berlins.

Von Kurt Aram.

Nun können auch die Berliner von heute sagen, wie es vor mehr als vierhundert Jahren jene Wilden getan haben sollen, als der Tuchwebersohn Christoph Kolumbus zu ihnen kam: „Jetzt sind wir entdeckt!" Wir wissen, wieviel Schwierigkeiten Kolumbus zu überwinden hatte, bis er nach Amerika gelangte, und daß er all diese Schwierigkeiten nur deshalb erfolgreich überwinden konnte, weil er „mit seiner Beobachtungsgabe seltene Tatkraft und Festigkeit des Willens verband", denn so steht es in den Geschichtsbüchern zu lesen.

Das heutige Berlin zu entdecken und diese Entdeckung dann anschaulich, glaubhaft und kurzweilig darzustellen, ist auch keine Kleinigkeit. Was Moritz Carrière einst über Kolumbus sagte: „Alle Entdecker sind Männer mit lebendiger Einbildungskraft", das gilt fast noch mehr von dem Entdecker einer modernen Großstadt wie Berlin. Wenn ihr Territorium auch lange nicht so umfangreich ist wie das Amerikas, so ist es doch durchaus nicht leicht zu durchforschen.

Aber, wird man einwenden, wir haben doch so ausgezeichnete Pläne von Berlin. Man braucht sich nur an sie zu halten, um Berlin bis in die fernsten Winkel hinein zu entdecken und zu erforschen. Nun, Kolumbus besaß des Astronomen Toscanelli Karte des westlichen Ozeans und der Ueberfahrt nach Indien auf westlichem Wege, und Toscanelli war sicherlich seinerzeit kein geringerer Gelehrter als die Gelehrten der Berliner Stadtpläne von heute. Dennoch wissen wir gerade aus der Geschichte des Kolumbus, daß die besten Pläne und Karten bei Entdeckungen nur Handlangerdienste leisten, daß „Beobachtungsgabe, Tatkraft, Festigkeit des Willens" und nicht zum wenigsten auch lebendige Einbildungskraft hinzukommen müssen, soll eine Entdeckung von lebendiger Wirkung sein und mehr als ein neuer toter Punkt auf der Landkarte. Erst die lebendige Einbildungskraft gibt der Entdeckung Fleisch und Blut und macht sie für die Allgemeinheit fruchtbar.

Ein anderer Einwand gegen die Parallele zwischen der Entdeckung Amerikas und der Entdeckung des modernen Berlins dürfte lauten: Wir haben in Berlin Hochbahn, Elektrische, Droschken und Autos, die uns die Erforschung Berlins leicht machen. Nun, wenn es beim Entdecken in erster Linie auf die modernen Vehikel ankäme, dann brauchten wir heute von den Entdeckern überhaupt nicht mehr viel Wesens zu machen. Alle diese modernen Vehikel stehen jedermann in jedem Weltteil reichlich zur Verfügung, und überall werden Luftschiffe und Aeroplane noch dazu kommen. Trotzdem kann jemand jahrelang tagaus, tagein die modernsten Verkehrsmittel Groß-Berlins benutzen, und er weiß von Berlin doch nicht viel mehr als der Benzinkasten an seinem Auto. Er weiß vor allem noch gar nichts von alledem, was für Berlin besonders charakteristisch ist, wodurch es sich von anderen Städten unterscheidet und dergleichen mehr, was alles zu einer richtigen Entdeckung gehört.

Schließlich aber dürfen wir nicht vergessen, daß die Berliner von heute keine Wilden sind wie die Bewohner der Wadlisinseln von damals, von denen Kolumbus, in der einen Hand das entblößte Schwert, in der andern die Fahne Kastiliens, zuerst Besitz ergriff. So primitiv sind die heutigen Berliner wahrlich nicht. Niemand wird behaupten wollen, daß zwischen einem Bewohner der Berliner Ackerstraße und einem Hausbesitzer am Kurfürstendamm nicht mindestens ein so großer Unterschied sei wie zwischen einem Siouxindianer und einem Apachenhäuptling. Eine Damenkaffeegesellschaft in „Hundekehle" ist gewiß ein komplizierterer Anblick als ein Palaver der Rothäute. Die Friedenspfeife zu rauchen und zu schildern, ist einfacher als ein Diner bei Borchardt. Auch erscheint es mir leichter, sämtliche Sitten und Gebräuche der Einwohner San Salvadors zu verstehen und darzustellen als etwa den Berliner Brauch, der sich in den Worten kundtut: „Hier können Familien Kaffee kochen", oder die Berliner Sitte, nur mit Freibilletten in ein Theater zu gehen. Und was bedeutet ein indianischer Hochzeitstanz gegenüber einem Witwenball in Berlin O? Auch will ich mir ungestörter einen Weg durch den Urwald bahnen als durch das Netz der Berliner Straßenbahn.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So ließe sich noch mancherlei zum Vergleich heranziehen, um die Behauptung zu begründen, die auf den ersten Blick so kühn und verwegen aussieht, daß nämlich die Entdeckung des modernen Berlins so wenig eine kleine Leistung ist, wie es seinerzeit die Entdeckung Amerikas war. Ein weiterer Beweis mag auch noch in der Tatsache gefunden werden, daß eine solche Entdeckung schon häufiger versucht wurde, ohne bisher so recht gelingen zu wollen. Wie ja auch Kolumbus nicht der Erste war, der die Ueberfahrt nach Indien auf westlichem Weg zu finden trachtete.

Jetzt aber ist diese Entdeckung Berlins gelungen, und zwar durch den deutsch-amerikanischen Humoristen Henry F. Urban, der mit Erfolg Berlin nach allen Himmelsrichtungen durchquerte, diese Entdeckungsreisen zuerst im „Berliner Lokal-Anzeiger" veröffentlichte und sie nun als Buch unter dem Titel: „Die Entdeckung Berlins" (Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin 1911) herausgab. Auch hat der Zeichner Paul Haase dies Werk voll „Scherz und tieferer Bedeutung" mit angemessenen lustigen Zeichnungen versehen.

Urban war besonders dazu prädestiniert, das neue Berlin zu entdecken, denn er wurde seinerzeit mit Spreewasser getauft und lebte und schrieb dann viele Jahre in Neuyork, dessen Entwicklung mit der Berlins ja so manche Aehnlichkeit aufweist. So hat er es denn in diesem amüsanten Buch sogar fertiggebracht, zugleich mit Berlin für den deutschen Leser auch noch Neuyork zu entdecken. Indem er diese Stadt immer wieder zum Vergleich heranzieht, stehen am Schluß beide Großstädte gleich lebendig vor unseren Augen. Zwei Fliegen mit einem Schlag! Das nenne ich Glück und Talent haben. Aber auch sonst ist dieser Schriftsteller für seine Aufgabe ungewöhnlich gut ausgerüstet. Er ist zum Beispiel nie auf den Mund gefallen und schon deshalb Berliner Situationen und Menschen gewachsen. Wie sollte ein Erforscher Berlins wohl mit dieser Stadt fertig werden, dem es an Witz und Schlagfertigkeit gebräche? Er wäre gar bald „zugedeckt", daß ihm Hören und Sehen verginge. Herrn Urban ist der Schnabel kräftig und, wenn es sein muß, auch spitz gewachsen, so daß er sich seiner Haut wehren kann. Ein fixes Mundwerk und ein fixer Geist — ohne diese Waffen wäre er gewiß nicht so tief in das heutige Berlin eingedrungen. Hinzu kommt der geschulte Blick eines Vielgereisten, dessen Auge sich schnell und sicher auf alles Charakteristische und Besondere einstellt. Er weiß daher auch zu belehren, und seine Ausführungen zur Steuerfrage, so scherzhaft sie zuweilen auch klingen mögen, seien zum Beispiel allen Berliner Kommunalpolitikern, denen es besonders um die Hebung Berlins als Fremdenstadt zu tun ist, noch besonders empfohlen. Am erfreulichsten aber ist doch wohl der frische, humorvolle Ton, der dem Buch nie ausgeht. Es gehört zu den wenigen neuen Erscheinungen, bei deren Lektüre man wirklich immer wieder herzhaft lachen muß und deshalb auch mancherlei Kalauer und echt Berliner Schnoddrigkeiten willig über sich ergehen läßt. In der einen Hand den entblößten Füllfederhalter, in der anderen die Fahne des Humors, so ergriff Urban vom modernen Berlin Besitz.

„Wer unruhvollen, hellen Geist hat, scharfen Blick
Und auch viel Glück,
Entdeckt."

So sang mit Recht schon der alte Klopstock.

Unsere Bilder

Die römischen Jubiläumsfeste (Abb. S. 605 u. 606). Die Fremden, die zur Osterzeit gewiß in hellen Scharen nach Rom kommen werden, finden schon einen großen Teil der Jubiläumsausstellungen der ewigen Stadt eröffnet. Kürzlich wurde auch der deutsche Pavillon der Internationalen Kunstausstellung eröffnet. Wenige Tage darauf besuchte auch das deutsche Kronprinzenpaar die Kunstausstellung. Auf dem Wege dahin hatten die hohen Gäste Roms, geleitet von ihrem königlichen Gastfreund, das Forum Romanum besucht und sich von Professor Boni, dem Leiter der römischen Ausgrabungen, die melancholischen Herrlichkeiten dieser klassischen Ruinenstätte zeigen lassen.

Von Korfu (Abb. S. 608), der herrlichen Insel, auf der sich das deutsche Kaiserpaar in diesen Tagen aufhält, erzählen unsere Bilder. Die Mitglieder der kaiserlichen Familie verlassen fast täglich das Achilleion und seinen märchenhaften Park, um Spaziergänge in die Umgegend zu machen.

Das Luftschiff „Deutschland" (Abb. S. 607) erschien am 7. April, dem Vortage der silbernen Hochzeit im Hause Württemberg, über dem Stuttgarter Schloß, um an der Volkshuldigung für das königliche Jubelpaar mitzuwirken. Graf Zeppelin, der das Luftschiff führte, ließ einen herrlichen Blumenstrauß, den die Bevölkerung von Friedrichshafen gestiftet hatte, mittels eines Fallschirms hinabschweben.

Das neue spanische Kabinett Canalejas (Abb. S. 609) hat sich nach der Krise wieder vollständig konstituiert und dem König den verfassungsmäßigen Amtseid geleistet.

Madrid im Schnee (Abb. S. 609). Nicht nur wir Nordländer haben in den ersten Tagen dieses Frühlingsmonats April bitterlich gefroren. „Fern im Süd das schöne Spanien" war keineswegs besser daran. Madrid steckte am 6. April tief im schönsten Schnee.

Die Jury der Großen Berliner Kunstausstellung (Abb. S. 610) ist eifrig bei der Arbeit. In wenigen Tagen wird die Ausstellung eröffnet, die diesmal nur Werke deutscher Künstler enthalten soll.

Von der Berliner Reiseausstellung (Abb. S. 612). Unsere heutigen Illustrationen zeigen, auf welche Weise die schönsten Gegenden Deutschlands in der Reiseausstellung vertreten sind. Prächtige Gemälde, plastische Darstellungen und Kunstgegenstände schildern die Schönheiten der einzelnen Landschaften.

Im Wiener Musikvereinssaal (Abb. S. 611) wurde kürzlich zu wohltätigen Zwecken eine „Biedermeiersoiree" veranstaltet. Unser Bild gibt mehrere bekannte Persönlichkeiten der Musikwelt wieder.

Personalien (Abb. S. 610 u. 611). Der neue österreichisch-ungarische Botschafter in Petersburg Graf Thurn-Valsássina war zuletzt als Gesandter in Sofia tätig, wo er sich in schwieriger Zeit sehr bewährt hat. — Der Kaiser hat den bisherigen Kommandeur der 25. Division General d. Inf. von Strantz zum Kommandierenden General des 5. Armeekorps ernannt. — General d. Art. Max Gallwitz, zuletzt Kommandeur der 15. Division, wurde zum Inspekteur der Feldartillerie ernannt. — General d. Inf. z. D. Freiherr Böcklin v. Böcklinsau und seine Gemahlin feierten in voller Frische ihre goldene Hochzeit. — Prinzessin Ida Reuß ä. L. ist die letzte weibliche Angehörige dieser aussterbenden Linie, die noch nicht geheiratet hat. Vor kurzem hat sich die Prinzessin bekanntlich mit dem Prinzen Christoph Martin zu Stolberg-Roßla, dem Schwager des Braunschweiger Regenten, verlobt.

Die Toten der Woche

Professor Chwolson, bekannter Orientalist, † in Petersburg am 5. April im Alter von 92 Jahren.

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. **Christian Muff**, Rektor der Landesschule in Pforta, † in Naumburg am 6. April im 70. Lebensjahr.

Prof. Dr. **Berthold Riehl**, bekannter Kunsthistoriker, † in München am 5. April im Alter von 53 Jahren.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bilder vom Tage



Phot. Menasci.

Von links: Professor Boni, die Kronprinzessin, der König von Italien, der Kronprinz.

Besichtigung der Kunstschätze aus klassischer Zeit unter Führung des Professors Boni.

Das deutsche Kronprinzenpaar in Rom.

Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Feierliche Eröffnung des deutschen Pavillons.



Von links: Fürst Bülow, der König von Italien, Generalkommissar Prof. Kampf, Botschafter v. Jagow. Phot. Abeniacar.

König Viktor Emanuel verläßt nach der Eröffnungsfeier den deutschen Pavillon.

Von der Internationalen Kunstausstellung in Rom.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Silberhochzeit des württembergischen Königspaares.

Phot. Kurz.

Das Blumenarrangement des Grafen Zeppelin wird aus der Gondel im Fallschirm herabgelassen.

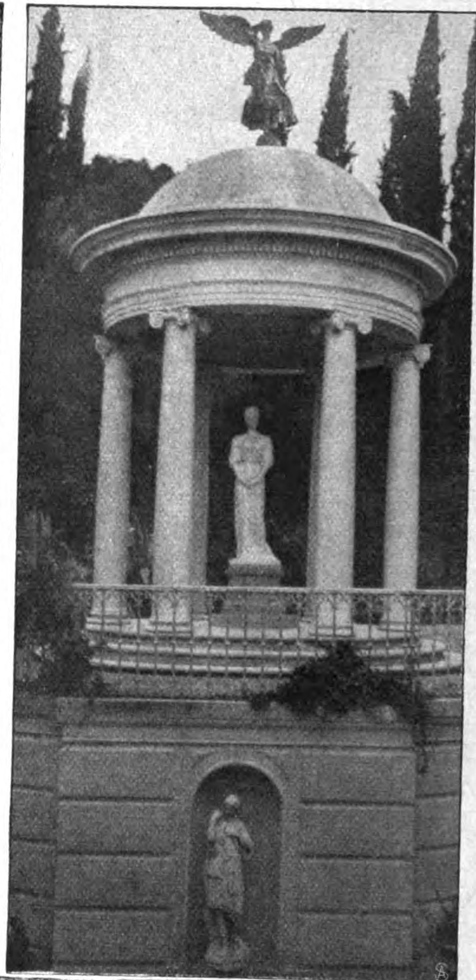


Das neue Zeppelin-Luftschiff „Deutschland" über Stuttgart.
Phot. Zimmerle.

Nebenstehend:
Die Gäste des Königspaares beobachten im Schloßhof die „Deutschland".
Phot. Kurz.

Generated on 2019-06-06 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY



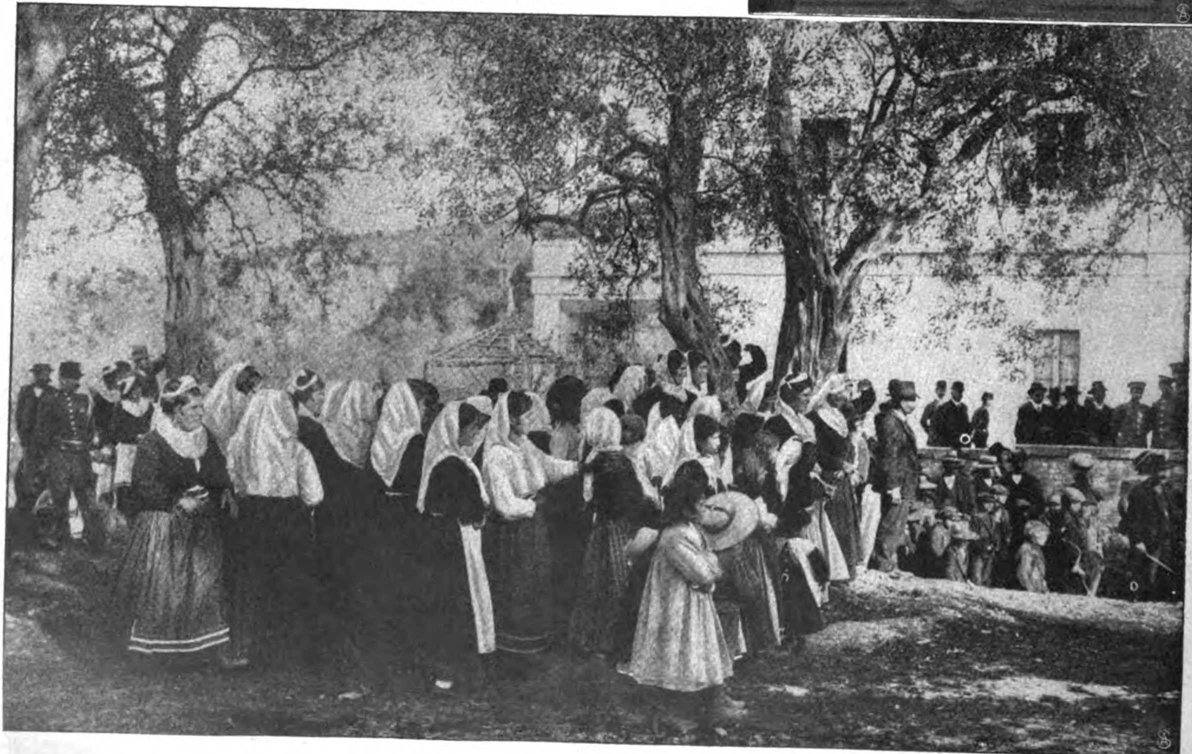


Aus dem Park des Schlosses Achilleion. — Nebenstehend: Das neue Denkmal der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich im Park des Achilleion. — Unteres Bild: Landbevölkerung aus Gasturi in Erwartung des Kaiserpaares.

Zum Aufenthalt des deutschen Kaiserpaares auf Korfu:

Bilder aus der Umgebung des Schlosses Achilleion.

Phot. Th. Jürgensen S. M. Jacht „Hohenzollern“.



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Von links: Ruiz Valarino (Inneres), Ministerpräsident Canalejas, Rodriganez (Finanzen), Amalio Gimeno (Unterricht), Garcia Prieto (Aeußeres), Rafael Gasset (Oeffentliche Arbeiten), A. Luque (Krieg).

Das neue spanische Ministerkabinett nach Ablegung des Amtseides im Königlichen Schloß zu Madrid.



Ein seltenes meteorologisches Ereignis: Madrid im Schnee am 6. April 1911.

Generated on 2019-06-06 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY



Christoph Martin Prinz zu Stolberg-Roßla und seine Braut Prinzessin Ida Reuß ä. L. Hofphot. E. Bieber.



Von links (stehend): Louis Lejenne, W. Brurlin, Prof. Haverkamp, Prof. Hugo Vogel, Prof. Schott, C. Starck, S. Wernekinck, Prof. Manzel, F. Paczka, Prof. Schäfer (Präsident); (sitzend): Max Schlichting, Prof. Hönemann, G. Morin, K. Langhammer, Prof. Koch.

Vorbereitung zur diesjährigen Großen Berliner Kunstausstellung: Die Jury bei der Arbeit.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Hofphot. Pietzner.

Duglas Graf von Thurn-Valsássina.

Der neue österreichisch-ungarische Botschafter in Petersburg.



General der Inf. v. Strantz,
der neue Kommandierende General des V. Armeekorps.



Phot. Liesendahl.

General der Art. Gallwitz,
der neue Inspekteur der Feldartillerie.





General der Inf. z. D. Frhr. Böcklin von Böcklinsau
und Gemahlin, geb. Power,
feierten das Fest der goldenen Hochzeit auf Rust bei Ettenheim.



Hofphot. Charles Scolik, Wien.

Von links sitzend: Felix von Weingartner, Else Wohlgemuth, Siegfried Löwy. (Stehend): Herr Enno, Leo Fall, Franz Lehár.

Musikalische Größen bei der Biedermeiersoiree im Musikvereinssaal in Wien.

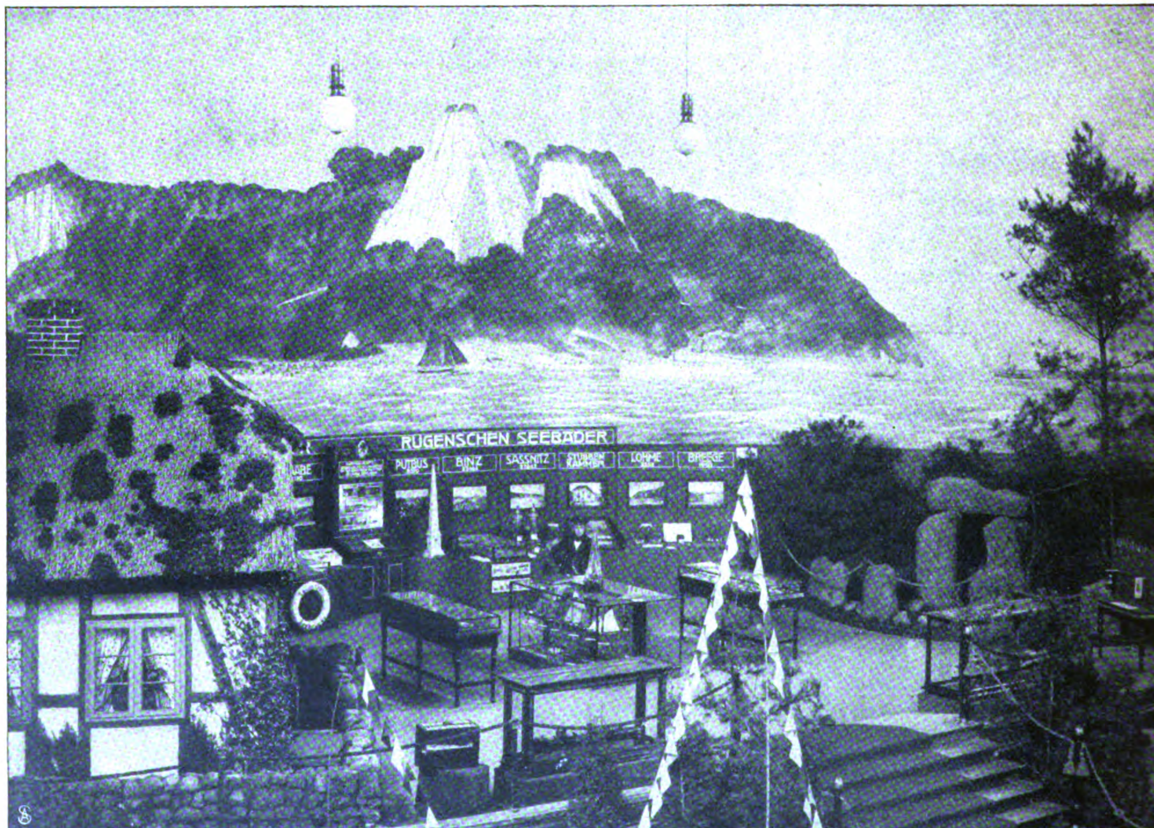
Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Elsaß-Lothringen und die Vogesen in der Ausstellung.



Die Seebäder der Insel Rügen: Panorama der Kreidegebirgsküste mit dem Königstuhl.
Von der Internationalen Ausstellung für Reise- und Fremdenverkehr in Berlin.
Phot. Zander & Labisch.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Skepp up Strann.

Roman von

Meta Schoepp.

5. Fortsetzung.

Als die Sonne durch bleigraue Wolken brach, zogen geschäftige Hände die Boote an den Strand. Als die Sonne das von Tang und Geröll bedeckte Vorland beleuchtete, liefen Männer und Frauen und Kinder durch die brandende See den Männern entgegen — führten sie triumphierend an den Händen, schmiegten sich an sie, streichelten die Hände — und achteten nicht der rollenden Seen und achteten nicht des zunehmenden Sturms. Von West war er auf Nordwest umgesprungen — klar und kalt sah der Himmel auf den wilden Tumult herab — die Flut kam herauf.

Im Schutz der Häuser standen Sir Henry King und der Hauptmann. Und neben ihnen in dunklem Mantel die Baronin Thielen! Und die beiden Pastoren waren da und Peter Mohr. Und die Leute, die durchnäßt, erschöpft, übermüdet sich durch den Sturm vorwärts kämpften, sahen gleichgültig zu ihnen hinüber und wußten nicht recht, warum der preußische Hauptmann plötzlich Hinrich Auckens um den Hals fiel und ihm so kräftig auf den nassen Buckel klopfte. Unwillkürlich sah Peter Krohn, ob was drauf zu sehen wäre. Und Sir King schrie Jasper Botters zu, daß er für jeden zwei Taler aus der Landeskasse angewiesen hätte; und Jasper Botters nickte ernst mit dem Kopf. Das Antje würde froh sein. Peter Mohr winkte nur. Und sie wußten, heißer Grog stand bereit für sie wie das letztemal, als der Schoner auf den Klippen strandete und von der Rettungsmannschaft einer fast über Bord ging.

Und ein freudiger Schein flog über die ernsten Gesichter. Nach solchem Tanz weiß man heißen Grog zu würdigen. Den nimmt man, noch ehe man aus dem triefenden Seezeug kommt.

Sie folgten alle Peter Mohr. Und blinzelten sich mit den Augen zu. Und hatten die Schrecken vergessen. Einige schleppten die Geretteten mit sich. Die mußten auch heißen Grog trinken. Und vorher mußte man sie auf den Kopf stellen. Sie hatten zu viel Wasser geschluckt. Sahen so merkwürdig blau aus. Und die Beine hingen, und die Augen sahen stier; sie sahen noch immer die Schrecken. Alle hatten Mitleid mit ihnen. Einige Frauen hatten warme Decken. Den jungen Matrosen, den sie trugen, der eine klaffende Wunde an der Stirn hatte, nahmen die Petersens ins Haus, die Verwandten der „Baronin". Und die alte Petersen hatte helle Tränen in den Augen. So ein armer Mensch! Und noch so jung! Nicht mal 'n Bart hat er. Und auf der Brust ein Kreuz. Vielleicht gab's ihm seine Mutter. Was für ein Jammer, wenn so eine Mutter auf den Sohn wartet — und er kommt nicht! Kommt nie mehr! Verrückt kann sie drüber werden. Tetje Jansen ist verrückt geworden. In der Südsee strandete das Schiff, mit dem ihr einziger fuhr. Vor vielen Jahren. Und sie war wunderlich seitdem. Kann's nicht fassen, daß er tot ist. Geht zu jedem Schiff an den Strand — er muß doch kommen! Er kann doch das Lunn und die Mutter nicht vergessen! Was für eine Freude das sein wird! Was für ein Wiedersehen!

Der arme Teufel! An welchem Strand wohl seine Knochen bleichen?

In langem Zug folgten die Männer Peter Mohr. Thora Thielen sah allen in die Augen. Mit einer so hellen Freude — mit so strahlenden Augen — was waren es für Helden! Was waren es für prachtvolle Menschen! Sie verstand ihren Schwager nicht, der so erbittert von ihnen sprach! War fast böse auf den kleinen Hauptmann und den Pastor King, die nur Böses von ihnen zu berichten wußten. Und als Andrésen Siemens vorüberkam in seinem triefenden Zeug, und als sie sah, wie er schwerfällig daherzog, weil in seinem Arm ein armer Teufel hing, dessen zerrissene Kleider wie Lumpen an ihm hingen, dessen blauweißer Körper aus den triefenden Lumpen heraussah, da konnte sie nicht anders. Beide Hände streckte sie ihm hin; ihre Augen standen voll Tränen. Und Andrésen drückte vorsichtig diese weiße, weiche Hand — und drückte den Arm des halberstarrten Menschen sehr fest. Und er mußte lachen. Er konnte sich gar nicht erinnern, daß er sich einmal so froh, so stark gefühlt. Wie so eine Fahrt im Sturm doch stärkt!

Er ging nicht zu Peter Mohr. Er mußte den Steuermann erst zu Bett bringen. Und der kleine Hauptmann schloß sich ihm an. Der wollte helfen. Und die Pastoren gingen auch mit. Zwischen den Häusern des Unterlandes war Schutz vor dem Sturm; Siemens' Häuschen, an das seine Werkstatt grenzte, lag am Fuße des schroff aufsteigenden Felsens, ganz am Ende des alten Seilerweges.

Und nun machte sich auch Sir King auf den Heimweg. Galant bot er der schönen Frau neben ihm den Arm. Und hatte ein spöttisches Lächeln für ihre feuchten Augen. Wie sentimental deutsche Frauen sind. Sie haben Tränen, wenn die Sonne untergeht, und haben Tränen, wenn Menschen gerettet werden. Merkwürdige Leute! — — —

Die Helgoländer waren nicht sentimental. Während die Männer schliefen und unter großen Federbetten schwitzten, standen die Wachen unentwegt am Falm, an der Blüse; achteten nicht des Sturmes, der wirklich zum Orkan angeschwollen war; starrten über den brodelnden Kessel hinweg zum Horizont — mit der großen, unausgesprochenen Hoffnung im Herzen, daß dieses Wetter ihnen helfen mußte! Gott konnte sie nicht ganz

Copyright 1911 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vergessen haben! Immer hatte Gott geholfen, wenn es zu schlimm war auf dem Heiligenland. Und Antje Botters stand mit gefalteten Händen vor dem kleinen Topf mit Kartoffeln, die durchaus nicht kochen wollten, weil der Sturm immer wieder das Feuer ausblies, und betete so recht von Herzen, daß Gott ihrer und ihrer Kinder gedenken möchte. Und Krüß und Andrésen sagten im „langen Jammer" zu Dulke: Das Wetter muß es bringen! Das kann ja nicht angehen! Und Pastor Hinkelmann betete in seiner Stube so recht von Herzen — lieber Gott, bewahre die Insel und bewahre die armen Menschen auf See vor Gefahr! Laß sie nicht auf die Klippen dieser fürchterlichen Insel kommen! Wie schrecklich das sein kann, haben wir ja nun erlebt! Laß es nun genug sein mit deinem Zorn und laß wieder deine Gnade leuchten!

Und hätten die Helgoländer eine Ahnung gehabt von diesem Gebet, hätten sie den armen Pastor sicherlich noch zur selben Stunde vom heiligen Land hinuntergejagt. Denn es war fraglos, daß sein Gebet mehr Kraft hatte als das Antjes und der Insulaner. Als der Sturm ausgetobt hatte, spülten die Wellen einige Planken an den Strand, und davon holte sich Jakob Lührs ein Stück. Das Heck des Dreimasters hockte auf dem Drûk; das einzige schauerliche Überbleibsel des Seglers. Nach einigen Tagen fuhren die Schiffbrüchigen mit Peter Krohn nach Kuxhaven.

Und nach wie vor brütete Frau Sorge auf Helgoland. Und nach wie vor blickten ihre hohlen Augen über das Land und über das Meer.

Und die Kinder weinten, denn sie litten Hunger.

* * *

Das war das Wunderbare: seitdem Jakob Lührs und Peter Johannsen zusammen eine Schaluppe besaßen, vertrugen sie sich nicht mehr. Die Freundschaft der beiden Familien war so groß gewesen, daß die Männer sich vorgenommen hatten, von nun an in Kompagnie zu arbeiten. Und hatten vor drei Jahren die Slup bauen lassen und ihr einen wunderschönen Namen gegeben: „Seid friedlich." Und — der Teufel hat sein Spiel — auf einmal vertrugen sie sich nicht mehr. Auf einmal sagte Katje Johannsen Frau Lührs allerhand häßliche Dinge nach: da waren Löcher in Jakobs Seezeug, daß das einen Hund jammern konnte; da gab es Mäuse im Oberzimmer, daß es sich anhörte, als übte der preußische Hauptmann die Wachtparade. Da stand das Geschirr vom Abend noch am nächsten Nachmittag in der Küche. Da stand Pontje Lührs, wann man auch vorbeikam, mit dem guten Peik und netten Zeugstiefeln und einer neuen Mütze auf dem Kopf vor der Tür und tat, als wenn sie einen Strumpf strickte. Aber sie strickte keinen Strumpf. Perke Thaten paßte genau auf durch das kleine Küchenfenster; das konnte sie, ohne bemerkt zu werden, weil die Rückseiten der Häuser immer den Fronten der Häuser der gleichen Straße zugekehrt waren.

„Das ist nur man so tun", sagte Perke.

Pay Klaasen sah ihr auch auf die Finger. Seitdem er sein Geld bewachte, war er selbst ein altes Weib geworden. Kümmerte sich um jeden Klatsch, beteiligte sich an allen Gereden. Wußte, wieviel Milch Pontje im Topf heimbrachte nach dem Melken, wieviel Stück Torf sie verbrauchte, und daß in einer Woche der Fisch zweimal versalzen war.

„Was tut sie denn?" sagte Katje zornig, und weil sie ein Recht dazu hatte, ging sie eines Tages kurz entschlossen zu ihr, gerade als Pontje wieder vor der Tür saß und vergnügt die Straße hinauf und hinunter guckte.

„Hast ja viel Tid jetzt", sagte Katje.

Pontje gab das zu. „Das soll wohl sein."

„Und wie schmuck du aussiehst! Willst wohl tanzen gehen?"

Unwillkürlich wiegte sich die hübsche Frau in den Hüften. Sie hatte so ein lustiges Lachen in den Augen.

„Wenn man nun keine Kinder hat", sagte sie. „Das ist ja 'ne rechte Plage für dich. Dein Mann sagt ja auch, daß du alt geworden bist von den dreien."

Katje sah sie sprachlos an. Das war doch eine Herausforderung, wie sie sie nicht für möglich gehalten hatte. Sie schnappte nach Luft. Hatte die Hände in die Seite gestemmt. —

„Wer sagt es? Hat man so etwas gehört! Wie sie lügen kann!"

Pontje sah in allen Türen Nachbarinnen erscheinen, die neugierig herüberschielten, und da sie ein loses Mundwerk hatte, machte es ihr Spaß, Katje zu ärgern. Denn auch sie hegte einen tiefen Groll gegen die andere.

„Was ist da zu lügen? Du weißt es ja selbst. Wie sind deine Haare dünn geworden! Und was hast du für hübsche Zöpfe gehabt! Ich habe gesagt — Katje muß sich einen Zopf kaufen. Es kleidet sie gut. Frau Pastor Ring hat zwei. Die gibt ihr einen, habe ich ihm gesagt!"

Katje war ganz fassungslos.

„Und mager as 'ne Katt", fuhr Pontje fort und ließ ihre Augen scheinbar mitleidig an Katje hinuntergleiten. „Da nützt all die Ordnung nichts. Ich habe ihm gesagt, wenn die Frau an sich nichts mehr zu schmücken hat, fängt sie bei anderen an."

„Du Ekel!" schrie Katje außer sich.

„Und wenn sie mager sind, habe ich gesagt, werden sie giftig."

Die Nachbarinnen kamen näher und sahen voller Befriedigung, daß Katje wie eine Katze auf Pontje zugesprungen war, sie in die blonden Zöpfe griff und sie unsanft ins Gesicht schlug. Und ebenso rasch hatte sie die Erwiderung; denn Pontje war die Stärkere. Es entstand eine regelrechte Balgerei, die erst aufhörte, als Pontje ins Haus sprang und die Tür verriegelte. Die knochigen Fäuste der Feindin wußten derb anzupacken, und in das weiße Fürhemd hatte sie ihr ein großes Loch gerissen.

„So ein Ekel", sagte auch Pontje, betrachtete sich in einem kleinen Spiegel und schluchzte laut auf. Wie hatte Katje sie zugerichtet! Weinend hatte sie es ihrem Mann erzählt.

„Snack!" sagte der und war ärgerlich. Daß die Weiber keine Ruhe halten können.

Und Katje erzählte es auch zu Hause. Und Peter sollte nicht mehr zu Lührs gehen. Und das Kompagniegeschäft sollte aufhören. Der ruhige Lührs sollte nicht

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

länger Freund sein mit dem noch ruhigeren Johannsen. Wenn sie sich im Pottchen trafen, sollten sie nicht miteinander sprechen, und den Het en Söten, den Johannsen so gern bei Lührs trank, und den gerade Pontje so gut zuzubereiten verstand, sollte er auch nicht mehr haben.

„Das kann nicht angehen", sagte Johannsen unwillig. Aber Bogge Dehn und Wentje Ralfs hinterbrachten es Katje, daß ihr Mann mit Jakob verkehrte wie zuvor. Und da gab es einen bösen Lärm, denn Katje war die Regierung zu Hause und ließ nichts durchgehen.

So war die Feindschaft zwischen ihnen entstanden. Und da man nichts zu tun hatte und der Tag mit Trinken und „Snacken" verbracht wurde, es auch jeder für seine Pflicht hielt, dazu beizutragen, daß so ein Streit nicht in Vergessenheit geriet, kam es bald dahin, daß sich auch Jakob Lührs und Peter Johannsen scheel ansahen. Auf einmal sollte Lührs gesagt haben, daß Johannsens Jüngster aussah wie ein Pog (Frosch). Und es wurde wieder aufgetischt, daß Johannsen mal vor vielen Jahren beim Bergen dem Jakob Lührs den Sack Reis weggeholt hatte, den der sich in Sicherheit gebracht. Und daß das kein schöner Zug von ihm war, und daß er das nicht um ihn verdient hatte. Und das Ende vom Lied war, daß in der Schaluppe „Seid friedlich" mehr Zank und Streit war als in irgendeiner anderen, und daß das Kompagniegeschäft unter der öffentlichen Feindschaft natürlich litt.

Aber die verbotenen Früchte schmecken am besten. Als Peter Johannsen nicht mehr Pontjes Het en Söten trinken durfte, hatte er eine rechte Sehnsucht nach ihr. Und was er nie vorher getan, er fing an, an Pontje zu denken, wenn Katje an ihm herumregierte. An ihr lustiges Lachen dachte er, an den schönen Dorsch, an ihre runden Arme und die behagliche Ruhe in ihrem Häuschen. Er hatte einen rechten Neid auf Jakob Lührs, der all das besaß, nach dem er sich sehnte, und ging er zum Falm, schielte er zu dessen Haus hin, ob er das Pontje wohl mal sähe.

Und manchmal sah er sie auch.

Und auch Pontje empfand etwas wie Sehnsucht nach ihm. Es hatte doch recht wohl getan, wenn Johannsen ihr so wohlgefällig nachsah. Wenn er sie mal in den Arm kniff, wenn er erzählte und mehr zu ihr sprach als zu Jakob. Wie langweilig war es jetzt! Den ganzen Tag war ihr Mann am Falm oder im Pottchen. Sprach kaum drei Worte. War immer mißgestimmt und hatte ganz vergessen, daß sie eine hübsche, junge Frau war. Aber Pay Klaasen kam öfter, das alte Klosterweib, und erzählte, was Katje gesagt hatte, und daß Peter Johannsen einen heiligen Schwur getan, Pontje Lührs nicht mehr anzusehen. Und Pontje spitzte die Ohren und reckte sich und sah sich mal genau in dem Spiegel —

Perke Thaten traute ihren Ohren nicht. Auf der Insel weinten die Frauen in ihrer großen Not und wußten nicht, was sie tun sollten für den Winter. Und waren zu Sir Henry King gegangen, damit er eine Eingabe mache an die Regierung, und hatten Röhrs gesagt, daß ihre Kinder für einen Taler jetzt das Preußenlied singen dürften. Und daß das ja doch nicht schlimm wäre; und daß sie es nur aus Not tun sollten. Und in dieser großen Not hörte Perke durch ihr Küchenfenster Pontje singen.

In dem kleinen Garten saß sie, der, auch an der Straße, zwischen ihrem und Paulsens Haus lag. Er hatte eine nette, kleine Laube, an der Hopfen rankte, auf dem sie Spitzen und feines Leinen bleichen konnte. Im Sommer kletterte der Hopfen bis zu dem Giebelfenster hinauf, von dem man, über Paulsens Haus weg, eine wundervolle Aussicht übers Meer hatte. Aber jetzt war er vertrocknet. Etwas herausfordernd sang Pontje ihr Lied:

> Slim, mien Moderken, slim, mien Moderken,
> Slim, mien Moderken; slim, slim.
> Is mien Moderken noch so slim,
> Geh ich doch zum Tanze hin.

Perke Thaten reckte ihren Kopf so weit zum Fenster hinaus, wie es irgend ging. Warum war Pontje so lustig? Wie konnte Pontje jetzt singen? Saß im „Kirchhof" und nähte an einer neuen Haube und sang so laut, daß es die Straße hinaufschallte!

Die nette, kleine Laube hieß der Kirchhof; Jakob Lührs' Kirchhof. Es war niemand dort begraben. Aber sie war eine Erinnerung an Tote. Sie war ganz aus Planken gestrandeter Schiffe hergestellt, das Innere aber mit kleinen Brettchen belegt wie die Stuben mit den Kacheln. Und jedes Brettchen trug den Namen des Schiffes, von dem es stammte; den Namen und das Datum, da das Wrack angetrieben oder das Schiff gekentert war. Es war eine traurige Sammlung. Jakob Lührs wußte zu jedem eine Geschichte. Er saß in der Laube und sah das Schild der „Lauritia". Ein schmucker Schoner. Sprang in den Gischt wie ein Mädchen zum Tanz; hatte es so eilig, an die Riffe zu kommen; setzte kopfüber hinein. Daneben die Brigg „Anne-Marie"; wollte durchaus nicht in den tollen Wirbel; kämpfte und wehrte sich. In den Toppen saßen die Leute, die armen Burschen. Haben ein ehrlich Begräbnis bekommen auf der Sandinsel. Und „Johanna Kalwers" rannte so heftig auf den hog Steen, daß ihr Leib aufriß, und das Wasser strömte hinein, und die Mannschaft ließ den Heckhänger herab; aber ehe sie noch abgestoßen waren, nahm es eine Sturzsee und zerschellte es. Jede Tafel erzählte eine Geschichte von Verzweiflung und Kampf und Tod. Man sagte, daß Jakob Lührs so ein stiller Mann war, weil er seinen Grog so gern in dieser Laube trank, und daß für ihn dann die Toten wieder lebendig wurden.

Pontje sang darin: Slim, mien Moderken —

Auch die Decke zeigte eine gar merkwürdige Sammlung. Flaschen hingen da, die einen letzten Gruß an die Küste bringen sollten, zerrissene Trossen, Enden von Tauen, ein Kompaß, einige Stücke Ankerketten —

Die Leute hatten schon recht, wenn sie diese Laube einen Kirchhof nannten. Frau Paulsen, die es immer wußte, wann es umging, sagte, sie höre oft ein Klagen und Wimmern und Ächzen und Stöhnen, daß es einem die Haare zu Berge trieb. Für nichts in der Welt

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

würde sie sich abends in die Laube setzen. Da waren ja Geister versammelt, die sich von diesen Trümmern nicht trennen konnten. In langem Zug kamen sie von den Klippen, kamen durch die stille Gasse, trauerten an ihrem Kirchhof — eine unheimliche Gesellschaft hatte sich Jakob Lührs mit seinem Kirchhof aufs Oberland gezogen.

Pontje aber sang: Slim, mien Moderken —

Perke Thaten sah es fast als Beleidigung an. Seit Wochen ging das nun schon so. Wenn man durch das kleine Fenster sah, saß Pontje vor der Tür, so vergnügt und lustig, als gäbe es nur eitel Glück auf Heiligland und immer wie zum Tanz angezogen. Früher war das ein Spektakel gewesen, wenn Jakob spät aus dem Pottchen kam, und immer hatte er Paulsen oder Thaten oder Johannsen bei sich als Schutztruppe; die mußten warten, bis er glücklich an Bord war. Und nun kein Wort und immer Frieden. Sie strickte weiße Strümpfe und sang: Slim, mien Moderken — —

Pontje begoß auf dem kleinen Rasenplatz ihre Spitzen und Fürhemden, saß in der Laube und betrachtete von da aus aufmerksam ein Stückchen Giebeldach, in dem ein kleines Fensterchen angebracht war. Es war Johannsens Dach. Und das Fensterchen war ein Zeichen, wenn es offen stand. Aber es war geschlossen.

Pontje seufzte ein bißchen, fand es zu kalt in der Laube und ging ins Haus zurück. Bereitete den Pei für Jakob; um sechs Uhr kam er vom Falm, und sicher ging er ins Pottchen. Was sollte man tun? Es war stilles Wetter, die Schiffe fuhren vorbei; manchmal fuhr man hinaus, um zu fischen, aber die Stürme hatten die Fische vertrieben. Schlimme Zeit auf Helgoland. Die Männer saßen mutlos im Pottchen und tranken Rum und sprachen von den Schrecken vor einigen Wintern, als die englische Regierung eingreifen mußte, damit man nicht Hungers starb!

Pontje langweilte sich, gähnte — und ging zu Bett.

Der Wächter hatte mit seiner Rassel gerade die zwölfte Stunde angegeben, da schrie jemand auf der Gasse laut auf, und dann trommelte es an Pontjes Fenster. Und Perke Thaten kam neugierig herzu, und Pontje hörte ein eiliges Knacken und Krachen auf der Treppe und ein Tasten und Huschen. Sie schrie laut auf — ging es um? Waren es Diebe? Deutlich hörte sie Tritte.

„Hilfe!“ schrie Pontje entsetzt und sprang aus dem Bett. Sie griff mit zitternden Händen nach ihrem Rock.

„Sie schreit schon“, sagte jemand draußen.

„Dat 's en Späuk!“

„Das kommt vom Kirchhof.“

„Und das drückt ihr jetzt wohl die Kehle zu! Höre mal, wie's schreit!“

Pontje schrie aus voller Kehle. Es war alles still jetzt. Aber ihr Entsetzen war so groß, daß sie schreien mußte. Wenn das wirklich umging? Wenn die Geister keine Ruhe finden konnten? Sie schrie und weinte und wagte sich nicht bis zur Tür, die nur angelehnt war, und durch die jeden Augenblick etwas Grausiges eintreten konnte.

Die draußen schien es auch zu gruseln. Einige schrien nach dem Nachtwächter. Hinrich Haas sollte kommen. Hinrich Haas ist dazu da.

„Hinrich Haas!“ schrie Perke Thaten; sie war blaurot vor Kälte. Die Märznacht war frisch. Sie hatte nur den Peik übergeworfen, und die paar grauen Haarsträhnen waren wenig Schutz für ihren Kopf. Sie würde morgen Reißen haben in allen Gliedern. Aber wenn das späukt, muß man doch dabei sein! Das ist doch was Besonderes! Das kommt doch nicht oft vor. „Hinrich Haas!“ schrie sie so laut, wie sie konnte, „komm doch hierher und bring dein Schießgewehr mit!“

„So ein Ekel!“ sagte ganz deutlich das Gespenst auf dem Boden.

Und auch das hörte Pontje und verstummte vor Schreck. Nun war's kein Gespenst, nun war's Peter Johannsen.

Sie mußte sich setzen, so fuhr ihr der Schreck in die Glieder. Nichts wie Ungelegenheiten hatte sie von Johannsen! Nun saß der dumme Kerl auf dem Boden, und Perke, das giftige Weib, alarmierte die Insel!

„Hinrich Haas!“ schrie Perke. Und man hörte ihr die Freude an, etwas Besonderes zu erleben, an dem sie nur als Zuschauerin beteiligt war. „Bei Jakob Lührs späukt es! Und das ist mir schon immer so gewesen — —“

Pontje verharrte in dumpfem Schrecken. Sie vermochte kein Glied zu rühren. Sie selbst hatte um Hilfe geschrien, hatte sich selbst verraten, sie war wütend auf sich, wütend auf Johannsen, nun brauchten sie nur noch Jakob zu holen.

Da kam schon jemand, und ein anderer drängte nach. Die Gasse war voll Menschen. Alles fragte, schrie; es wurde hell draußen; Perke erschien mit einer Laterne und hielt sie hoch. Wie sah sie abscheulich aus! Was ging sie's denn an? Und hinter ihr das dumme, neugierige Gesicht von Hinrich Haas — er war wunderlich, sagten die Leute. Aber was hatte er sich um Pontjes Gespenst zu kümmern!

„Da soll ein Gespenst sein!“ sagte Hinrich Haas.

Pontje fuhr wütend auf ihn los. „Es ni woer!“

Perkes neugierige Augen schweiften überall umher. „Das war, als wenn du geschrien hast!“

„Weil ich schwer geträumt habe — —“

„Das kann wohl sein“, sagte Perke und sah die Treppe hinauf.

Und da kam Frau Paulsen, und Pay Klaasen kam und hatten all so niederträchtige Gesichter und hatten gar keine Scheu vor dem Gespenst. Deutlich hörte Pontje es auf dem Boden knacken, und die anderen hörten es wohl auch, lauschten hinauf.

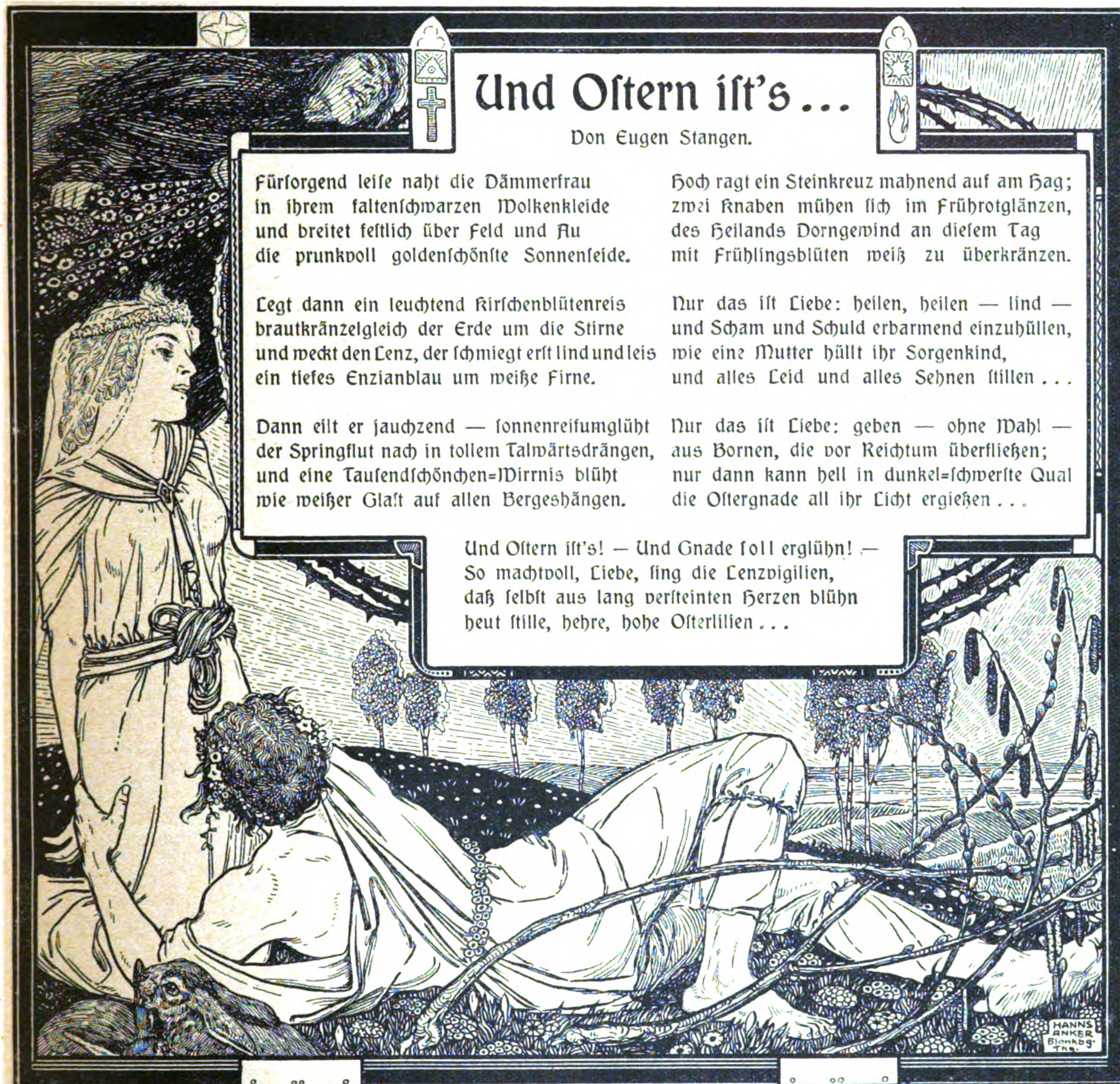
Wo kamen nur all die Menschen her? Pontje zitterte vor Wut. Wenn sie der Alten mit ihren Nägeln das grinsende Gesicht zeichnen könnte! Nun fehlte nur noch, daß Katje kam — lieber Gott, was war's für eine Dummheit! Wie konnte der Mensch nur diese Dummheit machen!

Und dann geschah etwas Furchtbares.

Es gab einen Krach, ein schwerer Körper fiel dumpf auf; Perke schrie gellend auf, und alles lief hinaus —

„Das ist kein Gespenst“, sagte Hinrich Haas verwundert. „Das ist Peter Johannsen. Und das ist nicht hübsch von ihm, daß er hier eingebrochen ist.“

Generated on 2019-06-06 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY



Und Ostern ist's . . .

Von Eugen Stangen.

Fürsorgend leise naht die Dämmerfrau
in ihrem faltenschwarzen Wolkenkleide
und breitet festlich über Feld und Au
die prunkvoll goldenschönste Sonnenseide.

Legt dann ein leuchtend Kirschenblütenreis
brautkränzelgleich der Erde um die Stirne
und weckt den Lenz, der schmiegt erst lind und leis
ein tiefes Enzianblau um weiße Firne.

Dann eilt er jauchzend — sonnenreifumglüht
der Springflut nach in tollem Talwärtsdrängen,
und eine Tausendschönchen=Wirrnis blüht
wie weißer Glast auf allen Bergeshängen.

Hoch ragt ein Steinkreuz mahnend auf am Hag;
zwei Knaben mühen sich im Frührotglänzen,
des Heilands Dorngewind an diesem Tag
mit Frühlingsblüten weiß zu überkränzen.

Nur das ist Liebe: heilen, heilen — lind —
und Scham und Schuld erbarmend einzuhüllen,
wie eine Mutter hüllt ihr Sorgenkind,
und alles Leid und alles Sehnen stillen . . .

Nur das ist Liebe: geben — ohne Wahl! —
aus Bornen, die vor Reichtum überfließen;
nur dann kann hell in dunkel=schwerste Qual
die Ostergnade all ihr Licht ergießen . . .

Und Ostern ist's! — Und Gnade soll erglühn! —
So machtvoll, Liebe, sing die Lenzvigilien,
daß selbst aus lang versteinten Herzen blühn
heut stille, hehre, hohe Osterlilien . . .

Nun saß Pontje nicht mehr in der Laube und sang: Slim, mien Moderken. Sie mußte ihr geschwollenes Gesicht kühlen und die Kratzwunden verkleben. Und die Frauen standen auf den Gassen und erzählten sich, wie Katje auf sie losgefahren war, und wie Peter Johannsen in der Schlafkoje zu Hause lag und nicht ausgehen konnte, weil sie ihm die Hosen versteckt hatte; auch er hatte Schläge bekommen. Wie das auf dem Buckel geklatscht hatte! Mit ihren Klotzen hatte sie den großen Kerl vor sich hergetrieben, und alle hatten zugesehen, und alle hatten dem Katje recht gegeben.

Am ärgerlichsten war Jakob Lührs. Wegen seines Kirchhofs. Er hätte nie gedacht, daß Johannsen so ein schlechter Mensch war und so voll Bosheit! Und immer wieder beschrieb er im Pottchen, wie gerade das beste Stück seiner Sammlung zu Schaden gekommen sei. Mit den Beinen hatte er ihm das Stück Bug durchschlagen, das von der „Queen of England" auf Danskerman sin Horn hängengeblieben war. Und die Flasche, die auf der Höhe von Teneriffa von der „Batavia" ausgeworfen war, hatte ein Loch bekommen, groß wie 'ne Faust. Der ganze Kirchhof war verdorben, und eine Sünde war's von ihm; und er hatte gedacht, daß er ein schlechter Mensch war. Aber daß er so ein rachsüchtiger Mensch war, das hatte er nicht gedacht von ihm. Und von nun an hörte das Kompagniegeschäft auf.

„O du min Heinerich," sang Hinrich Neuckens, „o du min Jong!" Und wochenlang war Jakobs Kirchhof Gespräch bei Peter Mohr. Und Peter Mohr selbst hatte so ein eigentümliches Grinsen auf seinem unbeweglichen Antlitz, wenn man von dem Späuk erzählte. Und die Hollunners hatten mal wieder was zu klatschen.

Denn das brauchten sie nun mal, um sich die Langweile zu vertreiben. Sie saßen zusammen und klatschten und schonten niemand. Und hatten eine helle Freude, den verborgensten Dingen nachzuspüren; und waren stets

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bereit, sich zu beteiligen, wenn's über einen guten Freund herging. Ihre Spottlust kannte keine Grenzen, selbst jetzt, da sie in bitterem Elend dem nächsten Tag entgegensahen. Sie hatten ihre helle Freude an Peter Johannsen und ihre helle Freude an Jakob Lührs' Kirchhof. Sie hetzten Antje Petersen, „die Baronin", gegen ihren Mann und Peter Krüß gegen das Dulke. Sie ließen kein gutes Haar an Pastor Ring und seiner Frau, die bei ruhiger See die Insel verlassen hatten, und grinsten hinter Andrésen Siemens her. Der rannte einen um am hellichten Tag. Der sah mit einer Freude in die Klippen, als wenn da eine Brigg gestrandet wäre mit indischem Rum.

„Dat löppt sich all taurecht", sagte Nan Hansen, der jetzt immer mit der alten Perücke des Majors von Zeska herumlief, weil sie ihm so angenehm warm auf dem nackten Schädel war. „Aber was hat der neue Pastor bei Andrésen zu suchen? Glaubt er, der hat zu sagen? Und was ist das für ein Snack in der Kirche? Das soll jetzt alles anders werden? Und der Pastor will mit uns zusammen arbeiten? Was denkt sich denn der Mann! Das hat noch kein Hollunner getan, daß er mit seinem Pastor zusammen gearbeitet hat. Das wär ein feines Kompagniegeschäft! Die Hollunners haben das verbriest, daß er nur sein Geschäft versieht. Und Beiläufer kann er nicht werden. Und so soll das bleiben. Sein Geschäft ist das Beten, und das müssen wir ihm sagen."

Und es wurde beschlossen, eine Versammlung im Pottchen abzuhalten. Und der Pastor wurde durch Hinrich Haas eingeladen; und der preußische Hauptmann wurde auch gebeten. „As Plesirmaker", sagte Hinrich Lückens. Jakob Lührs wollte Johannsen ausgeschlossen wissen. Aber das ging nicht, weil er Ratsmann war. Denn was die beiden miteinander hatten, ging doch die Insel nichts an. Und Andrésen Siemens sollte versprechen, keine Rede zu halten — „he snackt einen in Dau und Dag" — und Bad Lassen wollte nicht neben Peter Krohn sitzen. Wegen der Schnepfen. Immer fing er ihm die Schnepfen weg. Man konnte noch so früh kommen, dann saß er schon am Netz. „Er hat einen slechten Charakter," sagte Bad Lassen, „und das liegt in der Familie." Und er wollte nichts mit ihm zu tun haben. Und auf Klas Thaten waren sie auch nicht gut zu sprechen. Das war nicht hübsch von seiner Perke, den Aufpasser zu spielen bei Pontje Lührs. Sie hatten alle gelacht über das arme Gespenst. Aber auf einmal standen die Frauen am Pottchen und holten die Männer. Und auf einmal gab es böse Worte, wenn man mal im englischen Rumhaus war und mit der roten Carry sprach. Dulke Ölrichs hatte sogar ihren Mann ins Gebet genommen. Timm Ralfs wollte gesehen haben, daß Peter die rote Carry auf dem Schoß hatte und durchaus einen Kuß von ihr haben wollte. Peter Ölrichs war achtzig Jahre alt. Dulke sagte, verliebte Gedanken wollte sie ihm schon vertreiben. Alles kam von Klas Thatens Perke. Es war recht ungemütlich auf der Insel.

Pastor Hinkelmann hatte wenig Lust, der Einladung zu folgen. Erstens, weil er eine lebhafte Abneigung gegen die monumentale Art Peter Mohrs empfand, und zweitens, weil er sich gewissermaßen als Taube unter den Krähen fühlte. Anderseits aber wollte er das Vertrauen, das man ihm ja offenbar entgegenbrachte, nicht zurückweisen. Und — „passieren kann Sie nichts", hatte Hinrich Haas gesagt.

Verschiedene Leute setzten große Hoffnung auf diese Versammlung. Die Elite der Bevölkerung war da zugegen; Männer mit gereiften Ansichten und festem Willen. Männer, die wußten, was sie wollten — und alle unzufrieden waren. Die einen mit der englischen Regierung, die andern mit dem Lotsenbrauch, die dritten mit der Insel, die vierten mit den Nachbarn und alle — mit Siemens' Badeanstalt. „Wenn man da richtig einsetzt," sagte Hauptmann Rose, „kann man da was erreichen. Alarm blasen, Laufschritt vorwärts — los auf den Feind — und man hat sie!" Er war in einer Stimmung wie damals bei Waterloo. „Sehen Sie, lieber Siemens, deutsch muß die Insel werden. Und statt Sir Henry muß der preußische Adler da oben sitzen. Und dann ein Kriegshafen und Kanonenboote und Fregatten und Dreimaster — nun, was sagen Sie dazu?"

Siemens überlegte und wiegte den Kopf. „Ach, Herr Hauptmann," sagte er, „das ist Snack. Das hat uns der Baron auch mal gesagt. Aber wer Hilligland hat, muß eine Flotte haben. Das ist nicht anders jetzt als 1806. Sie haben alle gelacht über Deutschland. Es gab kein deutsches Kriegsschiff; aber England hatte 243 Linienschiffe und 219 Fregatten. Was sollte Deutschland mit Helgoland? Sie haben kein Verständnis für die See dort. Maria Theresia hat ihre Flotte verkauft, um Geld zu haben gegen Friedrich den Großen. Und wie Helgoland abgetreten wurde an England, lagen englische Schiffe hier, und die Kapitäne lachten über Preußen. Alle Schiffe, die sie und die Russen im Hafen von Antwerpen genommen hatten, haben sie nach England geschickt. Auf Befehl vom Minister Hardenberg. Die Kapitäne sagten, sie könnten der Stamm einer deutschen Marine werden; aber sie geben sie England. Sie haben kein Verständnis für Seemacht."

Aber Hauptmann Rose wollte doch eine Ansprache halten.

Auch Siemens wollte eine halten. Wegen der Badeanstalt. Er wollte es ihnen noch einmal klarmachen. Zum hundertstenmal. Er kannte die Eigenart seiner Landsleute wohl. Nie war etwas gut, was einer der Ihrigen tat. Und war seine Ansicht wirklich gut, sprachen sie dagegen, nur damit er nicht aus der allgemeinen Gleichheit hervorsah. Trotzdem wollte er sprechen. Und daß die Sandinsel befestigt werden müßte.

Und Peter Johannsen wollte sprechen; wegen der Schaluppe „Seid friedlich". Weil das nicht mehr auszuhalten war.

Und Jakob Lührs seines Kirchhofs wegen.

Und Ohlsen wegen der Bank an der Blüse.

Und Andrésen wegen Dulke Jassen und des roten Charly.

Und Lorenzen und Peter Ölrichs wollten auch sprechen. Aber „man so".

Und wenn man sich begegnete, betrachtete man sich schon jetzt mißtrauisch und feindselig und ging sich aus

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem Wege. Und längst vorher schon herrschte eine allgemeine Erbitterung. Und das kam, weil Hinrich Äuckens gesagt hatte, er wollte für den Papst sprechen; und weil Timm Ralfs meinte — „der Papst hat gar nichts to seggen."

Und diese Stimmung pflanzte sich in den Familien fort. Peter Franz schalt auf seine Tochter, zu der seit einiger Zeit der junge Ohlsen kam. Und darüber wollte er sprechen.

„Reg de man ne up", sagte seine Frau.

Aber er regte sich doch auf. Und sprach darüber mit Carsten Röhrs, dem kleinen Lehrer.

„Ja, ja", sagte der. Und erklärte, daß er auch sprechen wollte. Und daß das so länger nicht gehen konnte. Und daß das der Untergang vom Lunn sein mußte.

„Alle trinken sie", sagte er. „Man sucht einen, und er sitzt im Pottchen. Die ganze Nacht sitzt man im Pottchen. Und am nächsten Tag soll man Kinder unterrichten? Wie soll man das denn machen?"

„Dann mußt du nicht hingehen", sagte Peter Franz.

„So" — meinte Röhrs giftig, „und dann soll ich allein sitzen? Das möchtest du wohl?"

Und auch die beiden gingen in Feindschaft auseinander. Es war wirklich die höchste Zeit, daß man die Versammlung eröffnete, sonst hätte sich schon vorher die ganze Einwohnerschaft in den Haaren gelegen.

Natürlich war das Pottchen überfüllt. Wenn man hineinkam, umhüllte einen ein angenehmer Geruch von Grog, fettem, geräuchertem Dorsch, Tran und Tabak; alles, was einem Helgoländer angenehm ist. Es standen zwei lange Tische und bequeme Bänke da. Und ein Stuhl für den preußischen Hauptmann oder für den Pastor. Und das gab schon Anlaß zum Streit. „Der preußische Hauptmann geht uns nichts an," sagte Nan Hansen, „aber der Pastor ist unser Pastor. Und den können wir hinsetzen, wohin wir wollen. Und außerdem ist er was Heiliges. Und das ist immer gut, wenn man so was hat."

Und so war denn der Stuhl für den Pastor bestimmt.

Ernst und wichtig kamen die Leute. Hatten die Lippen fest eingekniffen, und ohne zu wissen warum, war eine kriegerische Stimmung da. Nur Hinrich Äuckens und Timm Ralfs waren gemütlich. Über den Papst hatten sie sich verständigt; hatten den dampfenden Grog vor sich und waren schon in voller Fahrt.

„Und den Pastor setzen wir unter Grog", sagte Hinrich Äuckens. „Geistige Getränke trinkt er nicht; aber Rum nimmt er für Medizin."

Timm Ralfs war's zufrieden.

Ja, überfüllt war das Pottchen. Mit langsamen, majestätischen Schritten ging Peter Mohr herum und reichte den Leuten den dampfenden Grog. Ihn ging es nichts an, wenn sie sich zankten. Er war dran gewöhnt. Aber sie zankten sich ja nicht. Sie wollten ja nur über den Pastor sprechen. Und Carsten Röhrs saß mit einem verbissenen Gesicht da und wollte Tee haben. Und Jakob Lührs hatte sich abseits gesetzt. Und wenn er zu Johannsen hinübersah, zog es ihm das Herz zusammen.

Natürlich war Hauptmann Rose in Uniform; und sie freuten sich alle drüber.

„Wie ein Stieglitz so hübsch bunt", sagte Äuckens.

Der Pastor war im schwarzen Rock und fühlte sich durch den Stuhl wirklich im Übergewicht. Es dauerte auch gar nicht lange, da sagte er schon, was er mit Pastor Ring so lange überlegt hatte: daß das alles anders werden müßte, wenn ein gedeihliches Verhältnis zwischen Land und Kirche eintreten solle. Und daß er den besten Willen hätte. Und daß sie ihm alle dabei helfen müßten.

Nan Hansen zog die Brauen hoch und kratzte sich unter der Perücke den Kopf. Sie sollten ihm helfen? Was war denn das wieder? Aber mal abwarten. Gewöhnlich war's doch so, daß er ihnen helfen sollte. Äuckens schob ihm schweigend ein Glas zu; und der junge Pastor trank, um ihnen zu zeigen, daß er unter Wölfen auch zu heulen verstand. Er wollte sich heute opfern, um ihr Vertrauen zu erlangen; genau so, wie Pastor Ring ihm das gesagt hatte. „Man kann nur etwas von ihnen erreichen, wenn man mit ihnen trinkt."

„Nun, reden Sie nur, Herr Pastor", sagte Peter Krohn gönnerhaft. „Warum sollen wir das nicht hören?"

Da stand er auf und wurde ganz weiß vor Erregung; sagte, wie lieb ihm das sei, daß er mal unter ihnen saß wie mit lieben Freunden. Und wie er sich vorgenommen habe, bei dieser ersten Besprechung etwas vorzuschlagen, was ihnen doch ebenso nahelag und wichtig sein müsse: „Ich habe gesehen, wie tapfer Sie neulich Ihr Leben einsetzten, um Unglücklichen beizustehen. Es war eine wunderschöne Tat. Und Sie selbst müssen glücklich sein, ein gutes Werk mit Gottes Hilfe vollbracht zu haben. Da hat mich aber etwas in größtes Erstaunen gesetzt, und ich habe es als göttliches Zeichen angesehen, daß ich gerade in dieser Zeit zu Ihnen kam, um gewissermaßen als göttliches Werkzeug wirken zu können. Wie ist es möglich, daß es auf dieser gefährlichen Insel keine Zeichen gibt, Schiffe in Gefahr zu warnen? Das ist fast unbegreiflich, daß darauf noch niemand gekommen ist! Der Felsen ist hoch genug, um weit hinaus Zeichen zu geben! Und dann könnten doch diese Klippen gut vermieden werden! Ich meine, es soll unsere erste gemeinschaftliche Arbeit sein, ein System zu finden, den Schiffen den richtigen Weg zu weisen."

Es war wirklich eine schöne Begeisterung über ihn gekommen. Und die tiefe, fast unheimliche Stille, die seinen Worten folgte, nahm er für die Ergriffenheit der Leute über seinen Vorschlag.

Bad Lassen erholte sich zuerst von dem großen Staunen. „Herr Pastor," sagte er, „davon verstehen Sie nichts."

„Darum eben sollen Sie mir helfen."

„Den Düwel werden wir daun!" Peter Ölrichs schlug mit der alten, zitternden Faust auf den Tisch. Er war ganz blau vor Empörung. „Das ist ja, als wenn jemand die Kuh schlachtet, die ihm Milch gibt!"

„Und dabei sollen wir noch helfen". . .

„Erlauben Sie mal" — der Pastor sah sich ganz verwirrt um — „ich meine nur". . .

Generated on 2019-06-06 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

Aber Ölrichs war zu empört. „Nichts erlauben wir. Und wenn das der Pastor zehnmal sagt!“ Er stand auf — das faltige, kühne Friesengesicht dem jungen Geistlichen zugewandt — „achtzig Jahre bin ich alt. Und habe böse und gute Zeiten durchgemacht. Und bin ein alter Lotse. Und bin in Ehren grau geworden. Aber so was — und Sie sind ein junger Mensch und haben keine Erfahrung. Aber in einer solchen Gemeinschaft wollen wir nicht mit Ihnen leben.“

„Und das ist ebenso mit den Schnepfen!“ rief Bad Lassen. „Und ich will das nicht mehr. Und Peter Krohn hat kein Recht dazu“. . .

„Und Dulke hat auch kein Recht dazu! Den ganzen Tag singt Charly seine Lieder — und wir müssen zuhören!“. . .

Sie schrien alle durcheinander. Jakob Lührs ballte die Faust zu Johannsen. „Das nennt er in Kompagnie arbeiten und macht einem den Kirchhof zunichte!“

„Und dann haben wir unsere Privilegs,“ sagte Ölrichs, aufs tiefste erregt, „und das ist nie gut gegangen, wenn der Pastor sich um Dinge kümmert, die ihn nichts angehen. Und nun noch ein System, daß die Schiffe nicht kommen. Das ist ja eine Unbesonnenheit! Wenn Gott das nicht gewollt hätte mit den Schiffen, hätte er Heiligland nicht hierher gesetzt. Und wir lassen uns nichts nehmen.“

„Solche Stückchen dürfen Sie aber nicht machen, Herr Pastor“, sagte Auckens und schob ihm sein Glas wieder zu.

In heller Feindschaft sahen sie alle auf den jungen Pastor, der gar nicht begreifen konnte, was eigentlich die Leute so gegen ihn aufbrachte. Verlegen trank er, um nur nicht in all die zornigen Augen zu sehen. Und er war dem Hauptmann Rose so recht von Herzen dankbar, daß der jetzt das Wort nahm.

(Fortsetzung folgt.)

Frühling in Holland.

Von Reinhold Cronheim. — Mit 7 Aufnahmen von Em. Frechon.

Wenn das erste, schämige, keusche Erwachen des Frühlings überhaupt schön und sinnbetörend ist, so ist es ganz besonders in Hollands weitgestreckten Wiesenniederungen, an seinen von der ewigen See umtosten und umtobten, von weißem Sand und schilfigen Dünen berandeten Meeresgestaden der Fall. Der Frühling kommt hier nicht wie in Berglanden als trutziger Sturmgesell, der des Winters Macht mit Gewalt bricht — die linde Sonne nimmt schmeichelnd dem altersmüden Herrscher das Zepter aus der kraftlos gewordenen Faust, laue Lüfte ziehen kosend über die weite Landschaft, und unter ihrem warmen, lebenspendenden Hauch wandelt sich die schneeige Winterszenerie in den blumengeschmückten, tiefgrünen Weideteppich. Und die langen, gradlinigen Kanäle, die das ganze Land durchschneiden, werden ihrer Fesseln ledig, und in ihrem klaren Wasser lächelt die junge Frühlingsonne. Und in dieser undenklichen Wohligkeit und diesem Blütenschimmer, dem zarten Farbengetön ruhen die einsamen Bauernhäuser, Gehöfte und Dörfer wie Märchengebilde, und nur hier und da zeigt ein verwehender Rauchstreifen, der gerade und aufrecht zum lichtblauen Frühjahrshimmel strebt, daß hier auch Menschen wohnen mit menschlichen Bedürfnissen.

Doch weithin, überall in die Ebene hin verstreut, sehen wir blankes Vieh auf blumiger Weide stehen. Großmächtige, breitgestirnte Rinder, kraftvoll und strotzend. Sie gehören zur holländischen Frühlingslandschaft, denn ohne sie wäre die Unermeßlichkeit unbelebt und eintönig; sie bilden zugleich den Stolz des Landes und des Bauern — ohne „boter, melk en kaas“ wäre Holland nicht zu denken, und wer von diesen Landeserzeugnissen an der Quelle genossen hat, der wird dem Holländer recht geben, wenn er schon aus diesen materiellen Gründen heraus ein glühender Patriot ist. Durcheilen wir mit dem Dampfroß die holländischen Gefilde, so erscheint es uns, als ob der Viehbestand in Holland unermeßlich wäre. Gerade jetzt im Frühling, wo sich nichts im hohen Gras verstecken kann. Man braucht nicht an die südamerikanischen Pampas zu denken, wo Rinderherden von vielen Zehntausenden Stücken eine Kleinigkeit sind — aber die Viehwirtschaft fällt gegen deutsche Gegenden ganz besonders auf.

Die milde Seeluft, die über das ganze Land hinstreicht, lockt die Blüten der Obstbäume früher hervor als bei uns. Und so sieht man denn die Obstgärten der Dörfer in den Blütenschnee, in den rosigen Schimmer getaucht, die den ersten Frühling so unvergleichlich und doch so vergänglich machen. Und welch ein Gärtner, welch ein Blumenfreund und -züchter ist der Holländer! Das keimt und sproßt jetzt bei unsern Nachbarn und Stammesbrüdern. Die holländische Gartenkunst erinnert etwas an die minutiöse Kleinarbeit der Japaner, nicht an ihre Anomalien, aber an ihre Liebe zur Einzelpflanze, aus der schließlich die gewaltigen Erfolge in der Blumenzucht und Blumenpflege hervorgewachsen sind. Und im Obst- und Gemüsebau auch. Wir essen in Deutschland mehr holländisches Obst und Früchte und Gemüse, als der nichtsahnende Konsument glaubt.

In einem solchen gesegneten Land tritt der Frühling eigenartiger in die Erscheinung als bei uns. Wir freuen uns der Pracht, wenn sie da ist, wir sind entzückt, wenn die glänzenden, schwellenden, braunen Knospen brechen, wenn das erste, zartgrüne, fast lichtgelbe Laub unsere Buchenriesen schmückt und am Fliederstrauch die ersten Hüllen springen.

Hienieden aber nichts Schöneres, nichts Kräftigeres, nichts Weihevolleres als ein Frühlingstag an der holländischen See. Wo immer, sei es an den Ufern der Zuidersee, sei es an dem Strande der Provinzen Nord- und Südholland, der Holländer hat seine Eigenart bewahrt, selbst in den großen Städten, die bei dem lebhaften Seeverkehr Hollands von Fremdenströmen förmlich durchflutet sind. Wie fast alle seefahrenden Nationen ist der Holländer polyglott, er spricht mit dem Deutschen Deutsch, mit dem Engländer Englisch, mit dem Franzosen Französisch. Das bringt das „Geschäft“ mit sich. Aber Holländer bleibt der Holländer innerlich, und man soll ihm recht geben, und niemand soll seine Eigenart antasten.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Bibelstunde bei der Großmama.



Die Alten beim Frühschoppen.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Alte Fischer beobachten die Durchfahrt eines Schiffes.

Aber wer holländisches Wesen, holländischen Volkscharakter studieren will, der sollte in Frühlingstagen heimliche, holländische Seedörfer, kleine, unbekannte Fischerstädtchen aufsuchen.

Wer kennt von uns Großstädtern, Binnenländern, Stubenhockern die See im Frühling? Wenn in diesen Tagen der frische, aufrüttelnde, belebende Wind weht, der aus Westen oder Nordwesten über die Nordsee kommt, dann sollte man die Möglichkeit haben, hinauszueilen in jene Einsamkeiten, wo die genügsamen Menschen wohnen, die frei sind von alledem, was uns plagt. An die See, die ewig ruhige, ewig flutende, ewig bewegliche. Mit Menschen möchte man zusammen sein, die kein Telephon kennen, die an keine drahtlose Telegraphie glauben und die Aviatik für einen Schwindel halten.

Und wer an solchen Leuten und an ihren Gesprächen Freude empfindet und sich so viel natürliches Menschentum bewahrt hat, daß er sie vergnüglich schmunzelnd anhört, der suche solche entlegenen, vom großen Verkehr abgeschlossenen holländischen Fischerdörfer im jungen Frühling auf.

Die Dünen keimen und den Strand sprossen zu sehen, ist dabei fürwahr eine Herzensfreude. Was haben Strand und Düne für eine verschüchterte, verschämte, liebreizende und innige Flora! Sie freut sich der Tage ihres Daseins, denn, wie heißt es in der Bibel? „Wenn der Wind darüber geht, so sind sie nimmerdar, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr." Rast eine Sturmflut über das Land, so begraben die wilden Wasser ihr junges Leben in den Salzfluten, und höhnisch tragen sie Wind und Wogen davon in das Nichts.

Die Pflanzen an der See sind triebkräftiger und lebensfähiger als im Binnenland. Sie sprossen freudiger, weil sie Macht sammeln müssen gegen große Widerstände. So ist es mit den Menschen auch. Besonders an den holländischen Küsten blüht ein zäher Menschenstamm. Grundgütig, aber treu festhaltend an den Sitten, Gebräuchen und glücklicherweise auch an der Kleidung der Altvordern. Natürlich lastet ein vielfach harter, dämmeriger Winter auf den Bewohnern der Seeküsten Hollands. Kommt aber der Frühling gezogen, so erwacht die unbändige Lebenslust dieses niederdeutschen Volksstammes, und alles ersteht zu neuem Leben. Man schmückt sich mit den alten, vielfach sehr kostbaren Volkstrachten, und merkwürdiger- und glücklicherweise hat in Holland fast jede Provinz noch ihre eigenen. Es ist ein schönes und von Selbstbewußtsein zeugendes Vorrecht der land- und küstenbewohnenden Holländerin, daß sie ihre Nationaltracht überall mit Stolz trägt, daß sie sich nicht ohne



Kirchgang junger Mädchen.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Der Großpapa als „letzte Instanz“.

weiteres der allgemeinen, d. h. französischen Frauenmode unterwirft. In den Großstädten Hollands hat jeder für eine in Nationaltracht gekleidete Frau einen wohlwollenden Blick übrig, sie repräsentiert die Nationalität — in Berlin erscheint es wohl beinah fraglich, ob eine Altenburger Bäuerin in Nationaltracht die Leipziger und Friedrichstraße so ganz ruhig passieren könnte.

Indessen, wir sind an der See in Holland, und unsere Bilder sprechen eigentlich für sich. Man vergißt diese Menschen nicht, die alle für sich allein Typen darstellen. Am Morgen des prangenden Frühlingssonntages erklärt die Großmama den blühenden Enkelinnen die Bibel. Blütenweiße Hauben zieren alle Häupter — unter der einen ruht die Erfahrung des

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lters, und die blonde Jugend lauscht in stiller Andacht den Darlegungen, die schlicht und einfach sind. Die wetterharten Alten aber sitzen in Rembrandtstimmung mit ihren Kreidepfeifen und „Kanaster“ in Frühschoppenlaune und „lassen den lieben Gott einen guten Mann sein“. Andere Altersgenossen von ihnen können aber nicht „vom Handwerk“ lassen, sie genießen frische Luft am Rande eines Kanals und lassen wahrscheinlich eine „Trekschuit“ vor ihrem sachverständigen Auge vorüberziehen. Es sind alte Seebären, die viel-



Das Geheimnis zweier Freundinnen.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Beim Nachmittagstee.

leicht alle Meere befahren haben und, wenn sie sonst nichts Besonderes mehr leisten können, doch wenigstens ihren Tabaksaft ins Wasser spritzen wollen.

Dann sehen wir die blühende Jugend, die „frisch gebügelt und gestärkt" gewiß in die Kirche geht. Die weißen Hauben mit den Goldfransen verleihen den Kindern ein frommes, fast nonnenartiges Aussehen — aber das macht nichts, denn ihre älteren Geschwister sind schon bei dem Großpapa, um seinen Rat in irgendeiner Sache, die „keinen etwas angeht", einzuholen. Gewiß hat schon vorher zwischen den Beteiligten eine Konferenz stattgefunden, und nachmittags bei einem behaglichen, gemütlichen „Kopje Tee oder Kaffee" wird schon alles in die richtigen Bahnen gelenkt werden.

Das sind die kleinen internen Sorgen — draußen aber flutet die See, blauer Himmel lacht über dem Fischerdörfchen und über dem Meer; der jugendkräftige Frühlingswind macht Herzen und Seelen frisch, die Stranddistel soll bald blühen; und wenn der starke Jan oder Clas, oder wie er sonst heißt, ein Fischerboot sein Eigen nennt, dann soll dem Weiteren nichts entgegenstehen. Das ist Frühling in Holland.

Modernes Leben im Heiligen Lande.

Von Alfred Nossig. — Hierzu 7 Aufnahmen.

Neue und unerwartete Eindrücke stehen dem Touristen bevor, der sich an einem der jetzt so beliebten Frühjahrsausflüge nach dem Orient beteiligt. Wo früher meilenweit brachliegende Felder, Unkraut und Dornengestrüpp sich erstreckten, sieht man jetzt wohlgepflegte Saaten emporschießen. Oede Kalksteinfelsen bedecken sich mit grünenden Olivenhainen. Hinter Kaktus- und Akazienzäunen, die sie vor dem Staub der Landstraße beschützen, blüht die rote Rebe, leuchtet die Goldorange. Unter Palmen rauchen Fabrikschlote. Dort, wo früher nur fromme Pilgerscharen heiligen Stätten zustrebten, tragen heute Kamelkarawanen in Körben und Kisten Produkte aller Art nach dem Hafen.

Zweifellos wird diese Entwicklung durch das neue, jungtürkische Regime gefördert. Wer Gelegenheit hatte, die Tätigkeit der jungtürkischen Regierung auf dem Gebiet der Landesverwaltung in entlegenen Provinzen zu beobachten, gelangt zu der Ueberzeugung, daß hier ernste, zielbewußte Reformbestrebungen positive Fortschritte erzielen. Die breite Landstraße von Jaffa nach Jerusalem wird neu gebaut. Im Innern des Landes sah ich überall längs der Wege kleine Steinhäuser errichten. Es sind dies die sog. „Beth Karakoum", Wächterhäuschen für Gendarmen. In Haiffa und Jaffa durchziehen abends Patrouillen die Stadt. Als mir auf einem Ausflug ein arabischer Kutscher einen Riemen

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

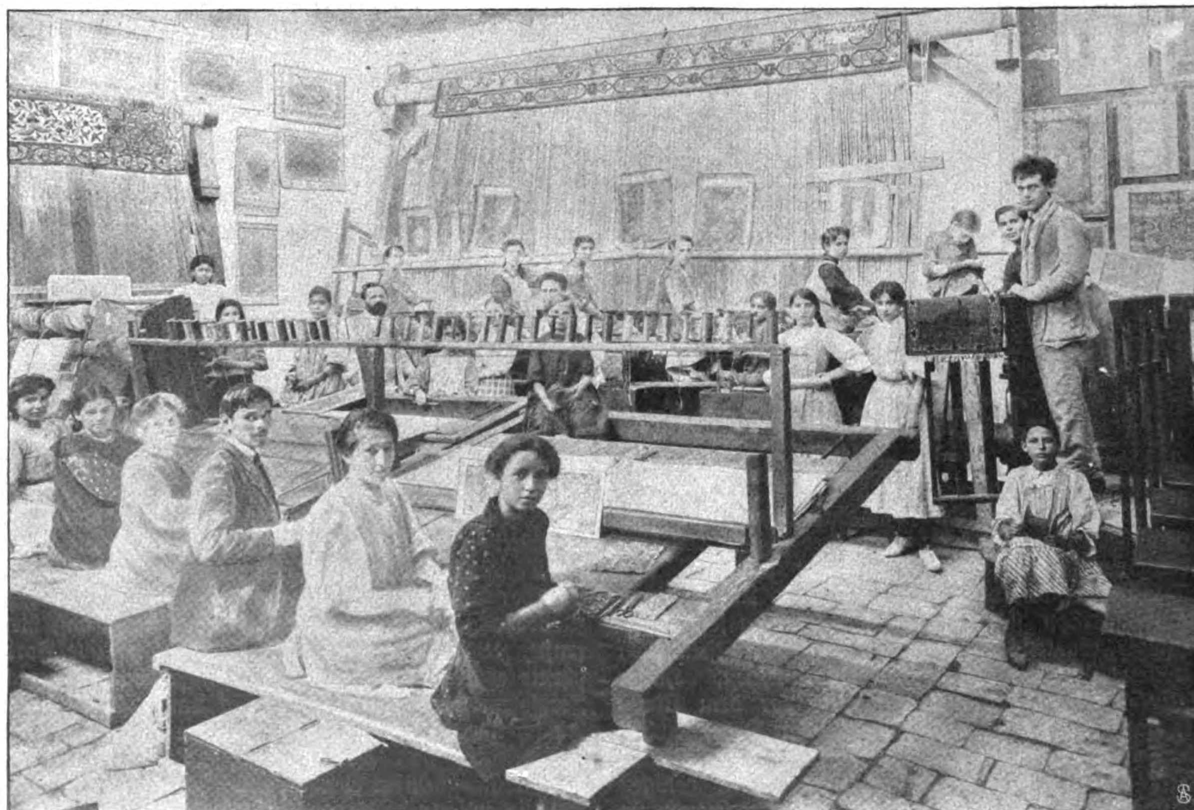


Bei der Erntearbeit.

Ein unblutiger Krieg. Es genügte, daß eine Abteilung der türkischen Soldaten mit ihrer Kriegsausrüstung, ihren tapferen, freundlich lächelnden Gesichtern, vor allem aber mit ihren Offizieren an der Spitze, deren vorzügliche Haltung überrascht, irgendwo das Lager aufschlägt, um die streitenden Drusen zur Räson zu bringen. Die jungtürkische Regierung hat es verstanden, ihre Autorität im Jordanland für lange Zeit zu sichern, und dies bildet die feste und dauernde Grundlage, auf der alle weiteren Fortschritte in der wirtschaftlichen Entwicklung dieses vielversprechenden Gebiets möglich werden.

entwendete, wurde er von Gendarmen, die sofort zur Stelle waren, „standrechtlich" bestraft. Gegenstände, die ich im Eisenbahnwaggon unter verdächtigen arabischen Passagieren zurückgelassen hatte, wurden mir sofort nachgeschickt. So gewann ich den Eindruck, daß gegenwärtig für die Sicherheit und Ordnung im Heiligen Land bestens gesorgt wird. Und dieser Eindruck festigte sich noch wesentlich, als ich die Pazifizierungsarmee des Generals Sami Pascha im Hauran am Werk sah.

Zwei Bevölkerungselemente sind es wesentlich, die den eingeborenen Arabern auf diesem Weg vorangehen: die Deutschen und die Juden. Die vorzüglichen wirtschaftlichen Leistungen der deutschen Templerkolonien sind bekannt. Ueberraschend hingegen sind die Ergebnisse, die die jüdische Ansiedlungstätigkeit bisher gezeitigt hat. Die jüdische Kolonisation umfaßt ein viel aus-

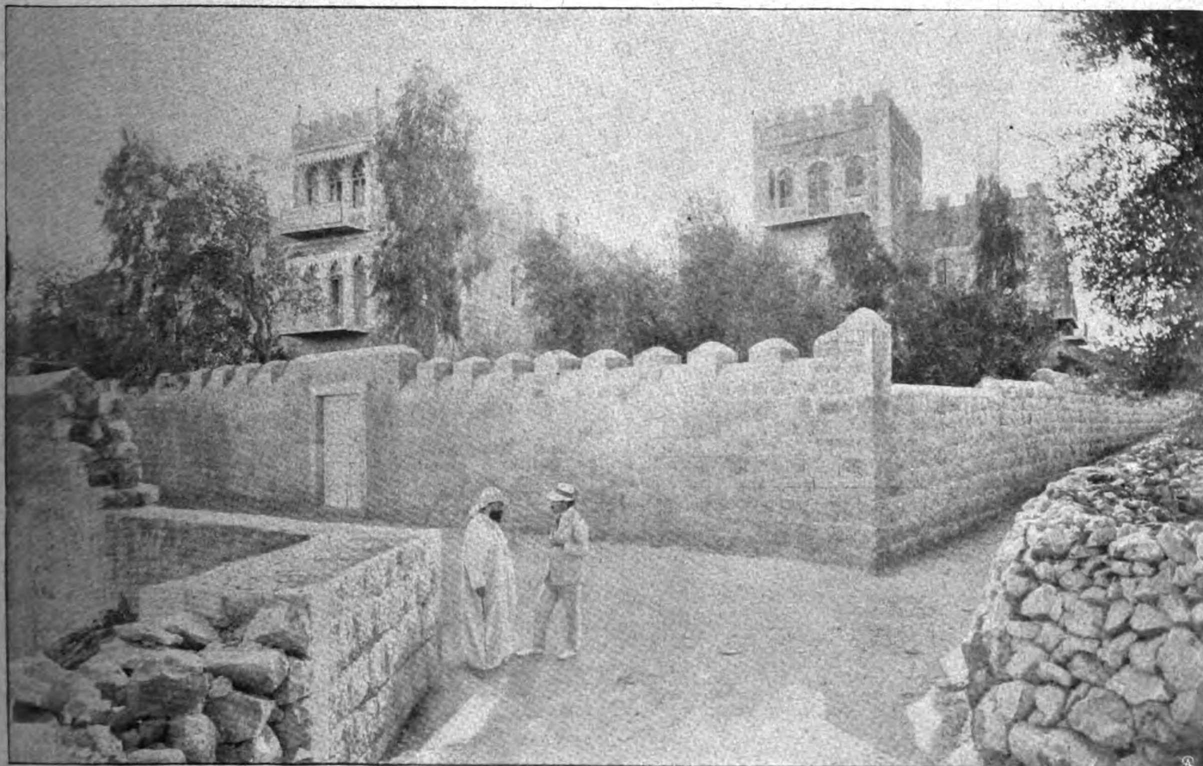


Aus der Kunstgewerbeschule in Jerusalem: Die Teppichweberei.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Verladung von Weinfässern im Hafen von Jaffa.



Die Kunstgewerbeschule „Bezalel“ in Jerusalem.

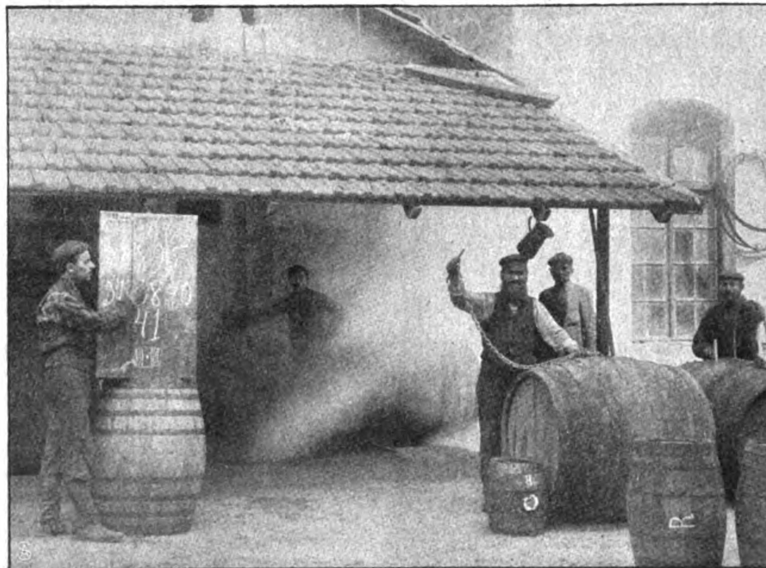
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gedehnteres Gebiet. Während die Templer, von religiösen Idealen geleitet, sich nur im Heiligen Land ansiedelten, sehen wir jüdische Kolonien nicht nur in Palästina, sondern auch in Anatolien; die „Jewish Colonisation Association“ plant die Gründung jüdischer Ansiedlungen in der Nähe von Konstantinopel und in Mesopotamien, die „Allgemeine Jüdische Kolonisationsorganisation“ im nordöstlichen Aegypten.



Eine Fabrikanlage im Heiligen Lande. Phot. Edelstein.

Auch in Palästina selbst sind die jüdischen Ansiedler keineswegs konzentriert, sondern über die ganze Länge des Landes zerstreut. Während die südlichste Kolonie, Kastinieh, auf dem Wege nach Gaza liegt, erreicht man die nördlichste, Metullah, nicht ohne erhebliche Verkehrsbeschwerden, unter den Ausläufern des Libanon. Alles in allem genommen beträgt der jüdische Landbesitz in Palästina gegen 40,000 Hektar, auf denen im ganzen etwa 7500 jüdische Ansiedler leben.



Eine Weinkellerei.

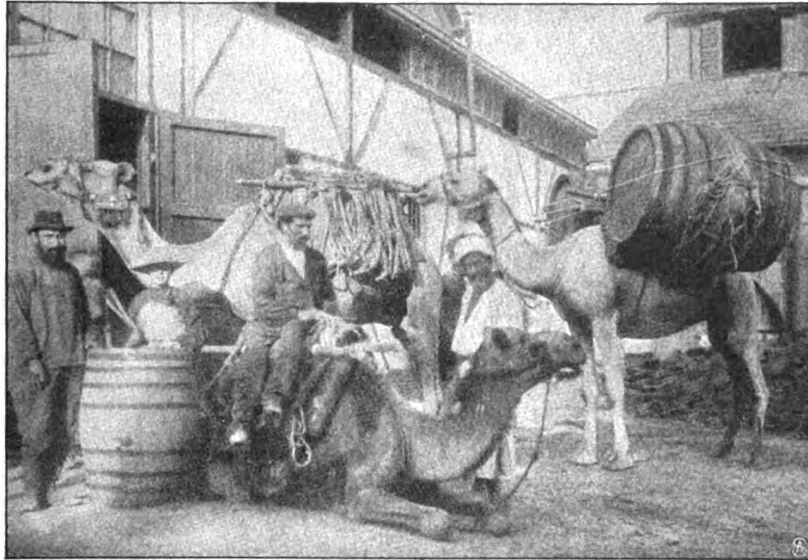
Interessant ist nun vor allem die Frage, wie die ehemaligen Bewohner russischer Gettos sich als Landwirte auf fremder Erde bewähren. Die Veränderung, die der russisch-jüdische Einwanderer im Laufe weniger Jahre durchmacht, muß jeden in Erstaunen setzen.

Der Jude ist im Heiligen Land tatsächlich zum schwer arbeitenden Bauern geworden, und dies erklärt seinen wirtschaftlichen Erfolg. In den Kolonien Rischon le Zion, Katra, Rechoboth, Petach Tikwah und Rosch Pinah nannte man mir eine Anzahl von Kolonisten, die ohne Mittel oder mit ganz geringfügigem Kapital vor über zwei Jahrzehnten eingewandert waren und gegenwärtig über einen Besitz von 50-—100,000 Frank verfügen. Der Wert der Kolonie Petach Tikwah wird auf 12 Millionen Frank geschätzt. Nach den Berichten der Jewish Colonisation Association beträgt das durchschnittliche Reineinkommen der Kolonistenfamilien 1500 Frank jährlich. Um mich über die Rentabilitätsverhältnisse genau zu unterrichten, nahm ich in verschiedenen Kolonien Einblick in die Wirtschaftsbücher der Ansiedler. Dabei habe ich mich persönlich überzeugt, daß Mandelpflanzungen bereits vom 7. Jahr an den Kolonisten durchschnittlich 12 Prozent, Orangenpflanzungen mindestens 8 Prozent getragen haben.

Neben der einheimischen Bevölkerung, die mit dem modernen Wirtschaftsbetrieb bekanntgemacht wird, zieht die türkische Regierung erhebliche Vorteile aus dieser Kolonisation. Ortschaften, die früher keine oder nur minimale Steuern getragen haben, bereichern heute den Staatsschatz. Ebenso verheißungsvoll wie die Belebung der Landwirtschaft ist die Anbahnung der Industrie

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Transport leerer Fässer auf dem Rücken der Kamele.

durch die Einwanderer. In Anlehnung an ihre landwirtschaftlichen Betriebe befassen sie sich vor allem mit Wein- und Oelfabrikation. Einen merkwürdigen Eindruck machen die großangelegten Kellereien von Rischon le Zion mit ihren gewaltigen Fässern, Kühlapparaten, Lager- und Expeditionsräumen: ein Stück hochentwickelten europäischen Lebens inmitten primitiver Verhältnisse. In der Fabrik Athid bei Haifa wird aus Olivenresten, dem sog. Dschift, mittels Benzins Oel extrahiert. Wo die mechanische Pressung bereits versagt, werden so auf chemischem Wege noch zehn Prozent Oel gewonnen. Eine Schwesterfabrik erzeugt landwirtschaftliche Maschinen, die nach verschiedenen Provinzen der Türkei verschickt werden.

Eine den Landesverhältnissen besonders angepaßte Spezialität haben die Juden eingeführt: das Kunstgewerbe. Der frühere Leiter des Kunstgewerbemuseums in Sophia Bildhauer Boris Schatz gründete in Jerusalem die Kunstgewerbeschule „Bezalel", die zahlreichen Familien Brot verschafft. Neben Holz- und Perlmutterschnitzerei, Silberfiligran- und Steinmetzarbeit wird hier die Teppichweberei gelehrt und betrieben. Das eigentümliche Klima, der große Unterschied zwischen Tages- und Nachttemperatur, machte die Teppichweberei früher in Palästina unmöglich, weil die eingespannten Fäden nachts rissen. Prof. Schatz verfiel nun auf die Idee, die Maschinen nachts über offen zu lassen. Die Teppiche des „Bezalel" lehnen sich an altpersische Muster an. Der gleiche Faden wird der Länge nach gezogen und dann quer durchgeflochten. Die Knotung ist breit, um den dekorativen Charakter zu erzielen. Es werden nur Pflanzenfarben verwendet. Nach Fertigstellung erhält der Teppich eine Patina im altpersischen Ton. Wie für die alten Meister der Teppichweberei, so ist für diese moderne Manufaktur der Teppich ein Symbol des Lebens. Alles, was heilig und lieb ist, soll er wie in einem Märchenspiegel vereinigen: Landschaften, Gebäude, Embleme, Zeichen und Worte voll tieferen Sinns. Mit Glück versuchen es die Künstler des „Bezalel", aus den Blumen des Landes und traditionellen Motiven einen eigenen und selbständigen Stil zu schaffen.

Während an der Klagemauer wie seit Jahrhunderten sieche Greise kauern und Gebete murmeln, schwingen in den neuen, gewerblichen Betrieben kräftige Männer ihre Arme, um Maschinenteile zu schmieden, Blöcke zu behauen oder Weinfässer zu schließen. Ein neues Geschlecht, neue Menschen und eine neue Zeit.

Bemerkenswert war für mich besonders der zähe Wagemut, mit dem diese Pioniere den Kampf mit der Natur aufnehmen. Nicht nur der fruchtbare Boden wird ausgenutzt; es gilt, auch dem Meer und den wüstenartigen Sanddünen immer mehr Raum für Kulturstätten abzugewinnen. Einer Gruppe von Kolonisten ist es gelungen, ebenfalls in den Dünen, die Orangenpflanzung Hefziboh emporzuziehen. Ein symbolischer Name; er bedeutet: „Mein Wille ist darin."

„Schmack Oster, grün Oster!"

Skizze von Marianne Mewis.

Die drei, vier Herren, lauter nahe Freunde des Hauses, setzten sich wieder an die österlich mit Kätzchen und Frühlingsblumen geschmückte runde Tafel zu Wein und Zigarren, nachdem die junge Frau zugleich „mit der süßen Speise" verschwunden war. Sie hatten alle noch ein paar Augenblicke gestanden und der holden Gattin ihres Gastgebers lächelnd nachgeblickt. Und sie lächelten, wie man beim Betrachten eines lieblichen Bildes, einer selten schönen Blume, beim Anhören einer süßen Musik, eines reizenden Gedichts unwillkürlich lächelt.

Als sie dann saßen, sagte der eine, auf sein Eistellerchen deutend, das der Diener noch nicht abgenommen hatte, und dessen Boden ein rosiger Schein überzog: „Zergangen wie dieses Fruchteis!"

Die anderen verbesserten in lachender Entrüstung: „Verschwunden wie eine Morgenwolke!" — „Wie eine Rose, deren Duft noch bleibt!" — „Wie der Sommermond!" — „Wie die Lerche!" — „Wie die Perle der Kleopatra im Wein!" — „Wie — —"

„Halt, halt!" rief der Hausherr, der junge Baron von Aareck. „Ich erröte!" — Aber er errötete keineswegs, sondern lachte nur vor Freude über das ganze hübsche und von der scharfen Frühjahrsonne eingebrannte Gesicht. „Uebrigens hat Losse, wie stets der weise Thebaner, mit seinem Gleichnis von dem Eis meines Erachtens ins Schwarze getroffen. Und ich bin in dieser Angelegenheit ja schließlich kompetent . . ."

„Na, hör mal, Aareck!" — „Wieso denn bloß?"

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

— „I, was Sie da sagen?“ — „Begründen, begründen, sonst fordere ich dich!“

Der Diener hatte abgeräumt und war auf einen Wink verschwunden. Aareck leerte sein Glas und fing an: „So romantisch, wie es diese Morgenwolke, Rose, Perle, dieser holde Sommermond verdiente, leitete sich meine Ehe ja keineswegs ein. Gott, die Romantik macht sich eben bei Heiratsangelegenheiten von Tag zu Tag dünner.

„Die Sache war einfach die: Vater und Mutter wünschten immer nachdrücklicher, daß ich heiraten sollte. Und mich verlangte nach Selbständigkeit. Als Aeltester sollte ich von Vaters Nebengütern das größte, mein jetziges Majental also, übernehmen. Und wollte das ja auch, leidenschaftlicher Landwirt, der ich bin, für mein Leben gern. Aber es hieß: zuvor verloben, Jungchen! Wir wünschen durchaus nicht, daß du dich erst in eine kommode Junggesellenwirtschaft hineingewöhnst! —

„Na, ich hatte mir das nun eigentlich ganz nett ausgemalt und suchte allerhand Vorwände heraus, betonte besonders, daß ich mich doch zuvörderst erst ‚einwirtschaften‘ müßte. Aber Vater wollte nicht: ‚Du kennst den Rummel ja glücklicherweise gründlich!‘ — Und Mutter lachte auf ihre spitzbübische Art und sagte: ‚Denk nicht dran!‘

„Was macht einer da? — Ich entschloß mich also, in den sauren Apfel zu beißen —“

„Barbar!“ — „Ungeheuer!“ — „Werft das Scheusal in die Wolfschlucht!“ —

„Warten Sie doch damit noch! — Ich kannte sie ja gar nicht, die Meinige. Ich kannte überhaupt keine —“

„Was?! Und die Gegend wimmelt von Mädchen! Die Gartenfeste, Jagden, Bälle, Sportvergnügungen nehmen das liebe lange Jahr kein Ende!“

„Sicher keine, die mir Eindruck gemacht hätte!“ vollendete Aareck phlegmatisch beim Anzünden einer neuen Zigarre. „Und das kommt auf das gleiche hinaus. Sie sind ja sämtlich hold anzusehen, unsere Damen — sämtlich, sage ich! — aber mir blieben sie schöne Bilder. Ich hätte ebensogut einer Tizianschen Venus einen Heiratsantrag machen können als einer von ihnen. Diese meine Unempfindlichkeit ärgerte mich jetzt, da ich wählen sollte, nicht wenig. Was konnte ich indes tun?

„‚Die Liebe findet sich!‘ sagte Mutter. Ich stimmte zu: ‚Freilich!‘ — Aber innerlich sträubte sich etwas gegen solche prosaische Zuversicht. Und ich zögerte und zögerte . . .

„Nun ist wohl allen hier bekannt: Unsere Familie stammt aus der Schweiz. Und wir stehen mit den Verwandten dort immer noch in losem Zusammenhang. Wer eine Reise nach dem Süden unternimmt, spricht einmal bei der Vetterschaft vor. Aber hierher, in unsere norddeutschen Hinterwälder, kommt keiner von jenen.

„Nun schrieb sich meine Mutter, die ein paarmal mit einer kränklichen Schwester und außerdem Erbtante von uns Kindern da hinunterfuhr, immer mit einer Base im ich weiß nicht wievielten Glied. Es war eher so eine Art von Wahlcousine. Und die hatte mancherlei von einem Nichtchen, einem früh verwaisten einzigen Kind, sehr wohlhabend, zu erzählen. Das arme Dingelchen war in einer strenggeleiteten Erziehungsanstalt untergebracht worden und kannte, obwohl nun nachgerade herangewachsen, das Familienleben kaum.

„Nun, die beiden Basen, Mutter und die Schweizerin, hatten da wohl einen Plan eingefädelt, und meine Mutter lud, übrigens doch auch aus warmem Mitgefühl, das später beim Sehen sicher jede eigennützige Absicht überwuchs, das einsame Kind ein, doch für längere Zeit zu uns zu kommen, und ließ der jungen Babette die Sache durch die Schweizer Tante mundgerecht machen. ‚Arme Kleine! Wenn sie nur manchmal Französisch mit euch spricht!‘ meinte Mutter.

„Kurz und gut — am Jahresschluß langte sie an. Wir waren alle nicht wenig neugierig. Ich am meisten. Denn eine dunkle Ahnung sagte mir: ‚Diese Affäre geht dich näher an, mein Junge!‘ Aber ich dachte mir auch zugleich trotzig: Wir brauchen unseren einfachen silbernen Löffel nicht zu vergolden! Und verspürte etwas wie Abneigung gegen die ‚Waise mit eigenem Vermögen‘.

„Mutter holte das ‚Töchterchen‘ vom Bahnhof ab. Und wir standen, als das Bäschen Babette vorfuhr, alle am Schloßportal bereit. Vater ‚väterlich‘; Lotte als ‚gleichaltrige Freundin‘; Hilde und Nette, die Backfische, zitternd und kichernd vor Erwartung und Aufregung. Daneben unsere ‚blanken Jungen‘, Otto und Bernhard, die Weihnachtsurlauber. Und schließlich meine Wenigkeit, die den Schlag aufriß und das Kind über den beschneiten Kies fort auf die Schloßtreppe hob.

„Federleicht kam sie mir vor, wie ich sie mit meinen großen Pfoten herumschwang. Und dieses Gefühl rieselte mir von den Händen bis ins Herz. Unsere Damen haben meist eine gesunde Erdenschwere an sich —“

„Oho!“ —

„Na, na!“ —

„Hört, hört!“ —

„Was ich als Zeichen strotzender Gesundheit durchaus billige. Wirklich. Aber das Neue, Ungewohnte fesselt. So kam mir diese kleine, zierliche Person mit den klugen, dunklen Augen im brünetten Gesichtchen und den dicken, braunen Zöpfchen um die Ohren und über den ganzen Hinterkopf gleich überaus reizend vor. Und die anderen waren gleicher Meinung.

„Vater entwickelte noch einmal die ganze zarte Ritterlichkeit des ehemaligen Leibhusaren eines Prinzessinnenregiments. Die Schwestern, impulsive Landmädel, hätten die fremde Cousine am liebsten im Sturm genommen und ihr alle Wichtigkeiten der ebenso geheimnisreichen wie plauderhaften Jahre von fünfzehn bis zwanzig anvertraut. Und die Jungen überpurzelten sich förmlich in Aufmerksamkeiten und Versuchen ihrer grünen Unterhaltungskunst.

„Aber sie ließ niemand so recht an sich herankommen. Jedes Wort von ihr konnte die ganze Welt hören. Und wollte ihr eine was ins Ohr flüstern, so machte sie runde erstaunte Augen: Schickt sich denn das? Man flüstert nicht in guter Gesellschaft . . .“

„Der Kadett und der Fähnrich wagten sich bald gar nicht mehr an sie heran, denn sie war klüger und hatte ein gut Teil mehr gelernt als die beiden, brachte auch ihre junge Weisheit aus purer Unbeholfenheit etwas pedantisch vor. Was sollten sie mit ihr reden? Von Pferden verstand sie ihrerseits nichts. Kam ihr ein Hund zu nahe, und war's der jüngste, vertrauenseligste Tolpatsch, so nahm sie ihre Kleider zusammen. Und ihre Blicke schienen zu fragen: Ist er nicht toll? — Die Nachbarschaft kannte sie noch nicht. Und in der Rang- und Quartierliste wußte sie keinen, aber auch gar keinen Bescheid. Ein Kornfeld schien sie nie gesehen zu haben. Es gibt da bei ihr jawohl nur Gras,

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Fruchtbaumplantagen. Unser großer Obstgarten, der am Hang zum See hinuntergeht, entlockte ihr einen freudigen Ausruf. Wir nannten ihn von der Zeit ab ‚die Halde'.

„Vater hüllte sich bei Tisch schnell wieder in seine gewöhnliche gedankenvolle Schweigsamkeit und sann über Korn- und Viehpreise und die Frühjahrsbestellung nach. Am besten kam Mutter mit unserem Gast aus. Sie war am häufigsten in der Schweiz gewesen, kannte mehrere der dortigen Verwandten und fand, alle Berechnung vergessend, schnell Herzenstöne, denen das Bäbeli zugänglich war.

„Wir beiden Hauptpersonen in der Komödie, von der Babette natürlich nichts ahnte, schwiegen uns im Beginn unserer Bekanntschaft hauptsächlich an. Ich verwünschte meinen Eigensinn, der mich auf meiner ersten größeren Reise nach Norden anstatt nach der entgegengesetzten Seite getrieben hatte, und zermürbte mein Gehirn, um etwas zu finden, das Bäbe zum Auftauen brächte. Vergeblich. Und dabei gefiel sie mir von Tag zu Tag mehr!

„Lotte meinte: ‚Sie ist zum Aufessen niedlich! — Aber man möchte sie einmal ordentlich durchprügeln, damit die Eishaut um sie herum abspringt und das natürliche Marjellchen zum Vorschein kommt, das die alten Pensionstanten in den langen Jahren ganz und gar haben einfrieren lassen!' —

„Der Winter war besonders kalt und schien uns endlos, gerade, weil wir auf das zwanglose Herumtollen im Freien unsere besten Hoffnungen setzten. Für Schlittenfahrten, Eislaufen und Schneeballen war Babette nicht erzogen, mußte auch erst vorsichtig akklimatisiert werden. Unsere Gesellschaften — — na, lieber Himmel, das Skatspiel und die Haushaltgespräche, sind nicht überamüsant. Und bei den Tanzereien steckte die Bäbe eben auch noch in der Eishaut. — Am liebsten saß sie offenbar und stichelte und hörte dabei verstohlen zu, wie wir Geschwister in unserer altgewohnten Weise miteinander dalberten. Dabei kam manchmal ein sehnsüchtiger Blick in ihre Augen: Könnt ich das auch! — Aber die Zunge schien ebenfalls erstarrt zu sein und konnte sich nur in langsamen, wohlgesetzten ernsten Reden ergehen.

„Endlich, gegen Ostern, das natürlich auch so spät wie möglich fiel, bekamen wir warmes, sonniges Wetter. Und wie das bei uns in Ostpreußen so ist, neben dem letzten Schnee tun sich schon die Blumen auf.

„Die Schwestern hatten einen fürchterlichen Tratsch mit der Wirtschaft. Und Mutter spannte sie diesmal ernstlich ein. Die Brüder kamen erst zu den Feiertagen. So blieb mir das Amt, Bäbeli in unsere Frühlingswelt einzuführen. Ich tat mein Bestes. Ging mit ihr in die geschützten, sonnigen Buchenschonungen jenseit des Sees, wo die schwankstengligen Leberblümchen wie ein violetter Kreppschleier über das gelbbraune, vorjährige Laub wallten, zeigte ihr am Bach die gelben Kißchen des Milzkrauts, pflückte ihr die ersten weißrosa Anemonen, die Kätzchen und Troddeln von den blühenden Büschen, die goldenen Grassterne und den bunten, wachszarten Lärchensporn. Und ich wies sie, wenn sie sich über die noch winterlich graugelben ‚Matten', unsere schönen Wiesen, wunderte, auf die üppig grüne Wintersaat hin. — Jungchen, ich hatte darüber früher nie nachgedacht, nun gingen mir mit einem Mal die Augen wie einer jungen Katze auf. Und ich redete über die Reize unseres Landes wie ein Buch.

„Bäbe faßte ersichtlich Vertrauen zu mir und begann ihrerseits von ihrer Heimat zu reden und Vergleiche zu ziehen. Aber stets sehr ruhig und verständig. Oft dachte ich: Wollte sie doch nur einmal recht töricht sein und ausgelassen lachen, dann wäre alles gut. Kann sie das aber nicht, dann paßt sie nicht zu uns. Und wir werden uns nie recht verstehen.

„Am Gründonnerstag suchten wir Eier im Park. Und der Eifer der andern, das Jubeln über eine besonders köstliche Beute, das Streiten, wenn mehrere zugleich ein Nest entdeckten, das Gelächter bei kleinen Bosheiten steckte doch auch Bäbe ein wenig an und lockte einen Freudenschimmer auf ihr holdes Gesicht.

„Der Karfreitag mit seiner stillen Feierlichkeit rührte offenbar an ihre nüchtern gläubige Seele.

„Endlich kam der Ostersonntag. Schon am Sonnabend gingen die Schwestern mit verschmitzten Mienen umher.

„Am Ostersonntag weckte mich das bekannte Gekreisch im Hof in aller Herrgottsfrühe: die Knechte lauerten den Milchmägden, die zum Kuhstall wollten, mit den Osterruten auf und „stiepten" sie, wohin es traf. Und jene hatten die Melkeimer mit Wasser gefüllt, das sie ihren Peinigern übers Strohdach gossen: ‚Schmack Oster! Grün Oster!'

„Schon dringen auch die Jungen bei mir ein und fallen über mich armen Wehrlosen her: ‚Schmack Oster! Grün Oster!' Infame Bengels! Wollen durchaus nicht Ruhe geben! — Da mit einem Mal dringt vom ‚Weiberkorridor' — Damenflügel, sagt Mutter — helles Quieken, Kichern, Geschrei zu uns herüber. Wir stehen in unsern Nachthemden wie die Gipsbilder und horchen. Und reiben uns grinsend die Hände: ‚Aha!' —

„Drei Stunden später pirschten wir uns, feiertäglich angetan, auf dem Wege zum Frühstückzimmer vorsichtig die Treppe hinab. Jeder hielt die Rute hinterm Rücken. Aber bereits hinter den Treppenpfeilern lauerte die Tücke: Hilde und Nette; Lotte und — Bäbeli! Einen Augenblick später entwickelte sich unter Lachen und wildem Geschrei die Osterschlacht, daß die zartgrünen, getriebenen Blättchen nur so stoben: ‚Schmack Oster! Grün Oster!' — Das Eis war gebrochen, der Frühling da!"

Sonntag im Lenz.

Ich wanderte den morgennassen,
Verträumten Pfad ins Feld hinein,
Weit hinter mir der Lärm der Gassen,
Nun wird es still. Ich bin allein.

Fern hinterm Wald, in Glut verschwommen,
Beginnt die Sonne ihren Lauf.
Und Freud ist über mich gekommen,
Ich meint, der Himmel tut sich auf.

Die Winde wehen weich wie Seide.
Ein Wonnelaut die Luft durchdringt,
Wie wenn von weiter, ferner Heide
Ein Ruf zu mir herüberklingt.

Joh. Wragge.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Neue Moden.

Hierzu 11 photographische Aufnahmen.

Seit Jahren haben wir keine Sommermoden gehabt, die so duftig und zart, so leicht und hell und so originell sind wie die Moden 1911. Mit den zarten Stoffen, den Pastellfarben und den drapierten Linien, die die Gestalt umfließen, treten weiche, riesengroße Hüte ins Bündnis, wogende Federn und taufrische Blumen. Das hochgegürtelte Gewand mit der glatten, am Hals freien, gestickten Kimonobluse und dem linksseitig gespaltenen geraden Rock auf Abb. 1 ist aus weißem Seidenkrepp. Die seitlich niederhängende Gürtelschnur und die um den Rock laufende Fransengarnierung sind aus Seide. Die Bündchen der halblangen Aermel und das seitlich sichtbar werdende Untergewand bestehen aus schwarzem Atlas. Ein Otterstreifen umrandet den den Boden berührenden schwarzen Rock. Rings um den Rand des geschwungenen weißen Reisstrohhuts mit der weißen Pleureuse zieht sich, in Harmonie zu dem Schwarzweiß des Ganzen, ein schmaler, schwarzer Samtstreifen. Der weiße Seidenschirm mit den breiten, mo-



1. Toilette aus weißem Seidenkrepp mit Untergewand aus schwarzem Atlas. Phot. Manuel.



Phot. Félix.

2. Gemustertes Kleid aus Musselin.



Phot. Félix.

3. Naturbrauner Strohhut mit Kokarde.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Félix.
4. Schwarzer Roßhaarhut mit Bandschmuck.



Phot. Félix.
5. Sportkostüm mit Hosenrock.

dernen Feldern und dem hohen, glatten Stock hat einen schwarzen Steinknopf. Ein indischer Musselinschal, mattrot und grau gemustert, wurde zur Herstellung des Kleides auf Abb. 2 geopfert. Eigenartig ist der ganz der Gestalt folgende gerade Rock. Der rote Hut ist mit weißen Pleureusen geschmückt, der Griff des Schirmes grau, sein Bezug hellrot. Auf Abb. 3 tritt uns eine für die heutige Mode bezeichnende Hutform entgegen. Es herrscht das grobe Stroh vor, neu ist auch die Art, die Hutkrempe aus der Stirn fort nach oben zu biegen. Das Stroh des Hutrandes ist naturbraun, die Oberfläche des runden Hutes besteht aus weißem Roßhaargeflecht. Die breite, schwarze Roßhaarform auf Abb. 4 ist mit königblauem Samt gefüttert, den ein lichtblauer Seidenstreifen begrenzt. Auf Abb. 5 tritt uns ein sommerliches Sportkostüm mit praktischer Verwertung des Hosenrocks entgegen. D. h., wir sehen eigentlich ein Paar Pumphosen aus altrosa Atlas, die, mit Fransen umsäumt, bis zu den Knöcheln herabfallen, und darüber einen bis über die Knie reichenden, in der Taille mit einem spitzen, antiken Kettengürtel ein wenig zusammengenommenen Kleiderkittel aus altrosa gesticktem, weißem Liberty. Die modernen Allüren des Kleides wahrt vor allem der Schnitt der Kimonoärmel und der glatten, rund ausgeschnittenen, von einem schmalen, grauen Pelzstreifchen umrandeten Passe. Das eigenartige, tief über den Kopf gezogene Mützchen ist aus einem weißen, weich geflochtenen Baststreifen mit daraus emporsteigender und zur Seite niederfallender hellroter, quastenbeschwerter Zipfelmütze. Dem Hauskleid angepaßt erscheint das Gewand auf Abb. 6. Ueber ein einfarbig weißes, hochgegürtetes, sackartig gerades Unterkleid aus weißem Liberty mit schwarzem, geradem Rockrandstreifen legt sich eine Art gekreuzter Mantel aus Seidenmusselin. Die breiten Streifen sind schwarz und weiß. Der vordere, zu den Schultern emporsteigende und über die Oberarme wieder hinabgeleitete Spitzeneinsatz ist aus goldener, venezianischer Spitze. Daneben zeigt Abb. 7 einen Mantel, der aus leichtem, braunfarbenem Tuch hergestellt ist. Der breite Umlegekragen ist bezeichnend für die modernen Mantelformen. Er besteht aus braun und biskuitgelb gestreiftem Samt, ebenso wie der



Phot. Félix.
6. Schwarz und weiß gestreiftes Seidenkleid.

Generated on 2019-06-06 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

seitlich herablaufende gerade Streifen. Abb. 8 zeigt einen Mantel für die Fahrt im Automobil oder offenen Wagen. Das Material ist empiregrüner Atlas. Sehr eigenartig wirkt die vorn seitlich angebrachte straffe Knopfreihe aus schlichten Perlmutterknöpfen und auch das ein wenig überhängende Bolerojäckchen. Das Kleid auf Abb. 9 ist aus veilchenfarbenem Liberty, der Hülsenstreifen am Rock sowie Gürtel und die Stickereien, an dem leicht ausgeschnittenen Mieder etwas dunkler lila, sind ebenfalls in Seide gehalten. — Praktisch und charakteristisch für die Mode ist das kleine Straßenkleid auf Abb. 10. Der gerade, fußfreie Rock öffnet sich vorn in einem



Phot. Félix.

7. **Mantel aus braunem Tuch.**



Phot. Félix.

9. **Veilchenfarbenes Libertykleid.**



Phot. Félix.

10. **Straßenkleid mit fußfreiem Rock.**



Phot. Felix.

8. **Atlasmantel mit Bolerojäckchen.**



Phot. Felix.

11. **Prinzeßkleid aus blauem Voile.**

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch zwei gesteppte Falten gebildeten Spalt; die Jacke ist kaum auf Taille gearbeitet und wird mit zwei Knöpfen geschlossen. Der Stoff ist grünlich changierende, leichte Wolle mit rötlichen Reflexen. Das pflaumenblaue Voilekleid auf Abb. 11 gibt die moderne hüftlose Silhouette in einem geraden Prinzeßgewand wieder, dessen schmale Bahnen von der Taille abwärts bis über die Knie Einsatzstreifen von pflaumenblauem Samt sehen lassen. Unterhalb der Knie legen sich wieder über diese Samtstreifen Gitterchen von Voileband, die auch die glatten, engen Samtärmel bedecken. Ein vorn spitz herablaufender Samtreverskragen läßt einen kleinen Einsatz aus weißer Chantillyspitze mit hohem Stehkragen sichtbar werden. Klementine.

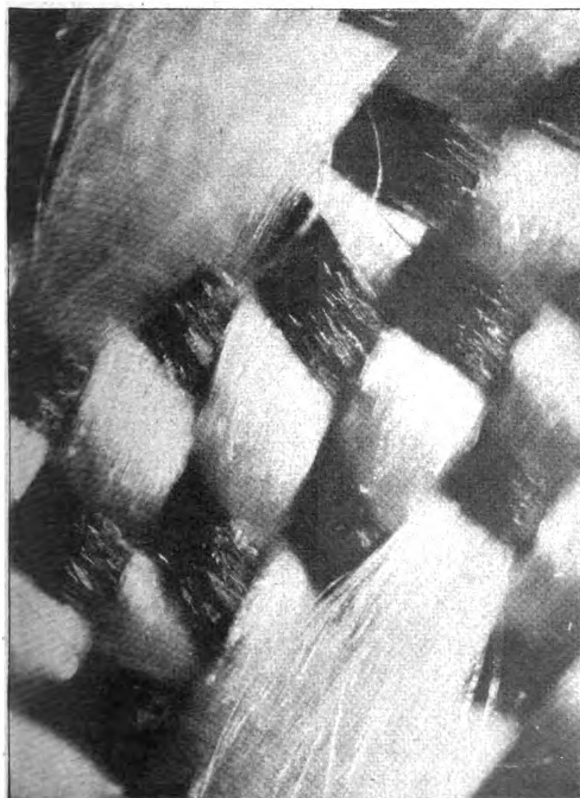
Technische Kleinkunstwerke unter unseren Gebrauchsgegenständen.

Von Hugo Hinterberger, Universitätslehrer, Wien. — Hierzu 6 Mikrophotogramme.

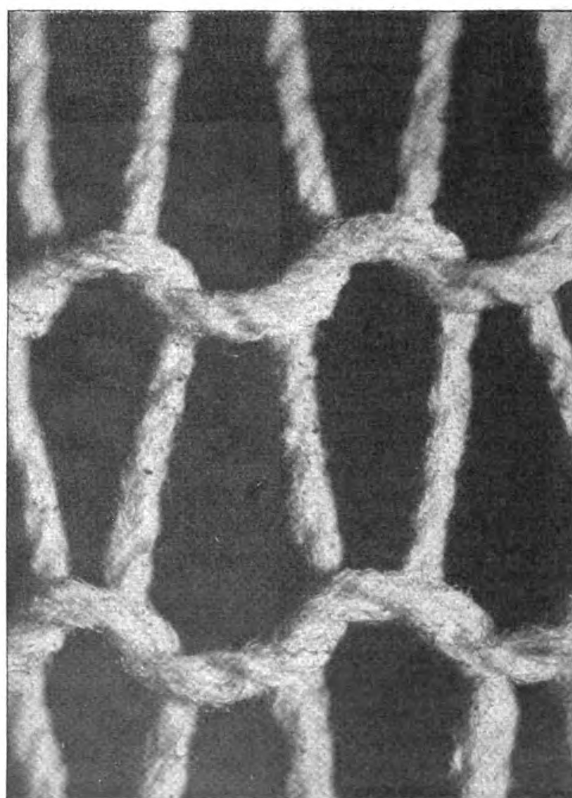
Es verlohnt sich, von den Wolkenkratzern, Dreadnoughts und anderen niedlichen Schöpfungen der modernen Technik, über die jetzt so oft und viel gesprochen und verhandelt wird, auch einmal den Blick abzuwenden und solchen vielleicht nicht minder bewunderungswürdigen Erzeugnissen zu schenken, die zwar nicht durch ihre imposante Größe und ihren mehr oder weniger edlen Zweck, wohl aber durch die unendliche Feinheit der Ausführung unsere Bewunderung verdienen. Im Grunde ist ja auch, was das Grandiose betrifft, selbst das moderne Schlachtschiff (wer denkt da nicht an Schlachthäuser?) im Vergleich zu den Memnonskolossen, den Pyramiden, der Sphinx usw. nichts gar so sehr Bewundernswertes. Wer weiß, ob es möglich wäre, heute eines der genannten Kolossalbauwerke herzustellen, die die alten Aegypter vor ein paar tausend Jahren ohne Dampfmaschinen und Doktoren der technischen Wissenschaften zur Ehre ihrer Götter und Könige aufgerichtet haben. Dagegen war aber wieder unsern Vorfahren manches nicht möglich, und man wird mir wohl die Aufzählung dieses „Mancherlei“ erlassen müssen, denn es würde gar zu viel werden.

Nur auf ein ganz kleines Gebiet moderner Arbeit möchte ich hinweisen, das jeder als etwas Selbstverständliches hinzunehmen gewohnt ist, und das selten jemand entsprechend zu würdigen wissen wird. Ich meine die Kleinkunst der Technik, die Werke schafft, deren feiner Bau sich erst dem mit Lupe und Mikroskop bewehrten Auge erschließt. Wer denkt auch, wenn er sich die Krawatte bindet, daran, daß er ein Produkt der feinst ausgebildeten Webetechnik in den Händen hält? Es ist eben ein Stück gemusterter Seide und hat soundsoviel gekostet — Schluß!

Der Naturwissenschaftler wird sich vielleicht, obwohl ihn ja eigentlich Kunstprodukte nichts angehen, gelegentlich einmal ein Stückchen unter die Lupe nehmen und ansehen, und die Verfertiger der Gewebe selbst werden selbstverständlich ihr Erzeugnis genau kennen

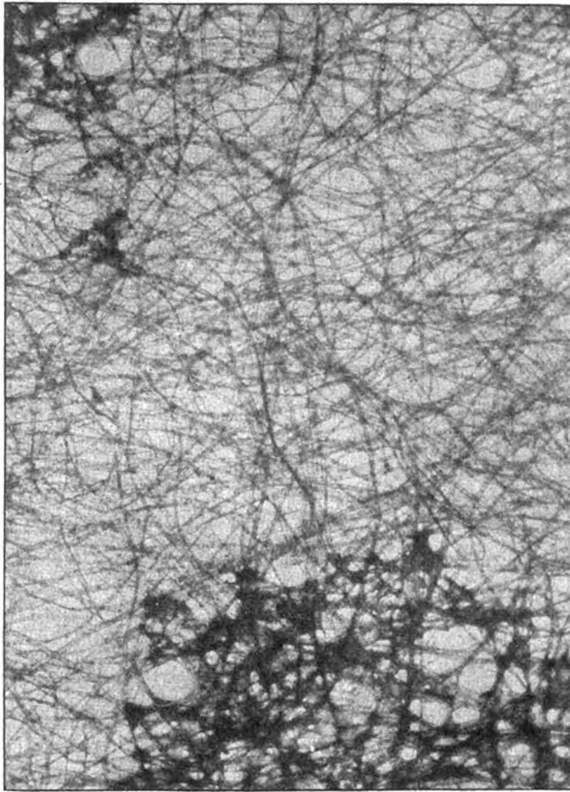


Seidenkrawatte.

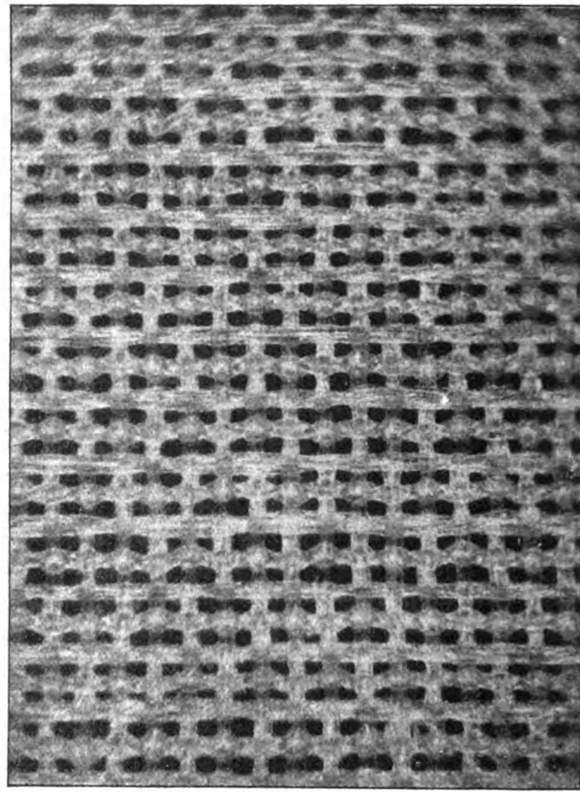


Glühstrumpf.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



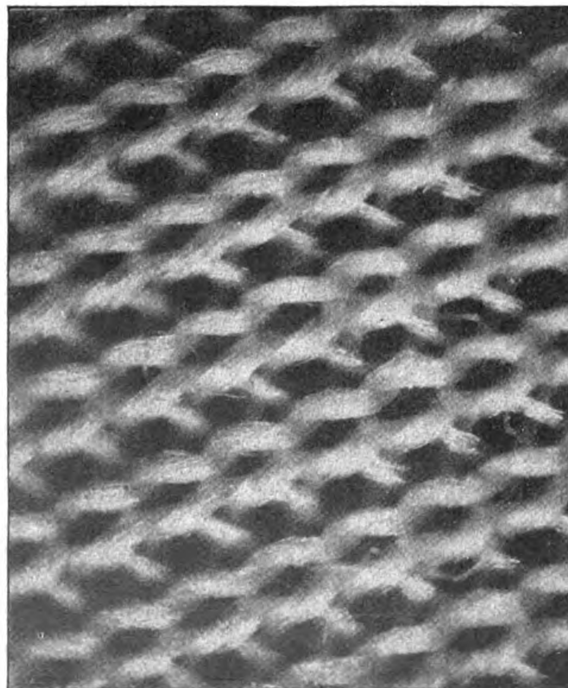
Papierserviette.



Müllergaze.

und ihm volles Verständnis entgegenbringen; die große Masse aber steht diesen natürlich ziemlich verständnislos gegenüber und macht sich weiter keine Gedanken. Wenn das betreffende Stück nur ein recht apartes Muster hat, momentan modern ist und recht viel kostet, dann imponiert es; ob es durch seine Herstellungsart interessant ist, welche Fülle von Geistesarbeit vorangehen mußte, bis es entstehen konnte, und was für eine komplizierte Riesenmaschine es schließlich webte, daran wird meist gar nicht gedacht.

Der moderne Amateurphotograph arbeitet heute mit Vorliebe mit Autochromplatten. Diese Platte ist auch ein Meisterstück der Kleinkunst, was schon daraus zu entnehmen sein dürfte, daß von der Patentanmeldung bis zur fabrikmäßigen Herstellung nicht weniger als drei Jahre verflossen. Der wesentliche Teil besteht aus einem Mosaik gefärbter Stärkekörnchen, die in der gleichmäßigen Größe von 0,01 Millimeter Durchmesser sortiert, in drei Farben gefärbt, in einfacher Lage, so daß keins das andere überdeckt, eng aneinander liegend, ausgebreitet sind. Die minimalen, durch die Kugelform bedingten Zwischenräume sind mit Schwarz ausgefüllt, und das Ganze ist durch Walzen zu einer kompakten, zusammenhängenden Masse vereinigt, die auf den Quadratmillimeter ungefähr achttausend kleine Butzenscheibchen (die abgeplatteten Stärkekörner) enthält.



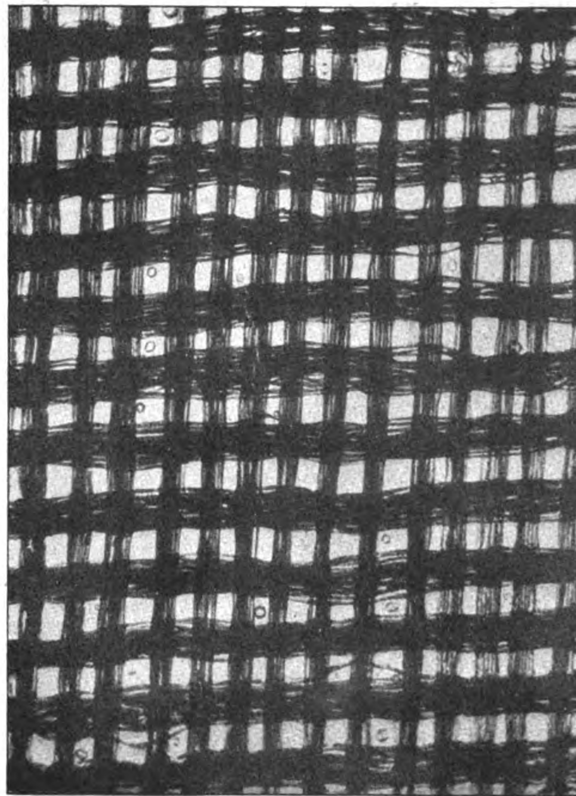
Damenhandschuh „Elfenhaut".

Der Physiker bedient sich zur Erzeugung von Spektren der sogenannten Beugungsgitter, das sind äußerst fein polierte Metallplatten, auf denen mittels Maschinen in ganz bestimmten Abständen feine Linien eingeritzt sind, und zwar in der Anzahl bis zu 1700 auf den Millimeter!

Das sind allerdings Dinge, die nicht jeder braucht und kennt, aber auch unter den allgemein verbreiteten Gebrauchsgegenständen finden sich „Kleinkunstwerke der Technik". Die Schnurrbartbinde und der Glühstrumpf z. B. sind gewiß allgemein bekannte und äußerst verbreitete Gegenstände und gewiß nichts Neues. Ich

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

glaube aber, daß auch diese den Namen von Kleinkunstwerken der Technik verdienen. Wenn man die Gewebe der beiden mit einer Lupe betrachtet, wird man erstaunt sein über ihre Feinheit und Gleichmäßigkeit. Die Feinheit der ersteren wird aber noch weit übertroffen durch die feinsten Sorten der Müllergaze, jener unendlich feinen Seidennetze, die in Müllereibetrieben zum Sieben der Mehle verwendet werden. Seidengaze, Qualität prima I Nr. 20, enthält z. B. 76 Oeffnungen auf den Zentimeter. Relativ grob im Vergleich zu der feinen Müllergaze repräsentiert sich das englische Pflaster oder gar ein Stück Krawatte, das sogar solche Höhenunterschiede auf seiner Oberfläche aufweist, daß eine gleichmäßig scharfe Mikrophotographie nicht mehr ohne weiteres zuwege gebracht werden konnte. Das gleiche gilt von einem gern für Damentheaterhandschuhe verwerteten Gewebe, das den poetischen Namen „Elfenhaut" führt. Diese Elfenhaut sieht allerdings unter der Lupe schon eher einem — Fußabstreifer ähnlich, ist aber sicher ein kleines Kunstwerk der Webereitechnik, was, abgesehen von der Feinheit, auch aus der Kompliziertheit des Gewebes hervorgeht.



Englisches Pflaster.

Recht einfach ist dagegen eigentlich unser Papier — es besteht ja bloß aus einer mehr oder weniger dicken Lage von mehr oder weniger feinen, ineinandergefilzten Holz- oder Leinenfasern. Und doch sind manche Sorten von einer so staunenswerten Feinheit, daß sie vielleicht doch verdienen, mit unter andern Kleinkunstwerken erwähnt zu werden, und dabei sind sie von einer an Wertlosigkeit grenzenden Billigkeit. Ich meine vor allen Dingen die Papierserviette.

Wenn man ein Stück einer solchen Serviette an einer Stelle, wo das Muster dunkel erscheint, im Mikroskop ansieht, bietet sich ein interessantes Bild: man sieht hier die Papierfasern locker liegen, zwischen sich Zwischenräume frei lassend. Die Fasern bilden ein Durcheinander haarartiger Fäden, ohne jedoch Knötchen oder Haufen zu erzeugen. Sie sind trotzdem in gleichmäßiger Dünnheit ausgebreitet. Also doch wieder trotz der primitiv erscheinenden Zusammensetzung ein technisch bewundernswertes Erzeugnis.

So ließen sich wohl noch Beispiele technischer Kleinkunst finden, die einer Besprechung seitens der betreffenden Fachleute würdig wären. — Mir als einem diesem Fache, soweit es nicht photographische Erzeugnisse betrifft, vollkommen Fernstehenden fielen diese paar Beispiele technischer Kunstwerke nur zufällig als fleißigem Anwender von Lupe und Mikroskop auf, und die gewonnenen Eindrücke schienen mir auch für weitere Kreise interessant genug, um in Wort und Bild Verbreitung zu finden. Wenn in technischer Hinsicht irgendeine Bemerkung nicht ganz stimmt, so möge man mir als Nichtfachmann dies nicht zu strenge anrechnen.

Bilder aus aller Welt.



Prof. Dr. R. Rembe,
wurde zum Professor an der Universität Manila ernannt.

Dr. Reinhard Rembe, ein deutsch-amerikanischer Arzt, der in Berlin studiert hat, ist als Professor der Ophthalmologie, Otologie, Laryngologie an das mit einer medizinischen Hochschule verbundene neue Regierungsspital in Manila berufen worden.

Geh. Sanitätsrat Dr. Brandes in Neuhaus a. d. Elbe und seine Gemahlin begingen Ende März in voller Frische die seltene Feier der diamantenen Hochzeit. Dr. Brandes wirkt seit 61 Jahren erfolgreich als Arzt.



Geheimer Sanitätsrat Dr. Brandes u. Frau, Neuhaus a. d. E.,
begingen das Fest der diamantenen Hochzeit.



Arnold Ebel,
Komponist des Oratoriums „Die Heimkehr".

—Am 24. März fand in Schleswig

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. J. Egers.

Xaver Terofal, Leiter des Schlierseer Bauerntheaters,
mit seinen beiden Söhnen als Firmlingen.



Frau Minnie Saltzmann-Stevens,
englische Wagnersängerin, tritt erstmalig in Deutschland auf.

die erste Aufführung des weltlichen Oratoriums „Die Heimkehr" statt, dessen Komponist Arnold Ebel aus Schleswig-Holstein stammt, aber seit einigen Jahren in Berlin lebt. Das Werk fand großen Beifall.

Xaver Terofal, der bekannte bayrische Bauernschauspieler, feierte in Berlin, wo er sich jetzt mit seiner Schlierseertruppe aufhält, ein Familienfest. Seine Söhne wurden gefirmt.

Im Frankfurter Opernhaus trat vor kurzem eine in Deutschland bisher unbekannte englische Wagnersängerin auf, Mrs. Minnie Saltzmann-Stevens. In diesem Sommer soll die Künstlerin in Baireuth die Kundry und die Sieglinde singen.

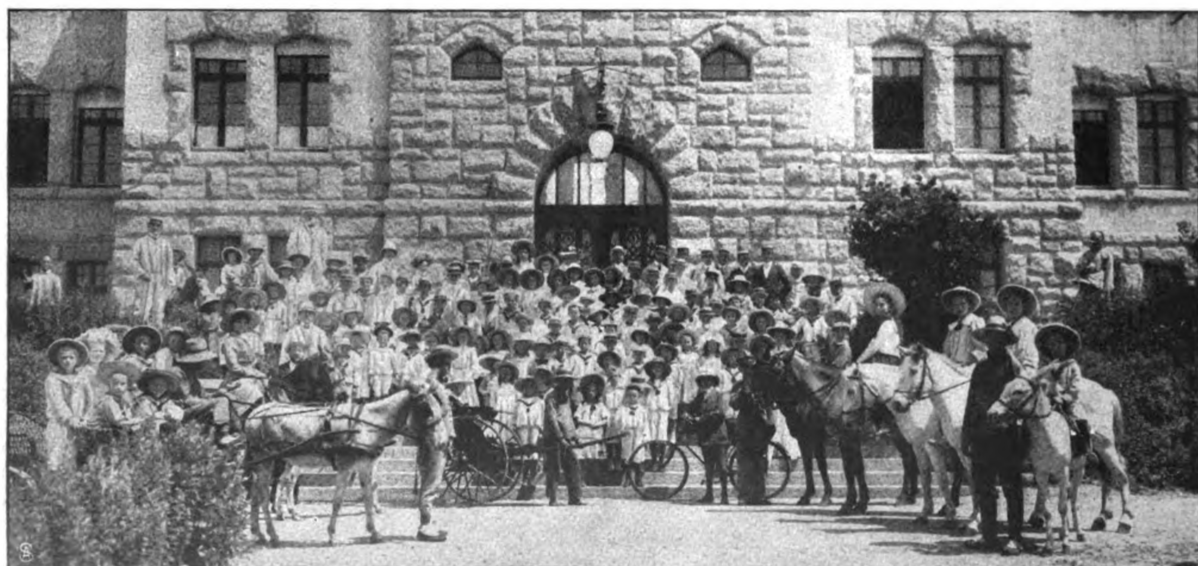
Hilde Fordau, eine junge Geigerin, die ihre Ausbildung in einem Berliner Konservatorium genossen hat, konzertierte im Verlauf dieser Wintersaison mit viel Erfolg in der Reichshauptstadt.

Die kaiserliche Gouvernementsschule zu Tsingtau nimmt einen mächtigen Aufschwung. Im Juli 1910 zählte die Anstalt, ein Reformrealgymnasium, dem eine Vorschule und eine höhere Mädchenschule angegliedert sind, 140 Schüler, darunter 43 Mädchen, und zehn Lehrpersonen deutscher Nationalität. Die Kinder kommen meist aus weiten Entfernungen auf Rickschahs, Reittieren und Fahrrädern zur Schule. Das Anstaltsgebäude ist im Jahr 1907 eingeweiht worden.



Phot. Ascher Schneevoigt.

Frl. Hilde Fordau,
erfolgreiche Geigerin.



Schüler und Schülerinnen vor dem neuen Schulgebäude.
Die kaiserliche Gouvernementsschule in Tsingtau.

Schluß des redaktionellen Teils.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

DIE·WOCHE

Nummer 16. | Berlin, den 22. April 1911. | 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 16.



Die sieben Tage der Woche.

12. April.

Aus dem Marnedepartement kommen Nachrichten über revolutionäre Ausschreitungen der unzufriedenen Winzer, die an verschiedenen Orten Champagnerfabriken zerstörten, so daß Truppen zu ihrer Ueberwältigung aufgeboten werden mußten.

Der Kassendirektor im französischen Ministerium des Auswärtigen Hamon wird wegen großer Unregelmäßigkeiten verhaftet.

Frankreich verlangt die Auslieferung des Walis von Gumba, der von dem englischen Residenten in Sierra Leone verhaftet wurde.

Aus Adis Abeba wird gemeldet, daß Ras Tassama, der vom Kaiser Menelik eingesetzte Regent von Abessinien und Vormund des Thronerben, gestorben ist.

13. April.

Die Königinwitwe Alexandra von England trifft vor Korfu ein. Der Kaiser und der König von Griechenland statten ihr an Bord ihrer Jacht „Victoria and Albert" einen einstündigen Besuch ab.

In Berlin wird die Frühjahrsausstellung der Sezession eröffnet.

In Stockholm wird ein Schiedsgerichtsvertrag zwischen Schweden und Italien unterzeichnet.

Aus Albanien wird gemeldet, daß die Aufständischen eine acht Mann starke Gendarmerieabteilung ermordet haben.

Die griechischen Schiffahrtsgesellschaften stellen die Fahrten nach Smyrna wegen Verschärfung des Boykotts in Kleinasien ein.

In Kansas, Missouri und Oklahoma richtet ein Wirbelsturm große Verheerungen an. Mehr als hundert Menschen werden getötet.

14. April.

Zum Gouverneur von Togo wird der Geheime Regierungsrat Edmund Brückner, bisher Referent beim Gouvernement von Deutsch-Südwestafrika, ernannt.

Der amerikanische Botschafter in Berlin Dr. Hill (Portr. S. 648) tritt am 1. Juli von seinem Posten zurück.

Der russische Reichsrat beschließt mit 99 gegen 53 Stimmen, daß der Ministerpräsident Stolypin bei der Einführung der Semstwos in den westlichen Gouvernements ungesetzlich verfahren sei. Der Beschluß wird jedoch, da er nicht mit Zweidrittelmehrheit gefaßt ist, dem Zaren nicht unterbreitet.

15. April.

Aus Neuyork wird berichtet, daß eine Abteilung amerikanischer Kavallerie die mexikanische Grenze überschritten und sich in einen Kampf zwischen Revolutionären und Regierungstruppen bei Agua Prieta eingemischt hat.

16. April.

Der Bund der technisch-industriellen Beamten tritt in Berlin zu seinem sechsten Bundestag zusammen.

17. April.

Beim Ballonwettfliegen des sächsischen Vereins für Luftschiffahrt in Dresden reißt sich der Ballon „Nordhausen" los und verbrennt; fünf Personen werden schwer verletzt.

18. April.

Aus Lourenço Marques kommen Nachrichten über den Ausbruch von Unruhen. In ganz Mosambik verschärft sich der Gegensatz zwischen Monarchisten und Republikanern.

19. April.

Aus Mexiko kommt die Nachricht, daß die Aufständischen die Stadt Agua Prieta nach einem neuen Kampf geräumt haben.

❦ ❦ ❦

Zur elsaß-lothringischen Verfassungsfrage.

Von Staatsminister Staatssekretär a. D.
Ernst Matthias von Köller.

Die Verhandlungen im preußischen Landtag — sowohl im Abgeordnetenhaus wie im Herrenhaus — haben leider wieder zu Preßerörterungen geführt, die nicht die Sache im Auge haben, sondern deren Zweck vielmehr ist, die gegnerischen Parteien zu verunglimpfen und Parteizank und -hader zu schüren, anstatt eine ruhige, objektive Behandlung der streitigen Fragen in dieser Sache zu fördern.

Die Sachen sind zu ernst, zu bedeutsam, als daß man sie in der Weise behandeln kann. — Was nutzt man denn der Sache, wenn man die Partei immer über das Wohl des Vaterlandes stellt? Während die Herren von Heydebrand, v. Zedlitz-Neukirch und mehrere Redner auch der andern Parteien rein sachlich opponierten und sprachen, während Herr v. Wedel, v. Köller, Dr. Loening und Prinz Schönaich-Carolath sichtlich, und mit Erfolg, bemüht waren, die Diskussion auf sachlichem Boden zu halten, bemühte sich die Presse, an der Spitze die „Straßburger Post" und Herr M. Winterberg in der „Täglichen Rundschau", so gut und so schlecht es ging, die konservativen Redner anzugreifen und sie teilweise zu beschimpfen, anstatt der Sache zu dienen.

Es sei in der Tat nun genug dieses Parteizankes, und es sei versucht, die Frage des Verfassungsentwurfs für Elsaß-Lothringen einmal ruhig, sachlich und ohne

Copyright by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rücksicht auf die Ansichten der Parteien von einem objektiven Standpunkt aus zu beleuchten. Daß die Verhältnisse im Reichsland zurzeit so ganz erwünschte sind, wird niemand behaupten wollen. — Daß die Neigung zur Opposition im Landesausschuß zu Straßburg gewachsen ist, liegt auf der Hand. — Nicht darum handelt es sich, beweisen zu wollen, welche Maßnahmen diese Erscheinung hervorgerufen haben, sondern darum handelt es sich, auf welche Weise die ganzen Angelegenheiten im Reichsland wieder in ruhigere Bahnen geleitet werden.

Aus diesem Gedanken heraus habe ich im Herrenhaus mein Bedauern ausgesprochen, daß man den Landesausschuß nicht über den Gesetzentwurf gehört habe. Wäre das geschehen, und hätte der Landesausschuß auch wirklich einige unannehmbare Vorschläge gemacht, so war immer noch Zeit, mit ihm darüber zu verhandeln; aber den Landesausschuß — das doch zurzeit verfassungsmäßig berufene Parlament — aus den Beratungen ganz auszuschalten, war nicht glücklich. Den Einwand, der Landesausschuß hätte ja doch nichts zustande gebracht oder den Entwurf so weit geändert, daß er unannehmbar wurde, kann man nicht gelten lassen, das hätte die Zeit gelehrt. — Es mag ja sein, daß einzelne radikalere Forderungen gestellt wären, aber das konnte man doch abwarten.

Man hätte auf diese Weise das mit Recht stark ausgebildete Selbstgefühl der Elsaß-Lothringer nicht verletzt und hätte ihnen eben — Vertrauen entgegengebracht. — Leider ist das versäumt, und darin ist ein großer Teil der jetzt laut werdenden Opposition begründet.

Wenn wir nun nochmals, vor der Entscheidung, die elsaß-lothringische Frage besprechen wollen, so soll das in der größten Objektivität geschehen, ohne auf den Streit der Parteien und parteipolitische Auffassungen dabei Rücksicht zu nehmen.

Die streitigen Punkte in der Verfassung sind folgende:

a) Die Ausübung der Staatsgewalt in Elsaß-Lothringen.
b) Die Vertretung Elsaß-Lothringens im Bundesrat.
c) Ein- oder Zweikammersystem.
d) Allgemeines, direktes, gleiches Wahlrecht zum Hause der Abgeordneten (Pluralstimmen).
e) Wahlgesetz und Wahlkreiseinteilung.

Alle übrigen Punkte, die vielleicht noch streitig sind, kann man als weniger bedeutungsvoll bezeichnen.

A. Die Staatsgewalt in Elsaß-Lothringen (Art. 2, § 1).

Der Entwurf und die Beschlüsse der Kommission lauten übereinstimmend, „die Staatsgewalt in Elsaß-Lothringen übt der Kaiser aus". Das ist ein Essentiale der Vorlage und unerläßliche Bedingung für den Gesetzentwurf; daran ist nichts zu ändern. Es entspricht der Lage der geschichtlichen Entwicklung der Reichslande und der bisherigen Verfassung.

Auch an der Befugnis des Kaisers, sich im Reichsland durch einen Statthalter vertreten zu lassen, kann nicht gerüttelt werden. Die Versuche, das zu tun, scheinen ja auch aufgegeben zu sein. Ob die Verordnung, durch die dem Statthalter landesherrliche Befugnisse übertragen werden, vom Statthalter oder, wie die Kommission will, vom Reichskanzler gegengezeichnet werden, dürfte von keiner großen Bedeutung sein.

B. Die Vertretung Elsaß-Lothringens im Bundesrat.

Daß Elsaß-Lothringen dermaleinst vollwertiger Bundesstaat des Deutschen Reiches werden muß, darüber kann kein Zweifel sein. Die Frage ist nur, ob das früher oder später geschehen soll. Daß das Reichsland dann wie die andern Bundesstaaten Stimme im Bundesrat zu führen hat, ist durchaus folgerichtig.

Aber die Art und Weise, wie das jetzt nach den Beschlüssen der Kommission beabsichtigt wird, ist nicht schön. — Es hat die Regelung einen für Preußen häßlichen Beigeschmack, wenn die drei Stimmen Elsaß-Lothringens nur gegen, nicht aber im Fall der Entscheidung für Preußen rechnen sollen. — Wenn der Zeitpunkt gekommen ist, diesen Hauptwunsch der Reichslande zu erfüllen — und die Reichsleitung ist der Ansicht, daß der Zeitpunkt da ist — dann ganze Arbeit! Man gebe dem Reichsland drei volle Stimmen und scheue sich nicht davor, daß sie in wirtschaftlichen Fragen oder bei weniger bedeutenden Anlässen auch einmal gegen Preußen abgegeben werden. In wichtigen nationalen und für das Reich bedeutsamen Fragen wird das nie geschehen. — Und die andern Bundesstaaten sollten sich nicht vor den drei Stimmen, die ja auch wohl hin und wieder mit Preußen stimmen werden, fürchten. In großen Fragen sind die Bundesstaaten doch bisher immer einig gewesen, und sie werden es auch zukünftig sein. — Also sollte man die Stimmen im Bundesrat durch Aenderung der Reichsverfassung um drei Stimmen — von achtundfünfzig auf einundsechzig — vermehren und diese Stimmen an Elsaß-Lothringen überweisen. — Das würde einen besseren Eindruck im In- und Ausland machen als die jetzt beabsichtigte Regulierung.

Die Instruktion des Bevollmächtigten für Elsaß-Lothringen kann selbstverständlich nur durch den Statthalter erfolgen, und sie wird in wichtigen nationalen Fragen selbstverständlich in gleicher Weise wie für Preußen erfolgen. In wirtschaftlichen Fragen, bei Personalvorschlägen usw. kann auch sehr wohl einmal die Instruktion anders lauten. Das ist ja auch kein Unglück; denn man muß doch damit rechnen, daß der Statthalter, die Verhältnisse des Landes kennend, das tut, was er im Interesse des Landes tun kann, und was er zu verantworten vermag.

Also! ist die Reichsleitung überzeugt, daß das Reichsland Stimmen im Bundesrat führen kann, dann weg mit dieser für Preußen verletzenden Modifikation über die Abgabe und Zählung der Stimmen und Uebertragung von drei vollgültigen Stimmen an Elsaß-Lothringen.

C. Die Erste Kammer, ist bisher abgelehnt (§ 6 des Entwurfs).

Die Frage, ob Ein- oder Zweikammersystem in Elsaß-Lothringen einzuführen sei, hat zahlreiche Diskussionen und Streitigkeiten hervorgerufen. Während in den meisten deutschen Bundesstaaten das Zweikammersystem besteht, ist ein solches den Elsaß-Lothringern fremd und bisher großenteils nicht willkommen. Man kennt im Reichsland nur den Landesausschuß, daneben den Staatsrat.

Der Staatsrat aber ist nur eine beratende, nicht eine beschließende Behörde. Er wird über Gesetzentwürfe gutachtlich gehört, kann aber keine Beschlüsse

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fassen. Man kann den Staatsrat also nicht als einen Faktor des Zweikammersystems ansprechen; er scheidet bei diesen Besprechungen aus.

Den Landesausschuß, ein durch verschiedene Wahlsysteme und von verschiedenen Korporationen zusammengesetztes Parlament, könnte man als ein Parlament bezeichnen, in dem neben den Volksvertretern auch Abgeordnete sitzen, die in Zukunft als Mitglieder der Ersten Kammer gedacht werden.

Die Bezirkstage wählen einen Teil der Abgeordneten, ein anderer Teil wird durch Delegierte der Kreise und ein dritter durch die Gemeinderäte der großen Städte gewählt. Während die zwei letzten Kategorien hinsichtlich ihrer eventuellen Wiederwahl mehr oder weniger Rücksicht auf ihre Wähler nehmen müssen, können die Abgeordneten, die durch die Bezirkstage gewählt sind, mehr als solche gelten, die dauernd ihren Sitz behaupten; daher auch die Abgeordneten lieber die Mandate des Bezirkstages als die andern innehaben.

Wenn nun durch die neue Verfassung die mehr seßhaften, fester sitzenden Elemente aus dem Landesausschuß ausscheiden sollen, so ist der Gedanke der Schaffung einer Ersten Kammer nicht so rundweg von der Hand zu weisen. Im Gegenteil, der wird im Interesse des Landes aufrechtzuerhalten sein. Allerdings müßten die Bestimmungen über die Zusammensetzung der Ersten Kammer etwas modifiziert werden.

Daß die im § 6 des Entwurfs sub I. benannten Spitzen der Behörden, die Bischöfe zu Straßburg und Metz, die Präsidenten der Konsistorien, der Präsident des Oberlandesgerichts, in die Erste Kammer gewissermaßen als geborene Mitglieder durch das Gesetz berufen werden, ist völlig gerechtfertigt.

Auch dagegen ließe sich nichts einwenden, daß im Falle der Sedisvakanz der zeitweilige gesetzmäßige Vertreter einstweilen einberufen wird. Den sub II benannten Mitgliedern könnte man auch noch Vertreter der Domkapitel hinzufügen.

Ob die Zahl der sub III vom Kaiser zu Berufenden so groß sein darf wie die Zahl aller übrigen Mitglieder, darüber kann man verschiedener Ansicht sein, ist auch nicht von allzu großer Bedeutung. Ob die Vorschläge für die durch den Kaiser zu berufenden Mitglieder durch den Bundesrat gemacht werden sollen, oder ob sie nicht besser durch den Statthalter erfolgen, darüber läßt sich streiten.

Eins aber erscheint jedenfalls nötig, daß die Mitglieder der Ersten Kammer sämtlich lebenslänglich berufen werden. Die sub I und II Genannten, solange sie im Besitz ihrer Aemter bzw. Mitglieder der wahlberechtigten Korporationen sind. Die sub III, also die durch den Kaiser zu Berufenden, solange sie im Reichsland Wohnsitz haben. Gerade die Dauer ihrer Berufung ad dies vitae bürgt dafür, daß in der Ersten Kammer eine gewisse Kontinuität der Gesetzgebung gewahrt wird, und daß ihre Mitglieder, unbeirrt durch unruhige Zeiten, durch Wahlumtriebe usw., den ruhigen Pol in der Gesetzgebung darstellen. Das Recht zu einer Auflösung der Ersten Kammer kann deshalb ebenfalls nicht als wünschenswert bezeichnet werden.

Eine lebenslänglich gewählte bzw. berufene Erste Kammer erscheint für die ruhige Weiterentwicklung des Landes besser und geeigneter als eine alle fünf Jahre der Umbildung unterworfene.

Die Frage, ob die nach § 22 des Entwurfs vorgesehene Gewährung von Entschädigungen auch für die Mitglieder der Ersten Kammer wünschenswert erscheint, dürfte zweifelhaft sein.

Eine unter Berücksichtigung dieser Gedanken in Aussicht genommene Erste Kammer dürfte vielleicht weniger Gegnerschaft auch in Elsaß-Lothringen selbst finden.

D. Die Zweite Kammer.

(Allgemeine, direkte, geheime Wahl (§ 7), Pluralwahl (§ 3 des Wahlgesetzes).

Die Bestimmung des Entwurfs im § 7, daß die Zweite Kammer aus allgemeinen, direkten Wahlen mit geheimer Abstimmung hervorgehen soll, hat bei einem Teil der politischen Parteien volle Zustimmung, bei einem andern Teil den stärksten Widerspruch erfahren.

Im Norden Deutschlands, insonderheit in Preußen, können sich die konservativen Parteien mit Einführung des Reichstagswahlrechts für die Landtage absolut nicht befreunden. Sie geben den bestehenden Wahlrechten für die Landtage, dem indirekten Wahlrecht, weitaus den Vorzug; das haben die Wortführer der Partei, v. Heydebrand, von Zedlitz und v. Wedel-Piesdorff, offen und klar ausgesprochen, und sie haben für die Verhältnisse in Preußen zweifellos recht. Auch der Reichskanzler hat zugegeben, daß aus einer etwaigen Zustimmung Preußens zur Einführung des allgemeinen Wahlrechts in Elsaß-Lothringen absolut nicht gefolgert werden könne, daß dieses auch für Preußen geeignet sei. „Preußen", sagte er, „wird sein Wahlrecht nach seinen eigenen Bedürfnissen, ohne das Muster anderer Bundesstaaten zum Vorbild zu nehmen, so gestalten, daß es als Präsidialmacht eine konstante, staatserhaltende Reichspolitik führen wird, und deshalb ist es für die preußischen Verhältnisse vollkommen unverbindlich, ob wir Ihnen jetzt für Elsaß-Lothringen ein freieres oder weniger freies Wahlrecht vorschlagen."

Es ist vollständig richtig, daß die Erledigung dieser Frage sich mehr nach den örtlichen Verhältnissen als nach einer Parteischablone zu richten hat. In Elsaß-Lothringen gilt das allgemeine, direkte, gleiche Wahlrecht für die Gemeinderatswahlen, für die Bezirkstagswahlen, für Kreistags- und viele andere Wahlen. In Elsaß-Lothringen gilt für die Reichstagswahlen das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht, alles seit langer Zeit.

Der Elsaß-Lothringer ist gar kein anderes Wahlrecht gewohnt; denn die Wahl zum Landesausschuß ist mehr unter dem Gesichtspunkt der Delegationswahl zu betrachten. — Aber alle Wähler, die den Landesausschuß zu wählen haben, sind selbst durch das allgemeine, direkte Wahlrecht in die von ihnen bei der Wahl vertretenen Korporationen gewählt worden. — Alle Mitglieder des Landesausschusses haben auf die eine oder andere Weise das allgemeine, direkte Wahlrecht passiert. Bei Neuregelung der Gemeindeordnung und des diesbezüglichen Wahlrechtes im Jahr 1893/94 ist auch für diese Wahlen das früher bestandene allgemeine, direkte Wahlrecht beibehalten worden.

Man kann also bei seiner Einführung für den Landtag nicht von einem Sprung ins Dunkle sprechen. Es ist vielmehr konsequent, an dem allgemeinen Wahlrecht auch hier — wo die Verhältnisse eben ganz andere sind als in Preußen — festzuhalten.

Aber ebenso richtig ist es, bei seiner Einführung, da es sich lediglich um eine politische Körperschaft handelt, Kautelen zu schaffen, daß es nicht zum Uebel ausschlägt. Die vorgeschlagenen Bestimmungen über

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dreijährigen Wohnsitz im Land sind durchaus zu billigen. Die Bevölkerung im Reichsland ist stark fluktuierend.

Die Verleihung von zwei bzw. drei Stimmen (Pluralstimmen) an Männer von 35 und 45 Jahren ist eine gute und für das Land günstig wirkende Maßregel, die den älteren Männern ein größeres Wahlrecht als den jüngeren verleiht.

Wenn diese in dem Entwurf vorgeschlagenen Kautelen vom Reichstag angenommen werden, so wird man sich mit der Einführung des allgemeinen direkten Wahlrechts abfinden können.

E. Wahlgesetz und Wahlkreiseinteilung.

§ 1 des Wahlgesetzes ist bisher in der Kommission abgelehnt; dieses muß also auf die eine oder andere Art erneuert werden.

Diese Frage hängt eng zusammen mit der Einteilung der Wahlkreise. Warum man nicht einfach die Verwaltungskreise als Wahlkreise genommen hat, ist nicht erfindlich, und es wird behauptet, daß die Einteilung der Wahlkreise günstiger für eine Partei als für die Gegner sei. — Man nehme die Kreise, wie sie sind, und lasse für jeden Kreis so viel Abgeordnete wählen, als auf seine Einwohnerzahl fallen; das ist klar, und niemand kann wegen Uebervorteilung Klage führen. —

Und diese Feststellung der Wahlkreise wird am besten durch das Wahlgesetz festgelegt. Daß der Wahltag ein Sonntag sein soll (§ 7), befremdet im Norden; aber in Elsaß-Lothringen ist es althergebracht, daß die Wahlen am Sonntag stattfinden, und man kann zu dieser Abänderung des Entwurfs wohl seine Zustimmung geben.

F. Einige besondere Bestimmungen.

Es erübrigt nur noch, auf einzelne Bestimmungen weniger wesentlicher Natur einzugehen:

Die Prüfung der Wahlen gemäß § 9 des Verfassungsentwurfs bis zur Einrichtung eines Obersten Verwaltungsgerichtshofes dem Oberlandesgericht zu übertragen, hat kein Bedenken.

Der neue § 24 a, daß der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte unabhängig von dem religiösen Bekenntnis ist, ist zwar ganz selbstverständlich, aber die Aufnahme des Paragraphen hat kein Bedenken.

Endlich von nicht ganz untergeordneter Bedeutung ist die Fassung des § 5 des Verfassungsentwurfes; aber auch hier wird sich bei gutem Willen eine Vereinbarung finden lassen, die Gewähr leistet, daß bei etwaiger Ablehnung des Haushaltungsetats nicht unliebsame Verlegenheiten entstehen.

Um also noch einmal die Hauptpunkte kurz zu rekapitulieren:

Wenn die Kommission — bzw. der Reichstag — seine Beschlüsse dahin faßt, daß

1. die Vertretung Elsaß-Lothringens im Bundesrat mit drei Stimmen erfolgt, ohne die für Preußen nachteiligen Bedingungen;
2. die Erste Kammer derart eingerichtet wird, daß die Mitglieder lebenslänglich berufen werden;
3. das allgemeine direkte Wahlrecht mit den Pluralstimmen zur Einführung kommt;
4. die Wahlkreiseinteilung nach Maßgabe der bestehenden Grenzen der Verwaltungskreise erfolgt und gesetzlich festgelegt wird,

dann kann man sich der Hoffnung hingeben, daß die Verfassung für Elsaß-Lothringen gute Folgen haben kann, daß die Elsaß-Lothringer sich mit ihr befreunden werden, und daß eine Regierung, die sich nicht auf eine der Parteien stützt, sondern über den Parteien stehend Gerechtigkeit und Wohlwollen gegen jedermann übt, mit der neuen Verfassung das Land zu dessen Glück und Segen mit Erfolg wird regieren können.

Und das kann nur der Wunsch aller politischen Parteien sein.

Champagner.

Von Kurt Aram.

Unter Ludwig XIV. bezeichnete man das neue Getränk des Pater Kellermeisters der Abtei von Hautvilliers gern als den Wein, „der das Herz angenehm kitzelt". Die Misanthropen von damals aber tauften es sofort „Kurtisanenwein". Der jetzige Präsident der Französischen Republik, in der es ja keine Pater Kellermeister mehr geben soll, dürfte nach den Erfahrungen, die er zur Zeit im Marne- und Aubedepartement machen muß, geneigt sein, den Champagner als ein Getränk zu bezeichnen, das sowohl sein Herz als das seiner Senatoren recht unangenehm kitzelt; und der Misanthrop von heute wird bei dem in der Champagne tobenden Krieg diesen Wein gewiß nicht mehr einen bloßen „Kurtisanenwein" heißen. Der „Pfropfentreiber" spürt jetzt die Neigung, nicht nur Korken, sondern auch ein ganzes Parlament in die Luft und zwei sonst friedliche Provinzen auseinanderzutreiben.

Als die französische Kammer im Februar dieses Jahres den Gesetzentwurf annahm, nach dem nur die aus der Champagne stammenden Weine als Champagner bezeichnet werden dürfen, jubelte das Marnedepartement, denn es ist mit der Champagne identisch. Aber das Aubedepartement wurde wütend, denn es war damit von der Champagne ausgeschlossen. Als nun die erschreckten Deputierten des Aubedepartements gegen das neue Gesetz Front machten, wurde das Marnedepartement wütend; und da das Aubedepartement sowieso schon wütend ist, weil jenes Gesetz noch Gültigkeit hat, sitzt die Regierung jetzt zwischen zwei wütenden Provinzen, eine Situation, die weit unangenehmer sein soll, als zwischen zwei Stühlen zu sitzen, denn diese Situation schädigt gemeinhin nur einen weniger edlen Körperteil, jene aber kann leicht Kopf und Kragen kosten. Bei allem Mitgefühl für die schwierige Lage der französischen Winzer und bei aller Empörung über ihre unsinnige Zerstörungsucht, woran der vin mousseux sein gut Teil Schuld trägt, entbehrt die ganze Situation doch auch nicht einer leichten Komik. Am besten wäre es jedenfalls, wenn sich die Führer der Winzerbewegung endlich nicht mehr bei einem Faß, sondern lieber nur bei einem Glas ihres perlenden Weines zusammenfänden. Vielleicht zeigte

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das im Augenblick so auffässige und revolutionäre Getränk dann wieder seine normalen und besseren Seiten, und es käme zu einer Einigung zwischen Marne und Aube, auf daß auch der französische Ministerpräsident wieder mit den Psalmisten singen kann: der Wein erfreut des Menschen Herz.

Welchen außerordentlichen volkswirtschaftlichen Wert aber gerade für Frankreich der Wein darstellt, davon haben die meisten unter uns, sofern sie nicht gelernte Nationalökonomen sind, wohl keine ganz klare Vorstellung. Nun, die gesamte Weinproduktion Frankreichs wird für das Jahr 1910 auf über eine Milliarde Frank eingeschätzt. Dabei war 1910 außer für einige Bezirke Südfrankreichs, in denen, wie noch erinnerlich sein dürfte, die Winzer vor zwei Jahren revolutionierten, kein gutes Weinjahr. Und was insbesondere die Weinproduktion der Champagne angeht, so dürften auch da gerade in diesem Augenblick einige konkrete Zahlen willkommen sein. Nach dem Bericht des deutschen Konsulats in Paris betrugen die Schaumweinvorräte auf Lager der Fabrikanten in der Champagne Ende 1909 anderthalb Millionen Hektoliter. Von diesen Vorräten wurden in dem gleichen Geschäftsjahr fast vier Millionen Flaschen umgesetzt. Nach der französischen Zollstatistik betrug im ersten Halbjahr 1909 die Ausfuhr im Champagnerhandel 100 000 Hektoliter. Davon entfällt auf England etwa ein Viertel, auf Belgien über noch etwas mehr und auf Deutschland fast ein Zehntel. Fast so viel wie auf die Vereinigten Staaten von Amerika. Nicht weniger charakteristisch aber ist es, daß, während der Export nach England und Belgien im Vergleich zu 1907 abgenommen hat, der Export nach Deutschland beträchtlich zunahm, und zwar fast um ein Drittel. Die jetzige Winzerrevolte in der Champagne bedroht also einen der wichtigsten Handelsartikel Frankreichs und hat jetzt schon Millionenwerte ruiniert. Der deutsche Konsum ist dabei, wie gezeigt, sehr lebhaft interessiert, denn wir Deutsche lassen uns schon längst sehr ausgiebig von dem Champagner das Herz kitzeln.

In Frankreich ist der Champagner in friedlichen Zeiten so gut wie ausschließlich Festgetränk. Bei den großen Augenblicken des Lebens, die viel Geld kosten, bei Taufen, Hochzeiten und offiziellen Festlichkeiten, hebt der Franzose seine Laune durch ein Glas Champagner, denn viel Geld gibt er nicht gern aus, wenn es nicht unbedingt sein muß. Geht es aber nicht um Festlichkeiten, die mit großen Geldausgaben verbunden sind, so trinkt der Franzose keinen Champagner, denn dann fehlt es ihm sowieso nicht an Laune. Anders wir Deutschen. Uns ist der Champagner längst nicht mehr das Festgetränk bei besonders feierlichen Anläßen. Unsere Väter mochten ihn noch für Taufen, Hochzeiten und für Kaisers Geburtstag aufsparen, wir genehmigen eine Flasche Pommery auch bei einem geselligen Beisammensein, das mit Feierlichkeit nicht das geringste zu tun hat, und die Witwe Clicquot war in Deutschland von jeher populärer als in Frankreich. Man kann die ganze Marne und Seine entlang wandern, ohne den Champagner moussieren zu sehen. Man wird am Rhein und am Main und an manchem andern deutschen Strom nur wenige Stunden wandern müssen, um nicht hie und da kleinere oder größere Gesellschaften anzutreffen, die mit Eifer um eine oder mehrere der dunkelgrünen, besonders dickbauchigen Flaschen versammelt sind. Nur in einem Punkt haben sich die deutschen Sitten geändert: Früher mußte es knallen, wenn wir fröhlich waren, knallen, wenn wir eines dicken Aergers wirklich Herr werden wollten, knallen, wenn wir ein wichtiges Geschäft vorhatten, knallen, wenn uns ein gutes Geschäft gelang. Denn nur wenn es knallte, hatte auch der Nachbar etwas davon und nahm wenigstens mit dem Ohr teil an unserer Freude, unserem verfliegenden Aerger, unserem Erfolg, unserer Verliebtheit oder an der neu gewonnenen Freiheit. Jetzt knallt es nicht mehr, wenn wir Champagner trinken. Der Pfropfen springt nicht mehr wie ein Wahnsinniger bis zur Decke, weil er von der Flasche herunter darf, sondern möglichst geräuschlos löst er sich von ihrem Halse, lässig, vornehm, als ob es gar nichts sei. Und es ist auch gar nichts mehr, denn unser Champagnerkonsum hat ja derweil nur zugenommen und die Liebe zu ihm erst recht. So wenig man in Moskau in der Eremitage ohne ihn auskommt, so wenig wird man sich im Metropolpalast in Berlin ohne ihn besonderer Beliebtheit erfreuen. Ja, ich glaube, es gibt Gesellschaftskreise, die würden bei jedem Diner oder Souper am liebsten von der Suppe bis zum Käse Champagner reichen lassen, wenn sie genau wüßten, ob es auch wirklich vornehm und nicht nur protzig wäre.

Wir gehören eben zu den nordischen Völkern, von denen Bismarck sagte, daß sie eines „Aufgusses" bedürften. Er meinte, die Ungarn und Spanier und die andern da unten kommen schon halbbenebelt zur Welt. Wenn sich aber der Deutsche seiner Kraft recht bewußt werden soll, dann muß er erst eine halbe Flasche Wein im Leibe haben oder besser noch eine ganze. Jetzt ist an die Stelle der Flasche Wein immer mehr der Champagner getreten. Wo er im Glase perlt, erleben auch wir schwerblütige Deutsche jene Stunde himmlischer Leichtigkeit, die man sonst Leichtsinn nennt, aus der heraus noch Goethe ohne Champagner singen konnte:

„Laß nur die Sorge,
Das gibt sich alles schon,
Und fällt der Himmel ein,
Kommt doch eine Lerche davon."

Die Herzen öffnen sich, die Portieren schließen sich, man rückt einander näher, und selbst das Weltall scheint mit uns fröhlich zu sein und leicht und dionysisch auf und nieder zu wallen.

Eigentlich recht merkwürdig, diese Beliebtheit der kleinen, schwarzblauen Beere, deren Saft erst viele verschmitzte Torturen durchmachen muß, bis er in dem Augenblick Champagner wird, wo man ihm in der Dosage einen Likörzusatz einschüttet. Von diesem Likör hängt seine Qualität und seine Farbe ab. Erst der Likör wandelt den Wein in Champagner, und die Zusammensetzung dieses Likörs, das ist das wahre und heiligste Geheimnis jeder Champagnerfabrik. Weil es sich um ein Fabrikat handelt, stoßen wir uns auch nicht an der Bezeichnung Fabrik. Die plumpe deutsche Sprache kann also mit einigem Recht behaupten, jeder Champagner sei im Grunde ein Verschnittwein, auch der edelste. Sonst aber sind Verschnittweine weder besonders beliebt noch besonders vornehm. Der Champagner aber ist trotzdem beides. Ist das nicht merkwürdig?

Jeder andere Wein hat eine ausgesprochene Individualität, die sich in seiner Blume konzentriert. Dem Champagner aber treibt man die Individualität durch den Likör gewaltsam aus, und die Liköre selbst hinwiederum sind erst recht weniger voneinander verschieden als edle naturgewachsene Weine. Kein Wunder,

Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß es sehr schwer, ja oft unmöglich ist, zwei gleichwertige Champagner auseinanderzuschmecken. Bei Naturweinen ist das jedem Kenner möglich. Der Champagner besitzt sozusagen ein Allerweltsgesicht, die Preisunterschiede und das aufgeklebte Etikett sind bei ihm wesentlicher als die Charakterunterschiede.

Damit nähern wir uns vielleicht dem Hauptgrund für seine moderne Beliebtheit. Preisunterschiede sind bei ihm wesentlicher als Charakterunterschiede. Geht es uns Menschen von heute anders, die wir meist mehr nach der Steuerklasse als nach der Individualität eingeschätzt werden? Der Champagner hat, wenn er reif ist, ein Allerweltsgesicht. Bekommen wir das, namentlich in der Großstadt, nicht auch? Wie aber gelangt der arme Champagner, der einst auch einmal eine ausgesprochene Individualität besaß wie jeder edle Wein, zu dem begehrten Allerweltsgesicht? Man höre! Als er jung war, wurde er in große Gewölbe gesperrt, die miteinander durch Treppen und Fahrstühle verbunden sind. Noch duftet der eine nach Erdbeer, der andere nach Nuß, ein dritter nach Pfirsich, jeder besitzt also noch Charakter, noch Blume. Flugs werden sie miteinander vermischt, auf Flaschen gezogen, mit dem Kopf nach unten gestellt und jeden Tag kräftig geschüttelt. Aber eine Individualität ist sogar beim Wein nicht leicht tot zu machen. So müssen noch der Doseur mit seinem Likör und der Egaliseur kommen. Erst jetzt ist das Allerweltsgesicht fertig und den modernen Bedürfnissen angemessen. Erst jetzt wird der arme Kerl wirklich beliebt und begehrt. Kommt uns diese ganze Prozedur nicht außerordentlich bekannt vor? Wurden wir nicht auch einmal, als wir jung waren, in Gewölbe gesperrt, die durch Treppen und Fahrstühle miteinander verbunden sind? Jeder von uns war damals eine Individualität. Flugs wurden wir mit vielen andern durcheinander gemischt, auf den Kopf gestellt und jeden Tag kräftig geschüttelt. Es kamen der Doseur und der Egaliseur, und das Allerweltsgesicht war fertig. „Prosit, Bruder!" sagen wir zu dem Champagner, „dir ging es genau so wie uns, und deshalb haben wir einander so lieb!" Gar manche Champagnerflasche ist bei der langen Prozedur geplatzt, fünfzehn Prozent kostet es durchschnittlich den Hals. „Prosit, Bruder Champagner, seien wir froh, daß wir heil davongekommen sind, seien wir glücklich!"

Pfui, das war ein häßlicher Traum, den wir da eben beim perlenden Glase träumten, wischen wir ihn uns schleunigst aus den Augen!

Doch was ist das? Tausende, Männer und Frauen, im Arbeitskittel, eisenbeschlagene Holzschuhe an den Füßen, nahen auf allen Wegen. Umflorte Fahnen hängen von den Rathäusern, und über das Land, das im ersten Frühlingsglanz daliegt, läuten die Totenglocken. In ihren Klang mischt sich der dumpf rollende Schlag der Trommeln, der gellende Ruf der Trompeten und der wilde Gesang der „Internationale" aus tausend Kehlen. Die Franzosen haben sich ja von jeher auf die Regie solcher Szenen verstanden. Das wandert auf eisenbeschlagenen Schuhen hierhin und dorthin und fällt plötzlich über die Champagnerfabriken her. Die Flaschen werden zerschlagen, die Fässer geöffnet, und nun watet es mit den Holzschuhen bis über die Knöchel in perlendem, schäumendem Champagner, ganz Ay schwimmt in Sekt. Wie ein Rausch kommt es über die Menge. Kleider, Wäsche, Geschäftsbücher, Wiegen, Schränke, Gemälde schleppt sie aus den Häusern der verhaßten Fabrikanten, türmt es zu Scheiterhaufen und zündet sie an. Immer wilder, unmenschlicher wird der Rausch, als erst die Flammen in die Höhe schlagen. Man wirft lebende Hühner hinein, man steckt die Fabriken an. Wer sich zur Wehr setzen will, wird mit Gewalt daran verhindert. Kavallerie trabt an und wird verhöhnt und beworfen. Von allen Enden wird Militär requiriert, und Epernay gleicht einem Feldlager, das unausgesetzt Patrouillen durchziehen, als wäre man in Feindesland.

Nein, in Erinnerung an solche Bilder schmeckt auch ein süßer Champagner bitter. Was für Unheil sie anrichten kann, die kleine, schwarzblaue Traube der Champagne! Hier perlt ihr Saft heiter und harmlos im Glas, dort macht er wilde Tiere aus den Menschen. Champagner! Das Wort klingt in diesem Augenblick anders als sonst. „Guter Wein ist ein gutes geselliges Ding, wenn man mit ihm umzugehen weiß", sagen wir mit Shakespeare und schieben für diesmal das lockende Glas dankend beiseite.

Reisetagebuch aus Südamerika.

Von Georges Clemenceau.

Alle Rechte vorbehalten. Copyright by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

IX.

Man kann nicht von Rio reden, ohne auch ein Wort über Petropolis zu sagen, dessen Ruhm auf die Stechmücke des gelben Fiebers zurückzuführen ist. In der Tat war es die berechtigte Furcht vor der Nachbarschaft dieses fürchterlichen Insekts, die alle Fluminenses, denen ihre Mittel es gestatteten, während der dem Herumschwärmen des giftigen Tiers günstigen Abend- und Nachtstunden sich von Rio zu entfernen, veranlaßte, nach einer benachbarten Gebirgstation auszuwandern. Die Spitze bildete der Kaiser — später der Präsident der Republik —, dann kamen die Minister, die Diplomaten, und ihnen folgte bald jede wohlhabendere Familie, die reich genug war, sich der Plage zu entziehen. So ist Petropolis, das anderthalb Stunde von Rio entfernt liegt, eine Art Badeort geworden; eine reizende Ansammlung von Landhäusern, die aus einem Wald tropischer Gärten emporragen. Die Außenwelt scheint an diesem Ort wonniger Zurückgezogenheit ganz fernzuliegen. Die europäischen Diplomaten verleben dort köstliche Tage, die unter Besuchen, Spaziergängen (es gibt deren sehr schöne) und dem müßigen Geplauder dahinfließen, das den ernsthaftesten Teil ihrer Tätigkeit ausmacht. Ich will damit nicht sagen, daß es ihnen an Arbeit fehlen könnte. Aber bekanntlich ist in der ganzen Welt der Brauch mächtiger als die praktischen Erfordernisse. Nun stellt aber auch der Brauch seine Anforderungen. Seitdem der Moskito Rio verlassen, hat die Regierung sich in der Hauptstadt niedergelassen, während die Diplomatie und ihre Aktenbündel im bergigen Petropolis zurückblieben. Was vermag aber eine Diplomatie ohne eine Regierung,

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

an der sich die Kunst des Drumherumredens betätigen kann? Um jeder bloßen Förmlichkeit willen muß man sich in die Eisenbahn setzen. Die Heimfahrt am Abend macht müde. Man schläft also im Gasthof. Freunde halten einen auf, und während man sich in Rio verspätet, kommt die Korrespondenz in Petropolis an. —

Therezopolis ist eine andere Gebirgstation, drei Stunden von Rio entfernt. Auf der entgegengesetzten Seite der Bucht erklimmt eine Eisenbahn die ersten Vorberge oder fährt durch den Wald um sie herum bis zum Haltepunkt auf einer geräumigen Hochebene, wo hinreichend gepflegte Straßen zu schönen Spaziergängen einladen, die alle Ueberraschungen dieser leidenschaftlichen Vegetation bieten, die einen bei jedem Schritt in Erstaunen setzt. Ein großes Zirkusrund aus nackten Felsen strebt in starren Spitzen himmelan; die merkwürdigste von ihnen hat ungefähr die Form eines Zeigefingers und führt den Namen „Finger Gottes". Wohin man auch die Schritte lenken mag, überall am Horizont reckt sich gebieterisch dieser furchtbare Finger in die Höhe, der den Gestirnen ihre Bahn vorzuzeichnen scheint. Die Hauptschönheit von Therezopolis liegt in den rasend dahintosenden Berggewässern, für die das Hemmnis großer aufgetürmter Felsmassen nur eine Gelegenheit zu riesigen Sprüngen ist, wobei sie die Pflanzenwälle, die hier um ihr Dasein kämpfen, zertrümmern und mitfortreißen. Und da die Leidenschaft dieses entfesselten Kampfes für mich das Schauspiel ohnegleichen ist, so gestehe ich, daß die Waldlandschaften, die auf beiden Seiten der Eisenbahn von der Bucht von Rio bis nach Therezopolis sich in ununterbrochener Folge aneinanderreihen, mir den Zauber des Tages bildeten. Hohe Farne, die ihre leichten, fein durchsichtigen Schirme in den Himmel hineinrecken; ungeschlachte Bambusschäfte, die sich wie lange, grüne Wurfspeere in das allgemeine Schlachtgewühl mischen; schlanke oder stämmige Stauden von jeglicher Gestalt und jeglicher Belaubung, die sich zwischen das schwere, von Schmarotzerpflanzen überwucherte Geäst der Baumriesen eindrängen; große Lianen mit ihren an Riesenschlangen gemahnenden Windungen, die von den Wipfeln herab ihre feinen Schlingen heruntersenden, bis diese wieder den Boden berühren, in ihm Wurzel fassen und aus ihm neue Kräfte für künftige Kämpfe saugen; eine kleine Liane mit bambusähnlichen Blättern, so fein, daß man ihren Stengel überhaupt nicht sieht, die ganze Bäume mit einer feinen und widerstandsfähigen Gaze überzieht und sie so in Lauben verwandelt, in Riesenlauben, gegen die die Lauben unserer alten klassischen Gärten wie zwergenhafte Verkleinerungen aussehen; diese und noch viele andere Schauspiele von dem chaotischen Schlachtfeld, wo die Kämpfer zwar in starren Stellungen verharren, aber nichtsdestoweniger einander töten, rufen eine Bewunderung wach, die sich in jedem Augenblick erneuert, deren man niemals müde wird.

Keinen Urwald finden wir auf der Straße von Rio nach Saint-Paul. Da hat der Mensch gehaust. Ueberall systematische Verwüstung durch Feuersbrunst. Dank der Liebenswürdigkeit des Herrn Paul de Frontin, des Direktors der Eisenbahngesellschaft, ging die Reise mit einer Behaglichkeit vonstatten, die den Genuß verdoppelte. Es kam mir hauptsächlich darauf an, das Land gut betrachten zu können. Was konnte da praktischer sein, als die Lokomotive hinten anzuhängen, während der erste, als Salon eingerichtete Wagen so gewählt wurde, daß er an Stelle einer Vorderwand einen einfachen Balkon aufwies? Zum Schutz gegen den Wind genügend mit Decken versorgt, saß man so mitten in der Landschaft und konnte mit einem Blick, während man mit rasender Geschwindigkeit die fünfhundert Kilometer lange Strecke durchfuhr, Gebirge, Flüsse, Täler von einem Ende des Horizonts bis zum andern überschauen. So habe ich einen ganzen Tag lang mich an freier Luft und sattem Licht berauschen können, nur immer durstig nach neuen, unbekannten Schönheiten. Aufrichtig: ich habe nur Berge und Hügel gesehen, die ihres natürlichen Schmucks auf barbarische Weise beraubt waren. In den Terrainfalten deuten kleine Bananenhaine darauf hin, daß rohgezimmerte Hütten in der Nähe liegen, in denen der schwarze Ansiedler und seine junge Familie dem Kuß der Sonne ungeniert ihre bronzene Nacktheit aussetzen, die des Errötens nicht kundig ist. Sein Leben ist das eines sorglosen Landmanns, der seinem Stück Land möglichst wenig Fleiß opfert und dafür ein Ertragsmaximum erwartet. Ob das Land bebaut ist oder brachliegt, in dieser Jahreszeit bietet es den gleichen Anblick wilder Nacktheit. Zuweilen auf dem Gipfel einer Anhöhe die alte Pflanzung mit ihrem Mauergürtel, in dem die Herde der Sklaven eingepfercht war; verlassene Kaffeeplantagen, in denen der Boden zu erschöpft war, um ohne Düngung noch weiteren Wuchs zu erzeugen; mit blassem Grün bedeckte Flächen, auf denen sich die jungen Sprossen des Reises zeigen*); Wasserläufe zwischen Felsgestein und Gestrüpp, die letzte Zuflucht des gefiederten Volks; Spuren eingeäscherter Wälder, wo neuer Baumwuchs aufsteigen will, aber in seinem Emporstreben zur Sonne sofort wieder erstickt wird; und dann zwischen dem Gesträuch zuckende blaue Flammen, die eigentlich Schmetterlinge sind, rote Flammenblitze, die eigentlich Vögel sind, bronzeschimmernde Irrlichter, eigentlich ein Schwarm Kolibris. Und allenthalben redet der Horizont mit seinen schwarzen Rauchflecken von Wäldern, die in Flammen stehen, um neuen Saatfeldern Platz zu machen. Ein trauriges Schauspiel, wie die Schönheit zerstört wird, um der Nützlichkeit das Feld zu räumen; ein Schauspiel, das aber nicht die Entschuldigung hat, daß es notwendig wäre, da man sich an den Herrlichkeiten der Wälder nur vergreift, um sich die Mühe zu ersparen, das erschöpfte Land auf moderne Art zu bebauen. Man erzählt mir, daß, sobald die ersten Flammen emporlodern, die großen Raubtiere der Lüfte in Schwärmen herbeieilen, um den Affen und Schlangen auf ihrer verzweifelten Flucht den Weg abzuschneiden. Diesen letzten Akt des Dramas habe ich nicht mit Augen gesehen, aber den Schrecken der unheilvollen Feuersbrunst habe ich aus der Nähe betrachten können.

Die Stadt Saint-Paul mit ihren 350,000 Seelen ist in so merkwürdigem Grade französisch in dem Anblick, den sie an gewissen Stellen gewährt, und in manchen ihrer Lebensäußerungen, daß ich mich nicht erinnere, während der ganzen Woche, die ich mich dort aufhielt, es empfunden zu haben, daß ich im Ausland war.

Weil der Charakter der Einwohnerschaft von Saint-Paul stark ausgeprägt ist, weil die Autonomie der brasilischen Einzelstaaten es zuläßt, daß sich auf dem

*) Dieser Reis, der oft aufs Geratewohl ausgesät und im übrigen der Sorge der Elemente anvertraut wird, ist unter dem Namen „Vorsehungsreis" bekannt; der Name besagt, daß der Mensch für die Ernte mehr auf das Walten des Himmels als auf seine eigene Arbeit rechnet. Das Wort kennzeichnet recht gut den Geisteszustand mancher brasilischer Ansiedler.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weiten Gebiet der föderalistischen Freiheit eine unabhängige Wirksamkeit entfalten darf, haben manche sich beeilt, daraus auf eine Rivalität der Provinzen zu schließen, da sie dort separatistische Neigungen erblicken wollten, wo lediglich der berechtigte Wunsch vorhanden ist, sich unter dem gemeinsamen Schutz der verbündeten Interessen frei zu entwickeln. Der Staat Saint-Paul und der Staat Rio stehen an der Spitze des Bundes sowohl wegen ihrer geistigen Regsamkeit wie wegen ihrer wirtschaftlichen Bedeutung, und die Entwicklung ihrer Macht innerhalb des Bundes muß natürlich mit dem Maßstab der persönlichen Autorität gemessen werden, die sie in der Ausübung ihres self governement zu erwerben verstanden haben. Und da niemand ihre Rechte anzutasten gedenkt, weil die einzige Kritik sich im Gegenteil gegen die vorläufige Unfähigkeit gewisser Staaten, alle Pflichten einer freiheitlichen Regierung zu erfüllen, richten müßte, da jede Kundgebung von Trennungsgelüsten nur auf eine unheilbare Schwächung jedes einzelnen und aller hinauslaufen könnte, so gibt es weder in Saint-Paul noch in Rio noch sonst irgendwo einen ernsthaften, denkenden Menschen, der es nicht von sich weisen würde, die Möglichkeit einer Lockerung des Bundesverhältnisses auch nur in Erwägung zu ziehen. Die Paulisten sind Paulisten und werden es bleiben — aber brasilische Paulisten.

Unsere Bilder

Die Kaiserfamilie auf Korfu (Abb. S. 647 u. 648). Das Kaiserpaar und seine Tochter, die sich in diesen Wochen des göttlichen hellenischen Frühlings von Korfu erfreuen, nützen die schöne Zeit nach Kräften zu Ausflügen und Spaziergängen. Das kaiserliche Automobil taucht an allen schönen Punkten der Insel auf, und überall werden seine hohen Insassen von der Bevölkerung herzlich begrüßt. Vor einigen Tagen schenkte der Zufall dem Kaiser eine besondere Ueberraschung. Bei dem Dorf Gonka stieß man auf die Reste eines herrlichen althellenischen Tempels. Die Kaiserfamilie eilte auf die erste Kunde herbei, und vor den Augen des Monarchen wurde die Riesenfigur einer Gorgo ausgegraben, die einst den Giebel des Tempels geziert hatte. „Hier ist eins der größten und interessantesten Altertümer aller Zeiten gefunden worden", sagte der Kaiser voll Freude über die bedeutsame Entdeckung.

Die Winzer der Champagne (Abbildungen S. 649 u. 650) haben sich zu unerhörten Ausschreitungen gegen die Regierung hinreißen lassen. Wütende Rotten von Winzern überfielen die Champagnerfabriken, deren Besitzer angeblich oder tatsächlich Weine fremder Departements zur Champagnerbereitung benutzen. Am ärgsten ging es in Dizy-Magenta und Ay zu. Nachdem die Fabrik in Dizy und mit ihr etwa eine Viertelmillion volle Champagnerflaschen zerstört worden war, griffen die Aufrührer das Dorf Ay an. Eine Kavalleriepatrouille, die dorthin geeilt war, konnte nicht verhindern, daß mehrere Fabriken durch Petroleumbomben in Brand gesteckt wurden.

Die Tochter des deutschen Botschafters in Washington (Abb. S. 651), des Grafen Bernstorff, hat sich vor kurzem mit einem Mitglied der von ihrem Vater geleiteten Botschaft, dem Grafen Pourtalès, vermählt. Die Hochzeitsfeier war natürlich für die Gesellschaft der eleganten amerikanischen Bundeshauptstadt ein Ereignis ersten Ranges. Die hervorragendsten Mitglieder der dortigen diplomatischen Kreise und des amerikanischen Highlife wohnten der Zeremonie bei.

Das Militärreitinstitut in Hannover (Abb. S. 652), die berühmte Hochschule der militärischen Reitkunst, wird an dem Concours hippique, der im Mai zu Hannover stattfindet, hervorragend beteiligt sein. Als eine Art Vorprobe zu dieser bedeutenden Veranstaltung ist das Preisreiten zu betrachten, das kurz vor Ostern im Reithof des Militärreitinstituts abgehalten wurde. Das sportliche Niveau des Wettbewerbs entsprach dem hohen Ruf des Instituts.

Dr. Hans Richter (Abb. S. 651), der berühmte deutsche Dirigent, der seit Jahren das englische Musikleben völlig beherrscht hat, nahm zu Beginn der Karwoche in Queen's Hall, der Stätte seiner schönsten Triumphe, von dem Londoner Publikum Abschied. Das letzte Konzert der London Symphony Orchestra, das Richter dirigiert hat, wurde wiederholt durch den frenetischen Beifall des Publikums unterbrochen, das dem verehrten Meister noch einmal begeistert huldigte, der von nun ab in Englands Konzertsälen nicht mehr zu dirigieren gedenkt.

Der Aviatiker Prier (Abb. S. 652) hat durch seinen schönen Flug von London nach Paris alle Rekorde des Flugsports geschlagen. Es ist erst kurze Zeit vergangen, seitdem unter dem Jubel Europas der erste Mensch über den Kanal flog, und nun durften wir es erleben, daß ein kühner Flieger in weniger als vier Stunden ohne Zwischenlandung von Hendon bei London nach Isny-les-Moulineaux bei Paris sauste. Es war auch eine gewaltige körperliche Leistung. Prier war höchst mangelhaft ausgerüstet und hatte nicht einmal eine Schutzbrille mitgenommen, so daß er große Schmerzen litt.

Der Hydroaeroplan Fabres (Abb. S. 653) ist in Monaco erprobt worden, hat aber wenig Glück gehabt. Wohl gelang zuerst der Aufstiegversuch, und der Apparat konnte sich auch tatsächlich über das Wasser emporschwingen. Dann aber trieb ein Windstoß den Apparat gegen die Uferfelsen, wo er zerschellte. Der Führer, der ins Meer gefallen war, kam mit dem Schreck davon, denn man zog ihn völlig unversehrt aus dem Wasser.

Yoshiwara (Abb. S. 654), das berühmte Geishaviertel Tokios, ist durch einen ungeheuren Brand zerstört worden. Damit hat die japanische Hauptstadt eine ihrer größten Sehenswürdigkeiten verloren: Das Stadtviertel der Blumen und bunten Lichter und nächtlichen Gelage. Kein Fremder, der Japan bereist hat, durfte es versäumen, in Yoshiwara das japanische Nachtleben kennen zu lernen, das sich vor dem europäischen bekanntlich durch viel Anmut und eine gewisse Würde auszeichnet.

Das Märkische Pferderennen (Abb. S. 653) in Dabendorf hat am ersten Osterfeiertag viele Fremde in den stillen ländlichen Ort bei Zossen gelockt. An den acht Konkurrenzen nahmen meist Pferdebesitzer aus der Gegend teil. Eine hübsche Abwechslung brachte ein Hunderennen.

Personalien (Abb. S. 648). General d. Inf. Walter Bronsart v. Schellendorf feierte vor kurzem die 60. Wiederkehr des Tages, an dem er dereinst in die Armee eingetreten ist. — Der Kaiser hat den General d. Inf. Günther Em. Grafen v. Kirchbach zum Präsidenten des Reichsmilitärgerichts ernannt. Der verdiente General stand seit dem Herbst 1907 an der Spitze des V. Armeekorps in Posen. — Dr. David Jayne Hill, der seit genau drei Jahren die Vereinigten Staaten am Berliner Hof vertreten hat, tritt von seinem Posten zurück.

Todesfälle (Abb. S. 653). Elise Haase ist nicht lange als Witwe des großen Schauspielers Friedrich Haase durch das Leben gewandelt. Wenige Wochen nach dem Gatten hat sie die Augen geschlossen. Auch die Verstorbene war einst unter dem Namen Elise Schönhoff ein leuchtender Stern der deutschen Bühne. — Auch die Franzosen beklagen den Tod einer großen Schauspielerin. In Golfe Jnau starb Anna Judic, die einst als Chansonette begonnen hatte, dann eine gefeierte Operettensoubrette war und schließlich mit großem Erfolg im ernsten Schauspiel wirkte.

Die Toten der Woche

Ras Tassama, Regent von Abessinien, † in Addis Abeba.
Professor Hermann Buschbeck, Vorstand des Kostümwesens im Münchner Hoftheater, † in München am 11. April.
Frau Elise Haase, Witwe des berühmten Schauspielers, † in Berlin am 14. April im Alter von 73 Jahren (Portr. S. 653).
Anna Judic, ehem. berühmte Schauspielerin, † in Nizza.
Geh. Hofrat Professor Königshöfer, bedeutender Augenarzt, † in Stuttgart im 60. Lebensjahr.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bilder vom Tage



Der Kaiser und die Kaiserin während eines Ausflugs nach Pileka.

Vom Aufenthalt des deutschen Kaiserpaares in Korfu.

Phot. Th. Jürgensen, S. M. Jacht „Hohenzollern".

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

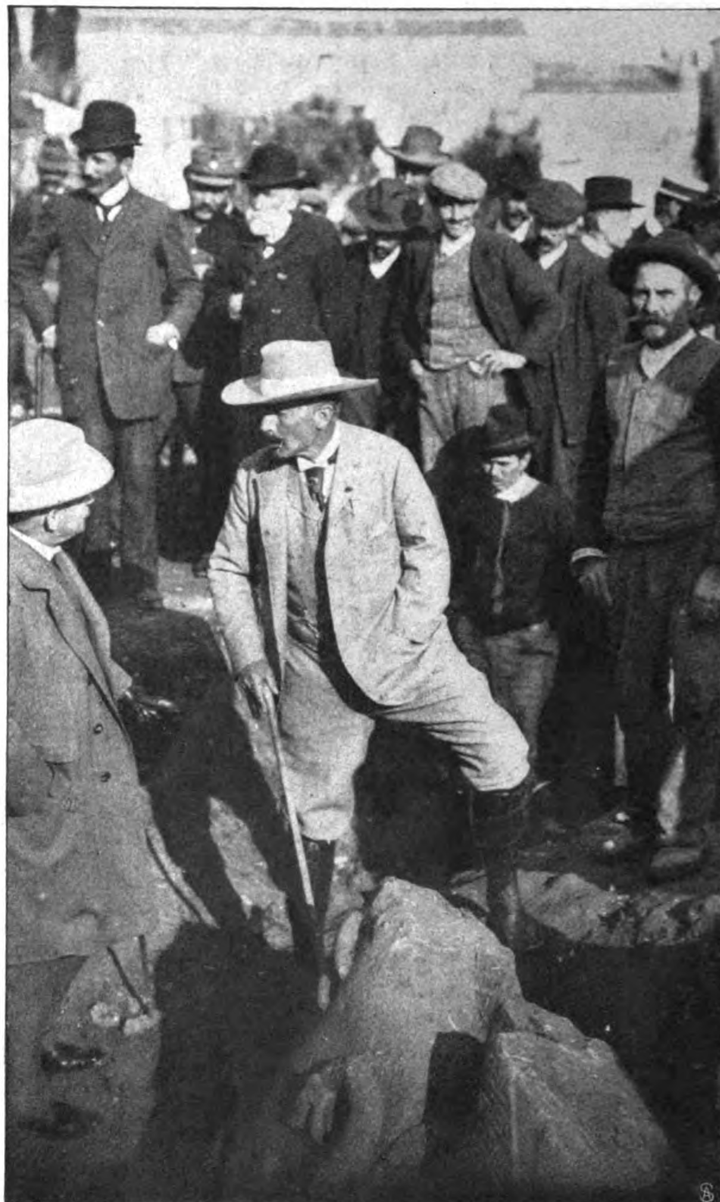
Generated on 2019-06-06 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Kopf der ausgegrabenen Riesengorgo.



Torso der ausgegrabenen Statue.



Der Kaiser besichtigt die Ausgrabungen an der Fundstelle.

Von den Ausgrabungen altgriechischer Kunstschätze auf Korfu. — Phot. Th. Jürgensen, S. M. Jacht „Hohenzollern".



General d. Inf. Graf v. Kirchbach,
der neuernannte Präsident des Reichsmilitärgerichts.

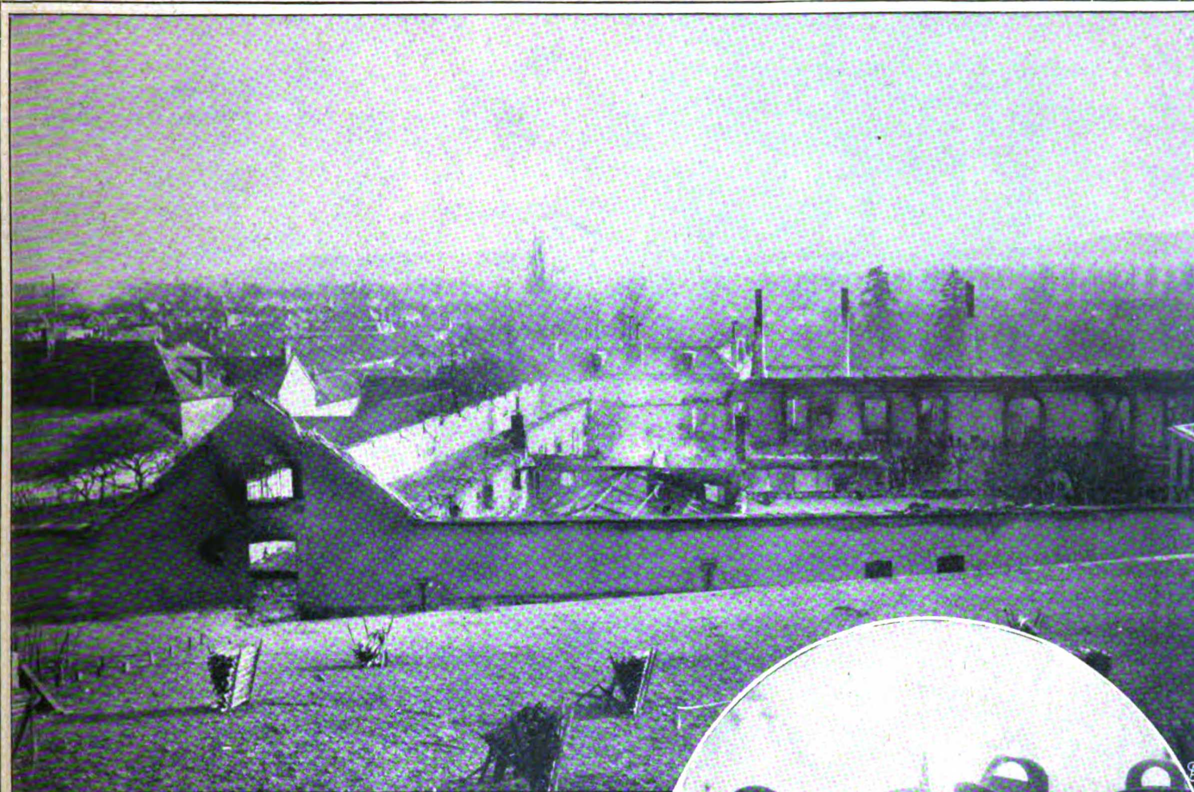


Dr. David J. Hill.
Zum Rücktritt des amerikanischen Botschafters in Berlin.



General d. Inf. Bronsart v. Schellendorf,
früherer Kriegsminister, feiert sein 60jähriges Militärjubiläum.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY



Blick auf Ay nach der Plünderung und Brandstiftung. Phot. Rol.

Nebenstehend: Phot. Meurisse.

Der Bürger Checq (×), einer der Hauptanstifter des Aufruhrs.





Phot. Gebr. Haeckel.

Absperrung einer Straße vor Ay durch Kavallerie.

Die Winzerunruhen in Frankreich.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Central Phot. Illustr.
Signal für die aufrührerischen Winzer.


Phot. Branger.
Aufrührer im Kampf mit den Kavallerieposten.


Brandstiftung in einer großen Champagnerfabrik in Ay. Phot. Gebr. Haeckel.


Phot. Delius.
Von den Aufrührern verwüsteter Weinkeller.


Phot. Gebr. Haeckel.
Ausgeplündertes Gebäude einer Champagnerfabrik.

Die Winzerunruhen in Frankreich.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Dr. Hans Richters Abschied vom Konzertpodium.

Ueberreichung einer kunstvollen Adresse an den Meister durch das Londoner Sinfonie-Orchester in der Queen's Hall.



Phot. Harris & Ewing.

Von links: Miß Aldrich, Jonkher van Weede, Miß Southerland, Graf Günther Bernstorff, Graf Raimund Pourtalès, Gräfin Pourtalès, geb. Gräfin Bernstorff, Baron von Hardenbroek, Miß May, Lord Eustace Percy, Miß Meyer.

Von der Vermählung der Gräfin Bernstorff, Tochter des deutschen Botschafters in Washington, mit dem Grafen Pourtalès.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Phot. Sport & General.

Im Aeroplan von London nach Paris: Start des englischen Aviatikers Prier in Hendon.


Oblt. de Oliveira Cesar auf „Cazador".


Oblt. Draudt auf „Ab and go".


Oblt. v. Steuben auf „Wodan".


Lt. Jungschulz v. Roebern auf „Herzbube".

Bravour-Sprünge beim Preisreiten im Reithof des Militärreitinstituts in Hannover. — Phot. O. Voß.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Der verunglückte Hydroaeroplan des Marseiller Ingenieurs Fabre.
Nebenstehend: Phot. „Rapid".
Fabre auf seinem Hydroaeroplan im Flug.
Vom Motorbootmeeting in Monaco. Phot. Branger.



Phot. Marta Wolff.

Frau Elise Haase †
die Witwe Friedrich Haases.



Frau Anna Judic †
die bekannte Pariser Schauspielerin.



Ein spannendes Finish der landwirtschaftlichen Rennreiter. Phot. Gebr. Haeckel.
Vom Märkischen Pferderennen in Dabendorf bei Zossen.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Geishas auf einer Kahnfahrt in der Umgegend von Tokio.

Straßenleben in Yoshiwara.

Zum Riesenbrand in Yoshiwara, einem Stadtteil von Tokio.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Skepp up Strann.

Roman von

Meta Schoepp.

6. Fortsetzung.

„Ich meine," sagte der Hauptmann, „das ist ja alles Nebensache. Wie ich die Sache beurteile, liegt der Haken auf einer andern Seite, meine Herren, und ich lebe lange genug hier, um ein Urteil haben zu können. Es liegt daran, daß Sie sozusagen heimatlos sind. Ihre Heimat ist unser liebes, deutsches Vaterland. Das ist Ihre Mutter, von der Sie sich mutwillig losgesagt haben."

„Das ist nicht wahr," sagte der alte Lorenzen, „Helgoländer sind wir"...

„Dummes Zeug! Das ist genau so wie Österreicher und Preußen und Schlesier. Deutsch sind sie alle. Und was der einzelne ist, das geht uns gar nichts an."

Peter Krohn stellte sein Glas vor Staunen wieder auf den Tisch. „Nun sollen wir keine Hollunners sein?"

„Und nun sollen wir Österreicher sein?"

Und nun stand Timm Ralfs auf, der als Ratsmann Bescheid wußte, und seine Augen blitzten den kleinen Hauptmann an, und er sah auf ihn herab, und seine haarigen Fäuste stemmten sich fest auf die Tischplatte. „Herr Hauptmann," sagte er, „Sie sind ein preußischer Hauptmann, und Sie haben den Kindern gesagt, daß Preußen das einzige Land wäre, an dem Sie Ihre Freude haben. Und das kann ja angehen. Und das geht uns nichts an." Seine Stimme zitterte, und auch die anderen sahen in bitterem Zorn auf den Preußen, obgleich sie ihn nicht verstanden hatten. „Aber wir waren Hollunners, Herr Hauptmann, als Preußen noch gar nicht geschaffen war. Und Heiligland war schon da, als Christus geboren wurde. Und darum wollen wir Helgoländer sein."

Und damit nahm er sein Glas und ging zu Jakob Lührs und setzte sich neben den.

Und nun sprang auch Carsten Röhrs auf. In viel größerem Zorn als die andern. Denn während die Grog tranken, hatte er in seinem Tee herumgelöffelt und hatte so recht giftig die andern beobachtet, die es so viel besser hatten als er, und hatte nur immer den Duft eingesogen von dem Grog.

„Und das will ich Ihnen sagen, Herr Hauptmann, das ist nicht schön von Ihnen," schrie er, „und ich habe nichts dagegen, wenn die Kinder singen: ‚Wir glauben all an einen Gott'; und wenn sie mit Ihnen die Liturgie singen, habe ich auch nichts dagegen. Aber daß Sie sie zu Schlechtigkeiten verführen, und daß sie das Preußenlied singen sollen, das ist nicht schön von Ihnen, Herr Hauptmann, und dadurch verschlechtern Sie die Nation. Und ich sage: jedem, was ihm zukommt. Aber das kommt Ihnen nicht zu."

Und nun nahm er in seiner Erregung das Glas von Ratsmann Ohlsen, trank es auf einen Zug leer und setzte sich ans Fenster zu Timm Ralfs und Jakob Lührs. Und sie saßen da wie die leibhaftige Opposition, und Hauptmann Rose schrie in vollem Zorn: „Sind Sie des Deibels?", denn der kleine Lehrer hatte ihm seinen Gedankengang völlig gestört.

Peter Mohr brachte neuen Grog.

„Was hat denn meine Rede mit Ihrer Musik zu tun!" schrie der Hauptmann und sprach von der Elbemündung und den Friesen und Deutschland und der Kriegsmarine — auf einmal war er bei Drusus und den Zimbern und den Teutonen; auf einmal war er bei der deutschen Sprache und bei Waterloo und Blücher, und da konnte er nicht anders, er nahm sein volles Glas, und in der Begeisterung hob er es auf: „Meine Herren, stoßen Sie in dieser Stunde an mit mir auf das Wohl unseres allergnädigsten Königs!"

„Er meint doch den englischen?" fragte Hinrich Auckens leise Peter Franz.

Peter Franz glaubte es. Und sie stießen auf seine Gesundheit an.

Und nun stand Andrésen Siemens da. Er wollte von dem großen Glück sprechen, das er sich für Helgoland erdacht hatte, aber er sprach von dem großen Elend. Und von dem Felsen, dessen Kinder sie waren, und den sie so sehr liebten. Und fing von den Zeiten an, als die Heringe kamen; und als die Piraten kamen und die Engländer. Immer hatte das Meer Glück gebracht. Und das sollte es jetzt auch bringen.

„Nu snack du mit dem preußischen Hauptmann," sagte Jakob Lührs zornig, „wir wollen nun über meinen Kirchhof sprechen", und schrie über den Tisch Johannsen zu: „Das sag ich dir, ein Lump bist du doch!"

„Das dürfen Sie nicht sagen", sagte der Pastor ernst.

„Das geht Sie auch nichts an, Herr Pastor."

Und das sagte auch Johannsen. Und daß er ihnen nicht drein reden dürfe. Und immer noch sprach Siemens von dem Elend, und daß nun alles anders werden solle, und daß er das Mittel gefunden hätte. Und Clas Thaten sprach vom Mehlpôs. Und Ohlsen wollte den Streit über die Bank an der Blüse erledigt wissen.

Und der Hauptmann sprang schon wieder auf. Er ließ sich den Gedanken nicht ausreden, daß Helgoland deutsch werden müßte. Und sagte ganz offen, daß auf die Engländer kein Verlaß wäre, und daß das mit Wellington auch eine merkwürdige Sache wäre. Und nun sollten sie mit ihm auf ein einiges Deutschland anstoßen.

Wieder überlegten sie sich's.

„Wenn ihm das Pläsier macht", sagte Auckens.

Und sie stießen an. Und Carsten Röhrs sagte, daß es ihm gar nicht einfiele, Tee zu trinken, wenn alle

Copyright 1911 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

anderen Grog tränken. Und wie er dazu käme! Und der Pastor trank Het en Söten, weil er so einen lieblichen Geschmack hatte, sagte er. Und Johannsen schrie dem ehemaligen Freund zu, wenn er, Jakob Lührs, abbitten wollte, dürfte er an den Tisch kommen. Sonst müßte er allein da drüben sitzen. Und er wäre der einzige Störenfried auf der ganzen Insel.

Und unterdessen sprach Andrésen von der Badeanstalt. Er sprach schwerfällig. Und ruckweise kamen die Sätze über seine Lippen. Er erzählte von Wangeroog und von Cuxhaven. Wie da nach und nach Wohlstand sich verbreitete. Wie die Fremden sich dorthin zögen. Und wie er wisse, daß das auch mit Helgoland möglich sei. Und man müßte nach Hamburg fahren und den Senat um Unterstützung bitten, daß er die Fremden herschickte. Und alle müßten zusammen arbeiten, daß die Sandinsel geschützt werde. Erstens wegen der Sandspieren; und zweitens wegen der Badeanstalt.

Sie hörten ihm feindselig zu und sahen sich an — das kommt nun von dem Bücherlesen. Und das kommt, wenn man nach Altona geht auf die Werft. Die Köpfe verdreht es, und dann ist das Unglück da.

„Reg de man ne up," sagte der alte Lorenzen, der Mitleid mit dem Mann hatte, „und 'n kalten Umslag auf den Leib. Und ordentlich schwitzen. Dann kann das alles noch gut werden. Wie ist es möglich! Und sein Vater war ein so ordentlicher Mensch!"

Sie betrachteten ihn auf einmal alle mitleidig; auch als er lauter und erregter sprach. Aber auch Nan Hansen hatte zugehört. Er hatte seine Perücke an einen Nagel an der Wand gehängt; denn es war so heiß im Pottchen, daß den Männern der Schweiß auf den Stirnen perlte. Feindselig blitzten seine Augen Andrésen an. Er konnte ihn nicht leiden. Er hatte ihn schon nicht leiden können, als er noch ein Kind war; weil er immer was Besonderes sein wollte. Die Jungen spielten in der Jolle. Jab Andrésen sagte: „Ich muß Kapitän sein", und die anderen waren immer Schiffsjungen. Oder sie spielten Helgoland. Und Andrésen war Kommandant. Und die anderen Jungen waren Deportierte aus Glückstadt. Schon damals hatte er gesagt, das nimmt ein schlechtes Ende. Und nun kam das auch. Und er sagte seine Meinung, denn er war ein Ältester und ließ sich in die Regierung nicht dreinreden.

„Das ist ja wohl auch noch unsere Sache und nicht nur Andrésen Siemens' seine. Und nun scheint das ja, als wenn er uns unsere Privilegs nehmen will und will die Insel zuschanden machen. Die Quartiersleute haben ja nichts mehr zu sagen und die Ältesten auch nicht. Und die Ratsmänner können schlafen. Andrésen Siemens ist ja nun klug genug für alle zusammen. Und weil's nach ihm geht, wird Heiligland nun eine Badeanstalt. Der Baron und der preußische Hauptmann und Sir Henry King und die Baronin, die können ja nun im Wasser rumhüpfen, und das reicht ja aus für die Insel. Und früher haben die Alten im Rat gesessen, und es war gut. Und jetzt sprechen die Jungen, und das Elend ist da. Und das kann nicht angehen. Und wenn da ein gefährlicher Mensch ist, muß man sich vor ihm hüten. Und wenn das in seinem Kopf nicht klar ist, muß das in unsern Köpfen klar sein. Vor den Stürmen können wir uns nicht schützen. Aber vor Jab Andrésen können wir uns schützen."

Er war ganz blau, und der nackte Schädel sah recht unheimlich aus. Aber auch die anderen betrachteten Andrésen finster und feindselig. Auf einmal sagt er: „Ich" will das, und „ich" habe das gedacht! Auf einmal will er etwas anderes! Jahrtausendelang stand die Insel, ohne Badeanstalt zu sein. Und weil's Andrésen Siemens einfiel, sollte das nun anders werden. Seinetwegen sollte alles anders werden. Es ging eine tiefe Erbitterung durch diese Leute und überstieg bei weitem ihren Zorn über den Pastor. Denn den konnten sie abschaffen, wenn er ihnen nicht mehr behagte. Man machte es wie mit Pastor Ring. Man ärgerte ihn so, daß er gern von selbst ging. Aber das konnte man nicht mit Andrésen Siemens; denn er war Hollunner und hatte ein Recht, auf der Insel zu bleiben.

„Ich wußte, daß das so kommen würde", sagte Ohlsen. „Das hat mit der Bank angefangen, und mit der Badeanstalt hört es auf. Und mit seinem Vater war das ebenso gewesen."

Sie sprachen alle durcheinander, schrien ihre Meinungen heraus, um verstanden zu werden; denn Hauptmann Rose hielt eine Rede über die norddeutschen Staaten und wollte, daß die Helgoländer sich wenigstens mit dem Herzen anschlossen. Der Pastor lächelte still vor sich hin und trank Het en Söten, und wenn sein Glas leer war, sorgte Hinrich Auckens dafür, daß es bald wieder gefüllt war. Und beim sechsten sank er an Hinrichs Brust und gestand ihm, daß er nie gewußt hatte, wie schön das Leben ist.

„Ja, min Jong," sagte Auckens, „das hättest du früher erfahren können", und hatte seine Freude an ihm.

Carsten Röhrs saß auf der Fensterbank und weinte. Er weinte ganz laut. Und Timm Ralfs wurde es ganz schaurig zumute. Jakob Lührs trank und sah so sehnsüchtig zu Johannsen hin, er mußte auf der Fensterbank sitzen, und alle saßen da drüben am Tisch. Wenn Peter Mohr zu ihm kam und ein neues Glas brachte, sah er ihn so traurig an.

„Willst du's nicht wieder tun?" schrie Johannsen hinüber. Auch er hatte Sehnsucht nach dem Freund. „Und willst du's auch versprechen?"

Da wurde es auch Jakob Lührs so eigen ums Herz, und Erinnerungen aus der Kindheit stiegen auf, und schluckend erzählte er's: „Ich war immer Mutters Bester, und da ist noch 'n Brief, und sie sagt: du bist min gode Jung." Und nun wurde seine Stimme so weich, weinte er auch? Er ging zu Peter Johannsen und hielt sich an Klas Thaten — „und wenn das nicht mit dem Kirchhof wär — —"

Peter Krohn hatte sich mit dem Hauptmann angefreundet und fragte noch einmal wieder nach seinem Namen. „'n Blumennamen war das? Ich dachte, es war 'n Vogelnamen."

Nan Hansen und Ölrichs und Ohlsen saßen mit heißen Köpfen da, schlugen immer wieder auf

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Tisch, so daß die Gläser tanzten, und sprachen von Andrésens Anmaßung. Plötzlich fiel dem Pfarrer sein Seelsorgeramt ein, und durch den grauen Dunst erkannte er, daß an all dem Elend, das auf der Insel herrschte, allein Peter Mohrs Pottchen schuld war. Denn sonst war es wundervoll auf der Insel. Es war gar nicht zu verstehen, daß Pastor Ring sich so unglücklich gefühlt hatte und so bitterböse auf die Leute war. Er hatte die fixe Idee, daß alles besser werden würde, wenn er Peter Mohr mal ins Gewissen redete. Ein gewisses Wohlwollen lag in aller Augen, als er neben Peter Mohr stand, der groß und gewaltig neben ihm aufragte, in jeder Hand drei Glas Grog, um den ungeheuren Leib die schwarze Lederschürze. Wie ein zartes Mädchen deuchte er sie vor der finsteren Feuerblüse, wie er sich so unschuldig an ihn lehnte.

Aber er wollte ein ernstes Wort mit Peter Mohr sprechen. Und der setzte die Gläser auf den Tisch und folgte ihm in die äußerste Ecke, und der Pastor hielt sich krampfhaft an seinem Arm.

„Ich meine, Herr Mohr — es ist wegen des Pottchens — —"

„Ja, Herr Pastor."

„Und daß Sie Ihr sündhaftes Leben aufgeben —"

Peter Mohr sah ihn verblüfft an.

„Und ich meine, Herr Mohr — wenn Sie sich eine andere Existenz gründeten —"

Da winkte Mohr Luckens.

Aber niemand bemerkte es in dem Lärm. Die heiseren Stimmen schrien durcheinander, Gläser klirrten dazwischen, der Hauptmann brachte immer wieder ein Hoch aus, und Carsten Röhrs heulte wie ein Schloßhund. Die Männer hatten längst vergessen, warum sie eigentlich im Pottchen waren, und das Elend war auch vergessen. Sie waren zusammen in dem engen Bauch eines Schiffes und dachten nicht an den kommenden Tag.

Der einzige Nüchterne war Andrésen Siemens. Schweigend saß er unter den andern; verfolgte finster die Stadien der Trunkenheit. Er wußte zu genau, daß der Trunk die Insel vergiftete. Mit dem zunehmenden Elend nahm auch das Trinken zu. Die Leute hatten nichts zu tun. Sie erstickten ihre Verzweiflung im Gift des Alkohols. Sahen denn die Alten das nicht? Oder wollten sie das nicht sehen? Sollte das heilige Land wirklich an diesem Feind zugrunde gehen? Er hatte die Fäuste auf den Knien geballt, und dumpfe Wut erfüllte ihn über die Kraft, die hier vergeudet wurde. Und er dachte: Es soll anders werden! Ich will, daß es anders wird. Dat Lunn sall dat hillige Lunn bliewen.

Finster ging er. Noch auf der Straße hörte er ihr Lachen. Sie lachten über ihn. Aber er hörte auch, daß sie böse, feindselig lachten!

* * *

Wenn die Helgoländer eine Erklärung suchten für Andrésens besondere Art, sagten sie: „Sein Vater war auch schon so." Und die Alten erzählten sich, wie der jung gewesen, und wie der Kommandant eine Vorliebe für ihn gehabt hatte. Damals war's der Landvogt Hasselmann, der seine Beobachtungen und Beschreibungen der Insel in den schleswig-holsteinischen Provinzialberichten veröffentlichte und Siemens fragte, wenn er einer Sache auf den Grund gehen wollte. Die Alten erinnerten sich ganz deutlich, wie die beiden Pipersloch untersuchten, diese merkwürdige Kluft, über die gar wunderbare Sagen umgingen. Nicht weit vom Nordhorn war sie, war wie ein ungeheures, gähnendes Maul. Die Insulaner kamen nicht gern in seine Nähe. Alte Chroniken wußten recht unheimliche Dinge davon zu erzählen. Wenn schwere Unwetter drohten, hörte man „ein erbärmliches Heulen und jämmerliches Schreien aus der Erde, gleich als wenn ein Mensch in die größte Not versetzt werde".

Längst war Pipersloch eingestürzt. Aber wenn man grausige Geschichten erzählte, sprach man sicher auch davon, wie Jabs Vater, einen Strick um den Leib, in das gähnende Maul hineingekrochen und halbtot vom Vogt endlich herausgezogen wurde.

Und nun war Jab Andrésen ebenso!

Einige Alte — dazu gehörte auch der alte Lorenzen — empfanden ein gewisses väterliches Interesse für ihn. Aber das stammte noch aus seinen „Slüngeljahren", als sie ihm mal unversehens eine Ohrfeige verabreichten wegen seiner Vorwitzigkeit. Wie eine Katze kroch der Junge am Felsen herum zu den Lummennestern oder machte die kühnsten Klettervérsuche zum Neistock hinüber, der damals noch durch eine so schmale Brücke mit dem Südhorn zusammenhing, daß die Kinder nur auf Händen und Füßen hinüberkriechen konnten. Eines Morgens war sie dann auch abgestürzt — zur großen Beruhigung einiger Mütter. Das gigantische Tor war für alle Zeiten dahin, und trotzig und finster hockte nun der Neistock, abgelöst vom Mutterland. Aus jener Zeit stammte Lorenzens väterliches Empfinden für Andrésen, so daß er ihn auch heute noch für einen Slüngel hielt, dessen Tun und Worten man keinen Ernst beilegen durfte.

Daß Andrésen Siemens so aus der Art geschlagen, war entschieden seines Vaters Schuld, davon waren alle überzeugt. Der Vater war wunderlich — folglich war's der Sohn auch. Seine Mutter aber, das Pontje, war eine merkwürdige stille Frau gewesen, die das zweite Gesicht hatte.

Sie war früh gestorben, und Jab Andrésen war ihr einziges Kind. Er war auf dem Festland groß geworden, hatte dort mit offenen Augen und Ohren in sich aufgenommen, was ihm Besonderes begegnete. Durch seinen Vater, der einer der gesuchtesten Lotsen zur Zeit der Kontinentalsperre war und bei vielen Versicherungen als Vertrauensmann galt, hatte er einen tiefen Einblick in das Lotsenwesen der Küstenstädte getan; hatte über Hebung des Wohlstandes und über den Fischfang auf seiner Heimatinsel viel gehört und noch mehr gedacht, hatte über der Insel Sagen und Vorgeschichte gar manches gelernt, und von einer fanatischen Liebe zum roten Felsen getrieben, hatte er es sich zur Lebensaufgabe gemacht, alles dranzusetzen, um eine zielbewußte, segensreiche Arbeit zu ermöglichen. Seit Jahren war es dieser Gedanke, der ihn beschäftigte. Und wenn er auf dem Festland mit den Fremden sprach, war's ein leises Horchen: Wie könnt ihr uns helfen? Und wenn er

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Neuerungen antraf, dachte er: Wie kann ich sie für die Insel verwenden? Und wenn er das sorglose, lässige Wesen der Leute in Blankenese und Cuxhaven sah, dachte er, wenn ich doch den Hollunners deren Reichtum geben könnte! Diese Sicherheit für die Zukunft geben könnte!

Die Helgoländer nannten ihn einen Fremden, trotzdem sie seine Tüchtigkeit in seinem Fach unumwunden anerkannten. Wenn eine Schaluppe fehlerlos war, mußte sie von Jab Andrésen stammen. Den Fremden fiel er auf. Aus hundert Helgoländern fiel Jab Andrésen auf. Wenn man etwas wissen wollte, wandte man sich an ihn. Man ging zu ihm auf seinen Zimmerplatz, wo er so geschickt Hammer und Beil handhabte, man suchte ihn zwischen den Dünenhügeln; man traf ihn über alten Büchern grübelnd. Über alles hatte er eine Meinung. Sie war oft falsch, aber sie zeugte doch für seine Gedankenarbeit. Er sprach langsam, in zusammenhängender Rede schwerfällig, ruckweise, machte auch einen gewaltigen Umweg, ehe er an sein Ziel kam. Das aber machte seine Freude an dem, was er zu sagen hatte, die Freude, den Zuhörern seine Schätze darzubieten. Er wollte vom Leuchtturm sprechen und begann bei König Radbod. Von Helgolands Zukunft wollte er sprechen und sprach von seiner Vergangenheit.

Siemens' Vorliebe für diese alten Geschichten, für die tausend Wunder der Insel waren die Ursache gewesen, daß man ihm zuerst neidisch und dann mit offener Feindschaft begegnete. Das war damals, als König Gustav Adolph IV. von Schweden als Vertriebener auf der Insel weilte und aus seiner Zuneigung zu dem jungen Schiffsbauer kein Hehl machte. Möglich, daß jenes Vierteljahr ausschlaggebend war für Siemens' Handeln und Denken. Denn seit jener Zeit stand der Ausspruch Friedrichs des Großen mit großen Lettern über seinem Schreibtisch: „Es ist nicht nötig, daß ich lebe; wohl aber, daß ich meine Pflicht tue und für mein Vaterland kämpfe!“ Aber sicher war es, daß er seit jener Zeit als stolz und hoffärtig verschrien war.

Als der König nach einem Vierteljahr die Insel verließ, war er schnell vergessen. Aber man vergaß es Andrésen nicht, daß der König seine Gesellschaft gern gehabt hatte. „Glaubt er, daß er mehr ist als wir?“ Und als der alte Lorenzen begütigen wollte und den Landsmann in Schutz nahm vor seinen erbitterten Freunden, schrie ihm Nan Hansen seine Meinung zu: „Dat dau man! Je mehr man de Katt striekt, desto höher drägt se den Swanz!“

Aber nicht nur der Mann wirkte fremd unter seinen Landsleuten, auch sein Haus rief den Spott der Hollunners hervor. Er hatte das Häuschen der Großeltern seines Vaters Schwester überlassen, diesem wunderlichen alten Geschöpf, dessen Sinne sich verwirrt hatten, als vor vielen Jahren ihr Bräutigam vor ihren Augen von der wütenden See verschlungen worden. Andrésen hatte sich seitdem sein Haus neben dem Zimmerplatz eingerichtet. Es war ein ehemaliges englisches Packhaus, das er für geringes Geld gekauft; es bestand aus einem einzigen großen Raum und hatte seinen Eingang vom Zimmerplatz. Es besaß vier Fenster, durch die man einen freien Blick zur See und über das ganze Vorland hatte, lehnte sich mit der Rückwand an den Felsen und lag hoch genug, um selbst vor hohen Fluten geschützt zu sein.

Aber was barg dieses Haus nicht alles! Wie wunderlich war's drin! Kein Helgoländer hätte sich da drin zurechtfinden können!

Natürlich hingen Angelleinen und Seezeug an der Wand. Das gehört zum Beruf. Die hohen Wasserstiefel, der geteerte Südwester, Taue und einige Büchsen gab es wie bei den anderen. Aber das war auch das einzige Verwandte. An der Wand, dem Eingang gegenüber, war eine große Karte vom Heiligenland, von Siemens nach einer alten Meyerschen Karte gezeichnet. Schon das erregte die Spottlust. „Die braucht er wohl, um sich zurechtzufinden auf dem Lunn?“ Da drunter war ein offener Schrank mit Büchern; alte, merkwürdige Bücher, die von dem Heiligenland berichteten, als es von dem Festland nur durch eine Brücke getrennt war, als es noch neun Kirchspiele gehabt hatte und Flüsse und Häfen und heilige Haine.

Die Längswand, den Fenstern gegenüber, war von oben bis unten mit Seehundsfellen bespannt, um die Feuchtigkeit abzuhalten. Und auch da gab es Merkwürdiges zu sehen: einen krummen, rostigen Türkensäbel, an den sich eine lange Geschichte knüpfte. Zwei alte Donnerbüchsen, als Strandgut geborgen. Einige Enterhaken und drei rostige Beile und an einem Büschel Haar hübsch mumifiziert einen Menschenkopf, dessen rechte Seite mit blauem Email bedeckt war. Von Peru hatte ihn einer seiner Frau mitgebracht, und die fand ihn so ungeheuerlich, daß sie ihn schreiend zum Haus hinausgeworfen hatte. Zinnerne Teller auf einem Brett; das Bild der Pompadour im Goldrahmen, die verschiedensten Flaggen und Schiffzeichen und ein fürchterliches Bildnis Christians IV. inmitten Pulverdampf und brennenden Schiffen, eine blutgetränkte Binde um die Stirn — das Auge hatte er eben verloren. Zwei gewaltige Truhen standen da drunter, von 1602 die eine, von 1680 die andere. Sie enthielten noch seiner Mutter und seiner Großeltern Schätze: Festkleider, Lotsenzeichen, Wäsche und Zinngeschirr. Sie standen unberührt; hatten mächtige, kunstvolle Schlösser und zeigten gar prächtiges Schnitzwerk.

In der Ecke stand das Bett; eine Art Pritsche mit einigen Säcken Seegras. Dulke breitete weißes Leinen drüber und deckte alles mit dem Eisbärfell zu, das Kapitän Erichsen ihm von der Grönlandfahrt mitgebracht hatte. Dulke sorgte auch dafür, daß die vielen Felle, die herumlagen, den kahlen Lehmboden bedeckten.

Ein roh gezimmerter und abgehobelter Tisch, so lang wie ein Heckhänger und dicht vor die Fenster gerückt, war sein Schreibtisch. Seine Zeichnungen entwarf er darauf: Karten von Norddeutschlands Küsten, von den Sandbänken um die Insel, von den verschiedensten Schiffstypen, von der Sandinsel und dem Oberland.

In der Mitte des Raumes stand der prächtige, schwere Eichentisch, und rings herum drei hohe, mit grünem Stoff an Sitz und Rückenlehne bezogene Stühle, die sein Vater noch geborgen, als der norwegische Kauffahrer in die Klippen geriet, und die fast von den Insulanern

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verbrannt worden waren, weil sie für ihre Häuschen zu groß waren.

In der Ecke zwischen Tür und hinterer Längswand war der große Herd mit dem ins Zimmer hineingebauten Schornstein. Er war für Dulke so angenehm und bequem wie für Lorenzen die Bank an der Blüse.

So wunderlich war's bei Jab Andrésen. Das größte Wunder für die Helgoländer war allerdings, daß er sich in solchem Haus wohl fühlen konnte, daß er gar nicht empfand, wie wunderlich es bei ihm war. Wenn sie am Falm standen, spuckten sie ihm aufs Dach; und gingen sie vorüber und sahen ihn an seinem Schreibtisch arbeiten, hatten sie ein bedauerliches Achselzucken. Der arme Kerl! Wenn's auch in der Familie lag, es war doch ein Jammer. Und wenn die Mädchen „im roten Wasser" tanzten und einmal von ihm die Rede war, seufzten einige recht herzhaft — wie war es schade um ihn!

Schade? — Er sah von der Arbeit auf und sah das Meer vor sich; ein weites, wallendes Meer. Es sprach zu ihm, sooft er es auch hören wollte. Ernst und feierlich, wenn er von den alten Büchern erfüllt war. So froh und fröhlich bei der Arbeit. Und sang ihm ein brausendes Lied, wenn seine Seele jauchzte. Ja, immer sprach es zu ihm: wie eine Mutter, wie ein Kamerad, wie eine Geliebte.

Aber seit einigen Wochen war es stumm; denn er war ihm untreu geworden.

Er saß am Schreibtisch und zeichnete die Schutzwälle der Insel nach Nordwesten: die langgestreckten Riffe, die wie ungeheure Fangarme nach dem Meer sich ausdehnen. Da waren zuerst die Wittklimer Brunnen — die Riffe unter Wasser — jene Reste, die von dem verschwundenen, weißen Felsen übriggeblieben sind; die Seehundsbrunnen und weiter hinaus „de hog Bru", das zur Sandinsel hin den Namen Kalwerdans führt. Zwischen Wittklimer- und Seehundsbrunnen zeichnete er mit feinen Strichen das breite „Skitt Gat", in das vor einigen Jahren der Holländer geriet und jämmerlich zerschellte. Denn das Gat führt auf die Sandinsel, auf die Ohlhów, und die Brunnen wurden zu tückischen Mauern, die den unglücklichen Segler festhielten und ihm den Untergang bereiteten.

Sir Henry King hatte Siemens um Anfertigung dieser Karte gebeten. Emsig zog er Strich um Strich.

Da fiel ein Schatten durchs Fenster. Jäh sah er auf. Alles Blut wich ihm vom Herzen und schoß brausend zurück.

Thora Thielen kam.

Er sah aufs Meer und auf Thora und beeilte sich nicht, ihr entgegenzugehen. Sie aber las seine Freude in seinen tiefen, leuchtenden Augen und blieb an der Tür stehen. „Störe ich?" — Ob sie störte, fragte sie!

Seit drei Tagen hatte sie eine merkwürdige Neugierde gehabt, die Karte vom Heiligenland zu sehen, von der der Hauptmann ihr erzählt. Die große Karte, auf der so deutlich des roten Felsens große Vergangenheit zu sehen war. Ganz genau hatte er sie ihr beschrieben. Sie hätte sie danach zeichnen können. Aber trotzdem hatte sie gesagt: ich muß sie mir doch mal ansehen.

„Soll ich Sie begleiten?" fragte der Hauptmann.

Man braucht doch keine Begleitung, wenn man eine Landkarte sehen will, die ein einfacher Schiffbauer gezeichnet hat! Eine Baronin Thielen braucht doch keine Begleitung, wenn sie eines einfachen Schiffbauers Haus betreten will. Eine so ungeheure Kluft ist doch zwischen der Baronin und dem Schiffbauer, daß man ruhig darüber vergißt, daß es ein Mann ist, dessen Stimme einen so merkwürdig tiefen Klang hat, wenn sie sich an die Baronin wendet; dessen Augen leuchten, wenn sie ihr begegnen, ach, das vergißt man doch! Weiß nur, daß er ein einfacher, bescheidener Schiffbauer ist, der sich freute, wenn man ihn einmal auf dem Zimmerplatz aufsuchte, und der sich freuen wird, wenn man zu ihm kommt und ihm sagt: erzähle mir, wie das gewesen ist. Ich kann es mir nicht erklären.

Und doch hatte Baronin Thielen drei Tage lang überlegt, ob sie Andrésen wohl um diese Erklärung bitten könnte.

Er kam langsam auf sie zu, fast, als glaubte er nicht, daß sie es wirklich sei, drückte ihre Hand und konnte nicht sagen, daß er sich freue, oder daß sie sich hier zu Hause fühlen solle; er hielt ihre Hand und sah sie an, wie er vorhin das Meer angesehen hatte.

„So also sieht es bei Ihnen aus!" sagte Thora und dachte: das paßt zu ihm. Ich wußte vorher, daß es so bei ihm aussehen würde. Und es freute sie, daß er nicht bescheiden war, sondern selbstbewußt und stolz ihren Blicken folgte, und wußte nicht, daß nur ihre leise Überraschung ihn so stolz machte.

„Und das ist die Karte — —"

Sie sah die große, mit bunten Stiften gezeichnete Karte und fühlte, daß seine Augen ihr sagten: du kommst zu mir! Langsam stieg ihr das Blut in die Schläfen.

„Wollen Sie sie haben?" fragte er und ging, um sie abzunehmen.

„Nein! Aber was denken Sie!" sie lachte. „Man muß sich in acht nehmen, vor Ihnen einen Wunsch auszusprechen. Ich will sie nur sehen, und Sie sollen mir den Text dazu liefern. Wie Sie es beim Hauptmann auch getan haben. Er hat mir Wunderdinge erzählt. Man kann ja gar nicht glauben, was er alles erzählt hat."

„Es ist so viel Dichtung um die Insel — "

„Ja, sie gefiel mir besser als die Wahrheit. Aber haben Sie auch nichts Wichtigeres vor? Ich schneie da zu Ihnen herein — vielleicht störe ich Sie in einer Arbeit —"

Nein, sie störte nicht. Ruhig sagte er's und stand stolz neben ihr! Es war doch eine rechte Freude, dachte sie, diese Naturmenschen mal näher kennen zu lernen. Wie ein König stand dieser einfache Mensch neben ihr.

„Dann müssen Sie sich setzen," sagte er, „es sind lange Geschichten." Und er sah sich um, welcher Platz schön genug für sie sei, und rückte einen der hohen Stühle näher zur Wand hin. Sie setzte sich. Und es fiel ihr ein, daß ihr Schwager ihr nachgerufen: „Aber verdreh dem armen Kerl nicht den Kopf!" Und sie fragte ganz sachlich um seine Meinung. „So groß ist Helgoland einmal gewesen?" Denn die Karte zeigte gar merkwürdige Umrisse.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vielleicht war dem Johannes Meyer die Insel, wie er sie gegen 1640 fand, gar zu armselig. Vielleicht gab er gar zu viel auf Erzählungen, auf Sagen und Berichte der Insulaner. Vielleicht auch war er überzeugt, daß eine Springflut, wie sie 1634 Nordstrand heimgesucht, das Land zerstört und viele tausend Menschen hingerafft, auch Helgoland vom Festland gerissen und so jämmerlich verkleinert hatte. Und da malte er die Insel, wie sie nach seiner Meinung in den Jahren 800 und 1300 sich präsentiert; malte ein weites, weites Land, das zu besitzen einen Fürsten wohl hätte froh machen können, und zeichnete in diese stolze Karte das kleine Inselein hinein, was von all der Herrlichkeit übrigblieb; ein Fleckchen Erde, um das man hätte weinen können, wenn man an das versunkene Königreich glaubte.

„Und Sie glauben nicht daran?" fragte Thora.

„Ach nein, ich glaube nicht, daß im Jahr 800 Helgoland so aussah, wie die Karte es zeigt. Aber möglich ist es, daß es zur Zeit der großen Flut vom Festland abgerissen wurde. Aber wer will das behaupten?"

„Damit haben Sie sich auch beschäftigt?"

Was war er doch für ein merkwürdiger Mensch! Ihre Frage schien ihn zu verwundern.

„Wenn man etwas liebt, beschäftigt man sich doch damit."

„Ja, Herr Siemens."

„Man geht über die Insel und sieht, wie schön sie ist, und sieht, daß es ein Kleinod ist. Eine Koralle im Meer. Eine Handvoll Menschen ist darauf. Aber ganz andere Menschen sind es als die Festländer. Man sieht zur Elbmündung hin und hat so ein Mitleid für die Menschen da."

„Mitleid?"

„Ja. Ich glaube, es ist Mitleid. Es sind viele hier gewesen, die mir sagten: Wie ist es schön hier! Hier fühlt man, daß man Mensch ist. Hier kann man stark werden. Nur der Mensch ist hier und Gottes große Natur —"

„Und Sir King?"

„Ach, Sir King! Er stört uns nicht! Er lebt mit uns, wie früher der Däne mit uns lebte. Die Makrele kann nicht auf dem Strand leben und das Schaf nicht im Wasser. Hundert Jahre könnte Sir King auf der Insel sein, und immer bliebe er ein Engländer."

„Sehen Sie, es gefällt ihm also nicht!"

„Nein, wir gefallen ihm nicht. Es war ein hoher Herr vom Festland hier. Er war viel gereist und sagte: auf rauhen Felsen wachsen Agaven. Und manchmal blühte eine; man staunt über ihre Schönheit. Aber niemand fühlt Verlangen nach ihr wie nach einer Rose oder einer Palme. Es ist nichts Geschmeidiges an ihr, nichts Fügsames. Und wenn man sie vom Felsen verpflanzt in reiches Erdreich, ist ihre Schönheit und ihr Reiz fort. Vielleicht sind ihre Stacheln und ihre Rauheit ihr Reiz. Ich glaube" — er lachte — „für Sir King sind die Helgoländer Agaven."

„Aber deshalb brauchen Sie doch kein Mitleid zu haben mit den Rosen und den Palmen!"

Andrösen sah aufs Meer und wurde ernst. „Ich war auf dem Festland und sah so viele Menschen. Alle hatten zwei Gesichter: das eine, das in Wirklichkeit da war, sah man selten. Immer versteckte es sich hinter einer Maske. Ein Vorgesetzter kam, ein Kaufmann, einer von der Regierung, ein Bekannter, ein Offizier — es war immer die Maske da. Und immer war Vorsicht da. Sie sagten: man kann nie wissen, ob er einem schaden kann. Man kann nie wissen, ob er nicht anderer Meinung ist. Manche haßten sich. Aber sie reichten sich die Hände und sagten: ich hoffe, daß es ihnen gut geht. Manche sprachen Böses voneinander. Aber wenn sie sich trafen, hatten sie freundliche Gesichter. Einer sagte: ‚Wenn er sich doch das Genick brechen möchte!' und als er kam, öffnete er ihm selbst die Tür, und er sagte: ‚Wie geht es Ihnen, lieber Freund?'"

Thora zuckte die Achseln. „Das bringt das Leben mit sich."

„Ja, das sagten sie auch drüben. Aber eines Tages kamen sie nach Helgoland, und man begegnete ihnen auf dem Vorland oder am alten Feuerturm oder an der Nordspitze, und sie hatten so frohe Augen, und die Maske war fort. Sie sagten: Hier kann man Mensch sein. Gott sei Dank! Das Meer hat es mir gesagt. Wie ist mir so leicht ums Herz! Wie ist das Leben so schön! Wie macht das Meer stolz und stark und frei!"

„Ja," sagte Thora, „das tut es."

„Und weil sie das in ihrem Vaterland nicht fühlen, muß man Mitleid mit denen vom Festland haben."

Sie überlegte und fragte spöttisch: „Und Sie glauben, daß es unter den Helgoländern nicht Neid gäbe und Feindschaft und Haß? Das glauben Sie?"

„Nein," sagte er, „das glaube ich nicht. Denn ich weiß, daß es anders ist. Aber Masken haben sie nicht. Und kein Helgoländer beugt den Rücken vor einem anderen. Keiner dient dem anderen um Geld. Wenn Feindschaft da ist, ist's eine ehrliche Feindschaft, und man sieht sich vor. Und wenn ein Haß da ist, ist's ein Haß bis zum Tod. Wir können nicht vergessen. Und wenn eine Liebe da ist". . .

„Ja, es ist ein merkwürdiger Charakter" — sie sprach hastig — „aber sie beugen sich vor Sir King."

Er lachte mit gutmütigem Spott. „Tun Sie das? Sir King sagt, es ist nichts mit ihnen anzufangen. Aber sie sagen Gouverneur zu ihm, weil es der Vertrag ist. Es ist leichter, für einen Fremden die Insel zu regieren als für einen Helgoländer. Keiner würde einem Helgoländer gehorchen. Einer ist soviel auf der Insel wie der andere. Wir haben nur eine Gemeinschaft. Und wir mögen untereinander noch so viel Haß haben und Feindschaft — wenn Sir King gegen einen aufträte, hätte er das Land gegen sich."

„Aber Sie selbst leiden doch auch darunter! Und verteidigen sie noch!"

Wieder das Lachen. „Nein, ich verteidige sie nicht. Und daß sie gegen mich auftreten, beweist ja, daß ich recht habe. Ich habe einiges gelesen und habe einiges mehr gelernt, weil ich auf dem Festland war. Und das wollen sie nicht.

Sie wurde lebhafter. „Der Hauptmann hat mir von der Versammlung erzählt, daß sie von Ihrem Unternehmen sprachen, und wie man Ihnen begegnete". . .

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 15:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ich konnte mir das denken."

„Sie wollten das allgemeine Beste und ernteten Undank."

„Das ist immer so mit neuen Ideen. Aber ich werde es doch tun."

„Aber diese Kurzsichtigkeit ist empörend."

„O nein. Es wäre gefährlich, wenn sie gleich zustimmten. Dann hätte das keinen Bestand. Wo bliebe die Gemeinschaft, wenn jeder aus ihr heraustreten wollte! Ich gehöre zu ihnen; da weiß ich, was sie denken. Jetzt glauben sie mir noch nicht. Aber eines Tages werden sie mir glauben."

Thora fand die Insulaner unausstehlich.

„Wir sind Helden und Kinder", sagte Andrésen. „Die Natur macht uns zu Helden, und unsere Einsamkeit ließ uns Kinder bleiben. Durch die Franzosenherrschaft ist viel gesündigt worden. Viel Böses ist zu uns gekommen, und wir haben es nachgemacht. Aber die Not gleicht alles wieder aus.

„Aber alle trinken!"

„Ja, alle trinken. Was soll man tun? Sie warten auf die Schiffe, stehen am Falm Tag und Nacht, haben Hoffnung in den Herzen und Verzweiflung. Sie trinken, um zu vergessen."

„Da ist also nicht zu helfen?"

„Nein, da ist nicht zu helfen. Ein Helgoländer, der nicht trinkt, ist wie eine Rose ohne Duft oder eine Kartoffel ohne Salz. Gewiß geht es auch ohne Trunk, aber dann fehlt der Reiz."

Es trat eine Pause ein. Er sah sie mit so frohen Augen an, und sie wich ihm aus und ließ den Blick umherschweifen. „Wie hübsch es bei Ihnen ist."

(Fortsetzung folgt.)

Das Obst der Tropen.

Von Dr. K. Sehrwald, Joinville-Brasilien.

Fast jeder Deutsche, der nach den Tropen kommt, wundert sich, warum die Bewohner der Tropen nicht auch die guten Fruchtbäume der gemäßigten Zone, Aepfel-, Birnen-, Pflaumen-, Kirschbäume usw., kultivieren. Denn da in den Tropen die dem Wachstum hinderliche Kälte fehlt, so müßten seiner Meinung nach die Fruchtbäume der gemäßigten Zone dort ungeheuer wachsen und das ganze Jahr hindurch Früchte bringen. Fast jeder Europäer macht daher den Versuch, Fruchtbäume der gemäßigten Zone in den Tropen anzupflanzen. Einige dieser Fruchtbäume gehen bald wieder ein, andere wachsen sehr wenig, und wieder andere schießen sehr stark ins Holz; aber alle geben im günstigsten Fall nur ab und zu eine Frucht, so daß sich der Anbau auf keinen Fall lohnt. Demnach ist es nicht möglich, die Fruchtbäume der gemäßigten Zone schnell an die Tropen zu gewöhnen. Trotzdem ist es nicht ausgeschlossen, daß in einigen Jahrhunderten eine systematische, langsame Ueberführung der geeignetsten Sorten es so weit bringt, daß der Anbau bestimmter Sorten aller Fruchtbäume der gemäßigten Zone in den Tropen lohnend wird.

Viele Hunderte von verschiedenen kultivierten Tropengewächsen liefern Obst für den Menschen. Die meisten dieser oft sehr fleischigen Saftfrüchte werden zwar von den Eingeborenen des betreffenden Landes geschätzt, schmecken aber den Europäern durchaus nicht besonders. Immerhin ist eine ansehnliche Zahl schon jetzt so weit verbessert, daß sie unsern Aepfeln, Birnen, Pflaumen usw. ebenbürtig und zum Teil an Geschmack und Nährwert überlegen ist. — „Ueber den Geschmack soll man sich eigentlich nicht streiten", sagt ein altes Sprichwort. So werden viele annehmen, daß zum Beispiel gute Aepfel für jedermann wohlschmeckend und, was das gleiche ist, wohlriechend sein müßten. Dies ist jedoch durchaus nicht der Fall. Noch unbegreiflicher finden wir es, daß ganze Nationen Knoblauch verzehren. Aber das unbegreiflichste erscheint uns Europäern, daß es Völkerschaften gibt, die eine tropische Frucht, die nach faulen Zwiebeln, faulem Käse und Fleisch riecht und schmeckt, mit Leidenschaft verzehren und sie als die Königin aller ihnen bekannten Früchte bezeichnen. Und dabei hat es an tadellosem Obst auf den malaiischen Inseln, in der Heimat jener Frucht, wirklich keinen Mangel! Diese berühmte „Stinkfrucht", wie sie die Europäer bezeichnen, ist die Durione.

Die Durione ist eine Kapselfrucht und wächst an einem über 20 Meter hoch werdenden Baum, den die Botaniker als Durio zibethinus bezeichnen. Die Frucht ist etwas eiförmig und sehr groß, 20—30 Zentimeter lang und 20 Zentimeter breit. Die dicke lederartige Kapsel ist graubraun und bespickt mit pyramidenförmigen, scharfen Stacheln. Eine solche stachlige Frucht ist schwer vom Boden aufzuheben, wenn der Stiel abgebrochen ist, und vermag schwere Verletzungen hervorzurufen, falls sie auf einen Menschen vom Baum fällt. Man pflückt daher die Durione vor der vollen Reife. — Die Frucht springt mit fünf Klappen auf und hat fünf Abteilungen in ihrem Innern. In jedem Fach befinden sich zwei bis fünf Samen, die so groß wie Taubeneier sind. Diese Samen sind von Samenmänteln eingehüllt, die gelbweiß, rahmartig weich sind und gegessen werden. Mit einem Messer kann man die Durione je nach dem Grad ihrer Reife ziemlich leicht längs ihrer Nähte öffnen. Besonders gering empfindet man den Gestank der Frucht, wenn man sie sofort nach dem Abpflücken im Freien verzehrt. Die Durione wäre die herrlichste und nahrhafteste Frucht, wenn sie nicht die erwähnten unangenehmen Beigaben hätte; auch hat sie sich schon darum nicht die ganze Tropenwelt erobert, da der Duriobaum nur unter ganz bestimmten Bedingungen nahe am Aequator gedeiht.

Die wichtigste Frucht der Tropen ist vielmehr die Banane geworden, die aus ihrer Heimat, den südasiatischen Inseln, nach allen Tropengegenden eingeführt worden ist, sich allgemeiner Beliebtheit erfreut und als Nahrungsmittel bei allen Tropenbewohnern in hohem Ansehen steht. Die Musa sapientum oder die Bananenpflanze, die man ebenso wie ihre Frucht kurz als Banane bezeichnet, ist eine der schönsten Riesenkrautpflanzen der Tropen. Die hellgrünen, prachtvollen Blätter sind meist zwei Meter lang und 50 bis 60

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zentimeter breit; sie sind spiralig angeordnet und bilden mit ihren Blattscheiden einen 25 bis 30 Zentimeter dicken, nach oben dünner werdenden Stamm. Die Mitte des Stammes enthält den langen Stil mit der Blüte, die meist vier Meter oberhalb des Erdbodens sichtbar wird. Die Blüte ist eine große Aehre von 3/4 bis 1 Meter Länge. Durch die Bestäubung werden die unteren Blüten nach 3—4 Monaten zu den Bananen. Zur Zeit der Reife trägt die Bananenpflanze ein oben aus ihr heraushängendes Fruchtbündel von Bananen, über das hinaus noch der mit kurzen Querrippen versehene Blütenstiel und eine dicke Endknospe mit vielen Hüllblättern und Anlagen zu männlichen Blüten ragt. Ein solches Bananenbündel wiegt meist 15—35 Kilo. — Die einzelnen Bananen sind Schotenfrüchte, sehen wie Gurken aus, werden 7—25 Zentimeter lang und 2,3—3,5 Zentimeter dick und sind oft drei- bis sechskantig. Die dünne Schale läßt sich leicht abziehen. Das Fruchtfleisch ist weich, ohne Fasern und Kerne, schmeckt angenehm süß und ist bei einigen Sorten mehlig und würzig. Die Europäer mögen eine Anzahl Sorten, namentlich die roten, roh nicht gern. Zum Rohessen ziehen sie meist die Zucker- und Apfelbanane allen andern vor. In Fett gebraten und mit Zucker bestreut, schmecken jedoch alle Sorten Bananen sehr gut, ebenso in Eierkuchenmasse verbacken. Bananenmus ist ein gutes Kompott. Hat man Ueberfluß an reifen Bananen, so halbiert man sie der Länge nach und trocknet sie im Backofen. Getrocknete Bananen erinnern in ihrem Geschmack an Feigen. Die Banane ist so gesund und dabei so nahrhaft, daß man Säuglinge mit ihr großziehen kann. Dies ist nicht zu wunderbar, wenn man bedenkt, daß 100 Gramm reifes Bananenfleisch 4,9 Eiweißstoffe, 25,0 Trauben- und Rohrzucker, 0,58 fette Oele, 0,9 Salze enthält. Schält und trocknet man unreife, grüne Bananen, so kann man aus ihnen viel (12 Prozent) Stärkemehl gewinnen. Dieses Bananenmehl schmeckt angenehm, duftet etwas wie frisches Heu und kann beim Brotbacken Verwendung finden. Nur unreife Bananen eignen sich zur Stärkemehlbereitung, da in reifen Bananen alle Stärke in Zucker übergegangen ist. — Reife Bananen halten sich nur wenige Tage. Will man Bananenbündel versenden, so müssen sie ziemlich unreif abgenommen werden; solche Bananen schmecken jedoch nicht ganz so gut wie völlig ausgereifte und sind weniger nahrhaft. Zentralamerika sendet jährlich über 8 Millionen Bananenbündel nach Nordamerika. — Um eine Bananenpflanzung anzulegen, steckt man Wurzelknollen mit Trieben von etwa 60 Zentimeter Länge. 7—9 Monate nach dem Pflanzen blüht die Banane. Die Bananenpflanze erfordert wenig Pflege, gibt überall in den Tropen nach 14 Monaten schon vollen Ertrag und bringt sehr gesunde und nahrhafte Früchte hervor. Dies sind die Hauptgründe, die die Banane zum wichtigsten Fruchtbaum der Tropen gemacht haben.

An Geschmack werden die Bananen ganz erheblich von den Mangostanen übertroffen, die leider nur dicht am Aequator im allerbesten Land gedeihen und erst 20 Jahre nach der Aussaat befriedigende Ernte geben. Der Baum, der sie hervorbringt, ist die Garcinia mangostana. Er ist ein herrlicher, pyramidenförmiger Baum von 20 bis 25 Meter Höhe, der im Malaiischen Archipel zu Hause ist; er wächst durchaus regelmäßig wie eine Fichte und trägt dabei große, glänzende, lederartige Blätter. Die Frucht ist so groß wie eine Orange, fast kugelrund, 5—7 Zentimeter breit und 4—5 Zentimeter hoch, außen rot bis dunkelbraun.

Noch nahrhafter als die Mangostanen und dabei von herrlichem Wohlgeschmack sind die besten Anonasorten, wie zum Beispiel der Zucker- und der Zimtapfel. Will man eine Anona essen, so halbiert man sie der Länge nach und löffelt das weiche Fruchtfleisch aus jeder Hälfte heraus. Nur die 1/2 Zentimeter dicke Schale, die zahlreichen, bohnengroßen Samen und die in die Frucht ragende, kegelförmige Fortsetzung des Fruchtstiels bleiben übrig. — Das Fleisch des Zucker- und Zimtapfels stellt eine tadellose, gesunde, nahrhafte, von der Natur fertig gelieferte Fruchtcreme dar, die herrlich duftet und außerordentlich süß und aromatisch schmeckt.

Eine sehr gesunde und nahrhafte Frucht der Tropen ist auch die Abakate. Sie gleicht einer Riesenbirne, enthält außer der papierdünnen, meist grünen Schale und dem kolossalen Kern ein butterweiches, fast faserloses Fleisch. Der Geschmack der Abakate ist unzubereitet fade süßlich und erinnert etwas an den Geschmack der Walnüsse. Die Frucht wäre vollkommen, wenn sie etwas mehr aromatische oder Würzstoffe enthielte. Da die Menschen über zahlreiche Gewürze verfügen, ist diesem Mangel leicht abzuhelfen. Sehr gut schmecken die Abakaten, wenn man ihr Fleisch während des Herauslöffelns mit Zucker bestreut. Andere lieben sie mit Salz oder mit Salz und Pfeffer wie Butter aufs Brot gestrichen. Andere vermengen ihr Fruchtfleisch mit Zucker und Zitronensaft, noch andere außerdem mit Port- oder Madeirawein.

Zum Anbau im ganzen Tropengürtel ist auch der 20 Meter hoch werdende Sapotillbaum (Achras sapota) zu empfehlen. Seine Früchte, die sog. Breiäpfel oder Sapotis, sehen infolge ihrer rauhen, graubraunen Oberfläche wie große Kartoffeln aus. Unter der dünnen Schale liegt ein weiches, grünlichbraunes Fleisch, das einzelne Kerne einschließt. Die Sapotis schmecken zuckersüß und sehr angenehm; sie sind gesund und nahrhaft. — Ihnen sehr ähnlich sind die Feigen, die, wenn sie wirklich reif sind, auf der Zunge zerschmelzen und ebenso wie die Breiäpfel vor der Reife bei Verletzungen Milch ausscheiden. Die Feigenbäume gedeihen überall in den Tropen und werden hier bis acht Meter hoch. — Einen noch höheren Nährwert als die Feigen und Breiäpfel besitzen die Datteln, die Früchte der Dattelpalme, Phönix daktylifera, deren Anbau sich jedoch nur für die trockenen Tropengegenden eignet. — Sehr reich an Zucker und an erfrischender Zitronensäure sind die faustgroß und größer werdenden Mangas, die die Deutschen oft als Mangopflaumen bezeichnen; sie besitzen aber einen leichten Terpentingeschmack. Von ihnen sind nur die besten, veredelten Sorten zu empfehlen, da die gewöhnlichen Arten zu viel Terpentinöl enthalten und ihr Fleisch zu reich von Fasern durchsetzt ist, die von dem großen, platten Kern ausgehen. Der Mangobaum (Mangifera indica) wird über 15 Meter hoch und bekommt eine riesige, dichte Krone; er ist jedoch nur in der Nähe des Aequators hinreichend fruchtbar. — Eine sehr angenehme Näscherei bilden die Früchte einiger Nepheliumarten, der sog. „Bonbonbäume". Unter ihnen nehmen die Litchis oder Litschipflaumen die erste Stelle ein; sie enthalten unter der zerbrechlichen, purpurroten Schale einen geleeartigen Samenmantel, der herrlich duftet und außerordentlich

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

süß und aromatisch schmeckt. Wie wir den Kaffee mit Zucker verbessern oder versüßen, so würzen und versüßen die Chinesen ihren Tee mit Litchis.

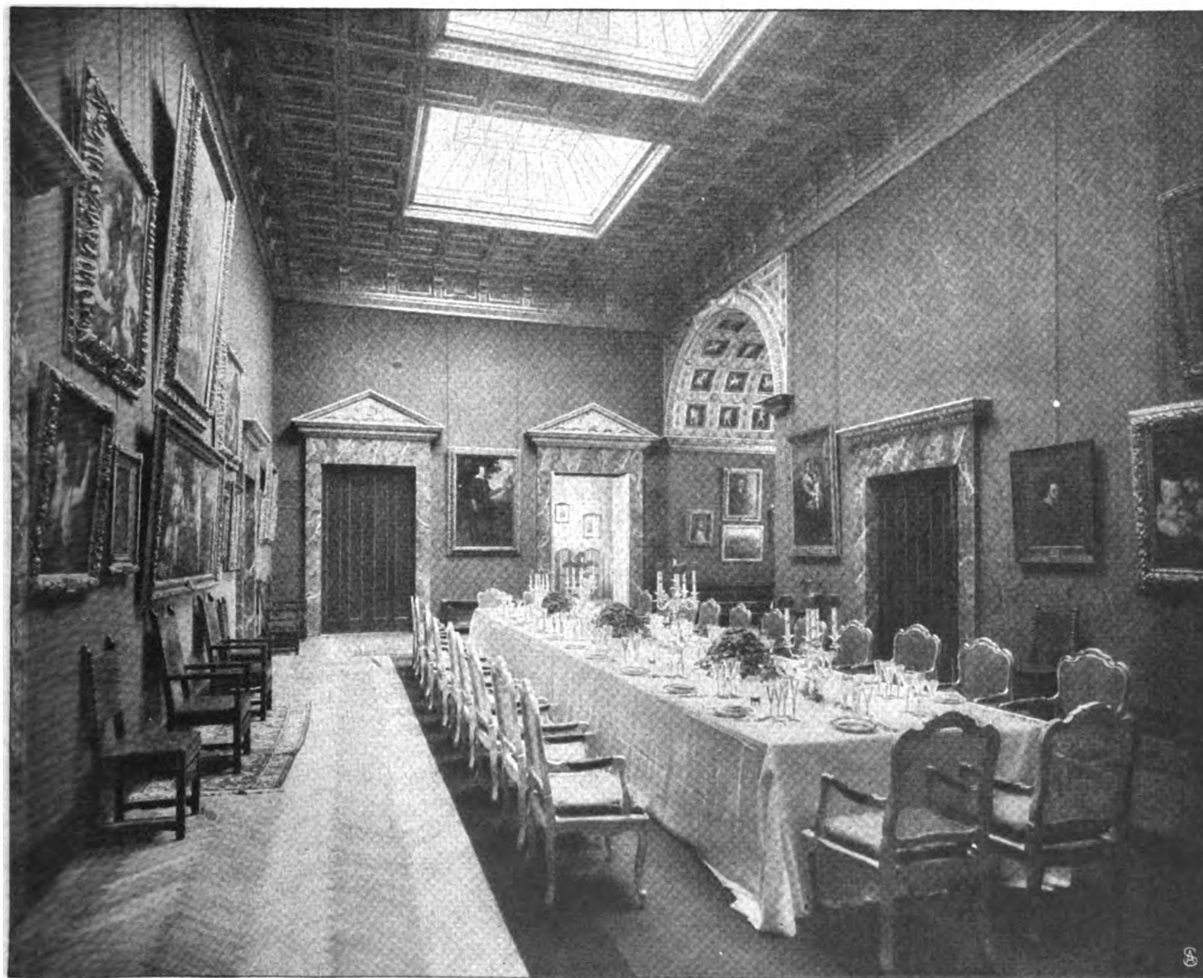
An einer ganzen Anzahl von tropischen Früchten schätzen wir ihre erfrischenden Eigenschaften am meisten, die ihnen der hohe Gehalt an Fruchtsalzen und -säuren gibt. Zu ihnen gehören die Weintrauben, Pfirsiche, Ananas, Orangen, Tangerinen, Akis, Jabutikabas, Kambukás, Dökös, japanische Mispeln usw. Hier ist auch nicht der Ort, auf andere tropische Früchte näher einzugehn, von denen noch viele eine erhebliche Bedeutung besitzen, häufig aber nicht jedem munden und bekommen, wie z. B. die Kaschús, Baummelonen, Sternäpfel, Guajavas, Kakis, Hovenias, Karatás, Tahitiäpfel, Carambolas, Bilimbis, Bhelfrüchte, Genipapos, Icacopflaumen usw. usw. Im Lauf der Jahrtausende werden wohl noch manche von ihnen so weit verbessert werden, daß sie mit unter die besten tropischen Früchte zu zählen sind.

Zum Schluß ist nur noch zu erwähnen, daß mit dem Obstessen auch manche Gefahren verbunden sind. So entstehen leicht Darmkrankheiten, wenn man viele Kerne und andere unverdauliche Teile von Früchten mit herunterschluckt. Auch treten öfters Verdauungstörungen auf, wenn man zu viel Früchte auf einmal ißt oder sofort auf Früchte alle möglichen Getränke genießt.

Die preußische Gesandtschaft in München.

Von Gustav Levering. — Hierzu 6 Aufnahmen.

Am 18. September 1909 hatte der Kaiser nach der Tafel in der preußischen Gesandtschaft vor einer glänzenden Versammlung die neuerbaute Schackgalerie dem Schutz des Prinzregenten Luitpold übergeben, der kürzlich unter dem Jubel ganz Deutschlands den 90. Geburtstag feierte. Der bayrischen Haupt- und Residenzstadt wurde durch die kaiserliche Bestimmung, daß das Lebenswerk des Grafen von Schack für immer in München verbleiben solle, nicht nur eine Reihe klassischer Meisterwerke erhalten, sondern auch ein neuer, herrlicher Museumsbau und ein neues gesellschaftliches Milieu geschaffen. Denn die Räume des Gesandtschaftsgebäudes



Der Lenbachsaal mit dem festlich gedeckten Tisch für die Fürstlichkeiten.

Phot. Jaeger & Goergen.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 15:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fließen mit denjenigen der unmittelbar angrenzenden Schackgalerie so ineinander, daß an die Stelle der früheren bescheidenen Gesandtschaft in der Türkenstraße jetzt ein umfangreicher Komplex von Räumlichkeiten getreten ist, die in Verbindung mit der Galerie bei Festen manchmal tausend Gäste sehen — eine Repräsentation, wie sie sonst nur in fürstlichen Palästen und nicht in allen Botschaften möglich ist. Bei solchen Gelegenheiten werden außer dem Lenbachsaal auch die Böcklin-, Feuerbach- und sämtliche Parterreräume der Galerie hinzugezogen und bieten dann in der festlichen Beleuchtung ein farbenreiches Bild. Diese Vereinigung von Galerie und Gesandtschaft ist bei der alle Zweige des sozialen und politischen Lebens durchdringenden künstlerischen Eigenart Münchens von wesentlicher, ausschlaggebender Bedeutung.



Der Garten der Gesandtschaft. Phot. Jaeger & Goergen.



Die Kaiserbüste im Empfangsaal.



Blick in das Treppenhaus.

Phot. Jaeger & Goergen.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Anordnung der Gesandtschaftsräume ist ebenso praktisch wie schön durchgeführt. Eine weiße Marmortreppe mit elegant geschweiftem Geländer führt vom Korridor rechterhand in das Empfangzimmer des Gesandten (Abb. untenst.), der diesen Raum im Renaissancestil mit Boiserien und historischen Gobelins ausstatten ließ. Porträte von Lenbach, alte Schnitzereien und Waffen erhöhen den vornehmen und stilvollen Eindruck.

Das folgende Zimmer ist in Barock gehalten und zeigt neben flandrischen Verduren eingelegte Möbel und Bilder holländischer Meister, wie de Witt und van Goyen. Eine in Onyx geschnittene Gemme in einfachem Rahmen an der Wand wird von unterrichteten Kunstkennern der bekanntlich in alle Winde zerstreuten Kameensammlung Rembrandts zugeschrieben.

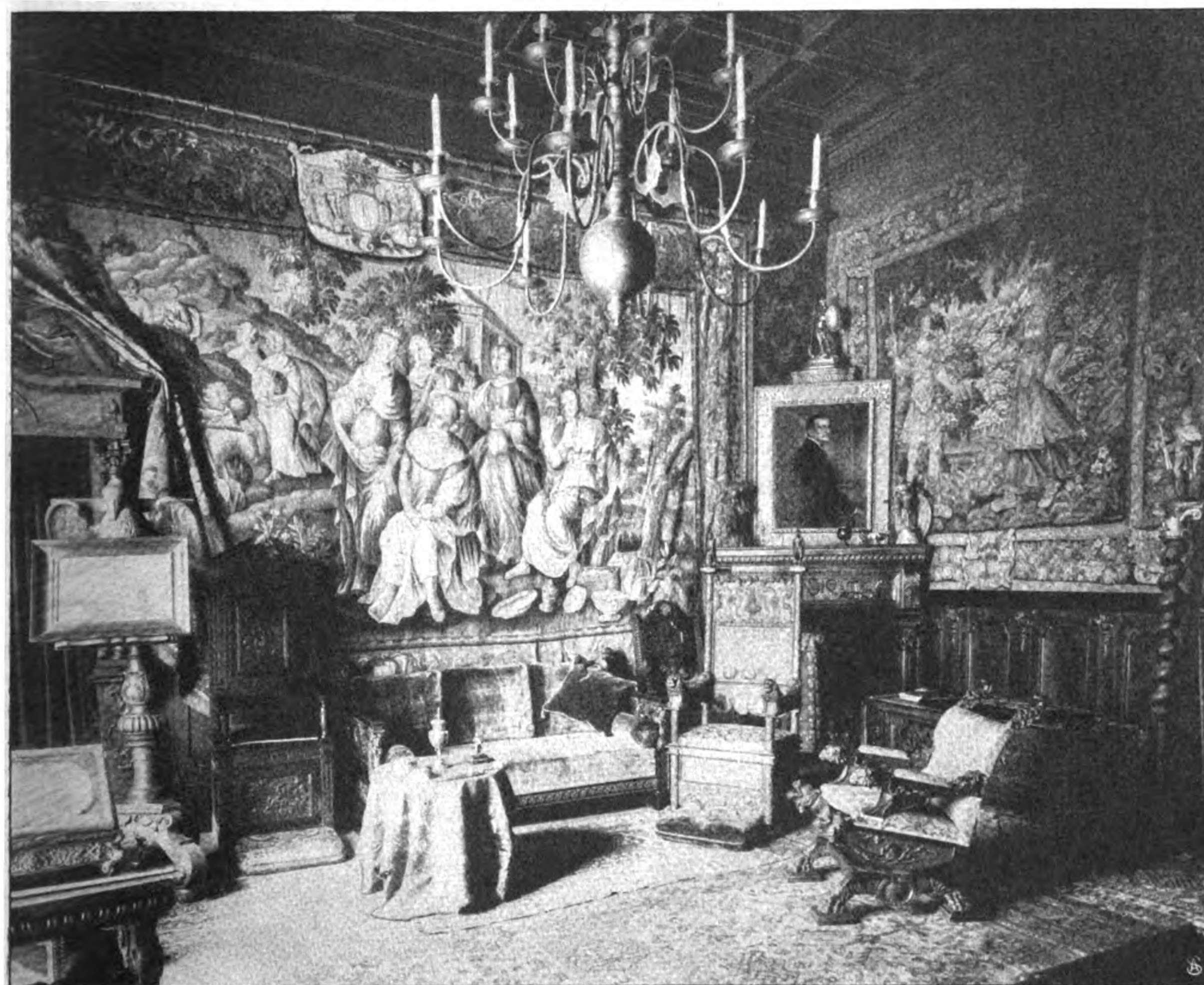
Der anstoßende Damensalon in Grau und Rosa führt auf den Balkon, von dem sich nach beiden Seiten eine herrliche Aussicht über die Regentenstraße bietet, links auf die Isar, die Prinzregentenbrücke und die Terrasse mit dem Friedensdenkmal, rechts auf das geniale Seidlsche Nationalmuseum mit dem von Professor von Hildebrand gestifteten Hirschbrunnen. Der Damensalon leitet zu dem in Weiß und Gold gehaltenen Ballsaal mit Rokokomeublement (Abb. S. 666).

Von hier aus öffnen sich Flügeltüren in den wundervollen Lenbachsaal (Abb. S. 663) und die Schackgalerie, die seit der Einweihung viele glänzende Feste des Gesandten von Schlözer und seiner liebenswürdigen Gemahlin gesehen hat, Feste, deren von Professor Littmann geschaffener Rahmen an italienische Renaissancepaläste erinnert, und zu denen sich mit der tanzlustigen Münchner Gesellschaft auch die Prinzen und Prinzessinnen des kunstsinnigen Königshauses gern einzufinden pflegen.

In den Lenbachsaal führt neben dem Tanzsaal noch ein anderer im Stil Louis XVI. gehaltener Salon; von seinen Wänden blicken interessante Hohenzollernporträte in Stichen und Radierungen von Menzel und anderen berühmten Meistern herab. Bei der elektrischen Beleuchtung dieses Raumes ist auf spezielle Anregung des Kaisers durch Verlegung der Glühkörper hinter die Corniche das Problem der indirekten Erhellung in vorbildlicher Weise gelöst worden.

Ein reizendes Interieur bietet auch das türkische Rauchzelt mit interessanten Teppichen und Waffensammlungen, Erinnerungen, die der Gesandte von Reisen in Zentralasien und von seinem langjährigen Aufenthalt als Gesandtschaftsrat in Konstantinopel mitbrachte.

Das Gesandtschaftsgebäude hat den weiteren Vorzug,

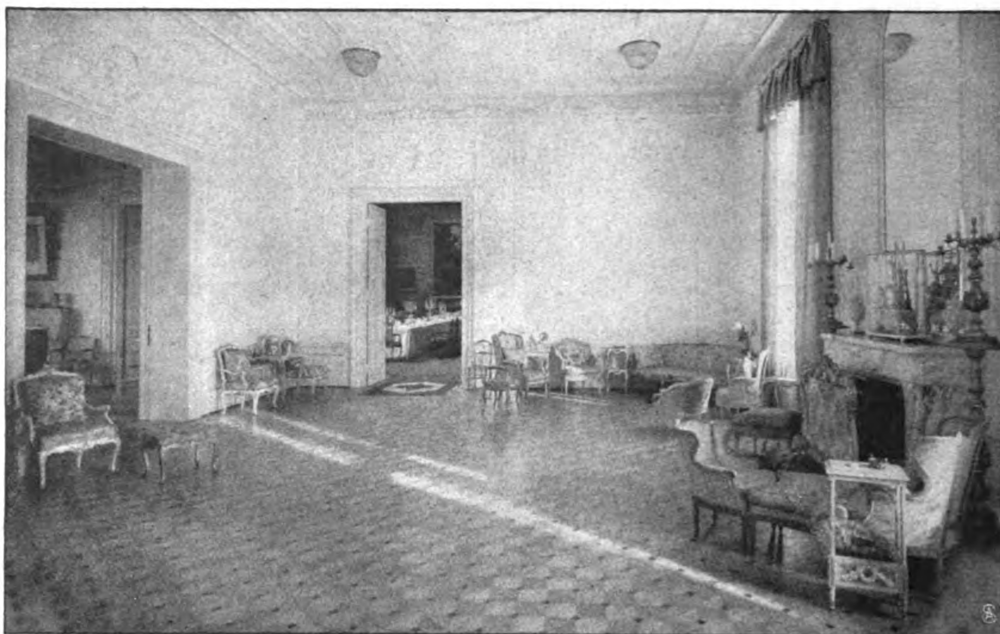


Der Empfangsaal des Gesandten im Renaissancestil. Phot. Jaeger & Goergen.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht aus amtlichen Mitteln möbliert zu werden, so daß der jeweilige Gesandte durch persönlichen Geschmack und Heranziehung der in München so reichlich vorhandenen künstlerischen Kräfte der Einrichtung eine individuelle Note geben kann.

Der Glanzpunkt der Gesandtschaft aber ist die kürzlich vom Kaiser gestiftete lebensgroße Bronzebüste, die den Herrscher in der Uniform der Gardedukorps darstellt (Abb. S. 664). Die Büste, ein hervorragendes Werk des bekannten Berliner Bildhauers Professors Schott, bildet im Empfangsaal der Gesandtschaft ein ideales Gegenstück zu der in der Eingangshalle der Schackgalerie befindlichen Bronzetafel, die den Text der hochherzigen kaiserlichen Widmung des Museums an die Kunststadt München enthält.



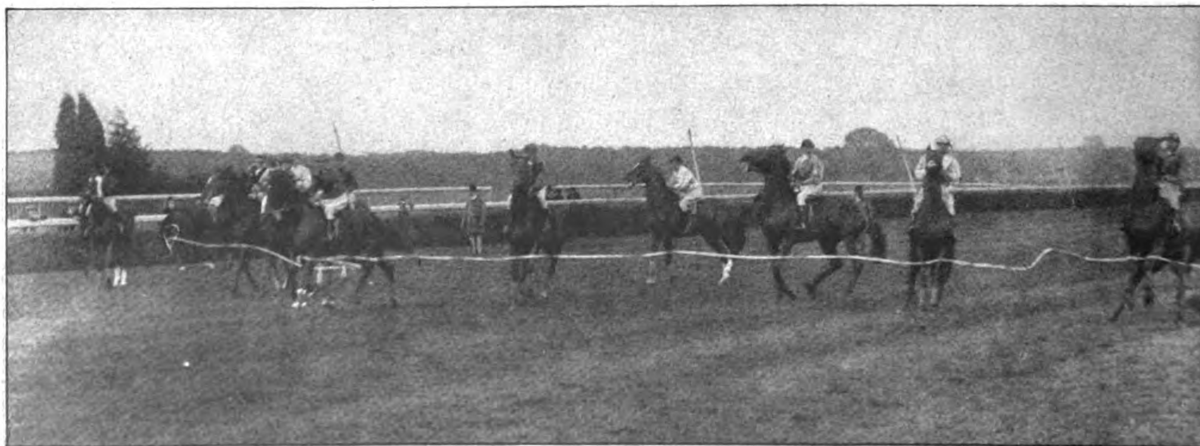
Der Ballsaal.

Vom Starten.

Von Oscar Christ, Berlin. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.



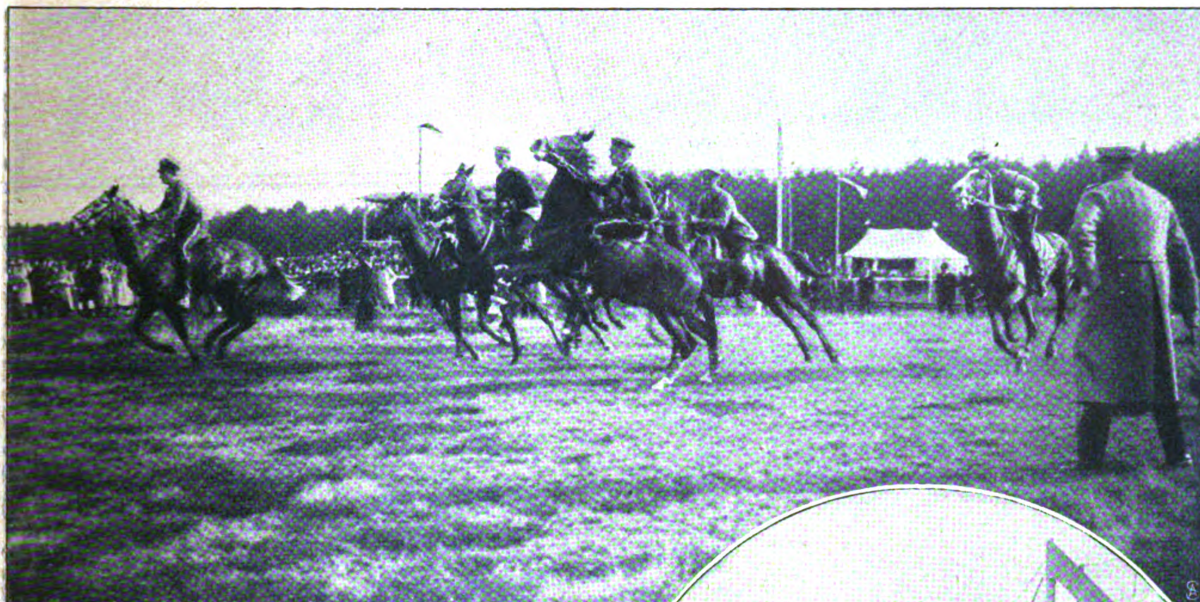
Von einem der heikelsten Themata des Turfs soll hier die Rede sein, von einem Thema, über das schon viel gesprochen, geschrieben und — geschimpft worden ist, solange Rennen existieren: vom Starten. Seit einer Reihe von Jahren steht die Startfrage auch beim altberühmten Gimcrack-Dinner in England, das alljährlich im Winter die Mitglieder des Gimcrack-Klubs in York versammelt, auf der Tagesordnung, und besonders, seitdem die Startmaschinen en vogue sind, hat noch kein Redner auf die Frage des Startens einzugehen vergessen. Auch bei uns hört man oft gar große Reden und Gespräche über das Starten, und besonders kann man auf den Eisenbahnfahrten von den Rennplätzen oftmals Zeuge von sehr interessanten Erzählungen über den Starter sein. Das ist eigentlich sehr natürlich! Jeder Verlierer schimpft, und da solche stets in der Mehrzahl zu sein pflegen, so



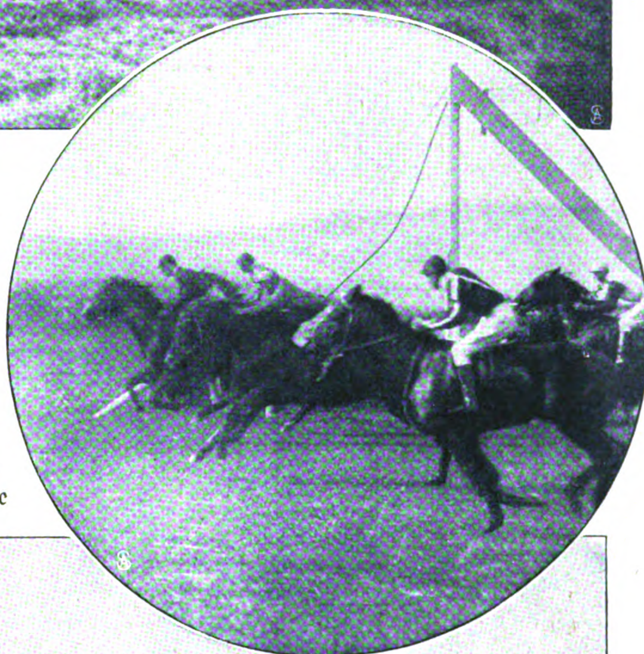
Start in Hoppegarten. Phot. Franz Kühn.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

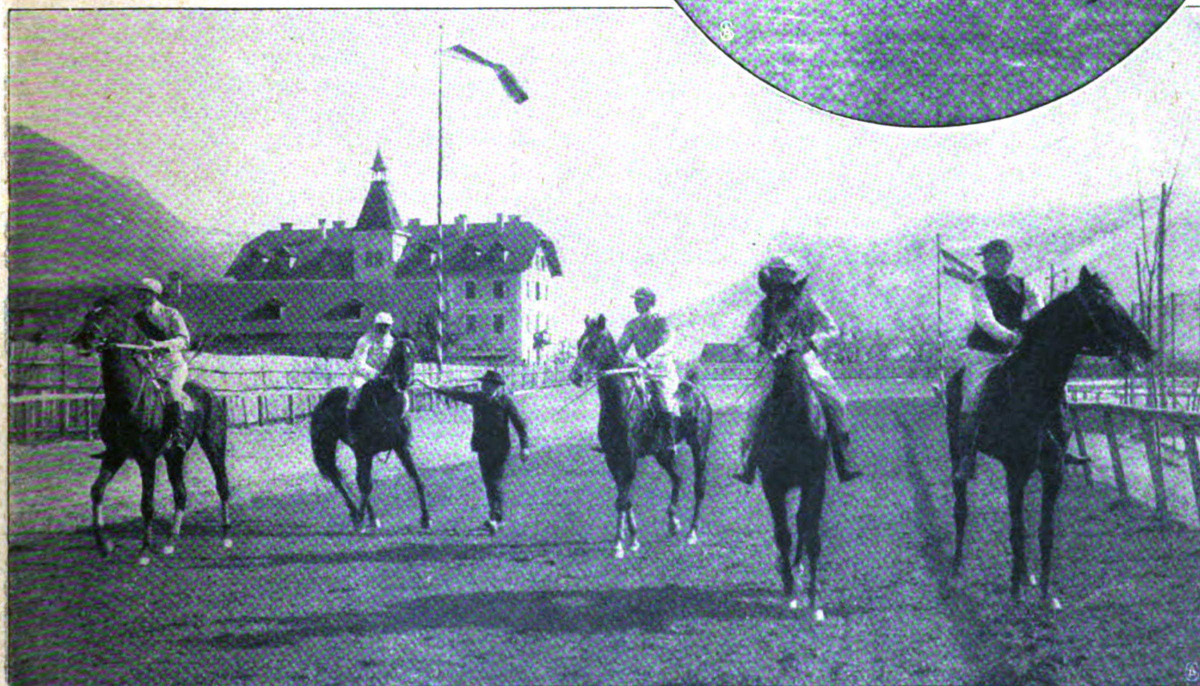
Generated on 2019-06-06 15:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Start in Ludwigslust.



darf man es ihnen nicht übelnehmen, wenn sie den Starter und den Start für das Versagen ihres Favoriten verantwortlich machen. Etwas oder jemand muß doch schuld daran sein! Eine Entschuldigung hat der „Schimpfer" ja stets in diesem Fall für sich, er hat meist noch nie die rote Flagge geführt, hat also daher auch keine Ahnung, wie schwer das Amt des Starters überhaupt ist. Der Rennbahnbesucher, der für seine Totoverluste den Starter verantwortlich machen will und über die Starts schimpft, redet also in den weitaus meisten Fällen von einer Sache, die er gar nicht versteht, und da die Starts von der Tribüne



Start zur großen Halbblut-Steeplechase in Meran. Oberes Bild: Maschinenstart.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 15:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

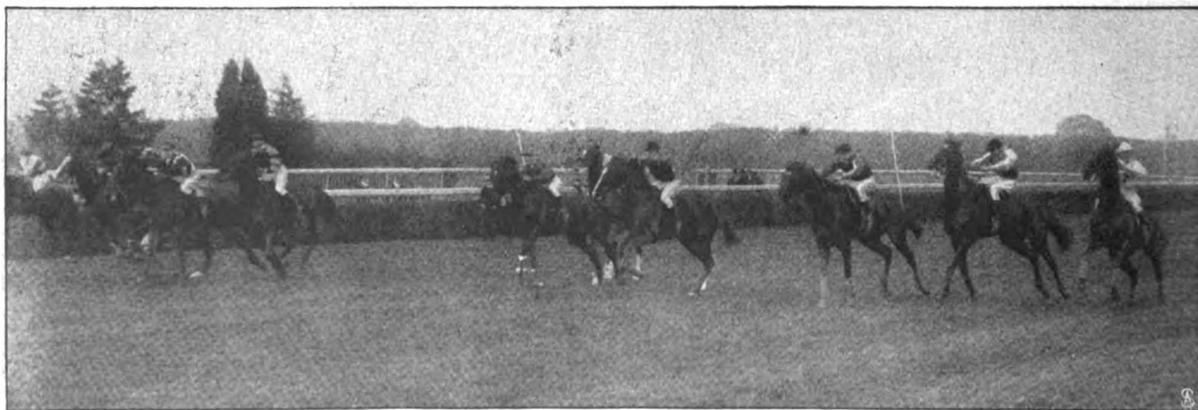


Start zur Offiziers-Verkaufs-Steeplechase in Meran.

ganz anders aussehen wie am Pfosten selbst, spricht er auch von einer Sache, die er gar nicht beurteilen kann.

Zweifellos hat der Starter das undankbarste Amt im ganzen Rennbetrieb. Kommt ein Pferd ab, so redet kein Mensch darüber, denn das ist etwas Selbstverständliches. Wehe aber dem armen Starter, wenn ein Pferd den Anschluß versäumt und auch nur den geringsten Bodenverlust hat! Wem wird die Schuld in die Schuhe geschoben? Nicht etwa dem Temperament des Pferdes, dessen Nervosität oder dem Jockei. Nein, dem Starter, dem der Ablauf einfach nicht gelang. Das war schon so, als noch kein Mensch wußte, was eine Startmaschine ist, und das ist noch heute so, wo die Maschine funktioniert; ja, es gibt in England einen Statistiker, der behauptet, daß heute beim Maschinenstart mehr Pferde stehen gelassen werden, und daß die Pferde am Start ein schlechteres Temperament zeigen als früher, wo man den allein seligmachenden Maschinenstart noch gar nicht kannte. Der Mann führt Zahlen an, und Zahlen beweisen bekanntlich. Dafür darf man aber nicht nur den Starter verantwortlich machen. Gar manches Pferd erschwert es dem Mann mit der Flagge sehr, noch mehr aber die Jockeis, die jeden Vorteil auszunutzen wünschen. Man will „stoppen", das geht aber nicht immer, wenn der Starter ein erfahrener Mann ist, und da greift dann der Jockei, „der Not gehorchend", zu Finessen. Jockeis und Pferde und der Starter ebenfalls werden bei dem ewigen Probieren nervös, und dann hat der „Attentäter" gewonnenes Spiel. Im schlechtesten, d. h. im günstigsten Moment für ihn fällt gewöhnlich die Flagge, und er gewinnt Längen und damit, besonders bei kurzen Distanzen, auch das Rennen.

In neuerer Zeit hat man Startmaschinen, die dem Starter sein Amt erleichtern und bessere Starts erzielen sollen. Von Amerika und Australien kamen sie zunächst nach England und von dort nach dem Kontinent. Die Startmaschine hat viele Freunde und Anhänger, jedoch auch viele Gegner. Aber nach den bisher gemachten Erfahrungen kann man sich ohne Bedenken für den Maschinenstart entscheiden, der wirklich gute Abläufe erzielt. Nur ist man sich in den verschiedenen Ländern,

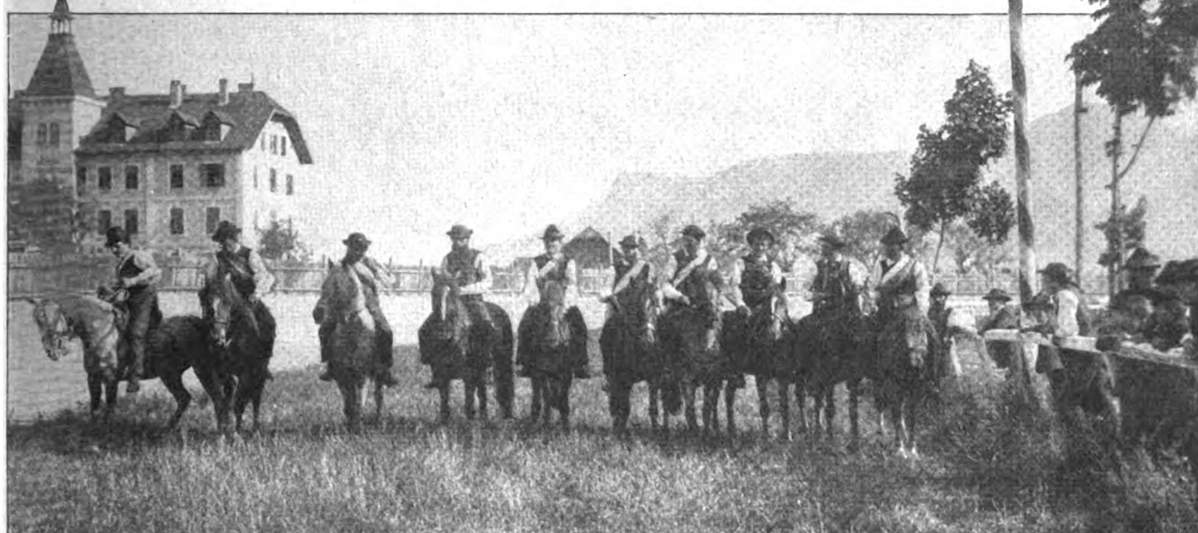


Start zum Heidemann-Memorial in Hoppegarten.

Phot. Franz Kühn.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Rennsport treiben, noch nicht ganz einig, ob der Ablauf aus dem Anreiten gegen die Bänder oder aus dem Stillstand vor ihnen zu erfolgen habe. Beide Methoden haben ihr Wenn und Aber. Gerechter aber ist wohl der Start aus dem Stand, wobei alle Pferde in Linie stehen. Anfangs scheuten die dicht davorstehenden Pferde, wenn ihnen dicht vor der Nase Geläuf ist in Brusthöhe der Pferde eine Barriere aus Band gezogen, die im Moment des Ablaufs infolge von mechanischer oder elektrischer Auslösung, die von seiten des Starters erfolgt, in die Höhe schnellt, den Pferden



Start eines Bauernrennens. Phot. Gebr. Baehrendt.

die Bänder in die Höhe schwirrten. Aber daran kann ja jeder Trainer bei der Morgenarbeit seine Tiere gewöhnen; tut er es nicht, dann hat er eben den Schaden zu tragen, wenn sein Tier erschrickt und stehenbleibt. Der Starter kann jedenfalls nichts dafür. Es gibt verschiedene Arten von Startmaschinen, die zugrunde liegende Idee ist aber bei allen die gleiche. Ueber das die Bahn freigebend. Der Starter läßt die Bänder natürlich nur in die Höhe, sobald die Pferde in Linie davor stehen, folglich alle die gleiche Chance haben. Natürlich ist dies nicht immer ganz einfach, und der Starter muß ein ruhiger Mann sein. Folgen die Jockeis aber und haben Vertrauen zum Starter, dann wird der Ablauf in den meisten Fällen auch gelingen.

Ich schwöre . . !

Skizze von Hans Hyan.

Seit dem Aufkommen der Aviatik war Simson Deister ein Mann geworden, mit dem man rechnete. Schon vorher hatte er in einer Motorenfabrik eine recht ansehnliche Stellung innegehabt. Als indessen auch Privatleute, die mit ihrem Geld und ihrem Leben nicht recht wissen wohin, auf die Idee kamen, mit Drachenfliegern, Monoplanen und Doppeldeckern durch die Lüfte zu sausen, da begann für den schlanken, hochgewachsenen, blondbärtigen Friesen, der das Wehen seiner Epoche spürte und sie richtig begriff, eine goldene Zeit.

Er war nach dem Westen Berlins gezogen und bewohnte in einem jener neuen, mit allem Komfort versehenen Häuser eine entzückende Wohnung, die seine Frau teilte, eine schöne, liebevolle Frau, die er sich aus seiner Heimat von der Meeresküste geholt hatte, und deren reiche Flechtenzier noch einen Schein heller war als das leichtgelockte Haar des Flugtechnikers.

Der Sinn eines Mannes, vornehmlich wenn er den Stimmen der Gegenwart lauschen und das ahnungsvolle Raunen der Zukunft auch deuten will, hat stets tausend Wege nach außen ins laute Leben; aber das Frauenherz bleibt still in dem, was ihm allein gehört, und spinnt immer neue Fäden zwischen sich und seiner Liebe. . . Frau Margaretes Blicke hatten nur ein Ziel: den Mann, den sie liebte, sein Tun und sein Wohlergehn. . . Konnte es ihr da entgehen, daß Simson Deister seit Wochen nicht mehr der alte war? Daß ihn, den allzeit frohen, mutigen, eine Last niederzog, die seine Kraft brach und, wenn er sie dauernd nicht abwerfen konnte, zu schwer für ihn werden mußte? . . .

Aber zwischen den Gatten war das unbedingte Vertrauen voll einer zarten Rücksicht. Sie wußten beide, daß zwei Menschen immer zwei bleiben, und daß sich selbst und dem anderen leicht wehe tut, wer täppisch die Läden vorm Dämmer einer fremden Seele fortreißt. . . Mehr als eine gelegentliche Frage, ob ihrem Gatten etwas fehle, wagte Frau Margarete nicht.

An einem wolkenlosen Mittsommertag in der Frühe fragte er sie: „Willst du heute mit mir fliegen, Marga? . . .“

Sie hatte diese fabelhaften Riesenvögel so oft schon sich in den Lüften tummeln sehen, daß es ihr ein gewohnter Anblick geworden war; auch hatte sie in dem

Generated on 2019-06-06 15:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

schönen Flieger, den ihr Mann persönlich am liebsten benutzte, gesessen und hatte durch Vorstoßen des Höhensteuers den Apparat gezwungen, Sprünge zu machen wie eine gigantische Heuschrecke. Frei in der Luft zu schweben, das hatte sie bisher nicht gewagt; und der Gedanke, sie sollte es tun, ließ sie noch immer tief erschrecken. Nichtsdestoweniger antwortete sie ohne Zögern: „Gewiß, Sim! . . . Mit dir gleich! . . "

„Nun, ein paar Stunden wirst du dich doch wohl noch gedulden", lachte er. Aber sein Lachen hatte den Klang der Tage von einst nicht mehr.

Dann frühstückten sie, und als das telephonisch aus der Garage gerufene Auto vorm Haus hielt, war Frau Margarete, die ihren Mann nicht warten ließ, zur Stelle.

Der neue Apparat, den die Militärbehörde prüfen und besichtigen wollte — die Herren mit den ernsten Uniformen des Ingenieurkorps und der Luftschiffahrtsabteilung standen schon wartend bei der Halle — war zur Fahrt fix und fertig.

Mehr als einer von den Militärs hätte den Probeflug gleich mitgemacht. Aber Simson Deister lehnte mit lächelndem Dank ab.

„Ich hab es meiner Frau, die eine große Liebhaberin der Aviatik ist, schon so lange versprochen, daß sie in dem ersten Apparat, den wir für mehr als eine Person bauen, den Probeflug mitmachen darf; da kann ich jetzt unmöglich mehr zurück! . . . Nicht wahr, meine Herren, das sehen Sie selbst ein? . . ."

„Aber ja! Selbstverständlich! . . . Den Wunsch einer so schönen und so mutigen Frau nicht respektieren, das wär ja einfach Sünde! . . ." — —

„Hier stemmst du die Füße fest an," sagte der Ingenieur, „und an diese Griffe klammerst du die Hände! Das Fliegen ist nicht gefährlich, wenn der Mensch sich absolut still verhält."

Frau Margarete tat, wie ihr gesagt war. Das leise Beben, das sie bis jetzt beim Gedanken an den Flug gespürt hatte, wich dem schrankenlosen Vertrauen zu den Worten und dem Können ihres Gatten.

Unter der kundigen Hand des Piloten begann der Motor seine surrende Arbeit — als schaffe ein Schwarm gewaltiger Bienen in ihrem Rücken, so kam's der jungen Frau vor. . . Jetzt wurde die Maschine lebendig, sie rollte, gehorchte schon dem Seitensteuer und hob sich unter den kraftvollen Stößen des Höhensteuers zu immer steileren Sprüngen. . . Da, mit einem Mal war's Frau Marga, als sänke unter ihr der Erdboden fort — sie schwebten. . .

Ein Bravo, nicht verstummende Rufe drangen herauf. . . Der jungen Frau, die nicht den kleinen Finger bewegte, kam es vor, als tönten Stimmen aus einer anderen Welt, die sie nichts mehr kümmerte.

Wie sie dann hinabsah, war die Erde zum grünen Spielzeug geworden, auf dem schwarze Insekten sich kribbelnd bewegten. . .

Nun lenkte der Flieger in weitem Bogen, die Zielmasten des Flugfeldes zu umkreisen. . . Da kam urplötzlich in der wenig bewegten Luft wie eine jähe, tückische Kraft eine Boe von der Seite herauf. Der mächtige Doppeldecker hob sich, einem Vogel gleich, dem eine Schwinge erlahmt, seitlich aufwärts! . . .

„Beug dich zu mir!" schrie der Mann und trat die rechte Seitensteuerung mit Gewalt!

Instinktmäßig gehorchte die Frau.

In der nächsten Sekunde schwebte der Flieger wieder mit horizontalen Segelflächen dahin, stetig, schnell. Frau Marga war sich der Gefahr des Absturzes noch nicht einmal bewußt geworden, als sie schon vorüber war. Aber nun klopfte ihr Herz in wilden Schlägen.

„Sim," flüsterte sie, „was war? . . ."

Da lachte er durch seine fest aufeinander gebissenen, weißen Zähne wild auf: „Zu Ende war's um ein Haar! . . . Ach, wenn's doch gewesen wäre! . . ."

Und sie, die sich an ihn schmiegen, so gern seinen Gram hätte heilen wollen, sie mußte wie eine Puppe auf ihrem schmalen Sitz aushalten und durfte kaum den Kopf bewegen, um in sein starres, gramzerwühltes Gesicht zu sehen. . .

Die Maschine ging ruhig zu Boden.

Und Simson Deister lächelte bei den Glückwünschen der Herren in Uniform, die über neue Versuche, über die Notwendigkeit, Sprengstoffe mitzunehmen und sie von oben zu probieren, sprachen.

Selbst die Heimfahrt im Automobil machten sie nicht allein. Frau Margarete wußte später kaum, wie sie in all der Zeit ihrer qualvollen Unruhe Herr geworden war. . .

Aber in der ersten Minute, in der sie niemand mehr um sich hatten, sagte sie, ihn küssend: „Warum sollte alles zu Ende sein, Sim?"

Er sah sie an mit seinem gequälten Gesicht. „Laß doch, Marga, laß mich!" Und wollte in sein Zimmer.

Sie ließ ihn nicht. Ging mit ihm und wartete, bis er, der nun, den Kopf in den Händen, am Schreibtisch saß, seine Erschütterung ein wenig überwand. . .

Dann sah er sie und sagte: „Ich bin verloren, Marga, ich bin verloren! . . ."

Sie erschrak bis ins Innerste, aber sie hatte die Kraft, es ihm zu verbergen. . .

„Was hast du?" fragte sie ganz ernst, ohne Weichheit.

„Der Termin ist morgen!" Seine Stimme war dumpf, ohne Hoffnung.

„Der Termin gegen Heinevetter? . . . Ja? . . . Was ist denn damit? . . . Ich weiß doch gar nicht! . . ."

Die große Unruhe der Frau, die sich in den komplizierten Geschäften eines Mannes nie zurechtfindet, wurde nun doch lebendig.

„Ich soll schwören," ächzte er, „ich soll schwören, was nicht wahr ist . . . einen Meineid soll ich schwören! . . ."

„Aber das wirst du doch nicht tun!"

„Er ruiniert mich, wenn ich's nicht tue! . . ."

Und plötzlich sank der Blondbärtige von dem Sessel herab, sank auf die Knie vor seinem Weib und drückte sein Angesicht in das blaue Tuch ihres faltigen Kleides: „Marga! Marga! . . . Es ist aus mit mir! . . . Ich bin verloren! . . ."

Sie machte sich von ihm los und lief schnell, die Türen abzuschließen, daß nicht ein Dienstbote vorwitzig hereinkäme. . . Und zurück zu ihm, den sie in diesem Augenblick mehr als je liebte, weil ihr Herz in Mitleid brach, und richtete ihn auf, führte ihn hin zur Chaiselongue, auf der er sich wie gebrochen niederließ.

Es war nicht leicht, ihn zum Reden zu bringen. Er meinte immer nur: „Wenn ich's dir doch schon früher gesagt hätte! . . . Wenn ich's dir bloß schon früher gesagt hätte! . . ."

Und endlich erfuhr sie's: Er hatte eine Gefängnisstrafe gehabt als junger Mensch. . . „Wie lange?" — „Ein Jahr, ein ganzes Jahr!" — „Aber wie . . . wie? . . ." Sie war ganz fassungslos. Und er, voller Schmerzen,

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

umfaßte sie und preßte sie an sich: „Siehst du! Ich wußte ja, du würdest das nicht ertragen können!“

„Aber Simson!“ Sie richtete sich energisch in die Höhe: „Ist das deine Liebe?... So vertraust du mir?... Was ist denn da überhaupt zu ertragen?... Wenn du eine Strafe gehabt hast, verdient oder nicht verdient, so dauert es mich — um deinetwillen! Weiter bei Gott nichts!... Bin ich denn ein Kind oder eine Philisterin?... Ich bin dir noch nicht einmal böse, daß du mir's nicht früher gesagt hast... Du wirst deine Gründe gehabt haben... sicher nicht, weil du den Mut nicht hattest, nicht wahr?...

Er blickte ihr zaghaft und noch zweifelnd in die schönen, lichtblauen Augen: „Also wirklich... du bist mir doch gut?... Ich komme dir nicht schlechter vor... ich habe... ich bin...“

Nun nahm sie ihn um den Hals und küßte ihn lange.

„Siehst du,“ lächelte sie unter Tränen, „nicht wahr, nun glaubst du's doch?!...“

Da streichelte er ihre Hände. Aber er zitterte noch, war wie ein Kind, das sich nach langem Weinen nicht wieder beruhigen konnte...

„Wie kam es denn?“ sagte sie, ihn innig umschlungen haltend, und dämpfte ihre klare Stimme.

Er schüttelte erst den Kopf und ließ sie warten. Aber dann erfuhr sie's doch... Wie er, nach einer trüben Jugend ganz alleinstehend in der Welt, sich als armer Polytechniker durchgehungert hatte, bis einmal die Not so groß war, daß er, der sich in seiner herben Scheu niemand zu offenbaren vermochte, sich an fremdem Eigentum vergriff. Man relegierte den Schuldigen, der seine Studien fast vollendet hatte, und steckte ihn ins Gefängnis...

„Mein armer Mann,“ sagte Frau Margarete, „nun will ich dich noch tausendmal mehr liebhaben!...“

„Ja, ja,“ sagte er, als sie ihn losließ, nervös in seinem langen Bart wühlend, „ich hätte das ja... ich weiß doch, wie du bist... verzeih, liebes... aber... aber...“ er schrie plötzlich, „es nutzt mir ja alles nichts!... Wenn ich den Eid nicht leiste... bin ich verloren!... Der Mann macht mich unmöglich!...“

Und wie sie ratlos, mit schmerzverzogenem Gesicht vor ihm saß, sagte er, sich überstürzend, hastig, an den Worten vorbeisuchend: „Es nutzt nichts!... Ich bin der einzige, der... der von der Sache weiß!... Er war doch vorgestern hier, der Mensch!...“

„Heinevetter?“

Er nickte. „Ja! Und da hat er mir gesagt, wenn ich das, was er will, nicht beschwöre, wenn ich gegen ihn aussage, dann lehnt er mich als Zeugen ab, weil ich bestraft bin... und dann, dann ist alles aus!...“ Simson Deister sprach dumpf, knirschend, mit zusammengebissenen Zähnen, „dann ist meine Stellung hin... dann bin ich gesellschaftlich tot... Dann bleibt mir nichts anderes übrig, als...“

„Sim!“

Als sie ihn so sah, da kam's ihr ins Bewußtsein, daß sie jetzt alle Kraft, die ihm fehlte, aufbieten müsse, daß es ihre Pflicht sei, für ihn zu denken und zu handeln. Sie nahm sich zusammen zu der Frage: „Um welche Summe handelt es sich denn dabei?“

„Zwanzigtausend Mark“, kam's fast gleichgültig zwischen seinen Zähnen hervor.

„Aber so gib sie ihm doch!... Wenn wir auch wirklich etwas weniger haben, das macht doch nichts!“

„Er will ja nicht!... Du weißt doch, wie der ist!... Johannsen, sein Gegner, hat ihn wegen Meineids denunziert, und nun ist überhaupt nicht mehr zu reden mit ihm... Ich hab dir doch erzählt: sein Grundsatz ist: ‚Was mir im Weg steht, das tret ich nieder!...‘ Wie er vorgestern hier war, hat er mir gesagt: ‚Ehe ich dem Kerl, dem Johannsen, das Geld zurückzahle, eher bring ich mich und ihn um!“

„Ist er denn wirklich so ein furchtbarer Mensch?“

Simson Deister nickte langsam. „Er ist schlimmer, als die meisten denken... Es fehlt ihm jedes Verantwortlichkeitsgefühl... Für ihn existiert nur er und seine Familie. Jeder andere, der ihm in den Wurf kommt, ist nur ein Objekt seiner Spekulationen... Wenn er, wie's bei mir zufällig war, mit dem Mann verdienen kann — gut!... Sonst... ist der andere verloren... Heinevetter richtet ihn zugrunde, ohne daß der betreffende ihm je etwas zuleide getan hätte... nur weil's so in sein Kalkül paßt... Hat ihn aber jemand beleidigt, dann wehe dem!... Heinevetters Rachsucht kennt keine Grenzen, und seine ganz ungewöhnliche Energie und Zähigkeit passen den Moment noch nach Jahren ab, wo er dem andern ans Leder kann...“

Der Blondbärtige seufzte tief auf. Dann fuhr er, an seiner Frau vorbeisehend, nachdenklich fort: „Zu mir war er ja eigentlich immer gut... Und ohne ihn hätte ich unsere Gesellschaft wohl nicht gründen können... Er hat ja natürlich auch riesig verdient dabei...“

„Er ist wohl sehr reich?“ fragte die Frau, ängstlich bei dem Gedanken an dieses merkwürdige, menschliche Ungeheuer, das ihr Mann schilderte...

Ihr Gatte aber, als habe er die Unterbrechung gar nicht vernommen, setzte seinen Gedankengang fort: „Nun ist es doch vorbei... ich stehe auf der Gegenseite... und...“, er schluckte an den Worten, „und muß fallen...“

„Wie kamst du bloß da hinein... in die Geschichte?“

„Ach,“ sagte er fast ärgerlich, „das ist doch ganz einfach... Heinevetters Vermögen stammt fast durchweg aus faulen Gründungen... Nun, da hatte er auch wieder so'n Patent, das nichts wert war; das bot er dem Johannsen an. Der, Heinevetter selbst und noch ein dritter, ein gewisser Lorenz, die sollten jeder zwanzigtausend Mark einzahlen. Lorenz ist inzwischen gestorben. Er hat natürlich ebensowenig einen Pfennig eingezahlt wie Heinevetter selbst... Er war eben 'n Schieber und machte überhaupt bloß solche Sachen. Inzwischen hat sich nun natürlich auch die völlige Unbrauchbarkeit des Patents — übrigens eine Flugmaschinensteuerung, die er mir noch obendrein anbietet, der Gauner! — daß es nichts wert ist, das hat sich inzwischen längst herausgestellt... Johannsen hat damals das Geld nur unter der Bedingung gegeben, daß die andern beiden auch ihr Kapital voll einzahlen... und nun will er sein Geld wiederhaben, seine zwanzigtausend... er ist ja im Recht!...“

Der Ingenieur schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn und sagte mit rollenden Augen, schreiend fast: „Ach hätt ich doch dem Johannsen damals das Geld wiedergegeben, wie er bei mir war! Da wär ja alles noch zu machen gewesen!“

„Und jetzt?“ fragte die junge Frau atemlos.

„Jetzt?... Jetzt ist's vorbei!... Heinevetter hat beschworen: der tote Lorenz hätte tatsächlich zwanzigtausend Mark eingezahlt... Vielleicht hat er zuerst

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht daran gedacht, daß ich das Gegenteil weiß. . . Vielleicht hat er auch sofort damit gerechnet, daß er imstande ist, mich zum Meineid zu zwingen! . . ."

„Aber woher weiß er denn überhaupt, daß du —?"

Er machte eine Bewegung, als sei das jetzt alles ganz gleichgültig. „Weil er zu gleicher Zeit mit mir im Gefängnis war. . . Da hab ich ihn kennen gelernt. . ."

„Und er . . ."

„Er? Ihn geniert das nicht im mindesten . . . Seine Bekannten wissen es ja auch . . . Er will gar keine Achtung, bloß Angst vor ihm sollen sie haben!"

„Und nun sollst du schwören, der verstorbene Lorenz hätte das Geld wirklich gegeben . . . weil dann der Johannsen das seine nicht zurückfordern kann, nicht wahr?"

Simson Deister nickte, ohne zu sprechen.

„Das tust du aber nicht, Sim! Auf keinen Fall!"

Er sah sie an.

„Dann bin ich fertig . . . Wo anders noch mal anfangen, das kann ich nicht . . . und das kommt einem ja auch überall nach!" Er stöhnte und schüttelte sich wie im innern Schauder: „Nein . . . von jedermann geächtet, gemieden, ohne meine gesellschaftliche Stellung irgendwo im Winkel sitzen, jedem aus dem Weg gehn, damit er nur, ohne mich zu grüßen, vorbeikommt — nein, Marga, so lieb ich dich habe . . . das kann ich nicht! . . . ich kann nicht!!"

Ganz ratlos, mit zitternden Lippen sagte sie: „Aber wie sind bloß die Menschen! Das ist doch über fünfzehn Jahre her . . ."

„Länger," sagte er, „viel länger, beinah zwanzig!"

Eine Pause, in der sie nebeneinander saßen, sich ihr Hirn vergrübelten. Sie fragte leise: „Wenn du an den Richter schriebst, ihm alles auseinandersetztest?"

Er schüttelte energisch den blonden Kopf.

„Nein . . . nein! . . . Nutzt auch nichts . . . Einen Zeugen ablehnen, besonders aus solchen Gründen, kann jeder . . . kann ihm kein Richter verbieten . . . und wenn es erst einmal ausgesprochen ist, laut, in öffentlicher Verhandlung . . . dann ist's vorbei . . ."

In Schweigen versunken, saßen sie dann beide und suchten und suchten und fanden doch nicht . . . Die Frau dachte einmal an den Flug heute früh und dachte: Vielleicht hat er recht gehabt, daß besser ein Ende gewesen wäre . . .

Sie hielt ihre langen, blonden Wimpern gesenkt und merkte nicht, wie er sie ansah.

„Kommst du mit?" fragte er leise mit erstickter Stimme.

Sie begriff erst, wie er das zweitemal fragte. Und neigte ergeben ihr Haupt zum Versprechen. Aber sie glaubte nicht daran, sie hoffte. — — — — —

Die Zeit zum Termin vor dem Landgericht war da. Der Diener hatte die Parteien aufgerufen. Hinter dem grünbehangenen Tisch saßen die drei Richter und der Protokollführer. An den zwei Pulten vor dem Richtertisch standen rechts der Kläger Johannsen mit seinem Anwalt, links nur der Rechtsbeistand des beklagten Heinevetter.

An dem Tisch, der für die Rechtsanwälte reserviert ist, lehnte sehr blaß der Ingenieur Simson Deister neben seiner blonden Frau.

Er hatte mit wildem Erschrecken auf den Stühlen an der Wand die Zuschauer sitzen sehen, lauter auch ihm bekannte Leute, die ein meistens recht feindliches Interesse an dem beklagten Heinevetter haben mochten. Auch ein Journalist schien dabei zu sein.

Jetzt blickte Simson Deister nur noch nach der Tür, in der jeden Augenblick die Gestalt dieses schrecklichen Mannes erscheinen mußte, der sein Schicksal, sein Leben in der Hand hielt.

Der Vorsitzende sagte eben: „Das Gericht hat das persönliche Erscheinen des Beklagten angeordnet . . . da er wohl jeden Augenblick eintreffen wird, können wir ja inzwischen verhandeln. Nach dem bereits in dieser Sache ergangenen vorläufigen Urteil handelt es sich um die Frage der Eidesleistung des Zeugen Deister, der erst noch zu vernehmen sein wird . . . ist der Zeuge Deister zugegen?"

Das „Ja" von den Lippen des Flugtechnikers kam so leise, daß der Richter noch einmal rief: „Zeuge Deister!"

„Hier!" Der Ingenieur trat vor.

„Sind Sie imstande, eine Angabe darüber zu machen, ob der inzwischen verstorbene Agent Lorenz bei der Gründung der hier in Frage stehenden Patentverwertungsgesellschaft tatsächlich eine Einzahlung von zwanzigtausend Mark geleistet hat?"

„Ja."

„Sie können darüber unter Ihrem Eid aussagen?"

Der Ingenieur verbeugte sich und sagte: „Ich weiß, daß diese Einzahlung nur fingiert war und in der Tat nicht stattgefunden hat!"

Er atmete tief auf und starrte auf den Vorsitzenden, als hinge sein Leben an dessen Mund.

„Pardon, Herr Vorsitzender!" Der Anwalt Heinevetters hatte offenbar genaue Instruktion, er hob seine Hand empor: „Diesen Zeugen müssen wir ablehnen!"

Wieso? wollte der Vorsitzende fragen, aber in diesem Augenblick war die Tür aufgegangen, ein Polizeibeamter trat ein und überbrachte dem Vorsitzenden ein, wie der Schutzmann sagte, eiliges Schreiben.

Der Richter las es, und mit einem nicht eben freundlichen Blick auf den Anwalt Heinevetters sagte er dann: „Ich unterbreche die Verhandlung und setze jede richterliche Handlung vorläufig aus . . . Von dem Herrn Ersten Staatsanwalt erhalte ich soeben die Mitteilung, daß Herr Heinevetter, der gestern abend unter dem dringenden Verdacht des Meineids und der Verleitung zum Meineid verhaftet werden sollte, in seiner Wohnung nicht zu finden war und dorthin bis heute auch nicht zurückgekehrt ist. Er scheint sich geflüchtet zu haben — daher auch sein Nichterscheinen heute hier zum Termin. Die Königliche Staatsanwaltschaft fordert mich auf, den Mann eventuell festzuhalten — nun, dazu werde ich wohl keine Gelegenheit haben . . . Aber auf unsere Sache und die eidlichen Bekundungen des Beklagten fällt aus diesen Vorkommnissen ein völlig neues und überraschendes Licht. Das Gericht ist unter diesen Umständen erst recht genötigt, vorläufig auf dem persönlichen Erscheinen des Beklagten zu bestehen, und setzt inzwischen eine Beschlußfassung aus. Die Parteien sind entlassen . . ."

Als Simson Deister und sein Weib eng aneinandergeschmiegt das Gerichtsgebäude verließen, sprachen sie kein Wort, nur ihre Augen suchten sich, in denen Tränen schimmerten, Tränen des Glücks und der Dankbarkeit für ihr gerettetes Leben . . .

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

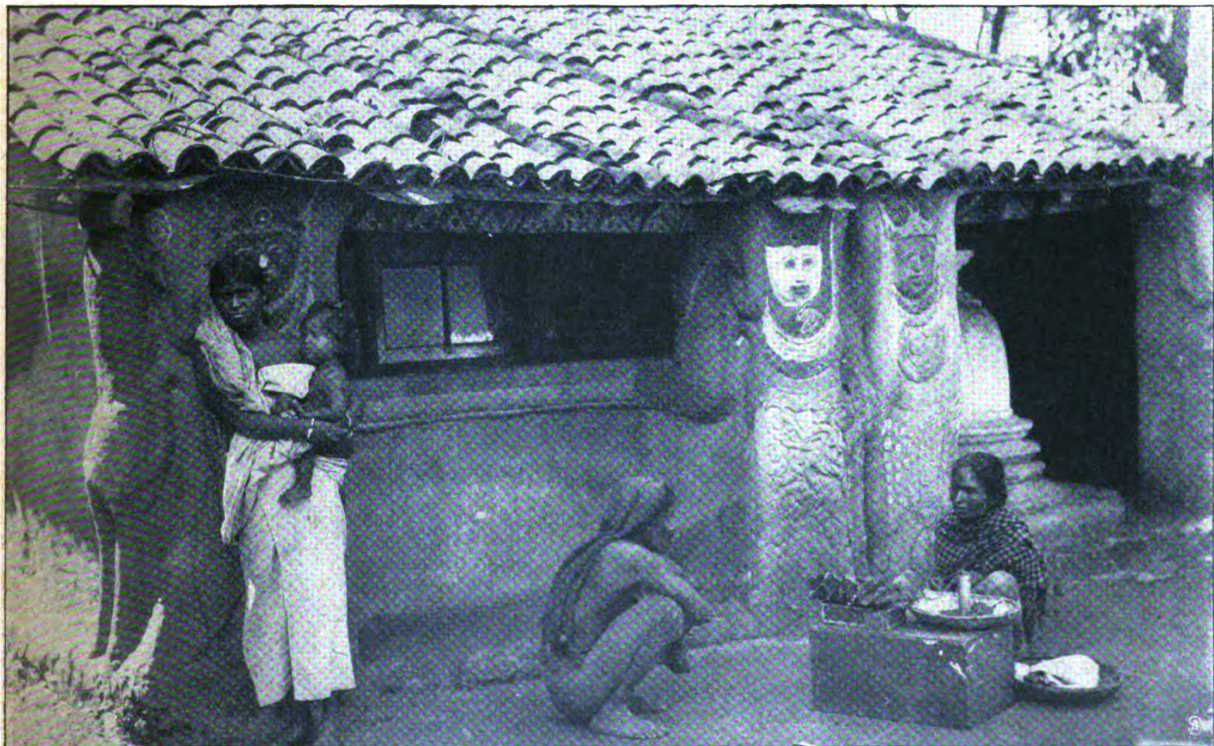
Die Ausgestoßenen von Ceylon.

Von Hanns Heinz Ewers. — Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Bei allen Völkern und zu allen Zeiten hat es Gruppen von Menschen gegeben, die als außerhalb der staatlichen und sozialen Ordnung stehend betrachtet wurden. Stets hatte das seine ganz bestimmten Gründe, wenn auch oft genug diese Gründe im Lauf der Jahrhunderte so völlig vergessen wurden, daß sie niemand mehr kannte. An vielen Stellen waren die Juden solche „Outcasts“, Menschen, für die besondere Gesetze, besondere Verpflichtungen vorhanden waren, die von dem anderen Volk streng getrennt wurden. Hier liegt der Grund auf der Hand: die verschiedene Religion; in dem Augenblick, in dem der Jude des Mittelalters den Glauben seiner Väter abschwur und die Taufe empfing, galt er als völlig gleichberechtigtes Glied der Gesellschaft. Nicht ganz so leicht wurde das dem Zigeuner gemacht, dessen Ausgestoßensein ja auch neben seiner Nichtseßhaftigkeit in seiner heidnischen Religion den Grund fand; er mochte wie der andalusische Zigeuner sich seßhaft machen und Christ werden und blieb dennoch durch die Jahrhunderte — wenn auch kirchlich und staatlich gleichberechtigt — dem Volk stets verdächtig und verächtlich. Viel schärfer aber und zugleich viel geheimnisvoller als bei Juden und Zigeunern war die soziale Abgeschiedenheit bei den Cagoten, die an dem Fuß der Pyrenäen, in der Gascogne, Guyenne, Béarn lebten (Gahets), dann in der Bretagne und in Maine (Caqueux) und endlich in Poitou (Colliberts). Kein Mensch weiß, woher sie stammen;



Ein Rodiya.



Bettelnde Rodiyas vor einem Buddhatempel.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Rodiyamädchen.

Auswurf in Frankreich, wurden kaum noch als Menschen betrachtet. Die große Revolution, die recht eigentlich erst das Mittelalter beendete und so manchen faulen Sumpf in Europa austrocknete, gab auch den Cagoten die Menschenrechte; freilich noch heute, nach hundertzwanzig Jahren, ist das soziale Vorurteil ihnen gegenüber noch nicht ganz erloschen. Nur eine Kleinigkeit unterscheidet sie von den andern Franzosen: ihnen fehlen fast stets die Ohrläppchen. Aber — muß man nicht das gleiche auch bei den Parisern feststellen? Und daß die Mädchen der Cagoten nach allgemeiner Ansicht die schönsten in Frankreich sind, das wird man ihnen gewiß nicht als Fehler anrechnen!

Seltsam — das gleiche findet man bei dem ausgestoßenen Volk Ceylons, den Rodiyas. Ihre Frauen sind schön, schön selbst für unsere Augen; keine Singhalesin und keine Tamulin kann sich entfernt mit ihnen messen.

Wir gebrauchen oft die Namen „Paria" und „Tschandala", wenn wir von dem elendesten und niedersten Volk sprechen. Mit Recht, denn die Parias und Tschandalas Indiens bilden die tiefste, die verachtetste Kaste. Und doch stehen sie noch höher als der Rodiya, der überhaupt keiner Kaste mehr angehört; er ist ein „Outcast", wie es der Europäer ist. Nur, daß der Europäer über, der Rodiya — das heißt der „Unreine" — unter der Kastenordnung steht.

Die Sage sagt, die Vorfahren der Rodiyas seien die Jäger des Königs von Kandy gewesen, die seinen Tisch mit Wildbret versorgen mußten. Eines Tages brachten sie ihm einen besonders leckeren Braten; der schmeckte dem König so gut, daß er ihn wieder bestellte zum nächsten Tag und so fort. Da aber brachte sein Barbier heraus, daß es Menschenfleisch war, das die Jäger gebracht und das der König gegessen hatte. Der König geriet über dies Verbrechen in großen Zorn; er sann lange nach, welche Strafe er den Jägern geben sollte. Endlich bestimmte er, daß die Jäger und alle ihre Verwandten und Bekannten für ewige Zeiten ausgeschlossen sein sollten aus dem Kreis der Menschen; sie und ihre spätesten Nachkommen sollten tief verachtet im Land leben als abscheulicher Schmutz, als — Rodiyas.

Der Ursprung der Sage liegt offen genug. Man suchte nach einem Grund für die abnorme, so schmähliche Stellung dieser Leute und konnte diesen nur

man weiß heute nur, daß ihre Ableitung von den Westgoten — canis goticus — völlig falsch ist. Nicht ein Tropfen gotischen Blutes rollt in den Adern der Cagoten; die Goten waren die Herren im Land und nicht die Knechte; wenn man irgendwo ihr Blut suchen will, so muß man beim ältesten Adel beginnen. Ebensowenig stichhaltig sind die verschiedenen Theorien, die sie als Nachkommen von Mauren, Juden oder Arianern schildern. Die letzte Hypothese endlich, die lange Zeit geglaubt wurde: die Cagoten seien weiter nichts als Idioten und Kretins, ist womöglich noch mehr aus der Luft gegriffen. Durch nichts ist zu beweisen, daß sie andern Stammes oder anders geartet waren als die Leute, die um sie herum wohnten; und doch wurden sie durch ein Jahrtausend als der schlimmste



Rodiyas vor ihrer Hütte.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Rodiyas beim Mattenflechten.

in einem entsetzlichen Verbrechen, das nicht wieder zu sühnen war, finden. Und etwas Schlimmeres, als der geheiligten Person des frommen Königs das Fleisch getöteter Menschen vorzusetzen, gab es nach buddhistischer Anschauung, der schon die Tötung jeden kleinsten Tieres ein Greuel ist, schlechterdings nicht.

Die Cagoten Frankreichs durften ihr Wasser nicht aus dem Gemeindebrunnen holen, sie durften, wenn sie eine Brücke überschritten, nicht das Geländer berühren. Sie waren Christen; aber sie durften die Kirche nur durch einen besonderen Eingang betreten und hatten ihr eigenes Weihwasserbecken. Um sich kenntlich zu machen — denn ihre Berührung verunreinigte — mußten sie ein Stück rotes Tuch, in andern Gegenden eine Eierschale am Kleid tragen; ja, sie durften nicht barfüßig gehen — um die Erde nicht zu beschmutzen. Fast den gleichen, zum Teil noch peinlicheren Vorschriften hatten sich die Rodiyas zu fügen. Sie durften kein Land erwerben, ihre Hütten durften nur eine schräge Schutzwand haben, durften auch nicht an der Straße liegen. Zur Bekleidung war ihnen nur ein Lappen um die Hüfte gestattet. Wenn ihnen jemand auf der Landstraße begegnete, so mußten sie dreißig Schritte ins Dschungel hineinlaufen und da laut schreien, um den Wanderer von ihrer beschmutzenden Gegenwart Kenntnis zu geben. Jedes Handwerk war ihnen ebenso verboten wie der Ackerbau; nur die niederste, die verachtetste Arbeit durften sie leisten: Riemen aus Kuhhäuten schneiden und Seile drehen. Und gerade das war auch das einzige Handwerk, das den Cagoten erlaubt war; verachtet deshalb, weil es die Tätigkeit des Henkers und seiner Gehilfen war.

Die Engländer haben in Ceylon das getan, was die große Revolution in Frankreich tat: sie haben die Entrechtung der Rechtlosen aufgehoben. Der Rodiya darf heute Grund erwerben, darf Hütten bauen, wie er will, darf sich bekleiden und darf jede Arbeit verrichten. Vor dem Gesetz und dem Gericht ist er dem Singhalesen und Tamulen, dem Kaffern und Mauren und jedem andern Bewohner Ceylons völlig gleich. De facto aber ist er genau so geächtet wie früher. Niemand würde ihm Land verkaufen — außer der Krone und dem Europäer, und auch nur diese kaufen ihm die Produkte seiner Arbeit ab. Vor nicht allzu langer Zeit hatte irgendein Rodiya einen andern erschlagen; er sollte verhaftet werden, aber die Polizisten weigerten sich, ihn zu berühren: sie wollten sich nicht beschmutzen. Man könne ihn ja abschießen, meinten sie.

Die Rodiyas sind viel schöner als alle andern Bewohner der Insel. Ihre Züge sind fast edel, ihre Hautfarbe bedeutend heller. Sie sind besser und gleichmäßiger gebaut. Es ist, als ob diese so tief verachteten Menschen gewissermaßen eine Aristokratie von besonders edlem Blut Ceylons darstellten.

Und es läßt sich nicht leugnen, daß in ihren Adern allerdings das beste Blut rollt, das Blut der Großen

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Land, ja der Könige. Genau so, wie im frühen Mittelalter die feudalen Herren und Barone Nordwesteuropas für die ehebrecherische Gattin oder die gefallene Tochter und Schwester keine schlimmere Strafe kannten, als sie den Bettlern vorzuwerfen, den Siechen, Krüppeln und Aussätzigen — genau so wurde in Ceylon die edle Frau den Rodiyas zugewiesen; das war die entsetzliche Strafe für oft nur geringfügige Vergehen.

Die hellere Hautfarbe ist in Indien wie überall sonst in der Welt das Zeichen der besseren Rasse. Die höchste Kaste Indiens, die Brahmanen, die „Zweimalgeborenen", sind sehr viel heller als die andere Bevölkerung, in manchen Gegenden kaum dunkler als der Europäer. Je tiefer die Kasten sind, um so dunkler ist im allgemeinen die Hauptfarbe; eine Blutmischung zwischen ihnen ist aber bei dem so scharf ausgeprägten Kastengeist der Indier fast undenkbar.

Eine seltsame Tatsache, daß nämlich sowohl die Rodiyas wie die Cagoten Frankreichs eine Reihe nachweisbar zigeunerischer Worte in ihrer Sprache gebrauchen, wird schwerlich zu einer Erklärung ihres Ursprungs führen. Sie erklärt sich wohl am besten dadurch, daß natürlich diese Ausgestoßenen am ehesten mit den ebenso verachteten, überall herumziehenden Zigeunern zusammenkamen und so einige ihre Worte annahmen. Doch mag vielleicht ein anderes Moment bei den Rodiyas wie bei den Cagoten einiges Licht auf ihren Ursprung werfen.

Ich sagte schon, daß das einzige Handwerk, das den Cagoten erlaubt war, die Seilerei war; die Caqueux der Bretagne durften nur Schreinerei betreiben. Beide Handwerke waren tief verachtet, weil der Seiler den Strick, der Zimmermann den Galgen dem Henker lieferte: man sah sie also als die Gehilfen, gewissermaßen als die Knechte der Scharfrichter an. War schon dieser durchaus verachtet, so hatte er doch einen gewissen Respekt im Volk; man schrieb ihm stets übernatürliche Kräfte und Kenntnisse zu. Dies war nicht der Fall bei seinen Gehilfen: sie wurden noch sehr viel niedriger eingeschätzt. — Nun sehen wir, daß auch die Rodiyas nur das Seilerhandwerk betreiben durften. Wir erfahren dazu aus der „Mahawansa", Ceylons ältestem Geschichtsbuch, das etwa 500 n. Chr. entstand, daß die singhalesischen Könige Anuradhapuras, einer großen Anzahl südindischer Tschandalas, also der niedrigsten Kaste, deren Schatten schon verunreinigte, die Niederlassung gestattete. Wir lesen weiter, daß aus den Tschandalas die Henker und Kerkermeister genommen wurden. Die Klasse der Tschandalas ist nun im heutigen Ceylon verschwunden, sie ist aufgegangen in der übrigen Bevölkerung; die Rodiya aber sind geblieben und machen noch heute Stricke wie zu alter Zeit: betreiben das Gewerbe des Henkergehilfen. Man mag also vielleicht annehmen, daß ihre Ahnen die Knechte der Tschandalahenker waren: der tiefste Auswurf allen Volkes.

Heute ziehen die Rodiya im Land herum, sind Gaukler und Schlangenbeschwörer, und ihre Töchter tanzen. Sie sind verachtet: Henker waren ja ihre Väter. Und sie sind schön: ihre Mütter waren Königskinder.

Der Sonnenschirm.

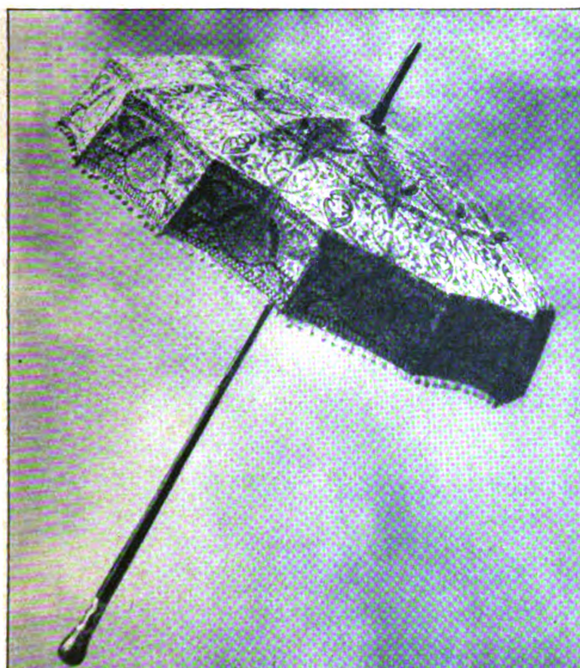
Hierzu 10 photographische Aufnahmen.

Man sollte gar nicht glauben, daß Sonnenschirme noch modern sein können, so uralt sind sie. Weder die vielteiligen, noch die eckigen, noch die Knicker, noch die abgebogenen — nicht eine einzige Form darf als neu im Sinn des Nochnichtdagewesenen angesprochen werden. Schon die selige Kleopatra schalt ihre Sklavinnen, wenn sie das Sonnendach unaufmerksam handhabten. Die letzte Neuheit der Schirme datiert aus dem 16. Jahrhundert, wo es Mode wurde, sich den Parasol selbst zu tragen. Dabei ist es nun geblieben — wenn es



1. Schirmgriffe aus Holz, Horn, Porzellan und Metall. Phot. Berthold.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

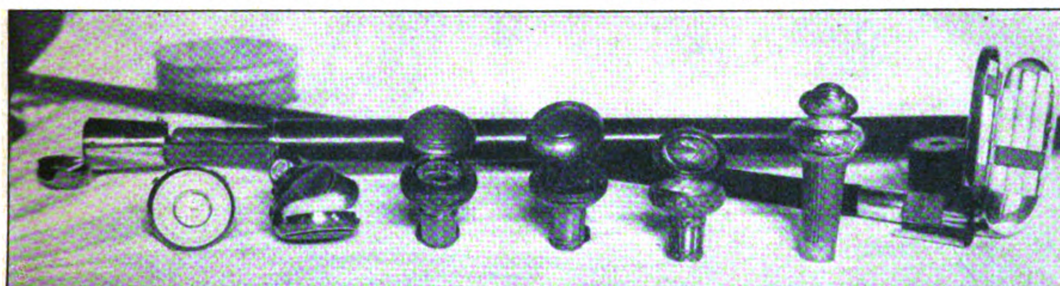


2. Sonnenschirm mit Damaskusstickerei in Gold.



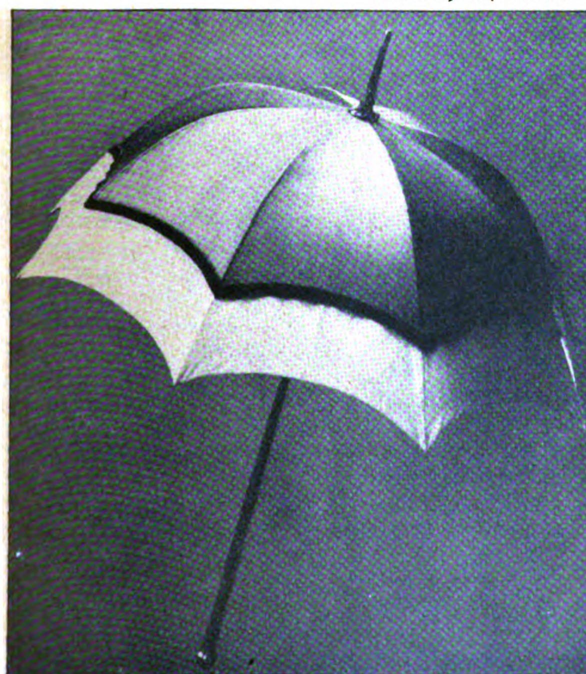
Phot. Boismaure.

3. Schwarzweißer Schirm mit gedrehter Seidenschleife.



4. Schirmstöcke und -knäufe mit Necessaires.

Phot. Betaille.



5. Schwarzweißer Schirm mit Samtbandbesatz.



Phot. Boismaure.

6. Gefütterter Schirm aus Seidengaze mit Samtrand.

Generated on 2019-06-06 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

nicht irgendeiner Königin der Eleganz einfällt, den Mamelucken, der neben seiner Herrin mit dem langgestielten, goldgestickten und quastenbehangenen Schutz und Schirm einhertrottet, zurück zu „erfinden“. Dem öffentlichen Verkehr dürften dadurch freilich einige Hemmungen erwachsen, Störungen und Unbequemlichkeiten, die in anderer Art sich die Damen jetzt selbst und untereinander auferlegen müssen. Müssen! Denn wer hilft den armen Opfern, einen stark herabgebogenen Schirm, wie z. B. den auf Abb. 7, ohne Gefahr für den Kopf, die Ringellocken und den Gigantenhut so geschickt balancieren, daß kein Sonnenstrahl die Wangen


Phot. Boismaure.
7. Heller Leinenschirm mit Madeirasfickerei.


Phot. Boismaure.
8. Dunkler Seidenschirm mit durchsichtigem Zwischensatz.


Phot. Boismaure.
9. Seidenschirm mit losem Stoffabschluß.


Phot. Boismaure.
10. Langstöckiger Seidenschirm mit Stoffrosetten.

trifft? Was schon ohne diese Zutaten nicht leicht wäre, ist doch der bräunlichausgestickte Rand ganz voller Löcher, nämlich durchbrochen. Auch das Modell (Abb. 8) hat seine Tücken, die man hier füglich nicht Schattenseiten nennen kann. Wirklich schützend ist nur das seidene Mittelstück; was daran ansetzt, sieht zwar sehr hübsch aus, aber zweckdienlich kann es nicht genannt werden: durchsichtiger Seidenchiffon mit Chenille genähten Fledermausflügeln, die als „Körper“ eine grellblitzende Jettplakette tragen. Der äußere breite Samtstreifen macht den Fehler kaum wieder gut.

Demnach wäre anzunehmen, daß der Sonnenschirm up to date mit den Toques zusammen gehörte. Aber ganz genau stimmt auch diese Folgerung nicht, denn die Toques sind an sich schon so hoch und noch höher garniert, daß nur vereinzelte Stöcke das richtige Maß für das Riesenmaß der Gestalten haben — die zu kurz

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geratenen Schirme müssen daher mit gestrecktem Arm balanciert werden. Der Sonnenschirm ist ja aber für die Damen seit Jahren kaum mehr als eine Dekoration, eine kleidsame Kulisse, und es bleibt deshalb im Grunde ganz gleichgültig, ob er den ihm von philiströsen Gemütern gestellten Anforderungen entspricht oder nicht. Und gut zu Gesicht stehen all die diesjährigen Schirme, das wird der Augenschein lehren. Fast allen Modellen gemeinsam — mit nur wenigen Ausnahmen — ist die Zweifarbigkeit, zumeist schwarz und weiß (Abb. 3 und 5), aber auch braun und creme oder weiß mit tiefblauer Samtumrandung (Abb. 6) oder fliederlila mit dunkelvioletter Seidenausstattung (Abb. 10). Der steingraue Seidenschirm mit der Samt- und Seidenpaspel-Linienführung (Abb. 9) dürfte sich besonders zu einfacheren Kostümen eignen. Der Schirm auf Abb. 2 dagegen aus indischer, blau-, weiß-, rot-, gold- und silbergestickter Seide und umgeknickten Stäben paßt nur zu sehr eleganter und heller Nachmittagstoilette. Die Verschiedenartigkeit der Griffe für wirklich praktische Schirme zeigt Abb. 1. Die sehr wertvollen und künstlerisch wie technisch vollendeten Schirmstöcke und -knäufe (Abb. 4), die Puderdose, Bonbonniere, Spiegel, Uhr, Geldkapsel, Feuerzeug und Liliputzigaretten enthalten, bleiben für Schirme aus Brüsseler Spitzen reserviert, die ein kleines Jahreseinkommen kosten und sich angeblich mit den Familiendiamanten und echten Points vererben.

T. D.

Bilder aus aller Welt.



Phot. Tiefenbahl.

Fritz Rémond,
der neue Direktor der vereinigten Kölner Stadttheater.



Phot. Baedecker.

William H. Lewis.
Ein Neger, dessen Ernennung zum Assistentanwalt in Washington Widerspruch erregte.

Der neue Leiter der Vereinigten Kölner Stadttheater Direktor Fritz Rémond hat seine Theaterlaufbahn als Schauspieler begonnen, später wirkte er in Karlsruhe und auch in Köln als Opernsänger. Im Herbst des vorigen Jahres übernahm er die Direktion des Bromberger Stadttheaters.

In Washington herrscht große Aufregung wegen der Ernennung des Negers William H. Lewis zum Assistenten des Bundesanwalts. Alle Bureauangestellten des betreffenden Amtes haben gegen diese Ernennung eines Schwarzen protestiert und mit dem Streik gedroht.

Unter den vielen schönen Gegenden, deren Bilder auf der Berliner Reiseausstellung bewundert werden, befindet sich natürlich auch der Harz. Das Ausstellungskomitee für den Harz und die Grafschaft Wernigerode hat Bilder von Schierke, Wernigerode, Nöschenrode und Ilsenburg, ferner Wintersportbilder, Erzeugnisse der Ilsenburger Hütte usw. ausgestellt.

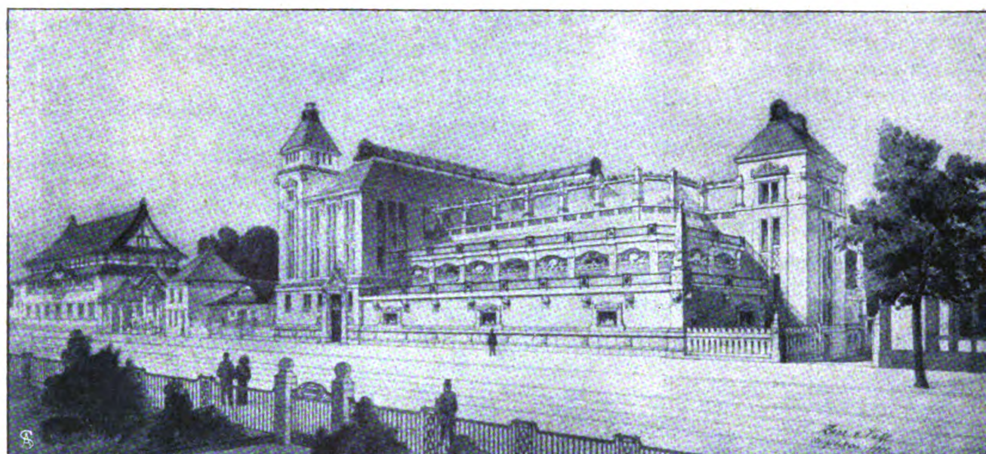
Berlin bekommt wieder ein Aquarium. Im Zoologischen Garten wird ein geräumiges Gebäude aufgeführt, das wohl



Phot. Zander & Labisch.

Die Sonderausstellung „Der Harz".
Von der Internationalen Ausstellung für Reise- und Fremdenverkehr in Berlin.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Die Straßenfront des neuen Aquariums im Berliner Zoologischen Garten.

das größte Aquarium der Welt werden wird. Eigene große Bassins für Krokodile und ein Insektarium werden eine besondere Attraktion bilden.

Zu Ehren des scheidenden Kunsthistorikers Geheimrat Thode wurde in Heidelberg eine große Abschiedsfeier veranstaltet. Herren und Damen der Gesellschaft stellten lebende Bilder dar, die berühmte Werke der bildenden Kunst in das blühende Leben übersetzten.

Die Offiziere des Husarenregiments Landgraf Friedrich II. von



Frl. v. Muschwitz als ein „Botticelli“.

Hofphot. Koegel.



Frl. v. Görne als Rembrandts „Saskia“.

Von der Thode-Feier in Heidelberg.
Lebende Bilder.



Hofphot. Fr. Leygmann.

Von links: Oberst Graf von Beroldingen; Major Frhr. v. Lepel; Fr. Schmidt; Lt. Prinz Wittgenstein; Major v. Riesewand; Fr. v. Rettberg; Oblt. Freiherr v. Sobeck; Lt. Hellwig; Fr. Hünke; Lt. v. Görne; Rittm. Schmidt; Frl. Knackfuß; Lt. Frhr. v. Schimmelmann.

Kasseler Reiterfest zum Besten des neu gegründeten Soldatenheims in Ohrdruf.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Lady Honor Ward, älteste Tochter des Earl of Dudley, Generalgouverneurs von Australien.

Eine neue Erscheinung in der Londoner Gesellschaft.

Generated on 2019-06-06 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Hessen-Homburg veranstalteten kürzlich in Kassel zugunsten des neubegründeten Soldatenheims in Ohrdruf ein Reiterfest, das glänzend verlief und vorzügliche sportliche Leistungen bot.

Die älteste Tochter des Earls of Dudley, des Generalgouverneurs von Australien, ist in dieser „Season“ in die englische Gesellschaft eingeführt worden. Lady Honor Ward, die anmutige Debütantin, ist 19 Jahre alt.

Unser Bild aus dem Londoner Zoo läßt fast vermuten, daß es nach dem sprechenden Hund nun auch einen Pinguin gibt, der seine Zeitung liest. Aber es handelt sich nur um einen kleinen Scherz, den sich ein Wärter gemacht hat.

Das Haus in Grimstad, in dem der Dichter Henrik Ibsen als Apotheker wirkte, soll niedergerissen werden. Um diese Gefahr abzuwenden, sammelt man eine Nationalspende, die den Fortbestand des Hauses sichern soll.



Das Haus, in dem Henrik Ibsen als Apotheker lebte, soll durch eine Nationalspende erhalten werden.
Norwegische Nationalspende.



Ein Königspinguin mit einer Zeitung unter dem Flügel.
Ein gefiederter Politiker.

Herr Christoph Reimers in Berlin konnte dieser Tage ein schönes Jubiläum feiern. Er gehört seit nunmehr 50 Jahren der großen Uhrmacherfirma Conrad Felsing an, in der er jetzt als Prokurist und Geschäftsführer wirkt.

Der Kaiser hat den Mitgliedern der neuen Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft das Recht verliehen, sein künstlerisch ausgeführtes und eingefaßtes Bildnis als Abzeichen zu tragen. Das gleiche kleine Kunstwert ziert die Amtskette, die der Vorsitzende des Senats trägt.



Ch. Reimers,
feierte sein 50jähr. Jubiläum im Hause Conrad Felsing.



Das Abzeichen der Mitglieder.



Die Kette des Senatsvorsitzenden.

Künstlerische Schmuckabzeichen für die Mitglieder der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft.

Schluß des redaktionellen Teils.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

DIE·WOCHE

Nummer 17. Berlin, den 29. April 1911. 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 17.



Die sieben Tage der Woche.

20. April.

Der König von Griechenland teilt dem Kaiser persönlich mit, daß er und die griechische Regierung beschlossen haben, dem Kaiser das Ausgrabungsrecht in Garitza auf Korfu zu überlassen.

Prinz Artur von Connaught trifft in Rom ein, um dem König Viktor Emanuel die Glückwünsche des Königs von England zur italienischen Jubelfeier zu überbringen.

In Braunschweig beginnt die Tagung des Internationalen Kolonialinstituts.

21. April.

An Stelle des in den Frontdienst zurückkehrenden Generalmajors von Dorrer wird Generalmajor von Graevenitz zum württembergischen Militärbevollmächtigten in Berlin ernannt.

Das Passagierluftschiff „P. L. 6“ steigt in Johannisthal bei Berlin zu einer Fahrt nach Amsterdam auf, muß sie jedoch wegen einer Havarie in der Nähe von Isenbüttel (Hannover) aufgeben.

In Portugal wird das Gesetz über die Trennung von Staat und Kirche veröffentlicht.

Das amerikanische Repräsentantenhaus nimmt mit 264 gegen 89 Stimmen den Reziprozitätsvertrag mit Kanada an.

22. April.

Bei einer Galatafel zu Ehren des Prinzen von Connaught in Rom wechseln dieser und König Viktor Emanuel herzliche Trinksprüche.

23. April.

In Antwerpen werden gegen den Ministerpräsidenten Schollaert wegen des neuen Schulgesetzes tumultuarische Straßenkundgebungen veranstaltet.

In Mexiko wird von dem Führer der Aufständischen Madero und dem Vertreter der Regierung Navarro ein fünftägiger Waffenstillstand geschlossen.

24. April.

Das österreichisch-ungarische Levantegeschwader läuft in den Hafen von Korfu ein. Die Offiziere werden nachmittags vom Kaiser zum Tee im Achilleion und abends zu einer Festtafel auf der „Hohenzollern“ geladen.

In Rom überbringt eine französische militärische Sondergesandtschaft dem König Viktor Emanuel die Glückwünsche des Präsidenten Fallières zur Fünfzigjahrfeier Italiens.

In Carabanchel bei Madrid findet in Gegenwart von König Alfons die feierliche Einweihung der von der Deutschen Telefunken-Gesellschaft dort errichteten Station für drahtlose Telegraphie statt.

25. April.

Mit der Führung der Schutztruppe in Südwestafrika wird Major von Heydebreck beauftragt.

26. April.

Aus Kronstadt kommt die Nachricht, daß die Polizei einen sozialrevolutionären Verband entdeckt hat, der auch im Heer revolutionäre Propaganda treibt. Es wurden 18 Personen, darunter einige junge Matrosen, verhaftet.

Wegen des französischen Vorgehens in Marokko macht sich auch in Mauretanien eine Gärung unter den Eingeborenen bemerkbar.

❦ ❦ ❦

Wettervorhersagen auf längere Zeit.

Von Professor Dr. W. Köppen, Hamburg.

Vor etwa einem halben Jahrhundert hat die Meteorologie den Versuch gewagt, der Nachfrage nach Wettervorhersagen, die das praktische Leben an sie stellte, nachzukommen, und seitdem haben die Anforderungen an sie in dieser Richtung stetig zugenommen. Zwei Vorwürfe aber werden ihr immer wieder entgegengehalten: ihre Prognosen sind nicht sicher genug, und sie werden nicht frühzeitig genug gegeben. Damit eine Vorhersage bedeutenden praktischen Wert habe, muß man Zeit haben, sich nach ihr einzurichten. Das ist bei Prognosen auf nur 20 bis 30 Stunden voraus nur in beschränktem Maß der Fall. Der Landwirt namentlich wünscht Prognosen auf Wochen, ja auf Monate voraus, um seine Arbeiten, womöglich selbst die Wahl seiner Kulturen danach einzurichten. Da die staatlichen Anstalten ihm solche Prognosen nicht gewähren können, so folgt er uraltem Aberglauben von Lostagen und Planeteneinfluß, und die völlig grundlosen Prophezeiungen des hundertjährigen Kalenders oder der von Zeit zu Zeit auftretenden Wetterpropheten, wie Falb und Overzier, finden an ihm einen willigen Abnehmer.

Die Lostage und der hundertjährige Kalender gehören zu den merkwürdigsten Erzeugnissen, die das noch durch keine Kritik gezügelte Verlangen des Menschen nach Wissen hervorgebracht hat. Die Lust am Wissen ist eben viel älter als die Frage danach, woher man es weiß, und wird vom ungeschulten Menschen durch grundlose Träumereien befriedigt. So vortrefflich der Naturmensch seine scharfen Sinne zu verwenden

Copyright by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

versteht, wo es sich um Jagd und Krieg und um die Praxis des Lebens handelt, so nimmt er, wo es die Lust am Wissen zu befriedigen gilt, nicht zu ihnen seine Zuflucht, sondern spintisiert und fabuliert. Der Aufbau einer Wissenschaft auf Beobachtung und Experiment und deren vorsichtige kritische Verknüpfung ist eine ganz späte Frucht der Kultur. So kommt es, daß der hundertjährige Kalender, so unglaublich es klingt, auf den Kräften beruht, die vor Jahrtausenden die alten Babylonier ihren Planetengöttern zuschrieben, und auch der Glaube an die Lostage — d. h. das Erkennen zukünftiger Witterung aus der lange vorhergehender bestimmter Zeitpunkte — stammt aus ungefähr der gleichen Quelle. Der Irrtum ist eben älter als die Wahrheit, und alle Wissenschaft nimmt vom Irrtum ihren Ausgang.

Allein wir wollen uns hier nicht mit uraltem Aberglauben, sondern mit den wirklichen oder angeblichen Erzeugnissen moderner Wissenschaft beschäftigen und untersuchen, wie die Aussichten für deren weitere Entwicklung sind. Die Wege, die man zu dem ersehnten Ziel einschlägt, sind wesentlich zweierlei: entweder man sucht, von der Analogie mit der Sternkunde ausgehend, nach Perioden, die in den launenhaften Witterungswechseln versteckt sein könnten; oder man forscht, ohne Rücksicht auf irgendwelche Periodizität, nach Regeln über die zeitliche Aufeinanderfolge der Erscheinungen, die gestatten, in den gegenwärtigen die Anzeichen für die kommenden zu erkennen. Jeder dieser Wege verzweigt sich alsbald wieder, je nachdem man die Einwirkung bekannter Perioden und physikalischer Gesetze auf das Wetter untersucht oder ganz voraussetzungslos nach dem Vorhandensein irgendwelcher Perioden und Zusammenhänge forscht. Alle vier Richtungen sind an sich berechtigt, der Wert des Ergebnisses hängt aber ganz davon ab, ob sie mit Vorsicht und wissenschaftlicher Kritik verfolgt werden oder nicht. Da es sich um ein kompliziertes Zusammenwirken vieler Einflüsse handelt und die Anwendung des Experiments zur Trennung der einzelnen Einwirkungen fast ganz ausgeschlossen ist, so ist die Beweisführung hier viel schwieriger, als man sich gewöhnlich denkt, und Scheinbeweise oder beweislose Behauptungen treten uns auf Schritt und Tritt entgegen. Einer der beliebtesten ist, auf Grund irgendeiner kühnen Hypothese Wetterprophezeiungen aufzustellen und dann, wenn diese in einzelnen Fällen annähernd eintreffen, hieraus auf die Richtigkeit der Voraussetzungen zu schließen. Es wird aber dabei selten überhaupt und noch seltener in richtiger Weise darauf geachtet, daß bei allen im Bereich des möglichen liegenden Vorhersagen auch der bloße Zufall eine Anzahl Treffer herbeiführen muß, und daß nur der Vergleich der wirklichen Trefferzahl und der, die der Zufall ergeben müßte, einen Beweis liefern kann, und auch dieser nur, wenn die Anzahl der Beobachtungen genügt, um das sogenannte Gesetz der großen Zahlen in Kraft treten zu lassen. Ein so umständlicher und mühsamer Weg ist nicht nach dem Geschmack der meisten Wetterpropheten; sie begnügen sich gewöhnlich damit, in optimistischer Selbsttäuschung an das Zutreffen ihrer Vorhersagen zu glauben und allenfalls wie Falb durch Aufzählung und Beschreibung einzelner Ereignisse beim Publikum den Eindruck eines solchen Zutreffens hervorzurufen.

Prüfen wir die Ergebnisse dieser Bemühungen um langfristige Wettervorhersagen genauer, so finden wir recht Verschiedenes. Die mit großer Bestimmtheit und mit der Versicherung einer sehr starken Ausprägung der gesuchten Wirkungen auftretenden Behauptungen haben sich bis jetzt ausnahmslos als Wahngebilde erwiesen. In den meisten Fällen dürfen wir bei der Ueberzeugung, mit der diese Behauptungen ausgesprochen werden, Selbsttäuschung annehmen; bei manchen ist aber wohl auch die eigene Kritik mit dem wachsenden äußeren Erfolge mehr oder weniger bewußt eingeschläfert und eine wirkliche Unwahrhaftigkeit eingetreten. Den Wert dieser Gespinste kann auch der Fernstehende daraus erkennen, daß sie sämtlich nach einer mehr oder weniger geräuschvollen Existenz verschwunden sind, ohne auch nur den kleinsten Beitrag zur Wissenschaft vom Wetter zu hinterlassen. Was ist von Saxby, Overzier, Wiggins, Falb, Demtschinsky übriggeblieben, deren Worte doch so klangen, als seien sie im Besitz eines neuen, großen, weittragenden Wissens? Die bescheidenste Dissertation eines Doktoranden hat mehr zum Aufbau unseres Wissens beitragen als diese mit so verblüffender Sicherheit vorgetragenen Behauptungen, die nicht einmal als Arbeitshypothesen irgendwelchen Wert gehabt haben.

Die Grundlagen dieser Prognosensysteme haben sich meistens gar nicht oder nur sehr unvollständig prüfen lassen, da die Urheber ihr Verfahren geheim hielten. Allein auch an den Vorhersagen selbst läßt sich, wenn sie bestimmt genug gehalten sind und ihrer eine genügend große Zahl vorliegt, auf allerdings mühsamem, aber unzweideutigem Wege der Nachweis führen, ob diese Grundlage irgendwelchen Wert hat oder nicht. Soll sie nämlich Wert haben, so darf auf entgegengesetzt lautende Prognosen nicht durchschnittlich das gleiche Wetter folgen; das ist aber tatsächlich bei allen darauf untersuchten Prognosen dieser Klasse der Fall; ihr abwechselndes Eintreffen und Nichteintreffen ist also ein bloßes Ergebnis des Zufalls, und man erhielte ebenso gute Trefferzahlen, wenn man die auszugebende Prognose durch Würfeln bestimmen wollte. Daß trotzdem der Eindruck einer guten Uebereinstimmung beim Publikum entstehen kann, beruht auf psychologischen Ursachen, deren Erörterung uns hier zu weit führen dürfte.

Wenden wir uns zu den nach einwurfsfreien wissenschaftlichen Methoden ausgeführten Untersuchungen, so kommt hier die große Masse jener kaum in Betracht, die sich auf die jährliche und tägliche Periode beziehen. Daß diese beiden Perioden alle meteorologischen Zahlen mehr oder weniger beherrschen, unterliegt ja keinem Zweifel, und daß der normale Wert der Mitteltemperatur oder der Regenmenge für einen bevorstehenden Monat uns auch über den wahrscheinlich darin zu erwartenden Wert belehrt, ist so wenig zu bestreiten, als daß uns diese Kenntnis von großem praktischem Wert sein kann. Allein, es ist so wenig üblich, diese Angaben als „Prognosen", als „Vorhersagen", zu bezeichnen, daß diese Benennung auch vom nordamerikanischen hydrographischen Amt, das sie lange Zeit verwendete, schließlich als irreführend aufgegeben worden ist. Für „Prognosen" dieser Art braucht man ja gar keine immer wiederkehrende Veröffentlichung, sondern kann sie aus festen klimatischen Tabellen dauernd nach Datum und Stunde entnehmen. Auch eine andere Form der Vorausbestimmung rechnet man nicht eigentlich zur Wetterprognose, weil sie ebenfalls nichts als etwas Aufmerksamkeit und ein für allemal gemachte Statistik verlangt: es ist die je nach

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Umständen mehr oder weniger große Wahrscheinlichkeit, daß das Wetter so bleibt, wie es ist. Diese „Erhaltungstendenz" ist je nach der Jahreszeit verschieden — bei uns z. B. am größten im Februar und Juli; sie wächst mit jedem Tag, daß ein und dasselbe Wetter andauert, also je mehr sich das Wetter „gestellt" hat, und ist bei der Beurteilung des Wetters sehr zu beachten. Allein über bevorstehende Wetterwechsel gibt diese Kenntnis keine Belehrung, und was man eigentlich unter Wettervorhersage versteht, ist die Vorauserkennung der Abweichungen vom normalen Lauf und der Wetteränderungen.

Die Untersuchungen, deren Ergebnisse uns zu langfristigen Wettervorhersagen führen können, liegen, wie schon gesagt, entweder in der Richtung auf andere Perioden als Jahr und Tag oder in der auf Erkennung des künftigen Wetters aus dem augenblicklich gegebenen. Alle diese Untersuchungen verlangen große Vorsicht und Klarheit, um eine sichere Beweisführung zu gestatten. Sie zeigen dabei die unangenehme Eigentümlichkeit, besonders wo sie auf neue Perioden gerichtet sind, daß die gefundenen Regeln, auch wenn sie in einem Teil des Materials, selbst jahrzehntelang, anscheinend klar hervortreten, gewöhnlich in anderen Jahren, ja sogar langen Jahresreihen ohne erkennbare Ursache verschwinden. Solche zeitweise sehr ausgeprägte und doch zu andern Zeiten ganz verschwindende Anzeichen liegen besonders für eine etwa elfjährige, dem Gang der Sonnenflecken entsprechende Periode und eine zweite von etwa Monatslänge vor. Die letztere stimmt in ihrer Länge sowohl mit der Mondbewegung als auch mit der Rotation gewisser Teile der Sonne; es bleibt daher, auch wenn ihre Realität — sie ist besonders im Luftdruck und in den Gewittern bemerkbar — außer Zweifel gestellt wird, unsicher, welcher Ursache sie zuzuschreiben ist. Auch eine 34jährige Periode, die in Temperatur und Regen in manchen Gegenden und Jahresreihen auffällig ist, verschwindet in andern ganz. Begnügt man sich mit allgemeinen Durchschnittswerten, so heben sich in diesen Perioden die günstigen und ungünstigen Fälle teilweise auf, und man bekommt eine zwar deutliche, aber sehr schwache Schwankung. Man begreift, daß eine Prognose auf solcher Grundlage noch nicht möglich ist, solange wir nicht wissen, wann und weshalb die Periode zeitweise versagt.

In neuster Zeit hat man, da nun auch außerhalb Europas langjährige Beobachtungsreihen vorliegen, gesucht, durch mühsame Gegenüberstellung der gleichzeitigen und der aufeinanderfolgenden Barometerstände, Temperaturen usw. von großen, weit auseinanderliegenden Gebieten bestimmte Regeln zu gewinnen, auf Grund deren man Vorhersagen über den allgemeinen Charakter der nächsten Monate machen könnte. Besonders in Indien, wo die Vorauserkennung des reichlichen oder dürftigen Betrages der Monsunregen ein Gegenstand von ungeheurer praktischer Tragweite wäre, hat man solche Untersuchungen ausgeführt, und der Regierungsmeteorologe veröffentlicht mehrmals im Jahr unter eingehender Begründung und mit wechselndem Erfolg Vermutungen über den wahrscheinlichen Verlauf der kommenden Jahreszeit. Auch in andern Tropengegenden, z. B. Deutsch-Ostafrika, werden Versuche in gleicher Richtung angestellt.

Auf der andern Seite bildet der gut mit Stationen besetzte und von zahlreichen Schiffen durchfahrene Nordatlantische Ozean den Gegenstand ähnlicher Untersuchungen. Hier ist von Pettersen, Meinardus, Hildebrandsson und andern eine Reihe interessanter Beziehungen zwischen den Vorgängen in Island, Nordwest-, Mittel- und Südeuropa, den Azoren und Sibirien gefunden worden. Unter anderm hat man gefunden, daß die Temperatur von Norddeutschland in mehr als zwei Dritteln der Fälle ähnliche Aenderungen und ähnliche Abweichungen vom Normalwert zeigt wie die der norwegischen Küste im vorhergehenden Quartal und hat darauf eine nutzbringende Vorhersage zu gründen gehofft. Allein Großmann hat die Uebereinstimmung geringer gefunden und hat gezeigt, daß die gewonnenen Wahrscheinlichkeiten kleiner sind als die, die infolge der Erhaltungstendenz aus den Beobachtungen der deutschen Stationen selbst, also ohne den ganzen auswärtigen Apparat, sich ergeben. Er kommt zum Resultat, „daß neben jener von Meinardus gelehrten Wechselwirkung von Luftdruckverteilung und Meerestemperatur eine mächtigere, von uns noch nicht ergründete Ursache die Erhaltung sowie die periodische Unterbrechung der Luftdruckverteilung hervorruft".

Im Gegensatz zu den vorhin genannten Wetterpropheten, die scheinbare Ernte hielten, ohne gesät zu haben, finden wir also hier viel Arbeit und magere Ernte, und das Publikum, das schnell Früchte sehen will, wird sich fragen, ob das denn die Mühe lohnt. Aber dieses langsame, mühevolle Fortschreiten ist der Weg, auf dem die Wissenschaft überhaupt vorankommt. Wäre es so, wie das große Publikum sich vorstellt, daß jede Frage mittels einiger Monate Arbeit gelöst werde — wo ständen wir jetzt mit der Meteorologie?

Sollen wir darum auf die Forschung verzichten? Wir dürfen die Frage verneinen, nicht allein weil der Drang nach Erkenntnis der edelste Trieb der Menschheit ist, sondern auch wegen der Vorteile fürs praktische Leben, die man auch auf diesem Wissensgebiet trotz aller Schwierigkeiten erwarten darf, wenn man Geduld und Arbeit nicht scheut. Was sind einige Jahrzehnte im Leben der Menschheit? Ob sie freilich jemals zu ähnlich bestimmten Vorhersagen auf dem Gebiet des Wetters kommen wird, wie sie die Astronomie schon längst zu bieten vermag, läßt sich nicht sagen. Die Astronomie kann sie nur dort geben, wo es sich um außerordentlich einfache Probleme: Bewegung der Körper im leeren Raum unter dem Einfluß der allgemeinen Schwere, handelt, nicht aber über die Vorgänge in der Gashülle der Sonne usw. Die Meteorologie hat es dagegen fortwährend mit Wirkungen auslösender Kräfte, nicht umkehrbaren Vorgängen, Aenderungen des Agregatzustandes usw. zu tun. Ob z. B. Schneefall bei Westwind und Tauwetter eine Schneedecke gibt, hängt von einigen Stunden ab, um die der Wind früher nach Nordwesten umgeht, und von 1/2 bis 1 Grad Temperaturunterschied; bleibt aber die Schneedecke und folgt eine klare Nacht, so entsteht durch Ausstrahlung starker Frost, vielleicht für viele Tage, bleibt sie nicht, so behalten wir Tauwetter.

Ist so das Endziel noch nicht abzusehen, so kann doch kein Zweifel sein, daß wir mit fortschreitender Erkenntnis des Mechanismus der Atmosphäre auch in der Vorauserkennung der Vorgänge weiter und weiter fortschreiten werden. Es gehört aber Arbeit, unendlich viel Arbeit dazu, und es sind Arbeiter nötig. Leider kann man nicht sagen, daß der großartigen Entwicklung des meteorologischen Nachrichtenwesens eine irgendwie

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ähnliche Entwicklung der meteorologischen Forschung zur Seite geht. Die Zahl der meteorologischen Beamten hat gegen den Zustand vor einem Menschenalter freilich sehr zugenommen, nicht aber die Zahl der Privatleute, die sich mit meteorologischer Forschung befassen. Die staatlichen meteorologischen Institute aber sind im allgemeinen so von schematisch zu erledigenden Terminarbeiten und Korrespondenz in Anspruch genommen, daß die Muße für freie Forschung fehlt; und die Universitäten, denen die übrigen Wissenschaften den Hauptteil ihres Wachstums verdanken, sind der Meteorologie mit wenigen Ausnahmen verschlossen.

So gern man jede Erweiterung des Beobachtungsnetzes begrüßt — nicht neue Stationen und neue Telegramme, sondern neue, fest begründete Lehrsätze sind es, was der Meteorologie und also auch der Wetterprognose vor allem not tut; und soweit Geld ihre Beschaffung fördern kann, ist es dafür besser, praktischer ausgegeben als für die immer weiter anschwellende „praktische Anwendung" der jetzigen, noch zu dürftigen wissenschaftlichen Unterlage. Wir brauchen „more brains", mehr Gehirne, die den Willen, die Fähigkeit und die Muße haben, diese Unterlage auszubauen. Das Beobachtungsmaterial ist jetzt reichlich vorhanden, natürlich nicht für jede Frage, die der Bearbeitung wert wäre, aber es wächst fortwährend und viel rascher als seine Verarbeitung. Schafft Forschungstellen für die meteorologische Wissenschaft!, sei es durch Lehrstühle an Universitäten, sei es in anderer, noch freierer Weise; wo geeignete Köpfe frei von Bureau-, Administrations- und Examenslappalien sich dem Ausbau widmen können, wo nicht „erledigt", sondern „geschaffen" wird. Wenn ein Zehntel von dem, was in der Welt für Wettertelegramme und Luftschiffe ausgegeben wird, auf solche Forschungstellen verwandt würde, so würden die übrigen neun Zehntel nach einiger Zeit sehr viel fruchtbringender angewandt werden können als jetzt, vorausgesetzt, daß die geeigneten Menschen gefunden werden und man sie auch nicht nur zu Leitern schematischer Rechnungbureaus macht, sondern ihnen Freiheit läßt.

In der Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft sehen wir die Anerkennung, daß Staat und Gesellschaft an der Entwicklung der reinen Wissenschaft auch über Schule und praktische Anwendung hinaus ein dringendes Interesse haben. Hoffen wir, daß diese Anerkennung auch der Meteorologie zugute kommt!

Reisetagebuch aus Südamerika.

Von Georges Clemenceau.

Alle Rechte vorbehalten. Copyright by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

X.

Man kann nicht von Brasilien, besonders nicht von Saint-Paul reden, ohne daß man sogleich die Kaffeefrage vor sich auftauchen sieht. Die fabelhafte Entwicklung der Kaffeepflanzungen in den letzten Jahren und deren Erträge, die eine außerordentliche Ansammlung von Reichtümern geschaffen haben, lenkten die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf die brasilischen Fazendas. Es gibt dicke Bücher darüber, auf die den Leser zu verweisen mir ein Vergnügen ist. Dort wird er auch die Ziffern finden, die ich ebenso gut geben könnte wie jeder andere, die ich aber absichtlich ausschalte, weil ich der Statistik ihre besondere Art von Beredsamkeit lassen und mich auf das beschränken will, was ich gesehen habe.

Um in Brasilien Kaffeepflanzungen zu sehen, braucht man nur die Augen aufzumachen. Ich kann die Kaffeepflanze als eine Staude von drei bis fünf Meter Höhe vorstellen, die in Belaubung und Form viel Aehnlichkeit mit dem Buchsbaum hat. Die Blüte ist ungefähr wie eine Orangenblüte, aber mit feinerem Duft. Die Frucht oder „Kirsche" ist zuerst rot und wird dann bräunlich; sie umschließt zwei Kerne, die einander gegenüberliegen. Die Besonderheit der Kaffeestaude besteht darin, daß sie nach der Hauptblüte, deren Schauspiel ich genießen konnte, gleichzeitig Blüten und Früchte in allen Zwischenstufen der Reife trägt. Unter diesen Umständen kann die Ernte, man mag sie zu beliebiger Zeit vornehmen, nur Früchte liefern, die in verschiedenem Grad zum Verbrauch geeignet sind. Um rationell zu verfahren, müßte man im Lauf des Jahres mehrmals ernten, aber die Kosten würden dabei nicht herauskommen, da bei verbesserter Qualität die Quantität nicht entsprechend steigen würde. Darum veranstaltet der Fazendero im allgemeinen nur eine Jahresernte, bei der gleichzeitig Kerne von sehr verschiedenem Wert gepflückt werden, von dem kleinen „Moka" genannten, der sich an allen Pflanzen vorfindet, bis zu den Bohnen, deren Reife mehr oder weniger weit fortgeschritten ist, und die für den „mittleren" Käufer mit unbestimmten Ansprüchen bestimmt sind. Zwar begeht die Fazenda nicht den Fehler, dem Handel eine Mischung zu überliefern, in der alle Qualitäten vertreten sind. Nach dem Dörren in freier Luft auf großen asphaltierten Flächen wird der Kaffee mechanisch sortiert, und man erhält so sieben verschiedene Arten, deren Preis natürlich nach der Güte wechselt. Leider haben die allzu schlauen Händler, die die so klassifizierte Ware von Brasilien aus erhalten, nichts Eiligeres zu tun, als, selbstverständlich zum Vorteil ihrer Börse und zum Nachteil unseres Gaumens, allerlei hinterlistige Mischungen herzustellen. Man darf sich nicht wundern, wenn der kostbare Kern für die am wenigsten zu einem Urteil befugten Kehlen erst dann genießbar scheint, wenn er mit Zichorie, gebrannten Feigen oder geröstetem Hafer, wie dies dem gewöhnlichen Mann in Amerika besonders zusagt, verfälscht ist. Das Schönste hierbei ist, daß der brasilische Kaffee bei unseren Feinschmeckern, die sich mit dem „Moka" von Santos laben, in schlechtem Ruf steht. Ich gestehe, daß es zu meinen brasilischen Ueberraschungen gehörte, als ich den gewöhnlichen Kaffee dort den bei uns angebotenen Getränken weit überlegen fand. Er ist ein leichtes Getränk von feinem und zartem Aroma, er belastet den Magen nicht und verursacht nicht die bekannte nervöse Spannung, die zur Schlaflosigkeit führt. In den Gasthöfen und auf den Bahnhöfen ist in Brasilien eine Tasse Kaffee ein ganz besonders gesteigerter Genuß, sowohl wegen des feinen Geschmacks wie wegen der unmittelbaren belebenden Wirkung, während man von dem Trank, der uns unter dem gleichen Namen in den

Generated on 2019-06-06 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

entsprechenden Stätten unseres Landes geboten wird, am besten gar nicht spricht. Die Tassen sind allerdings kleiner, aber ich glaube auch nicht, daß ein Brasilier deren weniger als fünf oder sechs täglich trinkt. Ich habe freilich auch schon die „brasilische Reizbarkeit“ auf Rechnung der Kaffeevergiftung setzen hören. Zunächst müßte man aber einmal genau wissen, worin diese „Reizbarkeit“ besteht, und ob die Länder des Alkohols ein Recht haben, sich den Kaffeeländern gegenüber aufs hohe Roß zu setzen. Der Mensch sucht überall nach Mitteln zur Steigerung seiner Energie und erzielt doch immer nur vorübergehende Befriedigungen, die er in irgendeiner Form mit erschlaffender Reaktion oder mit Störungen aus dem Gebiet der Hyperästhesie erkaufen muß.

Man wird es nicht verwunderlich finden, daß der Kaffee in Saint-Paul in aller Munde ist — sowohl als Getränk wie als täglicher und interessanter Gesprächstoff. Wenn der Kaffee Saint-Paul „gemacht“ hat, so kann ich bezeugen, daß Saint-Paul sich dafür dankbar erzeigt. Alle Tätigkeit, die der Muskeln wie die des Gehirns, sind auf ihn als einzigen Gegenstand gerichtet. Man hat um seinetwillen ungeheure Summen angelegt, man hat mit ihm viel Geld gewonnen, und man hat unheilbares Unglück gefürchtet, als es sich um die „Valorisation“ handelte. Die Valorisation, die ein Wagestück sondergleichen war, bestand darin, daß man in dem Augenblick, wo die Ueberproduktion den Markt mit einem Zusammenbruch bedrohte, die Anlage neuer Pflanzungen verbot und zugleich durch den Staat Saint-Paul (mittels einer Finanzoperation, deren Einzelheiten hier nicht zur Sache gehören) den Ueberschuß der lagernden Ware — ungefähr acht Millionen Sack — ankaufen ließ, um sie bis zum Wiedereintritt eines lohnenden Kurses, der einen allmählichen Verkauf auf dem Weltmarkt gestattete, auf Lager zu nehmen. Eine Operation des auf die äußerste Spitze getriebenen Staatssozialismus, die gegen die Erwartung der Wirtschaftslehrer einen glücklichen Verlauf zu nehmen scheint, vor deren leichtsinniger Wiederholung ich aber warnen möchte. Wie man sich wohl denken kann, machte sich ein starker Widerstand gegen diesen gewagten Streich geltend, bei dem Hunderte von Millionen aufs Spiel gesetzt sein konnten, und der recht deutlich die merkwürdige Mischung von Kühnheit und kluger Berechnung bei den brasilischen Staatsmännern widerspiegelt. Ein Mitglied der Familie Prado macht uns das liebenswürdige Anerbieten, uns seine Fazenda in Santa-Cruz zu zeigen. Der neidische Himmel hatte sich verdüstert und hüllte die Schönheiten der Landschaft in einen Schleier von feinem Regen. Aber ach! die Menschen hatten es noch schlimmer getrieben; denn es ist eine traurige Einführung in die glorreiche Fazenda, wenn man zwischen den mächtigen, rauchenden Fackeln des brennenden Waldes dahinfährt. In der Ferne standen noch riesige Scheiterhaufen in lichten Flammen. Rings um uns herum nur Asche und verkohltes Geäst, dessen Brand durch diesen Staubregen fast noch geschürt zu werden scheint. Ungeheure grüne Schäfte lassen aus ihren entsetzlichen Brandwunden den Saft hervorquellen wie Tränen, während Baumriesen noch auf verkohlendem Stamm, aus dem das Leben für alle Zeiten entwichen ist, ihr Blätterdach in den Himmel recken. Der Brasilier sieht dieses Schauspiel gleichgültigen Blicks an, oder er empfindet dabei sogar die Genugtuung, künftige Ernten im voraus zu genießen. Ich sehe darin nur den Schrecken eines Schlachthauses.

Die Fazenda hält ihre Ruhepause zwischen zwei Ernten. Wir lassen die verschiedenen Hantierungen vom Dörren bis zum Sortieren und bis zum Abgang der Säcke nach ihrem Bestimmungsort Santos an unsern Augen vorüberziehen. Der freundliche Besitzer führt selbst den Besuch, und einen andern Zweck hat seine Anwesenheit nicht. Das großartige Wohnhaus, die sehr schönen Gärten sind wie ausgestorben. Der italienische Ansiedler hat den Sklaven ersetzt. Natürlich lockt die Stadt den ehemaligen Herrscher, der ein bloßer Arbeitsherr geworden ist. Der Verwalter überwacht die Ansiedler, die ein Dorf bilden, und deren Arbeit wie in einem industriellen Unternehmen geregelt ist. Unter ihrer angeborenen Schmutzschicht scheinen die Familien sich glücklich zu fühlen. Allenthalben nichts als kleine Kinder und kleine Ferkel — die letzteren nur daran erkennbar, daß sie zuweilen ins Wasser gehen.

Auf der Kaffeeplantage ist die ganze Familie in Tätigkeit. Männer, Frauen und Kinder widmen sich mit gleichem Eifer der Arbeit des Jätens, die fünf- bis sechsmal im Jahr wiederholt werden muß. Der kinderreiche Italiener kommt dabei gut auf seine Rechnung; um so mehr, da ihm besondere Ländereien sowohl für seinen Viehstand wie für den Anbau von Mais, Maniok und schwarzen Bohnen, die seine Nahrung bilden, eingeräumt werden. Oft ist es ihm auch gestattet, in den Zwischenräumen zwischen den einzelnen Kaffeestauden sein eigenes Gewächs zu ziehen. Die Zeit der Ernte ist für die ganze Kolonie der Augenblick fieberhafter Aufregung. Die Kaffeestauden von Saint-Paul stehen in dem Ruf, nur einmal zu blühen, also auch alle gleichzeitig zur Reife zu gelangen. Ich habe sie mit Blüten bedeckt gesehen, lauter große, weiße Blütensträuße. Trotzdem konnte ich im Sortierraum der Fazenda mich überzeugen, wie unregelmäßig die Kerne ausfielen.

Auf ihrem Siegeszug durch die musikalische Welt haben die neun preisgekrönten „Tanzwalzer der Woche“ wieder einen schönen Erfolg zu verzeichnen: Es wurden bisher mehr als

60,000 Exemplare verkauft!

Die beiden schmucken Sonderhefte der „Woche“ sind zum Preise von je 1 Mark 50 Pf. zu beziehen durch alle Musikalien- und Buchhandlungen und durch sämtliche Filialen von August Scherl G.m.b.H.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ohne Maulkorb.

Von Hans Hyan. Mit drei Zeichnungen von Paul Haase.

Der erste Mai ist stets eine angenehme Erscheinung für Menschen und Tiere. Diesmal hat er für unsern besten Freund unter den Vierbeinern eine Extrafreude mitgebracht: Herr v. Jagow befreite an diesem ersten Tag des Wonnemonds die lästigen Hunde von Groß-Berlin vom Maulkorbzwang — Verzeihung! Ich bin Hundefreund und -besitzer und wollte daher schreiben: Die Hunde von Groß-Berlin von dem lästigen Maulkorbzwang... Diese Verfügung ist auf einen nicht völlig ungeteilten Beifall gestoßen; es gibt Leute, die die erste von den beiden Lesarten, hinsichtlich der „Befreiung", für richtig halten, die im Hunde ein nicht in den Stadtbetrieb gehörendes, mehr oder minder schädliches Raubtier sehen...

„Ick", sagt zum Beispiel mein Vizewirt, „bin absolut dajejen!.. Denn sehn Se mal, erschtens sind die Keter schon sowieso frech jenuch! Man will doch sein Haus reen halten! Un da kann man Pulver streien und mit de Blumenspritze nach spritzen oder mit'n Topp jießen — es nutzt alles nischt!.. Ick sage Ihnen janz offen, ick bin'n Feind von die Hunde! Un wenn es nach mir jinge, denn würde jeder fünfhundert Mark Steuer kosten und dürfte bloß in 'ne Kiepe auf'n Puckel jetragen wer'n..."



„Un da kann man mit de Blumenspritze nach spritzen oder mit'n Topp jießen — es nützt alles nischt!"

Wenn nun auch diese Ausführungen nur in losem Zusammenhang mit dem aufgehobenen Maulkorbzwang stehen, so kommt immerhin die Maßregel des Polizeipräsidenten einer gewissen Bevorzugung der Gattung canis gleich, und die Kritik, dieses Lebenselement des Berliners, setzt auch da ein, wo sonst von Auflehnung einer Behörde gegenüber keine Rede ist... Andern Leuten wieder scheint der Gewaltige vom Alexanderplatz ein Erlöser...

Eine liebe, alte Freundin, deren Herzen eine porzellanfeine, hellgraue Windspielhündin am nächsten steht, sagte mir mit ihrer von Freudentränen durchbebten Stimme:

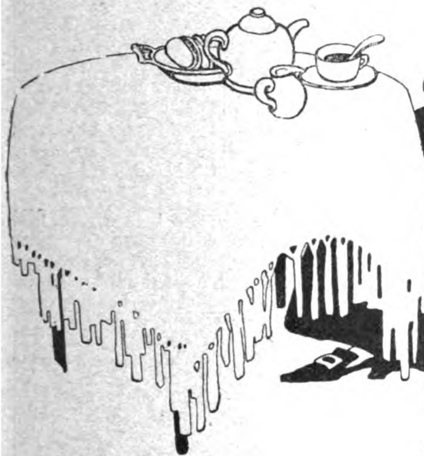
„Glauben Sie mir, meine Fifi hat die Verfügung dieses göttlichen Mannes (sie meinte den Herrn Polizeipräsidenten!) sofort verstanden! Ich habe sie ihr natürlich vorgelesen — beim Frühstück — auf französisch... Sie kann nämlich nicht Deutsch, sie stammt aus dem Elsaß... Und was soll ich Ihnen sagen, lieber Freund, sie bellte, bellte mit ihrer feinen, hellen Silberstimme so laut und herzlich ... wie wenn sie „Bravo!" rufen wollte!.. Und dann war sie so froh, sie aß sofort das Stückchen Kalbsbraten auf, das ich ihr vordem vergeblich angeboten hatte ... Apropos, eine Frage: Glauben Sie, daß man dem Herrn Polizeipräsidenten eine kleine Aufmerksamkeit erweisen dürfte? Vielleicht eine Schlummerrolle? ... ein Sofakissen? ... Ich höre, der Herr v. Jagow ist Junggeselle ..."

Und in das zarte Gespräch der alten Dame klang wirklich hell und freudevoll das Gebell des Windspiels, während wir am Rand des Tiergartens promenierten... Aber noch am selben Tag traf ich einen mir bekannten Naturforscher und Publizisten.

„Ich weiß schon," winkte er mir, ehe ich noch ein Wort gesagt, eine Frage getan hatte, „meine Ansicht über die Maulkorbfreiheit wollen Sie wissen... Furchtbar einfach (wie bei ihm nämlich alles!) ist die Geschichte! Die Hunde haben so gut wie gar nichts davon — bleibt für den Menschen wieder mal das erhebende Bewußtsein, human zu sein! Verstehen Sie, Tierschutzverein und so!.. Der Köter, der an den Maulkorb gewöhnt ist, findet nichts Unangenehmes mehr dabei!.. Notabene, wenn der Korb paßt und leicht und nicht etwa aus Draht ist!.. Beweis: die außerordentlich schnelle Gewöhnung der Hunde an das sogenannte Marterinstrument.. Andre Frage ist, ob das Maulkorb- oder richtiger Beißkorbtragen zweckvoll genannt werden darf ... Da kommen die örtlichen Verhältnisse in Rechnung. In einer Stadt von solcher Größe, die von Nervösen — Kindern, Frauen, aber auch Männern — wimmelt, wo so viel Menschen keinerlei Kenntnis von Charakter und Wesen der Tiere haben, da ist der Beißkorb zweifellos ein Beruhigungsmittel für viele! Ob man ihn also für große Hunde wird auf die Dauer entbehren können, scheint fraglich... Diese Tiere haben die Eigenschaft, einander beizustehen; und sobald, was schon vorgekommen ist, mehrere Hunde über einen Menschen herfallen, wird die Sache lebensgefährlich! Aber selbst von diesem alleräußersten abgesehen: auf Fälle, wo Menschen von Hunden gebissen werden, muß man gefaßt sein; jetzt häufiger als vor dem ersten Mai. Die Behörde wird da natürlich Fahrlässigkeit auf seiten des Besitzers eines wirklich bösen Tieres von den eingebildeten Attacken „bissiger" Hunde zu unterscheiden haben! Und hinsichtlich der Tollwut, meinen Sie? Ja, das ist solche Sache! Sonderbarerweise kommt diese schwere, in ihrem Erreger ja bekannte Krankheitsform, deren Heilung der geniale Pasteur uns gelehrt hat, am häufigsten bei herrenlosen, schlecht oder gar nicht ernährten, sich wild umhertreibenden Hunden auf dem Land vor, wo überhaupt kein Maulkorbzwang besteht. Aber diese Krankheits-

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fälle sind ebenso selten wie der „Echinokokkus", der Hundewurm, der, auf den Menschen übertragen, diesem die Leber zerstört ... Daraus kann man also keine Schlußfolgerungen für oder gegen den Maulkorb ziehen ..."



„Meine Fifi hat die Verfügung sofort verstanden! Ich habe sie ihr natürlich vorgelesen — beim Frühstück — auf französisch ...!

Ich ging von ihm, ohne daß die Wage der Gerechtigkeit in meiner Seele zum Balancieren gekommen wäre... Da fiel mein Auge auf die Schaufensterscheibe meines Lederwarenlieferanten, eines biederen Sattlermeisters... Ich schlich gedrückt an dem Mann vorüber, der wie ein finsterer Rachegott vor seiner Ladentür stand... Im Fenster hingen ganze Girlanden von Maulkörben, von allen Größen, vom Zwergpinschermaulkörbchen bis zu dem rachenbezwingenden Beißkorb des Gotthardhundes hinauf... Wo würden diese Dinge bleiben? Wo die Fabriken, die sich mit nichts anderem beschäftigen als mit der Anfertigung von solchen ledergeflochtenen Vorrichtungen, ohne die man sich die Berliner Hundewelt bis zum 1. 5. 1911 nicht vorstellen konnte? Dieser erste Mai, den so mancher Arbeiter als einen Weltenfeiertag proklamieren möchte, wird er sich nicht für den Maulkorbarbeiter, ebenso wie für seinen Arbeitgeber zu einer Ewigkeit von lauter Feiertagen ausdehnen?.. Ich sah das Gesicht meines Sattlers wieder, und es war mir, als würde er plötzlich mit Gebärden der Wut und des Abscheus nicht allein die Maulkörbe, nein auch die Hundehalsbänder, die Peitschen, die Leinen, die Deckchen und Gummischuhe für Hunde und selbst ihre kleinen, monogrammgestickten Taschentücher auf den Straßendamm werfen, mit den Worten: „Da, nehmt es! Nehmt alles, was ich habe! Vernichtet mich! Raubt meinen Kindern ihren Ernährer, Ihr — — Hundefreunde!! ..."

Ja, die Interessengegensätze im Weltganzen sind unüberbrückbar! Aber freilich, es gibt Leute, für die solche Gegensätze schon deshalb nicht vorhanden sind, weil sie vermöge ihrer Spitzfindigkeit und Ironie den Unbequemlichkeiten einfach aus dem Weg gehen... So ein Jäger, mit dem ich oft zusammen gejagt habe. Dessen „Rustan", ein roter Setter, Honorable Esquire und Inhaber eines bis ins vorvorige Jahrhundert zurückreichenden Stammbaumes, hat auch während des Maulkorbzwanges nie sich zum Tragen eines solchen herabgelassen. Fabelhaft klug, war er dem Hundefänger nur einmal in die Hände geraten, alsdann gelang es keinem der Herren mit der Drahtschlinge mehr, ihm an sein schönes rotgoldenes Fell zu kommen. Lustig bellend flog er vor ihnen her, foppte sie wie ein übermütiger Mensch und entschwand schließlich in hohen Sätzen heimwärts, indes sein Herr sich die Seiten hielt vor Lachen...

Mit diesen Eskapaden der Intelligenz kann die werktätige Alltäglichkeit nicht konkurrieren. Sie atmet auf, wenn Gesetz und Recht ihr erlauben, einen Zwang abzustreifen. Wie die brave Frau aus dem Produktenkeller, deren alter Bello schon acht Jahre den schweren, mit lumpengefüllten Säcken beladenen Wagen zieht, in ihrem Stoßseufzer:

„Mein Jott, das war auch wirklich nötig! So'n oller Hund beißt doch keenen, wenn er mir nich jrade die Säcke von' Wagen runterzoddelt!.. Nee, wahaftig, det is schön von'n Herrn Pollezeipräsedenten! Man sieht doch, der Mann hat'n Herz for der Armut!.."





„Verstehen Sie, Tierschutzverein und so!"

Ja.. hm... wie ist es nun aber mit der Armut unter den Hunden? Mit den allerärmsten, die, verlaufen und verstoßen, bisher von den Beamten des Tierschutzvereins aufgefangen

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und von der Straße gebracht wurden?! .. Wer wird sich ihrer jetzt annehmen? Da fällt ein bittrer Tropfen in den Freudenbecher. Und in das Jubelgebell klingt ein leises, ängstliches Heulen...

Unsere Bilder

Die Thronerbin der Niederlande (Abb. S. 694), die kleine Prinzessin Juliana, begeht am 30. April ihren zweiten Geburtstag. Man erinnert sich, wie sehnsüchtig die Holländer seinerzeit die Geburt dieses fürstlichen Kindes erhofft haben. Deswegen freuen sie sich nun doppelt über sein Gedeihen.

Deutsche Kriegsschiffe im Ausland. (Abb. S. 694.) Der Besuch eines unserer stattlichen Kriegsschiffe in einem Hafen des Auslands bedeutet für die dort ansässigen Deutschen stets eine große Freude. Die deutschen Kolonisten wetteifern in der freundlichen Begrüßung und Bewirtung der Seeleute. So war es bei dem Besuch, den die Blaujacken des neuen Riesenkreuzers „von der Tann" in Blumenau, der großen deutschen Ansiedlung in Südbrasilien, abgestattet haben. Die 14 Offiziere und 600 Matrosen, die der Einladung der Stadt Blumenau gefolgt waren, haben die begeistertste Aufnahme gefunden, und die Deutschen Brasiliens werden stets dieser schönen Festtage gedenken. — Auch vor Korfu liegen jetzt deutsche Kriegsschiffe. Kürzlich kam an Bord von S. M. S. „Königsberg" ein hoher Gast, der den Deutschen ebenso nahe steht wie den Helenen, in deren Lande sich das Kriegsschiff jetzt befindet, Kronprinzessin Sophie von Griechenland, die Schwester des Kaisers Wilhelm, besichtigte den Kreuzer und wohnte einigen Uebungen der Besatzung bei.

Feierlichkeiten zur Feuerbestattung König Chulalongkorns von Siam. (Abbildungen Seite 693.) Die Leiche des im Jahre 1910 verstorbenen Königs Chulalongkorn wurde bis zum 16. März d. J. in der Maha-Phrasat-Halle (Königspalast zu Bangkok) in goldener, juwelenbesetzter Urne aufgebahrt, damit nach siamesischem Brauch die königliche Leiche zu dem vom neuen König und den hohen Priestern des Landes festgesetzten Zeitpunkt zur Kremation gebracht werden konnte. Die großartigen Vorbereitungen zu dieser Verbrennung, die schon seit Monaten durch tausend geschäftige Hände gingen, waren am 16. März auf dem großen, freien Platz vor dem Königspalast in Bangkok unter bedeutenden Aufwendungen in Gestalt von Baulichkeiten und Dekorationen nebst großartigen elektrischen Lichtanlagen beendigt. Am Nachmittag des 16. März nahmen in Gegenwart von 10- bis 12,000 Personen die Zeremonien ihren Anfang. Die diamantbesetzte Urne wurde auf geschnitztem, schwervergoldetem Wagen unter Begleitung der königlichen Familie sowie der hohen Priester und Würdenträger des Reiches unter Vorantritt des Königs Vajiravudh von der Aufbahrungshalle unter feierlichem Zeremoniell nach dem Verbrennungsplatz gebracht. Dann wurde sie auf eine Sänfte geleitet und mittels der Sänfte alsdann unter dreimaliger Umgehung der Phra Meru (Verbrennungsturm) auf diesen gebracht. Der Verbrennungsturm, in dem die Urne aufgenommen wurde, wird von vier Ecktürmen umgeben, die die Priesterchöre während der nun folgenden Zeremonien aufnahmen. In die Seitenbauten begaben sich die Mitglieder der königlichen Familie, hohe Priester und Würdenträger des Reiches, um vereint mit dem Volk den letzten Dienst des „thawai phra phlerng" vorzunehmen. Bei Eintritt der Dunkelheit entzündete sich die elektrische Beleuchtung der Kremationsgebäude mit einer totalen Kerzenzahl von 95,000, und unter feenhafter Beleuchtung erstieg König Vajiravudh die Meru am Südeingang, um das Feuer zu entflammen. Später wurde die Asche in kleinen, goldenen Urnen nach dem Tempel Wat Benchamabopit gebracht.

Die Turiner Ausstellung (Abb. S. 696). Nun wird nach den verschiedenen römischen Ausstellungen auch die Internationale Industrie- und Gewerbeausstellung eröffnet werden, die größte der Veranstaltungen, durch die Italien sein fünfzigjähriges Reichsjubiläum begeht. Wie auf allen Ausstellungen der letzten Jahre ist Deutschland wieder sehr würdig vertreten. Am Ufer des Po erhebt sich der deutsche Pavillon mit seiner 47 Meter hohen, mit einer Kaiserkrone geschmückten Kuppel.

Das Rathaus von Schaerbeek (Abb. S. 696), das durch Verbrecher in Brand gesteckt worden ist und völlig zerstört wurde, war ein prächtiger, noch neuer Bau im Stil der flandrischen Renaissance, der reiche Kunstschätze und wichtige Dokumente enthielt.

Sem Benellis neues Versdrama (Abb. S. 697), das bei der Premiere im Teatro Argentina in Rom einen lauten, aber bestrittenen Erfolg gefunden hat, trägt seinen Namen „Il Mantellaccio", weil es von der „Brüderschaft des schlechten Mantels" handelt, die in Florenz bestand. Der Akt beginnt mit einem Sonettenwettstreit in der Akademie der „Intemerati" in Florenz. Ein Volksdichter aus den Reihen der „Mantelbrüder" siegt über die Kunstdichter der Akademie. Der Akademiker Ardente rächt sich, indem er ein Stelldichein der Preisrichterin Silvia, der Gattin des edlen Konsuls, und des glücklichen Spielmannes belauscht. Nach den lustigen Karnevalszenen des dritten Aktes wird der Spielmann dann von Ardente getötet.

Auf den französischen Rennplätzen (Abb. S. 695) werden um diese Jahreszeit nicht nur Pferderennen abgehalten und Wetten ausgetragen. Die Tribünen von Auteuil und Longchamp haben eine in der ganzen Welt anerkannte, fast offizielle Funktion: dort wird die neue Mode ans Sonnenlicht gebracht. Die großen Pariser Schneiderfirmen benutzen die Rennen dazu, ihre neusten Schöpfungen zur Schau zu stellen.

Der 40. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie (Abb. S. 692) hat während der letzten Woche im Berliner Langenbeckhaus unter dem Vorsitz des berühmten Frankfurter Chirurgen Prof. Rehn getagt. Die berühmtesten Chirurgen des Reichs und der Deutsch sprechenden Nachbarländer waren fast vollzählig versammelt, und so enthielten die 240 Vorträge, die gehalten wurden, höchst wertvolles neues Material aus allen Gebieten der Chirurgie.

Eine wichtige Verkehrsneuerung (Abb. S. 698) ist dieser Tage auf der schwedischen Strecke Stockholm-Malmö eingeführt worden. Dort verkehren jetzt saubere und bequeme Schlafwagen dritter Klasse. Jedes Coupé hat sechs hölzerne Schlafplätze, die mit je einer Matratze, einem stets frisch überzogenen Kissen und einer Decke ausgestattet sind. Die Benutzung eines Schlafplatzes kostet 2 Kronen 50 Oere.

Einen Aeroplanflug über Kopenhagen (Abb. S. 698) hat M. Cozic vollbracht. Den Kopenhagenern bot dieses Schauspiel großes Interesse: die tüchtige aviatische Leistung des belgischen Fliegers hat viel Aufsehen erregt und lange den allgemeinen Gesprächstoff gebildet.

Personalien (Abb. S. 692). Oberst Messing, den der Kaiser zum Inspekteur des Militär-Luft- und Kraftfahrwesens ernannt hat, hatte schon bisher im Verband der Verkehrstruppen eine wichtige Stellung inne. Er war Vorstand der mit einer Versuchskompagnie und einer Kraftfahrabteilung verbundenen Versuchsabteilung der Verkehrstruppen. — Der neue Gouverneur von Togo Geh. Regierungsrat Edmund Brückner steht seit September 1902 im Kolonialdienst. Sein Name wurde im Jahr 1906 anläßlich der Reichstagsdebatten oft genannt. Abgesehen von einer kurzen Verwendung in Kamerun wirkte der neue Gouverneur bisher meist im Reichskolonialamt.

Todesfälle (Abb. S. 692). Am 23. April verschied in Bad Nassau a. d. Lahn der erste deutsche Kommandant von Helgoland Vizeadmiral z. D. Franz Mensing. Der Verstorbene hat in seiner Jugend der österreichischen Seemacht angehört, später trat er in preußische Dienste.

Die Toten der Woche

Fürst Joseph Lubomirski, † in Nizza im Alter von 72 Jahren.

Geh. Med.-Rat Prof. Wilhelm Manz, bedeutender Ophthalmologe, † in Freiburg im Alter von 78 Jahren.

Vizeadmiral z. D. Franz Mensing, ehem. Kommandant von Helgoland, † in Bad Nassau a. d. Lahn am 23. April im 67. Lebensjahr. (Portr. S. 692).

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bilder vom Tage



Juliana Prinzessin von Oranien-Nassau, Tochter der Königin Wilhelmina und des Prinzen der Niederlande, feiert ihren zweiten Geburtstag.

Phot. Het Leven, Amsterdam.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Geh. Reg.-Rat Brückner,
der neue Gouverneur des deutschen Schutzgebietes von Togo.



Vizeadmiral z. D. Mensing †
Der erste deutsche Kommandant von Helgoland.



Phot. Albert Meyer.

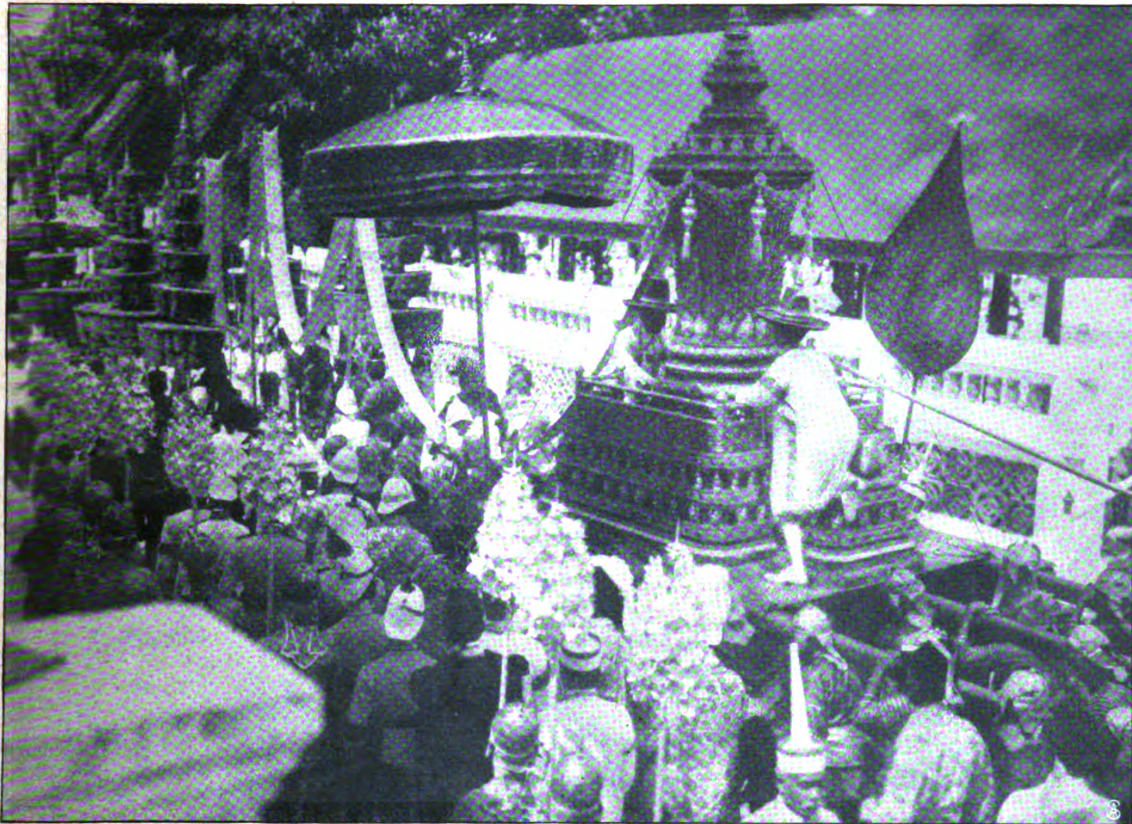
Oberst Messing,
der neue Inspekteur des Militär-Luft- und Kraftfahrwesens.

Professor Dr. Ludwig Rehn am Rednerpult.

Der vierzigste Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie in Berlin.

Spezialaufnahme für die „Woche“.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



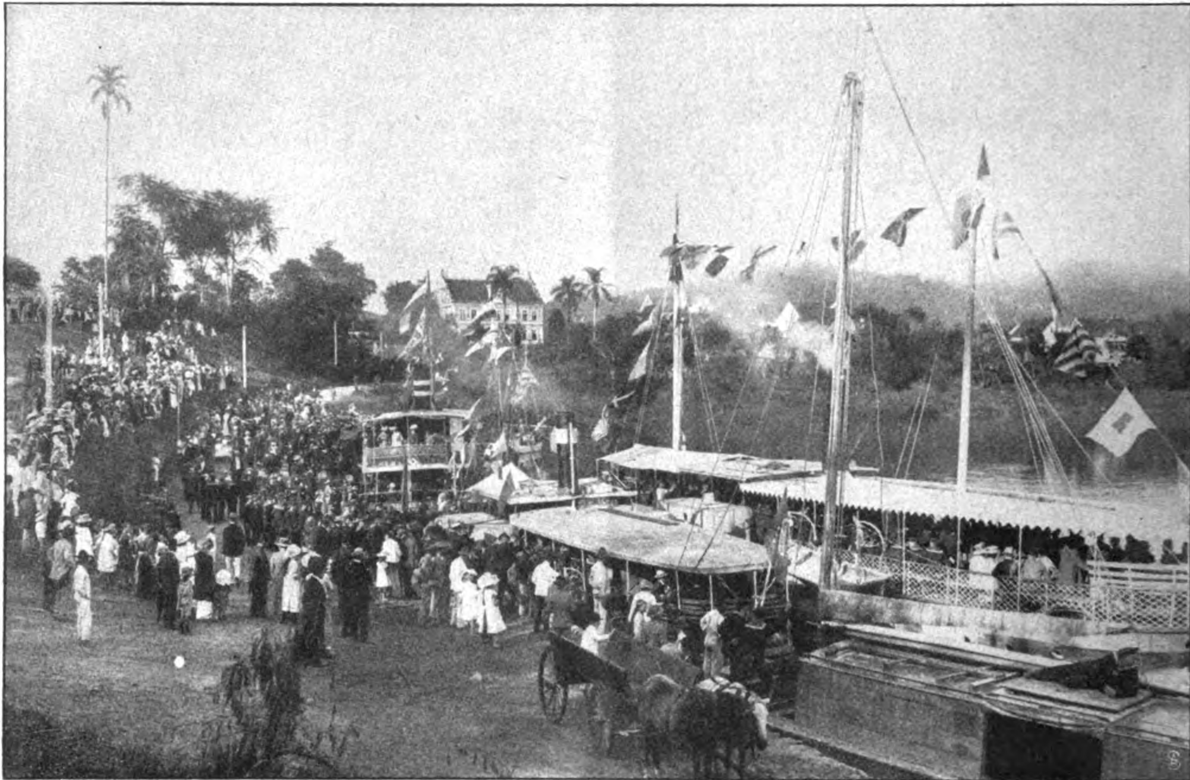
Auf dem Weg zur Verbrennung: Urne mit dem Leichnam in der Prozession.



Nach der Verbrennung: Wagen mit der Urne in der Prozession.
Feierlichkeiten bei der Feuerbestattung des Königs Chulalongkorn von Siam. — Phot. Lenz.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Einschiffung und Abschied der Blaujacken von ihren Landsleuten.
Vom Besuch S. M. S. „von der Tann“ in der deutschen Ansiedelung Blumenau in Brasilien.



Turnübungen vor Kronprinzessin Sophie (×) und dem deutschen Gesandten Frhr. v. Wangenheim (××).
Die Kronprinzessin von Griechenland an Bord des vor Korfu liegenden Kreuzers „Königsberg“.

Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google









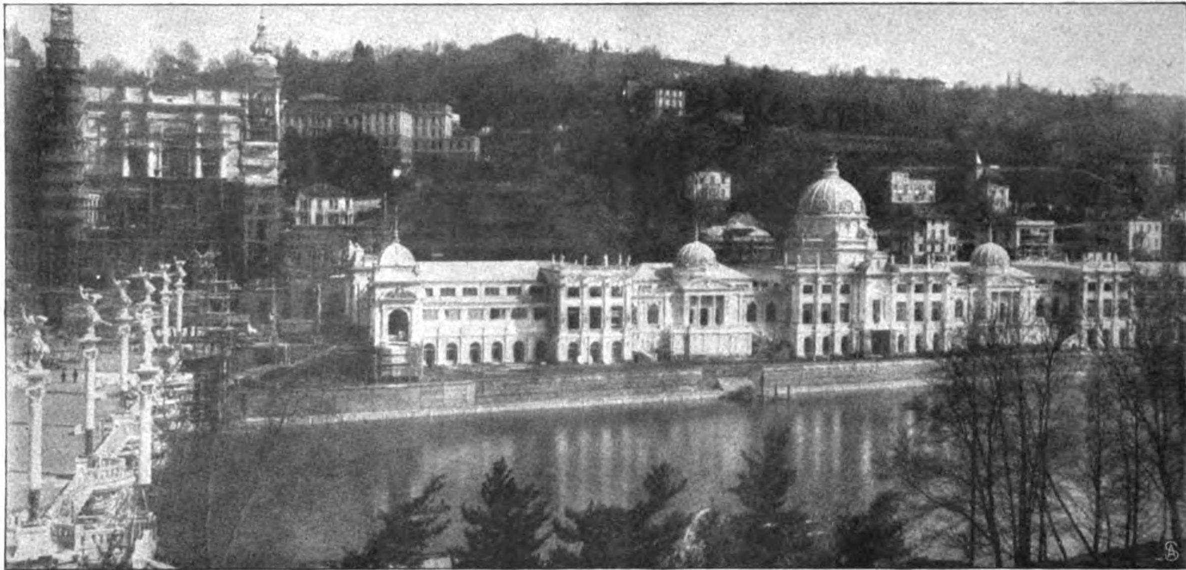




1. Kostüm mit engem Rock.
2. Seidentoilette mit Ueberwurf.
3. Kleid mit reicher Stickerei.
Phot. Manuel.
4. Beduinenumhang aus hellem Voile mit bunter Borte.
Phot. Delius.
5. Kleine Strohtoque m. Federstutz.
Phot. Manuel.
6. Neue Hutform: Der Helmhut.

Parade eleganter Frühjahrstoiletten auf den Rennplätzen in Auteuil und Longchamp.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Fornari.

Blick auf die deutsche Abteilung der Ausstellung.
Zur Eröffnung der Internationalen Industrie- und Gewerbeausstellung in Turin.

Das durch Brand zerstörte Stadthaus in Schaerbeek bei Brüssel.
Ein Rathaus als Opfer einer Brandstiftung.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google









Der Kampf der Mantelbrüder (Mantellaccio) gegen die Akademiker: 1. Akademiesitzung. 2. Silvia, die Gattin des Konsuls, und der Spielmann, der Sieger im „Wettstreit der Sonette“. 3. Ardente, der Führer der Akademiker, beschuldigt Silvia der Liebschaft mit dem Spielmann. (Neben Silvia ihre Vertraute Francesca). 4. Der von den Mantelbrüdern gehänselte Konsul entflieht aus der Tonne.

Aus der Aufführung von Sem Benellis Versdrama „Il Mantellaccio“ in Rom.

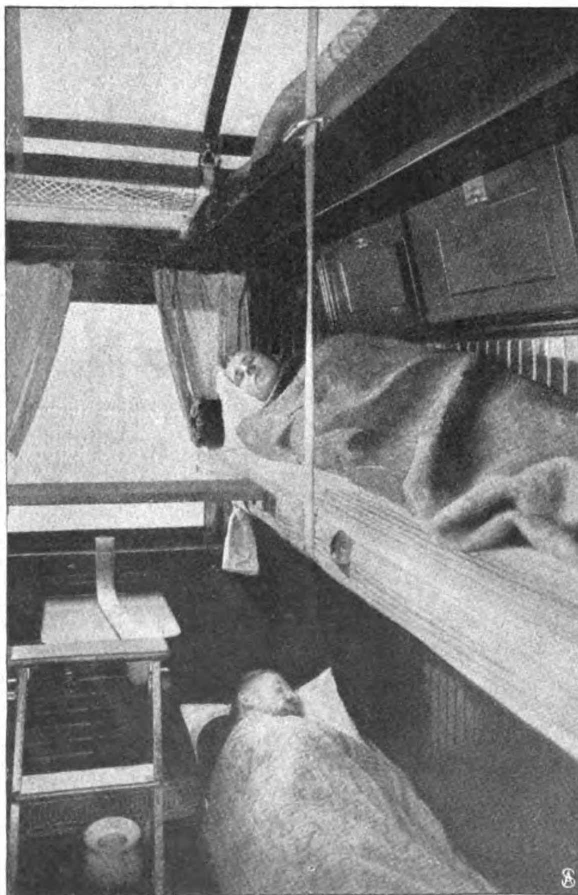
Alt-Florenz auf der italienischen Bühne.

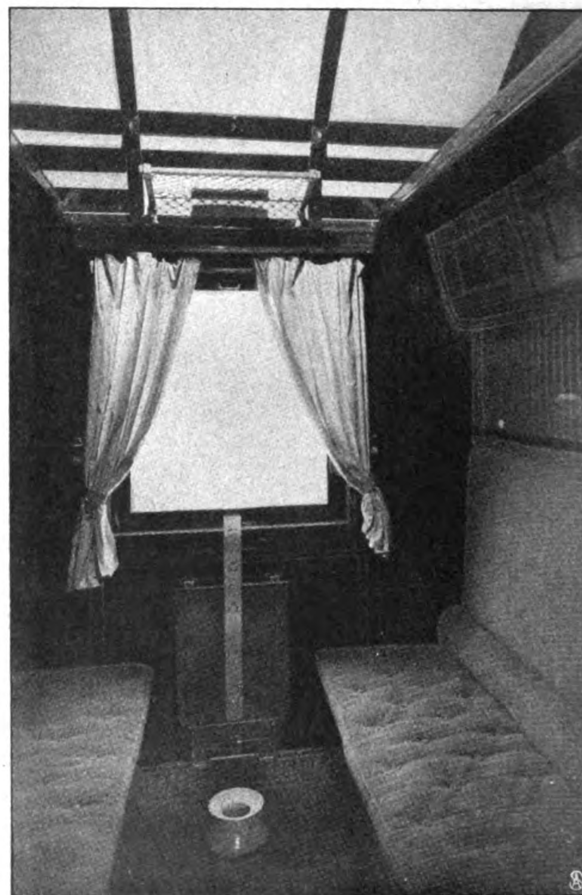
Phot. Abeniacar.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Im Aeroplan über Kopenhagen: Der belgische Aviatiker M. Cozic überfliegt den Rathausplatz.





Schlafwagen dritter Klasse auf der Strecke zwischen Stockholm und Malmö während und nach der Benutzung.
Eine wichtige Neuerung im schwedischen Eisenbahnwesen.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Skepp up Strann.

Roman von

Meta Schoepp.

7. Fortsetzung.

„Das ist eine große Freude für mich!" sagte Siemens zu der Baronin und sah fast überrascht durch den Raum. „Ja, ich glaube, es ist hübsch."

„Das glauben Sie?" fragte Thora. „Warum glauben Sie das?"

„Weil Sie es mir sagen."

„Das haben Sie vorher nicht gewußt?"

„Daß es hübsch ist? Hübsch?" Er trat etwas zur Seite. Das Meer leuchtete von der Abendsonne und warf einen goldenen Schein in den Raum. Die dunklen Seehundsfelle glänzten auf und verursachten durch ihr sattes, tiefes Braun prächtige Lichteffekte. Sie paßten zu dem verbrauchten Grün der schwarzen Stühle und warfen goldbraunen Glanz auch auf Thora.

Andrésen sah sie an mit einem großen Staunen und atmete tiefer. Und über ihrem Anblick vergaß er die Insel und ihre Bewohner, die große Vergangenheit und der Leute Eigentümlichkeit.

„Ich wußte nicht, daß es so schön ist!" sagte er. „Nein, ich wußte das gar nicht! Aber jetzt sehe ich es."

Sie wurde rot. Mehr noch, die schöne Frau vergaß es wohl, daß es nur ein so einfacher Mann war, zu dem sie gegangen. Sie empfand eine eigentümliche Freude über seine Worte und dachte auf einmal: nun muß ich gehen. Aber sie blieb noch sitzen. Und lächelnd, unbewußt wiederholte sie seine Worte. „Jetzt sehen Sie es!"

Er konnte gar nicht antworten. So brauste es in ihm. Wußte nichts mehr zu sagen. Als wenn die Bücherweisheit kichernd ihm entschlüpft war, um einer wunderbaren Erkenntnis Raum zu machen; als wenn alles Erlernte entschwand und nur eine große Wahrheit sich ihm offenbarte; als wenn er blind gewesen und endlich sehend geworden — so schön war es bei ihm!

Es überwältigte ihn. Das, was da über ihn kam, war ein ähnliches Empfinden, als was ihn erbeben gemacht, als er vom Festland gekommen und nach Jahren zum erstenmal wieder des Meeres Majestät von seinem Felsen aus in sich aufgenommen. Damals war es ein schweigendes Anbeten, ein stummes Entzücken. Du Meer! hatte er gedacht; du Heimat! Und sein Herz war weich gewesen, und doch hatte er sich so stark gefühlt, so sicher, als wenn er nach langen, langen Irrfahrten endlich wieder festen Grund unter den Füßen hatte.

Und nun — dachte er denn überhaupt? Nein. Er dachte nichts. Er wußte nur, daß seiner Seele heiliges Land sich geoffenbart hatte.

Auf einmal kniete er neben Thora und küßte leise ihre Hand. . . . .

Sie war längst gegangen, da stand er noch in seinem lichtüberströmten Zimmer und dachte: so schön ist es bei mir! . . .

Baron Thielen neckte seine Schwägerin. „Man sieht, daß du dich gut unterhalten hast."

„Weshalb meinst du das?"

„Dein Gesicht glüht, und deine Augen strahlen."

„Das macht der frische Seewind und der Sonnenuntergang."

„Ja, das kann es auch sein. Aber es plaudert sich gut mit Andrésen."

„Gewiß. Das streite ich nicht." Und nach einer Pause: „Ist er wirklich Helgoländer?"

„Natürlich ist er's. Zweifelst du daran?"

„Ich möchte es. Er ist so anders wie seine Landsleute."

„Ja, das ist er. Und hat tausend Interessen. Ich gehe gern einmal eine Stunde zu ihm. Es ist keine verlorene Zeit."

„Man müßte etwas für ihn tun."

„Für Andrésen Siemens? Aber nein, Thora, das darf man nicht. Der ist wurzelstark. Der braucht uns nicht."

Sie wollte sich nicht eingestehen, wie dieser fremde Mann sie beschäftigte. „Wer kann sagen, er braucht keinen! Es könnte etwas aus ihm werden, wenn er an der richtigen Stelle stünde."

„Und wo wäre die?"

Ja, wo war die? Das wußte sie nicht.

Später sprach Antje Thielen über Thoras Besuch bei Andrésen, als sie ihre Mutter besuchte.

„Was will sie denn bei Andrésen? Was hat sie denn bei ihm zu schaffen?"

Die alte Petersen wußte genau, wie lange sie bei ihm gewesen war. Wußte auch, daß sie einen raschen Gang hatte, als sie von ihm zurückkam.

„Wie sie hinging, konnte sie guten Tag sagen. Ich sitze mit Katje Botters, und wir schälen Kartoffeln. Da kommt sie. Und Katje sagt, ob sie nicht zu Andrésen geht. Was hat sie sonst am Seilerweg zu tun! Und wir passen auf, und sie geht zu Andrésen. Und sie denkt, weil sie eine Baronin ist, ist Andrésen keine Mannsperson."

„Aber was tut sie denn bei ihm?" Antje war empört über diesen Besuch. Seitdem sie hier war, hatte sie in ihrem Haus nichts mehr zu sagen. Jobst hatte nur noch Augen für Thora. Der preußische Hauptmann saß den ganzen Tag oben, und man konnte ihm noch so deutlich zu verstehen geben, daß er zu entbehren war, man konnte noch so großen Lärm in der Küche machen, er ging nicht. Hatte mit Thora einen Schnack über ein Bild oder über Musik; sie spielte etwas auf dem Spinett — manchmal sang sie dazu — und er saß da wie eine Bildsäule. Oder stand am Fenster und seufzte, daß es

Copyright 1911 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einen Hund erbarmen konnte, aber um die Hausfrau, um Antje, kümmerte er sich nicht.

„Ja, was tut sie bei ihm?" Andrésen ging sie nichts an. Aber Thora gegenüber meinte sie, in ihm ihr Eigentum zu besitzen. Denn er gehörte zur Insel. Und da hatte Thora nichts zu suchen. „Was tut sie da? Wird sich wohl 'ne Slup bei ihm bestellt haben. Sie ging bei Windstille. Katje Botters sagte: Was hat sie für stille Augen! Und ihr Gesicht ist weiß und fein; und sie sagt: den ganzen Kopf hat sie voll Locken! Was wohl Hinrich Petersen sagen würde, sagt sie, wenn du mit einem Kopf voll Locken unter der Haube herumliefst!"

Antje dachte, daß das allerdings verwunderlich aussehen würde.

„Und Katje sagt: Wollen mal warten, bis sie zurückkommt. Und ich sage, die sucht sich auch das Holz aus zu der Slup. Und so warten wir. Und ich nehme noch ein Tuch um, so kalt wird es. Und endlich kommt sie. Aber nun mit Ostenwind. Und ihre Augen ganz feurig. Und die schöne weiße Farbe in ihrem Gesicht ist rot geworden. Und Katje Botters stellt die Kartoffeln auf die Seite und macht 'n hübschen Kratzfuß und sagt: ‚Gudd dei, Frau Baronin.‘ Aber das kann sie gar nicht hören. So rasch ist sie vorbei. ‚De hat Eil',‘ sagt Katje, ‚das brennt!‘"

Erbittert sprachen sie über Thoras Besuch. Und als es Nacht geworden, wußten alle auf dem Unterland davon und steckten die Köpfe zusammen. Und die Frauen waren fest entschlossen, ihn vor der Fremden zu retten. Und die Männer empfanden brennenden Neid.

* * *

Wentje Botters sagte, daß Antje an allem schuld war. Wenn die Mannsleute ins Pottchen gehen und Rum trinken, um die Sorgen zu vergessen, ist das nur eine Erbschaft vom Großvater her. Man weiß das und sieht nicht weiter hin. Aber es gibt immer Ärger, wenn die Famels an der Treppe sitzen, oder wenn sie lange Reden halten, wenn die Männer Ruhe haben wollen; oder wenn sie predigen, und der Mann will schlafen.

„Und unbarmherzig ist das", sagte Wentje zornig zu Perke Thaten, die ein bißchen auf Besuch gekommen war. „Denn er kann nicht raus aus dem Schlafschrank, weil seine Beine zu schwer sind von all dem Trinken. Und nun liegt so ein Unglückswurm da und hat Schmerzen im Kopf und ist voll Sorgen und voll Rum, und sie liegt neben ihm und weint die halbe Nacht und jammert von den Kindern, und daß sie Hunger haben, und ist nur so wütend, weil er im Pottchen war! Und dann wird er wild und kann das nicht aushalten. Und manchmal schlägt er. Und manchmal geht er weg! Aber wenn man es ihr sagt, glaubt sie's nicht. Kann Jasper dafür, daß es so ein Elend ist? Er heiratet sie, und sie hat nicht das Bett gehabt!" Sie konnte es nicht vergessen.

„Ja," sagt Perke, „so ist das!"

„Und nun geht Jasper nicht mehr ins Pottchen. Nun geht er ins Rumhaus. Die Rothaarige setzt sich zu ihm und erzählt ihm was und lacht. Und er hört zu. Kann Antje nicht lachen? Sie wollen lachen hören!"

Sie nahm ihren Sohn in Schutz. Unter allen Umständen. Sie hatte das Keifen und Schelten Abend für Abend gehört. Manchmal hatte er geantwortet. Manchmal hatte er finster das Seezeug genommen und war an den Falm gegangen. Und zuletzt war er ins Rumhaus gegangen. Das hatte sie nun davon.

„Das ist nie so schlimm gewesen wie jetzt," sagte Perke, „und Sir King hat lauter Dummheiten im Kopf. Nun soll Peter Crüß ins Gefängnis kommen, weil er den roten Charly geprügelt hat. Was sind denn das für Sachen? Was geht es die Regierung an, wenn Peter Crüß einen prügeln will? Wozu sind denn Privilegien? Und Dulke sagt, sie läßt es sich nicht gefallen. Und sie hat das auch nicht nötig."

Zank und Feindschaft überall! Not und Elend überall! Und Jasper Botters saß bei der roten Carry und beobachtete sie aus finsteren Augen.

Es gab keinen Menschen, der Carry oder ihrem Oheim etwas Böses hätte nachsagen können; höchstens, daß sie Ausländer waren. Peter Jakobs stammte aus Husum, war zur Zeit der Sperre auf die Insel gekommen und da geblieben, weil es ihm gut ging. Er war ein kleiner, stiller Mann. Hatte etwas, das den Helgoländern fremd war: ein flinkes, unterwürfiges Wesen; hatte nie eine Meinung; hielt sich immer bescheiden zurück; lächelte, auch wenn man grob wurde, und bediente schnell und lautlos. Auch er nahm kein Geld. Wer hätte denn mit Geld zahlen können? Aber wenn die Schuld eine gewisse Höhe hatte, fragte er bescheiden, wie man sie zu tilgen gedächte. Es hatte keine Eile. O nein! Nur der Ordnung halber fragte er. Morgen kann man sterben. Oder der andere kann sterben. Nicht wahr? Es waren auch nur Schuldscheine, die Peter Jakobs still für sich aufbewahrte. Die niemand sehen würde. Die sofort zurückgegeben würden, wenn man zahlte. Hinrich Auckens hatte so einen Schein unterschrieben. Sein Gartenland verpfändete er für 150 Mark. Und der junge Ölrichs gab ihm einen kleinen Anteil am Haus; und Klas Klaasen und noch einige andere. Carry saß auf ihrem Schoß, als sie unterschrieben. Carry, die seit einigen Monaten von Husum gekommen war, um dem Oheim zu helfen. Und bescheiden trug Jakobs das Papier in sein Zimmerchen. Er hatte gute Lebensart, denn er war Diener gewesen beim Grafen Rantzau, und Peter Mohr konnte sich nicht entfernt mit ihm messen. Aber er wollte es auch nicht und zeigte Jakobs deutlich seine Verachtung. Mit einem Diener stellt man sich nicht auf eine Stufe.

Man konnte ihm nichts Übles nachweisen. Aber die Helgoländerinnen dankten Carry kaum für ihren Gruß und wollten nichts mit ihr zu tun haben. Tetje Röhrs, die Lehrerfrau, hatte ihnen einen Spruch gesagt, an dem sie festhielten: „Rote Haare und Erlenbüsche wachsen auf keinem guten Boden." Sie ließen sie deutlich fühlen, daß die Nichte eines Dieners in ihren Augen auch nur eine Dienerin war. Früher hätte man ihr die allgemeine Verachtung gewiß handgreiflich bewiesen. Aber die Zeit der strengen Sittsamkeit war unter der

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fremdherrschaft gestorben. Als Helgoland „Klein Holland" hieß, als es Spielhöllen gab und Tempel der Freude, hatten die Frauen des roten Felsens gesehen, daß Frauenreiz Werte hat. Zum erstenmal geschah es zur allgemeinen Empörung, daß Helgoländerinnen sich mit Fremden einließen. Das Übel schien mit den Fremden geschwunden. Aber man dachte nicht mehr so streng wie vorher. Man hatte sich daran gewöhnt.

Aber was man den Landsmänninnen vergab, trug man der Fremden nach. Man wußte nichts Schlimmes von ihr. Daß die Männer sie mal auf den Schoß nahmen und sie küßten — die „Baronin", das heißt Antje Petersen, hatte dadurch den Baron gekriegt. Und daß sie mit ihnen lachte und aus ihrem Glas nippte, das hatte die Antje auch getan. Sie hatte eine kluge Mutter gehabt, wenn die Petersens auch jetzt alle wütend waren auf den Baron. Die Helgoländer lachten, wie schlau das Antje sich den feinen Mann erobert hatte.

Ach, wie sie gelacht hatten!

Das Rumhaus war das äußerste Haus des Oberlandes nach der Nordspitze hin. Der Eingang war an der Südseite durch einen netten, kleinen Garten, in dem es zwei Feigenbäume von beträchtlichem Umfang gab. Die hatte noch ein dänischer Landvogt hierhin gepflanzt, dessen Liebste in diesem Haus gewohnt. 1809 wohnten die Werber hier, die für England Kriegsvolk anwarben. Für wenig Geld hatte Peter Jakobs das leere Haus gekauft und dann recht nett instand setzen lassen.

Viel freundlicher sah es aus als das düstere Pottchen. Schon weil man das Meer sah. Man trat ans Fenster nach Norden hin und sah es in seiner ganzen Herrlichkeit oder in seinem Schrecken. Rings um die Gaststube war ein breiter Tellerbord, auf den Carry Teller und Tassen und Töpfe gestellt hatte. Es gab einige große Bilder, die sehr schlecht waren, und deren Rahmen wie Gold glänzten, und die den Helgoländern immer neuen Gesprächstoff lieferten. Tische und Stühle und Bänke waren blitzsauber und die Dielen immer mit Dünensand bestreut. Und Carry verstand es wohl, den Gästen den Aufenthalt angenehm zu machen.

Sie machte eigentlich keinen Unterschied. Lachte mit allen. War mit allen gleich froh. Sie lachte, wenn Peter Lührs sie um die Taille faßte, lachte, wenn Ölrichs ein ernstes Gesicht dazu machte. Hinrich Auckens ging zornig fort, wenn Ohlsen schön mit ihr tat, und kam am nächsten Tag wieder, nur damit es die jungen Leute nicht zu toll trieben.

Aber wenn Jasper Botters kam, lachte sie nicht. Und wenn er kam, wenn Sir Henry King da war, verschwand sie plötzlich, und durch das kleine Fenster sah man sie über das Land zur Nordspitze laufen.

Groß und schlank war Carry und doch fast üppig. Wenn die Sonne auf ihr Haar fiel, glänzte es wie Feuer. Und wie die See sahen ihre Augen aus. So grün und so gefährlich.

Sie hatte keine einzige Freundin unter all den Frauen; und kam sie in die Kirche, rückte man von ihr weg. Sie betrachteten sie feindlich, wenn sie in die Springbude kam, aber blieben ihr fern. Katje Ralfs war böse von ihr gezaust worden. Feige war Carry nicht und brauchte die Zähne, wenn es mit den Nägeln nicht mehr ging.

Jasper Botters kam in das Rumhaus, seitdem ihn Antje mit Scheltreden und Klagen empfing. Seitdem er Sehnsucht hatte nach weichen Armen und frohem Lachen.

Sie brachte ihm Grog. Stellte das Glas vor ihn hin mit gesenkten Blicken. Er sah ihre runden, weißen Arme. Und sah das rote, flammende Haar. Und dachte, was will Sir Henry King in der Rumbude?

Und er fragte es mit bösem Spott. „Ich wußte nicht, daß er Rum trinkt. Er versteht nicht, wenn man mit ihm spricht. Aber er setzt sich hierher. Was will er hier?"

Peter Lührs hatte sich auch gewundert. „Ja, was will er hier? Wi wöhlt mal sehen, sädt der Blinde, wie der Lahme danzt."

„Und dann soll Carry sich zu ihm setzen", sagte Peter Jakobs bescheiden.

Botters sah sie finster an. „Man möt si ne wegsmiten."

„Das ist nicht wegsmiten, wenn der Gouverneur mit einem spricht."

„Spricht er wegen der Hummer?"

„Die gehen mich doch nichts an!"

„Sie sagen, die englischen Fischer kommen wieder."

Sofort ertönten zornige Rufe. Ölrichs sprang auf.

„Das geht nicht gut, sag ich!"

Und Larsen beugte sich so heftig nach vorn, daß sein Glas umfiel und der schöne Grog über den Tisch lief.

„Wollen sie uns aushungern? Ist noch nicht Elend genug?"

„Und das nennen sie Privilegs?"

„Und Sir Henry sagt, er will das Beste für uns? Wenn die Engländer die Hummer stehlen?"

Helle Empörung war da. Ganz plötzlich hatte die Rumstube eine verzweifelte Ähnlichkeit mit Peter Mohrs Pottchen. Als einige Burschen, die draußen vorbeigingen, den Lärm hörten, kamen sie neugierig herein. Und nach und nach war es bei Peter Jakobs so voll, daß Jasper Botters dicht neben Carry saß; er spürte ihres Körpers Wärme, und es wurde ihm schwül im Kopf.

„Was will Sir King hier?" fragte er. Einen glühenden Haß empfand er gegen ihn. Nie kam er ins Pottchen. Aber seitdem Carry den Grog brachte, ging er in die Rumstube.

„Was sagt er dir?"

„Nichts", sagte Carry trotzig.

„Es ist auch gleichgültig, was er zu dir spricht. Aber ich will es nicht haben, daß du dich zu ihm setzst."

„Was geht das dich an?"

„Es geht mich nichts an. Aber eine Helgoländer Famel läßt sich nicht schön tun vom Gouverneur."

„Aber von einem verheirateten Mann?"

Fast schrie sie auf. So fest hatte er ihren Arm umspannt.

„Das sollst du nicht noch einmal sagen. Ich will das nicht." Er hatte eine heisere Stimme.

Carry sah die Männer um sich her an, sie achteten nicht auf sie. Wüster Lärm war ausgebrochen. Alle sprachen durcheinander, heftig, mit lauten Stimmen.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Am lautesten Ölrichs, der seit Andrésen Siemens' Vorschlag mit der Badeanstalt von einer erstaunlichen Beredsamkeit war. Als wäre dadurch seine schlummernde Energie noch einmal geweckt. Er hatte seiner Dulke, als er spät abends nach Haus gekommen war, eine Rede gehalten, daß der die paar Haare zu Berge standen. Und sie hatte ein über das andere Mal gerufen: „Du bist ja wohl rein doll!" Denn sie begriff von der Badeanstalt nichts; aber um so besser, daß der Alte durchaus nicht die drei Stufen ins Haus hinauf konnte. Das war geradezu ein Wunder gewesen mit seinen Beinen. Und wie sie ihn endlich drin hatte, weil Timm Ralfs ihn von der einen und sie von der anderen Seite hineinzogen, war's erst recht ein Elend mit dem Bett gewesen. Er war nicht hineinzukriegen und hatte ganz feurige Augen, und der zahnlose Mund klappte immer auf und zu, und die alten, braunen Fäuste ballten sich immer wieder zu Dulke hin, als wenn sie die Badeanstalt wäre. Sie hatte einen reinen Haß darauf bekommen und hatte es auch Wentje Ralfs gesagt. Und was an ihr lag, sollte geschehen, um so einen Unfug von der Insel fernzuhalten.

Peter Jakobs steckte die große Öllampe an. Der Teekessel summte und brodelte über der offenen Flamme. Die Männer hatten ihre Pfeifen angesteckt, blaugrauer Qualm stieg zur Decke. Hinrich Auckens sah Jasper Botters neben Carry sitzen und fing plötzlich an zu singen. „O du min Heinerich," sang er, „o du min Jong!" Peter Lührs hörte es und spielte die Begleitung dazu. Er nahm sein leeres Rumglas mit dem zinnernen Löffel in die rechte Hand, stellte sich mit dem Rücken gegen die Tür und stieß nun abwechselnd mit dem linken Fuß und dem rechten Ellbogen gegen die Holztür. Es gab einen hübschen, klirrenden Lärm und ein dumpfes Donnern und übertönte die vielen Stimmen und den wachsenden Spektakel. Und als Hinrich den Wohlklang begriff, nahm auch er sein Glas und stellte sich neben Lührs, und nun führten beide mit großem Ernst ihre Musik auf. „Bum — klirr, klirr — bum — klirr, klirr" — und die Zuhörer traten bei bum kräftig mit dem Fuß auf. Ölrichs hatte immer gesagt, in dem Lührs steckte ein besonderer Sinn. Jakobs hatte seinen Kirchhof und Peter, der Bruder, seine Musik.

Carry hatte versucht, aus ihrer Ecke herauszukommen. Der finstere, schweigsame Mann neben ihr wurde ihr unheimlich. Aber er hielt ihren Arm fest. Wie in dumpfer Wut. Je lauter und zorniger die Männer um ihn herum schrien, desto dumpfer legte sich's um sein Hirn. Glühend heiß stieg es ihm in die Schläfen, als er von den verhaßten Hummerdieben hörte. Aber er verlor kein Wort, packte Carry nur fester. Und als sie sich wehrte und, in dem Bestreben, freizukommen, sich ihr Körper hin und her wand, erwachten seine Sinne, und sein Blut floß schwer und heiß durch seine Adern. Nein, er sprach kein Wort. Aber Carry hörte seinen tiefen, schweren Atem; und unter den zusammengewachsenen Brauen leuchteten die Augen in so düsterem Feuer, und wenn er sie ansah, war's wie eine wilde Drohung. Carry fürchtete sich. Sie hatte eine leichte Art, mit Männern umzugehen. Aber vor Jasper hatte sie Angst.

„Laß mich los!"

Mit der Linken hatte er ihren Leib umschlungen, mit der Rechten ihren Arm. Den Männern wurde heiß, wenn sie es sahen. Peter Lührs schlug wie unsinnig mit dem Ellbogen gegen die Tür, und Hinrich Auckens sang nicht mehr. Und auf einmal wußten sie nicht mehr, was sie mehr erregte: die englischen Hummerfischer oder das schöne Mädchen, das sich in Botters starkem Arm wand.

Ernst und bescheiden stellte Jakobs seinen Gästen den dampfenden Grog hin. Carry und Botters sah er nicht. Und wenn er sie sah — warum soll ein verliebter Teufel nicht mal ein hübsches Mädel in den Arm nehmen? Das gehört zur Rumstube. Lächerlich war es von Carry, sich so wütend zu wehren. Sie ließ sich doch sonst mal küssen! Aber jetzt war sie wütend. Wie eine Katze. Aus dem weißen Gesicht funkelten die Augen fast schwarz. Das Lampenlicht fiel auf das Haar, das unter dem zierlichen Häubchen hervorquoll, und machte es wie rotes Gold aufflammen, und über die straffe Büste fielen die dicken Zöpfe.

„Laß mich los!" sagte Carry atemlos.

Peter Ölrichs hielt in seinem wütenden Vortrag inne, trank sein Glas aus, stellte es heftig auf den Tisch und schielte hinüber.

„Laß den Spaß sein", sagte er.

Jasper Botters hielt sie nur fester. Unter dem dunklen Bart blitzten auf einmal die Zähne. Der Rum verflog. Aber die Begierde war erwacht. Er wurde ganz jung, als er Carry im Arm hielt. Und mehr als Begierde war es, was er für sie empfand. Wenn er sie nur sah, war alles ausgelöscht, was seit Jahren ihn quälte und drückte. Ganz frei fühlte er sich. Als wenn noch einmal Hoffnung in ihm aufwachen könne. Als wenn er lachen könnte.

„Laß mich los!" sagte Carry fast weinend.

Er hätte sie losgelassen, denn er sah, daß ihr Arm rot angeschwollen war unter seinem Griff. Aber es tat so wohl, das warme Leben so dicht an seinem Herzen zu fühlen. Wie Feuer lief es über ihn.

„Ich will das nicht mit ansehen", sagte Hinrich Auckens wütend und stellte das Glas so heftig auf den Tisch, daß der dicke Fuß brach.

„Kost zehn Schilling!" schrie einer.

„Hol din Mul und zahl din Geld!" Auckens war giftig. „Antje Botters ist Vater-Schwester-Tochter Kind zu mir. Was hat er mit einer andern zu tun?"

„Bist wohl futterneidisch?"

„Kann's nicht haben, wenn anner Lüd lustig sind!" Auckens schien ihm an die Gurgel zu wollen.

„Anner Lüd? Jasper Botters is anner Lüd?"

„Sag, was Sir King wollte", sagte Jasper zwischen den Zähnen.

„Carry soll hierhin kommen! Zu Peter Ölrichs soll sie kommen!" Einer von den jungen Leuten schrie es, der mit heißen Augen hinübersah.

Und nun kam auch Peter Lührs. Er war ein großer, starker Mann mit blondem Bart und braunen, haarigen Fäusten. Stand wohl noch unter dem Eindruck einer bösen Predigt, die ihm sein Weib gehalten, als sie von

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seinen häufigen Besuchen in der englischen Rumstube gehört, und wollte Jasper vor Ähnlichem bewahren. Er stemmte die Fäuste auf den Tisch, sein rotes, heißes Gesicht war feucht.

„Man soll kein Ärgernis geben", sagte er zornig.

Jasper sah ihn gar nicht. Sah nur auf das Mädchen.

„Sag, was Sir King wollte"...

Carry hatte Tränen in den Augen. Sonst lachte sie, wenn einer sie im Arm hatte. Fand ein lustiges Wort, entwand sich ihm wohl auch, wenn seine Zärtlichkeit zu derb wurde, und hatte stets die Lacher auf ihrer Seite. Aber Botters war stark. Der Stärkste auf der Insel war Botters. Wie ein Kind war sie in seinem Arm. Und wenn sie lachte, verzog sich sein Gesicht; und wenn sie ihm entschlüpfen wollte, sah er sie an, daß ihr himmelangst wurde. Und morgen — das war sicher — würde die ganze Insel wissen, daß er sie im Arm gehalten hatte. Und wenn sie über das Lunn ging, riefen ihr die Frauen böse Worte nach. Konnte sie etwas dafür, wenn sie alle toll waren? Sagte sie einem auch nur ein liebes Wort?

Peter Ölrichs hatte vergessen, daß ihm ganz eigen ums Herz geworden war, als er sie neulich mit den dürren Armen um die Taille gekriegt hatte. War nur beleidigte Tugend.

„Man soll den jungen Leuten kein böses Beispiel geben."

Einige lachten und brüllten ihre Meinungen sich zu.

„Is woar!"

„Die Trauben sind sauer!"

„Peter Ölrichs muß das wissen!"

„Seine Dulke hat ihm das bewiesen."

Und — „recht hat er!" schrie Lührs.

Hinrich Ruckens lehnte sich über den Tisch und packte Jaspers Arm. Und Peter Jakobs hatte ein dumpfes Vorempfinden von zerbrochenen Gläsern und gebrochenen Stuhlbeinen und rettete mit erstaunlicher Geschwindigkeit, was er greifen konnte. Bad Lassen saß ruhig neben dem Ofen. Sein Het en Söten stand unter der Bank, da konnte nichts passieren. Um solche Dummheiten regte er sich nicht auf. Man hat genug mit den Hummern und Siemens' Badeanstalt zu tun. Und es ist kein Spaß, von morgens bis abends am Falm zu stehen und von den Frauen zu hören, daß keine Fische da sind. Da will man seine Ruhe haben, wenn man ins Pottchen geht und in den Schutzengel. Aber da zanken sie sich über die Badeanstalt; man zahlt sie ja doch nicht. Wozu denn zanken? Und man geht ins Rumhaus und will seine Freude haben am Grog, und auf einmal sind sie da rein unverständig wegen einer Famel. Bad Lassen hatte ein kaltes Herz. Seine Frau hatte es selbst gesagt. Er setzte seine Beine vor sein Glas, stemmte den breiten Rücken fest gegen den Ofen, als führe er ein Steuer, steckte ein großes Stück Tabak in den Mund, und seinetwegen konnte die Sache nun losgehen.

Sie ging auch los. Die Funken hatten zu lange geglommen, und der Zündstoff war zu groß. Diese starken, jungen Friesen, deren Kraft unverbraucht war, wußten auf einmal nicht mehr, ob es Wut oder Begierde, ob es der Trunk war oder das Elend, das ihre Geduld erschöpfte. In dem Augenblick, da Ruckens Jaspers Arm von der zitternden Carry zurückriß, in dem Augenblick, da Botters, mit einem wilden Fluch aufspringend, sich auf den alten Freund stürzte, brach ein allgemeiner Tumult aus. Auf einmal standen sich die Männer gegenüber mit heißen Gesichtern, mit keuchendem Atem, und ein einziges Wort, eine einzige Bewegung genügte, daß ein wütendes Ringen begann. Heiseres Fluchen, zorniges Rufen flog von einem zum andern. Wie zwei Wilde rangen Ruckens und Botters, wie langjährige, erbitterte Feinde! Und auch die anderen schlugen aufeinander los. Toll und blind. Und eigentlich nur aus Versehen. Einer bekam einen Schlag und fuhr wütend auf den Nächsten los. Einem wurde der Grog verschüttet, und er sprang dem ersten besten an die Gurgel. Die Männer, die seit Wochen lässig gewesen waren, empfanden ein wildes Verlangen, ihre Kraft an den andern zu messen, eine wilde Freude an dieser wüsten Schlägerei. Selbst Bad Lassen, der bloß seine tätowierte Faust vorstreckte, wenn die Kämpfenden zu nahe an ihn herankamen, aus Angst, sein Het en Söten könnte verschüttet werden, hatte auf einmal glitzernde Augen und atmete schneller, und auch in seinen Fäusten zuckte es. Er wartete nur auf einen ersten Stoß; die Ruhe war ja kaum zu ertragen in diesem wilden Getümmel.

„Gentlemen!" schrie Peter Jakobs außer sich; Hinrich Ruckens sauste zwischen die Gläser; ein ganzes Brett voll lag zersplittert auf dem Boden. „Ji verfluchten Kirls — Gentlemen"...

Und kaum hatte er ein paar Flaschen Rum in Sicherheit gebracht, da flog der Kessel gegen die Wand, und kochendes Wasser traf den gänzlich unbeteiligten Kater, der mit wütendem Geheul in gewaltigem Satz mitten unter die Kämpfenden sprang.

„Aber meine Herren, meine Herren"...

Ein Stuhlbein hatte das schöne Geschirr auf dem Tellerbord getroffen, krachend fiel es herunter. „Das will ich euch besorgen! Ji Halunken! Ji Ossenknechte! Ji Heringsfischer! Nehmen Sie doch Vernunft an!" Und er versuchte, an die Lampe zu kommen, um sie auszudrehen, und bekam von dem 82jährigen Peter Ölrichs einen so wohlgeführten Schlag vor den Magen, daß er vor Schmerz ordentlich pfiff. „Wat geiht di dat an, du Slüngel?!"

„Lauf zur Polizei, Carry — vorwärts — hörst du nicht?! Nichts wie Ärger hat man von ihr! Sir King soll alarmieren, verstanden? Heiliger Gott, da smeten se Peter Lührs in die Dorsche!"

Es gab nichts zu retten. Peter Lührs saß in der Dorschkiste. Sie waren fett und geräuchert und wurden nun platt wie Butts! Und als er ihren angenehmen Geruch verspürte, griff er mal hinter sich, holte sich einen heraus und überließ die Schlacht vorläufig den andern.

Carry hatte sich an den Ofen gedrückt — wie sollte sie wohl jetzt zu Sir Henry! Wie sollte sie nur bis zur Tür! Natürlich, nun war sie schuld! Wie Peter Jakobs die Faust nach ihr schüttelte! Sowie etwas anders

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kam, als er wollte, hatte sie die Schuld! Sie wollte nicht mehr hierbleiben! Schlimmer ging's ihr wo anders auch nicht. Er schlug und stieß sie herum, was tat sie denn? Was konnte sie dafür, wenn sie alle toll waren? Und fast weinend sah sie in den wüsten Tumult, sah sie auf Jasper Botters — was wollten sie denn nur? Warum schlugen sie sich denn nur? Eben war alles so lustig gewesen und so froh, und der Rum hatte geschmeckt, und dann war der Streit mit den Hummern — konnte sie etwas dafür, daß die Engländer sich die Hummer holten? Sie schluchzte mit trockenen Augen.

Und dann zerschlug jemand die Lampe, und das gelbe Öl ergoß sich über die Kämpfenden. Und jemand wurde gegen das Fenster geworfen. Und wie toll fegte der Kater im Finstern herum. Auf einmal schlug es donnernd gegen die Tür: sie wurde aufgerissen, fluchend stürzte ein Menschenknäuel über die Schwelle.

„Skepp“. . .

Totenstille. Ja, im Augenblick lautlose Stille. Als hielten sie den Atem an — einige blinzelten in die kaltfeuchte Nacht hinaus . . .

„Skepp im Tot!“. . .

Sie hörten nur noch das scharfe Aufschlagen der Klotzen.

Wie von weit, weit her der langgezogene Ruf — ein Schiff im Nebel — Ja, Nebel war's. So dicht lag er über der Insel, daß des Leuchtturms grelles Licht nicht zu sehen war. So dicht, daß Peter Ölrichs schnüffelnd die Nase reckte und hüstelnd die wollene Jacke so hoch wie möglich an den Hals zog. Beim Schein des glimmenden Dochtes sah Carry sekundenlang die Männer wie gebannt: noch mit erhobenen Fäusten, mit vorgestreckten Hälsen; mit weißen, blitzenden Zähnen — sekundenlang nur.

„Skepp!“ schrie einer. Ein wilder, befreiender Schrei war's. Und er stürzte an Ölrichs vorbei — hinaus in den Nebel.

„Skepp!“ schrie Peter Lührs. Stopfte den Mund voll Dorsch und lief im Dunkel irgend jemand über den Haufen.

Hinrich Auckens lief, ohne zu schreien. Er hatte zufällig eine Rumbuddel gefunden, als er im Dunkeln sich vorwärts tappte, und nahm im Laufen einen Mund voll.

Selbst Bad Lassen wurde aufgeschreckt. Leerte hastig sein Glas und rief, eifersüchtig, daß die anderen schon liefen, fluchend hinter ihnen her.

Alle liefen. Allen voraus Jasper Botters. Hatte die hohlen Hände vor dem Mund gewölbt und schrie es immer wieder: „Skepp!“, und doch schlug die Stimme zurück. So dicht war der Nebel, daß auch die Stimme ihn nicht durchdrang. So dicht, daß Peter Krohn mit voller Wucht gegen Nan Hausen anlief, der den dicken Zopf seiner Perücke vor den Mund hielt, um den Nebel nicht zu schlucken. Empfindlich war er am Hals, mußte leicht husten.

„Skepp!“ schrie Nan und hätte doch sonst gleich um sich geschlagen.

„Skepp!“ schrie Krohn im Weiterlaufen. Jubelnd, jauchzend klang es. Der Ruf pflanzte sich fort, den Falm entlang. Man sah sich nicht. Wie Schatten huschten die Menschen vorbei. Riesenhaft tauchte plötzlich dicht vor den Laufenden etwas auf und verschwand im Nebel. Und gedämpft klang der frohlockende Ruf: „Skepp!“, aus weiter Ferne klang er. . . .

Sie drängten sich auf dem Falm. Männer und Frauen und Kinder. Lehnten am Bollwerk, so dicht, daß sie des Nächsten Körperwärme angenehm empfanden. Starrten atemlos geradeaus — und sahen nichts. Ungeheure Leere; ein farbloses, fürchterliches Nichts, wohin man auch sah. Tot war das Leuchtfeuer. Tot jedes Licht auf dem Vorland, auf den Baken.

Nebel!

Aller Streit war vergessen. Es gab nur noch Freunde. Nur noch Kinder einer gemeinsamen Mutter, die wieder hofften. Hieß es nicht, daß Jakob Lührs doch klagen wollte wegen seines verdorbenen Kirchhofs? Er dachte gar nicht dran! Stand neben Peter Johannsen, seinem grimmen Feind.

„Wo sitzt er?“

„Glaube auf Danskerman.“

„Hast ihn gesehen?“

„Nein, aber die Richtung ist's.“

Sie brüllten sich in die Ohren und verstanden sich doch kaum. Denn alles um sie her schrie seine Fragen und Antworten, seine Meinungen und Vermutungen.

Und dazwischen dumpfes Heulen.

Ja. Von Danskerman heulten die Nebelhörner. Und Glocken klangen herüber, dünn und zirpend wie Armesünderglocken; und Schüsse wurden abgefeuert, wie ferner Donner war der Ton, prallte gegen die Felsen, rollte langsam.

Alle wußten, daß sie auf Danskerman sin Horn saßen. Da hatten die Engländer die große Bake hingelegt, da sollte nun nichts mehr passieren; dem sollten sie nun hübsch aus dem Wege fahren — nun? Nützt die Bake? Auf einmal denkt Gott an sein Hilligland! Und segnet es mit Blindheit. Er weiß, daß Hunger weh tut, und daß man ihm vertraut auf der Insel. Und er schickt seinen Engel, daß er den grauen Schleier entfalte.

Ach, wie sie hofften! Es gab Mütter, die aus tiefstem Herzen beteten: „Nun hilf uns, Gott! Nun laß da Kartoffeln drauf sein oder Mais oder Weizen. Wenn du nun schon so gut warst, daß du es hast auffitzen lassen, dann mach auch, daß es da sitzenbleibt und wir zu dem Unsrigen kommen!“ Und die Kinder sahen mit glänzenden Augen hinüber.

Wie die Nebelhörner heulten! Pastor Hinkelmann jagten sie aus seiner Stube, wo er sich für den Sonntag vorbereitete. Zum erstenmal hörte er den furchtbaren Ton und stürzte zur Köchin.

„Feuer!“

„Ne, Herr Pastor, Nebel!“ Und schlug sich den Skort um den Kopf: „Geh nur mal an den Falm“, und weg war sie.

Und der preußische Hauptmann, der gerade der Baronin Thielen auseinandersetzte, daß ohne Preußens Initiative ein Deutsches Reich nicht denkbar sei, riß das Fenster auf; denn er vergaß vor Schreck, daß der Kranke

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf seinem Lager am Ofen keine Märzluft vertragen konnte, und sah weit hinaus.

„Nebel!" sagte der Baron hüstelnd. „Ein Schiff in Not."

„Ein Schiff in Not?" Erregt sah er in die gähnende Leere nach rechts und links.

Auch Thora sprang auf. „Ja, um Gottes willen!". . .

Und sie dachte an den Abend, da die Männer von Helgoland den Tod nicht gescheut hatten, um Kameraden ihm zu entreißen. Da sie schluchzend, erschütternd den Helden die Hände entgegengestreckt hatte.

„Da muß man doch helfen! Geht denn niemand? Man sieht ja nichts!"

„Nein," sagte Jobst plötzlich, „niemand wird gehen. Eine Mausefalle wird Helgoland dem Schiff sein."

Der Hauptmann warf das Fenster zu.

„Diesmal nicht!" Immer wieder hatte er Hoffnung. „Und wenn der Gottseibeiuns selbst nicht wollte, den Kerlen wollen wir Beine machen!"

Und hinaus war er.

Ach, er konnte ihnen auch keine Beine machen. Vor allen Dingen mußte er sehr vorsichtig gehen, um den Weg zu finden. Fast wäre er die steile Treppe hinuntergestürzt; dann eilte er auf dem Pflaster den Falm entlang; gedämpfte Stimmen wiesen ihm den Weg durch den Nebel. Ein einziger, riesiger Menschenknäuel drängte sich auf dem Falm.

Sämtliche Bewohner des Felsens mußten sich da oben gesammelt haben. Er konnte ja kaum vorwärts. Sobald er an Menschen vorüber war, tauchten sie im Nebel unter; riesenhaft erschienen die nächsten, um auch wieder zu verschwinden. Ihre feuchten Kleider streiften ihn, und feuchte, dicke Luft umgab ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Die Erhöhung der Leistungsfähigkeit beim Wandern.

Von Dr. Fritz Stolle.

Die Gesetze des menschlichen Stoffwechsels, wie sie durch die modernen Forschungen festgestellt sind, erfordern, um den Körper in seinem Bestand und in seiner Leistungsfähigkeit zu erhalten, die regelmäßige Zuführung von Eiweiß, Fett und Kohlehydraten, d. h. Stärkemehl enthaltenden Nährstoffen, sowie von Wasser und Salzen. Es ist erwiesen, daß eine gewisse Menge von Eiweiß (80—100 Gramm für den erwachsenen Menschen) unbedingt erforderlich ist. Was den übrigen Nährstoffbedarf betrifft, so können sich oberhalb dieser Minimalgrenze für den Eiweißbedarf die einzelnen Nahrungstoffe gegenseitig vertreten, und zwar im Verhältnis zu ihrem Wärmeeinheiten- (Kalorien-)gehalt. Hierbei entspricht: 1 Gramm Eiweiß und 1 Gramm Kohlehydrate je 4,1 Wärmeeinheiten, 1 Gramm Fett 9,3 W.-E.

Bei besonders großen und anstrengenden körperlichen Leistungen ist es eine wichtige Aufgabe, den arbeitenden Körper möglichst wenig zu belasten.

Gebraucht werden auf ein Kilo Körpergewicht 40 (—45) W.-E., d. h. bei einem Körpergewicht von 60—70 Kilo 2400 (—2700) —2800 (—3150) W.-E. Die Kohlehydrate sind besonders leicht verbrennbar, sie eignen sich daher ganz hervorragend als Nahrung am Beginn des Marschtages.

In Form von Brötchen (Schrippen) oder Weißbrot sind sie zugleich mit einer nicht unbeträchtlichen Menge Eiweiß verbunden. Wird Fett (frische Butter) zugesetzt, so wird hierdurch die Aufnahme der Kohlehydrate in den Stoffumsatz (Resorption) erfahrungsmäßig befördert. Außerdem wird hierdurch die Wärmeeinheitenmenge ganz bedeutend erhöht, da ja ein Gramm Fett 9,3 W.-E. entspricht.

Drei große Brötchen à 60—65 Gramm (Schrippen) = 180—195 Gramm entsprechen nach Weintrand 531—575 W.-E., im Mittel 550 W.-E. Rechnet man hinzu 3 × 20 Gramm = 60 Gramm Butter, so ergibt dies 480 W.-E., ferner einen Dessertlöffel Honig = ungefähr 40 W.-E. und zwei Eßlöffel Milch = ungefähr 20 W.-E., so erhält man als Summe 1090 oder annähernd 1100 Wärmeeinheiten.

Dies genügt, um den Wärmeeinheitenverbrauch des Körpers bis zum Abend des Tages zu decken, da auch noch der Kaffee als Anregungsmittel hinzukommt.

Man muß nur darauf bedacht sein, den während der Tagesmarschleistung entstehenden Wasserverlust in der richtigen Weise zu decken.

Es erscheint nämlich zweckmäßig, das Mittagessen wegzulassen. Und dies aus verschiedenen Gründen.

Durch Weglassen des Mittagessens entfällt zunächst die Mitnahme eines Gewichtes, das dem Gewicht der mittags gewohnheitmäßig genossenen Menge an Speise und Getränk entspricht; dies ist mäßig gerechnet etwa $1^1/_2$ Liter = 3 Pfund.

Dies wenn auch kleine Mehrgewicht müßte bei Bergbesteigungen evtl. viele hundert Meter gehoben oder weit transportiert werden, und dieser Kraftaufwand darf durchaus nicht unterschätzt werden.

Vor allem aber kommt die ganze, sonst nach Einnahme des Mittagessens von den Verdauungsorganen zu leistende Arbeit in Wegfall, und die Marschleistung wird nicht durch Rücksichtnahme auf diese Arbeit beeinträchtigt.

Für einen kräftigen Erwachsenen von mittlerem Körpergewicht werden bei einer Tagesleistung von 10 Marschstunden, unter mittleren äußeren Verhältnissen, im Sommer ungefähr $3^1/_2$ Liter Flüssigkeit auf den Tag hierzu ausreichen.

Diese Flüssigkeitsmenge würde etwa in folgender Weise anzusetzen sein: Morgens Kaffee, zwei große Tassen, mehrmals am Tage frisches Quellwasser, je ein bis zwei Becher; gegen Mittag $^3/_4$ Liter Bier (1 Flasche) oder $^1/_2$ Liter Wein und $^1/_2$ Liter Mineralwasser, abends $^1/_2$ Liter Wein und $^1/_2$ Liter Mineralwasser, evtl. außerdem ein Teller Suppe.

Die sorgfältige Berücksichtigung des Wasserstoffwechsels ist von jeher beim Training als sehr wichtig und notwendig erkannt worden.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es gilt die Anschauung: je wasserreicher, desto leistungsfähiger ist das Gewebe des Körpers, und man hat behauptet, daß beim Training das schwerste die Gewöhnung an möglichst geringe Flüssigkeitsaufnahme sei, während die Steigerung der Leistung zu großen Wasserverlusten führe (Ferd. Hueppe-Prag 1885: Ueber die Körperübungen in Schule und Volk und ihren Wert für die militärischen Uebungen). Man hat weiter behauptet: „Je wasserreicher und leistungsunfähiger die Gewebe sind, um so größer sei das Bedürfnis nach Wasseraufnahme und umgekehrt.

„Würde man bei einem Fleischfresser durch Schwitzen die Blut- und Gewebswassermenge plötzlich stark vermindern, so würden große Mengen Harnstoff, Harnsäure und deren Vorstufen (Kreatin, Xanthin, Hypoxanthin) ausfallen, die nur in großen Mengen warmen Wassers löslich sind. Es würden diese Stoffe nicht aus dem Körper entfernt werden und sich im Blut anhäufen, wo sie als Selbstgifte wirken können."

Diese Ausführungen zeigen jedenfalls eklatant die Wichtigkeit der Berücksichtigung des Wasserstoffwechsels.

Indes bin ich der Ansicht, daß es zweckmäßig ist, von der Grenze, von der ab jene schädlichen Wirkungen auf den Organismus eintreten können, ein gutes Stück fernzubleiben.

Diese Grenze ist übrigens keine ganz feststehende, sondern sie ist nach dem jeweiligen Kräftezustand, der geistigen und körperlichen Disposition, den vorausgegangenen Anstrengungen, den Anstrengungen des Uebungstages selbst, den Einwirkungen der äußeren Faktoren an diesem Tag (Sonnenbelichtung, Ueberwindung von Niveauschwierigkeiten) innerhalb einer gewissen Breite zu verschieben.

Der Rest des täglichen Nahrungsbedarfs des Körpers bei langdauernden Wanderungen wird abends gedeckt durch eine vor allem eiweißreiche Nahrung (ein großes Beefsteak oder Schnitzel oder sonstige Fleischspeisen, mehrere Eier mit Fett [Spiegeleier], Käse).

Nach meiner Erfahrung ist es richtig, abends verhältnismäßig wenig Kohlehydrate zu konsumieren, da diese andernfalls leicht Gärungen durch Milchsäure-Buttersäurebildung im Magendarmkanal erzeugen und so den Anlaß zur Entstehung von Leibschmerzen geben können.

Berechnung der W.-E. nach Weintrands Schema:

Ein großes Beefsteak (oder Schnitzel usw.) = 200 Gramm Fleisch . . . . =	250 W.-E.
an ihm enthaltenes Fett; Butter usw., zur Zubereitung verwendet, 40 Gramm . . =	320 W.-E.
2 Spiegeleier = 2 × 75 . . . . =	150 W.-E.
zubereitet mit 30 Gramm Butter . . . . . =	240 W.-E.
80 bis 100 Gramm Brot . . . . . =	200—250 W.-E.
+ 40 Gramm Butter . . . . =	320 W.-E.
50 Gramm Käse (fett) . . . . =	195 W.-E.
	Sa. 1675—1725 W.-E.
	oder rund 1700 W.-E.
hierzu die 1100 W.-E. vom Morgen . . . =	2800 W.-E.
und der W.-E.-Gehalt des Weins (1 Liter) mit 10 Prozent Alkohol (= 100 × 7 = 700 W.-E.) und 2 Prozent Kohlehydrate (= 20 × 4,1 = 82 W.-E.), Stickstoffgehalt von 0,033 Prozent, zusammen	790 W.-E.
so ergibt sich eine Gesamttagessumme von	3590 W.-E.

Die erforderlichen Salze sind in diesen Nahrungsmitteln enthalten.

Nun ist noch ein Umstand zu erwähnen, der eben die Folge der fast völligen Ausnützung der obigen Nahrung ist: die leicht eintretende Verstopfung. Doch wird man durch Gewöhnung an eine bestimmte Zeit, durch Genuß von Honig morgens außer der Butter, durch das Mineralwasser usw. wohl imstande sein, dieser leichten Unannehmlichkeit abzuhelfen.

Neben der in dieser Weise sorgfältig geregelten Ernährung ist noch zwei wichtigen Erfordernissen Rechnung zu tragen.

Da die Haut besonders zur Leistung bei langdauernden und anstrengenden Wanderungen angeregt wird, ist es notwendig, durch tägliche Waschungen des ganzen Körpers die an die Hautoberfläche gedrungenen Hautdrüsensekrete fortzuschaffen, die Mündungen der Hautdrüsen offenzuhalten und die Durchströmung der Haut mit Blut zu befördern.

Zweitens ist eine sorgfältige Pflege der Füße, um größere Marschleistungen durchzuführen, selbstverständlich unbedingt erforderlich. Auch für die Füße sind ein- oder besser zweimalige tägliche kalte Waschungen, hier mit nachfolgender 92 prozentiger Spirituseinreibung, das beste Mittel.

Hierdurch werden die Absonderungen abgespült, die Haut wird in milder Weise gehärtet und infolgedessen widerstandsfähiger, ferner mit Blut besser durchströmt und hierdurch leistungsfähiger.

Bei dieser Fußpflege kommt es kaum zur Entstehung von Blasen.

Sollten doch Blasenbildungen aufgetreten sein, so wird genau in der gleichen Weise mit der Pflege fortgefahren; die Blasen dürfen nicht abgetragen werden, da sonst wunde, beim Gehen stark schmerzende Flächen entstehen würden, die eine Ruhepause von einem oder einigen Tagen erfordern würden.

Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß selbstverständlich bei Durchnässungen der Fußbekleidung abends diese gewechselt werden muß; unterwegs schadet es nichts, in nassen Strümpfen zu marschieren.

Eine kurze Bemerkung möge noch folgen bezüglich Gepäck und äußerer Ausrüstung.

Am zweckmäßigsten ist es, das unumgängliche Gepäck in einem Rucksack mit sich zu führen, der aber tunlichst nicht schwerer als drei Kilo sei. Diesen füllt man etwa alle 5—6 Tage an Orten, wohin man sich frische Wäsche schicken läßt, wieder neu.

Im übrigen gehört zur Ausrüstung: ein weicher Strohhut, ein Regenschirm, ein Reiseführer, ein Doppelfernglas, ein Trinkbecher, eine Flasche Spiritus (92 prozentig), 100 Gramm Salmiakgeist, ein kleines Flakon Toilettegegenstände.

Ob sich die obige Stoffwechselausnutzung, die von mir auf einer zwölftägigen Fußwanderung durch den Schwarzwald und einer anschließenden sechstägigen durch die Hochvogesen mit einer durchschnittlichen Tagesleistung von zehn Wanderstunden praktisch erprobt worden ist, für länger dauernde militärische Marschleistungen eignet, ob sie sich für den Stoffwechsel des wachsenden Menschen eignet, bedarf besonderer Untersuchungen und Beobachtungen.

Daß sie für den gesunden Erwachsenen zweckmäßig ist, wird bewiesen durch das subjektive Gefühl der erhöhten Leistungsfähigkeit während der Marschtage und nach Abschluß der ganzen Reise und objektiv ganz besonders durch die Leichtigkeit, mit der große Entfernungen zurückgelegt und große Niveaudifferenzen überwunden werden konnten.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Damenbildnisse der Berliner Gesellschaft.

Von Kurt Arnold Schmitten. — Hierzu 6 Spezialaufnahmen für die „Woche".

Der Kunstsalon von Keller und Reiner in Berlin hat eine Porträtausstellung von Damen der Berliner Gesellschaft veranstaltet. Obschon einzelne Bildnisse bereits in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entstanden sind, andere der jüngsten Zeit entstammen, erhebt die Sammlung durchaus nicht den Anspruch auf Vollständigkeit, aber die Namen der Maler, wie Oskar Begas, Norbert von Schrödl, Passini, Knaus, Vilma Parlaghy, Gussow, Kiesel, Sophie Koner, Leo von König, stellen immerhin eine lehrreiche Entwicklungsreihe dar, womit nicht gesagt sein soll, daß die Zweige, die hoch hinaus wollen, gerade die



Frau vom Rath. Gemälde von Norbert von Schrödl.

Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Frau Geheimrat Helfft. Bildnis von **Karl Gussow.**

die noch heute bei allen humanitären Bestrebungen zu den tonangebenden Damen zählt, grüßt uns vom Postament. Reinhold Begas schuf sie und bietet den Beweis für die Treffsicherheit Schrödls im Porträtieren. Neben ihm wirkte in jenen Tagen in dem gleichen Fach Oskar Begas, und in seinem Bildnis der Frau Konsul Friedemann sehen wir eine Vertreterin jenes Geschlechts, das über 1870 hinweg, getreu dem Berliner Boden, den Aufschwung Berlins bis in die Neuzeit mit durchlebt. Bei Josty an der Schloßfreiheit trank man seinen Kaffee, las seine Zeitung, richtete seine Taschenuhr nach der Uhr im Akademiegebäude, besuchte am Königsplatz die Raczynskische Bildergalerie und ging abends zu Kroll — numerierter Logenplatz 15 Silbergroschen — oder ins Königliche Opernhaus, um die Lucca und die Mallinger zu hören. Die Lucca! Das noch heute bei der Jugend beliebte Backwerk wurde in den Konditoreien als „Lucca-Augen" feilgeboten, und als die Diva kontraktbrüchig im Jahr 1872 Berlin den Rücken kehrte, hatten die Berliner wenigstens den Trost, ihre Mathilde Mallinger, die noch heute als Baronin Schimmelpfennig von der Oye unter uns Lebende, zu behalten. Jebens hat sie gemalt, die tüchtige Wagnersängerin fand einen tüchtigen Maler. Wie gut muß er seine Aufgabe gelöst haben, daß wir in den Zügen der jetzt Dreiundsechzigjährigen mühelos die Mallinger des Jahres 1875 erkennen! Dann tauchten die Namen neuer

reifsten Früchte getragen haben. Auch soll niemand auf eine lückenlose Vereinigung der Gesellschaft Berlins rechnen. Hat es eine solche im Sinne anderer Großstädte in Berlin überhaupt gegeben, gibt es sie heute? Kaum. So etwas entwickelt sich nicht von heute auf morgen; wer uns ein nach allen Richtungen hin ausgeglichenes Gesellschaftsleben an der Spree weismachen wollte, glaubt wahrscheinlich auch an das Wunder des Mangobaums, den der indische Gaukler vor unseren Augen aufsprießen läßt. Als Herr Tartarin aus Tarascon zwischen die Gäste des Rigihotels geriet, meinte er anfangs, inmitten eines einheitlichen Kreises zu sitzen, bis er beim Nachtisch die strenge Scheidung in eine Reis- und in eine Pflaumenpartei gewahrte; er hatte es also mit zwei sich schneidenden Kreisen zu tun, und wenn wir näher hinsehen, gewahren wir, wie sich der große farbige Kreis der Porträtausstellung in viele einzelne, durcheinanderspielende, sich kreuzende auflöst. Wie weit führen uns manche dieser Bildnisse zurück! Bis in das noch von der Stadtmauer umgürtete Berlin, wo sich auf dem Anhalter Platz die Lokomotiven bewegten unter warnenden Glockenzeichen und am Potsdamer Tor das Hauptvergnügen der heimwärts strebenden Ausflügler im Fleischschmuggel bestand. Damals war Norbert von Schrödl der gesuchte Porträtmaler. Die Büste der Frau vom Rath,



Frau Baronin Schimmelpfennig von der Oye (Mathilde Mallinger).
Gemälde von Professor Jebens.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY



Frau Konsul Friedemann. Gemälde von **Oskar Begas.**

Meister neben denen von Passini, Knaus und andern in der Großen Akademieausstellung am Cantianplatz auf. Das junge Berlin und die Zugewanderten, sie haben jene anmutige Kunstscheune neben dem Kupfergraben nicht mehr gesehen, wo im Frühjahr die Würfel um die goldenen Medaillen fielen. Es fehlte dem Staat an Geld, und zudem wirkte die Erkenntnis beruhigend, daß der eigentliche Wert eines

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diamanten auch durch die schlechteste Fassung nicht vernichtet werden kann. Also hin zum Cantianplatz. Ein gewisser Gussow, ein neuer Akademielehrer, hatte da etwas ausgestellt. Wer sich der übeln Nekrologe erinnert, die ihm von bewährten Kunstverkennern bei seinem Abscheiden gewidmet wurden, ahnt nicht, daß er der Bahnbrecher eines gesunden Naturalismus, einer der besten Porträtmaler gewesen ist. Die Farbenskizzen der damaligen Gussowschüler waren unweigerlich an dem grünen Hintergrund zu erkennen, wie die Zöglinge des Collegium germanicum in Rom, die gamberi cotti, an ihren roten Mänteln. Da mußte denn alles dem Meister gesessen haben; die Frau Reichenheim, die berühmte Dame in Weiß, das Ehepaar Arnhold, der Baurat von Kayser, der Dichter Julius Wolff und viele andere wurden uns im Bild vorgeführt. Bei Keller und Reiner erinnern die Porträte der Frau Elisabeth von der Heydt und der Frau Kommerzienrat Helfft an jene Schaffensperiode. Ueber den Wert dieser Meisterstücke braucht man keine Worte zu verlieren, es genügt ein Vergleich mit dem in der Nachbarschaft Aufgehängten; das reicht trotz tüchtigen Könnens nicht an diese ehrliche Farbengebung heran. Damit soll nicht gesagt sein, daß Theodor Wedepohl und die gleichfalls vorzügliche Sophie Koner nicht eine hohe Klasse besäßen: Die Bildnisse der Frau Gräfin von Normann und von Frau Else Kunheim legen vollgültig



Frau Gräfin von Normann.
Bildnis von **Theodor Wedepohl.**



Frau Else Kunheim. Gemälde von **Sophie Koner.**

Zeugnis dafür ab, und wenn wir einem Lenbach begegnen, werden wir uns nicht den Kopf darüber zerbrechen, ob er dem Gebot der Porträtähnlichkeit Genüge geleistet hat. Damit stehen wir allerdings vor der heiklen Frage: muß ein Porträt ähnlich sein? In diesen Sälen, wo so viele schöne, kluge, stolze Augen aus dem Rahmen schauen, scheint die Frage überflüssig, und ein Meister wie Rodin, sozusagen einer vom Handwerk, hat sie ohne weiteres bejaht. Das scheint auch das Natürliche zu sein, zumal bei Damen, bei denen die Höflichkeit verbietet anzunehmen, daß sie möglichst unähnlich gemalt zu werden wünschen. Und doch ist dieser Grundsatz, wie der Augenschein lehrt, von einer jüngeren Richtung zum alten Eisen geworfen worden, und darum sollte jede Dame, die den Beruf zur Ahnfrau in der Familiengalerie in sich fühlt, in der Wahl ihres Porträtisten wohl recht vorsichtig sein. Es gibt eben im Porträtfach gleichfalls eine Reis- und eine Pflaumenpartei, und diese liebt es, die künftige Ahnfrau zum Versuchskaninchen ihrer Palettenlaune zu machen, so daß die Opfer — ich überlasse es den Besuchern, sie herauszufinden — vollkommen der aristotelischen Begriffsbestimmung des Dramas entsprechen und Furcht und Mitleid erregen. Diese Malweise, auf Charakteristik und malerische Wirkung erpicht, kennt kein Erbarmen. Da möchte ich wenigstens denen, deren Porträte den Ansprüchen der Modernen an Unähnlichkeit nicht entsprechen, zum Trost Fontanes Aeußerung mit auf den Weg geben: „Ich gehöre nicht

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu den Leuten, die alles Gewicht auf das Charakteristische und Eigenartige legen. Es gibt auch ein Ding, was man Schönheit nennt. Vieles in der Kunst soll vor allem schön sein, und wenn diese Bedingung alsdann nicht erfüllt wird, so rettet es den Künstler nicht, wenn er hinterher versichert: ja, ich habe aber doch charakterisiert." Mit dieser Segelanweisung wird man sicher zwischen den Klippen unversöhnbarer Theorien hindurchsteuern und sich an der Frauenschönheit erfreuen, die sich im Reifrock ebenso anmutig zu geben weiß wie im antikisierenden Gewand. Keine Mode ist ihr wirklich gefährlich, sie weiß sich mit jeder abzufinden, jeder anzubequemen, nur vor den Malereimoden muß sie sich hüten. Lieber sich „bloß" von einem Velasquez porträtieren als von einem Greco verondulieren lassen bis zur Unkenntlichkeit.

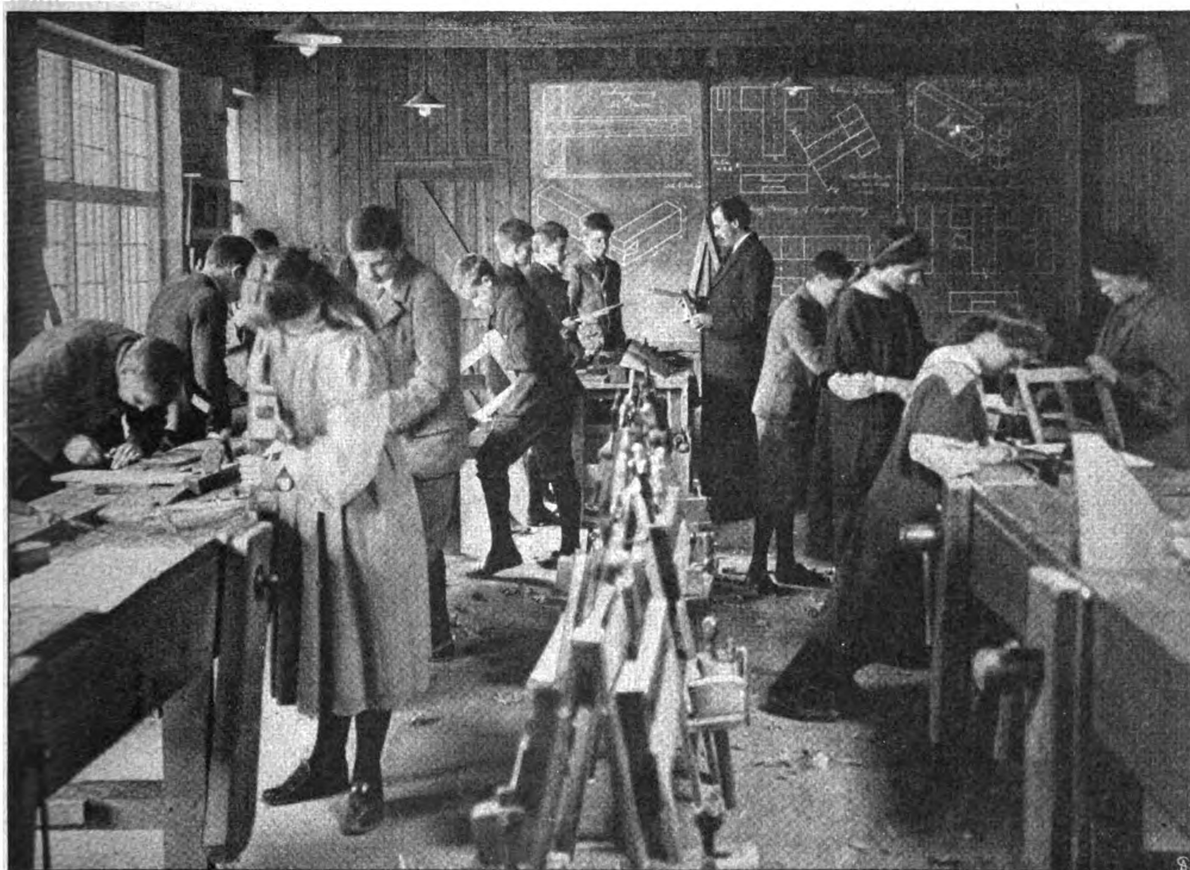
Ein englisches Erziehungsheim.

Von Dr. Elisabeth Munzinger. — Hierzu 9 Aufnahmen.

Unter den mancherlei Erziehungsproblemen, an deren Lösung unsere Zeit arbeitet, ist die Frage der gemeinschaftlichen Erziehung von Knaben und Mädchen nicht die wenigst umstrittene. Hier glaubt man durch Koedukation sittliche Gefahren heraufzubeschwören, die zarteren Mädchennaturen zu überanstrengen, dort hofft man davon glückliche Ergänzung der persönlichen Eigenart, Ueberbrückung des Mißtrauens, das immer mehr zwischen den Geschlechtern erwächst, und durch natürliche Kameradschaft und Gemeinsamkeit der Interessen ein neues Zeitalter, in dem unwürdiger Flirt und gewissenlose Koketterie überwunden sind in dem gegenseitige Achtung und wahre Liebe Geschlechter und Menschheit umfassen.

Wo im Streit und Widerstreit theoretischer Ideen persönliche Meinung in Verwirrung gerät, da wirkt oft genug ein Wunder an Klarheit einfache Anschauung. „Denn an ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen."

In diesem Sinn überzeugte ein mehrwöchiger Aufenthalt in Bedales, inmitten des Systems und in täglicher Berührung mit seinen Objekten, von den Resultaten sorgsam und einsichtsvoll geleiteter Koedukation.



In der Schreinerwerkstatt.

Bedales wurde im Jahr 1893 auf dem Land in Sussex gegründet. Zu Anfang nur für Knaben. Im ersten Trimester waren es drei Knaben, 1898 war die Zahl auf 50 gestiegen, und nunmehr wurde beschlossen, die Schule auch Mädchen zugänglich zu machen. Die Schule wurde nach ihrem jetzigen Wohnsitz, einem ausgedehnten, 120 Morgen großen Gut in Hampshire, verlegt. Von Jahr zu Jahr wuchs die Zahl der Schüler und Schülerinnen und mit ihnen die Schul-

Digitized by Google | Original from CORNELL UNIVERSITY

zwecken dienenden Baulichkeiten. Heute befinden sich in Bedales 96 Knaben und 48 Mädchen zwischen 11 und 19 Jahren und 26 Knaben und 12 Mädchen unter 11 Jahren. Dieser Einteilung entsprechend sind es 3 Hauptgebäude in Bedales, die Knabenschule, in der aller wissenschaftlicher Unterricht stattfindet für die älteren Knaben und Mädchen, das Wohnhaus der Mädchen von 11—19 Jahren und die sogenannte Juniorschule



Zeichnen und Malen nach der Natur.

für Knaben und Mädchen unter 11 Jahren, die mit den älteren Kindern fast kaum in Berührung kommen. Außerdem dienen 11 Baulichkeiten Schulzwecken, darunter: ein Sanatorium, Farmgebäude, Werkstätten, Turnhalle, Maschinenhaus, Lehrerhaus usw. Das überall im englischen Leben zur Geltung gebrachte System der Selbstverwaltung ist auch in Bedales ausgebildet. Es wird repräsentiert durch die „Prefects", die von dem Direktor nach Besprechung mit den bereits vorhandenen Prefects ausgesucht werden. Bei der Wahl ist nicht allein die intellektuelle Fähigkeit ausschlaggebend, sondern ebenso die allgemeine Befähigung, Autorität auszuüben. Es sind in der Regel 3 Schulprefekten (2 Knaben, 1 Mädchen), die in jeder Schulabteilung volle Autorität besitzen und nach eigenem Ermessen Strafen erteilen können. Daneben gibt es 7 Hausprefekten (5 Knaben, 2 Mädchen), deren Autorität auf ihr eigenes Haus oder auf die ihnen speziell übertragene Abteilung beschränkt ist. Ihre Strafbefugnis hat engere Grenzen als die der Schulprefekten. Außerdem sind in jedem Haus sogenannte „Captains", d. h. Vorstände der Schlafsäle, die für die Ordnung ihres Saales verantwortlich sind, oder Vorstände von wissenschaftlichen Gesellschaften, von Spielen, der Feuerwehr usw. Diese haben keinerlei Strafbefugnis und bilden das Durchgangstadium zum eigentlichen Prefekten, dessen Autorität durchaus ebenso anerkannt ist wie die eines Lehrers. Was den wissenschaftlichen Unterricht anlangt, sind wir in Deutschland wohl noch immer im Vordertreffen. Nur darauf möchte ich aufmerksam machen, daß in Bedales fast alle Arbeit im Unterricht geleistet wird und Aufgaben für die einzelnen Stunden erst in beschränktem Maß bei den älteren Kindern vorkommen. Ganz außerordentlich sind die mathematischen Leistungen, dank einer vorzüglichen Anfangsmethode, die es ermöglicht, daß 11 jährige Kinder mit X- und Y-Gleichungen, mit Potenzen, mit geometrischen Konstruktionen und Berechnungen und last not least mit Wesen und Berechnung von Kurven so vertraut sind, daß sie ohne besondere Schwierigkeiten später in das Gebiet der höheren Mathematik, der Differential- und Integralgleichungen, eingeführt werden können.



Meiereiarbeit der Zöglinge.

Nach der Mathematik sind es besonders die Naturwissenschaften, die dem Interesse und dem Verständnis der Kinder nahegebracht werden. Beobachtungen im Schulgarten, auf Exkursionen, auf der kleinen Wetterstation der Schule bilden hier die Grundlage. Jeden Tag wechseln 2—3 jüngere Kinder bei den Wetterbeobachtungen unter Anleitung von 2 älteren, ständig

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit den Wetterberichten vertrauten Knaben. Sie lesen die Höhe von Baro-, Thermo- und Hygrometer, prüfen den Regenmesser, zählen die Sonnenstunden des vorhergehenden Tages, registrieren die Windrichtung, Mondphase, Sonnenhöhe usw. Die hier gebrauchten Instrumente dienen als Grundlage des physikalischen Unterrichts, während die Chemie sich mehr der von Mädchen und Knaben erlernten Milchwirtschaft und Kochkunst als wichtiger und praktischer Grundlage bedient.

Besonderer Pflege erfreut sich die Musik. Weit über dem gewöhnlichen Schulniveau stehen die Orchester- und Chorleistungen. Es existieren zwei Schulorchester, ein Senior- und Juniororchester. Dieses besteht teilweise aus lächerlich kleinen Wichten (Abb. untenst.), denen man es noch gar nicht zutraut, daß sie sachverständig ein Andante von Mozart oder das Finale aus Webers Oper „Euryanthe“ durchführen können.

Auch der Wert der Handarbeit für die Erziehung ist in Bedales voll und ganz erkannt. Sie ist in das Schulprogramm ausführlich aufgenommen,



Das „Junior-Orchester.“

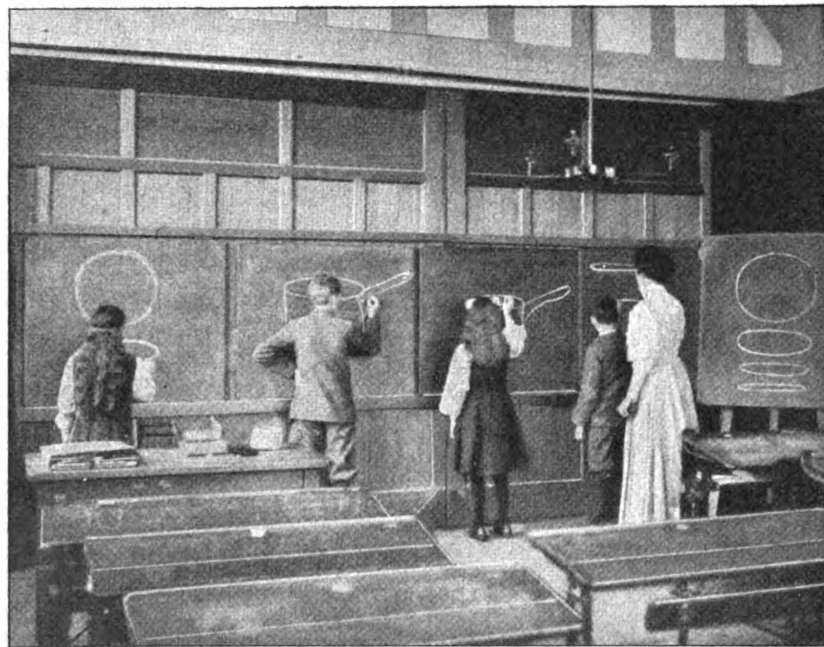


Ein englisches Erziehungsheim: Geographiestunde.

Generated on 2019-06-06 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

teils wegen der allgemeinen Ausbildung von Auge und Hand, teils aber auch wegen der Vorteile, die sie in verschiedenen Berufen und in vielen Interessen des täglichen Lebens bietet. Auch finden die kindlichen Schaffensimpulse hier zeitgemäße Ausdrucksmöglichkeiten, und der Wunsch, anderen mit den von ihnen angefertigten Gegenständen eine Freude zu machen, bildet ein Motiv der Selbstbetätigung, die besonders in den ersten Erziehungstufen aufs natürlichste Muskelkraft und Intellekt entwickelt. Im späteren Schulalter bildet die Handarbeit eine gesunde Abwechslung und Ausspannung von den wachsenden Ansprüchen an Kopfarbeit und den einzigen Ersatz für die Arbeit, die sonst von Kindern in Familie und Haus verlangt wird. Von Handarbeiten werden in Bedales getrieben: Schreinerei, Schnitzerei, Schmiedearbeit, Drehbankarbeit, Kochen, Nähen, Lederarbeit, Zeichnen, Buchbinderei, Körbeflechten, Töpferei usw. Unter diesen möchte ich einige Worte über das Zeichnen sagen. Der erste Zeichenunterricht wird als Tafelzeichnen erteilt. Die Kinder müssen mit Kreide aus freier Hand zuerst Linien, Bogen, Kreise, dann einfache Gegenstände auf eine Wandtafel zeichnen. Mit der rechten, der linken Hand und mit beiden Händen gleichzeitig. Später wird nach der Natur, oft mit Buntstiften oder Aquarellfarben, sogenanntem Brushwork, bei dem ohne Bleistift sofort mit dem Pinsel nach der Natur gemalt wird, gearbeitet. Bei allem naturwissenschaftlichen Unterricht und besonders auch bei der Schreinerei wird von den Kindern, den Knaben sowohl wie den Mädchen, viel und recht gut gezeichnet.


Fortgeschrittene Zeichenklasse.


Erster Zeichenunterricht.

Auch draußen in Feld und Garten und auf den Spielplätzen ist für alle ein Gebiet der Tätigkeit, freiwillig oder zwangsweise. Denn als Strafe figurieren für die Knaben neben dem Extraturnen gern Extraarbeiten in Garten und Feld, die nicht gerade besonders interessant und daher als Strafe empfunden werden, z. B. Planierungsarbeiten, Rüben ausmachen u. a. m. Die Nachmittage dienen entweder dem Spiel, Fußball und Kricket für die Knaben, Tennis, La Crosse und Hokkey für die Mädchen oder der Arbeit im Schulgarten. Ueberhaupt wird reichliche Bewegung in frischer Luft als ein ebenso wichtiges hygienisches Moment erachtet wie naturgemäße Kleidung und Ernährung. Jeden Morgen muß jedes Kind, dem nicht ein besonderes Amt zuerteilt ist (z. B. Milch holen aus der Meierei, Geflügel füttern usw.), einen fünf Minuten langen Lauf machen. Erlaubt an Nachmittagen das Wetter keine Spiele und Draußenarbeiten, so wird ein sogenanntes Wetrun, das heißt ein zehn bis fünfzehn Minuten langer Lauf im Freien, ausgeführt.

Sehr gern gesehen wird — wenn es auch nicht obligat ist — das Reiten, wozu je zweimal wöchentlich Gelegenheit gegeben ist. Mädchen reiten hier stets im Reitsitz. Aber auch im Hause wird durch Turnen und Tanzen, durch Boxen und Fechten der Körper trainiert.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Besprengen der Obstbäume im Schulgarten.

Die Mädchen haben schwedisches Turnen, die Knaben auch schwieriges Geräteturnen. Im Tanzen wird zweierlei gelehrt: die modernen Tänze, Mazurka usw. und altenglische Figurentänze, wie die Morris- und andere Tänze. Boxen wird ausschließlich von den Knaben gelernt, die Fechtkunst hingegen wird von beiden, von Knaben sowohl wie Mädchen, getrieben.

Auf rationelle Kleidung wird großes Gewicht gelegt. Korsett und steife Kragen sind verpönt. Knaben tragen weißes Flanellhemd, Kniehosen und lose Jacke, ferner die Bedalschen roten Schlipse und Mützen, Mädchen eine Bluse, Tuchhosen und ein kurzes Tuchüberkleid und gleichfalls eine rote Mütze. Jeden Morgen muß jedes normal gesunde Kind ein kaltes Schwammbad oder Dusche nehmen, das eigentliche Waschen wird abends besorgt und bei kleinen Kindern von der „Matrone" (Hausdame) kontrolliert. Mahlzeiten finden für die Kinder drei statt. Morgens um 7½ Uhr genießen sie ein reichliches Frühstück mit Milch oder Kakao mit Porridge (Hafergrütze), mit Fisch oder Fleisch, mit Brot und Butter und Marmelade oder Früchten. Das Mittagessen um 1 Uhr besteht aus einer Fleischspeise mit zwei Gemüsen und einer süßen Speise. Um 6 Uhr abends wird die letzte Mahlzeit eingenommen: Milch oder Kakao, Butterbrot, Marmelade, Früchte. Im Lauf des Vormittags oder Nachmittags werden außerdem unter der Hand einige Kakes, irgend ein Gebäck oder kleine Kuchen verzehrt.

Jedem Kinde ist die Pflege einer besonderen Liebhaberei, soweit sie in den Rahmen der Schule paßt, gestattet. Neben dem Photographieren werden mit Vorliebe Tiere gehalten: Hühner, Tauben, Vögel, Kaninchen usw.



Unterricht im Freien.

Leider ist es hier nicht möglich, auf weitere englische Erziehungsmethoden im allgemeinen und Bedalessche Prinzipien im besonderen einzugehen. Hier sollte nur eine kurze Erläuterung die von einem Schüler aufgenommenen Bilder begleiten und auf eine Anstalt aufmerksam gemacht werden, die in vollkommener Weise das Problem der Koedukation gelöst zu haben scheint.

Erste Liebe.

Skizze von Georg Busse-Palma.

„Spottet mir nur nicht über die erste Liebe", sagte mein Freund Larisch nachdenklich. „Ich bin überzeugt, daß sie oft genug das ganze künftige Gefühlsleben beeinflußt. Irgendeine kleine Eigentümlichkeit weiblicher Schönheit, an der unser Blut sich zum erstenmal erwärmt, bleibt immer in der Erinnerung unseres Herzens zurück und verliert nie mehr seine Anziehungskraft.

Wenn ich an all die Mädchen und Frauen denke, in die ich schon mal verliebt war — und das sind nicht wenige, da ich um hübsches Weibsvolk immer herum war wie der Ligusterschwärmer um die Hundsnelken — dann sehe ich alle Formen und Farben kunterbunt durcheinander. Blonde und schwarze, zarte und sehnige, griechische Profile und stumpfnäsige, wie sie Gott eben auf der großen Liebeswiese zu verstreuen pflegt. Eins haben aber alle gemeinsam: ein schlankes, feines Hälschen, ähnlich dem Hälschen, auf dem mein Mund zum erstenmal seine Kinderküsse verlor.

Ich will dir die Geschichte mal erzählen.

* * *

Meine Mutter wohnte eine gute Strecke weit hinter der märkischen Landstadt, in der ich zur Schule ging. Unser Häuschen lag ganz einsam in einer der üblichen Havellandschaften: Kiefern rechts und links, auf den Wegen knietiefer Sand, so dünn und weiß, als ob der Müller ihn aus dem Mehlsack verloren, zum Fluß hinab feuchte Wiesen und zwischendurch wundervolle Heidestrecken mit tiefen Kuhlen, in denen man nicht gesehen

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden konnte und selbst nichts anderes sah als etwa einen nickenden Erikazweig, eine trinkende Biene und den Himmel darüber. In einer dieser Kuhlen lag ich eines Nachmittags zur seligen Zeit der großen Ferien als zwölfjähriger und schlief.

Mit einem Mal wurde ich durch seltsame Töne geweckt, die ich in dieser seligen Verschollenheit durchaus nicht gewöhnt war. „Ratata, Ratata" — dünn und hart, als ob eine Kindertrommel geschlagen würde, scholl es zu mir herüber. Dazwischen schrillte ein heiserer Vogelschrei, ein Geräusch wie von heftig bewegten Flügeln wurde vernehmbar, und gleich darauf rief eine helle Mädchenstimme: „Pfui, Hansi!" —

Leise drehte ich mich auf den Bauch und schob mich höher hinauf, bis ich über den Rand meiner Mulde hinwegsehen konnte.

Da sah ich wenige Schritte vor mir ein großes, ungefähr dreizehnjähriges, schwarzhaariges Mädchen stehen, in ausgewachsenem weißem Kleidchen, mit nackten Beinen, die Füße aber in zierlichen, wenn auch angeschmutzten Tanzschuhen. Kurz vor ihr lag ein kleiner, kränklicher Junge im Heidekraut, und zwischen beiden saß ein feister Hase, der eine Trommel schlug, die ihm um den Hals hing, während eine Krähe mit gespreizten Flügeln und tückisch zurückgebogenem Hals nach seinem Trommelschlag tanzte.

Wie eine Feder schnellte ich in die Höhe und sprang mit einem Satz aus meiner Vertiefung heraus. Aber da machte der Hase, durch mein plötzliches Erscheinen erschreckt, einen noch gewaltigeren Satz, schlug mit zurückgelegten Löffeln einen Haken, schoß Kobolz über die Trommel, die ihm zu tief am Leib herabhing, und war dann im Nu verschwunden. Scheußlich krächzend stolperte die Krähe hinter ihm her.

Das Mädel drehte sich auf der linken Hacke wie im Kreisel zu mir herum. „Konntest du nicht vorsichtiger kommen, du dummer Junge!" schrie sie mich an.

Aber dann achtete weder sie noch der Knabe weiter auf mich. Laut lockend: „Murks, Murks! Komm, mein braver Murks! Komm, Hansi!" schritten sie den Flüchtlingen nach. Die Krähe kam auch bald wieder zum Vorschein, der Hase aber ließ sich suchen, bis er endlich dicht vor den Füßen seiner Herrin aus dem Heidekraut feist und braun auftauchte und sich selbst mit kurzem Trommelschlag wieder zur Stelle meldete.

Als Mensch und Tier wieder auf dem alten Platz vereint waren, wagte ich es, eine Unterhaltung zu beginnen, in deren Verlauf ich mich über die Personalien meiner seltsamen Heidebesucher unterrichtete.

Diese waren: Murks, der Hase, Hansi, die Krähe, und Rosa und Benjamin, Kinder des chaldäo-persischen Magiers und Geisterfürsten Abdul-ben-Schah, genannt die Verwunderung der Welt.

Bei diesem flammenden Titel schlug Murks freiwillig Generalmarsch, Hansi krächzte, und ich bekam beinah die Maulsperre.

* * *

Meine Mutter war von meiner neuen Freundschaft durchaus nicht so entzückt wie ich.

„Das werden die Kinder des Schaubudenbesitzers sein, der seit gestern in der Stadt ist", erwiderte sie auf meinen phantastischen Bericht sehr nüchtern. „Gauklerkinder! Aber meinetwegen, wenn du sie schon mal eingeladen hast, so mögen sie ruhig kommen. Himbeeren haben wir ja genug im Garten!"

Am andern Tage führte ich Benjamin und Rosa zu ihr. Bekleidet waren beide wie bei unserer ersten Begegnung ein bißchen dürftig und ausgewachsen, aber Rosa hatte zu meiner Genugtuung wenigstens Strümpfe an. Bei der Begrüßung hob ihr meine Mutter das Gesichtchen prüfend in die Höh.

„Potztausend, Mädchen! Du bist ja eine kleine Schönheit!" sagte sie freundlich.

Ich strahlte vor Stolz, als ob das Lob mir gegolten hätte. Und wohl zum erstenmal in meinem Leben sah ich ein Mädchen auf seine Schönheit hin an. Ihr Köpfchen war klein und leicht gebräunt, die Nase stand ihr schmal und keck im Gesicht, und ihr Mund war tiefrot. Am längsten aber weilte mein Auge schon damals auf ihrem schlanken, zarten, wunderfeinen Hals.

Dann sprangen wir in den Garten, tranken Kaffee, pflückten Himbeeren und waren so harmlos unvernünftig vergnügt, wie es eben nur Kinder sein können.

Während der wenigen Nachmittagstunden, in denen sie nicht von Abdul-ben-Schah, ihrem geisterfürstlichen Vater, gebraucht wurden, waren die beiden nun täglich bei mir. Von vornherein konnte aber kein Zweifel daran sein, daß mich Rosa weitaus mehr anzog als der schwächliche Benjamin. Als echter Junge hatte ich die übrigen Mädel meiner Bekanntschaft immer als Wesen eingeschätzt, mit denen nichts Rechtes anzufangen wäre. Bei Rosa jedoch, die mir als Fremde wie aus einer fremden Welt entgegengetreten war, berührte mich das Andersgeartete als etwas Neues, Beunruhigendes und doch Verlockendes.

Ich empfand ein lebhaftes Bedürfnis, sie zu beschäftigen und mich mit ihr zu schaffen zu machen. Da mir aber alle Formen der Galanterie fremd waren, verkleidete sich dies Verlangen in die üblichen Knabenunarten: ich knuffte sie, zog sie am Zopf und war selig, wenn ich sie bei einer Katzbalgerei auf die Erde schmeißen konnte. Leider gelang mir das letzte nur allzu selten. Sie war unendlich geschickter und geschmeidiger als ich.

„Ich turne ja schon längst auf der Bühne!" sagte sie lachend, als ich mich wieder einmal über ihre seltsamen Kletter- und Springkünste erbost hatte.

Auf der Bühne! Großer Gott, ich hätte alle Schätze Brandenburgs hingegeben, wenn ich nur einmal einer Vorstellung hätte beiwohnen dürfen! Aber in dieser Hinsicht schien meine Mutter unerbittlich.

„Du bist sowieso schon ein kleiner Phantast und hast gerade genug Raupen im Kopf. Ueberdies dauert es zu lange. Es würde gegen elf Uhr werden, ehe du in dein Bett kämst, und das ist zu spät für dich!"

Damit lehnte sie meine täglich erneuten stürmischen Bitten tagtäglich ab, und alles Schmeicheln und Schmollen war vergebens.

So waren annähernd vierzehn Tage vergangen, als Rosa eines Nachmittags mit zierlichem Knicks an meine Mutter herantrat und ihr in einem Briefumschlag zwei Eintrittskarten zur „letzten, allerletzten großen Galavorstellung" überreichte.

„Vater bedankt sich sehr, daß gnädige Frau uns so gut aufgenommen haben, und läßt schön bitten, uns mit Otto doch wenigstens am letzten Abend die Ehre zu geben", sagte sie artig. „Es sind auch die besten Plätze", fügte sie nicht ohne Stolz hinzu.

Ich sah wohl, daß diese Freikarten meiner Mutter durchaus keine Freude machten. Diesmal konnte sie

Generated on 2019-06-06 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

unsern vereinigten Bitten aber nicht widerstehen. So sagte sie denn zu, und abends gegen halb acht standen wir richtig auf dem Schweinemarkt der kleinen Landstadt vor dem mit schreienden Plakaten überladenen Zelt Abdul-ben-Schahs.

Gleich an der Kasse begrüßte uns Rosa. Sie trug einen langen Lodenmantel und war hochfrisiert wie eine Dame, so daß ich mit scheuer Verwunderung zu ihr aufsah. Als sie sich von meiner Mutter ab- und mir zuwandte, glitt der nur lose zusammengeschlagene Mantel auseinander, und ein rosafarbiges Trikot wurde als ihre einzige Bekleidung sichtbar. Ich hatte noch nie ein Mädchen in einem ähnlichen Kostüm gesehen und wurde ganz verwirrt.

„Gefall ich dir?" fragte sie lächelnd.

Aber dann sah sie wohl, daß ich mehr erstaunt als entzückt war. „Paß nur mal auf, wie hübsch ich angezogen bin, wenn ich enthauptet werde", flüsterte sie mir zu.

Ein kalter Schauer lief mir über den Rücken.

„Wenn du enthauptet wirst?" fragte ich angstvoll.

Aber da schoben mich schon Nachdrängende von ihr fort, und an der Hand meiner Mutter betrat ich das für meine damaligen Begriffe feenhaft erleuchtete Zaubertheater, in dessen Wunderwelt meine kindliche Phantasie sofort mit Haut und Haaren versank.

Ein Musikautomat setzte mit einer rauschenden Ouvertüre ein, der Vorhang glitt empor, und Abdul-ben-Schah, der chaldäo-persische Magier, stand weißbärtig und würdevoll vor uns. Er trug eine spitze, mit allerhand Hieroglyphen bestickte Mütze, ein lang herabwallendes Priestergewand und führte, leise Beschwörungen singend, einen Zauberstab aus poliertem Ebenholz durch die Luft.

Im Nu erloschen die Lampen, der Zuschauerraum verdunkelte sich, und durch das rote Licht, das die Bühne in mystische Dämmerung tauchte, flogen bläulich funkelnde Feuerbälle. Abdul-ben-Schah jonglierte.

Mit seinem wallenden weißen Bart und in der geheimnisvollen Gewandung, von den farbigen Bällen umkreist, erschien er meiner glühenden Phantasie wie Gottvater, der Planeten aus seinen Händen rollen läßt und ihnen immer aufs neue Bahn und Ziel weist. Aber dann erlosch eine Kugel nach der anderen und kehrte in den Urgrund aller Dinge, in die bauschigen Aermel des Schöpfers zurück. Schließlich kreiste nur noch eine, größer und leuchtender als die versunkenen, um des Magiers Haupt, bis sie, breite Feuergarben nach allen Seiten schleudernd, klingend zerplatzte, die rote Dämmerung von weißer Helle verdrängt wurde und Abdul-ben-Schah sich dankend vor dem klatschenden Publikum verneigte.

Unter ähnlichem Hokospokus verging noch eine gute Stunde. Rosa, in dem eng anliegenden Trikot, das jede Linie ihres schmalen Körpers deutlich hervortreten ließ, turnte am Trapez und schlug, an den Zehen herabhängend, den Takt für Murks und Hansi, die danach trommelten und tanzten; Ziehharmonikas flogen durch die Luft und spielten, ohne daß eine Hand sie berührte; musikalische Giftschlangen folgten in schillernden Windungen den Locktönen einer Flöte, die Benjamin, in der Tracht eines indischen Knaben, blies; und zuletzt verwandelte sich die Bühne in einen prunkvollen orientalischen Saal. Der Clou des Abends: „Die Liebe der Prinzessin Sobeïde", ging in Szene.

Abdul-ben-Schah saß, Tschibuk rauchend, auf einem roten Thronsessel, und neben ihm stand Sobeïde, die erlauchte Prinzessin, die ich als gewöhnliche Rosa noch einige Stunden vorher in zärtlicher Respektlosigkeit geknufft hatte. Ein Gewand aus schneeiger Seide umhüllte weit und faltig ihren jungen Leib. Eine blitzende Agraffe hielt es vorn auf ihrer Brust zusammen. Diamanten funkelten in ihrem Haar, und eine Kette weißer Perlen umschlang mattglänzend ihr feines Hälschen.

Gar nicht mehr kindlich, fraulich reif und hoheitsvoll erschien sie mir in dieser Tracht, meine Augen brannten in scheuer Lust und verwandten keinen Blick von ihr.

Da schmetterten Trompetensignale. In feierlichem Aufzug, unter Anführung eines muskulösen Negers, der nur mit einem blutroten Lendenschurz bekleidet war, erschien eine Schar Türken in Turban und Pluderhosen. Jeder trug eine silberne Schüssel, die bis an den Rand mit farbigen Edelsteinen gefüllt war. Niederkniend überreichten sie diese dem Magier, im Auftrag des Sultans von Byzanz dafür die schöne Sobeïde begehrend.

Mit leisem Schreckenschrei reckte Sobeïde abwehrend beide Arme gegen sie. Nie, so schwur sie beim Bart des Propheten, würde sie seinen Harem betreten. Sie liebe und sei bereits das heimliche Weib eines armen jungen Dieners. Ein fürchterlicher Auftritt voll pathetischer Drohungen, Bitten und Tränen folgte diesem Bekenntnis, der damit endete, daß der entmenschte Vater sie zum Tode verurteilte.

In heftigem Schrecken zuckte ich zusammen. Für mich waren diese Vorgänge ernsteste Wirklichkeit. Zitternd beugte ich mich vor, schwankend zwischen der Furcht, daß jetzt etwas Entsetzliches geschehen müsse, und der Hoffnung auf irgendeine überraschende Wendung zum Guten. Aber da ergriff der rotbeschurzte Obereunuche Sobeïde auch schon und warf sie auf einen mit schwarzem Samt ausgeschlagenen Tisch, Abdul-ben-Schah zückte sein Schwert, die Klinge funkelte durch die Luft, sauste nieder, nieder auf ein wunderzartes, feines Hälschen, und mit einem gellenden Aufschrei: „Rosa! Rosa!" sprang ich von meinem Platz empor. Ich wollte auf die Bühne, um noch im letzten Moment das Entsetzliche zu verhüten. Aber da sprang schon ein Strahl roten Blutes wie ein Springbrunnen vor mir durch die Luft, ich fühlte mich zurückgerissen, es wurde mir ganz schwarz vor den Augen, und ohnmächtig sank ich um. Als ich wieder zum Bewußtsein kam, hielt unser Jagdwagen bereits vor unserem Haus.

„Das hat man nun davon!" sagte meine Mutter klagend. „Es war doch nur ein Spiel, mein armer Junge. Rosa lebt und ist ganz gesund."

Am andern Tag, schon in aller Frühe, stand sie auch wirklich wieder leibhaftig vor mir. Sie kam, um sich bei meiner Mutter zu entschuldigen und gleichzeitig Adieu zu sagen. Benjamin mußte schon beim Packen helfen, und so wanderten wir nach kurzem Aufenthalt dann allein noch einmal Hand in Hand über unsere alten Spielplätze. Auf der gleichen Stelle, wo wir uns kennen gelernt hatten, setzten wir uns traurig in das blühende Heidekraut.

— „Ob ich wohl noch einmal wiederkommen werde? meinte Rosa nachdenklich. „Vielleicht im nächsten Jahr, vielleicht ziehn wir aber auch nach Oesterreich hinein."

Ich wollte antworten, als mein Blick plötzlich wie gebannt an ihrem Hals hängenblieb. Unter dem schwarzen Samtband, das ihn heute umschloß, war ein feiner, roter Blutstrich sichtbar geworden.

„Was ist das?" fragte ich zitternd.

Generated on 2019-06-06 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

Rosa lachte verlegen und zog das Hälschen tiefer in ihr Kleid hinein.

„Daran bist du schuld", sagte sie dann leise. „Du mußt nämlich wissen: wenn ich so wie gestern auf den Tisch geworfen werde, dann lege ich meinen Kopf in eine Oeffnung, die ihr von unten nicht sehen könnt, und das, was mein Vater durchschlägt, ist nur ein Wachskopf mit einer Blutblase. Aber wie du so gellend meinen Namen schriest, da zuckte ich auf, und mein Vater hat mich wirklich ein bißchen getroffen."

Sie öffnete das oberste Blusenhäkchen, schob das Samtband in die Höhe und zeigte mir die winzige Wunde.

„Es tut aber gar nicht weh", setzte sie vergnügt hinzu.

Schaudernd schloß ich die Augen. In meiner lebhaften Phantasie malte sich das ganze Unglück, das ich durch mein törichtes Benehmen hätte anrichten können. In stürmischer Aufwallung umhalste ich sie und drückte, als ob ich damit etwas gutmachen wollte, einen langen, losen Kinderkuß auf den roten Strich.

Rosa kicherte: „Laß doch! Das kitzelt so!" Dabei fühlte ich aber deutlich, wie sie ihren Hals fester gegen mich drängte, ich spürte das rasche Pulsen ihrer Adern, wie ein warmer Duft schlug es mir aus ihrer Haut entgegen, und plötzlich schoß eine fremde, brennende Glut in meine Lippen. Die erste Leidenschaft blühte jäh und unvermittelt in mir auf, und wie ein Sinnloser küßte ich sie, bis ich mich heftig zurückgestoßen und Rosas Augen groß und seltsam schillernd auf mir ruhen fühlte.

Da überfiel mich eine grenzenlose Beschämung. Ich sprang auf und flog über die Heide, ohne mich noch ein einzigesmal umzusehen, in die Kiefernschonung vor meinem Elternhaus. Dort warf ich mich zu Boden und schluchzte, ohne zu wissen warum, lange vor mich hin.

* * *

Ich habe Rosa niemals wiedergesehen.

Geraume Zeit ging ich wie ein Verstörter umher und träumte jede Nacht von dem feinen, schlanken Hälschen und feinen, warmen Duft. Allmählich verblaßte aber ihr Bild, um nur noch ab und zu bei guter Gelegenheit wieder in mir aufzutauchen.

Erst in reiferen Jahren erkannte ich, wie treu mein Blut die Erinnerung an sie bewahrt hat. Noch heute, wenn ich ein niedliches Mädchen sehe, dessen Hälschen ebenso zart und fein ist, wie das der beinah enthaupteten kleinen Prinzessin Sobeïde war, wird mir mitunter ganz eigen zumute. Dann ist es mir, als ob Murks wieder die Trommel schlüge und Hansi dazu tanzte, und wieder fühl ich die erste rote Welle sehnsüchtigen Liebesgefühls in meine Lippen strömen.

Das Hälschen haben sie auch alle gemeinsam, alle die fröhlichen, sonst so verschiedenen Schmetterlinge, die ich auf Gottes großer Liebeswiese einfangen durfte — —

Landwirtschaftlicher Unterricht bei den Franzern.

Von Landwirtschaftslehrer A. Brenning, Berlin. — Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

Es sind jetzt zwei Jahre her, daß das preußische Landwirtschaftsministerium gemeinsam mit dem Kriegsministerium „Leitsätze für den landwirtschaftlichen Unterricht im Heer" erließ, durch die der bis dahin nur in einigen wenigen Regimentern Deutschlands eingeführte Unterricht allgemeine Verbreitung fand. Mit dieser Einrichtung in ausgedehntem Maßstab begann Deutschland nun nicht etwa ganz Neues, sondern es folgte nur dem Beispiel anderer Länder, wie Belgien, Frankreich und in besonderem Maß Italien, in denen ein solcher Unterricht schon seit Jahren in weitem Umfang stattfindet. Beweggrund für den Erlaß bildete die Hoff-

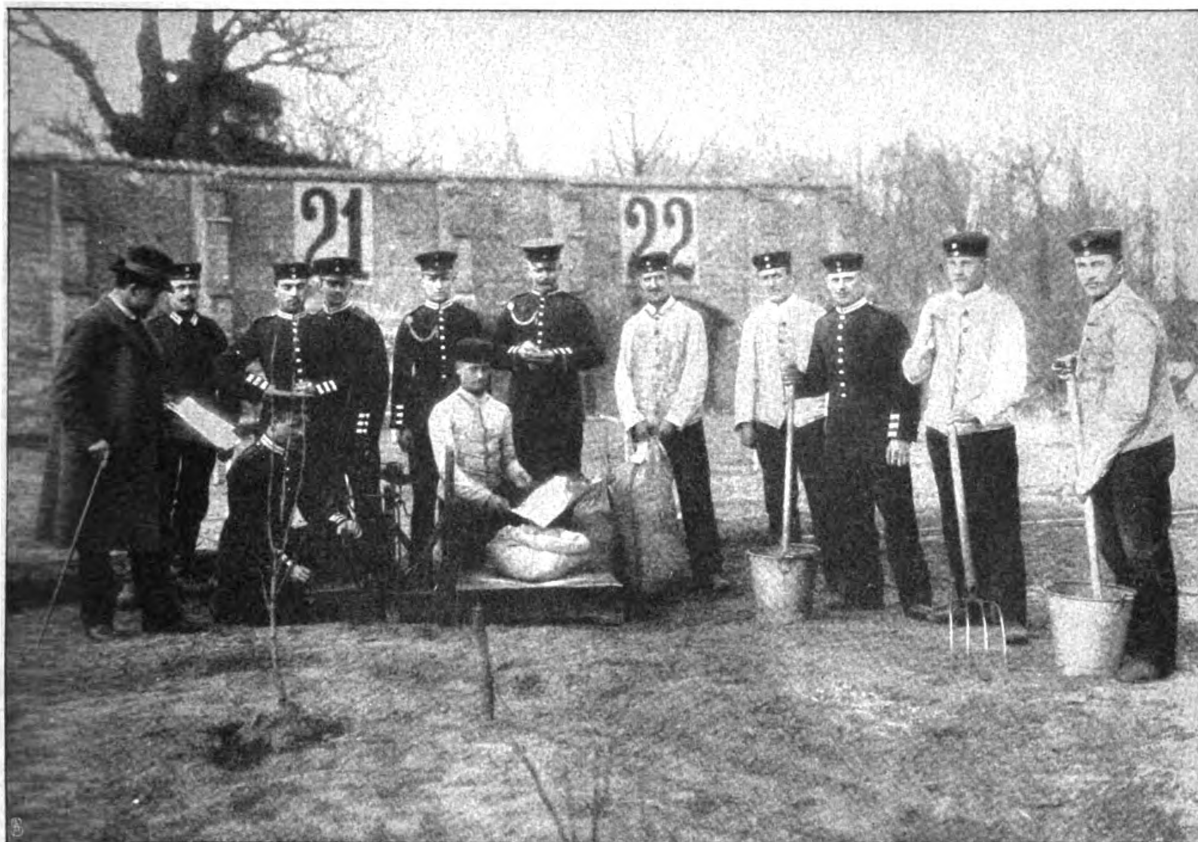


Versuchsarbeiten im Freien.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Abwiegen und Mischen des Kunstdüngers.

nung, in dem landwirtschaftlichen Unterricht im Heer einer besonderen Seite der Landflucht doch in etwas entgegenwirken zu können.

Daß diese Landentfremdung der Soldaten eine Gefahr bedeutet, darüber sind sich alle maßgebenden Kreise im klaren. Diese Gefahr betrifft auch nicht nur das Land, dem die besten Arbeitskräfte entzogen werden, deren Ersatz durch Ausländer nach keiner Seite hin erwünscht erscheint. Sie ist bedenklich auch für die großen Städte, deren gewaltiger Armenetat durch die übergroße Abwanderung vom Land immer mehr verstärkt werden muß; auch für die jungen Leute selbst, die einen von sehr vielerlei Bedingungen abhängigen und ungleichmäßigen Arbeitsmarkt sicherem Arbeitsverdienst vorziehen. Sie stellt aber eine Gefahr für den Staat selbst dar, für den eine seßhafte, heimatfrohe Landbevölkerung noch immer als sicherste Stütze gilt. Der ausgesprochene Zweck des Unterrichts ist daher auch, wie es die „Leitsätze" ausdrücklich betonen, „das Interesse der vom Land stammenden Mannschaften an der Landwirtschaft und die Liebe zum heimatlichen Beruf wachzuhalten und die Mannschaften abzuhalten, bei der Dienstentlassung zu anderen — städtischen — Berufen überzugehen". Wie dieses Ziel am besten erreicht werden kann, welche Wege beim Unterricht einzuschlagen sind, wird dabei in weitgehender Weise den Unterrichtenden überlassen, und tatsächlich hat der Unterricht auch schon recht verschiedene Ausbildung erfahren, wobei wohl ein grundlegender Unterschied zu machen ist zwischen großen und kleinen Garnisonen. In letzteren wird die Gefahr der Landentfremdung gering sein; hier, wo die ganze Bevölkerung gewissermaßen mit dem Land organisch verbunden ist und gemeinsame Interessen hat und der Soldat so in Fühlung mit dem ländlichen Leben bleibt, kann der Unter-



Im Unteroffizierkasino des Füsilierbataillons
im Kaiser-Franz-Gardegrenadierregiment.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

richt sich wohl in der Hauptsache um Vermittlung landwirtschaftlicher-technischer Kenntnisse drehen. In der Großstadt aber ist doch mehr nötig, wenn der Unterricht zwischen den Jahren vor und nach der Dienstzeit wirklich eine Brücke schlagen soll, auf der die entlassenen Soldaten den Weg zur Heimat zurückfinden.

Von diesem Gedanken ging auch der Leiter des landwirtschaftlichen Unterrichts beim Kaiser-Franz-Gardegrenadierregiment Hauptmann von Möllendorf-Horst bei den näheren Vereinbarungen mit dem Verfasser über die zweckmäßige Form des Unterrichts aus. Von einem Unterricht im eigentlichen Sinn des Wortes kann freilich dabei keine Rede sein. Es ist keine Instruktionstunde und keine Schule, es sind vielmehr Unterhaltungstunden, an deren Besprechungen sich alle Mannschaften in möglichst freier Diskussion beteiligen sollen; jeder Zwang wird vermieden. Jeder hat das Recht, Fragen zu stellen, die, auf ein Blatt Papier geschrieben, zu Beginn des Unterrichts gesammelt und gemeinsam besprochen werden. Für die Stunden steht ein freundlicher, behaglicher Raum, das Unteroffizierskasino des Füsilierbataillons (Abb. S. 719), zur Verfügung.

Der Stoff für die Besprechungen läßt sich in zwei Gruppen teilen. Die eine soll den besonderen Bedürfnissen des Unterrichts in der großstädtischen Garnison gerecht werden.

Zu Beginn und als Grundlage des Unterrichts wird in ausführlicher Weise die Landflucht behandelt, es folgen Besprechungen über die Bedeutung der Landwirtschaft für den Staat, die Arbeit in Stadt und Land, die Arten der landwirtschaftlichen Betriebe: Groß-, Mittel- und Kleinbesitz in ihrem Verhältnis zueinander, Ländliches Genossenschaftswesen, Innere Kolonisation, Heimatschutz und heimatliche Bauweise, Arbeiterwohnungen und die Beschaffung der Mittel zu ihrem Bau. Sehr häufig werden die Abende durch Vorführung von Lichtbildern besonders schmackhaft gemacht, so z. B. über heimatliche Bauweise und Heimatschutz.

Die andere Gruppe der Besprechungen umfaßt die landwirtschaftlich-technischen Gegenstände: Milchwirtschaft, Obstbau, Düngung — kurz, alles das, was der kleine Besitzer in seiner Wirtschaft brauchen kann; auch hier wird für Abwechslung und Anregung, wie z. B. durch Ausflüge, Anlage von Düngungsversuchen, Verlegung des Unterrichts ins Freie (Abb. S. 718), gesorgt. So führte ein Ausflug den Kursus nach dem Kabelwerk Oberspree bei Oberschöneweide.

Den Mittelpunkt der Exkursion — das, worauf es eigentlich ankam — bildete nach der Besichtigung des Kabelwerks ein Lichtbildervortrag des Oberingenieurs Lewin über die Anwendung der Elektrizität auf dem Land und in der Landwirtschaft. Gelegentlich dieses Ausfluges wurde auch den Leuten am praktischen Beispiel klar, daß Landwirtschaft und Industrie keine feindlichen Brüder seien, sondern sich gegenseitig ergänzen und Hand in Hand miteinander gehen sollen, um gemeinsam wichtige nationale Werte zu schaffen.

Als vorzügliches Demonstrationsmaterial hat sich die Anstellung von Düngungsversuchen (Abb. obenst.) erwiesen, zu denen die nötigen Düngemittel bereitwillig zur Verfügung gestellt wurden. Alle Arbeiten besorgen dabei die Teilnehmer am landwirtschaftlichen Unterricht selbst.

Und der Erfolg? Nach so kurzer Zeit läßt sich natürlich kein Urteil fällen, weder in bejahendem noch in verneinendem Sinn. Aber bei dem Interesse und der lebhaften Teilnahme der Mannschaften ist die an den Unterricht gesetzte Zeit sicher nicht verloren; sie wird allmählich ihre Früchte tragen, wenn sich diese auch nicht immer gleich statistisch erfassen und festlegen lassen.

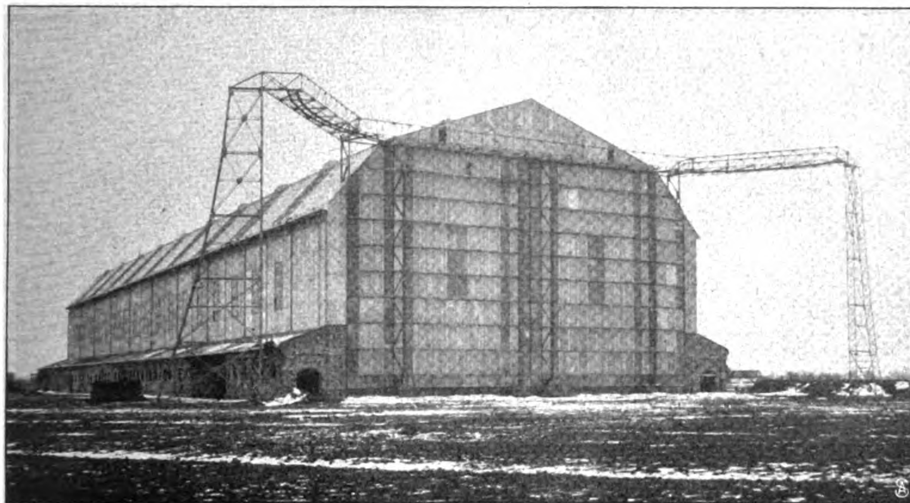


Die Soldaten streuen Kunstdünger auf Versuchsparzellen.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

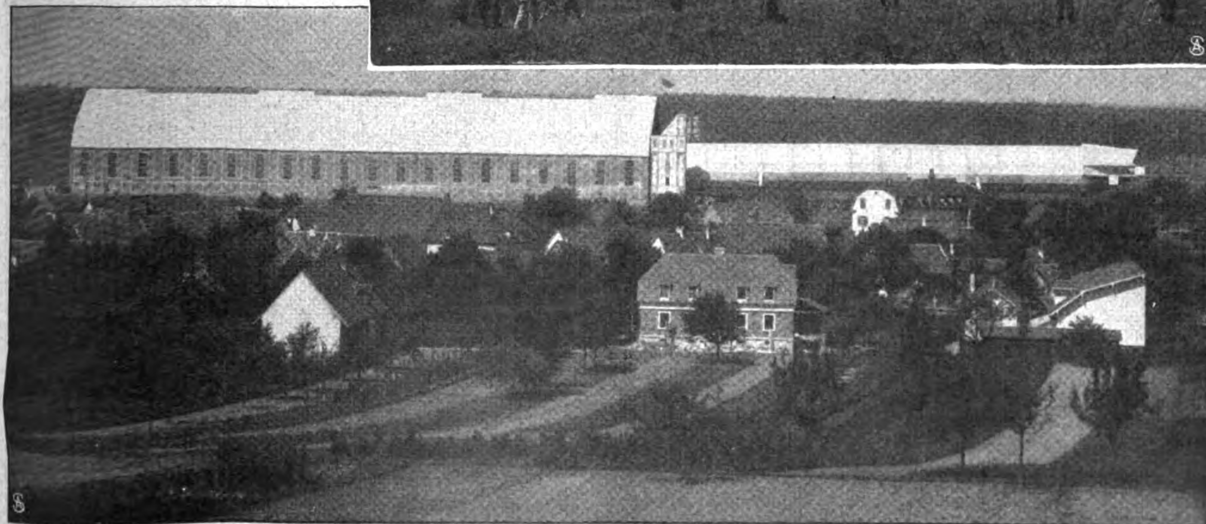
Die Flugwoche.

Luftschiffhallen. Die Bedeutung sturmsicherer Unterkunftsgebäude für die großen Luftschiffe ist gerade in den letzten Jahren verschiedentlich aufs schlagendste bewiesen. Die Verankerung riesiger Ballons im Freien macht namentlich für solche starrer Bauart verschiedene Schwierigkeiten. Zwar sind auch die Zeppelinschen Flugschiffe erheblichen Windstärken gewachsen, aber großen Stürmen dürften auch sie kaum standhalten. Als kürzlich die neue „Deutschland" bei der Fahrt von Frankfurt nach Düsseldorf wegen hereinbrechenden Gewitters wieder kehrtmachen mußte, erregte es immerhin einige Besorgnis, daß das große Fahrzeug im Freien verankert werden mußte. War doch das Schicksal des „Z. II" bei Weilburg noch zu sehr in aller Erinnerung! Man strebt deshalb danach, an den verschiedensten Punkten des Deutschen Reiches große sturmsichere Hallen zu errichten. Dabei ist die Behauptung nicht richtig, man müsse, wenn man ganz sicher gehen wolle, an außerordentlich vielen Orten des Landes derartige Baulichkeiten aufführen, weil es bei zu starkem Gegenwind andernfalls für ein Luftschiff schwierig wäre, eine schützende Halle zu erreichen. Jeder Lenkballon vermag, auch wenn die Stärke des Windes seine Eigengeschwindigkeit bei weitem übertrifft, noch einen so großen Sektor zu befahren, daß tatsächlich die Hallen viele 100 Kilometer voneinander entfernt sein und dabei doch immer noch von den Fahrzeugen erreicht werden können.



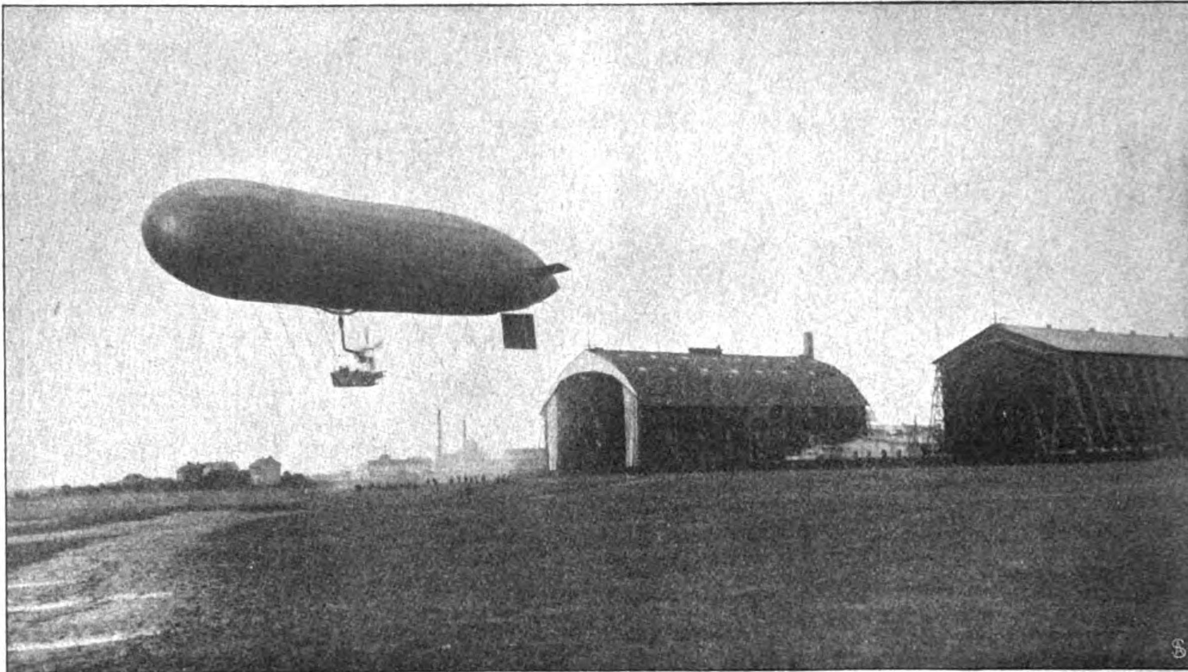
Militär-Luftschiffhalle bei Königsberg i. Pr. Phot. Sadschun.





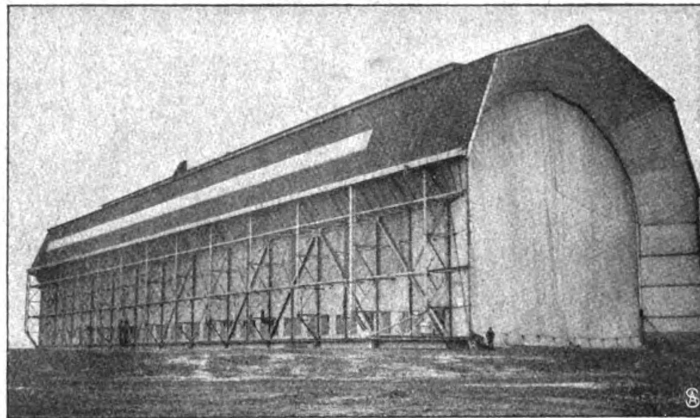
Die neu erbaute zweite Luftschiffhalle in Oos b. Baden mit dem „Z. VI".
Oben rechts: Die neue Luftschiffhalle in Oos mit geöffneten Türen.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Die Luftschiffhallen der L. F. G. in Bitterfeld.
Ein Parseval-Luftschiff verläßt die neue Halle.

Früher glaubte man, es sei am besten, die Hallen schwimmend auf einem See zu errichten, damit sie sich stets genau in die Windrichtung einstellen könnten. Es hat sich aber bei der Pontonhalle auf dem Bodensee erwiesen, daß gerade durch die große Beweglichkeit der Halle das Luftschiff beim Einbiegen viel mehr gefährdet wird, als wenn es vielleicht gegen einen nicht zu starken seitlichen Wind gehalten und transportiert werden muß. Das idealste ist es freilich, wenn eine große, feste Halle auf dem Land immer in die Windrichtung gedreht und dann der Ballon entsprechend eingebracht werden kann. Derartige Baulichkeiten erfordern viel Platz und große Kosten. In Biesdorf bei Berlin befindet sich eine solche auf Schienen drehbare Halle des Siemens-Schuckert-Luftschiffes.



Copyright Intern. Ill. Agentur.

Die neue drehbare Luftschiffhalle der Siemens-Schuckert-Werke in Biesdorf.

Die erste größere Halle ist für den „Z. VI" bei Dos-Baden-Baden errichtet. Hier lagen allerdings die Verhältnisse sehr einfach, da der Bodenwind, durch die umliegenden Berge beeinflußt, nur talauf- oder talabwärts weht und somit das Fahrzeug entweder mit oder gegen den Wind in seine Halle eingebracht werden kann.

Besondere Schwierigkeiten und hohe Kosten erfordern stets die Tore der Hallen. Am einfachsten ist es natürlich, wenn man sie lediglich aus einem großen Vorhang bestehen läßt. Infolge des starken Luftdruckes, den dieser auszuhalten hat, ist es erforderlich, mehrere starke Drahtseile hinter dem Tuch anzubringen, die den Winddruck mit auffangen. Häufig schon ist der Stoff bei starkem Wind einfach von oben bis unten zerrissen worden. Bei den festen Eisentoren erfordert die Möglichkeit der schnellen Bewegung noch besondere Maschinerie. Meist benutzt man solche festen Tore auch dazu, gleichzeitig einen breiten, vor Wind geschützten Aus- und Einfahrtsraum zu schaffen, wie dies beispielsweise bei der Königsberger Halle geschehen ist.

Die Innen- und möglichst auch die Außenbeleuchtung hat nur auf elektrischem Weg zu erfolgen, um Gasexplosionen vorzubeugen. Der Fußboden muß aus Zement oder besser noch aus Beton hergestellt werden, damit die Ballonhülle beim Ausbreiten, bei der Untersuchung und bei der Füllung nicht verletzt werden kann.

Im allgemeinen können sich nur große industrielle Unternehmungen oder das Militär derartige Ballonhallen leisten. Von den Vereinen besitzt beispielsweise nur der Berliner Verein für Luftschiffahrt eine große, solide, aus Holz aufgeführte Halle, während diejenige des Aero-Club de France zu Paris vor zwei Jahren vom Sturm umgeweht worden ist. Für militärische Zwecke kommen noch zerlegbare Hallen in Eisen- und Holzkonstruktionen in Frage. Hauptmann a. D. Hildebrandt.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sehnsuchtstunde.

Wenn nächtlich über die Felder
Der bleiche Mondschein blaut,
Dann flüstern leise die Wälder
Und klagen die Wasser so laut.

Dann weht es wie Sehnsucht im Garten
Aus Blumen und Kelchen hervor,
Dann blickt wie in dürstendem Warten
Die Erde zum Himmel empor.

Dann hebt meine Liebe die Schwingen
Hoch unter dem Sternenzelt —
Erreicht ihr Klagen und Singen
Dich nirgendwo in der Welt?

Gisela Freiin von Berger.

❖ Bilder aus aller Welt. ❖

Alexander Heinemann, der bekannte deutsche Liedersänger, hatte auf seiner letzten Tournee durch Amerika große Erfolge errungen. Nach einem Konzert im Weißen Hause überreichte der Präsident Taft dem Künstler eine Erinnerungsmedaille, die höchst selten verliehen wird.

Am 28. April beging Frau Pfarrer Mathilde Grall, geb. Schilling, eine in Deutsch-Eylau allgemein verehrte Dame, in bewundernswerter geistiger und körperlicher Frische ihren 90. Geburtstag.



Alexander Heinemann,
bedeutender Liedersänger,
wurde vom Präsidenten Taft dekoriert.

Der Osirispreis, die ehrenvollste Auszeichnung, die jungen, französischen Schauspielerinnen zuteil werden kann, ist in diesem Jahr an Mlle. Provost gefallen.

Adolf Graf von Westarp, der bekannte Dichter der bayrischen Berge, der temperamentvolle Schriftsteller und Polemiker, beging am 21. April seinen 60. Geburtstag. Graf Westarp ist ein geborener Schlesier, er lebt aber seit langen Jahren in München.

Einer der ältesten Offiziere der deutschen Wehrmacht zu Lande wie zur See ist der 95jährige General von Ringler in Stuttgart. Er hat die Feldzüge von 1866 und 1870/71 mitgemacht. Vor Paris überreichte ihm Kronprinz Friedrich persönlich das Eiserne Kreuz 1. Klasse. Auch das Großkreuz des höchsten württembergischen Kriegsordens „Für höchste Tapferkeit vor dem Feind“, eine nur sehr selten verliehene Auszeichnung, besitzt der greise General.



Adolf Graf v. Westarp,
bekannter Dichter,
feierte seinen 60. Geburtstag.

In Rheydt wurde Anfang April die große, aus rein kommunalen Mitteln geschaffene „Ueberlandzentrale“ eingeweiht, die außer der Stadt Rheydt viele andere Gemeinden mit Elektrizität versorgen soll.



Mademoiselle Provost,
errang den Osirispreis, die höchste Auszeichnung Frankreichs für klassische Komödie.



Frau Pfarrer M. Grall,
beging ihren 90. Geburtstag.



Hofphot. Hildenbrand.

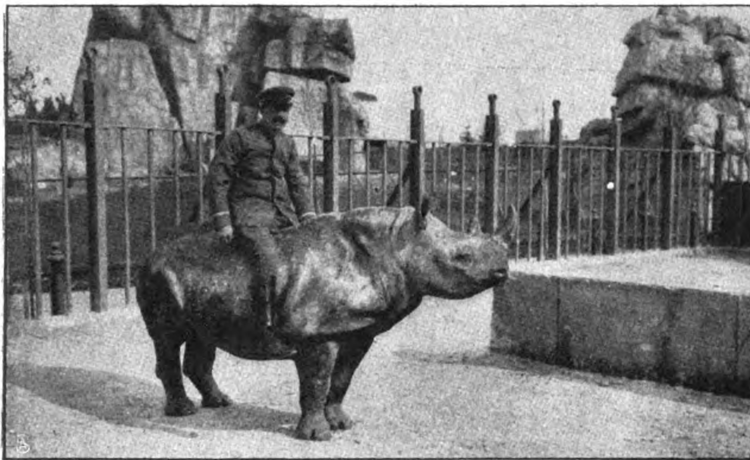
General v. Ringler,
einer d. ältesten Offiziere d. deutschen Armee.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



1. Kommerzienrat Wienands; 2. Beigeordneter Seyd; 3. Landeshauptmann Dr. v. Renvers; 4. Staatsminister Erz. v. Schorlemer; 5. Oberbürgermeister Lehwald; 6. Fürst Salm-Reifferscheidt-Krautheim und Dyck; 7. Regierungspräsident Dr. Kruse; 8. Oberpräsident Staatsminister von Rheinbaben; 9 Beigeordneter Gaeters; 10. Stadtverordneter Vorster; 11. Geh. Reg.-Rat Freiherr von Hammerstein; 12. Regierungs- und Baurat Hoefer.

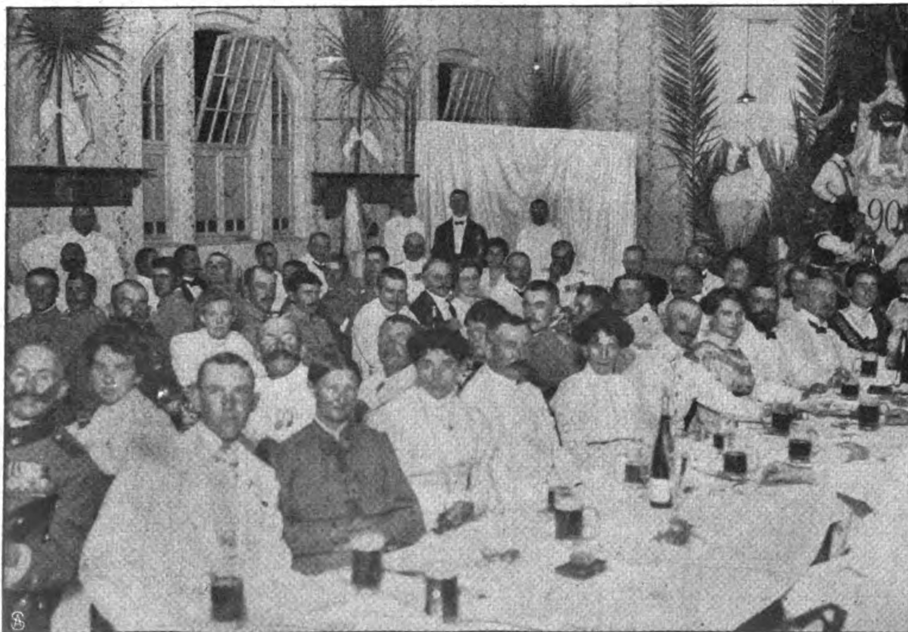
Von der Einweihung der Ueberlandzentrale der Stadt Rheydt.



Das Nashorn als Reittier.
Aus dem neuen Zoologischen Garten in Rom.



Ein Brautpaar aus Oberammergau:
Ottilie Zwinck und Hans Bauer.



Festfeier der Bayern in Windhuk.
Das Festmahl am 90. Geburtstag des Prinzregenten.

Eine der Zierden des neuen Zoos, den Hagenbeck für die Stadt Rom eingerichtet hat, ist das Nashorn „Moritz". Der Dickhäuter ist so außerordentlich zahm, daß es sich als Reittier verwenden läßt.

Zwei bekannte Persönlichkeiten des Passionsdorfes Oberammergau haben sich miteinander vermählt. Der Bildhauer Hans Bauer, Sohn des Oberammergauer Bürgermeisters, reichte der „Maria" des letzten Spieljahres, Frl. Ottilie Zwinck, die Hand.

Der 90. Geburtstag des Prinzregenten Luitpold ist, wie überall auf deutscher Erde, auch in Südwestafrika gebührend gefeiert worden. Die in Windhuk lebenden Bayern veranstalteten an jenem Tage ein wohlgelungenes Fest.

Die junge Geigerin, über deren Erfolge wir in Nr. 15 berichteten, heißt richtig Frl. Hilde Fordan, nicht Fordau.

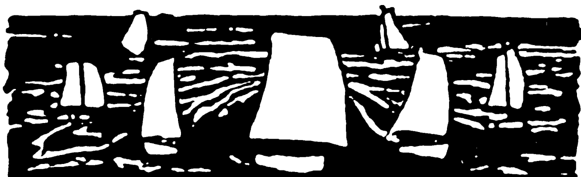
Schluß des redaktionellen Teils.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

DIE·WOCHE

Nummer 18. Berlin, den 6. Mai 1911. 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 18.



Die sieben Tage der Woche.

27. April.

Aus Manila wird gemeldet, daß die Holländer die Insel Palmas, eine der Südphilippinen, in Besitz genommen, die amerikanische Flagge niedergeholt und die holländische gehißt haben.

Aus Kanton (China) kommen Nachrichten über den Ausbruch von Unruhen.

28. April.

In Berlin tritt eine Delegiertenversammlung des Zentralverbandes deutscher Industrieller zusammen und nimmt eine Resolution an, in der die Reichsversicherungsordnung als eine unannehmbare Aenderung unserer Arbeiterversicherung bezeichnet wird.

Die mexikanische Regierung entsendet eine Kommission zur Eröffnung von Friedensverhandlungen mit den Aufständischen nach El Paso.

29. April.

In Bückeburg stirbt, 65 Jahre alt, Fürst Georg zu Schaumburg-Lippe (Portr. S. 733).

In Berlin wird die Große Berliner Kunstausstellung (Abb. S. 739), in Turin unter Teilnahme des italienischen Königspaars die Internationale Industrieausstellung (Abb. S. 737) eröffnet.

Im Berliner Gewerkschaftshaus tritt der Kongreß deutscher Hilfskassen zusammen.

Das deutsche Kanonenboot „Iltis" geht wegen der in China herrschenden Unruhen nach Kanton.

Aus Tanger wird amtlich gemeldet, daß Major Brémond mit seiner Mahalla am 26. April in Fez eingetroffen ist.

Aus den mexikanischen Staaten Sinaloa, Guerrero, Zacatecas und Sonora kommen Nachrichten über neue heftige Kämpfe, die zumeist für die Aufständischen günstig verlaufen sind.

30. April.

In Berlin tritt der sechste Kongreß der deutschen Krankenkassen zusammen; gleichzeitig wird der zweite Krankenkassenbeamtentag abgehalten.

1. Mai.

Das Kaiserpaar und Prinzessin Viktoria Luise treten die Rückreise von Korfu nach Deutschland an.

Im Londoner Mansion House konstituiert sich eine englisch-deutsche Freundschaftsgesellschaft. Der Herzog von Argyll wird zum Ehrenpräsidenten, Lord Avebury und Sir Frank Lascelles zu Präsidenten gewählt.

Aus Südkamerun kommen Nachrichten über einen Eingeborenenaufstand im Bezirk Bimba.

2. Mai.

Der deutsche Reichstag und das preußische Abgeordnetenhaus halten die ersten Sitzungen nach den Osterferien ab.

In Berlin wird der deutsch-schwedische Handelsvertrag unterzeichnet.

Das englische Unterhaus nimmt die Klausel der Parlamentsbill, die das Vetorecht des Oberhauses in der allgemeinen Gesetzgebung einschränkt, mit 299 gegen 194 Stimmen an.

Eine von 1000 Studenten unterzeichnete Petition ersucht den Präsidenten Diaz abzudanken.

3. Mai.

Aus Marokko wird gemeldet, daß die Stämme im Gharbgebiet infolge der französischen Expedition nach Fez den heiligen Krieg verkündet haben.

Die Sicherheit der Darsteller auf der Bühne.

Von Geh. Hofrat Fritz Brandt.

Eine alte Theaterredensart behauptet, daß man auf dem Theater, also auf der Bühne, stets sein Totenhemd anhabe. Es ist nicht zu verkennen, daß darin eine gewisse Wahrheit steckt, und daß die sich immer mehr steigernden Anforderungen, die in der Gegenwart an den Bühnenbetrieb gestellt werden, zugleich die in ihm schlummernden Gefahren für die Darsteller und alle anderen auf einer Theaterbühne beschäftigten Personen vermehren. Dementgegen arbeitet das Bestreben, durch allerhand Verbesserungen, Vereinfachungen, Schutz- und Sicherungsvorrichtungen jedem nur vorauszusehenden Unfall vorzubeugen und ihn, noch ehe er geschehen kann, zu verhindern. Trotz alledem ist es schwierig, zu sagen, ob sich die Unfälle auf Theaterbühnen in unserer Zeit vermehrt oder vermindert haben.

Dabei ist zu bedenken, daß die alten Theater- und Bühneneinrichtungen in bezug auf ihre Mechanik und Maschinerie wohl schwerfälliger, aber auch einfacher an Zahl und Verschiedenheit waren, daß jedoch ihre Bedienung im Verhältnis mehr Arbeiter erforderte, wodurch die Häufigkeit der Fehler, die Unfälle hervorrufen konnten, gesteigert wurde. Da sich der Spielplan aber weniger abwechslungsreich gestaltete und außerdem nicht täglich Vorstellungen stattfanden, war mehr Zeit zur Vorbereitung gegeben, worin bei aller Mangelhaftigkeit dieser alten Bühnen wieder ein Moment der Sicherung lag.

Bei dem heutigen Großbetrieb jedoch, wo die Reihenfolge der Vorstellungen und der Szenerien weit reichhaltiger und damit die Bühneneinrichtungen und

Copyright by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Vorrichtungen um vieles mannigfaltiger geworden sind, ist naturgemäß auch die Möglichkeit von Unfällen gewachsen. Diese, soweit es irgend geht, auszuschalten, muß das Bestreben der Bühnentechnik sein. Erreicht wird dies durch ausschließliche Verwendung der neusten technischen Errungenschaften, die den Betrieb immer übersichtlicher gestalten und die Mithilfe der Menschenkraft mehr und mehr beschränken, und ferner durch die peinlichste Sorgfalt bei der Herstellung und Bedienung aller maschinellen Vorrichtungen, die stets gebrauchsfertig gehalten werden müssen.

Schon beim Bau eines Theaters muß von diesem Gesichtspunkt aus verfahren werden. Es ist vor allem darauf zu sehen, daß die Bühnenanlage und Nebenräume zweckentsprechend angeordnet werden, so daß dadurch schon Ordnung und Sicherheit im späteren Betrieb gewährleistet werden. Alle Konstruktionsteile müssen solid ausgeführt werden, daß auf die Zuverlässigkeit dieser Teile im Betrieb unbedingt gerechnet werden kann, ohne daß sie fortwährend kontrolliert werden müssen, weil später hierfür weder Zeit noch Geld vorhanden ist. Wenn diese Vorrichtungen von vornherein mangelhaft sind, so werden Änderungen und Verbesserungen erfahrungsgemäß erst dann vorgenommen, wenn ein Unglück geschehen ist.

Um ein Bild von den Gefahren zu gewinnen, denen die Darsteller auf einer Bühne ausgesetzt sein können, wollen wir vorerst einige Beispiele über Unglücksfälle betrachten, die die Darsteller ohne ihr geringstes Verschulden schwer betroffen haben. Wir beginnen mit einem Vorfall aus früherer Zeit, bei dem eine ganze Anzahl Menschen plötzlich hätte erschlagen werden können. Es geschah in der Posse „Aladin“ in einem alten, inzwischen abgebrannten Theater. Das Bühnenhaus hatte wie das Opernhaus in Berlin nur geringe Höhe, so daß die Dekorationen nicht glatt hochgezogen werden konnten. Die betreffende Dekoration war in der richtigen Spielhöhe festgebunden, zum Hochziehen war in halber Höhe der Dekoration eine sogenannte Mittellatte quer über die Leinwand festgenagelt, während sich an der Unterkante eine schwere, runde, mit Eisen armierte Holzstange befand. Hinter der Dekoration standen drei Reihen zu je 16 Damen vom Ballett zur Schlußszene, der Amazonenquadrille, in Bereitschaft. In der Verwandlung wurde die Dekoration an der Mittellatte mit Übergewicht schnell emporgezogen, diese schlug mit großer Gewalt unter den Schnürbodenbelag, die Leinwand riß von sämtlichen Nägeln los, die Latte blieb festgehalten an den Seilen oben, die Dekoration stürzte mit ihrer schweren Unterstange in die vorige Lage herab, schlug krachend auf den Fußboden und zersplitterte direkt vor den Damen. Zugleich mit der Verwandlung sollten die drei Reihen Corps de Ballet nach vorn avancieren. Fiel die Dekoration nur einen Augenblick später herab, so wären die Damenreihen erschlagen worden. Hier lag die Schuld an der alten, schlechten und lebensgefährlichen Einrichtung.

Aber auch neuere Bühnen sind nicht von Unfällen befreit. Ich führe einige der mir bekannt gewordenen im folgenden an.

In der Oper „Rienzi“ wurde das Pferd des Titelhelden unruhig, bäumte sich, schlug den Fußboden durch und stürzte bis zur Brust mit dem Reiter hinab. In der eingeklemmten Lage verletzte das Pferd mit Hufschlägen den Darsteller. Die Folge war begreiflicherweise längere Dienstuntauglichkeit des Künstlers.

Die Untersuchung ergab, daß der Fußboden (Schieber) schlecht und besonders für die außergewöhnliche Last des Pferdes ungenügend war.

In einer Aufführung der „Zauberflöte“ an einem auswärtigen Theater betrat eine Dame, die einen der drei Knaben darstellte, einen Fußbodenteil (einen soeben geschlossenen Schieber) und stürzte mit dem Schieber hinab. Nur dadurch, daß ein Arbeiter in diesem Moment blitzschnell den Schieber von unten mit Händen und Schultern stützte und so den direkten Sturz verhinderte, kam die Dame mit leichteren Verletzungen und längerer Dienstuntauglichkeit davon.

Die Untersuchung ergab, daß dieser Fußbodenteil und die Bewegungsvorrichtung in schlechtem Zustand war.

Ein Darsteller ging während der ersten Szene des zweiten Aktes der Oper „Freischütz“ hinter der Dekoration quer über die Bühne zwischen die aufgebaute Wolfsschluchtszenerie über eine den Boden bedeckende gemalte Bodendecke und stürzte durch die Leinwand in den Keller hinab. Die Folgen waren innere Verletzungen, die den Tod herbeiführten. Es war über eine Versenkungsöffnung ein gemaltes Tuch gelegt, ohne eine Barriere davor anzubringen. In allen drei Fällen war große Fahrlässigkeit die Ursache.

Ein anderer Fall: Siegfried geht in die dunkle Fafnerhöhle ab und stürzt von dem zwei Meter hohen Podium auf den Bühnenfußboden. Er erleidet lebensgefährliche Verletzungen. Die Ursache war grobe Fahrlässigkeit, da kein Geländer angebracht war.

Aber nicht nur das Bühnenpodium, auch der obere Bühnenraum über den Köpfen der Darsteller birgt Gefahren. Es müssen deshalb alle Teile des Hauses, der Dachkonstruktion, der sogenannten festen Obermaschinerie, besonders Schrauben, Muttern und sonstige Eisenteile, öfter nachgesehen werden, ebenso die beweglichen Teile der ständigen Bühneneinrichtung, Rollen, Lager u. a. m.

Bei dem Wechsel der Vorstellungen werden nun täglich auf dem mit einer Menge von Schlitzen versehenen Schnürboden Vorrichtungen entfernt und andere angebracht, wie z. B. Sandbeutel zum Festhalten oder Holz-, Glas- und Eisenringe zur Führung von Schnüren. Diese Gegenstände wie auch Bohrer, Nägel, eine Schraube oder ein Seilstück, ein Werkzeug oder Holzteil, aus solcher Höhe herabstürzend, kann lebensgefährlich wirken, und da auch während der Vorstellung einzelne Arbeiter zuweilen mit dergleichen dort oben beschäftigt sind, kann nur durch die Sorgfalt jedes einzelnen Arbeiters Gefahr vermieden werden.

Die Sicherheit kann jedoch erhöht werden durch strenges Verbot, diese öfter zu versetzenden Gegenstände und Vorrichtungen auf dem Schnürboden mittels Bohrer und Nägel zu befestigen. So sind z. B. in den Königlichen Theatern alle derartigen Vorrichtungen, versetzbare Rollen usw. so konstruiert, daß sie nicht erst durch ein Hilfsmittel besonders befestigt werden müssen, sondern durch ihre Konstruktion sofort absolut feststehend oder hängend befestigt sind.

Es sollen ferner die Arbeiter weder Hammer, Zangen, Bohrer oder dergleichen oberhalb der Bühne in ihren Kleidertaschen tragen, wie überhaupt der Bühnenraum, wie dies leider nur allzu häufig geschieht, niemals zum Aufbewahren von nicht in Gebrauch befindlichen Gegenständen verwendet werden sollte.

Zur Sicherheit hinter der Szene sind die Verkehrswege der Darsteller stets etwas zu beleuchten, bei un-

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vermeidlicher Dunkelheit aber glatt passierbar und gefahrlos zu gestalten. Erhöhungen und Treppen sind mit Geländern zu versehen.

Bei Proben, bei denen die Szene erst festgelegt wird, und in den Zwischenakten, während deren eine Menge Menschen plötzlich eng gedrängt durcheinander eilen, Dekorationen, Gerätschaften, Möbel usw. eilig wegschaffen und andere aufbauen, der Fußboden geöffnet wird, Dekorationen herabgelassen und hochgezogen werden, ist der Darsteller gleichfalls mannigfachen Gefahren ausgesetzt, zwar vermindert dadurch, daß die Bühne alsdann stets beleuchtet ist und er in der Lage ist, die Gefahr zu erkennen.

Im allgemeinen wird hierbei fast auf allen Bühnen gesündigt. Die Bühne wird zum Konversationszimmer gemacht, jedermann bewegt sich darauf, als wäre sie ein Ballsaal. Zur Sicherheit ist hier strengste Ordnung nach strengstem Reglement nötig. Wesentliche Unfälle sind schon durch Nichtbeachtung der betreffenden Vorschriften entstanden.

Es sollen bei den Proben die Darsteller die Bühne nicht betreten, bevor der Inspizient das Signal hierfür gegeben hat. Dieser wieder hat die Meldung des Theatermeisters, des Requisiteurs und anderer abzuwarten, daß ihre Arbeiten sicher beendigt sind, ebenso dürfen die Arbeiter nur auf direkten Befehl ihres Vorgesetzten mit dem Abräumen und Aufbauen beginnen. Statt dessen geschieht oft folgendes: Nach alter, schlechter Gewohnheit ruft oft sofort nach Beendigung eines Aktes, wenn die Darsteller noch in der letzten Stellung stehen, der Regisseur laut: „Nächster Akt, umbauen!" Auf diesen lauten Ruf stürzen nun alle Arbeiter, Requisiteure, Tapezierer, Gerüstbauer usw. herbei und beginnen, planlos die Gegenstände, jeder für sich und sein ihm zugehöriges Teil, fortzunehmen. So nehmen z. B. die Zimmerleute Zimmerwände los, stoßen dabei einen noch stehenden Schrank um mit Büsten oder Lampen. Daneben stehen vielleicht hohe Vasen, und alles dies stürzt um, verletzt die Darsteller, die noch zwischen diesen Teilen eben von der Szene weggehen wollen. Geschrei, Getöse, Gepolter entstehen. Ein anderer stößt mit der scharfen Kante eines Dekorationsstücks jemand an den Kopf oder in das Auge. Der Fußboden wird geöffnet, es tritt jemand rückwärts in die Oeffnung und wird glücklicherweise noch von einem andern gehalten, dafür stürzt ein Schemel hinab und schlägt einem in der Unterbühne Beschäftigten ein Loch in den Kopf. Von oben wird die neue Dekoration heruntergelassen, die Unterlatte trifft jemand auf den Kopf, daß sofort eine Wunde da ist, usw., ein wahres Knäuel geschäftiger, sich gegenseitig behindernder Menschen.

Diese etwas drastische Schilderung sollte einen Begriff geben, wie es nicht zugehen sollte. Vielmehr soll der Zwischenakt kurz sein und ohne Lärm. Die Darsteller haben deshalb sofort nach Beendigung des Akts die Bühne zu verlassen, und zwar nicht in diagonaler, sondern in möglichst direkter Richtung zur Seite und von dort nach den Ausgängen, damit die Dekorationsunterlatten nicht überschritten werden. Erst nachdem die Darsteller die Bühne verlassen haben, beginnen, vom Theatermeister angeordnet, die Abräumungsarbeiten bzw. der Fortgang des Szenenwechsels, so daß keine Kollision und kein Lärm entsteht. Hat sich der Theatermeister vergewissert, daß alles zur nächsten Szene sicher ist, so meldet er dies dem Inspizienten. Dieser läßt alsdann die Darsteller auf die Bühne kommen. Alles das kann und muß in möglichster Ruhe und Schnelligkeit und ohne Unfall erledigt werden.

Es wäre von wesentlichem Vorteil, den vielen zum Theater gehenden Neulingen als Anhang zum Vertrag einen Leitfaden zu geben, worin die allgemein nötigen Vorschriften enthalten sind, wie man sich beim Betreten der Bühne zu verhalten hat.

Mannigfache Gefahren umgeben den Darsteller auch während des Spiels auf offener Szene, doch kann er sie hierbei meist durch eigene Vorsicht vermeiden und hat außerdem schon bei den Proben Gelegenheit, sich mit ihnen vertraut zu machen.

Auf den Brettern, die die Welt bedeuten, können folgerichtig auch alle Lebensgefahren und Unglücksfälle des täglichen Lebens so glaubhaft und naturgetreu wie möglich vorgeführt werden, die Vorrichtungen dazu sollen jedoch völlig ungefährlich und sicher sein.

Solche Vorrichtungen sind z. B. erforderlich in folgenden bekannten Stücken: „Rienzi": für das brennende und einstürzende Kapitol, „Käthchen von Heilbronn": für die brennende und einstürzende Burg und Brücke, „Prophet", „Samson", „Armide" u. a.: für den einstürzenden Palast, „Sardanapal": für den brennenden und zusammenbrechenden Scheiterhaufen, „Dinorah": für die zusammenbrechende Brücke und den Sturz in die Wellen, „Don Juan": für das Versinken im Feuer in der Schlußszene und vieles andere.

Nicht weniger gefährlich sind szenische Vorgänge, die während des darstellerischen Affekts neben und mit dem Darsteller geschehen, besonders wenn Dunkelheit, Blitze, Sturm und Gewitterlärm die Aufmerksamkeit beeinträchtigen, z. B.: Dicht vor dem Darsteller öffnet sich der Fußboden für eine emporsteigende Erscheinung („Oberon"), oder er hat auf einen bestimmten musikalischen Takt an bestimmtem Ort zu versinken, umgeben von Dampf und Flammen und von grellem Bogenlicht beleuchtet, das die Augen des Darstellers blendet, wie z. B. „Robert", „Faust", „Don Juan" u. a. In Pantomimen und Balletten, auch in „Robert" (Klosterszene) öffnet sich der Fußboden an vielen Stellen, und sofort danach beginnt Tanz. Der Fußboden muß hierbei sogleich geschlossen sein. Hier ist die peinlichste Aufmerksamkeit notwendig.

Das Oeffnen des Fußbodens geschieht von unten auf Signale, die der Inspizient von einer Stelle gibt, von der er die Szene übersehen und die Darsteller kontrollieren kann, ob sie sich im betreffenden Moment an richtiger Stelle befinden.

Die Signale waren früher verschiedene Glocken- und Klingeltöne. Bei Lärm und starker Musik konnten nun diese Signale vom Empfänger leicht überhört und nicht kontrolliert oder abgezählt werden. Deshalb sind an deren Stelle verschiedenfarbige Lichtsignale eingeführt worden, die so lange erscheinen, bis die beabsichtigte Tat ausgeführt ist. Zur größeren Sicherheit und zur Kontrolle erscheint das Signal auch an der Abgabestelle.

Gleichfalls wesentliche Gefahren bietet dem Darsteller seine Tätigkeit in Gefechtszenen, die in den klassischen Komödien, Oper wie Schauspiel, häufig vorkommen. Zum öfteren sind Verwundungen die Folge, seien diese Waffen nun Schwert, Lanze, Pfeil, Axt, Degen, Florett, Messer oder Dolch. Auch bei Schußwaffen bedarf es großer Vorsicht, und ihre Ladung ist besonders sorgfältig vorzunehmen, damit die Wirkung ungefährlich

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bleibt. Vorschrift sind Haarpfropfen, die sich sofort nach Verlassen der Mündung der Schußwaffe zerteilen.

Aber auch unscheinbare Gegenstände verursachen wesentliche Gefahren. Bei eiligem, unachtsamem Gehen oder Tanzen kann der Darsteller stolpern oder mit dem Fuß an einer Türschwelle oder Unterlatte hängenbleiben oder mit dem hohen Absatz bei Stöckelschuhen in der Freifahrt, einer schlitzförmigen Oeffnung des Bühnenbodens, festgeklemmt werden, Fußverstauchungen oder gar Beinbrüche sind die Folge. Ein kleiner Tapeziernagel oder nur eine Stecknadel kann Knie und Fuß verletzen. Auch hierfür ist größte Aufmerksamkeit nötig, und in jeder Pause soll der Fußboden nach derartigen Gegenständen abgesucht werden.

Nicht unerwähnt dürfen die Gefahren bleiben, die durch Feuer entstehen können. Jedes offene Licht, mag es Kerze, Sprit- oder Lykopodiumfackel, größere Flamme oder Feuerwerk sein, bietet mit Flachs- und Haarperücken, Schleiern oder künstlichen Blumen furchtbare Lebensgefahren, wodurch schon manches Leben vernichtet wurde.

Obgleich tatsächlich für das offene Licht in jeder Gestalt vollständig feuersicherer Ersatz bereits vorhanden ist, der außerdem auch noch den Vorteil künstlerischer Gestaltung hat, ist die Anwendung offener Flammen noch immer gestattet. Wichtig wäre es, wenn durch völliges Verbot*), von dieser alten Sorge befreit, die ganze Aufmerksamkeit der Bühnentechniker auf die Erkennung und Vorbeugung der neuen Gefahren gerichtet würde, die die neuen eisernen Bühnen und deren elektrische Leitungen in sich bergen, ganz besonders für die Darsteller in Ritterrüstungen oder in Kostümen, die mit Lametta ausgeputzt sind.

Ein gewisser Zwang zur größeren Sorgfalt und Fürsorge für die Beseitigung der Gefahren wird zwar durch das Haftpflichtgesetz ausgeübt, nur ist diese Besserung durch die Rückversicherung der Haftpflichtigen wieder vermindert worden.

Im allgemeinen erhöht sich durch die Verwendung der Errungenschaften der modernen Technik und strengste Sorgfalt die Sicherheit auf der Bühne und im Theater überhaupt. Man sollte aber vor allem zu verantwortlichen Bühnentechnikern nur besonders geschulte Personen heranziehen und heranbilden, deren Wirksamkeit eine gewisse Gewähr für die Sicherheit einschließt. Denn wird die unerläßlich stetige Sorgfalt vernachlässigt, so sind Unglücksfälle unter der Rubrik: „zufälligen Zusammentreffens verschiedener unglücklicher Umstände" nicht ausgeschlossen.

Die tausend Teufelchen, die im Bühnenbetrieb stecken, lassen sich wohl etwas verdrängen, aber noch lange nicht gänzlich ausrotten. Sie befinden sich noch stets im Theater, und unerwartet, ganz plötzlich springen sie aus irgendeinem Winkel hervor, um irgendeinen Fehler, eine Ueberraschung, ein Unheil an irgendeiner Stelle, an der es am wenigsten erwartet wird, anzurichten. Sie überhaupt für immer zu bannen, dürfte trotz aller Vorsichtsmaßregeln unmöglich sein, sie aber nach Kräften beiseite zu halten, muß die unausgesetzte Sorge eines jeden sein, der zu dem inneren Betrieb eines Theaters in irgendwelche Beziehung tritt.

*) Daß dies möglich ist, beweist die neue Inszenierung der „Zauberflöte" im Königlichen Opernhaus, wo Fackeln, Feuer und Licht in vielfacher Anwendung ohne irgendwelche Benutzung von offener Flamme zur Verwendung gelangen.

Briefe aus vergangenen Tagen*).

Liebe gute Lotte!

Der Gedanke, daß Du so ganz in der Kürze England verläßt, tut mir deshalb besonders leid, weil ich Dich gern vor Deiner Abreise noch einmal gesehen hätte. Ich höre, Du gehst nach Hannover, und hoffe, es wird Dir und den Deinigen recht gut dort ergehen. Ich wollte, Du gingest über London, dann hättest Du doch Deine beiden Kinder uns bringen können — ich hätte sie so gern kennen gelernt. Auch würde ich Dich gebeten haben, viel herzliche Grüße an unsere lieben kleinen Cousinen in Hannover auszurichten. Wir alle denken Deiner recht freundlich, und ich nehme mir vor, Dir in der heutigen Stunde eine kleine Zeichnung zu machen, die ich diesem Brief beifügen werde. Auch habe ich ganz vergessen, ob wir Dir je von unseren Haaren ein Löckchen gegeben haben. — Alice und ich bitten Dich deshalb, beifolgendes Medaillon mit unseren Haaren als ein kleines Andenken von uns anzunehmen. — Wir werden London wahrscheinlich bald verlassen und dann nach Osborne gehen, welches Du jetzt kaum wieder erkennen würdest, da so vieles davon geändert worden ist. Hier in London haben wir häufig Besuch von unseren Freundinnen, und das macht uns recht glücklich. Wir sind, wie Du wahrscheinlich schon gehört hast, bei der Eröffnung des neuen Kristallpalastes in Sydenham gewesen, welches eine so großartige Feier war, daß ich sie nie vergessen werde. Kann denn der kleine Bernhardt schon laufen? und spielt Viktor noch immer so gern mit den Kohlen und macht sein Röckchen schwarz? Die kleineren Geschwister grüßen Dich aufs herzlichste

durch Deine Dir treu ergebene Vicky.

Juni 25. 1854.

Liebe Lotte! Windsor Castle.

Der liebe Brief, den ich kürzlich von Dir bekam, soll nicht unbeantwortet bleiben; es freut mich sehr, daß Dir Dein neuer Wohnungsort gefällt; daß Du Dich dort sehr einsam fühlst, kann ich gut verstehen, und die Gesellschaft gebildeter Menschen ganz zu entbehren, muß Dir, geliebte Lotte, sehr hart vorkommen, doch alles das Gute, was Du und Dein Mann bewirken müssen, gibt Dir doch gewiß genug zu tun. Wie gern möchte ich Dir helfen, die armen unwissenden Dorfkinder zu belehren und alles zum Besten umzuändern. Ich habe Dir gar vieles aus unserem Leben letzterer Zeit mitzuteilen. Der Besuch des Kaisers und der Kaiserin ist ein großes, merkwürdiges und glückliches Ereignis, sowohl für uns als für ganz England. Und es würde Dir gewiß Freude gemacht haben, zu sehen, mit welchem Enthusiasmus sie hier empfangen wurden. So lieblich und schön als die Kaiserin ist, habe ich noch niemand gesehen, so freundlich und herablassend gegen jedermann. Sie sowohl als der Kaiser haben allgemein gefallen, und mit großem Bedauern sah man sie zurückkehren. Seitdem nun ist der Kaiser Napoleon auf die wunderbarste Art vom Tode gerettet worden. Er ritt nämlich letzten Sonnabend um 5 Uhr des Nachmittags aus in dem Champ des Elysées, ritt im ruhigen Schritt an dem Gebäude der neuen Kunstausstellung vorbei, an seiner Rechten der Graf Ney (der

*) Die acht Briefe, die wir hier veröffentlichen, sind in deutscher Sprache geschrieben und wurden gerichtet an die Erzieherin der späteren Kaiserin Friedrich, Gattin des nachmaligen Pastors Brecht, geb. Gruner. Die ersten fünf Briefe stammen aus der Feder der Kaiserin Friedrich selbst als Prinzessin, die letzten drei sind von der späteren Großherzogin Alice von Hessen geschrieben.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

auch mit seiner Majestät hier war), an seiner Linken der Grand Ecuyer; mitten in der Chaussee und grade 4 Schritte vom Kaiser entfernt stand ein Mann und zielte mit einer Pistole auf ihn, traf ihn aber nicht; gleich sprengte Graf Ney auf ihn los, doch ersterer entging ihm und zielte abermals auf den Kaiser, aber mit nicht besserem Erfolge, gleich wurde er festgenommen, und der Kaiser ritt unbeschädigt nach Hause. Seitdem haben wir gehört, daß es ein italienischer Schuhmacher gewesen war. Jetzt, um von was Erfreulicherem zu sprechen, muß ich Dir erzählen, daß die Tante Feodora und die beiden Cousinen hier sind; Viktor, der nächste Woche in die Krim geht, hat sie hierher begleitet. Ich muß Dich nun bitten, mir einen Wunsch zu gewähren; sieh, ich schicke Dir dieses kleine Kästchen, nimm es an und denke dabei an

Deine Dich innigliebende, dankbare Schülerin und, wenn ich hinzusetzen darf, treue Freundin Viktoria.

Die lieben Kleinen bitte ich Dich auf Wangen, Stirn und Mund für mich zu küssen.

Den 3. Mai 1855.

Windsor Castle, den 1. Dez. 1855.

Liebe Freundin!

Du hast mich durch Deine herzlichen Zeilen gar sehr erfreut, Du weißt es ja, wie ich Dich liebe, und wie oft ich an die Zeit denke, wo wir noch beisammen waren, daher kannst Du Dir denken, daß alles, was Dich und Deine häuslichen Umstände betrifft, mich sehr interessiert. Vor allen Dingen laß Dir recht herzlich zur Geburt des letzten kleinen Ankömmlings von mir gratulieren. Ich kann mir eigentlich keine Vorstellung von Dir als „Mama", von Deinen lieben Kleinen umgeben, machen, denn mir ist es noch, als ging ich erst gestern mit Dir im langweiligen Londoner Garten spazieren. Seitdem Du mich gesehen, habe ich mich einigermaßen verändert, ich bin jetzt größer als Mama und leider viel stärker, die 7 jüngeren Geschwister sind auch jetzt kaum zu erkennen, Alice hat man die Haare nach dem Scharlachfieber ganz kurz geschnitten, welches ihr sehr gut steht, und Dein Liebling (auch meiner), der liebe dicke Affie, ist jetzt nicht mehr „Dicker" zu nennen, er ist mager und für sein Alter ziemlich groß. Er hat noch immer dieselbe Passion, ein „sailor" zu werden, und hoffe ich, daß sein größter Wunsch einst in Erfüllung gehen möge. Er spielt ganz allerliebst auf der Violine und ist sehr stolz darauf. — Ich möchte, Du liebe Gute, Du könntest unseren kleinen Artur sehen, er ist so ein kleines Herz, so lieb, er fängt an, der Mama sehr ähnlich zu werden, und zuweilen erinnert mich sein liebes Gesichtchen an Lenchen, wie sie noch ein „Baby" war (erinnerst Du Dir's noch in Claremont?). — Seine Stunden fallen ihm sehr schwer, und wenn er ein Buch sieht, so fängt er an zu seufzen! Was mich selber betrifft, so bin ich jetzt sehr beschäftigt, meine Konfirmation steht mir zu Ostern bevor, und meine vielen Stunden lassen mir wenig Zeit für mich übrig. — Der König von Sardinien Viktor Emanuel der Zweite ist jetzt hier, sein Aeußeres ist sehr auffallend und gar nicht schön, dennoch liegt in seiner militärischen Haltung und in dem Ausdruck ein sehr fester Charakter, der sich auf seinem Gesicht ausprägt, etwas sehr Imposantes. Der König hat in seinem Leben genug zu leiden gehabt, und der schwere Verlust seiner Frau, seines Bruders (den er über alles liebte), seiner Mutter und zweier Kinder in einem Jahr haben ihn hart geprüft. Man kann den König nur ehren und achten, er hat so freimütig gehandelt und sich als ein solch treuer Alliierter bewiesen. — Mama und Papa sind heute mit ihm in „Woolwich", wo eine Revue stattfinden soll. — Du sprichst mir in Deinem lieben Brief von unserem Besuche in Paris. Ich habe noch nie eine so angenehme und schöne Reise mitgemacht, Paris ist fast ein Paradies, und alles, was ich dort sah, war schön und bewundernswert. Die Güte und Freundlichkeit der kaiserlichen Majestäten hat die Erinnerung der dort zugebrachten Tage zu einer überaus lieblichen gemacht. Du kannst Dir auch niemand so schön denken als die Kaiserin Eugénie. Eine äußerst liebliche Erscheinung, mit einer so großen Freundlichkeit verbunden, gewinnen ihr die Herzen aller, die sie kennen, sie besitzt eine ganz besondere Anmut, die ich noch nie gesehen habe. Sie ist sehr schön und hat Züge, die an Regelmäßigkeit einer Statue fast gleichkommen. Leider ist ihre Gesundheit sehr schwach, und die beständigen Gefahren, welchen der Kaiser ausgesetzt ist, regen sie sehr auf; vor ein paar Monaten war man ihretwegen sehr besorgt, ich erhielt aber vorige Woche einen Brief von ihr, in welchem sie sagt, daß sie jetzt sehr wohl sei. Ich habe sie von Herzen lieb so wie auch die andern Geschwister, die sie nur einmal gesehen haben. Es tut mir so leid, daß Du noch schwach bist, hoffentlich wird der kommende Frühling Dich gänzlich wiederherstellen. Lebe nun recht wohl und behalte lieb

Deine Dich innigstliebende dankbare Freundin Viktoria.

Buckingham Palace, den 7. April 1856.

Meine liebe Freundin!

Ich hatte Dir versprochen, sogleich nach meiner Konfirmation zu schreiben, und zu meiner Schande sind schon einige Tage seitdem verstrichen. — Ich habe Dir ein Ereignis mitzuteilen, welches für mich von der größten Wichtigkeit ist — und als solches hoffe ich, daß es auch für Dich nicht ohne Interesse sein wird. — Den vergangenen Herbst ist mir jemand mit seiner Liebe nahe getreten, den ich hinfort zum treuesten Freund und Begleiter auf dem Lebensweg besitzen werde. — Es ist dieses der Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen, der mich zu seiner Gattin erwählt, und dem ich mit der innigsten Liebe hinfort angehören werde. — Ich bin freilich noch sehr jung und kann kaum dem Gedanken Glauben schenken, daß ich nun eine glückliche Braut bin, dennoch kann ich Dir versichern, daß ich meinen guten Fritz von Herzen liebe und Dich in diesen Zeilen bitte, für unser Glück und Wohl zu beten.

Die teuren Eltern haben in die Wünsche des Prinzen gewilligt, als er in Schottland bei uns war und mir seine Liebe gestanden, ich mußte aber diese unsere Verlobung bis jetzt als Geheimnis bewahren. Nun macht es mir aber die größte Freude, daß Du, die Du Dich meiner Kindheit angenommen, eine der Ersten bist, der ich dieses glückliche Ereignis mitteilen darf.

Lebe wohl, liebe Freundin, und glaube an die Unveränderlichkeit der Freundschaft

Deiner Dich liebenden Viktoria.

Osborne, den 18. August 1856.

Teuerste Freundin!

Seit längerer Zeit haben wir nun kein Lebenszeichen von Dir bekommen. Was machst Du denn eigentlich, daß Du uns gar nicht schreibst, ich fange an zu befürchten, daß Du unwohl bist, nicht wahr, wenn es Dir möglich ist, läßt Du uns wissen, wie es Dir geht. Wir sind alle Gott sei Dank so wohl wie nur möglich und sehen Ende dieses Monats unserer Reise nach Schottland mit vieler Freude entgegen. Wir sind eben vor ein paar Tagen von einem kleinen Ausflug nach Devonshire zurückgekehrt, wir sind in unserem schönen, neuen, großen Schiff zur See gewesen, weil aber das Wetter gar zu ungünstig war und das Meer so unruhig, sind wir zu Lande zurückgekehrt. Du wirst wohl gehört haben, daß wir vor kurzem einen Besuch von dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen mit ihrer Tochter Luise gehabt haben, letztere wird am 20. September ihre Hochzeit mit dem Prinzregenten von Baden feiern. Sie ist mir sehr ans Herz gewachsen, so lieb ist sie und so gar gut, mit einem so treuen, schönen, reinen Gemüt begabt, wir sind im wahren Sinne des Wortes Schwestern. — Du kannst Dir denken, was das für ein Glück für mich ist, daß ich in der einzigen Schwester meines Fritz eine so liebe Freundin gefunden habe, denn wir verstehen uns gegenseitig so gut. — Wie geht es Deinen Kindern, der älteste muß schon ein großer Junge geworden sein, erzähle mir doch von ihnen, wenn Du mir schreibst, es interessiert mich sehr. — Leider habe ich heute nicht Zeit, Dir einen längeren Brief zu schreiben, und muß Dir jetzt ein herzliches Lebewohl sagen, Dich bittend, nicht zu vergessen

Deine Dich liebende Freundin und einstige Schülerin Viktoria.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Buckingham Palace, den 5. Febr. 1858.

Meine liebe Lotte!

Es drängt mich, heute ganz besonders Dir einige Zeilen zu schreiben, denn ich kann mir recht gut denken, mit welcher Freude Du Dich auf den Weg nach Minden begeben wirst, um Deine einstige Schülerin, die Dir so lieb und ans Herz gewachsen, jetzt als junge Frau zu begrüßen. Ich hoffe, Du genießt dieses Wiedersehen in vollen Zügen und erfreust Dich an dem Glück und dem guten Aussehen unserer lieben Schwester. Die Trennung von dieser geliebten Schwester ist uns allen überaus schwer geworden, und wir können uns noch kaum an den Gedanken gewöhnen, sie entfernt von uns zu wissen; es ist schwer, sich von einer älteren Schwester trennen zu müssen, von einer, mit der man als Kind gelebt, gespielt und gelernt.

Ich sehe mich nun mit einem Mal als älteste Tochter und kann nur wünschen, daß ich meinen jüngeren Geschwistern die fehlende, treu geliebte Schwester ersetze. —

Der liebe Fritz, bin ich überzeugt, wird Dir gewiß recht gut gefallen, er ist uns allen so lieb und teuer, und er und Vicky scheinen wie füreinander gemacht; unsere besten Wünsche folgen ihnen in die Ferne nach.

Ich höre recht gern etwas Ausführliches über Dich selbst und Deinen Mann und über Deine Kinder, denn wir denken Deiner in treuer Liebe und hoffen, auch von Dir nicht vergessen zu werden.

Nun lebe wohl, beste Gruner, und behalte lieb Deine Dir in alter Liebe ergebene Alice.

Balmoral, Sept. 15. 1858.

Liebe Gruner,

Es wird Dich gewiß interessieren, zu hören, daß Lenchen und ich Papa und Mama nach Leeds begleitet haben und deshalb bei der Eröffnung des Rathauses zugegen waren. Ich muß Dir aber zuerst von unserer Reise erzählen, die wir den 6. Sept., den Montag, nach der Rückkehr der Eltern unternahmen. Wir verließen Osborne früh um 8 Uhr und hielten in Petersborough an, wo wir zu Mittag aßen; in Leeds langten wir erst um 6 Uhr an. Der Mayor empfing uns an der Station, er hatte seine Amtskleidung an, die aus einem langen roten Samtmantel mit Hermelin besteht und einer Mütze vom selben Zeug. — Er ist ein alter Mann und trägt einen langen weißen Bart, er sah wirklich sehr schön aus; schöne Bilder, Möbel ꝛc., unsere Stuben waren so hübsch, und die Betten waren sehr angenehm; das einzige, was uns störte, war das ewige Pfeifen von den Zügen, denn das Haus ist ganz nahe am Bahnhof. — Früh am folgenden Morgen bestiegen wir die Wagen, um nach dem Rathaus zu fahren. Es dauerte eine Stunde und eine halbe, ehe wir dort ankamen; das Gedränge von Menschen war so groß, daß wir Schritt fahren mußten; an einem Orte haben wir anhalten müssen, da 30,000 Kinder „God save the Queen" singen wollten, es war wirklich sehr schön. — Die Straßen waren sehr hübsch dekoriert; es waren Triumphbogen, Fahnen, Kränze usw. Endlich hielten wir vor dem Rathaus an: es ist ein sehr schönes Gebäude, und die vielen Säulen machen einen sehr schönen Effekt: inwendig ist es groß, und die verschiedenen Hallen sind groß und schön. Die Eltern empfingen Reden und haben beide auch Reden gelesen. Nach dem wurde gesungen, und dann gingen wir zum Essen. Wir verließen Leeds um 1 Uhr und langten erst gegen 8 Uhr sehr müde in Edinburg an. — Wir sind jetzt in dem lieben Balmoral und genießen mehr, als ich sagen kann, unsern Aufenthalt hier. Man kann so frei herumgehen, und die Gegend ist so schön, daß man nie müde wird vom Draußensein. Mama wünscht, daß ich Dir sagen soll, daß sie sich an der Station überall nach Dir umgesehen hat. Mama hat sich sehr gefreut, Deinen Bruder zu sehen, und sagt, daß er Dir so gleicht. — Miß Hildyardt dankt Dir sehr für Deinen Brief und wird Dir bald schreiben. Nun lebe wohl, teure Gruner, und denke zuweilen an

Deine einstige Schülerin Alice.

P. S. Viele Grüße an Deine Kinder.

Windsor Castle, d. 28. Januar 1859.

Liebe teure Gruner!

Du wirst die gute Nachricht vor meinem Brief erhalten, daß unsere liebe Vicky einen Sohn hat. Dank Gott, daß beide wohl sind. Der Kleine war gestern den 27. Januar um 3 Uhr des Tages geboren, und wir erhielten die Nachricht durch den Telegraphen 6 Minuten, nachdem es stattgefunden; heute morgen erhielten wir einen Telegraphen, der uns sagte, daß Mutter und Kind die Nacht recht gut geschlafen hatten und sich diesen Morgen wohl befinden. Der Kleine soll ein sehr schönes Kind sein und recht gesund. Es hat unter den Kindern ein großes Aufsehen und Erstaunen gemacht, ist ein großes Ereignis, Onkel und Tanten zu sein, und die jüngeren Kinder sind sehr stolz darauf, wie Du Dir denken magst. Bertie und Affie waren beide abwesend, letzterer war von Tunis nach Malta zurückgekehrt, und Bertie wird wahrscheinlich morgen in Rom ankommen. Ich werde Dir bald eine Photographie von uns schicken, damit Du Dir vorstellen kannst, wie wir jetzt aussehen; ich habe mich aber wieder seitdem verändert, da sie schon letzten Sommer gemacht wurde. Da niemand Dir beschreiben kann, wie wir aussehen, werde ich versuchen, es zu tun, aber auf englisch, wenn Du es mir erlauben willst. Da es viel schneller geht und ich keine Zeit habe, viel mehr zu schreiben. Berty is not yet much taller than me, he is much grown though he has a very bent nose, fine blue (eyes) or rather grey eyes, fair hair rather a thick underlip but still I think very handsome. Dear Alfred is short rather stout with a dear round face bright blue eyes, a very handsome face, very broad forhead and a pretty nose, his mouth is like Mama's. Helena is also short and stout and resembles Affie, she has very large bright eyes of a green shade and I think resembles Mama particularly in figure, wears her hair in plaits out of her face, but what takes off from her otherwise nice looking face is a very bad complexion. Louise is nearly as tall as Lenchen thin with a very pretty face, rather a turned up nose and fair wavy hair. Arthur is very handsome, very large dark blue eyes with long eyelashes, very pretty nose beautiful shaped mouth fair but small. Leopold is less good looking but very merry and amusing with fair curly hair and light blue eyes and very like the late Royal family. Beatrice will be 2 in April and is like Vicky and like me with all Lenchen's vivacity, she says many funny words and is a very intelligent child. I can scarcely make You a description of myself but I can tell You my height. I am nearly 2 inches taller than Mama and about the same height as Vicky but as I am still growing I hope to be taller once. I am said to be like Bertie but I do not know if it is so. Dear Tilla sends You her best love, she looks very well and just like what she used to be she is just as thin. I am sorry to say and I am afraid never intends to get fatter. Now I must take my leave or I should never go to bed; it is past 10 already so good night and good bye dearest Gruner and think sometimes of

Your attached and affectionate former pupil Alice.

Nachstehend die Uebersetzung des letzten Teiles dieses Briefes:

Berty ist noch nicht viel größer als ich, obgleich er ziemlich gewachsen ist, er hat eine sehr gebogene Nase und schöne, blaue oder eigentlich mehr graue Augen, blonde Haare und eine etwas dicke Unterlippe, trotzdem finde ich ihn hübsch. Alfred ist klein und ziemlich stark, mit einem lieben, runden Gesicht, leuchtenden blauen Augen, breiter Stirn und hübscher Nase, der Mund ist dem Mamas sehr ähnlich. Helena ist auch klein und untersetzt und ähnelt Affie, sie hat sehr große leuchtende Augen von grünlichem Schimmer und gleicht, denke ich, Mama, besonders in der Figur, und trägt ihr Haar glatt aus der Stirn gestrichen, aber was ihrem guten Aussehen hauptsächlich schadet, ist ein sehr schlechter Teint. Luise ist beinah so groß wie Lenchen, mager, mit sehr hübschem Gesicht, einer aufwärts strebenden Nase und schön gewelltem Haar. Artur ist sehr hübsch, hat große, dunkelblaue Augen mit langen Wimpern, sehr schön geschnittene Nase und feinen, kleinen Mund. Leopold sieht weniger gut aus, ist aber sehr vergnügt und amüsant, mit blondem lockigem Haar, hellen Augen und schlägt sehr in

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Springbrunnen

Gedicht von Marx Möller.

Im städtischen Parke bei einer Bank
Gab es einen behaglichen Zank.
Da stritten sich viere, woran man erkenne,
Wann wirklich wohl der Frühling begänne.
Ein altes Mütterchen hatte gemeint:
„Der Frühling kommt, wenn die Sonne so scheint!"
Ein Kindermädchen sagte mit Klagen:
„Der kommt, wenn uns mit dem Kinderwagen
Die Gnädigen in die Anlagen schicken!"
Ein kleines Mädchen mit Schwärmerblicken
Meinte dazwischen: „Der Frühling beginnt,
Wenn die Krokus wieder zu sehen sind." —
Aber der Mann, der daneben stand,
Strich ruhig über den Bart mit der Hand,
Als wär er der Weisheit amtlicher Pächter,
(Der Mann war nämlich der Anlagenwächter)
Und der sagte das Richtige unbedingt:
„Der Frühling kommt erst,
wenn der Springbrunnen springt!"

Die Alte meinte mit großem Behagen:
„Richtig, das wollte ich grade ja sagen."
Das Kindermädchen hat eifrig genickt;
Das kleine Mädchen hat fragend geblickt
Nach dem Platze, wo stundenlang
Im vorigen Sommer der Springbrunnen sprang
Im langen Strahl mit lautem Gebraus
Mitten aus den Schwertlilien heraus.
Und alle drei haben gedacht,
Wann diesmal er wohl an die Arbeit sich macht,
Und wie viele Zeit wohl bis dahin vergeht,
Daß der Wächter den riesigen Schlüssel dreht
Und unter Gurgeln, Knattern und Brausen
Die ersten Tropfen der Röhre entsausen,
Bis frei sich die Wassermenge ergießt
Und säulenstolz in das Himmelsblau schießt
Und Jubelrufen im Kreise erklingt,
Weil alle sich freun,
daß der Springbrunnen springt!

Dem Brunnen gilt dann alles Blicken und Denken!
Und auch die älteren Herrn auf den Bänken
Verlassen den Stammplatz für einige Zeit
Mit der Würde, welche die Gicht verleiht.
Und es werden dem Wächter, der das schon kennt,
Ein paar Zigarren als Ehrenpräsent,
Wenn die Wasser so recht schön schweben und steigen!
Und die Kinder! — Wie die vor Bewunderung schweigen!
Ach, möchten sie später die Lehrer nur achten,
Wie jetzt sie den Wärter voll Ehrfurcht betrachten!
Ach, wenn doch von diesem Respekt was bliebe,
Mit dem sie jetzt staunen ins Tropfengestiebe! —
Er aber steht dann daneben, zu schauen,
Als wär er als Denkmal in Stein gehauen,
Und warnt mit dem amtlichen Ernst, der ihm eigen,
Die Jungens, ins Wasserbecken zu steigen,
Weil das Lilienbeet es in Unordnung bringt,
Wenn die Bande da planscht,
wo der Springbrunnen springt!

Dann schreitet er weiter in lässiger Ruh,
Und sicher kommt es dem Guten zu,
Wenn in seinem Auge wir Künstlerstolz lesen:
Das ist ja aller Kunst edelstes Wesen,
All das zu sammeln, was heimlich tief
Ringsum von keinem beachtet schlief,
Das zu sammeln und in einem Punkte zu fassen
Und in reinere Höhn es dann steigen zu lassen,
Daß schön harmonisch es spielend sich teilt,
Daß sinnend jeder Betrachter weilt,
Wenn sauber und heiter die Sonnenstrahlen
Sich regenbogenbunt darauf malen
Und das kleinste Kind wie der älteste Mann
Es verstehen und Freude dran haben kann! —
Drum möge der Wächter nicht nur den Kleinen,
Sondern uns allen als Vorbild erscheinen,
Daß jedem sein Werk so sauber gelingt,
Wie seines ihm glückt,
wenn der Springbrunnen springt!



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die vorige königliche Familie. Beatrice wird im April zwei Jahr und ist wie Vicky und ich mit Lenchens Lebhaftigkeit; sie spricht einzelne drollige Worte und ist ein sehr intelligentes Kind. Eine Beschreibung von mir selbst vermag ich Dir kaum zu geben, nur meine Größe kann ich angeben. Ich bin beinah zwei Zoll größer als Mama und ungefähr ebenso groß wie Vicky, da ich aber immer noch wachse, hoffe ich größer zu werden als sie. Man sagt, ich sei Bertie ähnlich, das kann ich aber nicht beurteilen. Dear Tilly sendet Dir die besten Grüße, sie sieht sehr gut aus, gerade so wie immer, ziemlich mager. Leider muß ich sagen, sie wird wohl nie stärker werden. Nun muß ich Abschied von Dir nehmen, oder ich komme nicht zu Bett, es ist zehn Uhr vorbei, deshalb gute Nacht und Lebewohl, liebste Gruner, denke zuweilen an

Deine anhängliche und Dir zugetane ehemalige Schülerin Alice.

Unsere Bilder

Der Aufenthalt der Kaiserfamilie auf Korfu (Abb. S. 735) ist von Anfang bis zu Ende prächtig verlaufen. In den letzten Wochen weilte auch die den Hohenzollern verschwägerte und eng befreundete hellenische Königsfamilie auf der Insel, und natürlich befanden sich der König und das Kronprinzenpaar viel in der Gesellschaft des Kaiserpaares und seiner Tochter. Auf der herrlichen Terrasse des Achilleions verbrachten die Fürstlichkeiten viele schöne Stunden. König Georg, der bekanntlich die Vorliebe des Kaisers für die Marine teilt, stattete mit seinem ältesten Sohn und dessen Gemahlin — die bekanntlich eine Schwester des Kaisers ist — auch dem vor Korfu liegenden deutschen Kriegsschiff „Königsberg" einen Besuch ab.

Zum Thronwechsel in Schaumburg-Lippe (Abb. S. 733 u. 734). Der deutsche Bundesfürst, der am Abend des 29. April aus dem Leben geschieden ist, hat sein kleines, aber blühendes Fürstentum achtzehn Jahre lang regiert. Der Fürst hat sich nicht nur in seinem Land einer großen Beliebtheit erfreut. Unter den vielen, die ihn besonders schätzten, befand sich auch der Kaiser, der ja durch seine Schwester Viktoria mit dem Hause Schaumburg-Lippe verschwägert ist. Fürst Adolf, der das 65. Lebensjahr erreicht hat, war seit dem Jahr 1882 mit der Prinzessin Marie Anna von Sachsen-Altenburg vermählt. Sie hat ihrem Gemahl sieben Kinder geschenkt, deren ältestes, der 28jährige Erbprinz Adolf, bisher Kgl. Preußischer Oberleutnant im Husarenregiment König Wilhelm I (1. Rhein.) Nr. 7, jetzt den Thron besteigt. Der Erbprinz hat eine vorzügliche Erziehung genossen. Ehe er im Herbst 1905 in den aktiven Heeresdienst trat, hörte er an der Universität Bonn juristische und volkswirtschaftliche Vorlesungen. In den letzten Jahren hat er sich dann als schneidiger und lebenslustiger Kavallerieoffizier im Rheinland allgemeine Beliebtheit erworben.

Die Eröffnung der Turiner Ausstellung (Abb. S. 737). Die italienischen Jubiläumsfestlichkeiten nehmen ihren programmgemäßen Verlauf. Am 29. April wurde in Turin die große Internationale Industrie- und Gewerbeausstellung eröffnet, durch die das zu neuer wirtschaftlicher Blüte erwachte dritte Italien beweisen will, wie wenig seine Industrie den Vergleich mit der aller Kulturstaaten zu scheuen hat. Die Eröffnung verlief sehr feierlich. Der König und die Königin, mehrere Prinzen und Prinzessinnen, die Minister, das diplomatische Korps und die Bürgermeister von Rom und Mailand wohnten dem Festakt bei. Als die Majestäten in dem großen Festsaal Platz genommen hatten, wurden sie von dem Präsidenten des Generalkomitees Senator Frola begrüßt. Dann sprachen noch Senator Villa, der Bürgermeister von Turin, Senator Rossi, der Ackerbauminister und der Bürgermeister von Rom Nathan. Alle Redner wiesen auf die gewaltigen Fortschritte hin, die Italien in den 50 Jahren der Einheit und Freiheit gemacht hat.

Der Besuch des Präsidenten Fallières in Tunis (Abb. S. 736) hat den Beweis geliefert, daß die mohammedanischen Untertanen Frankreichs trotz der Vorgänge in Marokko treu zur Republik halten. Der Präsident wohnte vielen Festen, Revuen und Aufzügen aller Art bei, aber er versäumte auch eine Pflicht aller in Tunis reisenden Touristen nicht: den Besuch der imposanten antiken Ruinen, die auf den Stätten des alten Karthago und seiner Tochterstädte von versunkenem Glanz zeugen.

Die Große Berliner Kunstausstellung (Abb. S. 739) hat zum fünfundzwanzigstenmal ihre Pforten geöffnet. Diesmal beherbergt das Landesausstellungsgebäude am Lehrter Bahnhof fast ausschließlich Werke deutscher Maler und Bildhauer. Nur eine kleine Gruppe Schweizer Künstler ist in einer kleinen geschlossenen Abteilung vertreten. Die Eröffnung der Ausstellung verlief diesmal besonders feierlich. Zum erstenmal seit seinem Amtsantritt war der Kultusminister v. Trott zu Solz bei dem Festakt persönlich anwesend. Nachdem der Landschaftsmaler Karl Langhammer als Präsident der Ausstellung das erschienene Publikum begrüßt hatte, wies der Minister in einer Ansprache auf die Bedeutung dieser nationalen Ausstellung hin.

Der neue Riesendampfer der Hamburg-Amerika-Linie (Abb. S. 738), der auf der Werft des Stettiner „Vulcan" in Hamburg erbaut wird, wird geradezu ungeheuerliche Dimensionen aufweisen. Das Schiff wird 268 Meter lang sein und einen Raum von 50,000 Brutto-Registertonnen umschließen. Natürlich wird dieser Koloß nicht so schnell über den Ozean sausen können wie der Schnelldampfer „Deutschland", den unser Bild neben dem entstehenden Dampfer zeigt.

Im Berliner Metropoltheater (Abb. S. 738) gab es dieser Tage eine Frühjahrspremiere. Diesmal ist die Novität der beliebten Bühne keine Ausstattungsrevue, sondern eine Operette. Julius Freund, der witzige Hausdichter des Metropoltheaters, hat das sehr lustige Libretto von „Hoheit amüsiert sich" verfaßt; die Musik stammt von Rudolf Nelson. Natürlich enthält das Stück Paraderollen für das glänzende Viergestirn des Theaters: die Herren Giampietro und Thielscher, die Damen Massary und Lessing. Das Libretto behandelt die Abenteuer des exotischen Königs Chulalinglong XXIV. in Paris.

Der Brand von Yoshiwara (Abb. S. 736). Die große Feuersbrunst, die das Vergnügungsviertel von Tokio zerstört hat, brach am 9. April um 11 Uhr morgens aus, zu einer Zeit also, wo diese Stadt des Nachtlebens im tiefen Schlaf lag. Die leicht gebauten Häuser flammten natürlich wie Zunder, und die armen, aus dem Schlaf geschreckten Bewohner hatten alle Mühe, ihr Leben zu retten. Acht Stunden währte der Brand, und 676 Häuser, darunter mehrere Tempel, zwei Fabriken und zwei Amtsgebäude, wurden eingeäschert.

Personalien (Abb. S. 734). In den russischen Hofkreisen wird die Verlobung der Großfürstin Tatjana Konstantinowna, der ältesten Tochter des Großfürsten Konstantin Konstantinowitsch, viel besprochen. Die Prinzessin reicht, wie gemeldet wird, dem Fürsten Bagration-Muchransky die Hand. Der Fürst steht als Leutnant im Chevaliergarderegiment und gehört einer sehr vornehmen russischen Familie an. — An Stelle der Freifrau v. Tiele-Winkler wurde Frau v. Alvensleben, eine geborene Freiin von Berlichingen, mit der verantwortungsvollen Aufgabe betraut, dem Hofstaat der Kronprinzessin als Oberhofmeisterin vorzustehen. — Am 7. Mai begeht Geheimrat Adolf Harnack, der berühmte Kirchenhistoriker der Berliner Universität und Generaldirektor der Königlichen Bibliothek, seinen 60. Geburtstag. Der große Gelehrte ist in Dorpat geboren. Nachdem er in Leipzig, Gießen und Marburg doziert hatte, kam er vor 33 Jahren nach Berlin. Hier hat er die wichtigsten seiner grundlegenden Arbeiten über das Neue Testament und die Ursprünge der christlichen Kirche geschaffen.

Die Toten der Woche

Alexander Ellmenreich, bekannter Hotelier, † in Meran im 56. Lebensjahr.

Fürst Georg zu Schaumburg-Lippe, † in Bückeburg am 29. April im 65. Lebensjahr (Portr. S. 733).

Rittergutsbesitzer **Baron Speck von Sternburg**, Vater des verstorbenen ehem. Botschafters, † in Luetzschena bei Leipzig am 28. April im Alter von 90 Jahren.

Geh. Regierungsrat **Professor Konrad Varrentrapp**, bekannter Historiker, † in Marburg am 29. April im Alter von 67 Jahren.

Charles Wertheimer, bekannter Kunsthändler, † in London am 28. April im Alter von 66 Jahren.

Generated on 2019-06-06 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

Bilder vom Tage



Georg Fürst zu Schaumburg-Lippe †
Im Januar 1911 nach dem Leben gemalt von Gottfried Hofer.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

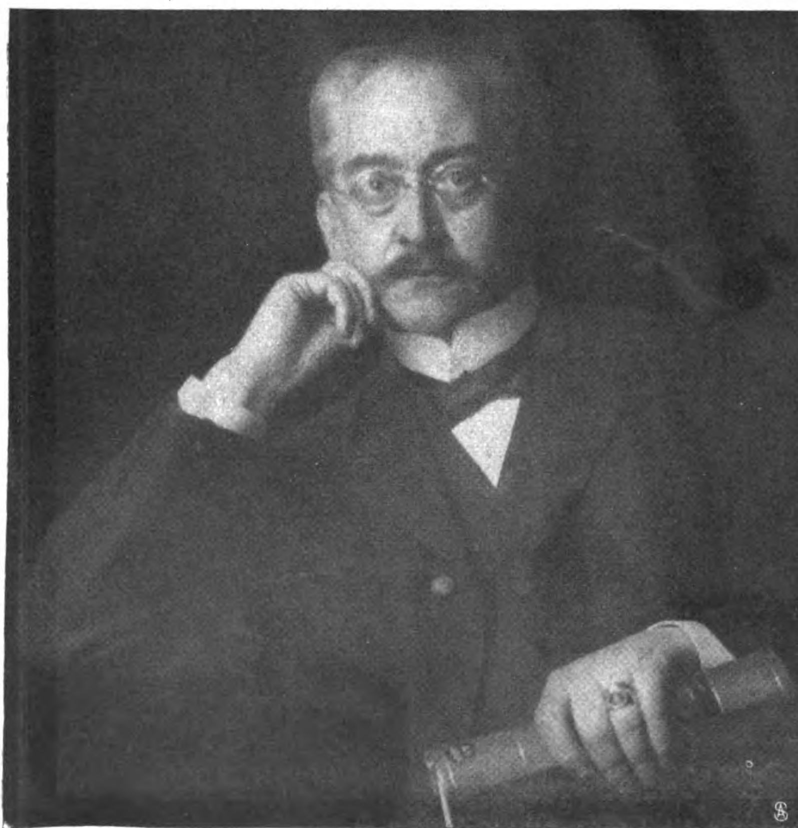


Hofphot. Stüting.

Adolf Fürst zu Schaumburg-Lippe,
folgte seinem Vater in der Regentschaft des Fürstentums



Frau v. Alvensleben, geb. Freiin v. Berlichingen,
die neue Oberhofmeisterin der Frau Kronprinzessin.



Phot. Aura Hertwig.

Wirkl. Geheimer Rat Professor Dr. D. Adolf Harnack,
feiert seinen 60. Geburtstag.



Prinzessin Tatjana,
Tochter des russischen Großfürsten Konstantin, deren Verlobung mit dem Fürsten Konstantin Bagration-Muchransky gemeldet wird.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



1. Prinzessin Viktoria Luise. 2. Die Kaiserin. 3. Der Kaiser. 4. Der König von Griechenland.

Die deutsche Kaiserfamilie und der König von Griechenland auf der Terrasse des Achilleion.



Der Kronprinz und die Kronprinzessin von Griechenland an Bord des Kriegsschiffes „Königsberg" vor Kor u.

Das deutsche Kaiserpaar und die griechische Königsfamilie auf Korfu.

Phot. Th. Jürgensen, S. M. Jacht „Hohenzollern".

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Branger.

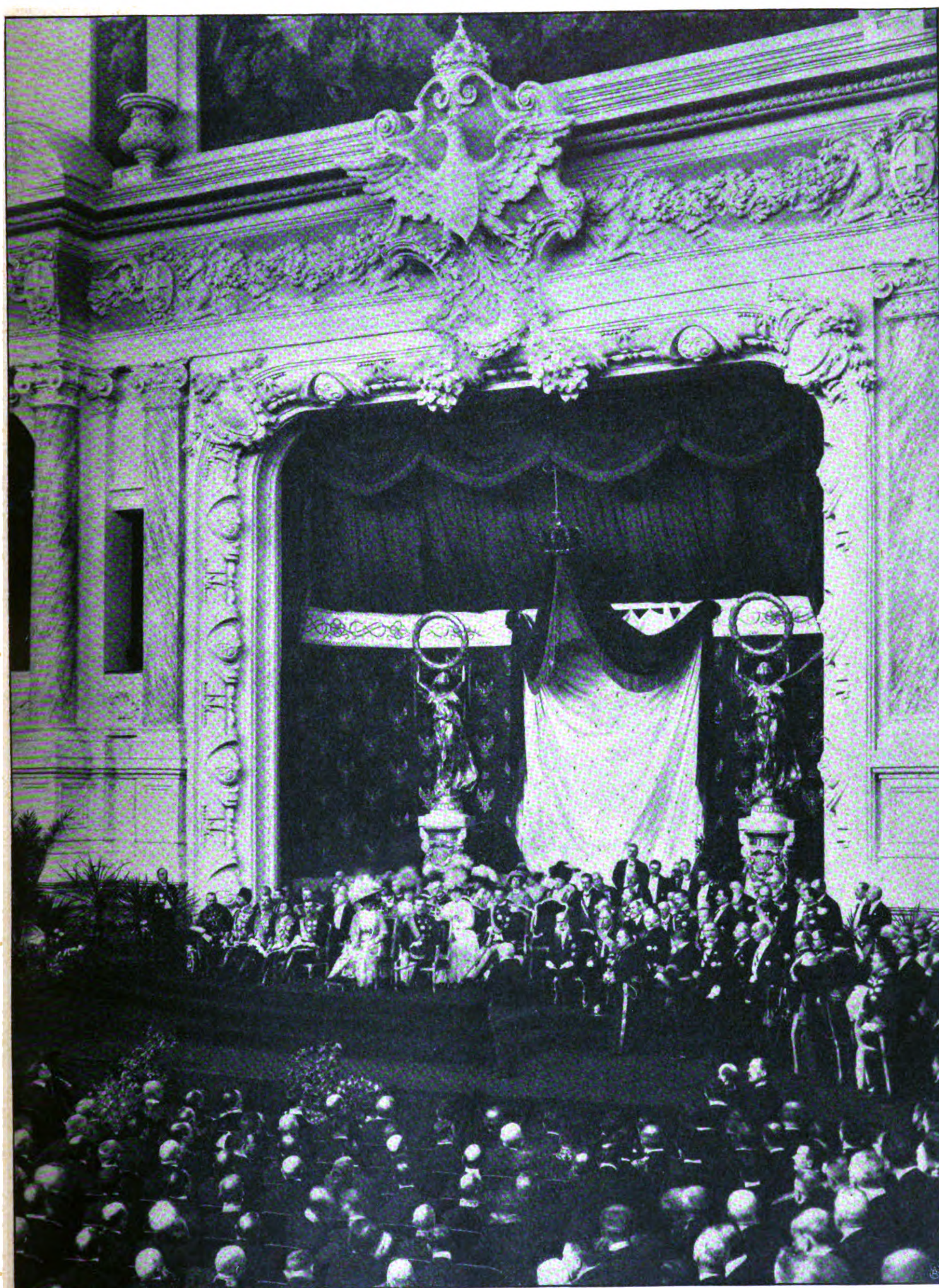
Präsident Fallières (×) mit seinem Gefolge bei den römischen Ruinen von Sbeitla.
Von der Reise des französischen Präsidenten nach Tunis.



Phot. D.-J.-G.

Malerisches Bild eines Riesenbrandes: Das Yoshiwaraviertel von Tokio in Flammen.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

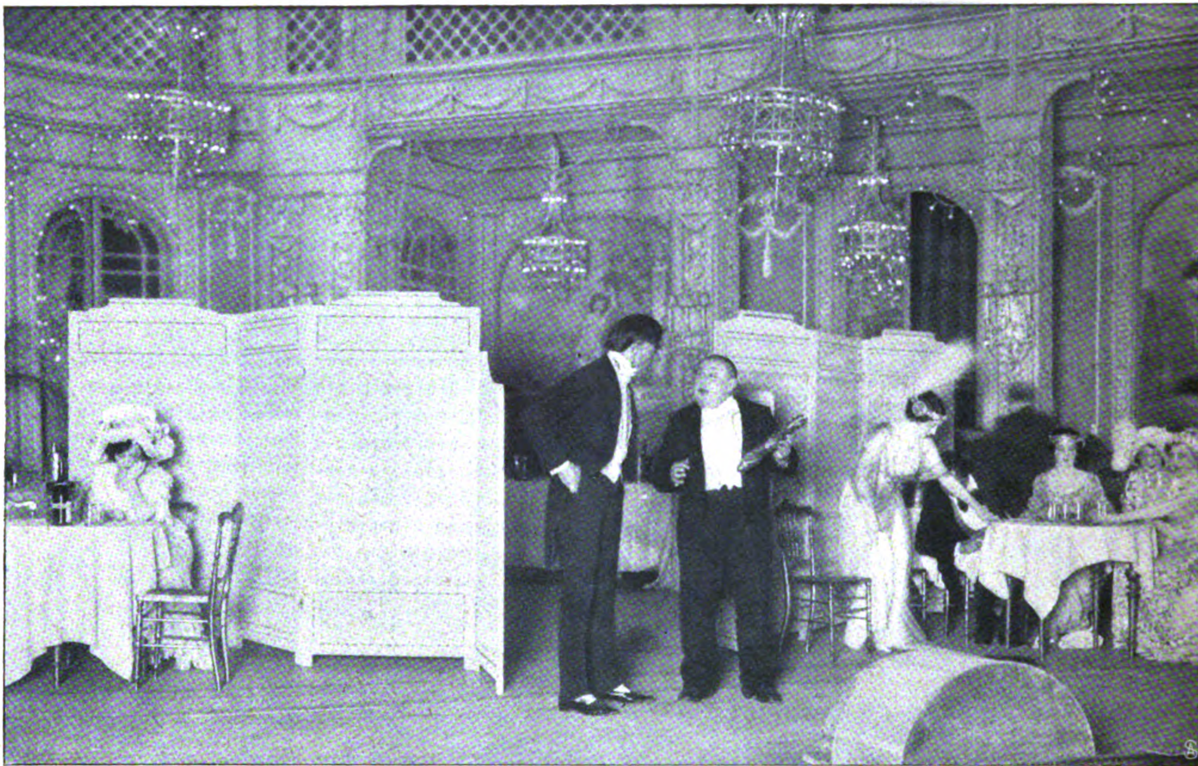


Das italienische Königspaar während der Eröffnungsansprachen im Festsaal.

Die feierliche Eröffnung der Internationalen Industrie- und Gewerbeausstellung in Turin.

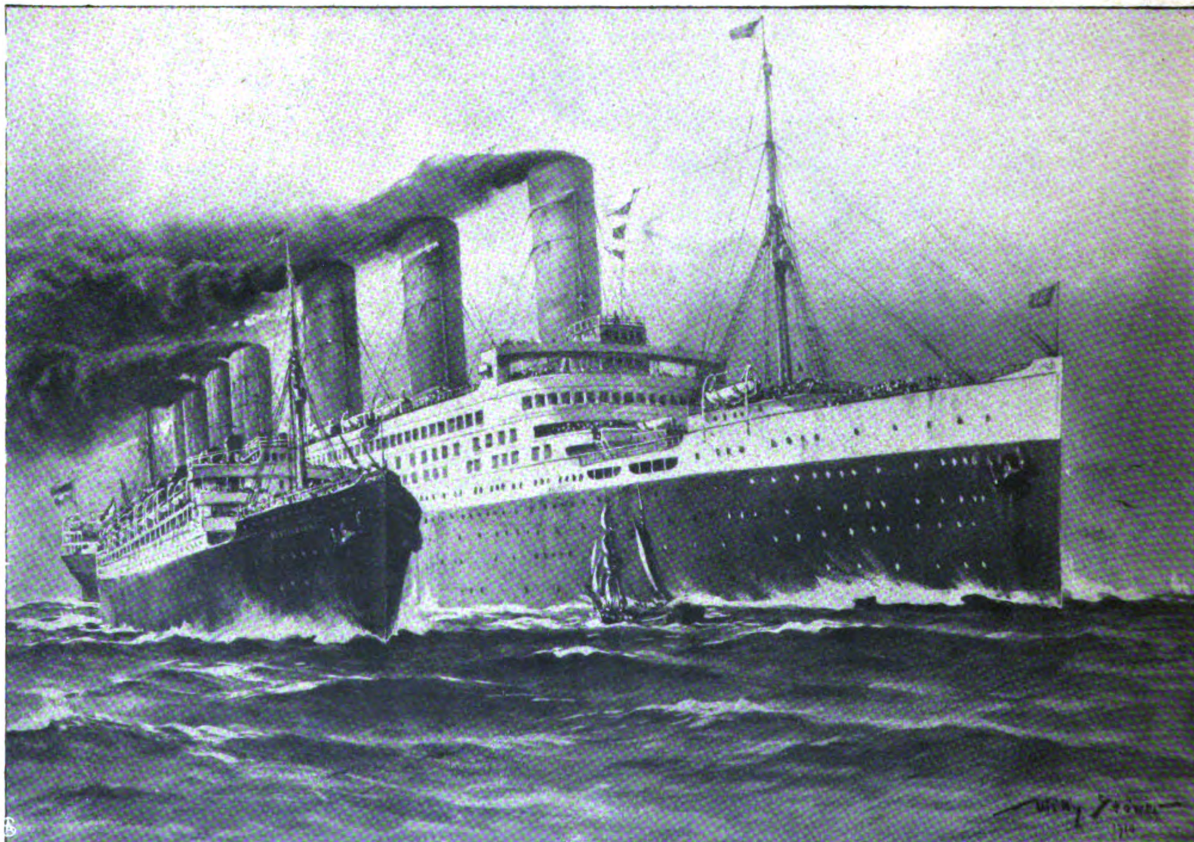
Phot. Comerio Cav. Luca.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Von links: Madge Lessing, Josef Giampietro, Guido Thielscher, Fritzi Massary.

Ein neuer Erfolg des Berliner Metropoltheaters: Szene aus der Operette „Hoheit amüsiert sich".



Der im Bau befindliche neue Riesendampfer der Hamburg-Amerika-Linie neben dem Schnelldampfer „Deutschland".

Nach einer Tuschzeichnung des Marinemalers Prof. Willy Stöwer.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Die einzigen Gäste der Ausstellung: Blick in die Schweizer Abteilung.

Kultusminister von Trott zu Solz (×) hält die Eröffnungsrede.

Die Eröffnung der Großen Berliner Kunstausstellung. — Spezialaufnahmen für die „Woche".

Generated on 2019-06-06 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

Soeben erschien als 111.-120. Tausend der Gesamtauflage:



Eleganter Leinenband. 166 Seiten mit vielen perspektivischen und Fassaden-Zeichnungen, Grundrissen, Lageplänen, Querschnitten, textlichen Erläuterungen und 14 Tafeln in Vierfarbendruck.

Preis: 3 Mark

Eine glänzende Aufnahme ist den „Sommer- und Ferienhäusern aus dem Wettbewerb der Woche" beschieden gewesen. Die beiden Sonderhefte brachten es bis zu einer Auflage von zusammen 110,000 Exemplaren. Die vorliegende, neue und vermehrte Ausgabe vereinigt nicht bloss die Mehrzahl der in den beiden früheren Sonderheften veröffentlichten Entwürfe, sondern enthält auch die Abbildungen der achtzehn in Wandlitzsee und Neu-Finkenkrug gebauten Häuser, teilweise nach prächtigen Farbenphotographien. Da auch die Grundrisse und die Baukosten dieser Häuser angegeben sind, so lassen sich interessante Vergleiche anstellen zwischen Theorie und Wirklichkeit. Das neue Sonderheft bietet demnach Fachleuten wie Baulustigen eine überaus reiche Gelegenheit, aus den beim Bau gesammelten Erfahrungen Nutzen zu ziehen. Es ist zu haben in allen Buchhandlungen sowie in unseren sämtlichen Geschäftsstellen.

Berlin SW 68, Anfang Mai 1911.

August Scherl
G. m. b. H.

Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Skepp up Strann.

Roman von

Meta Schoepp.

8. Fortsetzung.

„Wo ist denn das Schiff, Herr Röhrs?" fragte der Pastor erregt und klammerte sich an den Lehrer.

„Auf Danskerman, Herr Pastor."

„Ich sehe es ja nicht."

„Ich auch nicht, Herr Pastor."

„Glauben Sie, daß es gefährlich ist?"

„Das will ich meinen."

„Glauben Sie, daß es gerettet wird?"

Das ist so 'ne Sache, Herr Pastor. ‚Ich glaube, ich kenne dich', sprach der Hahn zum Regenwurm und fraß ihn auf."

„Ich meine im Ernst, Herr Röhrs."

„Das war verfluchter Ernst, Herr Pastor." Und er entschwand. Und Hinrich Haas, der Nachtwächter, drängte sich an ihm vorbei und hatte so was Herzliches im Ton.

Und aus der grauschwarzen, feuchten Leere heulten die Nebelhörner zum Felsen empor.

Wie eine lebendige Mauer war das Bollwerk. Die Männer bewegten sich nicht. Stierten in den Nebel, in die Richtung, wo die tückische Klippe lag. Jeden Augenblick konnte die Nebelwand zerreißen, konnte das Leuchtfeuer auf den Schauplatz des Unglücks fallen und ihnen einen Begriff geben von dem, was ihrer selbst harrte. Es war möglich, daß es nur auffaß, und daß es die Flut befreite. Dann — fare well, Hoffnung. Dann zog der Kapitän ab, fluchend und schimpfend auf Helgoland und seine Bewohner; und die Matrosen hißten am Ende die Flagge, so zum Hohn: Diesmal war das nichts! Und vom Falm sah man, wie der Wind die Segel blähte.

Oder es war leck. Und Danskerman hatte ihm den Bauch aufgerissen. Und die Flut brachte statt Befreiung Verderben. Das Riff hielt, was es hatte. Wenn es aus Nordwesten blies, waren sie verloren. Manchmal rettete sich die Mannschaft. Aber die Beute hielt Danskerman. Seine Eingeweide gab das Schiff. Und sie ergossen sich über die Sandinsel, über das Meer. . . .

„Ihr könnt sie doch nicht verrecken lassen!" schrie der preußische Hauptmann. Niemand rührte sich. Als wenn sie die Absicht hatten, die da unten untergehen zu lassen, ohne auch nur einen Versuch zu ihrer Hilfe zu machen! Und er stellte sich auf den Falm und schrie durch die hohlen Hände: „Freiwillige vor!"

„Schrei du man." Pay Klaasen meckerte mit zahnlosem Mund. Und da war auf einmal Dulke aus dem „langen Jammer", hatte eine reine Schürze vor und fuhr in hellem Ärger auf den Hauptmann los. „Sie sind ja wohl rein unklug!?"

„Was sagt das Weib?"

„Dulke Jansen heiß ich! Und jetzt is kein Tid für Soldatenspielen. Jetzt wird das ernst."

Er war außer sich. Die Leute lachten ihm direkt ins Gesicht, wenn sie ihn überhaupt anhörten.

„Das muß der Gouverneur wissen! Die Halunken müssen zu Paaren getrieben werden!"

Ach, der Gouverneur wußte das längst. Stand mitten unter den Leuten, hielt seine Lorgnette vor die Augen und sah angestrengt ins Leere. Er ließ sonst gern einen Abstand zwischen sich und den Leuten, wenigstens soweit es Männer und alte Frauen betraf. Aber er dachte jetzt gar nicht dran. War selbst aufs äußerste erregt. Er hatte gar keine Ahnung, wer in seiner Nähe war. Und doch waren es gerade die, die ihm am allerunangenehmsten auf der Insel waren. Peter Krohn und Hinrich Luckens hatten sich vor ihm aufgepflanzt, und wenn jetzt der Nebel geschwunden wäre, hätte er nur ihre breiten Buckel vor der Lorgnette gehabt.

Er war ein langer, breitschultriger Mann, mit einem frischen, roten Gesicht, der gern hörte, daß seine Ähnlichkeit mit König Georg auffallend war; trug einen Leibrock mit blanken Knöpfen, sehr feine Wäsche unter seidener Weste, einen hohen, grauen Kastorhut und an langem Band eine Lorgnette. Er war so stolz, daß er stets über die Leute wegsah, die mit ihm sprachen, und hätte es gern gesehen, wenn die Helgoländer vor ihm in Ehrfurcht erstorben wären wie vor einem Beherrscher aller Gläubigen, dem keiner, der eines Wortes gewürdigt wird, jemals in die Augen sah. Aber das war bei den Helgoländern nicht einzuführen.

„Snack!" sagte Hinrich Luckens.

Und aus der Tiefe heulten die Hörner. Helles Wasser lief den Leuten aus den Haaren über die Gesichter. Naß wie vom Regen war ihre Kleidung.

„Wollen Sie sie denn nicht retten?" fragte Pastor Hinkelmann.

Hinrich Luckens schielte zur Seite.

Aber der Pastor kam nicht weiter. Ein einziger, gellender Schrei ertönte wie aus einer Kehle.

Ganz plötzlich führte eine leuchtende Lichtstraße vom Feuerturm bis weit hinaus aufs Meer. Führte zwischen zwei Nebelwänden hindurch, als sei ein gewaltiger Vorhang mitten entzweigerissen, so sah es aus. Als wäre ein Zauberwort erklungen: „Sesam, öffne dich!"

Und mitten in dieser Straße hockte ein Kauffahrer, hielt auf die Düne zu mit voller Takelung und rührte sich nicht von der Stelle. Er mußte seitwärts mit voller Kraft aufgerannt sein. Im Lee schien er bis zu den Großluken im Wasser zu liegen.

„Der sitzt fest", sagte Hinrich Luckens, und seine Augen blitzten.

„Da kommen Sie doch!" schrie der Pastor außer sich.

Langsam schoben sich die Wände wieder zusammen.

Copyright 1911 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Licht erlosch. Von neuem heulten die Hörner, läutete die Schiffsglocke. Aber die Stille auf dem Falm war geschwunden. Der eine kurze Ausblick hatte den Kundigen verraten, daß die Beute nicht entschlüpfen konnte. Einige Sturzseen würden übergehen, wenn die Brise stärker würde. Aber es war ausgeschlossen, daß das Schiff freikam.

Fieberhafte Erregung war in allen. Was er wohl geladen hatte? Woher kam er? Wie lange dauerte der Nebel? Wann konnte man hinüber? Die Männer eilten teilweise nach Haus, Seezeug anzulegen. Frauen suchten Körbe und Säcke hervor. Sir Henry King stelzte etwas schneller als gewöhnlich dem Gouvernementsgebäude zu. Der Pastor betete laut. Daß, wenn es zu einer Strandung kam, er sowohl wie der Schullehrer einen gesetzlichen Anteil bekommen müßte, das wußte der junge Geistliche wohl noch nicht. Und die Insulaner waren bereit, dem gestrandeten Schiff Hilfe zu leisten.

Um zwei Uhr nachts war der Nebel geschwunden. Alle Männer waren bei den Booten. Diesmal hatte es keine Not, die Lotsen auszulosen, wie das sonst zu geschehen pflegte.

Die Strandvögte der vier Quartiere hatten die Mannschaft zusammengetrommelt. Da eine Bergung sicher war, wollte man so schnell wie möglich bereit sein. Aber bevor der Schiffsherr nicht signalisierte, hatte niemand das Recht, das Schiff zu betreten.

Grell fiel das Leuchtfeuer auf die unruhige See. Grell fiel das Leuchtfeuer auf ein Boot, in dem zwei Männer saßen: Jasper Botters und Hilmar Dehn, mit dem er in Kompagnie arbeitete.

Wütend schrien einige auf. Wie durften sie das? Und niemand hatte es bemerkt. Unter dem Schutz des Nebels waren sie gefahren.

Und einige andere Boote machten flott. In wütender Hast liefen die Männer am Strand hin und her, sahen plötzlich im besten Freund den Feind, wateten bis zum Leib im Wasser, um die Schaluppen vom Strand zu ziehen, stießen sich gegenseitig, achteten auf keinen Anruf, verfolgten nur wütend mit den Blicken Jaspers Boot, schrien ihm immer wieder ein böses Wort zu.

Er hatte keinen Vorteil von seiner Fahrt. Alle wußten es. Aber er hatte keine Ruhe mehr gehabt. Hatte nur einen Gedanken, hinauszukommen, etwas zu unternehmen, eine Tat auszuführen, durch den Nebel ans Schiff — man muß doch sehen, wie es mit ihm steht. Ob es eine Strandung für die Insel bedeutet! Es ist ja nicht zu ertragen, so ruhig abzuwarten, was da kommen wird!

Aber als sie in die Nähe des Schiffes kamen, rief ein finsterer Mann an Bord ihnen „zurück!" entgegen. Und sie sahen in seiner Hand eine Pistole bedrohlich auf sich gerichtet. An Bord liefen Leute geschäftig umher; einige waren an den Pumpen, andere schienen Boote flott machen zu wollen. Jaspers geübtes Ohr vernahm ein deutliches Gurgeln und Rauschen: in den Schiffskörper drang Wasser. Und Jasper lachte. Hilmar Dehn sah das Schiff fast zärtlich an — da hat man ja seine Freude dran! Ein Vollschiff. Bis unter Deck geladen. Was ist's für 'ne Freude mit ihm! Und der Kapitän — ein fixer Kerl. Gleich mit der Pistole! Als wenn er's mit Seeräubern zu tun hat! Als wenn er glaubt, bei gutem Wind in die Elbe zu kommen! Als wenn er glaubt, er könne ihnen entwischen! Wie komisch sie manchmal sind! Mit der Pistole! Und wollen einem an die Gurgel! Und nachher sitzen sie mit einem im Pottchen und erzählen von Terra Firma und von Salvador.

Ach, Hilmar Dehn war ganz voll Zärtlichkeit und Bewunderung des schönen Schiffes und nahm dem Kapitän seine feindliche Haltung gar nicht übel und betrachtete den Koloß eingehend, von welcher Seite man am bequemsten herankommen könnte. Er hatte Geduld, rührende Geduld; er hätte sich jetzt schlafen legen können, so ruhig und vergnügt war er. Die Beute war ihnen sicher.

Und Jasper dachte das auch. Das kühne Gesicht hatte seinen düsteren Ausdruck verloren. Die Augen blitzten und funkelten. Die Sehnen strafften sich, und er maß mit den Blicken die Höhe des Schiffes, seinen Bauch, die Entfernung zur Sandinsel. Sah im Geist das Bild vor sich: wie die Helgoländer wie Katzen an Bord klettern würden, ei, das verstanden sie! Wie sie geschäftig wie Bienen und Ameisen der Beute nachgingen, und Sir King stelzte heran und sah zu, und Frauen und Kinder schleppten, was sie tragen konnten, und auch er hatte keine Angst vor dem Kapitän. Im Gegenteil: er empfand Achtung vor ihm, wenn es auch mit Spott gemischt war. Und sie fuhren um Dansterman herum.

Und auch die andern Boote kamen — mehr! Immer mehr! Die Männer hatten Not und Elend vergessen, hatten Feindschaft, Ärgernisse vergessen — beutegierig waren sie alle! Waren Rivalen geworden! So leicht und freudig floß ihr Blut! Und wie beim Tanz hüpften die Herzen! Wie saß es fest! Wie es in seinen Eingeweiden gekracht haben muß! Und nun stand der da oben und will schießen, wenn einer kommt! Schieß du man! Wenn die Flut kommt, wird das schon anders werden! Sie umkreisten das hilflose Schiff. Ihnen war's verfallen. Und wenn ein Engel vom Himmel gekommen wäre, sie hätten ihre Beute nicht fahren lassen! —

In seiner Empörung war der Hauptmann zu Andresen Siemens gegangen. Dunkelrot im Gesicht.

„Sie sind der einzige, anständige Mensch auf der Insel, Sie können doch da nicht ruhig zusehen! Das ist ja modernes Piratentum im schlimmsten Sinn!"

„Strandrecht", sagte Siemens.

Er stand vor seinem Haus. Sah zu, wie die Leute liefen und hasteten, wie sie schrien und schalten, wie ein wildes Fieber sie ergriffen, wie seine Landsleute flink geworden waren.

„Strandrecht?" Der Hauptmann war wie immer bei solchen Gelegenheiten außer sich. „Das nennen Sie Strandrecht? Die Leute bitten in Todesangst um Hilfe, und anstatt sie zu bringen, freut sich das ganze Land über das Unglück?"

„Es ist niemand in Todesnot!"

„Wissen Sie das so genau?" Er wurde nun doch irre

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

an diesem ruhigen Menschen. „Meinen Sie, die haben umsonst um Hilfe gebettelt? Meinen Sie, es ist ein Vergnügen im Nebel?"

„Nein, es ist kein Vergnügen im Nebel. Aber sie mußten um Lotsen rufen, als sie in die Nähe der Insel kamen; nicht, als es zu spät war. Niemand kann ihnen im Nebel helfen. Warum sollen wir unser Leben umsonst wagen? Das tun wir nicht."

„Die einfachste Menschenliebe gebietet es."

„Ach nein, Herr Hauptmann. Niemand kümmert sich um uns. Wenn wir alle Hungers sterben auf der Insel, es würde keiner helfen. Wo ist da die Menschenliebe? Immer verlangt man sie von uns; und fast haben wir nichts mehr als unser nacktes Leben. Für wen sollen wir das geben? Für fremde Seefahrer, die uns auslachen, wenn sie glücklich am Felsen vorbeigekommen sind? Es sind ja Gesetze da. Die großen Herren haben sie gemacht. Sie können sich nicht wundern, wenn wir daran festhalten."

„Daß Sie das sagen!"

„Ich bin Hollunner, Herr Hauptmann."

„Aber ich dachte, ein ehrlicher Kerl."

Siemens sah auf den kleinen, erregten Mann herab — hatte er nicht verstanden, was der gesagt?

„Es ist ein ehrliches Geschäft, Herr Hauptmann, und alles hat seine Ordnung: Ein Drittel gehört dem Land bei jeder Strandung — das ist so festgesetzt. Vielleicht ist es doch ein Glück für die Insel. Viele wissen nicht, wovon sie leben können. Viele Männer wollen das Land verlassen, um Geld zu verdienen. Ob ihre Frauen und Kinder sie wiedersehen, weiß man nicht. Sie haben keine guten Gedanken mehr; sie zanken und streiten und schlagen sich, denn die Verzweiflung ist zu groß!"

„Natürlich, bei dem Faulenzerleben —"

„Wir sind nur Seeleute, Herr Hauptmann. Wir tun unsere Pflicht auf dem Wasser. Es ist schwer, ruhig zu bleiben, wenn Frauen und Kinder weinen."

„Wenn das Ihre Begriffe von Pflicht sind —"

Siemens sah scharf nach dem Wasser hin — und wandte sich hochmütig ab. „Davon verstehen Sie nichts, Herr Hauptmann." Und ließ ihn stehen.

Als die Flut kam, gingen die Seen über Deck. Als die Flut kam, sah der Kapitän, daß es unmöglich war, das Schiff mit der Ladung zu retten. Er steckte die Pistole ein, hatte eine wenig ehrenvolle Bezeichnung für die in ihren Booten herumschwärmenden Helgoländer und fuhr an Land, um wegen der Bergung zu verhandeln. Die Matrosen machten die Boote flott. Im Schiffsbauch gurgelte das Wasser. Sie konnten nicht einmal in ihre Kojen, um das Nötigste zu retten. Sie hielten sich am Spill, an den Masten, an Tauen — das Schiff lag so schief, daß sein Deck fast wie eine senkrechte Wand stand. Und die Seen, die drüber weggingen, die schäumend dagegen rannten, die sich tückisch drauf warfen, um es umzuwerfen, wurden immer größer und gewaltiger. Ein Hund, ein rauhhaariger Pinscher, heulte jämmerlich. Er kauerte auf dem Bug in einem Haufen Taue, duckte sich, wenn die Sturzsee über ihn ging, und heulte markerschütternd auf, wenn sie davonrauschte. Der arme Teufel hatte ja auch nichts als sein Leben. Aber er schien zu ahnen, daß er als des Schiffes Hüter länger dem Grauen ausgesetzt war als seine zweibeinigen Gefährten. Solange nämlich noch ein Hund oder nur eine Katze lebend auf dem Schiff getroffen war, war es nicht herrenlos und strandfällig. Nan Hansen fand ein Wrack treibend. Ein Spitz war drauf, zum Skelett abgemagert, und wollte es noch verteidigen. Aber er konnte nicht mehr bellen, schleppte sich einige Schritte vorwärts — und war tot.

Die Helgoländer schrien den Matrosen zu, sich zu retten. Sie bekamen keine Antwort. Die Leute zitterten vor Zorn und Erbitterung. Die Insulaner kannten das. Sie würden nachher schon zutraulicher werden. Sie selbst empfanden von Minute zu Minute eine sich steigernde Zärtlichkeit zu ihnen. Immer wieder legten sie sich kräftig in die Ruder, um die Boote nicht abtreiben zu lassen. Aus den Gesichtern sprach eitel Freude und Fröhlichkeit — warum wurde die Bergung nicht freigegeben? Warum blieb der Kapitän so lange? Der hatte eine erbitterte Rücksprache mit Clas Thaten und Ratsmann Ohlsen, mit Peter Ölrichs und Lorenzen und Timm und Ralfs. Was? Ein Drittel beanspruchten sie? Und glaubten, daß sie das bekämen? Wollten ehrliche Christen sein und traten auf wie Strandräuber?

Ratsmann Ohlsen sagte, daß die Christen bei Strandungen nichts zu tun hätten. Und daß sie Hollunners wären. Und daß sie ihre Gesetze hätten. Und führten den wütenden Mann in ihr Gerichtshaus, um ihm die Privilegien und die Strandverordnungen vorzulegen. Sie versicherten ihm, daß sie natürlich vorkommendenfalls für ein ehrlich Begräbnis sorgen würden; und wenn es ihm Vergnügen machte, einen Monat auf Danskerman zu sitzen, dann sollte er nur sitzen. Sie hätten Zeit und könnten zugucken. Es wäre nur schade um die Ladung. Die verdarb bis dahin im Wasser.

Und sie zeigten ihm ihre Rechte, verbrieft und versiegelt, und er sah, „daß die Berger zu beanspruchen hatten, wenn noch lebende Menschen vorhanden sind, bei entstehender gütlicher Vereinbarung eine Vergütung nach obrigkeitlicher Bestimmung; jedoch darf der Bergelohn nie ein Drittel des Wertes der geborgenen Ladung übersteigen. Treibt ein Schiff an den Strand, und der Schiffer kann es in dreien Zeiten mit eigenen Leuten wieder auf den Strom bringen, so hat er sich dessen zu erfreuen und verliert von seinen Gütern nichts".

Das konnte er nicht. Und er wollte den Gouverneur sprechen.

Sir Henry King zuckte die Achseln. Sein gesetzlicher Anteil war zwei Prozent, außerdem sämtliches Eisen- und Bolzenwerk von den Wracken. Er war meistens in Geldverlegenheit und betrachtete eine Strandung nie als Unglück. Er sagte seufzend: „I cannot help it!", fragte zuvorkommend nach dem Wert der Ladung und lud den Kapitän zum Frühstück ein.

Der Kapitän machte kein Hehl aus seinen Gesinnungen, aber Sir King verstand den Ausdruck „Strandräuber" nicht. Er sah ihm verbindlich lächelnd nach, als er die Treppe hinunterlief. Befahl Hinrich Haas, mit der Verhaftung des Crüß zu warten, und seiner Köchin, einen Plumpudding zu bereiten. Die Gastfreundschaft galt ihm heilig.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Flut ging, und Ebbe trat ein. Das Heck des Schiffes senkte sich. Es mußte bis obenan mit Wasser gefüllt sein. Die Mannschaft war auf der Sandinsel. Erschöpft von den Anstrengungen, sah sie dem unvermeidlichen Verlauf entgegen. Toll vor Wut, verfluchte der Kapitän Helgoland und den Nebel. Untersuchte noch einmal die Lage des Schiffes, pfiff dem Hund — winselnd kroch der bis zur Bordseite. Der Schiffsjunge kletterte hinauf und holte ihn.

Zum zweitenmal fuhr der Kapitän zur Insel. Die Verklarung wurde aufgenommen, er unterschrieb den Vertrag: ein Drittel der Ladung in natura zu übergeben und sich den Regeln und Gebäuchen der Insel zu unterwerfen. Und dann gab Sir King die Bergung frei. Die Mannschaften der Boote übernahmen unter Aufsicht der Ratsleute die Bergung, und die Anteile wurden dem Gesetz nach verteilt. Und in solchem Fall waren die Helgoländer nicht lässig. Mit einer Eile glitten die Boote dahin, mit einer Behendigkeit und Geschicklichkeit kletterten die Insulaner an Bord des wehrlosen Schiffes, daß Sir King, der vom Falm aus zusah, seine helle Freude hatte. Es wimmelte von Booten, von Menschen. Um Danskerman war ein schwarzer Knäuel, war ein Gewühl und Hasten und Treiben, war ein Erscheinen und Verschwinden — Kommen und Gehen — ach, wie hurtig die Ruder eintauchten! Wie arbeitsfreudig die Leute des heiligen Landes waren! Wie besorgt sie waren, ja alles zu retten! Hinrich Auckens kam mit einem Rumfaß zum Vorschein, und es wurde ihm schwer, es aus den Armen zu lassen. Ein Faß Rum! Man muß Peter Krohn ein Zeichen geben. Und Jakob Lührs kann es wissen. Wenn es so zufällig auf die Sandinsel gerettet werden könnte — ein so großer Schatz ist ein Faß Rum! Er konnte sich kaum davon trennen. Aber der Pastor soll auch sein Teil davon haben. Gewissermaßen als Brandopfer.

Und Jasper Botters! Ein anderer Mensch war er ja! War wie umgewandelt! Trug wie ein Lasttier. Ja, wie ein Tier war er. Ein Sack Kaffee riß auf, als er ihn auf eine Ladung Farbholz preßte. Er lachte und preßte seinen Kopf in die Bohnen und biß hinein — Kaffee! Und Tabak, Indigo, Rum, Reis, Zucker und Baumwolle, Wein und gepökeltes Fleisch, Frauenkleider und Kupferkessel, Torf und Brüsseler Spitzen und Gewehre — was war es für ein liebes Schiff! Welche Perle war der Kapitän! Und wenn das Glück hold war, schlug das Schiff zum Wrack, und die Frauen hatten noch eine Zeitlang Brennholz, und Jakob Lührs konnte vom Bug ein Stück haben für seinen Kirchhof. Sie dachten es alle, aber niemand sprach. Ein Wunder schien eingetreten. Die Helgoländer hatten kein Tid!

Nan Hansen hatte Tid. Durch Zufall, sagte er, war er mit einem Arm voll Messingstangen in den dunklen Laderaum gestolpert, die Stangen hatten das Spundloch von dem Faß Portwein eingestoßen, und damit der teure Stoff nicht auslief, hatte er sich davorgelegt, und Peter Lührs sagte, es war höchste Zeit, daß er ihn fand, sonst hätte sich der arme Mensch rein aufgeopfert. Peter Mohr barg auch und pustete dabei wie ein Walroß. Sein gewaltiger Leib zwängte sich durch die Luken, auch sein Instinkt führte ihn zu den Fässern. Er hatte seine Freude daran, wie nett sie aufgeschichtet waren, und wie die Leute an den Pumpen arbeiteten, um das Wasser aus dem Schiffsbauch zu bringen. Je leichter es wurde, desto mehr hob sich der Rumpf. Desto mehr war Aussicht auf glatte Bergung. Noch war das Wetter günstig. Solange die See ruhig blieb, konnte man die Schätze heben. Jede Stunde war Gewinn, war Gold für die besorgten Leute. Sir King beobachtete durch den Kiker das rege Treiben. Er war in bester Laune. Zu Tisch sollte es von dem alten Burgunder geben, der vor zwei Jahren geborgen war. Ein köstlicher Tropfen. Und Carsten Crüß sollte begnadigt werden. Hinrich Haas hätte ihn ja jetzt doch nicht eingesperrt. Der preußische Hauptmann und Andrésen Siemens waren zur Tafel befohlen. Es war wie Frühlingsanfang.

Am Bollwerk des Falm stand Sir Henry in full dress, mit seinen Orden und dem großbritannischen Ruhm beladen, der stolze Repräsentant der stolzesten Nation der Erde — Lord Governor of His Majesty — und dachte, eine Weinsauce muß zum Pudding gereicht werden. Und dachte, der Kapitän ist ein roher Kerl und hat keine Ahnung, wie man unter Gentlemen verkehrt. Man muß ihm zeigen, was englische Art ist.

Am Vorland bargen die Frauen, soviel sie konnten. Was die Boote heranschleppten, trugen sie in Säcken und Körben bis zur „Börse“. Sie lachten sich an; sie hatten Scherzworte für ihre Kinder. Antje Botters lachte hell auf, als sie ihren Jüngsten an einem großen, runden Käse gierig knabbern sah. Ein Haufen Kinder hockte um einen Sack Rosinen. Er war zufällig aufgegangen, als man seinen Inhalt untersuchen wollte. Hatte man jetzt Zeit, ihn zuzunähen? Kommt es auf einen Sack Rosinen an, wenn die nächste Flut doch schon alles in die Tiefe reißen kann? „Eßt nur! Habt lange genug gehungert!“ Und auch die Kinder fingen an zu bergen. Still jeder für sich. Gingen so verloren mit vollen Taschen daher und kamen nach kurzem wieder. Die Ratsleute lachten. Wer hätte heute auf der Insel nicht gelacht! „Was für ein Glück!“ schrie Pontje Lührs ihrer erbitterten Feindin zu, und Katje Johannsen lachte so zärtlich und schleppte mit ihr zusammen den Zuckersack beiseite.

Der Kapitän dankte für das Frühstück. Aber zum Diner kam er. Bis dahin hatte er das innere Gleichgewicht wieder. Er war blaurot im Gesicht; hatte einen dichten, struppigen Bart, der die untere Hälfte des Gesichts bedeckte; war gebieterischen Wesens und für seine kurze, gedrungene Gestalt von erstaunlicher Breite. Die Fäuste barg er in den Hosentaschen, im Mundwinkel hing die kurze Pfeife. Er war in holländischen Diensten; kam von Amsterdam und war voll Gift und Galle gegen England.

Sir King empfing ihn voll Hochachtung im Frack. Er wußte, daß die Brutalität meistens durch überlegene Art und Vornehmheit überwunden wird. Aber Mynheer ließ sich nicht überwinden. Er machte kein Hehl daraus, daß er viele niederträchtige Nationen im Laufe seines Lebens kennen gelernt. Aber diese Insel berge die allerniederträchtigste. Sir King sah ihn mit seinen himmelblauen Augen seelenruhig an, strich mit den gepflegten Fingern den blonden Backenbart und schien ihn zu bedauern.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„I cannot help it!"

„Und außerdem," schrie Mynheer und riß aus der Brusttasche eine Seekarte, die er auf dem Tisch ausbreitete, „außerdem gibt es hier keine Klippen!" Er zeigte mit den dicken Fingern seinen Weg, den er von Edinburg genommen hatte, und tippte zornig auf die Untiefen von Helgoland. „Gibt es hier Klippen? Nun? Hab ich recht?"

„Aber die Hauptsache bleibt doch, daß Sie auffitzen", sagte der Hauptmann.

„Ja, das ist die Hauptsache für diese Piraten. Gott strafe sie! Und die englische Regierung ist ebensoviel wert! Das ist ja schlimmer als bei den Chinesen. Da kann man doch niederschießen, wer an Bord kommt. Aber hier stehen sie und lächeln und ziehen einem mit dem zärtlichsten Lächeln das Fell über die Ohren!"

„May I help you for some wine?" fragte Sir King höflich.

Immer fingen die Diners auf diese Weise an; er kannte das schon nicht mehr anders. In der ersten Zeit, als er auf derInsel war, bäumte sich sein Stolz auf gegen die Beleidigungen, die man ihm entgegenschleuderte. In der ersten Zeit hätte er fast ein Duell mit einem wütenden Kapitän gehabt. Aber nach und nach hatte er sich daran gewöhnt. Besonders nachdem ihm der Vorteil solcher Strandungen klar geworden. Er war nicht nur Offizier, er war auch Businessman und hatte längst begriffen, daß Strandungen das einträglichste Geschäft waren. Eine gute Strandung bedeutete mehr als ein Jahresgehalt. Unliebsame Dinge muß man hören. Welcher Beruf ist davon frei? Man drohte auch mit der englischen Regierung.

Der Kapitän war gerade so weit.

„Ich will doch mal sehen, ob noch Gerechtigkeit lebt in der Welt. Ich gehe nach London, und wenn ich es aus eigener Tasche bezahlen soll —"

Der Gouverneur lächelte. Er mochte seine eigenen Gedanken haben über den Londoner Rechtspruch. Wußte wohl auch, daß die Regierung ihre Beamten zu schützen weiß, und blieb höflich und verbindlich; er führte seine Gäste aus dem kleinen Empfangzimmer ins Speisezimmer und erkundigte sich angelegentlichst nach dem Befinden des Hauptmanns. Natürlich englisch. Ein englischer Gouverneur kann doch nicht Deutsch sprechen. Und der Hauptmann antwortete natürlich deutsch. Sie kamen sich keinen Schritt entgegen; aber sie verstanden sich trotzdem.

Niemand konnte sagen, daß die dänische Regierung jemals versucht hatte, ihren Vögten das Leben auf der Insel besonders behaglich zu machen. Und da die Engländer ihr Erbe angetreten, fluchten sie so lange auf gut englisch, bis sie sich an die dänische Häuslichkeit gewöhnt hatten. Auch Sir King hatte sich daran gewöhnt. Er wußte, daß er jedesmal den Kopf tief senken mußte, wenn er über die Schwelle trat, und daß Diners mit mehr als acht Personen unmöglich waren wegen Platzmangels. Er wußte, daß die Landvögte sich in weiser Voraussicht einen bequemen Keller angelegt hatten, und daß dort alte Weine lagern konnten wie nur je in einem Felsenkeller. Sir King wetteiferte mit Peter Mohr um den Ruhm, die besten Marken zu besitzen. Er wußte, daß Galerien in europäischen Hauptstädten reizvoll sind, und hatte sich eine Privatgalerie angelegt, von seinem Privatmaler Hinnerk Ölk ausgeführt. Hinnerk Ölks Geschäft war es, im Frühjahr die Seetonnen zu teeren und anzustreichen, statt der guten alten Helgoländer Straßennamen englische auf Schilder zu malen und an ein Haus oder an einen Baum zu nageln, was ihm jedesmal Schläge eintrug, und die Schaluppen und Jollen anzustreichen. Dadurch hatte er Sir Kings Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Der Gouverneur betrachtete verblüfft einen Eichbaum, an dem schöne, blaue Weintrauben hingen und für Hinnerks Phantasie und Künstlerschaft genügend zeugten. Er gab ihm Anleitung, ließ ihn kopieren und hatte es dahin gebracht, Hinnerk Ölk zu einem verdüsterten Porträtmaler zu machen, der in den Stunden, während der er nicht bei Peter Mohr oder im Schutzengel saß, Sir Kings Galerie ausmalte. Und wie Jakob Lührs' Kirchhof hatte auch Sir Kings Galerie eine anziehende Eigentümlichkeit. Jeden Kapitän, mit dem der Gouverneur dinierte oder frühstückte, nachdem die Verklarung besorgt war, malte Hinnerk Ölk nach einer Skizze, die er nach dem Plumpudding machen durfte, und nachher aus dem Gedächtnis. Wenn der Pudding gereicht wurde, stand gewöhnlich schon eine Batterie Flaschen geleert neben einem altertümlichen Kredenztisch, und die Kapitäne merkten nicht mehr, was vorging.

Das Essen war ausgezeichnet. Einige Vorläufer der Schnepfen waren bereits angekommen. Hummer gab es und Butt, Mixpickles und Fischpie, alten Portwein und einen Bordeaux, daß es dem Hauptmann ganz warm ums Herz wurde. Plötzlich brachte er dem Wirt das größte Vertrauen entgegen. Ja, bei der dritten Flasche hatte er Waterloo und Wellington vergessen, hatte seinen Rock aufgeknöpft, hatte einen roten Kopf, rückte erregt hin und her und schrie noch lauter als der Kapitän. Dem war bei den sauren Mixpickles das furchtbare Erdbeben in Valparaiso eingefallen. Beim englischen Konsul war's. Und sie waren genau so sauer wie diese, und er war genau so ein damned fellow wie dieser Gouverneur.

„Wollen Sie mich vielleicht auch mal reden lassen?" fragte der Hauptmann sehr höflich. Er konnte gar nicht begreifen, warum Sir King so lustig lachte, und verstand es noch weniger, daß die Mixpickles den Kapitän an ein Erdbeben auf einem entfernten Erdteil erinnern konnten.

Der Kapitän sah mit rollenden Augen umher; in der Tür erschien Hinnerk Ölk, in weiten Seemannshosen, in wollener Jacke und Klotzen. Er war schweigsam, wie verkannte Genies das so oft an sich haben; auf seinem roten Gesicht lag eine stille Größe. Wenn Fremde seine Gemälde sahen, staunten sie und sagten wohl auch überrascht: „Es ist wohl nicht möglich!" Einige hatten sogar in ihm einen gottbegnadeten Künstler sehen wollen. Und da er die abgelegten hohen Kastorhüte des Gouverneurs trug, fiel er ja auch auf und machte von sich reden. Die Helgoländer teilten die Achtung nicht. Nie hatte ihnen die Kunst imponiert. Solche Pläsiermakers waren nur da, um andern Leuten Freude zu machen. Und zu so was soll sich ein Hollunner nicht hergeben. Außerdem war Hinnerk Ölk kein ganzer Mann mehr. Durch einen fallenden Mastbaum war ihm der linke Arm zerschmettert. Er war weder beim Rudern noch beim Bergen zu brau-

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

chen und nahm stets die Partei von Andrésen Siemens. Schon das machte ihn auf der Insel mißliebig. „Mul-Ölk" nannten sie ihn; denn er hatte einen schiefen Mund, zum Unterschied von seinem Bruder Claas Ölk, der mit ihm verfeindet war.

Und Hinnerk Ölk begann seine Skizze, als der Plumpudding aufgetragen wurde — brennend natürlich; darauf hielt Sir King. Er wurde auf den Tisch gestellt, und alle sahen froh die bläulich züngelnde Flamme.

Der Kapitän fing an zu lachen. Ihm fiel wieder was ein. Und der Hauptmann sprach ernst und heftig für die Erbauung einer deutschen Flotte.

Sir King schenkte immer wieder ein. Sein Gesicht war rot bis zu den Haarwurzeln. Aber seine Haltung blieb immer gleich ruhig und gemessen.

Langsam starb die Flamme auf dem Pudding.

Der Kapitän schlug mit der Faust auf den Tisch, und der alte Bordeaux schwippte aus den Gläsern auf das schöne, weiße Tuch. „Ich lasse mich aufhängen, wenn es mit rechten Dingen zugeht —" und zum zehntenmal breitete er die Karte auf den Tisch — „sind hier Klippen? Können Sie sagen, daß hier Klippen sind?"

Siemens sah die Karte an. „Die ist schlecht", sagte er.

„Dann hat sie ein Engländer gemacht oder ein Helgoländer!"

Sir King lachte.

„Auf jeden Fall muß das Lotsenwesen geändert werden", sagte Siemens.

„Und die Täter müssen bestraft werden! An die Mastbäume müssen sie!" Der Kapitän wurde immer blutdürstiger.

Aber der Pudding war prächtig. Sie aßen ihn voll Anerkennung. Und der Bordeaux dazu war köstlich. Und, dachte jeder der vier, wenn dazu andere Gesellschaft am Tisch säße, könnte das ein Genuß sein. Aber so war's kein Genuß. Der Hauptmann und der Kapitän waren plötzlich in hellem Zorn aneinander geraten. Der Hauptmann war böse, weil der andere nicht auf Blücher anstoßen wollte. Wütend schrien sie sich einander an. Lächelnd hörte Sir King zu. Andrésen Siemens dachte: wie Kinder sind sie, und sagte Sir King, daß er den Helgoländern seine Vorschläge machen wollte wegen des Lotsendienstes. Und daß er an die deutsche Regierung schreiben wollte, weil er Vorschläge für eine künftige Marine machen wollte. Baron Thielen hätte seine Pläne dazu gesehen. Sir King lächelte.

Und unterdessen entwarf Ölk die Zeichnung vom Kapitän, die dann später in Öl ausgeführt wurde. Eine gewisse Ähnlichkeit hatten alle seine Bilder. Die blaurote Gesichtsfarbe, die sich beim Pudding längst entwickelt; blaue, starre Augen und Haar und Bart braun, mit einem Stich ins Grüne; der Rock wieder blau, der Kragen gelb, und der Hintergrund himmelblaues Meer.

Der Kapitän vertrug sich wieder mit dem Hauptmann, nahm noch eine Portion Pudding, goß sehr viel Rum drüber und steckte ihn mit dem Fidibus an.

Sir King sagte Siemens, daß er sich eine Uniform hätte machen lassen, um den Fremden, die die Badeanstalt besuchten, würdevoll zu begegnen. Daß er einige Änderungen auf der Insel treffen wollte, die zu ihrer Verschönerung beitragen würden, und daß Danskerman sein Horn von jetzt ab Englisch-Horn heißen müßte.

„Dann findet sich niemand mehr zurecht", sagte Siemens.

„Never mind", sagte Sir King freundlich.

Längst war es Nacht geworden, als Sir King ungeduldig auf die Uhr sah. Die Gäste waren ja gar nicht mehr hinauszukriegen. Jetzt sprachen sie wirklich vom Kriegshafen! In allem Ernst! Und Siemens hatte sich davon schon auch ein Bild gemacht! Der gefährlichste Mensch auf der Insel war Andrésen Siemens. Denn er war der einzige, der Gedanken hatte. Der gefährlichste Feind Englands, weil er so ganz deutsch war.

„Bevor eine deutsche Flotte da ist, muß Deutschland einig sein", sagte er.

„Wenn England den Felsen nicht gutwillig gibt, kann keine Macht ihn nehmen", sagte er.

Und als finge erst jetzt der Wein an, ihn warm zu machen, sprach er seine Gedanken aus, als der Kapitän schon auf seinem Stuhl saß und schlief und der Hauptmann seinem kühnen Gedankengang nur schwer folgen konnte. Langsam, bedächtig sprach er, und Sir King horchte immer wieder hinaus, ob nicht leise Schritte durch den Heckenweg huschten; ob nicht ein blasses Gesicht, von rotem Haar umrahmt, am Fenster erschien.

Hauptmann Rose sprang plötzlich auf und verließ das Zimmer ohne Gruß, ohne Dank! Sir King kannte das. Nach einem Diner mit gutem, altem Wein empfahl er sich stets auf ähnliche Weise.

Ölk hatte längst die Zeichnung beendet — und war verschwunden. Andrésen Siemens verabschiedete sich, noch bevor Sir King sein „Good bye!" gesagt hatte. Der Kapitän war auf die Erde gerutscht, und Sir King ging lebhafter, als man es jemals auf der Insel gesehen hatte, durch den kleinen Korridor nach dem Garten.

„Carry!"

Es löste sich ein Schatten von der Weißdornhecke, und es huschte eine Gestalt blitzschnell über den vom Leuchtfeuer erhellten Weg; sie flog auf ihn zu und hing an seinem Hals — lachend, weinend. —

Sir King war Mensch geworden. Sein Blut floß so heiß in seinen Adern wie nur je bei einem verliebten Soldaten. Mit beiden Armen preßte er das schöne Mädchen an sich, drückte seine Lippen in ihr leuchtendes Haar, auf ihren Mund.

„So lange habe ich gewartet", flüsterte sie.

„Sweet, little girl."

Sie schmiegte sich fest an ihn. Zitterte, als er sie auf die Lider küßte, auf den Hals.

„Come in, darling!"

„Nein — den Mond wollen wir sehen! Und das Meer! Mit dir zusammen will ich das Meer sehen! Alle sind auf dem Vorland! Eben ist der Mond aufgegangen! Und das Meer singt in den Klippen."

„Come in, darling!"

Wie heiß und zärtlich seine Stimme klang! Sie richtete sich mit dem Oberkörper zurück, und er sah in flimmernde, feuchte Augen, sah in das leidenschaftliche, weiße Gesicht und zog die Zitternde ins Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Krebs und die Fische.

Von Hanns Fechner.

Was bedeutet das nur? Von allen Seiten krabbelt's und kribbelt's auf den seichten Uferstellen am Wasser durcheinander. Krebse, Hunderte, Tausende von Krebsen längs dem Ufer! Was um Gottes willen bedeutet das? Fritz, der flachshaarige Fischerbub, ruft seinen Freund Franz in größter Bestürzung herbei, denn er weiß, wenn die Sonne ins Wasser scheint mit grellen Mittagsstrahlen, so lassen sich die Krebse nie blicken. Und erst wenn die Schatten der Nacht herabgesunken sind, kriechen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor, um nach Beute zu suchen. Ein grausames Schauspiel entwickelt sich jetzt und spielt sich vor den hinabstarrenden Blicken der beiden ab. Die Beine steil nach unten gerichtet, wie sie sonst nie kriechen, stelzen die Krebse rasch und ruhelos durcheinander. Hier fällt einer auf den Rücken, kann nicht fort, da wieder einer, und dort, sieh doch, sieh doch! . . . Wie gleich vier — fünf über die andern, noch gesunden beutegierig herfallen und damit beginnen, sie zu zerstückeln und aufzufressen! — Dieser ihnen in anderen Zeitläuften auch anhaftende Kannibalismus kommt ihnen heute teuer zu stehen. Heute bereitet er ihnen das Henkersmahl. Auch sie spreizen nun die Beine stelzend von sich, taumeln wie Irre durcheinander, fallen todesmüde zur Seite, um wiederum die Beute der noch kräftigeren zu werden.

Der flachshaarige Bub schreit auf. Entsetzlich anzusehen ist's! Die Krebse reißen sich die Scheren vom Leib, schleudern sie von sich, zwicken sich im Paroxismus die Beine ab, bis sie hilflos, in leisen Zuckungen, gleich den andern am Boden liegen. Und kein Notschrei, kein Hilferuf, keine Klage schallt durchs Wasser. Nur ein Knistern und Knarren der berstenden Panzer, der brechenden Schalen all der Kruster klingt wie ein einziger großer Weltruf herauf. Heulend rennen die Buben davon, dem Fischer über Land entgegen, um ihm die entsetzliche Kunde zu überbringen . . . Unten aber am Wasser schleicht sich das graue Gespenst mit leisen Schritten die Ufer entlang, flußabwärts. Allüberall, wo es das Wasser berührt, das gleiche Elend, das gleiche Entsetzen verbreitend, unter Tieren und Menschen. Jenen bringt er den Tod, diesen unersetzliche Verluste an Hab und Gut, der gespenstige Unheilbringer — die Krebspest.

Flußabwärts schleicht die schreckliche dahin auf ihrer schon viele Jahre dauernden Wanderung, hinauf dem fernen Rußland zu, Vernichtung hinübertragend bis hinein in die sibirischen Steppen. Hier endlich tritt ihr die Kälte des Nordens, Halt gebietend, entgegen . . .

Etwa um das Jahr 1876 brach diese verheerende Krebskrankheit in langsamem Zug aus Frankreich herüber in die deutschen Gewässer ein. 1878 zerstörte sie die wundervollen Krebsbestände in Elsaß, Hessen-Darmstadt, Baden, 1879 durchseuchte sie Bayern und Oberösterreich. In den Jahren 1881—83 waren die einst berühmten Oderkrebse von den Tischen des Bürgers verschwunden, die Pest hatte jetzt auch unser märkisches Fluß- und Seengebiet heimgesucht. Ungemein hohe wirtschaftliche Werte gingen damit verloren; die Zeiten sind vorläufig vorüber, wo man Krebse in Berlin beim fahrenden Krebshändler auf der Straße um zwei Pfennig das Stück einhandeln konnte. Krebse bedeuten jetzt eine Luxusspeise, die dem kleinen Mann nicht mehr erschwinglich ist. Man hat allerhand Vorschläge gemacht, wie da Hilfe zu schaffen sei, hat sich insbesondere mit der Frage der künstlichen Krebszucht, analog der Fischzucht, beschäftigt. Selbstverständlich konnte diese Frage aber gar nicht in Betracht kommen, denn der Entwicklungsgang des Krebses ist ja ein ganz anderer als der des Fisches.

Es ist wichtig, zu wissen, daß die männlichen Krebse im Geschmack am wertlosesten während ihrer natürlichen Schonzeit, von Mitte Oktober bis Mitte November, sind. Die Weibchen selbstverständlich während der ganzen Zeit der Entwicklung, also von Mitte Dezember bis Ende Mai oder Juni, je nach den Witterungsverhältnissen. Man sollte während dieser Zeit weibliche Krebse keinesfalls auf den Tisch bringen. Leider wird hier ebensoviel gesündigt wie beim Verspeisen von Fischarten während der Laichzeit.

Aus all dem Geschilderten ersieht man, daß nur ein Weg offensteht, unsere krebsleeren Gewässer wieder zu bevölkern: durch die Anlage von natürlichen Krebsbrutplätzen und das verständige, jährlich zu wiederholende Einsetzen von jungen Krebsen in die dazu geeigneten Gewässer. Wirtschaftlich schwierig wird dieser Weg dadurch, daß das Heranwachsen des Krebses ungemein lange dauert. Man kann gewiß mit einem Zeitraum von 7—8 Jahren rechnen, bevor die Krebse, völlig ausgewachsen, ein gutes Verkaufsobjekt bilden. Jedoch scheuen unsere Fischereipächter sich mit dem Krebseinsetzen zu befassen, weil die Verpachtungen der Gewässer meist gar nicht auf so viele Jahre hin abgeschlossen werden, daß sie die Möglichkeit des Gewinnes während einer Pachtzeit haben können. Wenn dem nun auch so ist, so müßte es doch die Ehrenpflicht eines jeden Fischereiberechtigten sein, an dem großen Werk der Wiederbevölkerung unserer deutschen Seen und Flüsse mit Krebsen beizutragen, ohne Rücksicht auf etwaigen Gewinn, gerade so wie der Forstkundige Aufforstungen vornimmt mit weitschauendem Blick für die Zukunft. Die Regierung könnte hier ungemein wirksam und helfend eingreifen, wenn sie bei Verpachtungen das jährliche Einsetzen von Krebsen zur Bedingung stellte.

Wenn wir uns die Frage vorlegen, welche Bedeutung die Kruster für unsere fischbevölkerten Gewässer haben, rollt sich ein ganz eigenartiges Bild ihrer Tätigkeit und ihrer Vorzüge vor unsern Augen auf. Zunächst ihre Tätigkeit: Noch immer ist der Glaube im Volk verbreitet, daß der Krebs verdorbenes Fleisch mit Vorliebe fresse. Er denkt aber nicht daran; im Gegenteil weiß jeder Krebsfänger, daß diesen Krustern ein frisch getötetes, als Köder in die Reuse gehängtes Fischlein das liebste Futter ist. Ebenso weiß man, daß die Krebse sich mit besonderer Vorliebe im freien Wasser der Fische zum Fraß bemächtigen, die, irgendwie erkrankt, in ihren Schwimmbewegungen behindert sind. Auf diese Weise üben sie, wie jedem sofort einleuchten wird, das Amt der Gesundheitspolizei im Wasserbereich aus, und sicher sind durch diese heilsame Tätigkeit der Krebse oftmals Infektionskrankheiten der Fische auf ihren Herd beschränkt geblieben.

Nach vieljährigen Beobachtungen kommt Dr. Oskar Spechtenhauser aus Wels, Oberösterreich, zu dem Resultat,

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß ein wirklich gutes und reichbesetztes Fischwasser gleichzeitig Krebse führen müsse, wenn sein Fischreichtum Bestand haben solle. Dr. Spechtenhauser glaubt fest, das Verschwinden der Krebse stehe mit der Verminderung des Fischreichtums in engem Zusammenhang. Seine Ausführungen gipfeln in dem dringlichen Mahnruf: Krebse einsetzen!

Krebse und Fische gehören unbedingt zueinander. Zu den am meisten ins Auge fallenden Vorzügen der Krebse rechnet man ihre Schmackhaftigkeit. Aber nicht nur für die Menschen bedeutet er einen Leckerbissen, sondern auch die Fische halten ihn für eine äußerst köstliche Speise, um die sie jede andere beiseite lassen würden. Erfahrene Angler wissen das ganz genau, wissen, wie gierig die meisten Arten der Raubfische auf angeködertes Krebsfleisch anbeißen. Der alte gefräßige Esox, der Hecht, ergreift den Krebs, wo er seiner habhaft werden kann; dabei ist es ihm gleich, ob er, im Mietern begriffen, seine weiche Schale hat oder in dem festen Panzerhemd sitzt. Er packt ihn, zerknackt ihn und schluckt, was er nicht zermalmen kann, hinunter im Vertrauen auf seinen Magensaft, der die Zersetzung der festen Schale aufs beste besorgt. Also: viel Krebse in einem Wasser bedeuten gleichzeitig vorzügliche Nahrung für die Fische, ohne die Befürchtung, daß etwa die Krebse vor der Verfolgung durch die Fische nicht aufkommen könnten.

Die meisten der Leserinnen und Leser haben, wie anzunehmen ist, einen Krebs draußen im freien Wasser noch nicht beobachtet. Wir wollen ein Stündlein hinaus an den Weiher gehen und ein paar Krebsteller setzen, das sind mit losem Netzwerk überspannte Reifen, die mit Schnüren an einem Stock befestigt sind.

Die untergehende Sonne malt die Baumwipfel des Waldes goldigrot, unten aber, am Ufer, dunkelt es schon, doch wir können auf dem klaren Sandboden die Krebsteller gerade noch bequem sehen, die wir auf den Grund senken und mit den Stöcken festmachen. Ein totes Fischlein oder ein paar Frösche, denen der Fischerbub vorher die Haut abgezogen hat, sind in der Mitte der Garnteller befestigt worden, um die Schildträger herbeizulocken. Nun passen wir neugierig gespannt auf. — Da sieh doch! Breitbeinig kommt's herangewackelt — ein schöner, glänzender, dunkelbraun farbiger Solokrebs ist's, gut ausgewachsen. Mit den Fühlern betastet er vorsichtig den Reifen und kriecht dann, schnell entschlossen, auf den das Wasser in seiner Umgebung mit köstlichem Aroma erfüllenden Frosch los. Hei, jetzt hat er ihn beim Wickel, schneidet ihn kräftig mit den Scheren an und beginnt, den Leckerbissen zu verspeisen. Aber da, von der andern Seite, hat sich schon ein zweiter Edelkrebs herangemacht. Keiner von einer geringeren Art, den Steinkrebsen etwa, die gibt es in diesem Wasser gar nicht — und da noch einer — und ein vierter. Mitten in ihrer Mahlzeit heben wir den Teller jetzt in die Höhe, zu langsam — die Krebse fahren in einem Bogen rückwärts durchs Wasser, und rückwärts eilen sie in größter Hast ihren Schlupfwinkeln zu. Der Fischerbub lacht auf, krempelt sich die Hemdärmel über die Arme hinauf, rutscht auf dem Bauch an einen der Schlupfwinkel am Uferrand und greift mit der Hand, vorsichtig tastend, ins Wasser, in das Krebsloch hinein, so weit er langen kann. Er kennt sein Geschäft, und ohne sich von den Scheren kneifen zu lassen, packt er den Krebs behutsam beim Rückenschild, zieht ihn heraus und wirft ihn mit vergnügtem Lachen in die bereitgehaltene Butte. Nach kurzer Zeit hat er ein Dutzend der Scherenträger aus ihren Verstecken herausgeholt, während wir nochmals bei den Krebstellern nachsehen. — Richtig, hier auf dem einen kribbelt es ordentlich, etwa zehn bis elf Stück sind hier mit dem Zerknabbern einer handlichen Plötze beschäftigt. Mit schnellem Ruck heben wir jetzt den Krebsteller aus dem Wasser heraus, und die ganze Gesellschaft ist gefangen, kann bei der Schnelligkeit des Herausziehens nicht mehr entweichen und wird unter Jubel gelandet. Teller für Teller wird gehoben und von jedem reiche Beute in die Butte geheimst. Sie ist bis zum Rand gefüllt mit durcheinander krabbelndem Getier. Fast alle sind von gleicher Größe, keiner von den halbwüchsigen, den sogenannten Suppenkrebsen, darunter.

Waren keine Butterkrebse dabei? höre ich nun fragen. Aha, Mieterkrebse meinen Sie, mit den ganz weichen Schalen. Die kriechen aus ihren Schlupfwinkeln nicht heraus, wenn sie ihren Panzer abgeworfen haben und darauf warten, bis der neue wieder erhärtet ist. Mieterkrebse, die man in der Stadt zu essen bekommt, stammen zumeist aus der Gefangenschaft, aus den großen Krebsbehältern der Händler.

Oft wird die Frage aufgeworfen, ob sogenannte Krebssteine selten zu finden seien, sie sollen ja so gut gegen allerhand Krankheiten wirken. Das ist ein Irrtum! Krebssteine helfen nur dem Krebs selbst, aber dem ausgiebig, denn jeder hat ihn und braucht ihn, wenn er sich ein neues Panzerkleid anlegen will. Der Krebsstein, auch Krebsauge genannt, enthält nämlich kohlensauren und phosphorsauren Kalk, das Material, das der Krebs zur Härtung seines Panzers alljährlich ein- oder zweimal braucht. Das Weibchen wirft sein Panzerskelett nur einmal im Jahr, während des Sommers, ab und bleibt dadurch im Wachstum hinter dem Männchen zurück, das auch im Herbst seine Rüstung erneuert, wobei es natürlich diese etwas größer herstellt, soll doch der Körper bis zur nächsten Mieterung tüchtig hineinwachsen können.

Das Männchen unterscheidet sich beim äußeren Anblick durch schlankeren Brustschild, der sich nach der Mitte zu etwas verjüngt, und schmaleren Schwanz vom Weibchen, das einen nach der Mitte zu breiteren Rückenschild und gedrungeneren Schwanz aufweist. Bei einiger Uebung lassen sich Männlein und Weiblein nach diesen äußeren Merkmalen schnell unterscheiden.

Die kleinen Auswüchse und Höcker an den Seiten des Kopfbrustschildes, auch an den Scheren hat unser deutscher Edelkrebs nicht. Es sind dies Merkmale des bei uns seit Jahren meist auf die Tafel gelangenden galizischen Teich- oder Sumpfkrebses, der sich gar nicht mit der Güte und Fülle an Fleisch unserer heimischen Krebse vergleichen läßt. Auf den ersten Blick hin unterscheidet man den gekochten Galizier an den weißen Stellen der Scherenunterseiten, während der gekochte Edelkrebs am ganzen Körper eine gleichmäßig schöne rote Färbung aufweist.

Unser Bemühen und Trachten sollte nun dahin gehen, daß man wieder an einem Tag in der Woche den ehrsamen Bürger mit seiner Familie um den Mittagstisch versammelt findet, die ganze Gesellschaft in freudiger Erwartung, die leuchtenden Augen auf die große, dampfende Schüssel gerichtet, die gewichtig zur Tür hereingetragen wird. „Hurra! Hurra! Heute gibt's Krebse in der Spreewaldsauce!“

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Pariser Leben".

Von Siegmund Feldmann. — Hierzu 11 photographische Aufnahmen von Bert.

Gar stolz nennen sich die „Variétés" das pariserischste aller Theater. Nicht mit Unrecht vielleicht, denn nirgends ist der Schmutz größer, die Luft muffiger, das Gedränge gefährlicher; nirgends sind die Sitze so unbequem, die Besucherinnen so elegant, die Komiker so närrisch und die Stimmen der Divetten so dünn. Da hat nun das pariserischste aller Theater nur seine Pflicht getan, indem es jetzt, ein halbes Jahrtausend nach der Erstaufführung, die pariserischste aller Operetten wieder hervorgeholt und „Pariser Leben" von Offenbach, der der pariserischste aller Kölner war, in neuem Glanz herausgestellt hat.

Oder ist es bloß ein halbes Jahrhundert her? In der Tat, wenn man dem Textbuch trauen darf, wäre 1866 das Geburtsjahr dieses musikalischen Schelmenstreichs. Unheimlich, wie rasch die Zeit jetzt arbeitet! Früher langte ein ganzes Jahrhundert mit einer Kleidermode aus, ein Stil und eine Kunstart pflanzten sich durch dreißig Generationen fort, und um die Lebensformen und den Geschmack der Menschen umzukrempeln, mußte schon ein historisches Ereignis erster Güte kommen, eine Völkerwanderung, die Kreuzzüge, die Entdeckung Amerikas und andere schwierige Dinge zum Auswendiglernen. Heutzutage weiß man wirklich nicht mehr, ob einem beim Abendbrot noch gefallen wird, wovon man beim Frühstück hingerissen war. Rings um uns wimmelt es von Leuten, die noch lange nicht so klapprig sind wie der alte Moor und doch schon nacheinander die Glanzzeit der Operette, ihren Verfall, ihre Neugeburt und ihr Absterben mitgemacht haben, um sich gerade jetzt mit Lehár, Fall, Oskar Straus und wie sie sonst noch heißen mögen, an ihrer dritten Wiederblüte zu erfreuen. Und alle diese Wandlungen hat Meister Jacques, der Erfinder der Gattung und ihr Erster, nicht nur der Zeit, sondern auch dem Rang nach, siegreich überdauert. Er ist der König geblieben in seinem heitern Reich, in dem die Sonne des Erfolges bis zu diesem Tag nicht unterging.

Er war ein glücklicher König; ihm bauten seine Librettisten die goldenen Stufen des Thrones. Ihr Witz, ihre Laune, ihre Phantasie beflügelten die Rhythmen, die er als Boten der Freude über die Erde aussandte. Zumal einer war darunter, dem er viel verdankt, und nicht nur er allein. Die ganze Welt schuldet ihm zahllose Abende fröhlichen Genusses. Er warf sich schon sehr frühzeitig auf die Literatur — als Kommis bei dem Verleger Hachette, wo ihm die ehrenvolle Aufgabe zufiel, auf die Leiter zu klettern und dem andern „jungen Mann" des Geschäfts, der es später auch zu was Rechtschaffenem gebracht hat — er hieß Emile Zola — die ausgehenden Bücher zum Einwickeln zu reichen. Eines Tages — es war im Jahr 1852 — stieg er von seiner Leiter direkt in die Redaktion des „Journal Amusant" herab, um dort



Herr Prince als Raoul von Gardefeu.



Frl. Saulier als Metella.



Frl. Dieterle als Baronin von Gondremark.

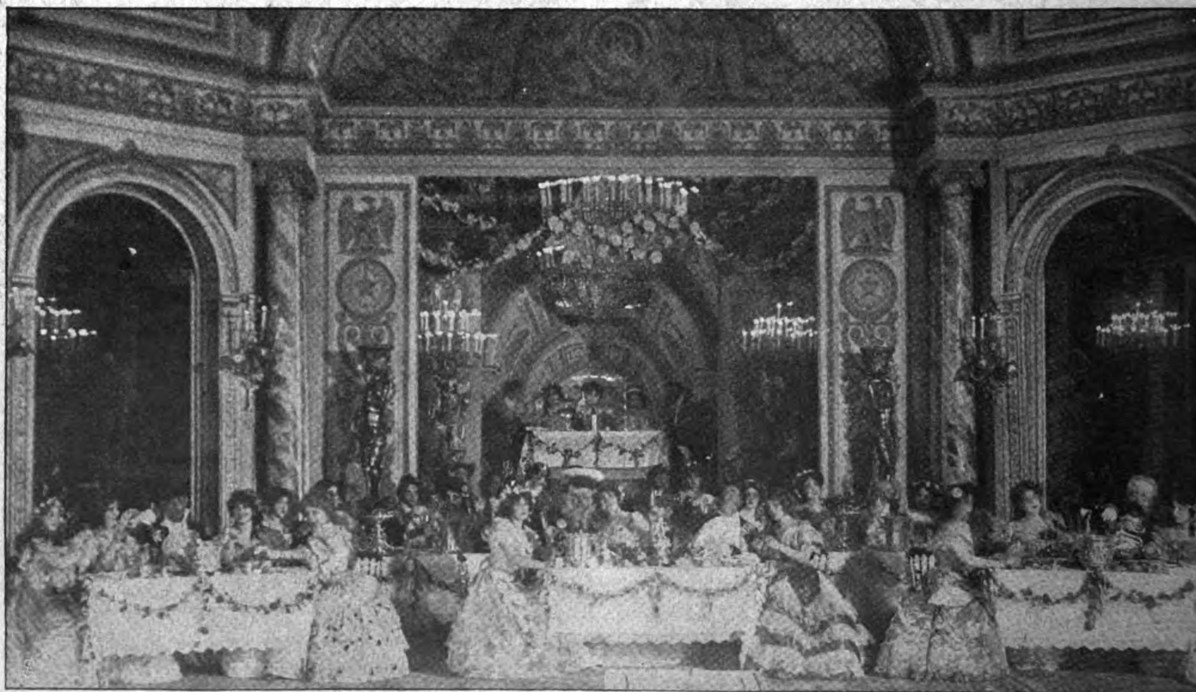
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Karikaturen zu zeichnen. Er setzte das Pseudonym „Valin“ darunter, bis er bald darauf den Stift mit der Feder vertauschte, um unter seinem wahren Namen Henri Meilhac einer der feinsten, geistreichsten, vollendetsten Komödiendichter der Franzosen zu werden, der sich getrost neben Marivaux stellen darf. Heute wird er bereits stark vernachlässigt, selbst in seinem Vaterland, wo ihn der Nachwuchs nur noch als den Librettisten Bizets und Offenbachs genießt. Aber man wird seine „Kleine Marquise“, seine „Gotte“, „Frou-Frou“ und die andern Lustspiele, die sich durch die schmeichlerische Oberfläche eines tändelnden Dialogs mit leise zitternder Hand bis zu der Stelle durchtasten, wo die Seele ihren Schmerz keusch verbirgt, wieder ausgraben, längst bevor noch die letzte Note Bizets und Offenbachs in unsern Ohren verklungen ist. Nur müssen die Entdecker warten, daß das, was uns bei ihm — nach zwanzig Jahren! — schon als ein leiser Anachronismus anmutet, durch die Distanz historisch geworden ist.

Ein solcher Anachronismus scheint uns auch, auf dem lockern Gebiet der Operette, das er mit nicht geringerem Erfolg beackerte, „Pariser Leben“ geworden zu sein, das eine der ansteckendsten Lachsalven ist, die dieses lustige Genie aufgeschlagen hat. Die Geschichte, wie der Stutzer Gardefeu sich auf dem Bahnhof, wo ihm die Tänzerin Metella mit einem andern Galan davonläuft, der aus Schweden ankommenden Baronin Gondremark als Fremdenführer vorstellt und sie in seine Wohnung, die er als Dependance



Frl. Méaly als Gabriele.



Offenbachs „Pariser Leben“ im „Théâtre des Variétés“ in Paris: Das Souper.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Herr Dearly als Bobinet.

des Grand-Hotels ausgibt, verschleppt, um sie zu verführen, während er mit Hilfe seines Freundes Bobinet ihren Gemahl in ein Gewirr verliebter Abenteuer zweifelhafter Art verwickelt, zweigt mit ihrer Häufung von Vermummungen, Täuschungen und unbedenklichen Ausgelassenheiten geradeswegs von der alten Commedia dell'arte ab. Sie ist eine glänzend erfundene Farce, an der Molière seine helle Freude gehabt hätte, eine Hanswurstiade in modernem Gewand. Freilich, modern Anno 1866, und seitdem ist schon so viel anderes modern gewesen, daß man sich in die vorsintflutliche Mythologie versetzt wähnen könnte. Allein gerade diese Anachronismen würzen heute den Ulk und gestatten jenen, die bereits auf der Schattenseite des Lebens wandeln, die Romantik der Vergangenheit am eigenen Leben zu verspüren. Und, auf Ehre, selbst Weltgeschichte kann man daraus lernen! Gleich zu Anfang des Stückes,


Herr Moricey als Urbain.


Herr Prince (Gardefeu). Frl. Dieterle (Baronin v. Gondremark). Herr Guy (Gondremark). Herr Bressolles (Brasilianer).

Offenbachs „Pariser Leben“: Szene aus dem ersten Akt.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



1. Frl. Méaly (Gabriele). 2. Herr Guy (Gondremark). 3. Frl. Dieterle (Frau v. Gondremark). 4. Herr Dearly (Bobinet). 5. Frl. Saulier (Metella). 6. Herr Prince (Gardefeu).

Aus dem „Pariser Leben": Das Finale des vierten Aktes.

in den ersten drei Zeilen, enthüllt sich ahnungslos ein Zustand, der auf die gewaltigste Umwälzung hinweist, die Europa seither durchgemacht hat. Da singt der unerläßliche Chor in der Halle der Ostbahn, die den „Schnellzug nach Deutschland"

„Nach Straßburg an dem Rhein,
Nach Frankfurt am Main,
Nach Marburg und Kassel
Mit Dampf und Gerassel"

abfertigt. Also „Straßburg an dem Rhein" lag den Franzosen damals in Deutschland, in dem Deutschland natürlich, wie es vor Sedan war. Heute würden sie es ja um keinen Preis zugeben wollen, aber man braucht nur in den Zeitungen und Büchern jener Tage zu blättern, um sich zu vergewissern, daß die Pariser das Elsaß wirklich als die deutsche Provinz Frankreichs empfanden. Darum stießen sie sich gar nicht an solchen Worten. Und darum konnte Edmond Scherer, einer der angesehensten Publizisten, nach dem Schlachtendonner von Königgrätz, der just von fernher in den Uebermut des „Pariser Lebens" hineingrollte, in den von ihm begründeten „Temps" den monumentalen Satz schreiben: „Als Deutscher freue ich mich über diesen Sieg, als Franzose beklage ich ihn." Man konnte also Franzose und Deutscher in einer Person sein. Glückliche Zeit! Welche Kluft hat sich seitdem geöffnet! Und welche Frucht der Erkenntnis pflücken wir selbst vom Purzelbaum der Operette!



Herr Brasseur als maître-cordonnier Frick.

Allein wer auch nicht so hohen Sinn im kind'schen Spiel sucht, mag sich an den kleinen Wandlungen des Pariser Lebens ergötzen, die „Pariser Leben" ihm aufzeigt.

„Ich möchte gern zur Patti gehen,
Weil der Gesang zum Herzen dringt,
Und das Café chantant besehen,
Wo abends die Theresa singt",

trällert der frisch aus Stockholm gelandete Baron Gondremark. Wo ist die Patti? Wo ist Theresa? Mittelalter, Ueberlieferung, Legende! Und damit sind die Wünsche Gondremarks, der entschieden ein Schwerenöter ist, noch lange nicht erschöpft:

„Ich will soupieren bei Provenceaux,
Im Café Riche und anderswo,
Will cancanieren im Mabille" . . .

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Du lieber Himmel, wenn er heute nach Paris käme! Die Frères Provenceaux sind vor einem Menschenalter eingegangen, das Café Riche ist eine Bierhalle mit „Echtem" geworden, und Mabille ladet längst nur noch die Abgeschiedenen im Schattenreich zu einem posthumen Cancan ein. Alle diese Stätten des Taumels, die vergnügten Tanzböden und die berühmten Speisehäuser sind verschwunden.

Am längsten hielt sich noch das Café Anglais, in dem der eine Akt spielt, den, wie unsere Abbildung Seite 750 zeigt, die Variétés zu einer glänzenden Kostümorgie ausgestaltet haben. „Das Restaurant der modernen Welt" heißt es bei Meister Jacques Offenbach.

Jetzt zieht sich ein Baugerüst darum, hinter dem wohl ein Warenhaus oder sonst ein Businesß aus dem Boden wachsen wird. Tempora mutantur! . . .

Doch verlassen wir uns nicht zu fest auf das lateinische Sprichwort. Gewiß, die Zeiten ändern sich, aber in dem Wechsel und Wirbel bleibt sich so manches gleich, und zumal das Ewig-Weibliche zeigt uns immer das gleiche Gesicht. Auch das offenbart uns „Pariser Leben", das mir, je länger ich darin blättere, als eine Quelle tiefer Weisheit, ungefähr als etwas wie ein Nachtragsband der Weden erscheint. Die Baronin Gondremark reist, wie ihr Gatte uns vorjammert, mit „sieben Koffern und dreizehn Schachteln": darunter täte es auch heute eine Dame nicht, selbst wenn sie keine Baronin ist. Und die Erfahrungen, die Bobinet damals in den Salons machte, könnte Bobinet genau so heute machen. Er ist der leichtfertigen Liebschaften überdrüssig, die ihm zu kostspielig dünken, und will sich daher eine „Frau von Welt" gewinnen. Ach, sie ist so unglücklich, die Arme! Sie braucht gerade fünfzigtausend Frank. Frauen, die gerade fünfzigtausend Frank brauchen, gibt es noch immer, guter Bobinet! Sie sind nicht einmal die gefährlichsten. Die gefährlichsten sind die, die — weniger brauchen. Denn die kriegen es.



Frl. Mistinguett als Pauline.

So kehrt im Rundflug der Zeiten alles, alles wieder. Nur diese Toiletten werden nie wiederkehren, sagen Sie, Madame. Diese zu Reifröcken eingeschrumpften Krinolinen mit ihren besetzten, gezackten und gerafften Ueberwürfen, wie die Baronin, Metella und Pauline sie tragen — nein, nein, das ist ganz unmöglich! Wirklich, meine Gnädigste? Na, dann warten wir es ab. Und wenn ich Ihnen im nächsten Frühling oder später einmal drüben im Bois oder hüben im Tiergarten genau so herausgeputzt begegne, dann verwette ich schon hier mein Seelenheil gegen einen Kuß auf Ihren Handschuh, daß Sie diese Unmöglichkeiten nicht nur sehr möglich, sondern daß Sie sie entzückend finden und gar nicht begreifen werden, wie eine Frau von Geschmack eine andere Toilette tragen kann.

Dinosaurier in Deutsch-Ostafrika.

Von Herman Passavant, Daressalam. — Hierzu 9 Aufnahmen.

Seit mehr als drei Jahren ist es bekannt geworden, daß in unserer größten deutschen Kolonie die Knochenreste vorweltlicher Riesentiere gefunden wurden. Herrn Sattler, Beamten der D.-O.-A.-G., gebührt das Verdienst, die Entdeckung gemacht zu haben, die dann von dem bekannten Stuttgarter Professor Fraas gelegentlich einer Studienreise nach Ostafrika an Ort und Stelle bestätigt wurde.

Die Folge dieser Entdeckungen war die Entsendung einer aus zwei Herren bestehenden wissenschaftlichen Expedition, die im Anfang des Jahres 1909 die Ausreise nach unserm deutschen Schutzgebiet antrat. Diese Expedition trägt den Namen „Tendaguru-Expedition", nach dem Ort, an dem die hauptsächlichsten Funde gemacht wurden, dem Tendaguruberg. Dieser Berg liegt im Hinterland von Lindi im Süden der Kolonie. Die Knochen der gewaltigen Tiere lagern dort in die Erdschichten eingeschlossen. Durch die gewaltigen Wassermengen, die in der Regenzeit herniedergehen, ist das Erdreich im Laufe der Zeit abgewaschen worden, und

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Knochen traten zutage. Dann ist oft nur wenig umfangreiches Graben nötig, um die Knochen freizulegen. Man schürft jedoch auch ganz regelrecht in Gräben an jenen Stellen, die Knochen vermuten lassen, wo sie jedoch nicht sichtbar sind.

Das Freilegen und Säubern der Gebeine ist naturgemäß eine recht schwierige Arbeit, die die größte Sorgfalt erfordert. Der Hauptgrund besteht darin, daß die Knochen oft derart brüchig sind, daß sie erst durch Tränken mit Gummilösung gehärtet werden müssen. Oft genügt aber auch dies nicht, es ist



Freilegung der Rippe eines Dinosauriers.



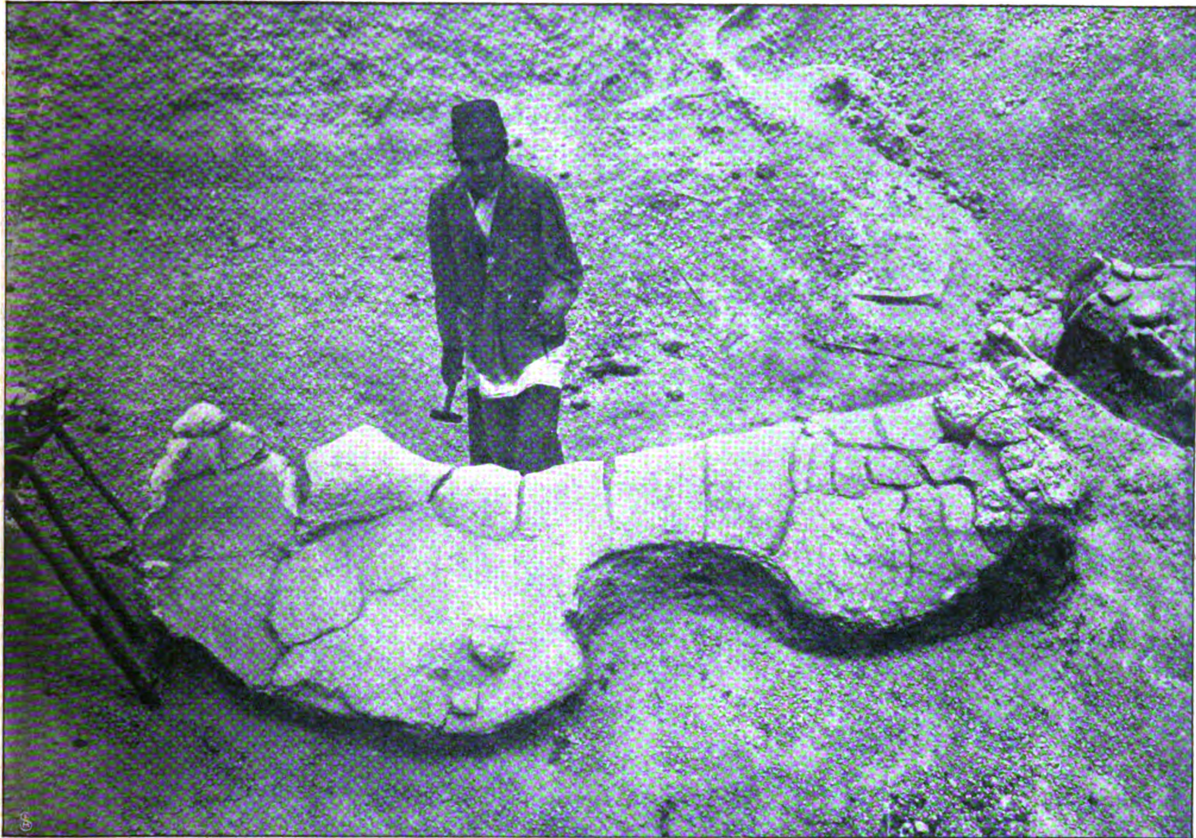
Eingeborener Präparator bei der Arbeit.

erst noch ein förmlicher Gips- oder Lehmverband notwendig, bevor man das Verpacken in Kasten wagen darf. Da der Transport der geborgenen Knochen nach dem Verschiffungshafen auf den Köpfen der Eingeborenen zu geschehen hat — andere Transportmittel stehen nicht zur Verfügung — ist natürlich äußerste Sorgfalt beim Verpacken und Schnüren erforderlich.

Für die Expedition erwies es sich von großer Bedeutung, daß ein großer Teil der Arbeiter mit verblüffender Leichtigkeit in die peinlichste

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Schulterblatt eines Dinosauriers.



Ein Graben mit Dinosaurierresten in Deutsch-Ostafrika.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Präparierarbeit im Graben.
Im Vordergrund Schwanzstacheln eines Dinosauriers.

Die Ueberreste der Saurier finden sich bald vereinzelt und zerstreut, bald in mehr oder weniger vollständigem Zusammenhang. Auch am Tendaguru hat sich die in Amerika und anderwärts gemachte Erfahrung, daß sich die Schädel der meisten Dinosaurier infolge des losen Gefüges ihrer Knochen nur sehr selten gut erhalten, vollkommen bestätigen lassen. Trotzdem ist es gelungen, neben verschiedenen Bruchteilen auch zwei vollständige Köpfe zu gewinnen.

Aus den bisher geborgenen Resten konnten mindestens acht verschiedene Arten von Dinosauriern festgestellt werden. Unter diesen herrschen bei weitem die auf allen Vieren dahinschreitenden Sauropoden vor, die die größten Landtiere darstellen, die je auf Erden gelebt haben. Wie groß diese Tiere, von denen wir uns kaum eine Vorstellung machen können, gewesen sein

Genauigkeit und große Geduld erfordernde Präparierarbeit sich hineinfand. Es ist ganz unverkennbar, daß die Eingeborenen, die sich in großer Zahl zu den Arbeiten einfanden, mit wirklichem Interesse und Eifer ihrer schwierigen und wichtigen Tätigkeit obliegen.



Beinknochen eines Dinosauriers mit dem Finder.

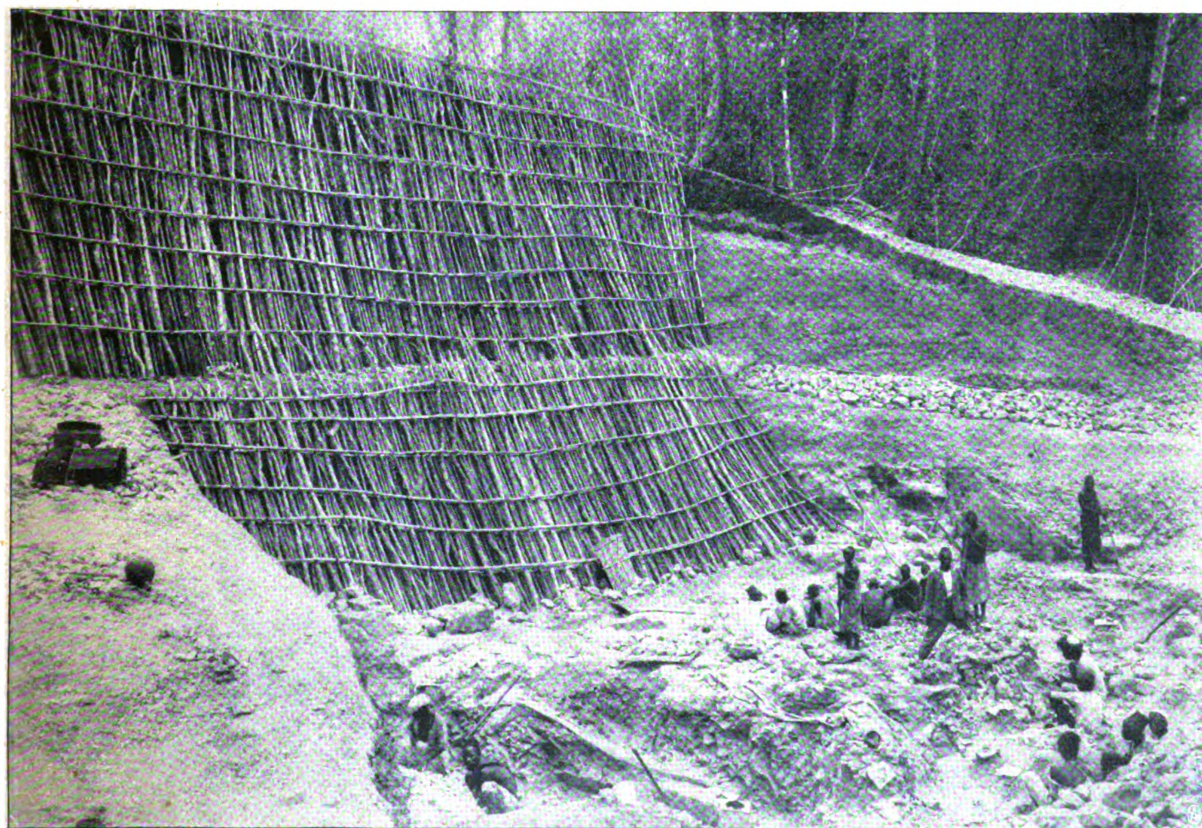


Transport der Funde durch eine Trägerkarawane.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Gebeine eines Dinosauriers.



Grabarbeit. Die Hinterwand des Grabens ist zum Schutz der Arbeiter gegen herabfallendes Gestein verkleidet.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

müssen, geht aus den Abmessungen ihrer Knochen hervor. Trotz einer verhältnismäßig geringen Längenentwicklung des Schwanzes dürfte die Körperlänge 20—25 Meter betragen haben. Daneben finden sich häufig die Reste eines kleineren, ebenfalls vierfüßig laufenden Sauriers, dessen Eigenart in sehr kräftigen, knöchernen, dem Rücken und Schwanz paarweise aufsitzenden Stacheln bestand. Eine Art, die in der Haltung des Känguruhs auf den Hinterbeinen lief, hat nur die Größe eines Hundes. Schließlich haben sich noch einige Knochenreste und Zähne eines großen, fleischfressenden Raubdinosauriers gefunden, der gleichfalls auf den Hinterbeinen lief.

Die Ausgrabungen am Tendaguru sind natürlich noch lange nicht beendet; man hat dort neue, gute Ausbeute versprechende Fundstellen entdeckt. Ebenso sind in jüngster Zeit in der Gegend bei Kilwa, das weit nördlicher gelegen ist, weitere Knochenlager entdeckt worden, zu deren Ausbeutung das preußische Kultusministerium einen Gelehrten, den dritten, entsenden will. Wir dürfen also hoffen, daß in unserer schönen Kolonie noch manche interessante Entdeckung gemacht wird, die für die Erforschung und Kenntnis der Verhältnisse längst vergangener Jahrtausende von großer wissenschaftlicher und kultureller Bedeutung sein wird.

Die Dame vom Ammertal.

Skizze von Bodo Wildberg.

Zuweilen stellt mir ein Freund seine Erlebnisse zur Verfügung. Das erspart dem Dichter viel unnützes Kopfzerbrechen. So verzeichne ich denn auch die folgenden Vorkommnisse, die gewiß jedes mystischen oder fremdartigen Charakters entbehren, sobald man sie nicht mit den überreizten Augen meines Gewährsmanns anschaut. —

„Wär ich eins jener unsichtbaren Wesen, die vielleicht vom hohen Gewölk aus dem Treiben der Menschheit zusehen dürfen, so würde es mich besonders interessieren, die Gesetze zu erkunden, nach denen ein bestimmtes Weib den Weg eines bestimmten Mannes kreuzt. Wie sie aufeinander zureisen, ahnungslos; und wie sie sich, ach! nur zu häufig verfehlen, weil ein Zug nicht pünktlich kam oder die Schneiderin das Kleid nicht geschickt hatte. Oft wandeln sie in Gärten nebeneinander, nur durch eine Mauer geschieden; aber die Mauer ist hoch, und sie sehen sich nie.

„Dann gibt es Menschenpaare, die nicht eigentlich füreinander gedacht sind, nur einmal zusammengeführt werden und dann vergessen. Aber will man nicht in allem einen Zufall erblicken, so darf man wohl annehmen, daß selbst solche Begegnung wenig verwandter Geschöpfe, die aus ganz verschiedenen Regionen herkommen, von geheimnisvollen oder grausamen Mächten vorbereitet und gelenkt wurde.

„Vor einer geraumen Anzahl von Jahren verbrachte ich in einem Alpenort die schwülsten Tage der hochsommerlichen Zeit. Ich wünsche den Ort nicht zu nennen, obwohl er sich unter dem Druck der Neuzeit verwandelt und gleichsam selbst unkenntlich gemacht hat. Er lag an der Ausmündung eines Tals, das einen lauten und launischen Bach zum großen Alpenfluß entsandte, der dort aus dem Bergland hervorbricht. Dieses Tal hieß: ‚Ammertal‘ — so viel sei denn doch verraten — aber es hat mit dem Flüßchen Ammer ebensowenig zu tun wie etwa mit dem holdsingenden Vogel der Berge. Altertumsfreunde leiteten den Namen vom Gott Amor ab, dem die Römer — offenbar in einer seltenen poetischen Anwandlung — hier ein Heiligtum geweiht haben sollten.

„Der Ort selbst gefiel mir fürs erste nicht so recht; er empfing mich an einem grauen Abend mit verhüllten Höhen, kaltem Wind und Rabengekrächze. Aber er veränderte sich mit der Zauberkraft, die solchen Oertlichkeiten eignet, unter der Gewalt des ersten Sonnentages in ein lustiges Paradies, und die Zacken eines wundervollen, blendenden Kalkmassivs hoben sich verheißend gegen den Himmel. Endlos dunkelte davor die Walddecke der Flußwildnis. Es siedelte dort ein trefflicher, grundehrlicher Schlag. Die Aprikosen reiften in des Pfarrers offenem Gärtlein dicht am allgemeinen Weg, und kein Einheimischer nahm sich jemals eine Frucht.

„Aber es kamen Fremde in immer dichteren Scharen. Jeder Tag sah neue Eindringlinge, schwitzend, mit Koffern und Rucksäcken sich vom Bahnhof heranmühen. Ein kleiner Garten dicht neben meiner Wohnung, auf den ich so gern vom Holzbalkon herabgeschaut hatte, wurde zum Tummelplatz einer vielköpfigen Familie, bei der die Götterluft des Gebirges nur allzu gut anschlug. Bis in den Morgen hinein ging das Tafeln und Singen. Da beschloß ich, mein Ränzel zu schnüren. Nur noch einen Ausmarsch wollte ich unternehmen; das Ammertal wollte ich aufwärts wandern bis zu seinem äußersten Ende.

„Als ich den Riegel überschritt, der zwischen dem äußeren Tal und dem inneren, eigentlichen Grunde sich anwölbt, kam mir auf gewundenem Pfad zwischen Buchenwänden eine Frau entgegen. Sie trug eine rote Bluse (wie das damals in allen Kreisen üblich war) und einen kurzen schwarzen Rock. Ein Rucksäckchen, das sie sich aufgeladen hatte, schien ihre kräftigen Schultern nicht sonderlich zu drücken. Ich warf im Vorübergehen nur einen kurzen Blick auf ihr Gesicht. Es war fast so braun wie Bronze von der Sonne der Höhen. Sie sagte im Vorbeischreiten ‚Grüß Gott‘ — nach Landessitte gewiß nichts Ungewöhnliches — und ich zog artig den Hut. An ihrem Bergstock flimmerten Alpenrosen. Ich ging weiter und vergaß sie vollständig, indes ich an grünen Wasserfällen vorüber zum Hochtal aufklomm.

„Ich besaß noch nicht die entfernteste Ahnung, daß dies heiße und stille, von dürren, grasigen Lehnen umschlossene Hochtal, dessen Sohle der Amorbach in einem breiten Nesselgraben durchtobte, nach wenigen Tagen ein wichtiger Schauplatz für mich werden sollte — noch weniger, daß der steile felsige Kogel, der dies Tal beherrschte, auserkoren war, als ein furchtbares Denkmal in mein späteres Leben hineinzuragen. — —

„Die Ausbeute des Tages war gering; denn damals waren meine Augen noch zu anspruchsvoll und

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf das Große, Blendende gerichtet. Kaum daß ich mir ein rundliches Mauerwerk näher ansah, dessen Felsgrundlagen der Bach in wütendem Bogen umspülte. Es war ohne Zweifel der Ueberrest einer alten Wegkapelle; doch die Altertumsschwärmer sahen in ihm jenen Tempel, den ein sentimentaler Präfekt dem Herzentflammer errichtet haben sollte. Die Biegung, die der Bergstrom hier widerwillig machte, sollte gar dem Bogen des Gottes entsprechen und zur Wahl dieser Stelle Anlaß gegeben haben.

„Als ich wieder auf der Schwelle des Ammertals stand und auf das Dorf hinabsah, das mit weißem Kirchturm aus seinen Fruchtgärten herauflugte, kehrte mein ganzer Unmut wieder, und ich beschloß, unbedingt schon am nächsten Morgen wegzureisen.

„Mein Ecktischchen im Gasthaus war besetzt; eine mohnrote Bluse leuchtete dort, und da saß nun wirklich jene Dame vom Ammertal. Ich erkannte sie augenblicklich wieder. Aus ihrem bronzenen Gesicht schauten hellbraune Augen von reicher und weicher Güte, und kaum hatten wir ein paar Tassen Tee getrunken, da fand mein Unmut, mein Zorn über die nächtlichen Störungen im Nachbargärtlein Worte über Worte; ich goß meine Verstimmung in eine sympathische Seele hinüber. Besonders rührte mich die Teilnahme dieser Frau, weil sie so stark war, anscheinend keine Nerven kannte. Schon beim Nachhausegehen stürzte ich meinen Entschluß um und war bereit, noch drei Tage lang das Nachtgetöse im Garten des Nachbars zu ertragen.

„In meinen Tagebüchern — damals war ich ja noch jung — findet sich eine gewissenhafte und ausführliche Beschreibung dieser märchenhaften drei Tage. Heute freilich erblicke ich in dem Wiedererzählen von Herzenserlebnissen etwas Unzartes und Aufgeblasenes — und überdies werden andre dadurch bloß gelangweilt. Statt jene Liebesnovelle hier wiederzugeben (vielmehr bin ich daran, sie dem Feuer zu weihen) will ich nur ein paar völlig sachliche, damals jedoch mißachtete Umstände mitteilen, die mein Gedächtnis mir getreulich aufbewahrt hat.

„Josefa Eilert war (in alledem mußte ich mich damals allein auf ihre eigenen Aussagen stützen) ein Mädchen von etwa 27 Jahren. Sie war elternlos und führte einem Oheim das Haus; dieser Verwandte war Staatsanwalt und lebte in der Hauptstadt des Landes. Nur diese Beziehung verwunderte mich schon damals; denn Josefas schlichtes Wesen, ihr, man möchte sagen, naturkindliches Benehmen wollten zu einem solchen Milieu nicht recht passen. Indessen war ich ja in einem südlicheren Landstrich, wo alle Standesunterschiede sich leichter verwischen und das Menschliche überall freier und selbstverständlicher hindurchklingt. Es verletzte mich ein wenig, daß sie diesen Onkel so gern und so häufig anbrachte. Im übrigen wußte sie noch von einem Verlobten zu erzählen, einem Doktor der Medizin, glaub ich. Sie schien ihm keineswegs besonders zugetan, denn einmal entgegnete sie mir auf eine etwas leidenschaftlichere Rede: ‚Wenn ich und mein Karl beisammen sind, sprechen wir ganz ruhig von allem möglichen, genau wie alte Freunde, und er macht mir niemals Erklärungen.‘ Ich fühlte daher nicht die geringsten Skrupel, als ich mich daran gab, diesen Karl aus ihrem Gemüt zu verdrängen.

„Sie war von der Sommerfrische Elsenhaus, die hinter jenem Felskogel eingebettet liegt, auf drei Tage herübergekommen, um eine Schulfreundin zu besuchen, die im Dorf ein Haus besaß. Sonst verkehrte sie mit niemand. Wir trafen uns vorsichtshalber an einem Hügel seitab vom Dorf, der sich durch eine niedrige, verfallene Mauer und eine Reihe grasiger Wellen als ein alter Pestkirchhof zu erkennen gab.

„Dieser Schauplatz unserer Zusammenkünfte hat sich meiner Erinnerung fast ebenso ehern eingeprägt wie später — ach später! — das öde Tal mit den Resten jenes angeblichen Tempels. Hinter den Linden des verschlossenen Schützenhauses war die grasige Anhöhe vor Neugierblicken aus dem Dorf wohlgeborgen. Wir saßen auf der niedrigen Mauer. Die Sonne zögerte noch über den Zacken des Westerbergs. Der Rasen glühte gelblich, die mohnrote Bluse der Dame vom Ammertal flammte auf dem ausgedörrten Grunde wie ein feuriger Busch. Die Mücken stachen, und Josefa sagte plötzlich: ‚Das ist ein schlechter Ort, wo die Gelsen stechen. Wir wollen nicht mehr hierher.‘

„‚Und morgen willst du wirklich fort . . . wieder nach Elsenhaus . . . zu Fuß . . . übers Gebirge?‘

„‚Das ist ausgemacht.‘

„‚Dann begleite ich dich, Josefa.‘

„‚Aber nicht bis nach Elsenhaus. Die Leut könnten reden. Ich bin dort zu bekannt — wir werden uns ja später wieder sehen.‘

„‚Ja, in der Stadt . . . Aber das ist nicht die gleiche. Du bist nicht aufrichtig mit mir.‘

„‚Wie soll ich dir das sagen? Ich möchte, daß unser Erlebnis hier von meinem gewöhnlichen Leben getrennt bleibt.‘

„‚Aber sind wir einmal auseinander, dann vergißt du mich . . .‘

„‚Ich gebe dir schon einmal ein Zeichen, verlaß dich darauf. Und jetzt müssen wir ins Dorf hinunter. Morgen werde ich um neun Uhr an deinem Wohnhaus vorüberkommen. Du kommst nach, ohne Aufsehen zu erregen. Beim Marterl draußen werde ich dich erwarten. Du wirst meine Bluse weithin leuchten sehen.‘

— — — — — — — — — — — — — — —

„Fast verfehlte ich das Stelldichein, denn ich war sehr spät eingeschlafen wegen des üblichen Gelages im Nachbargarten und mehr noch, weil ich an die selige Wanderung mit Josefa dachte. Stundenlang würden wir allein zusammen durch die hohe Einsamkeit des Ammertals schreiten.

„Als ich aus dem Dorf trat, flammte mir schon aus Wiesengrün das Rot ihrer Bluse entgegen. Sie stand neben dem Bildstock, leicht auf ihren Stab gestützt, in einer Haltung, die etwas Heiteres, Freies und fast Antikes hatte.

„Bald wanderten wir fern von Dörfern und Menschen, tief unten hüpfte der Amorbach; eine wundersame Lebensluft strömte aus den Kraftwellen des Hochgebirges in unsere Nerven und Sinne. Wir dünkten uns Götter zu sein. Ihres Rucksacks entlastet zu werden, verbot sie lachend: ‚Geh, ich bin doch viel stärker als du!‘

„Der Tag hatte schon mit heftigen Gluten begonnen, und als wir im einschichtigen ‚Gasthaus zur Amorsbrücke‘ unsere Mittagsmahlzeit und dazu einen etwas schweren Wein genossen hatten, vermochten wir uns kaum von der Laube zu trennen, die auf einer Felsenstufe über dem Bach erbaut war. Die Menschheit schien mit uns noch einmal anzufangen; alle Beziehungen

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diesseit und jenseit der Stunde nahmen einen schemenhaften Charakter an.

„Wir stiegen an den Kaskaden herauf und ins eigentliche Hochtal hinüber. Da gilbten die grasigen Lehnen, da starrte der graue Kogel her, und nicht weit von der kleinen Tempelruine lag eine offene Heuhütte, ein sogenannter Stadel. Nach einigem Zögern und Sträuben ließ sich meine Gefährtin überreden, mit mir dort hineinzugehen, um ein wenig zu rasten.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Ein langer Schlaf mußte uns dort festgehalten haben. Denn als wir endlich ins Freie traten, um uns in den Eisfluten des Bergbachs die Stirnen zu kühlen, da war die Landschaft vollkommen verändert. Es waren die gleichen Hänge, der gleiche Felsberg, doch jetzt sah alles böse und drohend aus. Ein fahler Schleier verbarg den Himmel. Auf dem uralten Steinrund rauschten die Nesseln von zornigen, schwülen Windstößen. Der Bach hatte eine fremdartige Stimme angenommen, die an das Geheul von Wölfen erinnerte, und ganz oben auf der Paßscheide stand eine abgestorbene Tanne wie ein ungestalter und höhnischer Riese da.

„Eine große Bekümmernis befiel unsere Seelen. Sehr langsam stiegen wir zur Höhe. Ein gewitterhafter Atem wehte uns aus der Schlucht entgegen, in der das Tal seinen Abschluß fand. Wir kamen uns wie Sünder vor und wie Verstoßene. Das Flammenschwert des Cherubs schien uns bergan zu treiben. Was wir alles gesprochen, setze ich nicht hierher. Noch einmal rasteten wir — an einer Dornenhecke, die hier das breite Almgelände in zwei Hälften schnitt.

„‚Hier müssen wir scheiden‘, sagte Josefa. ‚Du kommst sonst nicht mehr bei Tag in das Dorf zurück.‘

„‚Was schadet das? Josefa, du kannst doch nicht allein, bei diesem unsicheren Wetter, an den Felsabstürzen vorbei nach Elsenhaus hinunter. Laß mich mit dir gehen — ich muß es — wir wollen den Leuten da unten trotzen. —‘

„‚Nein, nein‘, unterbrach sie mich mit einem Ausdruck von Angst, den ich früher nie an ihr wahrgenommen hatte. ‚Die Menschen dort im Bad — wenn wir zusammen ankämen — mein Onkel ist ein harter Mann — und Karl — nein, nein! Laß mich meinen Weg gehn.‘

„Ein böser Wahn beseelte mich: ‚Weißt du, Josefa ... daß ich anfange zu glauben, du habest mir allerlei erzählt, was gar nicht wahr ist ... Fabeleien ... aus dem Stegreif Erfundenes! Du verbirgst noch anderes vor mir. Wer bist du eigentlich? Sage mir doch alles — wir sind jetzt so innig verbunden — wer bist du eigentlich?‘

„Ihr Antlitz nahm wieder etwas Strenges und Bronzenes an. Schmerzlich sprach sie: ‚Ich habe dir nichts als die Wahrheit gesagt. Aber nun lebe wohl. Ich werde dir schreiben — oder dir ein Zeichen geben. Lebe wohl!‘

„Sie war durch das Gatter gegangen und stand nun auf der anderen Seite des Dornenhags. Wir reichten uns die Hände darüber hin. Dann wandte sie sich um und schritt rüstig aus; ich aber lief, ohne mich umzusehen, den grasigen Abhang hinunter.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Tage, Wochen vergingen. Kein Zeichen, keine Kunde. Briefe, die ich an Fräulein Josefa Eilert nach Elsenhaus richtete, kamen als unbestellbar zurück. Da befestigte sich in mir die Ueberzeugung, daß sie eine Lügnerin war. Vielleicht eine unbefriedigte Frau, die sich unter fremdem Namen ein kleines Abenteuer gestatten wollte. Endlich reiste ich nach Hause. Bald darauf lernte ich ein Mädchen kennen, das mich alle anderen Frauen vergessen ließ. Und das Erlebnis mit Josefa Eilert sank weg von mir in die Vergangenheit.

„Nach einigen Jahren suchte ich wieder die Alpen auf. Diesmal waren die Dolomiten mein Ziel; daß ich an jenem Dorf in der Mündung des Ammertals vorübermußte, kam mir nur undeutlich ins Bewußtsein. Ein paar Tage verweilte ich in München. Dort geschah es, daß ich in einem Musikgarten, der nicht weit von der Frauenkirche liegt, von einem Nachbartisch her Worte auffing, die wie ein ‚Sesam, öffne dich‘ die Pforten des Gewesenen aufrissen.

„Ein Herr, den die andern mit Doktor anredeten, hatte zum Thema der alpinen Unfälle das Wort ergriffen. ‚Ja, das war ein trauriger Fall mit der Josefa Eilert, der Nichte des alten Staatsanwalts Lehnhardt. Sie war unter dem Namen ihres Pflegevaters in Elsenhaus. Und darum meldeten die Zeitungen, die überhaupt von dem Unglück Notiz nahmen — die meisten haben es totgeschwiegen — von dem Absturz eines Fräulein Lehnhardt.‘

„Ich horchte bebend auf; sonderbare, vergessene Gefühle umrauschten mein Herz.

„‚Man weiß nicht recht, wie es zugegangen ist. Sie wurde am Fuß des Kogels aufgefunden, nachdem man sie ein paar Tage vermißt hatte. Die Dame befand sich auf dem Rückweg von einem mehrtägigen Ausflug; die Nacht und ein Unwetter müssen das arme Mädel überrascht haben. Ein Fehltritt — und das Unglück war geschehen. — Ihr Bräutigam war ein Kollege von mir. Ich selbst kam in die Lage, die Abgestürzte ärztlich zu untersuchen. Der Kopf war völlig zerschmettert. Ihr üppiges, pechschwarzes Haar, das mich an Italien erinnerte, verlockte mich zu einem Raub, der vielleicht nicht ganz unverzeihlich war. Ich schnitt mir heimlich ein Strähnchen davon ab. Und hier ist es.‘

„Ich war hinzugetreten. Auf dem beleuchteten Tisch zwischen Maßkrügen lag wie ein Stück Nacht das schwarze Haar Josefas! Ich zog den Arzt beiseite, stellte mich ihm vor und bat ihn insgeheim um die finstere Strähne. Er gab sie mir, wie er sagte, auf mein ehrliches Gesicht hin. — —

„In gleicher Nacht fuhr ich weiter nach Süden hin. Der Zug näherte sich den Alpen. Von mörderischer Mattigkeit befallen, war ich eingenickt. Das Abteil gehörte mir allein.

„Nach einiger Zeit glaubte ich aufgewacht zu sein. Der Zug mußte irgendwo gehalten haben. Denn mir gegenüber saß eine Dame.

„Jetzt hob sie den Schleier. Ich meinte, Josefa Eilert zu erkennen. ‚Ach wie schön, daß wir uns wiedersehn‘, sagte ich, ‚Da kann ich gleich um Verzeihung bitten. Josefa, wie konnte ich dir mißtrauen?! Aber warum schriebst du nicht?‘

„‚Mir ist ein kleiner Unfall zugestoßen.‘ Sie zeigte im bronzenen Gesicht die schönen, blanken Zähne.

„‚Und meine Briefe kamen zurück, weil du den Namen deines Onkels führtest.‘

„‚Ja, das hab ich dir damals zu sagen vergessen. Aber du trägst in deiner Brusttasche da etwas, das mir gehört. Du liebst mich ja nicht mehr. Also gib mir das Haar zurück!‘

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Wie im Träumen nahm ich mein Portefeuille heraus, holte die pechschwarze Strähne daraus hervor und reichte sie ihr hinüber.

„Plötzlich stand der Zug still.

„Ich öffnete die Augen. Die Dame — Josefa — saß mir nicht mehr gegenüber. Auf den Knien hatte ich die Brieftasche liegen. Ich suchte beim undeutsamen Schein der Stationslampen Josefas Haar. Es war nicht mehr da. Weder auf den Sitzen noch auf dem Boden des Abteils vermochte ich es zu entdecken.

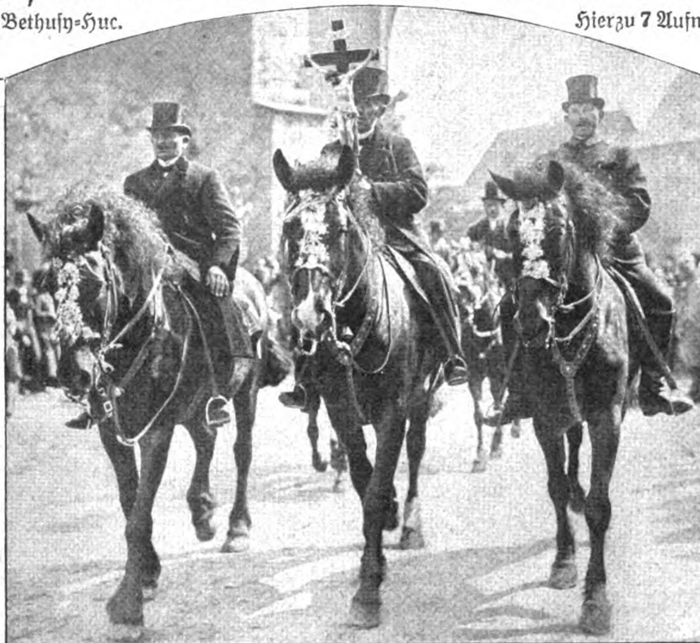
„Die Lokomotive zog wieder an. Ich konnte in mondloser Nacht die Gegend nicht recht wahrnehmen. Doch die Umrisse der Berge kamen mir so bekannt vor.

„Ich rief noch eilends den vorüberklimmenden Schaffner an: ‚Wo ist denn die Dame ausgestiegen?‘

„‚Dame? Sie sei'n doch allein in dem Coupé g'fahren seit München, Herr!‘ Er hielt mich offenbar für verrückt. Eine schaudernde Kühlung durchrieselte mich. Ich glaubte jetzt die nächtlichen Berge wiederzuerkennen. Es waren die zackigen Randhöhen des Ammertals.“

Das Osterreiten und anderes aus der Wendei.

Von Gräfin Valeska Bethusy-Huc. Hierzu 7 Aufnahmen für die „Woche“.



Die Osterreiter auf dem Wege zum Nachbardorf.

Es wird oft bedauert, daß alte Volksbräuche und -trachten in unserer Zeit mehr und mehr verschwinden. Ich möchte heute auf eine Ecke deutschen Landes hinweisen, wo beides sich erhalten hat und heute besteht wie zu Urväter Zeiten. Da liegt in der preußischen Lausitz das Städtchen Wittichenau mit seinen großen Rosenstöcken, die die einstöckigen Häuser bis unter das Dach überranken, mit seinen Kruzifixen und Heiligenbildern, die wohl vor jedem dritten Haus stehen, und seinen katholischen Wenden, die sich schon in der Tracht scharf von den Evangelischen aus dem nahen Hoyerswerda unterscheiden. Die Wittichenauerin hüllt sich ganz in Schwarz, wenn sie zur Kirche geht, und ihre Haube schmückt eine breite, schwarze Schleife mit langen Enden, die im Nacken sitzen. Nur wenn sie Trauer hat, wird ihre breite, schwarze Schürze durch eine weiße ersetzt, und



Aus der Wendei: Der Zug der Osterreiter unterwegs.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Der Pfarrer übergibt dem Kreuzträger das Kruzifix.

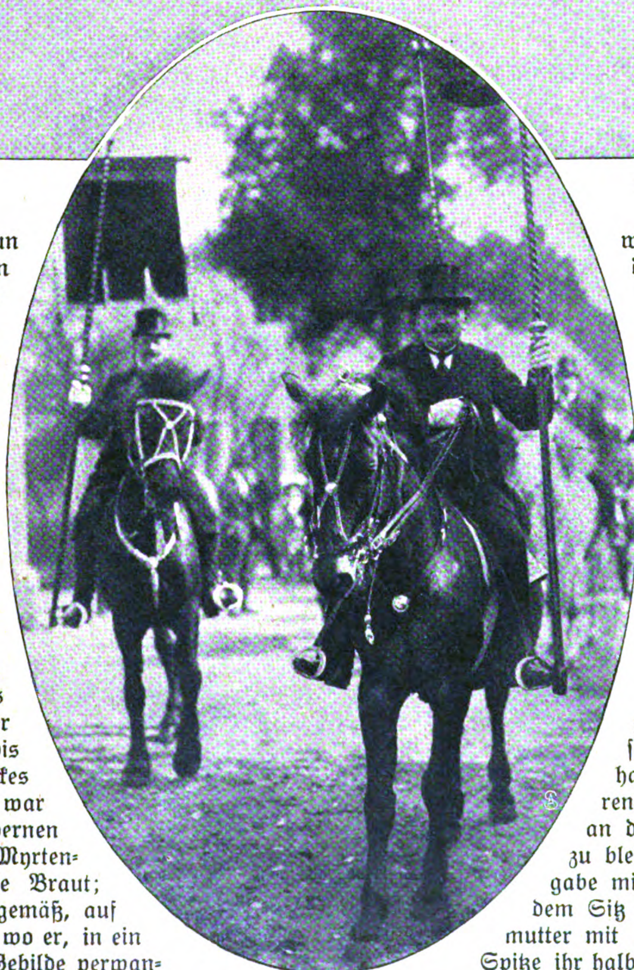
ein weißes, weit abstehendes Tuch bedeckt dann ihren Kopf. Die evangelischen Wendinnen dagegen tragen kurze Röcke von leuchtenden Farben, am liebsten rot, dazu blaue Strümpfe, grüne, buntgestreifte Schürzen und Brusttücher und bunte, enganschließende Kappen auf dem Kopf. Am Ostersonnabend versammeln sich die Wittichenauer Jungfrauen in Trauertracht am „heiligen Grab" der Pfarrkirche von Wittichenau. Am ersten Feiertag finden sich die Männer aus Stadt und Umkreis zu Pferde vor der Pfarrkirche ein. Die Pferde sind reich geschirrt, tragen breite Schleifen mit langen Enden, auch Blumenschmuck und Glöckchen. Am Hauptportal empfangen die Reiter das Kreuz und die Kirchenfahnen. Die größte Fahne trägt abwechselnd ein Jahr der Vorsteher der Wittichenauer Stadtverordneten, das nächste Jahr der Oberschulze der ländlichen Parochie. In langem Zug, paarweise reitend, geht es nun um die Kirche und den Marktplatz herum. Jeder Reiter trägt ein Gesangbuch in der Hand, aus dem während der Umzüge Kirchenlieder gesungen werden, und einen schwarzen Zylinder auf dem Kopf, der mit einem Gummiband befestigt ist. Weder Chronik noch Tradition wissen, aus welcher Zeit das Osterreiten stammt. Man weiß nur, daß seit 1540 die Wittichenauer nicht mehr nach Hoyerswerda reiten, sondern nach Ralbitz. Das hängt wahrscheinlich mit dem Eindringen der Reformation in Hoyerswerda zusammen. Langsam und feierlich bewegt der Reiterzug sich auf der Straße nach Ralbitz hin, dort werden Kreuz und Fahnen in der Pfarrkirche abgesetzt. Die Reiter halten zunächst eine Vesperandacht, werden dann aber im Ort ausgiebig mit Speise und Trank gefeiert, bis sie Kreuz und Fahnen wieder abholen und gegen Abend nach Wittichenau zurückkehren. Die Ralbitzer sind inzwischen unter den gleichen Zeremonien nach Wittichenau geritten, beide Reiterzüge dürfen einander aber nicht begegnen. Die Wenden nehmen es so ernst mit dem Kreuzreiten, daß ein Ralbitzer, Nikolaus Zschornek mit Namen, im Jahr 1870 sein 50jähriges Kreuzreiterjubiläum feiern konnte. — Im Gegensatz zu dieser ernsten katho-


Die Osterreiter auf dem Marktplatz in Wittichenau.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY



Der Ausritt der Osterreiter.



Die Fahnenträger im Zuge.

lischen Feier möchte ich nun von einem evangelischen Hochzeitzug berichten, wie ich ihn in Hoyerswerda, eine Stunde von Wittichenau entfernt, sah. Die alte Stadtkirche mit ihrem gewölbten, etwas tiefliegenden Portal bildete den stimmungsvollen Rahmen zu dem bunten Bild. Durch dieses Portal schritt das Brautpaar. Die Braut im grün und schwarz gehaltenen Wendenkostüm, das aber fast vollständig verdeckt wurde durch ein großes weißes Leinentuch, das, über der Brust zusammengesteckt, bis an den Rand des Rockes reichte. Die Wendenkappe war mit grünem Band und silbernen Perlen geschmückt, den Myrtenkranz aber trug nicht die Braut; er befand sich, alter Sitte gemäß, auf dem Kopf des Bräutigams, wo er, in ein faustgroßes bukettartiges Gebilde verwandelt, auf dem Wirbel irgendwie befestigt war. Vor der Kirche wartete der Brautwagen. Die Pferde, bei den Wenden fast durchweg starke, gut gehaltene Tiere, trugen weiße Rosenkränze mit silbernen Blättern auf den Köpfen, ebensolche Bukette über den Schwänzen und grüne Gewinde über dem Rücken. Der Wagen war offen mit zwei breiten Sitzen. Im Fond nahm das Brautpaar in feierlicher Haltung Platz. Neben ihm saß der Brautvater — ein großer, noch schlanker Mann mit scharfgeschnittenem Gesicht und schlaublickenden Augen. Er hatte die Verpflichtung, während des Hochzeitstages stets an der Seite des Brautpaares zu bleiben, und kam dieser Aufgabe mit ruhiger Würde nach. Auf dem Sitz gegenüber saß die Brautmutter mit einer Kappe, deren breite Spitze ihr halbes Gesicht verdeckte. Rechts und links von ihr nahmen zwei Braut-

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

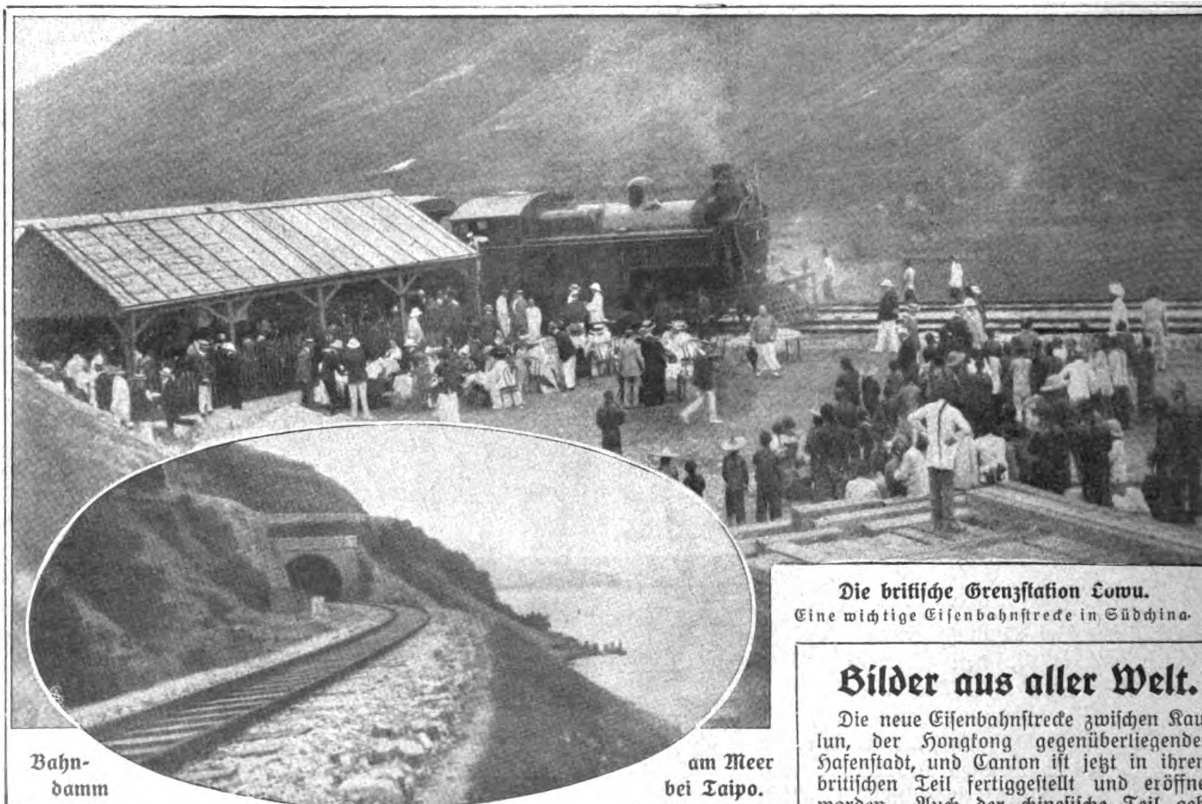
jungfern Platz in kurzen, roten Röcken. Ihre Brustlätze waren ganz bedeckt von blitzenden Glasperlen in allen Farben, und über eng anliegenden buntgestreiften Seidenärmeln bauschten sich handgestickte weiße Krausen an den Schultern auf und harmonierten mit den breiten gestickten weißen Schürzen. Aus dem dunklen Kirchenportal kam aber nun ein Schwarm junger Mädchen und Burschen, alle in der bunten Festtracht. Die Burschen hatten lange, schmale Seidentücher in leuchtenden Farben ins Knopfloch geknüpft. Sie bestiegen den einen Wagen, die Mädchen den andern. Auch die älteren Festgäste kamen jetzt heraus, so charakteristische Gesichter darunter, daß ein Maler seine Freude daran gehabt hätte, und langsam setzte sich der lange Wagenzug in Bewegung, durch die Stadt dem heimischen Dorf zufahrend. Wenn es dann zum Tanzen geht, ziehen die Mädchen Schuhe und Strümpfe aus. In langer Reihe stehen sie, Hand in Hand und leicht sich hin und her wiegend, an der Saalwand, bis die Burschen sie holen. Von diesen haben manche gleich Pflaster und Salben in der Tasche für etwaige Verletzungen der nackten Füße durch die schweren Männerstiefel. Noch eine Eigentümlichkeit der Wendei ist, daß Männer und Frauen sich für die weiten Wege von einem Ort zum andern so häufig des Zweirades bedienen, wie ich das sonst nirgends sah. Jeder Fahrweg ist hier daher auch von einem Radelweg flankiert. An Sonntagen und Markttagen sind aber auch die Chausseen mit Radlern und noch mehr mit Radlerinnen bedeckt, die in ihren bunten Röcken mit weit abstehenden Kopftüchern über den Kappen ganz merkwürdige Figuren abgeben, ihr Rad aber so gewandt und sicher führen, als seien sie damit verwachsen.



Zwei Osterreiter.

Ja, die Wendei ist ein eigenartiges Ländchen, und wer ihre Typen, Trachten und Sitten kennen lernen will, wird die kleine Tour abseits vom Weg nicht bereuen.

* * *



Die britische Grenzstation Lowu.
Eine wichtige Eisenbahnstrecke in Südchina.

Bahndamm am Meer bei Taipo.

Bilder aus aller Welt.

Die neue Eisenbahnstrecke zwischen Kaulun, der Hongkong gegenüberliegenden Hafenstadt, und Canton ist jetzt in ihrem britischen Teil fertiggestellt und eröffnet worden. Auch der chinesische Teil geht

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Konzert d. Klaviermeisterschule d. k. k. Musikakademie Wien im Berliner Beethoven-Saal.



Dorothea Kellner, bekannte Miniaturenmalerin.

seiner Vollendung entgegen. Damit ist eine der wichtigsten Eisenbahnstrecken Südchinas dem Verkehr übergeben worden.

Im Berliner Beethoven-Saal veranstaltete kürzlich die Klaviermeisterschule der k. k. Akademie für Musik und darstellende Kunst in Wien ein Konzert. Die Vortragenden waren



Frau Hinterstoisser, erste geprüfte Luftschifferin in Oesterreich.



Phot. London New Agency.

Mrs. Asquith, die Gattin des englischen Premierministers, bei Lady Cholmondeleys Hochzeit.

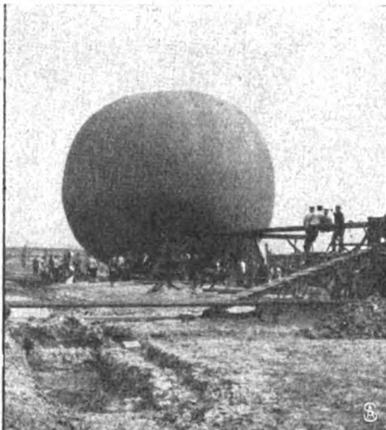


1. Japan: Prof. Kitasato. 2. China: Dr. Wu. 3. Deutschland: Prof. Martini. 4. Oesterreich-Ungarn: Dr. Worell. 5. Rußland: Prof. Zabolotny. 6. Amerika: Prof. Strong. 7. Italien: Dr. Gioletti. 8. Frankreich: Prof. Proquett. 9. England: Dr. Farrer. 10. Indien: Dr. Petrie.

Die Delegierten der verschiedenen Staaten bei der Internationalen Pestkonferenz in Mukden.

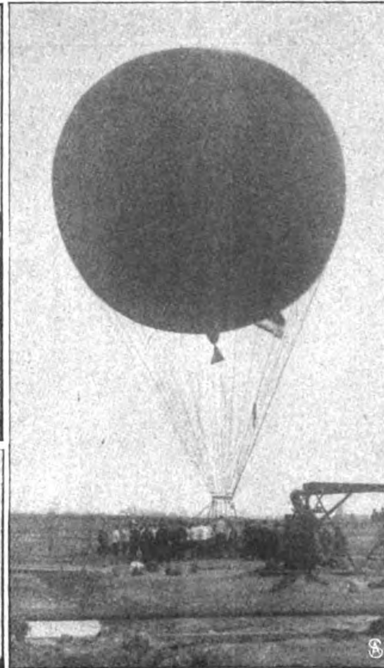
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google





Der Ballon Hamburg wird in Neuengamme gefüllt.

Erdgas zur Füllung von Luftballons.



Der mit Erdgas gefüllte Ballon, zum Aufstieg bereit.

Martin Henrion, Helene Lampl, Jakob Rischinsky und Antonie Geiger.

Dorothea Kellner, deren Bild wir heute veröffentlichen, ist nicht nur als Miniaturenmalerin bekannt, sondern hat auch als Silberarbeiterin und Kunsttöpferin reizende und vielbegehrte Kunstwerke geschaffen.

Frau Hinterstoisser, die Gattin eines sehr bekannten österreichischen Luftschiffers, hat als erste Luftschifferin Oesterreichs ihre offizielle Prüfung bestanden.

Die Gattin des englischen Ministerpräsidenten Asquith nimmt am Gesellschaftsleben regen Anteil. Unsere Aufnahme zeigt sie gelegentlich einer aristokratischen Hochzeit.

In Mukden ist die Internationale Konferenz zur Bekämpfung der Pest zusammengetreten. Alle Kulturstaaten haben namhafte Vertreter entsandt, die meist schon selbst den Kampf gegen die Pest geführt haben.



Phot. Gebr. Hirsch.

Die Enthüllung des Maul-Denkmals in Karlsruhe.

Das Erdgas, das in Neuengamme bei Hamburg der Erde entquillt, wird in der verschiedensten Weise nutzbar gemacht, so auch zum Füllen von Luftballons; noch heute entströmt es dem Erdinnern mit einem Druck von 28 Atmosphären.

In Karlsruhe wurde ein Denkmal des um die deutsche Turnsache hochverdienten früheren Direktors der dortigen Turnlehrerbildungsanstalt, des im Jahr 1907 verschiedenen Alfred Maul, enthüllt.

Im Stadttheater zu Magdeburg führten kürzlich die Mitglieder des Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen das Tanzpoem „Fest der Farben“ mit glänzendem Erfolg vor.



1. Frl. Hauschild. 2. Frl. Dreyer. 3. Frl. Scharrer. 4. Frl. Kleindorf. 5. Frl. Rotschild.

Das Fest der Farben.

Vom Festspiel des Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen zu Magdeburg.

Schluß des redaktionellen Teils.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

DIE·WOCHE

Nummer 19. | Berlin, den 13. Mai 1911. | 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 19.



Die sieben Tage der Woche.

4. Mai.

Das Kaiserpaar trifft mit der Prinzessin Viktoria Luise zum Besuch des badischen Hofes in Karlsruhe ein.

In Hamburg stirbt, 63 Jahre alt, der Großreeder Adolf Woermann (Portr. S. 776).

Auf dem Kapitol in Rom wird in Gegenwart des Königs Viktor Emanuel der internationale Pressekongreß eröffnet.

Der türkische Finanzminister Dschawid Bei und der Scheich ul Islam geben ihre Entlassung.

Die Aufständischen in Mexiko erleiden bei Elgato an der Grenze von Texas eine Niederlage.

5. Mai.

Der Reichskanzler trifft in Karlsruhe ein und hält dem Kaiser Vortrag.

Der Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt Stemrich wird auf sein Ansuchen zur Disposition gestellt und zu seinem Nachfolger der Wirkliche Geheime Legationsrat Zimmermann ernannt.

In Berlin erliegt der nationalliberale Landtagsabgeordnete, Oberbürgermeister von Witten, Dr. Gustav Haarmann, 62 Jahre alt, einem Schlaganfall.

In Koburg wird von Vertretern aller thüringischen Regierungen ein Arbeitsnachweisverband zum Austausch von Arbeitskräften begründet.

Der Oberbefehlshaber der griechischen Armee General Smolenski wird zur Disposition gestellt, weil er der Presse Mitteilungen über die von ihm aufgedeckten Unregelmäßigkeiten in der Kasse der Landesverteidigung gemacht hat.

6. Mai.

Der Kaiser begibt sich in Begleitung des badischen Großherzogpaars zur Enthüllung des Denkmals für Kaiser Wilhelm I. nach Straßburg. — Die Kaiserin trifft mit der Prinzessin Viktoria Luise wieder in Potsdam ein.

In Dresden wird im Beisein des Königs Friedrich August die Internationale Hygiene-Ausstellung eröffnet.

Die niederländische Regierung bringt in der Zweiten Kammer ein Gesetz über die Einführung einer Alters- und Invalidenversicherung ein.

7. Mai.

Zwischen Rußland und Japan wird ein neues Abkommen über die Mandschurei abgeschlossen.

Der Präsident von Mexiko Porfirio Diaz gibt öffentlich bekannt, daß er beabsichtigt, von seinem Posten zurückzutreten, sobald der Friede wiederhergestellt ist.

8. Mai.

Der Kaiser begibt sich im Automobil von Straßburg nach Metz.

Im englischen Oberhaus bringt Lord Lansdowne als Gegenvorschlag gegen die Vetobill der Regierung einen Gesetzentwurf über die Reform der Ersten Kammer ein, der in der ersten Lesung angenommen wird.

9. Mai.

In der Türkei wird die Demission des Finanzministers und des Unterrichtsministers angenommen.

Der elsaß-lothringische Landesausschuß wird durch eine kaiserliche Kabinettsorder geschlossen.

In Mexiko erobern die Aufständischen die Stadt Tia Juana.

In Wien wird Johann Orth, der verschollene Erzherzog Johann von Oesterreich, für tot erklärt.

Aus China wird die Ernennung eines neuen Ministeriums unter dem Vorsitz des Prinzen Ching gemeldet.

Präsident Fallières trifft zum Besuch des Königs Albert in Brüssel ein.

10. Mai.

Aus Marokko wird gemeldet, daß die Kabylen das Lager des Generals Moinier angegriffen haben, aber mit schweren Verlusten zurückgeschlagen wurden.

Studierende Frauen.

Von Direktor Dr. Gruber, Berlin-Wilmersdorf.

Außer den Abiturientinnen der Studienanstalten ist durch Erlaß des Herrn Ministers vom 3. April 1909 auch den jungen Mädchen die Zulassung zur Prüfung für das höhere Lehramt (pro facultate docendi) nach den Bestimmungen vom 14. Dezember 1905 gestattet, die nach Erlangung der Lehrbefähigung für Mittlere und Höhere Mädchenschulen wenigstens zwei Jahre an Höheren Mädchenschulen vollbeschäftigt waren und sodann sechs Semester — sei es als immatrikulierte Studentin, sei es als Gasthörerin — an einer deutschen Staatsuniversität dem Berufstudium ordnungsgemäß obgelegen haben. Von diesem Recht hat aus naheliegenden Gründen auch eine verhältnismäßig große Zahl junger Mädchen Gebrauch gemacht, so daß dadurch die Zunahme der weiblichen Studierenden auf unseren Universitäten nicht unwesentlich beeinflußt ist. Während im Wintersemester 1908/09 an den preußischen Universitäten 1680 Frauen studierten, wuchs diese Zahl, wie die neue Statistik Tilmanns nachweist, im Winter 1909/10 auf 2324, sank dann im Sommer 1910 wieder auf 2035, um im Winter 1910/11 auf 2639 zu steigen. Von diesen 2639 waren 1688 immatrikuliert und 951 als Gasthörerinnen zugelassen; 8 der immatrikulierten Frauen gehörten der theologischen Fakultät, 14 der juristischen, 292 der medizinischen und 1374 der philosophischen Fakultät an.

Nun sind wir allerdings heute noch nicht in der Lage, ein endgültiges Urteil über den Erfolg des er-

Copyright by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

wähnten Ministerialerlasses zu fällen, da die Tatsache der Zunahme des Studiums der Frauen an sich nicht viel beweist. Wir leben noch in einer Zeit, in der für viele die Mode alles bedeutet. Und da nun eben die eine oder andere Tochter der befreundeten Familien studiert, so hieße es für viele, der überkommenen Gewohnheit abtrünnig werden, wenn man sich zu einem andern Schritt entschließen könnte. So studieren denn nicht wenige junge Mädchen, um die Mode mitzumachen. Ob sie zum Ziel kommen oder nicht, ist ihnen meist gleichgültig. Sie studieren eben, und die Gesellschaft schätzt sie deshalb anders ein als andere Sterbliche. Das ist für sie wichtig; das befriedigt sie. Zuweilen kommt dann aber noch bei der einen und andern „der Appetit mit dem Essen", so daß sie sich schließlich verpflichtet fühlt, in das Examen zu gehen. Um so besser für sie, wenn sie dabei etwas erreicht; dann gilt sie eben in der Gesellschaft als etwas ganz Besonderes, und wenn sie noch ihrem Eifer die Krone aufsetzt und gar die Doktorwürde erlangt, so berichten schließlich wohl auch die Tagesblätter davon als von einem Ereignis, das der Mitwelt nicht vorenthalten werden darf. Beim männlichen Geschlecht galt das bisher als etwas Selbstverständliches; man pflegte davon nie Aufhebens zu machen, wenn auch der vir juvenis die Note summa cum laude erhalten hatte.

Daneben aber — und das ist sicherlich die Mehrzahl der hier in Betracht kommenden jungen Mädchen — gehen jene als Studierende einher, die in sich den inneren Drang zum Studium fühlen und ihm nachgeben. In ihrem Interesse kann man denn auch die Zulassung der Frauen zu den akademischen Berufen nur dankbar begrüßen. Aber schon erheben sich die warnenden Stimmen, die einerseits auf die hohen Anforderungen der Staatsprüfung hinweisen, denen die jungen Mädchen der Lyzeen nicht völlig gerecht werden könnten, die aber anderseits auch die gegenwärtig im Lehrerinnenberuf vorhandene Ueberfüllung hervorheben, wodurch es den studierten Frauen in Zukunft kaum noch möglich wäre, an Volksschulen Beschäftigung zu erlangen.

Für jeden Kundigen steht es aber fest, daß ein junges Mädchen, das aus dem Lyzeum, d. h. dem Höheren Lehrerinnenseminar, hervorgegangen ist und seine Anforderungen in vollem Maß erfüllt hat, hinsichtlich seiner wissenschaftlichen Ausbildung in keiner Weise der Abiturientin der Studienanstalt nachsteht. Man wird übrigens gut tun, zunächst das Ergebnis der Prüfungen abzuwarten; denn der Erfolg entscheidet allein. Vielleicht erinnert man sich dabei auch der Zeit, die der Aufhebung des Gymnasialmonopols voranging, wodurch die Gleichwertigkeit der Realanstalten mit den Gymnasien amtlich ausgesprochen wurde. Damals war es selbstverständlich, daß Preußische Wissenschaftliche Prüfungskommissionen es ablehnten, Realgymnasiasten zur Prüfung im Deutschen und in der Geschichte für die oberen Klassen zuzulassen. Und heute? Heute lächelt man wohl nur noch über die Fessel von ehedem. Die Fakultäten sind den Abiturienten der Realgymnasien und Oberrealschulen in gleicher Weise wie denen der humanistischen Gymnasien geöffnet. Und der Erfolg hat diesen Schritt der obersten Unterrichtsbehörde in vollstem Maß als richtig bestätigt.

Anderseits steht die Ueberfüllung im Lehrerinnenberuf noch lange nicht fest. In Großstädten und in den mit ihnen verbundenen Vororten übersteigt allerdings gegenwärtig das Angebot die Nachfrage. Aber in kleineren Städten ist für eine jüngere Lehrerin noch immer Gelegenheit zu lohnender Wirksamkeit gegeben. Wenn man aber dennoch hier und dort einmal die Klage einer auf Beschäftigung harrenden Lehrerin vernimmt, so vergesse man auch nicht, die Umstände, die ihr „Feiern" bedingen, näher ins Auge zu fassen. In den meisten Fällen wird sie selbst nicht unwesentlich dabei beteiligt sein, da sie eben dort nicht hingehen wollte, wohin man sie zu berufen beabsichtigte. Es sind mir während meiner vierzehnjährigen Amtstätigkeit als Direktor viele meiner Schülerinnen nach ihrem Abgang vom Seminar begegnet; aber nicht eine war unter ihnen, die mir auf meine Frage nach ihrer Tätigkeit antworten konnte: Ich habe nichts gefunden. — Wer also als Lehrerin wirklich eine Tätigkeit ausüben will, findet noch immer dazu Gelegenheit. Man muß nur rechte Umschau danach halten.

Allerdings hat sich durch Gründung neuer Lehrerseminare und Einrichtung von Parallelklassen der Lehrermangel wesentlich verringert, so daß gegenwärtig weniger Lehrerinnen für fehlende männliche Lehrkräfte, deren Zahl noch vor sechs Jahren 4000 betrug, eingestellt werden. Es mag auch zugegeben werden, daß durch die Neuordnung des Höheren Mädchenschulwesens die Anstellung der in einem Lyzeum vorgebildeten Lehrerinnen an den Höheren Mädchenschulen ungünstig beeinflußt ist. Darum handelt es sich aber bei dieser Frage gar nicht, sondern um Ueberfüllung durch akademisch gebildete weibliche Lehrkräfte. Und eine solche ist nicht vorhanden; es besteht vielmehr ein deutlich erkennbarer Mangel an Oberlehrerinnen, und die Leiter der anerkannten Höheren Mädchenschulen haben zuweilen trotz aller Mühe nicht die übernommene Verpflichtung erfüllen können, wonach die Hälfte der in der Mittel- und Oberstufe unterrichtenden Lehrkräfte akademische Bildung besitzen muß. Ueberdies bietet doch auch die gehobene Mädchenschule oder die Mittelschule der akademisch gebildeten Lehrerin eine Tätigkeit, die dort zwar nicht ausdrücklich gefordert wird, den betreffenden Anstalten aber nur höchst willkommen sein muß.

Unbestritten bleibt indessen die Tatsache, daß es für eine junge Lehrerin, die das Studium mit dem Ziel der Staatsprüfung beginnen will, in den meisten Fällen sehr schwierig, ja unmöglich ist, eine anerkannte Höhere Mädchenschule ausfindig zu machen, an der sie sich während der vorgeschriebenen zwei Jahre unterrichtlich betätigen kann. Sie wird ihre Dienste nicht selten unentgeltlich anbieten, nur um der gesetzlichen Forderung gerecht zu werden. Aber auch dann ist es oft noch sehr schwer, geeignetes Unterkommen zu finden, so daß sich wohl über kurz oder lang die Regierung dazu wird entschließen müssen, die beiden praktischen Jahre, wie bei den Abiturientinnen der Studienanstalten, dem Staatsexamen folgen zu lassen und die betreffenden Kandidatinnen bestimmten Anstalten zur Ableistung des Seminar- und Probejahres zu überweisen. Dann wird auch von vornherein der Absicht derjenigen Lehrerinnen ein Riegel vorgeschoben werden, die sich möglichst bald eine Anstellung an einer Höheren Mädchenschule zu sichern suchen, diese aber nur als Mittel zum Zweck des Studiums benutzen wollen. Sie bemühen sich dann im gegebenen Augenblick um Urlaub, stellen eine jüngere Vertreterin oder zahlen die vorgeschriebenen Vertretungskosten, erübrigen aber durch das Plus des Gehalts gegenüber den Unkosten noch immer so viel, daß sie

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sorgenlos studieren können; gleichzeitig aber ist es ihnen ermöglicht, mit den nicht beurlaubten Kolleginnen gleichmäßig in der Gehaltsstufe zu steigen und ihr pensionsfähiges Dienstalter erhöht zu sehen, ohne in Wirklichkeit entsprechende Dienstleistung zu vollführen. Die Gemeinden müssen sich indessen mit Lehrkräften behelfen, die meist nicht auf der Höhe stehen, wenigstens nicht auf der, für die sie die Vertretung gewährt haben.

In neuer und vermehrter Ausgabe ist soeben erschienen:

SOMMER- UND FERIENHÄUSER DER „WOCHE"

Eleganter Leinenband. 166 Seiten mit vielen photographischen Aufnahmen, perspektivischen und Fassaden-Zeichnungen, Grundrissen, Lageplänen, Querschnitten, textlichen Erläuterungen und 14 Tafeln in Vierfarbendruck, zum Teil nach Lumière'schen Farbenphotographien.

Preis: 3 Mark

Eine glänzende Aufnahme ist den „Sommer- und Ferienhäusern aus dem Wettbewerb der Woche" beschieden gewesen. Die beiden Sonderhefte brachten es bis zu einer Auflage von zusammen 110,000 Exemplaren. Die vorliegende, neue und vermehrte Ausgabe vereinigt nicht bloss die Mehrzahl der in den beiden früheren Sonderheften veröffentlichten Entwürfe, sondern enthält auch die Abbildungen der achtzehn in Wandlitzsee und Neu-Finkenkrug als Ausstellung der „Woche" gebauten Häuser, teilweise nach prächtigen Farbenphotographien. Da auch die Grundrisse und die Baukosten dieser Häuser angegeben sind, so lassen sich interessante Vergleiche anstellen zwischen Theorie und Wirklichkeit. Das neue Sonderheft bietet demnach Fachleuten wie Baulustigen eine überaus reiche Gelegenheit, aus den beim Bau gesammelten Erfahrungen Nutzen zu ziehen. Es ist zu haben in allen Buchhandlungen sowie in unseren sämtlichen Geschäftsstellen.

Berlin SW 68, im Mai 1911.

August Scherl
G. m. b. H.

Anders beurteile man jedoch die Lehrkräfte, die durch ihre unterrichtliche Tätigkeit allmählich dahin geführt sind, sich in die eine oder andere Disziplin zu vertiefen, und die nun von dem Verlangen erfüllt sind, sich dem Studium an der Universität zu widmen. Von ihnen läßt sich erhoffen, daß sie der Anstalt, der sie dienen, meist zum Vorteil gereichen werden, und deshalb werden einsichtige Gemeinden ihnen die Wege zu ebnen suchen, ohne sie etwa nach bestandenem Examen zur Fortsetzung des Dienstes an ihren höheren Schulen zu verpflichten. Eine gesetzliche Verpflichtung ist überdies unmöglich, eine moralische wird aber immer bestehen bleiben. Wenn aber die betreffende Lehrkraft diese moralische Verpflichtung nicht in sich fühlt, so wird schließlich durch ihren Abgang auch nicht viel verloren sein.

Mit der Schultätigkeit aber zugleich das Studium an der Universität zu verbinden, womöglich auch noch die Vorbereitung zur Staatsprüfung zu vollführen, ist sehr gewagt. Ein Teil muß leiden. In den meisten Fällen wird es die Schule sein. Da mag die warnende Stimme lauter als je ertönen, zumal dann, wenn die Rücksicht auf den Körper außer acht gelassen wird. Wenn nun auch bei dieser zwiefachen und aufreibenden Tätigkeit schließlich doch noch ein gewisses Ziel erreicht wird, so bleiben die Nachteile später nicht aus. Es handelt sich eben nur um einen Augenblickserfolg, und die unterrichtliche Tätigkeit nach der Staatsprüfung offenbart oft den frühzeitigen Verbrauch der Kräfte

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nur zu deutlich. So werden jene Lehrkräfte schließlich der Schule und dem Kollegium, das sie immer wieder vertreten muß, und auch sich selbst zur Last, und früher, als sie es beim Beginn ihrer Tätigkeit ahnen mochten, stellt sich für sie die Notwendigkeit ein, von der Stätte ihres Wirkens zu scheiden.

Man darf sich darüber freuen, daß unserer weiblichen Jugend jetzt bei weitem höhere Ziele hinsichtlich des Berufs als früher gesteckt sind, man darf es im besondern mit Genugtuung begrüßen, daß nun auch Lehrerinnen mit der vorgeschriebenen Vorbildung zur Staatsprüfung zugelassen werden; aber es müssen sich auch Wege finden lassen, dazu nur solchen zu verhelfen, die neben der geistigen Fähigkeit auch die körperliche Kraft besitzen, um den geforderten Aufgaben gerecht zu werden. Die alte Mahnung: „Videant consules ne quid detrimenti capiat res publica" gelte auch der Schule und denen, die darüber zu wachen haben.

Die Saison.

Von Victor Ottmann.

Wenn die deutsche „Saison" glücklich zu Grabe getragen ist und der schwergeprüfte Gesellschaftsmensch mit seinem Hausarzt erwägt, worauf es diesmal hinausläuft, ob nach Karlsbad oder Gastein oder Kissingen — dann beginnt in London die „Season". Der Engländer verlangt immer etwas Apartes für sich, und so verlegt er im Gegensatz zur kontinentalen Gewohnheit die Zeit der gesellschaftlichen Hochflut in den Frühling. Sehr erklärlich, wenn man die Zusammensetzung und die Lebensgewohnheiten der englischen Gesellschaft in Betracht zieht. Sie ist enger, viel enger begrenzt als auf dem Kontinent. In England hat der Begriff der „oberen Zehntausend" noch Geltung, und bei ganz strenger Zählung sind es eigentlich kaum tausend. Bei uns hat das Wort längst seinen Kurswert verloren. Was heißt zum Beispiel in Berlin „Gesellschaft", und wer gehört ihr an? Es bedeutet alles und nichts, denn außerhalb der verhältnismäßig kleinen Kreise des Hofes, der Offizierkorps und der hohen Beamtenschaft stehen dem Gentleman alle Türen offen. Wir deutschen Großstädter, und ganz besonders an der Spree, sind darin ungemein liberal und erkennen jedem die Gesellschaftsfähigkeit zu, der einen Frack mit Würde trägt, keine auffälligen Dummheiten spricht und tut — oder manchmal vielleicht gerade deshalb — und wenigstens so viel flüssige Mittel hat, daß er den Rückzug aus dem gastlichen Haus mit dem üblichen Trinkgeld decken kann. Andre Völker sind weniger tolerant, und am wenigsten sind es die Engländer. Der Durchschnittsbrite, von dessen Gesinnungsfreiheit alle, die ihn nicht kennen, so übertriebene Vorstellungen haben, bringt selbst dann, wenn er politisch auf der äußersten Linken steht, der „society" in ihrem engsten Sinn, das heißt den hoffähigen Standespersonen, besonders dem Hochadel, eine ehrliche, grenzenlose Bewunderung entgegen und läßt die gentry, die Gebildeten bürgerlicher Herkunft in gehobener Lebensstellung, eigentlich nur als Mitläufer gelten. Immer gehört zum Begriff der Gesellschaftsfähigkeit in England auch eine gewisse materielle Unabhängigkeit, denn die Lebensgewohnheiten der vornehmen Klasse haben einen kostspieligen Zuschnitt. Und da diese Klasse von alters her gewohnt ist, den Winter entweder auf ihren Besitzungen oder auf Reisen im Süden zu verbringen, hat sich der Brauch herausgebildet, den Höhepunkt des gesellschaftlichen Treibens in den Lenz zu verlegen und sich zu diesem Zweck an der Themse Rendezvous zu geben. Das ist die „Season", ein wochenlanges Schwelgen in Festlichkeiten, eine Parade irdischen Glanzes unter dem Patronat der hohen und höchsten Herrschaften, eine unermeßliche und zweifellos sehr strapaziöse Reihenfolge von Empfängen, Diners, Bällen, Hofknicksen, Korsofahrten, Spazierritten, Klubfesten usw. Aber die Season treibt ihre Wellen weit über den Kreis der fashionablen Gesellschaft hinaus in die bürgerliche Welt, selbst bis in die elendesten Vorstädte hinein. Nicht nur die große Oper in Covent Garden, Drury Lanetheater und die zahlreichen anderen Bühnen, Zirkusse, Varietés und sonstigen Stätten des mondainen Vergnügens führen ihre besten Kräfte ins Feuer, auch die kleinen Tingeltangel des „Manns in der Straße" suchen auf ihre Weise dem großen Ereignis gerecht zu werden. Die feinen Restaurants rüsten sich zu üppigeren Darbietungen, als sie in dem gastronomisch so kümmerlich bedachten Land sonst üblich sind, und selbst Tommy Atkins und Jack Tar, die braven Vaterlandsverteidiger, treten in diesen Wochen aus ihrer aufgezwungenen Zurückhaltung hervor und führen in den vielbesuchten „Tournaments" (Turnieren) kriegerische Schauspiele in zirzensischem Rahmen vor.

Der edle deutsche Genießer, der aus den Mühsalen und Beschwerden der bei uns schon überstandenen Saison noch eine hinlängliche Dosis Aufnahmefähigkeit gerettet hat, braucht jetzt also nur nach London zu reisen, um an das fröhliche Ende den fröhlichen Anfang zu knüpfen. Die Saison ist tot, es lebe die Saison! Ja, stirbt sie denn überhaupt? So viel steht bombenfest: irgendwo auf der Welt ist doch immer Saison, und wer es darauf anlegt und zufällig nichts weiter zu tun hat, der kann, wie Doktor Faust der sinkenden Sonne nachzugehen wünscht, ohne Unterlaß der Saison nachjagen. Lassen wir einmal im Fluge Revue passieren, wie solch ein Jünger Epikurs im Kreislauf des Jahres nützlich dahinlebt, nur von dem einen Wunsch beseelt, überall dabei gewesen zu sein, wo „bemerkt" zu werden zum Vorteil gereicht. Setzen wir mit aller uns zu Gebote stehenden Phantasie voraus, daß unser Freund unabhängig, unternehmungslustig und überall wohlgelitten ist, auch noch nichts von Leberaffektionen und Arterienverkalkung weiß, und seien wir großmütig genug, zu diesen Eigenschaften noch ein ansehnliches Scheckkonto bei der Reichsbank oder einem ähnlich sympathischen Institut zu gesellen.

Der Winter eröffne den Reigen, ist er doch für unser städtisches Leben noch immer „die" Saison im eigentlichen Sinn des Wortes. Aber welche ungleich höheren Anforderungen als früher stellt er heute an den Gesellschaftsmenschen! Es genügt längst nicht mehr, die Tafelrunde zu zieren und das Tanzbein zu schwingen, beim Fünfuhrtee musikalische Vorträge zu

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erdulden und Premierenbillette mit Wucherpreisen zu bezahlen — die Erfindung des Wintersports mit allem Drum und Dran darf unmöglich ignoriert werden, und wer nicht wenigstens acht Tage lang in St. Moritz oder Silvaplana, unter Umständen tut's auch Schierke oder Oberhof, gesehen wurde und mit braungebrannten Wangen und womöglich einem sehr distinguiert aussehenden Verband ums Handgelenk („kleine Panne beim Bobben") über genossene Freuden der „weißen Saison" quittieren kann, bringt seinen Ruf als Saisonlöwe in Mißkredit. Auch der Karneval legt Verpflichtungen auf. Man muß unbedingt eine Redoute oder ein Künstlerfest in München und den Rosenmontag in Köln mitmachen. Zum längeren Verweilen im Reich des heiteren Prinzen ist freilich keine Zeit, denn noch vor Mitte Februar hat unser Freund dem gebieterischen Ruf nach dem Süden zu folgen und den Aegypten-Expreß zu besteigen, um die Saison am Nil durch seine Anwesenheit zu verschönern. Dort im Schatten der Pyramiden, auf der Terrasse von Shepheard, im Festsaal des Savoy und auf den Tennisplätzen des Menahouse färbt das exotische Lokalkolorit auf das gesellschaftliche Tun und Treiben ab. Wo sechs Jahrtausende auf einen herabblicken, da braucht man schließlich kein Gardist des großen Napoleon zu sein, um sich zu unerhörten Taten aufgelegt zu fühlen. Die abenteuerlich lockere Welt der Kairiner Saison kommt diesem Mut in der Brust freundlich entgegen; es ist eine Welt, in der alle Grenzlinien ineinander verschwimmen und auch das kundige Auge nicht mehr zuverlässig zwischen einer echten und einer synthetischen Dame unterscheiden kann. Aber man macht den eigentümlichen Sitten des Orients eine Konzession, man ist duldsam, denn man ist doch schließlich nicht nach Aegypten gereist, um sich in die Unkosten moralischer Entrüstung zu stürzen.

Still auf gerettetem Kahn, d. h. in diesem Fall auf einem Lloyddampfer, fährt der Genießer nach Genua und beschließt, trotz aller Müdigkeit schnell noch die Rivierasaison „mitzunehmen". Zwar gehört es heute zum guten Ton, auf die Riviera zu schimpfen und ihren angeblich entschwundenen Glanz zu beklagen, weil man jetzt nur noch Lehmanns aus Posemuckel und Strieses aus Kuhschappel dort sieht — aber merkwürdigerweise treffen sich alle Räsoneure so um Februar und März herum am grünen Tisch des Mammontempels von Monte Carlo und finden das Treiben nur dann unausstehlich, wenn ihnen der Croupier mit grausamer Hartnäckigkeit zeigt, was eine Harke ist. Mit einem nassen, einem trocknen Auge sieht unser Freund die Heimat wieder. Eigentlich sollte er sich jetzt einige Erholung gönnen — aber ist im Ernst daran zu denken? Die Frühlingsaison des Sports entfaltet sich just zur vollen Blüte. Wenn die Natur findet, daß Grün ihr trefflich steht, und dichtende Gymnasiasten die große Entdeckung machen, daß Liebe, Triebe, Herz und Schmerz sich noch immer reimen, dann beginnt die Arbeit auf dem grünen Rasen. Die Rennsaison heischt ihren Tribut. Karlshorst und Grunewald, die Wiener Freudenau und Hamburg-Horn, sie alle sehen unsern Freund und sehen sein Geld; manchmal sieht er es wieder, manchmal auch nicht. Er sucht Trost in der schon erwähnten Londoner Season. Und dann sollte eigentlich nach allen Regeln des Weltrhythmus ein Abflauen einsetzen, die stille Saison. „Stille Saison" — du lieber Himmel, gibt es das noch? Irgendwo in den Hinterwäldern des Kongostaats vielleicht, aber bei uns in Mitteleuropa längst nicht mehr. Da gibt es höchstens Pausen zwischen den einzelnen Saisons, und die werden mit Zwischenaktsmusik ausgefüllt. Eine solche Zwischenaktsmusik ist die Badekur. Der Viveur fügt sich notgedrungen ins Unvermeidliche, man muß doch etwas für die Gesundheit tun.

Und während er badet, trinkt und seine irdischen Reste kasteit, überdenkt er die Liste der bevorstehenden Saisonereignisse des Sommers. Welch ein Menü! Da ist die Baireuther Woche, die Kieler Woche, das Tennistournier in Baden-Baden, da gibt es Wettflüge in den Lüften, Festspiele, Ausstellungen und Jubiläen an allen möglichen Orten und zwei oder drei Kongresse. Doch das sind nur kleine Intermezzi zwischen den größeren Taten, wozu der Besuch eines amüsanten Seebads, ein alpines Gastspiel in den Dolomiten, eine Nordlandfahrt mit einem Exkursionsdampfer und vierzehn Tage Landaufenthalt auf der Besitzung eines befreundeten Gutsherrn gehören. Das will alles bis zum Herbst erledigt sein, dann beginnen die großen Jagden, und da darf der Saisonlöwe natürlich nicht fehlen.

Es ist unglaublich, wie gern sich der Mensch den schwersten Arbeiten unterzieht, wenn er nicht von Berufs wegen dazu genötigt ist. Unser Freund absolviert sein Programm mit der Unfehlbarkeit einer Glashütter Präzisionsuhr. Man sieht ihn in Baireuth und München die Partitur wälzen, man sieht ihn am Kieler Bollwerk im smarten Dreß des Kaiserlichen Jachtklubs wandeln, man sieht ihn auf den Flugplätzen und in den Ausstellungen, kurz überall dort, wo die „tote Saison" just am wenigsten tot ist. Er macht in Cortina d'Ampezzo hübschen Welschtirolerinnen den Hof und wirft acht Tage später in Baden-Baden mit schlanken Yankeetöchtern den Ball, er hat mit Damen der Pariser Lebewelt in Trouville einen vorübergehenden Flirt und macht sich gleich darauf am Strand von Heringsdorf angenehm bemerkbar. Dann führt ihn — Abwechslung muß sein — ein Vergnügungsdampfer in die ernste Welt der norwegischen Fjorde; er kehrt durch Schweden zurück, läßt in einer wundervoll dämmerigen Sommernacht, auf der Terrasse in rote Decken gehüllt, schwedischen Punsch und Selterwasser abwechselnd schluckweise durch die Kehle rinnen und legt der Dame seines Herzens den zartesten aller Lachse auf den Teller. Und zum Schluß kommt der solide Rest des Sommers. Unser Freund hat von seinen zahllosen Saisonbekanntschaften her natürlich jedes Jahr eine Einladung aufs Land. Es braucht ja nicht immer ein Schloßherr in der Normandie oder ein schottischer Earl zu sein, schließlich tut's auch ein jovialrauher Agrarier auf einer alten verräucherten Klitsche zwischen Stallupönen und Schmalleningken. Ja, dort ist es sogar viel gemütlicher. Man trinkt ostpreußischen „Maitrank", spielt im Familienkreise Skat und begleitet den Alten in Wald und Feld hinaus. Dann kommt der Herbst und die Jagd, dann, ehe die Bäume kahl sind, eine Woche in Paris — man muß doch frische Kräfte für den Winter sammeln! — und dann beginnt wieder die heimische Hochsaison mit Diners, Tees, Bällen und Premieren.

So rundet sich dem Genießer im fröhlichen Kreislauf der Dinge das Jahr, so reiht sich Saison an Saison!

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im Klub.

Von W. Fred.

Wer jemals eine Weile im Bereich englischer Kultur gelebt hat, weiß, was der Klub für die gesellschaftliche Entwicklung eines Landes bedeuten kann. Die Erinnerung an einen Vormittagsgang durch „Pall Mall" ruft mancherlei Gestalten vor die Augen. Da ist der pensionierte Herr, früher Offizier oder Zivil-Servicebeamter, aus den Tropen zurückgekehrter Fabrikant, Großkaufmann, kurz einer, der nichts Rechtes mehr zu tun hat; man sieht ihn eingehüllt in die „Times" und vergraben in einen jener Fauteuils, die wir, eifrig und gelehrig wie die Deutschen einmal sind, übernommen haben. Neben ihn treten jene Herren, die die Modelle für die Modebilder der Schneider der ganzen Welt abgeben, und deren Lebensinhalt darin zu bestehen scheint, daß sie am Fenster lehnend auf die Straße hinabblicken, und denen die Glasscheiben des Klubrauchzimmers das Symbol der Abgrenzung von der elenden Menge aller jener sind, die nicht ihrem Klub angehören oder wenigstens einem der wenigen, die man auch „noch" einen Klub nennen kann. Denn in England kann man wirklich sagen: „Sage mir, in welchen Klub du gehst, und ich werde wissen, wer du bist." Daß sich dabei auch ein gut Teil Hochmut und besonderer Snobismus entwickelt hat, ist kein Wunder. Man weiß, daß es englische Klubs gibt, in denen — es klingt wie ein Scherz, aber es ist keiner — die neugeborenen Kinder vornehmer Familien als Mitglieder eingetragen werden, weil die Mitgliederzahl so beschränkt ist, daß zuerst eine Generation oder vielleicht gar zwei aussterben müssen, damit ein neues Mitglied aufgenommen werden kann. In der politischen Geschichte Englands haben die Klubs eine ungemein wichtige Rolle gespielt, und noch heute sind einige von ihnen, so der „Savoy", der „National Liberal" und manche andere, sehr wichtig für die Zeitgeschichte.

Der frühere englische König hat als Prince of Wales eine ganze Reihe von Klubs regelmäßig besucht, dort Freundschaften und Anregungen gefunden, die für die ganze Welt später, als er König war, wirksam wurden. Und wer heute im sozialen und politischen Leben Englands irgendeine Rolle spielen will, geht in einen bestimmten Klub, und von diesem Klub aus verbreiten sich die Wellen seines Einflusses. Natürlich gibt es ganz exklusive und etwas weniger exklusive. Jeder Klub setzt anderswo seine Grenze, und man braucht wirklich nicht zu glauben, daß es lediglich eine Frage des Standes, aus dem man hervorkommt, ist, welchem Klub man angehört. Denn — es gibt bürgerliche Klubs, die viel sorgfältiger in der Auswahl ihrer Mitglieder sind, als hocharistokratische, und es gibt Künstlerklubs, in denen man sehr lustig, sehr amüsant ist, und die dennoch nicht jeden hereinlassen — es sei denn, seine Persönlichkeit ist viel wert. Denn das ist ja das Wesen des Klubs, daß er eine besondere Form des gesellschaftlichen Verkehrs bedingt. Wer einmal einen Abend in dem eine Zeitlang lustigsten Klub von London, im „Eccentric", gewesen ist, oder wer in einem der Schauspielerklubs, ob es nun der „Lyric" oder „New Lyric" ist, einmal zu Gaste war, der weiß, daß man dort auch sehr geistreich sein kann, ohne daß deswegen jene Grenze gesellschaftlicher Form verlassen wird, die in Ländern, in denen das Klubleben hochentwickelt ist, ebenso streng eingehalten werden muß wie ein Staatsgrundgesetz. Auch hier zeigt sich jenes Prinzip, das für die Technik des englischen Lebens bestimmend ist: größte persönliche Freiheit im Rahmen der von der Erfahrung gelehrten, unweigerlichen Sitte.

In den englischen Klub kommt man ja nicht nur, um zu spielen, zu lesen, sondern um zu sprechen, um eine Wirkung auf die Welt und Zeit, in der man lebt, auszuüben. Da mag es sich ja für den einen um das Durchsetzen seiner allerpersönlichsten Absichten handeln und für den anderen um das Durchsetzen einer politischen oder sozialen Gesinnung. Natürlich gibt es besondere Klubs für besondere Zwecke. Aber das Wesentliche des englischen Klubs ist doch nicht der besondere Zweck und ein besonderer Anlaß. Sonst unterschiede er sich ja nicht viel von unsern Vereinen, Gewerkschaften, oder was wir sonst auch haben. Er ist eben ein Platz, wo sich Menschen der verschiedensten Art treffen, und die besondere Eigenschaft dieser Räume bringt es mit sich, daß alle, wenn sie einmal das Niveau eines Mitglieds anerkannt haben, ihn dann einfach so nehmen, wie er ist, und ihm gegenüber auf einen besonderen Hochmut, eine besondere Distanz verzichten. Das gibt dann eine Sicherheit der persönlichen Beziehungen, die man in andern Ländern und in andern Kreisen oft genug vermißt. Und das ist der Sinn des englischen Klubs, des Klubs überhaupt.

Der französische Cercle, für den oberflächlich Schauenden eben auch ein Klub, ist etwas ganz anderes. Wenn es auch in Paris noch einzelne Cercles, wie z. B. den der Rue Volnay oder den „Epatant", gibt, in dem eine Reihe von sehr merkwürdigen oder doch interessanten Menschen sich versammeln, um über künstlerische oder irgendwelche andere wesentliche Dinge des Tages zu sprechen — in den französischen Cercles ist das Spiel allmählich die Hauptsache geworden. Man braucht aber nicht zu glauben, daß das nur eine Sache unserer Zeit ist. Allerdings diese öffentlichen und halböffentlichen Spielsäle haben nur noch die äußeren Formen des Klubs behalten, in Wirklichkeit sind sie jedem zugängliche Spielsäle, in denen nur noch die äußere Form der „beschränkten" Mitgliedschaft gewahrt ist, das Wesentliche aber verschwunden: daß nämlich jeder, der dieser Vereinigung angehört, von jedem andern auch als ein Gleichberechtigter, auf dem gleichen moralischen und seelischen Niveau Stehender anerkannt wird, mit dem man also anders spricht als mit einem ganz Fremden, dem man in gewissen Fällen zur Seite steht, mit dem einen also ein gesellschaftliches, festes Band verbindet.

Diese Klubs sind denn auch beiden Geschlechtern offen; es sind die „cercles mixtes", eine heikle Spielart. Denn so sehr die Trennung der Geschlechter kultivierter Geselligkeit widerspricht, es ist damit noch eine schwere Sache. Natürlich gibt es schon eine Reihe von Klubs, in denen die zwei Geschlechter nebeneinander Platz haben. Das sind die Klubs, die dem Sport, der Diskussion, besonderen Bewegungen dienen; aber sie haben das Wesentlichste des Klubs nie durchzusetzen vermocht. Ich scheue mich auch nicht auszusprechen, daß jene Sicherheit der Lebensformen, die ein schönes Klubleben ermöglicht, und die in England eben vorhanden ist, auf dem

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kontinent dem Mittelstand fehlt. Es ist damit in den Großstädten ja ganz anders als in kleinen Städten. In den kleinen Städten, da gibt es die Ressource, da gibt es ein Kasino, altmodisch ausgedrückt „Museumsgesellschaft" oder „Harmonie", und diese Vereinigungen sind wirklich irgend etwas, was dem englischen Klub einer besonderen Art nahe ist. Da kennen sich alle Mitglieder, wissen viel voneinander, wissen auch eine Grenze zu ziehen zwischen Menschen, mit denen man da verkehrt, zwischen Menschen, die man bei sich zu Hause sieht, und Menschen, mit denen man — gar nicht verkehrt. In den Großstädten aber, ob es nun Wien, Berlin oder eine andere Residenz des Kontinents ist, hat sich der wirklich gesellschaftlich bedeutsame Klub nirgends entwickeln können als in der Hocharistokratie, und auch da ist es nichts Geistiges, was die Mitglieder zueinander hält, sondern: Blut, Spiel, Sport, drei Dinge sonderlich gemengt.

Aber nicht nur der Klub für die beiden Geschlechter ist uns scheinbar noch unmöglich, auch der wirkliche Klub für die Männer allein ist in unseren Städten auf die englische Art noch nicht da. Gewiß, Wien hat seit Jahren eine ganze Reihe von Klubs, in denen die Aristokraten, die Industriellen, der Bürgerstand zusammenkommt, aber man spricht in diesen Klubs eigentlich nur manchmal ein paar Worte miteinander und auch nur dann, wenn Interessen, die man eigentlich nicht gesellschaftliche nennen kann, die Mitglieder zueinanderführen. Im feudalen Klub wird über Pferde gesprochen, in einem Klub von Großkaufleuten und Börsenleuten natürlich über industrielle und kaufmännische Angelegenheiten, aber das alles ist nur wie eine Einleitung zum Wesentlichen: zum Spiel. Ob das nun Hasardspiel, Bakkarat, ob Poker oder Bridge oder Tarock ist, bleibt sich schließlich gleich.

In Berlin haben die verschiedenen Berufsgruppen auch schon versucht, eigene Klubs zu gründen, und je mehr ein Beruf Beziehungen zum geselligen Leben hat, desto mehr Aussicht auf Gelingen haben diese Pläne. Aber man darf es doch ruhig sagen, daß weder der „Bühnenklub" noch der „Theaterklub" noch gelegentlich versuchte literarische Klubs zu wirklichen Klubs geworden sind, in die man kommt, um Meinungen auf eine nette und unverbindliche Weise auszutauschen.

Das wesentliche Moment des englischen Klubs, daß eine bestimmte Geistes-, man könnte fast sagen Gemütsrichtung irgendwo zentralisiert ist und von dort aus die Einflußwellen laufen, ist bei unseren Klubs noch nicht durchgedrungen. Das mag ja daher kommen, daß wir hier in unserm Großstadtleben so viel Nervenkraft Tag für Tag verbrauchen, daß wir dann am Abend, und um den handelt es sich ja beim Klubleben fast immer, nicht jene Ruhe haben, die jene Formen ermöglicht, die ein Klub verlangt. In einer Gesellschaft, die so sehr Wert darauf legt, den Verkehr im Haus von dem Verkehr der Außenwelt zu trennen, können Klubs nach dem guten englischen Bild noch schwer heimisch werden.

Man darf eben nicht übersehen, daß der Klub, abgesehen von dem Geistigen, von dem Gesellschaftlichen, das er einem Mitglied bietet, eine äußere Funktion ausübt, nämlich die Technik des täglichen Lebens zu erleichtern. Das Mitglied eines englischen Klubs geht zum eiligen Lunch in den Klub, weil er dort sein Essen sorgfältiger zubereitet, oft auch billiger, jedenfalls aber in angenehmeren Räumen haben kann als im Restaurant. Er geht am Abend in den Klub, weil er dort einen bestimmten Verkehr, den er haben will, findet, ohne zu besonderen Ausgaben gezwungen zu sein. Und selbst für die Kreise, wo diese besonderen Ausgaben keine Rolle spielen, und wo man im Klub sogar mehr ausgibt als unsereiner gewöhnlich im Restaurant und im Caféhaus, selbst dort ist ein großer Vorteil darin gegeben, daß die Klubs eigene Schlafzimmer haben, so daß der Mann, der nicht in der Stadt unmittelbar wohnt, wenn er einmal zu lange in der Stadt geblieben ist, in seinem Klub schlafen kann.

Ein paar Worte müssen jetzt noch über besondere Formen von Klubs gesagt werden. Da steht der Klub in den Tropen und den Kolonien in der ersten Reihe. Er ist wirklich die Heimat des Verbannten, und der Engländer, aber auch der Deutsche würde sich ohne diesen Klub in den heißen Ländern und unter den fremden Menschen nie wohl fühlen. Dort schließt sich ja der weiße Mensch enger an den andern, man muß miteinander auskommen, und so ist es kein Wunder, daß für unsereinen die Erinnerung an Klubabende „drüben" die merkwürdigsten und hübschesten sind und bleiben. Natürlich gibt es überall in den Tropen auch wieder eigene Klubs, die sich den besonderen Sportübungen widmen, andere, die zu Mitgliedern vor allem die Beamten haben, andere für die Kaufleute, Klubs, in denen vor allem Bridge gespielt, und andere, in denen vor allem Politik gemacht wird. Nicht nur immer die Politik des Staates, sondern sehr oft auch die Politik der einzelnen Cliquen. Denn wir wissen ja längst, daß auch innerhalb der Gesellschaft das, was wir Politik nennen, eine große Rolle spielt, und man darf darum die Schwierigkeiten des Klublebens nicht unterschätzen. Der rein äußerliche Klub, wie etwa der, den der Deutsche von der Riviera her kennt, der hat aber auch keine Bedeutung. Dort gibt es keine bestimmten Umgangsformen, da kennen sich die Mitglieder in den meisten Fällen, so wie sie die Tür des Klubs hinter sich zugemacht haben, nicht — aber das ist dann auch das Richtige nicht mehr.

Ein paar sonderbare Bilder fliegen noch auf: ein Klub in Kairo, in dem farbige, halbfarbige und weiße Menschen zusammensitzen, mit zitternden Händen nach Karten greifen. Ein kleines, zum „Klub" umgetauftes Hotelzimmer irgendwo an der Küste in Afrika, wo man gelangweilte Erwerbsmenschen mit Heimweh neben sonderbaren hochstaplerischen Gestalten trifft. Und schließlich vielleicht als die stärkste, in Worten kaum zu fassende Erinnerung, die an jene Klubs der Riviera, die im eigentlichen Sinn keine Klubs sind, aber auch ihre ständigen Besucher haben. Es wird früher Morgen, die Sonne scheint schon durch die natürlich sorgfältig verhängten Fenster, das elektrische Licht brennt aber allzu hell. Die Männer an den Tischen haben irre, flimmernde Augen, die Frauen haben viel verloren — nicht nur Geld — die „Beamten" haben müde Hände. Man hat die ganze Nacht durchgespielt, hat große Summen verloren und gewonnen, und nun sind nur noch die da, denen vor dem Alleinsein graut. Damen schieben jetzt ein einsames Fünffrankstück hin und her, Herren zerknüllen die letzte Zigarette. Sie alle haben eigentlich nichts mehr hier zu tun, zu erwarten. Es ist keine Hoffnung mehr geblieben, den Verlust wieder hereinzubringen, und doch — man kann sich nicht entschließen wegzugehen. Das ist auch so eine Art Bann des Klubs. Eine Erinnerung allerdings, die mit den Bildern, die man von englischen Klubs empfangen hat, wenig mehr als die Gleichheit des Namens hat.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unsere Bilder

Internationale Hygiene-Ausstellung Dresden 1911.
(Hierzu die photographischen Aufnahmen auf S. 777 u. 778.)

Vor wenigen Tagen ist eine Ausstellung der Oeffentlichkeit übergeben worden, die in ihrer Eigenart, Ausdehnung und Vollkommenheit bisher wohl noch niemals zustande gekommen ist. Das Organisationskomitee der Internationalen Hygiene-Ausstellung ging vor einer Reihe von Jahren von dem Gedanken aus, daß zur Hebung der Volksgesundheit und der Besserung gesundheitlicher Verhältnisse des einzelnen die allererste und wichtigste Grundlage sei, daß das Publikum über seinen Körper, den Bau und die Funktionen seiner Organe und die gesundheitlichen Gefahren in denkbar weitestgehender Weise aufgeklärt werde. Als vor Jahren in Dresden die Städteausstellung eröffnet wurde, erregte eine von Geheimrat Lingner ins Leben gerufene Sonderausstellung ganz besonderes Interesse. Diese behandelte an kostbaren Nachbildungen und anatomisch mikroskopischen Präparaten das Gesamtgebiet der Volksseuchen. Diese im Vergleich zu der heutigen, kleinen Ausstellung ist dann der Ausgangspunkt, das Kristallisationszentrum für die Internationale Hygiene-Ausstellung geworden. Um das vielfache erweitert, hat sie in der sogenannten allgemeinen Abteilung, über deren Portal nur die Worte stehen: „Der Mensch“, eine Auferstehung gefunden. Wer mit sehendem Auge diese allgemeine Abteilung durchwandert, wird sich dem Eindruck nicht verschließen können, daß hier auf dem Gebiet des Ausstellungswesens etwas geleistet worden ist, das kaum übertroffen werden kann. Ein plastisches Lehrbuch alles dessen, was man vom Menschen, seinen Beziehungen zur Um- und Mitwelt, seiner Ernährung, seinem Vergehen und Sterben wissen muß, prägt sich hier dem Beschauer in mustergültigen Präparaten und statistischen Darstellungen ein. Nicht minder eindrucksvoll ist eine Wanderung durch die übrigen Abteilungen der Hygiene-Ausstellung. Ganz besonders lehrreich und anregend sind die Ausstellungsobjekte im Osten des Geländes, die dem Beschauer die Vorzüge guter, gesundheitlich richtig ausgeführter Wohnungen zeigen. Der Verkehrshygiene ist ein großer Raum eingeräumt. Spiel und Sport haben eine Stätte gefunden, wo neben der Darstellung wichtiger Daten tagtäglich gesundheitlicher, zuträglicher Sport gezeigt wird. Besonders erfreulicherweise muß festgestellt werden, daß das Ausland sich an dieser Ausstellung in reichlichem Maß beteiligt hat. An der den großen Garten des Ausstellungsgeländes durchquerenden Herkulesallee liegen die Pavillons der fremden Mächte. Ungarn, China, Oesterreich, Japan, Rußland, Spanien, die Schweiz und Frankreich haben in ausgedehnter Weise ihre gesundheitlich bedeutungsvollen Einrichtungen teils durch geschickte Modelle, teils durch augenfällige statistische Darstellungen zur Verfügung gestellt. Ganz besonders dürfte unter diesen fremdländischen Sonderausstellungen Japan auffallen. Der Besucher dieses Pavillons kann sich dem Eindruck nicht entziehen, daß hier die Spuren eines mit eiserner Energie und bewunderungswerten Fähigkeiten ausgestatteten Volkes in die Erscheinung treten, das den europäischen Völkern auch auf dem Gebiet der Gesundheitspflege nicht nur nicht nachsteht, sondern sie in einigen Punkten wohl noch übertroffen hat. Eine höchst bemerkenswerte, allerdings ein eigenes Studium erfordernde Abteilung ist der Ausstellung angegliedert, die historische Abteilung. Sie gibt kund von dem hohen Grad der Kultur, auf dem in der historischen, klassischen, ja sogar prähistorischen Zeit die Gesundheitspflege, natürlich im Verhältnis zu den vorhandenen Kenntnissen vom Bau und den Funktionen des Körpers, gestanden hat. Die Internationale Hygiene-Ausstellung ist ein Beweis, wie sehr die kultivierten Völker unserer Zeit die richtigen Wege erkannt haben, auf denen es möglich ist, die Gesundheit der Bevölkerung im ganzen wie im einzelnen zu fördern und damit die Völker leistungsfähiger und glücklicher zu machen. Dr. P. Meissner.

Das Denkmal Kaiser Wilhelms I in Straßburg (Abb. S. 775) ist am 5. Mai in Anwesenheit des Kaisers, des badischen Großherzogpaars und des Reichskanzlers enthüllt worden. Die hohen Festgäste fuhren vom Bahnhof direkt zum Kaiserplatz, wo sich inmitten prächtiger Gartenanlagen das von Prof. Ludwig Manzel geschaffene überlebensgroße Reiterstandbild erhebt. Nachdem der Kaiser unter dem Jubel der zahllosen Zuschauer die Enthüllung vorgenommen hatte, legte er als erster einen Kranz am Denkmal seines Großvaters nieder.

Das Denkmal der Königin Viktoria in London (Abb. S. 781), das am 16. Mai in Gegenwart des Kaisers Wilhelm enthüllt wird, gehört zu den Kolossaldenkmälern, die neuerdings immer häufiger errichtet werden. Das Werk des Bildhauers Brocks erhebt sich vor dem Buckingham House am Ende des St.-James-Parks.

Die Königin der Belgier (Abb. S. 779) ist nach langer Abwesenheit wieder heimgekehrt. Am Schluß ihrer Erholungsreise nach dem Süden ist die hohe Rekonvaleszentin in London nochmals an einer Mittelohrentzündung erkrankt, und einige Tage lang herrschte in Belgien tiefe Besorgnis. Indessen konnte Königin Elisabeth nach wenigen Tagen ihre Reise nach Brüssel fortsetzen.

Der Führer der französischen Truppen in Marokko (Abb. S. 780), Brigadegeneral Ditte, der bisherige Kommandant der Pariser Kolonialbrigade, hat vor einigen Tagen Frankreich verlassen, um die Leitung der kriegerischen Operationen gegen die Berber zu übernehmen.

Die mexikanischen Insurgenten (Abb. S. 780) scheinen in der letzten Zeit große Erfolge errungen zu haben. Immer lauter spricht man von der Abdankung des Präsidenten Diaz, dessen Nachfolger dann ein Mitglied jener Familie Madero sein dürfte, die den Aufstand leitet. Unter ihrem Stabe befindet sich auch ein junger Garibaldi, ein Nachkomme des Führers der Tausend von Marsala, der einst ebenfalls an so vielen Aufständen im spanischen Amerika teilgenommen hat.

Adolf Woermann (Abb. S. 776), der erfolgreiche deutsche Großreeder, der dieser Tage in Hamburg verschieden ist, hat die Weltfirma, die seinen Namen trägt, seit dem Jahr 1880 allein geleitet. Im Jahr 1884 erwarb er das spätere Schutzgebiet Kamerun. Später schuf er die regelmäßigen Dampferverbindungen, die den Verkehr zwischen Deutschland und seinen Kolonien vermitteln.

Die deutsche Südpolarexpedition (Abb. S. 776) hat mit der Ausreise des Expeditionsschiffes „Deutschland“ aus Bremerhaven begonnen. Oberleutnant Dr. Filchner, der Leiter des kühnen Unternehmens, geht erst in Buenos Aires an Bord des Dampfers, der mit modernen wissenschaftlichen Apparaten reich ausgerüstet ist und die Marineflagge führt.

Todesfälle (Abb. S. 782). In Bern verschied der Schweizer Luftschiffer Oberst Schaeck, der bekannte Sieger im Berliner Gordon-Bennett-Wettfliegen der Lüfte.

Das erste Morgenkonzert im Hippodrom im Berliner Tiergarten (Abb. S. 780) war ein hübsches gesellschaftliches Ereignis für das reitende Berlin. Die Kapelle des Ersten Gardedragonerregiments spielte in dem neuen Musikpavillon auf.

Personalien (Abb. S. 782). Dr. Freiherr v. Biegeleben, bisher Ministerialrat im hessischen Finanzministerium, ist zum hessischen Gesandten und stellvertretenden Bundesratsbevollmächtigten in Berlin ernannt worden. — Stephan v. Ugron zu Abranfalva, der neue Gesandte Oesterreich-Ungarns in Serbien, wirkte bisher als Legationsrat in Bukarest. — Der Vortragende Rat in der Politischen Abteilung unseres Auswärtigen Amts, Gesandter Wilhelm v. Stumm, wurde zum Dirigenten dieser Abteilung ernannt. — Prof. Dr. Cornet, der geniale Vorkämpfer gegen die Tuberkulose, feiert am 15. Mai das 25jährige Jubiläum seiner Tätigkeit als Arzt in Bad Reichenhall.

Die Toten der Woche

Landtagsabgeordneter Dr. Haarmann, † in Berlin am 5. Mai im Alter von 63 Jahren.

Karl v. Hieronymi, ungarischer Handelsminister, † in Budapest am 4. Mai im Alter von 75 Jahren.

Oberst Theodor Schaeck, Präsident des schweizerischen Aeroklubs, † in Bern am 2. Mai im Alter von 55 Jahren (Portr. S. 782).

Adolf Woermann, Chef der berühmten Reedereifirma, † in Hamburg am 4. Mai im 64. Lebensjahr (Portr. S. 776).

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bilder vom Tage



Illustrationsphoto.

Von links: Der Großherzog von Baden, der Kaiser, Statthalter Graf von Wedel, Reichskanzler v. Bethmann Hollweg.

Die feierliche Enthüllung des Denkmals für Kaiser Wilhelm I. in Straßburg.

Der Kaiser in den Reichslanden.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

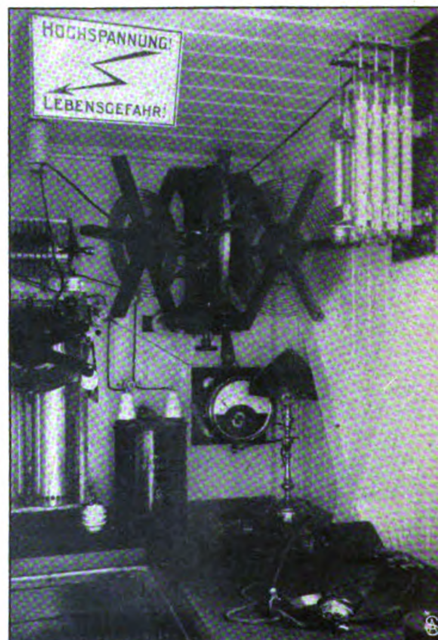


Atelier Schaul, Hamburg

Adolf Woermann † Der große Hamburger Reeder.



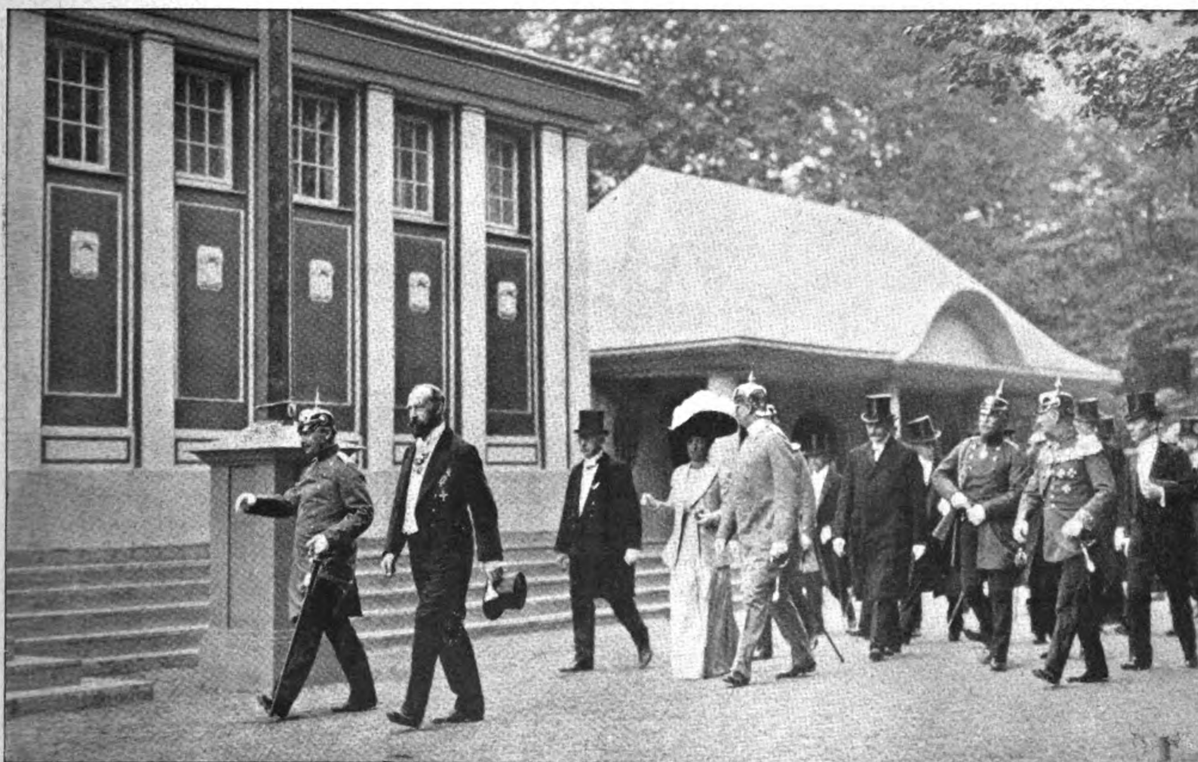
Das Expeditionsschiff „Deutschland“ in Bremerhaven.



Die Funkenstation der „Deutschland“.

Zur Ausreise der deutschen Südpolarexpedition unter Oberleutnant Dr. Filchner.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Von links: Der König, Geh. Kommerzienrat Lingner, Geh.Rat Prof. Dr. Renk, Prinzessin und Prinz Johann Georg von Sachsen, Staatsminister Graf Vitzthum.

Der König von Sachsen mit Geheimrat Lingner auf dem Rundgang durch die Ausstellung.

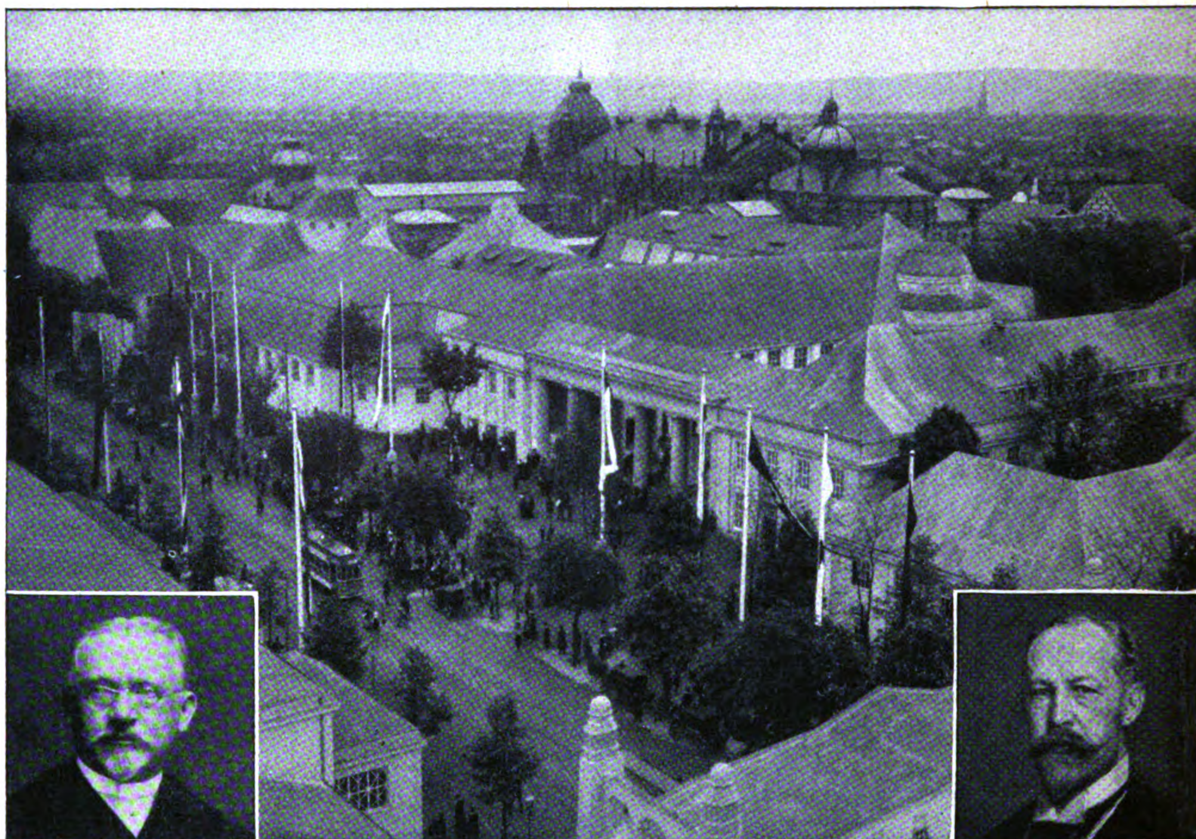


Empfang des Königs Friedrich August vor dem französischen Pavillon.

Die feierliche Eröffnung der Internationalen Hygiene-Ausstellung in Dresden.

Spezialaufnahmen für die „Woche".

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Renk, 2. Präsident der Ausstellung.

Blick auf einen Teil der Ausstellungsgebäude mit dem Haupteingang.

Geh. Kommerzienrat Lingner, Präsident der Ausstellung.



Der chinesische Pavillon.



Der Eingang zum russischen Pavillon.

Von der Internationalen Hygiene-Ausstellung in Dresden.

Spezialaufnahmen für die „Woche"

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Boute.

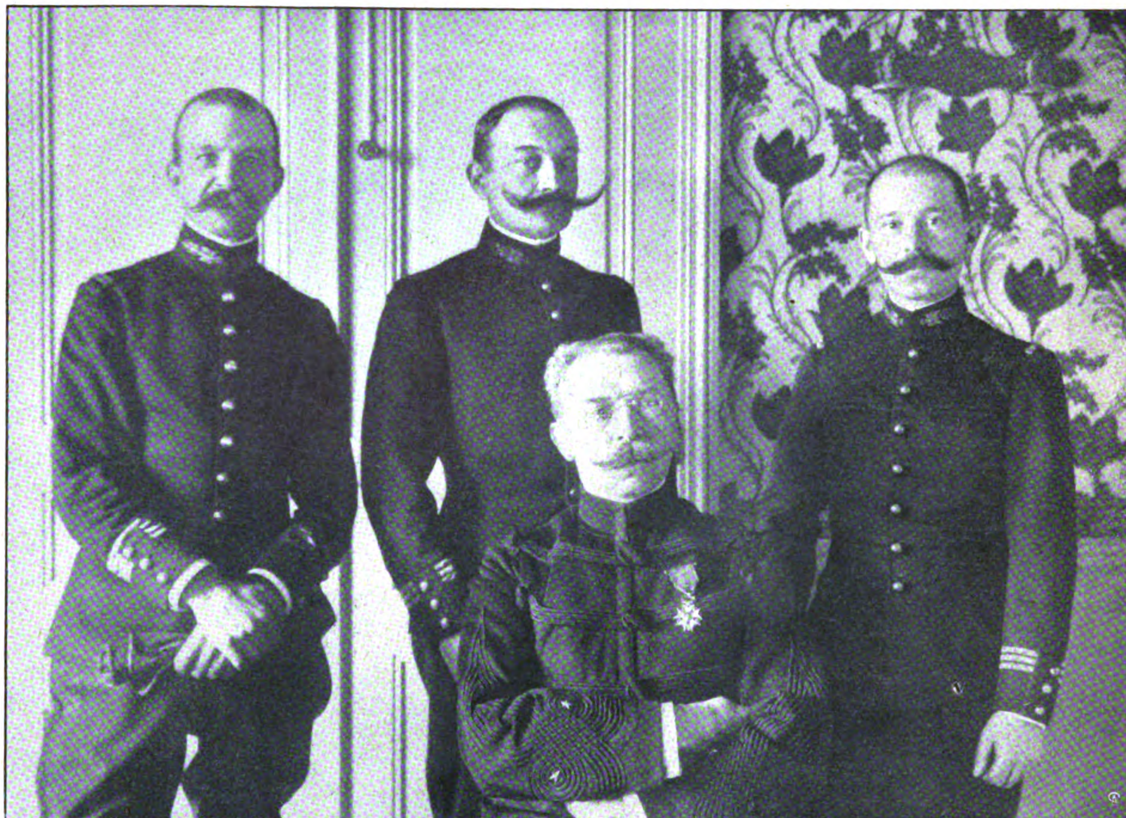
Elisabeth, Königin der Belgier.

Zur Rückkehr der Königin in ihre belgische Heimat nach längerem Erholungsaufenthalt in Aegypten.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Von links: Kommandant Dardignac, Kapitän Barré, General Ditte, Kapitän Martin. Phot. Manuel.

Frankreichs Aktion in Marokko: Der Oberbefehlshaber der französischen Truppen General Ditte mit seinem Stab.



Phot. London Elektrotype.
Von links: General Pasqual Oyozco, Francisco Madero, das Haupt der revolutionären Partei, José Garibaldi, Raoul Madero, Francisco Gonzales.

Die Führer der revolutionären Bewegung in Mexiko.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Das demnächst zu enthüllende Denkmal für die verstorbene Königin Viktoria
von Grossbritannien und Irland in London. — Phot. W. E. Gray.

Generated on 2019-06-06 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY



Dr. Frhr. v. Biegeleben,
der neue Großh. Hessische Gesandte und bevollm. Minister in Berlin.



Professor Dr. Cornet,
feiert sein 25jähriges Jubiläum als Arzt in Bad Reichenhall.



Phot. Harkanyi.

Stephan von Ugron,
der neue Gesandte Oesterreich-Ungarns in Serbien.

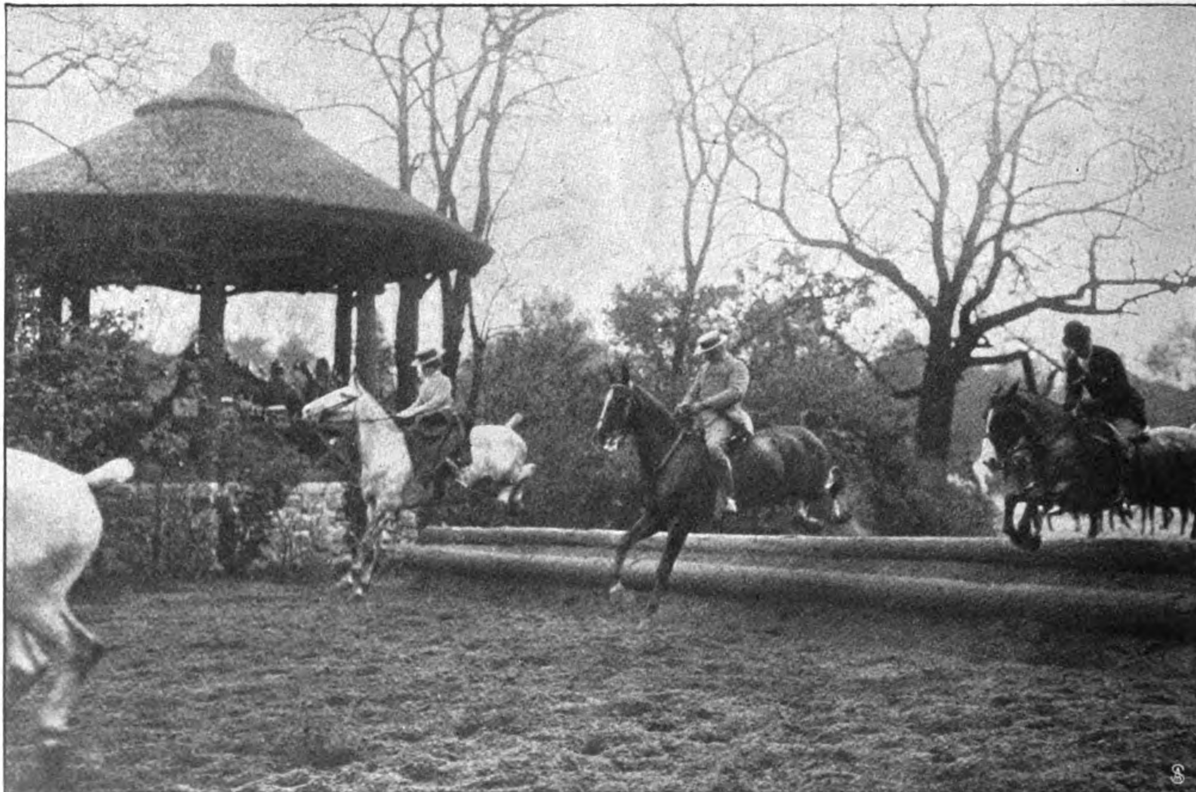


Hofphot. Sellin.

Gesandter v. Stumm,
der neue Dirigent der Politischen Abteilung des Auswärtigen Amts.



Oberst Schaeck †
der bekannte Schweizer Ballonführer und Gordon-Bennett-Sieger.



Vor dem neuen Musikpavillon am Hippodrom des Berliner Tiergartens.
Reiterfreuden in der Reichshauptstadt.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Skepp up Strann.

Roman von

Meta Schoepp.

9. Fortsetzung.

Andrésen Siemens war zur Sandinsel gerudert und bei tiefer Ebbe mit der Büchse auf dem Rücken zu den Seehundsklippen gegangen. Wie weit sie sich hinausstreckten! Erhoben ihre buschigen Rücken weit über den Meeresspiegel, leuchteten rotbraun, leuchteten smaragdgrün aus dem silbern flimmernden Wasserspiegel. Waren die schweigenden Reste einer Wunderwelt! Waren die drohenden Wälle des heiligen Landes. Weit, weit hinaus!

Träge war das Meer. War eine gewaltige Rinne zwischen den Klippen und zeigte seine Wunder. Ach, welche Wunder der Meeresboden dem Auge bot. Andrésen stand auf die Büchse gelehnt und sah den Algenwald zu seinen Füßen. Wie lange, zitternde Bänder lagen seine Zweige unter dem Wasserspiegel, waren wuchtige, mehlige Büschel hier, waren feinste Mimosenarten dort. Und auf dem Gestein wucherte die merkwürdige Korallenpflanze, klammerte sich mit tausend Füßchen fest, selbst fest wie Stein. Durch zartestes Gezweig, durch tausendästigen Wald von köstlichstem Grün huschten glucksend, springend glänzende Fische, tauchten auf und verschwanden, jagten sich spielend um mürbes Gestein und schlüpften in ihre Löcher. Und seitwärts eilende Taschenkrebse, Einsiedler mit Tangbüschelchen auf dem Haus. Seesterne und Igel hockten und lagen auf dem Tang der Klippen, die, schlüpfrig und glatt, bei jedem Schritt Vorsicht geboten. Andrésen stand lässig und sah auf die Wunder. Sah weit draußen auf den Klippen die glänzenden Körper der Robben, die, die Köpfe der Sonne entgegengestreckt, ihre Morgenandacht hielten. Und weit, weit in der Ferne verloren sich im blendenden Spiegel des Wassers der Riffe dunkle Arme. Dort verliefen des heiligen Landes Grenzen.

Lächelnd sah Andrésen zum roten Felsen hinüber. Im Sonnenglanz lag der Fels. Von dem sonnenbestrahlten Oberland versank die rote Westseite mit den schrägen, blaugrünen Bändern des Gesteins in tiefen Schatten. Noch hing das Wrack des Kauffahrers auf Danskerman. Ein spanischer Segler war im Hafen verankert, kein Lüftchen bewegte sich.

Sonntag war's. Auch in der Natur.

Vorsichtig schritt Andrésen vorwärts. Äugte scharf nach den Seehunden hinüber, behaglich lagen sie da, viele, viele, schliefen in sorglosem Schlummer, aber ihre Wache erlaubte dem Jäger nicht, sich mehr als auf dreihundert Schritte zu nähern. Er lud die Büchse; Jagdluft ergriff ihn wie immer, wenn er die schönen Tiere in der Ferne sah; vorsichtig schlich er, über die Riffe kriechend, zu ihrem Lager hinüber.

Und jung wurde er. Ganz jung in glühendem Eifer. Vergaß der Sorgen; vergaß des Ärgers. War nur noch vorsichtig spähender Jäger. War nur noch der behende, schlanke Friese, der das Tier beschleicht. Schritt für Schritt kroch er — unhörbar — kroch er über den Tang, und unter seinen Füßen, seinen Händen entfernten sich eilig Seespinnen, schnellten Fliegen auf, bewegte sich schwerfällig der Einsiedler. Und immer die hellen, scharfen Augen den Robben zugewandt, die Zähne fest aufeinandergepreßt, jede Muskel gespannt und so kraftvoll im Bewußtsein, daß der starke, schlanke Körper seinem Willen untertan war.

Wie faul und träge sie dalagen! Wie die schwerfälligen Leiber sich dehnten, sich von der Sonne bescheinen ließen! Tüchtige Gesellen waren unter ihnen mit starken Bärten; sahen wohl blinzelnd übers Meer, beobachteten wohl scharfen Blickes jedes Wellchen, das glucksend an den Klippen erstarb; die Regenpfeifer, die wie kleine Schildwachen auf den Riffen standen, nach Beute spähend; die Möwen, die in zackigem Flug bis zu den Klippen herüberkamen, um doch in die Nähe des Felsens zurückzukehren, beobachteten der Riffe tückische Arme.

Eine einzige unvorsichtige Bewegung des Jägers, und die ganze Herde stürzte sich in die See.

Andrésen war nicht unvorsichtig. War geduldig. Minutenlang blieb er lang ausgestreckt liegen, wenn er an der lebhaften Bewegung des klugen Kopfes sah, daß der Wächter mißtrauisch geworden. Atmete kaum. Hob sich kaum von seiner dunklen Umgebung ab, die Seehundsjacke trug er und die fast bis zum Leib reichenden Stiefel. Er kroch vorwärts, auf dem Leib liegend; hatte Heiligland vergessen und sein Volk. Sah nur der Robben glatte, glänzende Leiber, war ganz erfüllt von Jägerlust, sich heranzupirschen, schlauer zu sein als die Schlauen, vorsichtiger als die Scheuen — dünner, silberner Glockenklang tönte einmal herüber; durch die reine, klare Frühlingsluft zitterte er bis zu den Klippen.

Bewegungslos lag er. Jetzt in Schusses Weite. Lag platt auf dem Boden ausgestreckt. Gewehr an der Wange — Finger am Hahn — Und dann donnerte doch der Schuß durch die heilige Stille. Mußte dem armen Teufel durchs Herz gegangen sein. Notwendig war das. Denn sonst rollte er sich ins Wasser und war dem Schützen verloren.

Vom Felsen rollte es dumpf zurück, der Hall erstarb.

Aber in toller Flucht wälzte, plumpste, sprang die schwarze Herde von den Klippen ins Meer. Es spritzte hoch auf, es überflutete die Riffe — weißer Gischt plötzlich und wilde Brandung. Und nur ein einziger lag verendend auf dem Lagerplatz.

Mit raschen Sprüngen war Andrésen bei ihm; er bedurfte des Enterhakens nicht; der Bursche rollte sich nicht von den Klippen. Und er lachte, als er sah, wie gut seine Kugel getroffen. Ein Prachtexemplar war's. Dulke

Copyright 1911 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wird zufrieden sein. Wollte eine Decke haben für den „langen Jammer". So kalt waren die Steine vor ihrem Bett. Und auch den Tran konnte sie gebrauchen.

Er nahm ihn auf die Schulter und ging vorsichtig über die Klippen zu der langgestreckten Düne zurück. Blendend weiß lag sie im Sonnenglanz; ihre Hügelkette hob sich wie eine feine Silhouette vom Horizont. Noch hielt der Strandhafer die Massen zusammen, seine langen, weitverzweigten Wurzeln waren wie tausendfaches Geäst, das den Dünensand hielt, den gierigen Wogen hartnäckigen Widerstand bot.

Mit so frohen Augen blickte Andrésen umher.

Das ist nun unsere Hoffnung, dachte er, dieser Sand im Meer ist Helgolands Zukunfts. Er brachte die Robbe in sein Boot, legte die Büchse dazu und ging zu der Bretterbude zwischen den Hügeln, die vorläufig das einzige Zeichen dafür war, daß Helgoland Seebad geworden.

Niemand hätte auf dem öden Strand Besonderes gesehen. Aber Andrésen erblickte lachendes Leben. Niemand hätte außer dem Wrack und dem Spanier Besonderes auf dem Wasser gesehen. Andrésen sah leuchtende Segel, sah schwere Ruderboote, sah der Schniggen starken Bug das Wasser zerteilen, und hörte Stimmen — Die ganze Luft war erfüllt von fröhlichen Stimmen — von Kinderlachen, von Frauenlachen — War er wirklich so schroff und rauh, der rote Felsen? Hob er wirklich wie ein trutziger Gesell sein Haupt drohend aus den Fluten?

Andrésen sah über das leuchtende Meer, tiefgrün war es; trug der Hoffnung Farbe. Und sah den Felsen, in schimmernder Weiße grüßte der Leuchtturm. Grüßte weit, weit ins Meer. Hob sich stolz von dem Plateau, das des Meeres Gewalt zu trotzen gewaltig genug war. Das rote Gestein sog die Sonne an, daß es noch leuchtender war als gewöhnlich; und sein grüner Teppich hob sich in smaragdener Pracht ab; das Vorland aber lag leuchtend, schneeig wie die Dünen der Sandinsel.

Andrésen konnte sich nicht satt sehen an seiner Insel. Gab es Schöneres? Er hatte Griechenlands Herrlichkeit vor sich erblickt, hatte des Mittelländischen Meeres malerische Küsten gesehen und hatte in dem heißen Süden, unter lachendem blauem Himmel brennende Sehnsucht gehabt nach seinem nordischen Eiland. Schiffsjunge war er damals, eben aus der Schule gekommen, und noch war sein Herz weich und empfänglich. Aber als er Mann war, hatte er die gleiche Sehnsucht empfunden. Gab es Schöneres? Andrésen wußte, daß er alle Not und alles Elend seiner Insel nicht mit dem Wohlbehagen des Festlandes vertauschen würde. Heiligland war ihm die Insel. Heiligland war sie den anderen trotz alledem! Ihre Liebe gehörte dem roten Felsen bis zum Tode! Ja, bis zum Tode.

Andrésen zog grüßend den Hut und sah so ernst und so voll unendlicher Liebe zum Felsen hinüber. Und das war sein Sonntagmorgen. — — —

Thora Thielen hatte Andrésen entdeckt, als sie mit dem Fernglas zu den Seehundsklippen hinübersah, und wandte nicht mehr den Blick von ihm. Sie war allein im Haus. Der Hauptmann hatte Jobst abgeholt und ging mit ihm wohl in der warmen Märzsonne spazieren. Antje war in der Kirche. Wenn sie auch für sich nicht für das Ende der Not zu danken hatte, tat sie's doch für ihre Verwandten. Mit wenig Liebe allerdings. Es war nicht leicht, zuzusehen, wenn die andern das Ihrige in Sicherheit brachten, und nicht selbst zuzufassen. Der „Baron" verstand darin keinen Spaß. Er hatte so lächerliche Ansichten über das Bergen!

Thora beobachtete Siemens durch das Glas.

Tief und schwer ging ihr Atem. Sie war blaß; die Lippen waren fest aufeinandergepreßt, und ganz kalt waren ihre Hände. Sie verhehlte sich's nicht länger, daß seit Wochen dieser Mann sie beherrschte. Sie war ungeduldig und reizbar, wartete von morgens bis abends auf irgend etwas, das kommen sollte, kommen mußte, und war bis zu Tränen gereizt, wenn es nicht gekommen war. „Du mußt ans Festland," sagte Jobst, „du kannst das Seeklima nicht vertragen." Und der Hauptmann nickte dazu und sah sie traurig an.

Aber das war gar nicht möglich, ans Festland zu gehen! Jetzt ans Festland zu gehen! Als sie diesen merkwürdigen Mann kennen gelernt, hatte es ihr Spaß gemacht, daß seine Augen ihr folgten, daß er sich an sie wandte mit seinen Worten, wenn auch nch so viele andere da waren, daß er bescheiden und doch so selbstbewußt seine Meinung vertrat und auf sie sah, ob sie ihm zustimmte. Ja, es hatte ihr Spaß gemacht. Und mehr als einmal hatte sie ihn herausgefordert, nur um ihn zu hören, um seine tiefen, klugen Augen auf sich zu lenken.

Und nun war der Spaß Ernst geworden. War in dem Augenblick Ernst geworden, als er ihr in seinem sonnendurchleuchteten Zimmer kniend die Hand geküßt. Sie wollte es sich nicht eingestehen, daß es seit jenem Augenblick Ernst war.

Sie dachte an ihn, und alles andere war gestorben. Sie sah ihn, und heißer Schreck durchzuckte sie. Und wenn er auf sie zukam, und wenn sie die tiefe Freude auf seinem Gesicht las, dann fühlte sie, wie ihr langsam das Blut in die Schläfen stieg, dann versank langsam die Welt, dann waren die Bande, die vielen starken Bande, die sie mit dem Leben auf dem Festland verknüpften, zerrissen. Ein Mann war plötzlich da, der Gewalt über sie hatte, neben dem plötzlich alles andere nichtig war und klein.

Sie hörte zu, wenn man über ihn sprach, glücklich, wenn man ihn lobte, und litt, wenn man spottete, lachte, seine Eigenart nicht gelten lassen wollte. „Ein Sonderling" nannte ihn der Hauptmann und lächelte überlegen, wenn sie ihn verteidigte. „Ein Charakter" nannte ihn Jobst. „Aber in diesem merkwürdigen Völkchen ist ein Charakter nicht zu gebrauchen. Es wird ihm gehen wie allen, die gegen den Strom schwimmen. Sie gehen an sich selbst zugrunde. An ihrer Kraft gehen sie zugrunde."

„Warum soll er zugrunde gehen?" sagte Thora. „Er wird den Leuten helfen; er hat Ideen. Und wenn sie sehen, was er ihnen Gutes getan hat, werden sie ihn auch anerkennen."

Aber Jobst war anderer Meinung. „Du kennst die Welt nicht, schöne Cousine. Wer den Menschen Gutes tat, ist noch stets gekreuzigt worden."

Er wird sich nicht kreuzigen lassen, dachte Thora, wie sie ihn jetzt über die Klippen schleichen sah. Und sie

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

freute sich seiner kraftvollen Sicherheit. Langsam röteten sich ihre Wangen, sie fühlte die Jagdfreude, ihr Herz klopfte rascher, als krieche sie neben ihm auf den schlüpfrigen Riffen, als nehme sie teil an seinem Tun.

Sie schrie leise auf, als der Schuß krachte, und lachte doch, als sie die Herde in wilder Flucht sich ins Meer stürzen sah. Ja, in heller Freude sah sie, wie Andrésen mit langen Sprüngen der Beute sich näherte. Sie verfolgte ihn, wie er zurückkehrte zur Düne, das Tier auf den Schultern. Verfolgte ihn mit den Augen, bis er hinter den Dünenhügeln verschwand.

Mit tiefem Seufzer ließ sie das Glas sinken. Sie sah über das weite, leuchtende Meer, und so weit und froh war ihr Herz. Unendliche Lichtfülle ergoß sich über die ungeheure Fläche, und flimmernd und blendend stieg es von dort wieder empor zu des Himmels ruhiger Bläue. Blendend weiß lag die Düne; dieses dem Untergang geweihte Land, das vor dem Tod den Insulanern noch einmal zu Leben, zu Glück verhelfen sollte.

Thora dachte: köstlich müßte es sein, auf dem blendenden Streifen da drüben zu gehen, neben ihm zu gehen. Und lehnte sich ans Fenster, sah lächelnd hinüber.

Auf diesem Fetzen todgeweihten Landes zu gehen, so weit das Auge reicht das unendliche Wasser, und man könnte sich sicher fühlen, weil er neben einem steht.

Über weißen, blendenden Sand ginge man, in einem Sonnenmeer, und Raum und Zeit sind vergessen, und Welt und Menschen sind vergessen. Mann und Weib gingen lächelnd, gingen Hand in Hand auf todgeweihtem Fetzen Land, aber unter ihren Füßen sproßt es grün hervor. Leben erwacht, denn er sagte: ich will!

Und man lauscht des Meeres Raunen. Ewiges Leben lehrt das Meer; alles Leben kam aus dem Meer. Und ob es daliegt in erhabener Ruhe, und ob es sich erhebt und seiner brausenden Wogen Macht gegen das Land schleudert, es ist Lebensspender, der ewige Rhythmus, das heilige Unendliche.

So hörte Thora des Meeres Sonntagspredigt.

Aber als sie ihn wiedersah, als sie Andrésen wieder an seiner Jolle sah, kam wieder die Freude über sie, so eine starke, weltliche Freude, die einem das Blut heiß durch die Adern jagt, die das Herz hüpfen macht, die den Augen dunklern Glanz gibt.

Bewegungslos stand sie, das Glas vor den Augen, und dachte: seit Tagen habe ich ihn nicht gesehen. Warum kam er nicht? Und dachte: ob er wohl weiß, wie gern ich mit ihm spreche? Und dachte: ob man wohl glücklich sein könnte mit diesem merkwürdigen Menschen?

Ja, auch das dachte die schöne Frau in allem Ernst. In dieser Stunde war der Glanz in der Stadt, waren Männer in goldstrotzenden Uniformen, mit funkelnden Ordenssternen, waren gelehrte und ungelehrte Männer, war eines alten Schlosses Glanz in grauen Nebel verschwunden. Mit allen, die sie kannte, hielt dieser Friese einen Vergleich wohl aus. Und über so manchen trug er den Sieg davon. Er hatte eine so felsenfeste Zuversicht in seiner Kraft, eine so selbstverständliche Achtung vor sich selbst.

Wie rasch die Jolle näher kam, wie spielend tauchten die schweren Ruder in die Flut, ein langer, silberner Streifen zog sich von der Jolle zur Sandinsel hin, wurde länger und länger.

Thora dachte: übers Meer möchte ich mit ihm fahren. Wie stark und froh das machen muß, wenn man, losgelöst von allem Althergebrachten, nur seiner eigenen Kraft, nur eines geliebten Mannes selbstbewußter Kraft vertrauen kann! Wie der Mensch wachsen muß an dieser Kraft, an diesem Vertrauen auf sich!

Sie dachte: die Kraft hätte er mich zu schützen, wie köstlich es sein müßte, sich von ihm schützen zu lassen. Und wie sie das dachte, vergaß sie, daß sie die Baronin Thielen war, vergaß sie, daß sie ein verwöhntes, vom Glück verzogenes Weltkind war, und hatte nur einen Wunsch, einen brennenden Wunsch, der aus ihren Augen leuchtete, der aus ihren glänzenden Blicken strahlte. Daß er kommen möchte! Daß er zu ihr kommen möchte!

Sie ließ das Glas sinken. Die Landungstelle konnte sie vom Fenster aus nicht mehr sehen.

Aber sie war ganz ruhig jetzt. Die nervöse Spannung war geschwunden. Sie dachte: gleich wird er kommen. Sie wußte ganz sicher, daß er kommen würde.

Andrésen hatte die Jolle auf Strand gezogen, brachte die Robbe auf seine kleine Werft, hing die Büchse an die Wand und liebäugelte mit einer Sammlung von großen Tiermasken, wie die Insulaner die Spinnkrabben nennen, von Hölkers und Koxen und Seetonnen, sonst Seeschnecken genannt, in deren verlassenen Gehäusen es sich der Einsiedlerkrebs behaglich zu machen versteht, und die von den Hollunners gern gekocht und gegessen werden. Er dachte, ich könnte sie dem Baron bringen. Er hat mich neulich darum gebeten; er will die Schmarotzer durch seine Lupe betrachten.

Und auf einmal wußte er, warum er den ganzen Tag so froh gestimmt war. Den ganzen Tag hatte er, verborgen in seinem Herzen, den Entschluß mit sich herumgetragen, den Baron Thielen zu besuchen.

Wie eilig er's plötzlich hatte! Man nahm einen netten Kasten, mit Muscheln beklebt, legte die Schnecken hinein, bürstete und wusch sich.

„Falm?" schrie ihm die alte Petersen nach.

„Falm", bestätigte er.

„Faine Wedder —"

„Ja", sagte Andrésen.

„Das soll mich doch wundern," sagte Pontje Petersen, „ob der Kirl nicht zum ‚Baron' geht. Lop gau to kiken!"

Und Katje Broders, noch im Sonntagschmuck, noch das Gesangbuch in der Hand und einen frommen Ausdruck in dem alten, runzligen Gesichtchen, machte kurz kehrt und folgte ihm. Sie pustete und hustete und kriegte ja gar keine Luft und konnte ja gar nicht Schritt halten.

„Falm, Katje?" rief Pontje Mohr neugierig.

„Jo!"

Und an der Treppe begegnete ihr ein Trupp spanischer Matrosen, die von einigen vom Lunn ins Schlepp genommen waren, um in den Hafen gebracht zu werden. Sie verständigten sich mittels der Schiffersprache. Aus aller Herren Ländern schien diese Sprache zusammengesetzt zu sein; einem gewöhnlichen Sterblichen unfaßbar, aber den Lotsen und Matrosen angenehm und leicht im Gebrauch. Denn man war übereingekommen, zuerst ins

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Pottchen zu gehen und dann in den Schutzengel, um nur ja alle Helgoländer Genüsse kennen zu lernen. Und Hinrich Auckens, der den Trupp führte, wollte am Schluß wieder im Pottchen sein, weil es nun mal das vornehmste war, und weil eine Abwechslung ganz gut ist. Der Rum verfliegt leichter, wenn man öfter an die frische Luft kommt. — — —

Als Thora Andrésen ins Haus treten sah, war ihr Lächeln verschwunden. Ganz weiß war sie. Ihre Arme hingen fast kraftlos herab. Nun deuchte sie es doch wie ein Wunder, daß er gekommen war, daß ihr Wille ihn hierher gezwungen hatte. Plötzlich fühlte sie sich unsicher wie ein junges Mädchen. Sie dachte: was wollte ich doch? Was war's doch, daß ich ihm sagen wollte? Aber jeder Gedanke war geschwunden. Jedes Überlegen schien erstorben. Es war nur ein atemloses, zitterndes Erwarten, jetzt kommt er!

Und er kam.

Sie hatte nicht herein gerufen, sie hatte ja über dem Rauschen und Brausen in ihren Ohren das Klopfen nicht hören können. Stand immer noch mit hängenden Armen, mit vorgebeugtem Oberkörper.

Sie kam erst wieder zu sich, als sie ihre Hand in der seinigen spürte; als sie ihre kalte Hand von seinen warmen Fingern gefaßt fühlte.

Er wollte ihr sagen, daß er des Kästchens in seiner Hand halber gekommen. Aber als er ihr weißes Gesicht sah, als er in die tiefdunkeln Augen mit dem rätselhaften, sehnsüchtigen Blick sah, mußte er die Wahrheit sprechen. „Ich hatte Sehnsucht nach Ihnen."

Keine Antwort. Wie leblos die Hand.

„Ich war auf der Sandinsel." Wie war seine Stimme tief und klangvoll. „Man kann die Seehunde während der Ebbe so gut beschleichen. Und habe das Bad angesehen. Alles ist voll Sonne. Die ganze Welt ist voll Sonne heut."

Lächelnd sah er auf sie herab. In Gedanken war er auf einmal drüben auf der Insel, als er meinte, die Luft sei voll Stimmen.

Und dann jäh ein atemloses Staunen und das Erkennen: weil ich mich nach ihr sehnte, war die ganze Luft voll süßer Stimmen.

Nun konnte er nicht weiter sprechen.

In ihr Gesicht kehrte die Röte zurück. Sie dachte: wie ein Schulmädchen bin ich, wie ein verliebtes, dummes Schulmädchen. Aber es fiel ihr nicht auf, daß sie nun auch wie ein Schulmädchen fast verlegen, fast schüchtern mit ihm sprach.

„Ich habe Sie gesehen."

Er sah zum Fenster hin, sah das Glas, und wieder war's wie ein Singen in ihm; deshalb war er so voll Freude, ach, so voll Freude! Langsam kam ihm das Erkennen. Und es war ein köstliches Suchen in einem Rosengarten; kein leidenschaftliches Begehren, von etwas Wundervollem den Schleier zu heben. Kein ungeduldiges Sehnen. In dem Tempel, in den er eintreten wollte, mußte er langsam gehen, mit vorsichtigen Schritten. Wie sollte er sonst seine Pracht begreifen? Wie sollte er seinen Glanz ertragen? Und vorsichtig ging er ihm entgegen.

„Ich habe Sie gesehen," wiederholte Thora etwas atemlos und war jetzt ebenso ehrlich wie er, „auf Ihrem ganzen Wege habe ich Sie gesehen, bis Sie hinter den Dünen verschwanden."

Wußte sie, was sie ihm sagte?

Ein klein wenig faltete sich seine Stirn, als müsse er genau hinhören, als dürfe ihm kein Laut entgehen. Sie sagte, daß sie ihn die ganze Zeit über beobachtet hatte? Das sagte sie? Mit einer etwas hilflosen Bewegung fuhr er sich mit der Hand über die Augen, als wolle er einen Traum verscheuchen.

„Alles war voll Sonne", sagte er.

„Ja, alles war voll Sonne", sie sah zu ihm auf mit Augen, die ihm nun doch die Besinnung raubten, und nun riß der Schleier. Und so jäh stieg plötzlich das Blut in seine Schläfen, daß alles dunkel war vor seinen Blicken, so jäh, daß er ihre Hand, die er noch immer hielt, in festem Druck umschloß.

„Und ich wollte," sagte Thora langsam und tonlos, und ihre glänzenden Augen wichen nicht von ihm, „ich wollte, daß Sie zu mir kamen."

Als sie's gesagt — aber erst dann — wußte sie, daß sie um ihn geworben hatte. Aber keinen Augenblick dachte sie, daß sie damit etwas getan, dessen sie sich zu schämen hatte.

So wahr, so ehrlich stand dieser Mann vor ihr, so groß in seiner selbstbewußten Einfachheit, so gewaltig war das Bewußtsein ihrer Empfindung für ihn, daß jedes kokette Spiel, jede liebenswürdige Lüge ihr wie eine Herabwürdigung erschienen wäre. Als freier Mensch sagte diese Frau dem Mann, nach dem sie sich gesehnt, ich habe auf dich gewartet. Sagte es ihm, weil sie wußte, daß nur durch ihr Wort die Schranke fiel, die zwischen ihnen errichtet war.

Aber noch begriff er es nicht. Noch meinte er sich verhört zu haben. „Ich bin ein einfacher Mann", sagte er, und seine Lippen zuckten.

Sie versuchte zu lächeln, aber es mißlang. In seinen Worten, in seiner Stimme lagen Bitte und Drohung zugleich. „Ich bin ein einfacher Mann. Spiele nicht mit mir!" Und wie in einer Klammer lag ihre Hand.

Leise, atemlos sagte sie ihm noch einmal: „Ich habe auf Sie gewartet!"

Da fing er langsam an zu begreifen. Verstand, daß die Frau, die er anbetete, sehnsüchtig ihm die Hand entgegenstreckte. Daß in seine stolze Einsamkeit ein Mensch eingetreten war, nach dem er sich mit ganzer Seele gesehnt, seitdem er wußte, wie einsam er war. Aber das Staunen über dieses Wunder war so groß, daß er nur langsam, langsam die große Wahrheit begreifen konnte. Und die Steigerung vom Staunen bis zum Erkennen, die sich fast wie bei einem Knaben in seinen Augen, in seinen Zügen widerspiegelte, war für Thora so erschütternd, daß sie selbst wie ein Wunder aussah. Seine ernsten Augen wanderten von dem glänzenden Dünenstreifen über das sonnendurchleuchtete Meer, sahen staunend ein Bild aus dem leuchtenden Meer auftauchen, sahen das Glück übers Meer auf ihn zuschreiten.

Und diese Augen, in denen das Meer, in denen ein heiliges Erleben sich widerspiegelte, blieben auf ihr haften. Das ernste Antlitz verlor seinen gewohnten Ausdruck, wurde wie von innen heraus erleuchtet, war ver-

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jüngt, war erblaßt in einem übermächtigen Glücksempfinden unter der Macht des allmählichen Erkennens.

„Mein Gott", murmelte Andrésen und führte Thoras Hand an seine Stirn. Die hellen Tränen stürzten ihr aus den Augen. An dem Erleben in seinem Antlitz erkannte sie, welchen Altar er ihr in seinem Herzen errichtet. „Mein Gott!"

Und weiter nichts. Denn Worte erstarben in der übermächtigen Empfindung seiner Seele.

Er hielt die geliebte Frau in seinen Armen.

„Du lieber Mensch!" sagte Thora; sagte es lachend und weinend zugleich.

Andrésen konnte nichts sagen. Es war ein Singen und Klingen in ihm, als ob tausend silberne Wellchen raunten; es war Licht in ihm, als ob des Vollmonds silbernes Licht das Meer übergoß, als ob bis in seine Tiefen das Meer erleuchtet war und seine Wunder den staunenden Augen sich boten. Und über dieses leuchtende Meer war das Glück zu ihm gekommen.

Er hielt die geliebte Frau in seinen Armen und dachte: ich wußte ja, daß ich nicht umsonst wartete. Und wie er sich herabbeugte zu ihr und mit heißen Lippen sie berührte, wie er fast taumelnd begriff, daß es sie zu ihm drängte, wie ihn zu ihr — da — da betete Andrésen so ein altes Hollunner Gebet, wie in plötzlichem Mißtrauen auf seinen Gott, so wie es die alten Lotsen wohl auch beteten, wenn das Schiff in die Klippen geriet: „Nu hast du's mir gegeben, lieber Herrgott, nun geh achter nach der anner Sid, damit ich es auch behalte!"

„Alles ist voll Sonne", sagte Andrésen, und ein Jauchzen war in seiner Stimme, wie er's im Sturmlied so gern hörte.

„Alles ist voll Sonne", sagte er noch einmal und ließ sie los und reckte seine Arme dem Meer entgegen und kniete vor ihr, überwältigt von seiner Seele Jauchzen.

* * *

Die Helgoländer drängten sich in der Springbude. So viele Menschen waren in dem engen Raum zusammengepfercht, daß die Tanzenden nur um sich selbst sich drehen konnten. Den Männern lief der Schweiß von der Stirn, dunkelrot waren die Mädchen.

Der Hauptmann, der sich das Spektakel auch ansehen wollte, war ganz entrüstet. Bei den Hottentotten konnte es auch nicht schlimmer sein, sagte er dem Baron Thielen.

Und die Hollunner tanzten! Wie ein heiliges Fest war ihnen dieser Tag in dieser Springbude. War ein köstlicher Genuß. War das Herrlichste, was sie sich denken konnten! Die Alten wurden jung. Mußten sich mal drehen! Da drehte sich wahrhaftig Clas Thaten mit seiner Perke! Und Jakob Lührs mit seinem Pontje! Und da — Gott bewahre uns! Da kommt Carsten Krüß mit Dulke Jansen!

Antje Botters stand neben Jasper. Hatte sich so hübsch gemacht, wie es nur eben ging. Hatte die Putzkapp auf dem Kopf und sogar das silberne Hatje um den Hals.

Ach, wie gern sie getanzt hätte! Aber unbeweglich stand Jasper. Unbeweglich stand er der Tür gegenüber und sorgte sich nicht, daß die kalte Nachtluft ab und zu in breiten Wellen hineinströmte und Antje husten machte!

Der rote Charly nahm einen langen Schluck aus seinem Glas und sah dabei Carsten Krüß mit Dulke gerade vor sich. Schwermütig nickte er ihr zu. Vergnügt erwiderte sie seinen Gruß.

„Das will ich nicht", sagte Carsten eifersüchtig.

„Is 'n netter junger Kirl", meinte Dulke und tat ordentlich kokett.

Da wurde er zornig. Jetzt fing sie sogar in der Springbude an, mit den Männern schön zu tun!

Und das war der erste Mißton. Denn Carsten ging zu Nummel Andrésen und erzählte ihm die Geschichte. Und aus bösen Augen beobachteten sie den ahnungslosen Charly. Und jeder seiner wimmernden Töne drang ihnen ins Herz. Sein krummer Rücken erbitterte sie, und seine traurigen Augen waren ihnen wie eine Herausforderung. „Marlborough s'en va-t-en guerre" — spielte er.

Und unterdessen wurden die Groggläser neu gefüllt.

Auf einmal war draußen lautes Lachen. Und Stimmen waren da, die keiner verstand. Einer sang: „O Sennorita de Sevilla", und Nummel Dierks zog den Bogenstrich so unvernünftig lang, daß der ganze Takt verdorben war und die Tänzer sich gegenseitig auf die Füße traten. Nan Hansen stieß Peter Ölrichs an. „Nun haben sie doch die Rumstube gefunden."

„Das hätten sie wohl."

„Und hätten die Carry gesehen."

„Das könnte wohl sein."

„Und Peter Lührs hat schon Witterung."

„Und Jasper Botters hat sie schon lange gesichtet."

„Und wenn das man gut geiht!"

Das dachten sie alle, wie plötzlich die Spanier in der Tür erschienen. Die Frauen erschraken fast; was hatten sie für schwarze, funkelnde Augen! Rote Mützen saßen auf dem tiefschwarzen, krausen Haar, und so dunkelbraun waren die Gesichter, so dunkelbraun die Hälse, um die grellrote Tücher gebunden waren. Und wie schön waren sie gekleidet! Waren auf ihrem Schiff gewesen, hatten saubere Hosen angezogen und kurze Jacken, unter denen eine rote Schärpe hervorsah! Die Frauen wußten vor Staunen gar nicht, was sie sagen sollten! Der Tanz stockte. Alle wichen zurück. Einer hatte einen Dudelsack bei sich und dudelte und pfiff auch gleich drauf los, als wenn er an Bord wäre! Was machte es für einen hübschen Lärm! Und einer hatte eine Gitarre.

Die Frauen waren ganz entzückt von ihnen! Da wurde man ja ganz schwindlig vom Zusehen! Ehe Peter Lührs mit seinem langen Leib einmal rum war, drehten sie sich sechsmal! Nummel Dierks sägte wie toll auf seinem Brummbaß herum, damit er mit dem Dudelsack zusammen blieb. Aber er kam nicht mit. Und Peter Stolt fidelte in den grellsten Tönen, aber wer soll denn da durchdringen! Den Mädchen zuckte es in den Füßen; die Burschen, die dicht neben ihnen standen, fühlten es ordentlich und waren entschlossen, ihr Besitzrecht geltend zu machen.

„Wer dich holt, dem slag ich die Knochen entzwei!"

„Wenn du mit denen tanzst, dann ist es vorbei."

„Was haben sie in unserem Springhus zu suchen?"

Aber was nützte das? Auf einmal war der Bann gebrochen. War gebrochen, als der Steuermann, ein

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bildhübscher Kerl, mit Carry am Arm erschien und sie, ohne zu zögern, mitten in den Kreis zog. Die Matrosen traten zurück. Der Dudelsack verlangsamte sein Tempo, und mit zierlichen Schritten führte der Spanier seine Tänzerin.

War das Mädel hübsch! Einige Hollunner standen mit offenen Mündern, einige, die eben noch ihr Antje oder Katje an sich gedrückt hatten, nagten am Schnurrbart, schoben die Mützen fester in den Nacken; und die Alten stießen sich an, um sich einander aufmerksam zu machen — die Carry ist da!

War das Mädel hübsch! Das Haar unter der gestickten Mütze leuchtete, und der weiße Hals leuchtete aus dem bunten Brusttuch heraus. Wie fest der Peik um die Taille schloß! Und wenn sie ging, war's fast wie Musik, aber wenn sie sich drehte, hol's der Teufel!

Die Augen hingen an ihr, konnten sich nicht losreißen. Aber sie wurden immer finsterer. Und die Stirnen zogen sich immer mehr zusammen, mit „ihrer" Carry tanzte der Spanier! Tanzte mit ihr, als wenn er ein Recht drauf hatte! Und wie tanzten die beiden!

Zuerst war's ein langsames Drehen, ein zierliches Schreiten, es war kaum zu denken, wie sich das Mädchen in die fremde Art fand. Es war kein Springen und Hüpfen, der Tanz selbst war wie Musik. Die Bewegungen der Körper war Musik. Und auf einmal meinten die Insulaner, daß der Zauber im Dudelsack liegen müsse. Der bat und flehte und schmeichelte ja wie ein Mensch. Das ging einem ja ins Blut, wenn man genauer hinhörte. Und dazwischen lachte und kicherte die Gitarre — und lispelte und koste — und drängte und forderte. —

Und stürmischer und leidenschaftlicher wurde die Musik; und toller wirbelte der Spanier das Mädchen herum; und wenn er sie an sich riß, ballten die Männer die Fäuste; und wenn er sie in wildem Schwung aufhob, preßten sie die Zähne aufeinander; und als sie des Spaniers flammende Augen sahen, die weißen Zähne, die unter dem schwarzen Schnurrbart blitzten, stieg Haß in ihnen auf. Glühender Haß. Und fast warteten sie des Augenblicks, da er zum Ausbruch kam.

„Glaubt der Kerl, wir sind zum Zugucken da?" fragte einer.

„Wie er sie drückt! Von dem fremden Kerl läßt sie sich so drücken!"

„Willst sie wohl selbst im Arm haben?"

„Geht's dich was an?"

„Komm", sagte Nan Hansen, setzte die schöne Perücke ab, packte seine Wibke und hopste und sprang mit ihr wie in seinen jüngsten Tagen. Und Peter Johannsen nahm sein Katje, und Jakob Lührs sein Pontje, und auf einmal war ein allgemeines zorniges Drehen und Springen — mit lachenden Augen sah sich Carry in einem dicken Knäuel. Der Spanier faßte sie galant bei der Hand und führte sie zum Schenktisch. Portwein bestellte er für sämtliche Damen und Rum für die Musik.

„Nun will Jasper Botters sie haben", sagte Peter Ölrichs leise zu Bad Lassen. „Das wird noch ein Elend werden."

„Sein Antje wird ihre Freude dran haben."

„Was hat sie hier zu tun, wenn vier Kinder da sind!"

„Das sagst du so."

„Ja. Das sage ich so. Das haben sie früher nicht getan. Meine Mutter hat drei gehabt. Aber Zeit fürs Springhus hat sie nicht gehabt."

Alle sahen, daß Jasper Botters Carry fast gewaltsam von dem Spanier fortzog. Und was er ihr vor kurzem bereits gesagt, sagte er jetzt sehr laut, mit zornigem Blick auf jenen: „Man soll sich ne wegsmiten!"

Der Steuermann machte eine zierliche Verbeugung und warf Carry Kußhändchen zu. Antje meinte, sie müsse ersticken.

„Was geht es dich an!" rief Carry zornig. „Was hast du dich in meine Sachen zu mischen!" Sie sah die feindlichen Blicke der Frauen.

Aber was sie sagte, erstarb in dem Wimmern und Lachen, in dem Geigen und Zanken auf dem Podium. Was für eine Musik! Was für ein wildes, tolles Gezeter!

Und schon drehte sich Jasper mit ihr im Kreis, hielt sie aber anders als der galante Spanier. Als wenn er fürchtete, daß sie ihm entschlüpfte, wenn er sie auch um einen Augenblick losließ. Ihre Füße berührten kaum den Boden, so hoch hielt er das Mädchen in wildem Entzücken, daß er sie wieder in den Armen hatte; in trotziger Lust, als er den mißbilligenden Blicken begegnete. Und sie fühlte seinen heißen Atem auf ihrem Hals und fürchtete sich.

„Laß mich los! Ich will nach Haus!"

Er hörte es gar nicht. Schien alles vergessen zu haben in der glühenden Atmosphäre des Springhauses.

Wie sollte man auch etwas hören vor dem Stampfen und Lachen und Schreien der Leute. Vor den krächzenden, wimmernden, schreienden Instrumenten auf dem Podium konnte man sein eigenes Wort nicht verstehen. Und dabei hatte der junge Ölrichs wohl aufzupassen, daß die steif und starr sich Drehenden durch ihre Wucht nicht den Schenktisch mit seinen Gläsern und Flaschen umwarfen. Die Frauen mit den Portweingläsern in den Händen kreischten laut auf, wenn die Tänzer so nahe herantanzten, daß der schöne Wein über ihre Schürzen floß, und die Männer brummten zornig, wenn so ein schwerer Helgoländer Fuß sich kraftvoll auf die ihrigen stemmte — das war ja kein Spaß mehr!

„Ich will nach Haus!" keuchte Carry. Jasper preßte sie an sich, daß ihr der Atem verging. Seine Zähne knirschten aufeinander.

Wentje, seine Mutter, sah ihm nach; sie wußte nicht, ob sie ärgerlich war oder sich freute. Sie dachte an die Zeit, da die jungen Mädchen rein toll waren nach dem hübschen Burschen.

Sie dachte daran, wie er sich mit der Roten an ihr vorbeidrehte. Sie waren ein schönes Paar zusammen. Aber — das fuhr ihr durch den Kopf, als sie sich erinnerte, was man über Carry sprach — „man soll sich ne wegsmiten". Sie wollte nicht, daß man morgen vielleicht schon auf dem Lunn davon sprach. Tütje Payens hatte ein loses Maul und hatte schon jetzt Blinkfeuer in den Augen, wenn sie Jasper nachsah. Daß Antje das so ruhig zuließ!

Du lieber Gott — Antje! Seit dem Augenblick, da Jasper auf Carry zugegangen, war sie wie im Fieber.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Das solltest du nicht erlauben“, sagte Wentje zu Antje; „es ist genug, wenn sie im Rumhaus mit den Mannsleuten lacht.“

Und von der anderen Seite stieß Bad sie an und wies mit dem Kopf zu Carry hin. „Sagte ich's nicht? Zöpfe wie Taue, und Augen wie Gallert, und Arme wie Aale —“ und auch über sein altes Gesicht zog es wie helle Freude.

Antje zitterte. Sie konnte kaum auf den Beinen stehen, und noch fehlte ihr die Luft zum Atmen. Aber die Wut war größer als die Schwäche. Plötzlich war sie an Dulke vorbei — plötzlich drängte sie sich, grauweiß im Gesicht, durch die beiden Reihen vor ihr, glitt durch das Gewühl. — Und dann — ein gellender Schrei. — —

Mit ganzer Kraft hatte sie Carry ins Gesicht geschlagen, daß der die Funken vor den Augen stoben. Und wie eine Katze flog Carry auf sie zu. Und Jasper stand wie gelähmt — stierte auf die beiden — stierte mit wirrem Blick umher — —.

Der Steuermann war auf einmal neben Carry, versuchte, Antjes Händen die roten Zöpfe zu entreißen, und stieß Antje zurück. Und erst als ihr Schreien durch den fürchterlichen Lärm drang, kam Jasper zu sich, stürzte sich in dumpfer Wut auf den Spanier, rollte plötzlich mit ihm auf dem Boden.

Und im selben Augenblick waren aus den liebenswürdigen Matrosen wutflammende Streiter geworden, vergaßen, daß sie eben mit den Mädchen schön getan; nach den gemütlichen Stunden im Pottchen, nach den aufregenden in der Rumstube kam ein allgemeines Raufen gerade recht. Das gab einem das Gleichgewicht wieder. Das war wie ein schöner Schluß eines so schönen Feiertages!

Und mit lautem Geschrei warfen sie sich auf irgendeinen Feind, der sich Mühe gab, Jasper und den Spanier auseinanderzubringen. Gelenkig und geschmeidig wie Katzen sprangen die Spanier auf die sie hoch überragenden Friesen, ihre gellenden Schreie wirkten wie Trompetengeschmetter.

Ölrichs versuchte, seinen Schenktisch zu verteidigen, schreiend drängten sich die Frauen hinter ihn. Denn es war gar nicht möglich, aus der Tür herauszukommen, in der ein Knäuel wütender Männer aufeinander losschlug, sich ineinander geklammert hatte. Der Spanier und Jasper rollten noch auf der Erde; der Spanier hatte ein Messer in der Faust — Wentje und Antje schrien aus vollen Kehlen, und Carry stand, toll vor Angst, mitten in dem wüsten Gedränge, in dem wilden Knäuel.

Peter Stolt bewies die größte Geistesgegenwart. Er hob das kleine Fenster aus und zwängte sich hindurch. Er und die Geige waren gerettet, gerade als das schöne Podium zusammenbrach. Und dann lief er, so schnell er konnte, und schrie aus Leibeskräften: „Hinrich Haas! Hinrich Haas!“ Aber wie sollte der das hören? Der saß im Schutzengel und erzählte von tapferen Taten, die er mal ausgeführt haben wollte, und seine Zuhörer freuten sich, daß sie eine so verläßliche Polizeikraft auf der Insel besaßen.

„Hinrich Haas!“ schrie Jakob Lührs, und es gelang ihm, mit Johannsen einen Ausweg zur Tür zu bahnen.

„Hinrich Haas!“ schrie Peter Ölrichs in voller Entrüstung. „Da braucht man ihn, und dann ist er nicht da! Abgesetzt muß er werden!“ Er zog seine heulende Dulke hinter sich her.

„Hinrich Haas!“ schrien die Weiber. Und dann gelang es dem jungen Ölrichs und Nan Hansen, die Lampen zu löschen.

Der Tanz war aus.

Und nun drängten auch die Kämpfenden zur Tür, dem Licht des Leuchtfeuers entgegen.

Auch der Steuermann kam und Jasper. Und der Spanier sah sich suchend um, aber Jasper stierte geradeaus. Von seiner Stirn tropfte Blut, und von seinem linken Arm rieselte es warm. Aber er wußte nichts von Verlegenheit und lachte nicht. Es tat wohl, daß das rote Naß so kühl über das glühende Gesicht lief. Seine erwachten Sinne töteten alles andere. Alles starb in dem wilden Verlangen nach Carry. Und als er in die kalte Märzluft trat, meinte er, seine Kraft sei verzehnfacht; und als er Antjes Schreien hinter sich hörte, war er sinnlos vor Wut und warf sich noch einmal auf den anderen. Mit voller Wucht. Wälzte sich noch einmal mit ihm am Boden und hatte seine Hände um seinen Hals gekrallt.

„Er ist ja wohl rein unklug“, sagte Jakob Lührs, und die Hollunners selbst rissen ihn von seinem Opfer hinweg, nachdem er den Spanier halb erwürgt hatte. Und fast wäre der Streit von neuem losgegangen, aber plötzlich taumelte Jasper, griff um sich in die leere Luft, stieß einen dumpfen Laut aus und schlug hart auf den Boden.

Und rings umher Schreien und Jammern. Wentje heulte in ihrem Entsetzen, und Antje warf sich neben ihn und raufte sich jammernd das Haar und verfluchte Carry und den Spanier.

Aus stieren Augen betrachtete Bad seinen leblosen Sohn.

„Andrésen Siemens soll kommen“, sagte einer und lief auch schon, ihn zu holen. Und ab und zu wölbte er beide Hände vor dem Mund und brüllte es hinaus: „Hinrich Haas! Hinrich Haas!“

Die Matrosen zogen mit ihrem Steuermann ins Pottchen. Um Jasper und die jammernden Frauen bildete sich ein Kreis. Scheu und beklommen sahen sie auf den armen Teufel, sahen erregt zum Reckwai — kommt Andrésen denn noch nicht? Und zwei liefen zur Sapskuhle, um Wasser zu holen.

„Wollen ihn mal auf den Kopf stellen“, sagte Peter Ölrichs; es war eine Methode, die er oft in seinem Leben angewandt.

Auch Jakob Lührs war dafür. „Und dann die Fußsohlen reiben.“

„Und dann 'n tüchtigen Rum!“

Bad Botters wollte nichts davon wissen und stotterte vor Schrecken und Entsetzen: „Er hat ihn totgestochen!“ Er hatte warmes Blut an seinen Händen gefühlt, als er seinem armen Jungen die Mütze aus der Stirn schob.

„Bringt doch mehr Licht!“ schrie Antje. „Jasper — lieber Gott — — was soll denn werden — — und vier Kinder“ — — und sie rutschte auf den Knien zu ihm — „Jasper, min god Mann —“

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wentje zitterte auch. Sie meinte, ihr Herz stehe still. Wie zugeschnürt war ihre Kehle. Mit zitternden Händen öffnete sie sein Wams — nach dem Herzen muß man fühlen —

Der junge Ölrichs kam mit der großen Tranlampe aus der Springbude —

Sie schrien laut auf, als sie Jaspers blutüberströmtes Gesicht sahen. Gestochen hatte er? Mit dem Messer gestochen, der verfluchte Kerl! Wild sahen sie sich um.

„Wo ist er denn?“ fragte Andrésen Siemens.

Es ging wie ein Aufatmen durch die Zusammengedrängten. Das sagten ja alle: Wenn einer helfen konnte, war das Andrésen; und ihr Groll und ihre Verachtung gegen ihn waren vergessen. Sie berichteten ihm ganz höflich, wie sich alles zugetragen, während er dem Herzschlag lauschte und plötzlich die tiefe Armwunde entdeckte. Antje wimmerte und winselte neben ihm, faltete die Hände zu ihm hin, sinnlos vor Angst. Wentje wandte nicht den Blick von ihm. So viel Ruhe ging von ihm aus, ja, sie begann aufzuatmen, als sie Andrésens Gesicht beobachtete. Jeder beeilte sich, behilflich zu sein. Jakob Lührs wusch Jaspers Gesicht, während Siemens den Arm verband; solche Verletzungen wußte er ja zu behandeln. So etwas kam oft genug auf dem Zimmerplatz vor, aber daß er gleich ohnmächtig war — —

„Eben war er noch ganz vernünftig und hätte ja beinah den Steuermann totgewürgt,“ berichtete Nan Hansen, „und auf einmal liegt er da.“

„Ob er noch lebte?“

Siemens rieb die Herzgrube mit Rum, flößte vorsichtig Rum zwischen die bläulichen Lippen, lauschte wieder dem Herzschlag und versuchte es mit künstlichen Atembewegungen.

In atemloser Spannung standen alle umher und hingen an jeder Bewegung Andrésens.

Langsam kehrte das Blut zum Herzen zurück; langsam, keuchend arbeiteten die Lungen. Nach bangen Minuten schlug Jasper die Augen auf.

„Wollen 'n Het en Söten holen“, sagte Siemens gemütlich und stützte ihn unter den Schultern, daß er sich aufrichten konnte.

Es war wie ein tiefes Aufatmen. Einige Frauen schluchzten ganz laut. Nach der Spannung kam eine vollständige Erschöpfung. Auch Wentje schluchzte, barg seinen dunklen Kopf an ihrer Brust und hatte ein Gefühl, als gehöre er ihr wieder, als sei er wieder ihr Jung, nach schwerer Not in ihre Arme zurückgekehrt.

„Nun muß er nach Haus und ausschlafen“, sagte Siemens.

Bad Lassen und Clas Thaten führten ihn vorsichtig, die Frauen folgten; Antje schluchzte laut — lieber Gott, da hätten sie sie bald zur Witwe gemacht!

Bad Botters folgte auch, blieb wieder stehen, sah nach Siemens zurück und kehrte um. In seinem alten Herzen war der fromme Seemannsglaube lebendig geworden. Das war wie in früheren glücklichen Jahren, da nach schwerer See, da nach bitterer Not das Schiff in ruhiges Fahrwasser kam und man wußte: das Land wird man wiedersehen. Ja, genau die gleiche Empfindung hatte er jetzt. Und wie damals, so zog er auch jetzt den alten zerdrückten Hut von dem alten Schädel, zog ihn vor Andrésen, und über das alte verwitterte Gesicht ging's wie ein lichter Schein; auf seine ernsten Augen fiel gerade des Leuchtfeuers Licht, und unwillkürlich kam auf seine Lippen der fromme Schifferspruch, den er so oft im Leben gesprochen hatte: „Uns Herrgott help us met Glück na us Lieben hen 't Hus!“

„Amen“, sagte Andrésen.

Und schweigend folgten sie den anderen.

(Fortsetzung folgt.)

Der elsaß-lothringische Landesausschuß.

Von B. Mehner. — Hierzu 13 Porträte und 2 photographische Aufnahmen.

Seit einem Jahr etwa haben wir wieder eine elsaß-lothringische Frage, deren Existenz wir Deutschen seit vierzig Jahren stetig und mit der Zeit auch immer erfolgreicher abgelehnt haben. In ihrer ursprünglichen Fassung, ob Deutschland ein Recht habe, die in der Zeit seiner Not verlorenen Kinder wieder sein eigen zu nennen, ist sie entschieden; so besteht sie nur noch in den Köpfen einiger verstiegener Asphaltpolitiker in dem fernen Paris — wir wissen, Elsaß-Lothringen ist deutsch und bleibt deutsch. Heute hat sie ihr Gesicht verändert, sie lautet, soll Elsaß-Lothringen die gleichen Rechte haben wie irgendein anderer deutscher Staat, soll es ein deutscher Bundesstaat werden oder nicht, und unter welchen Bedingungen. In dieser Form wird sie kaum weniger lebhaft umstritten als die erste Frage, die wir endgültig zu den Toten gelegt haben.

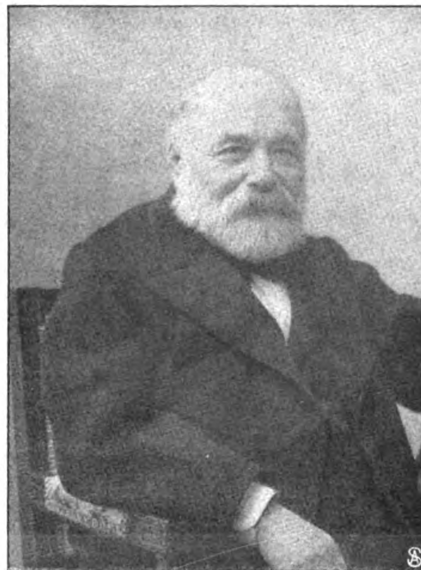
Wie diese elsässisch-lothringische Verfassungsfrage gelöst werden wird, kann heute noch niemand sagen. Das einzige, was sicher erscheint, ist, daß die Landesvertretung in ihrer heutigen Form verschwinden wird — der Landesausschuß, um einem andern Gebilde Platz zu machen, einem Landtag. Denn das Kuriose an dem bisherigen Zustand ist, daß die rechtliche Vertretung des Landes, sein heutiger Landtag, gar nicht im Lande tagt, das ist nämlich der — Reichstag. Der Landesausschuß ist eigentlich nur der Beauftragte des Reichstags und heißt darum im Französischen auch zutreffender La Délégation. Er darf die Landesgeschäfte kontrollieren und ihnen Richtung geben, aber nur, weil der Reichstag es gestattet.

Dieser hätte eigentlich zu allen Landesgesetzen seine Zustimmung zu geben — er übt dies Recht aber nicht aus.

Es ist klar, daß dieser Zustand im Land nicht freudig empfunden wird; es ist ein Stück Ehrensache geworden, ihn zu beseitigen, und darin sind die Streitenden — alle, Elsässer und Deutsche — einig, daß ein Wandel geschaffen werden muß. Der Zustand ist auch nur als ein provisorischer gedacht, das beweist allein das Wahlrecht, aus dem diese Körperschaft hervor-

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegangen ist. Die Wahlkörper sind einmal die Bezirkstage, eine Körperschaft, deren Funktionen etwa denen der preußischen Kreistage gleichzusetzen sind, dann die Wahlmänner sämtlicher Gemeinderäte eines Kreises und endlich die Gemeinderäte der vier größeren Städte des Landes. Das ist so wohl abgewogen und ausgedacht, daß der Agitator, der die Volksleidenschaften zu erregen gewohnt ist, nicht wohl in dies Parlament kommen kann, daß



Phot. Gerschel ainé.

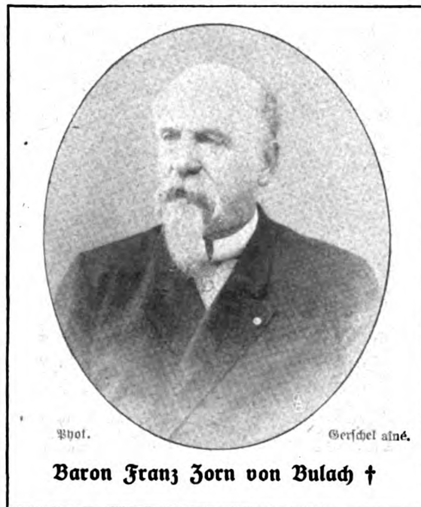
Dr. Jean von Schlumberger †



Phot. Gerschel ainé.

Justizrat Blumenthal.

aber auf der andern Seite Stockungen im Blutlauf des öffentlichen Lebens unvermeidlich sind. Der Agitator war ehemals zu fürchten, weil die Gefahr nahelag, daß das niedergeworfene Frankreich seine verlorenen Provinzen mit kriegerischer Hand zurückfordern würde und eine unter der Immunität des Parlaments betriebene Erregung das Volk zu Auflehnungen aufreizen konnte. Diese Gefahr besteht nicht mehr, Frankreich wird keinen Krieg wegen Elsaß-Lothringen anfangen, und das Volk Elsaß-Lothringens würde jene Leute nicht mehr tätig unterstützen. Die Zeit hat eben das ihrige getan, und heute erfordert sie andere Leute als die, die aus dem geschilderten, vielfach gesiebten, verzopften und versteinerten Wahlrecht



Phot. Gerschel ainé.

Baron Franz Zorn von Bulach †



Phot. Gerschel ainé.

Das Landesausschußgebäude in Straßburg.

hervorgehen können. Der Landesausschuß stirbt, weil er sterben muß, nachdem er sich überlebt hat.

In einem der Säle des Hauses hängt ein Bild, das den Sitzungsaal des schmucken Hauses am Straßburger Kaiserpalast darstellt mit all den Persönlichkeiten, die um die Zeit, als der Landesausschuß sein 25jähriges Bestehen begehen konnte, in ihm eine Rolle gespielt haben, und sei sie auch noch so klein wie die des Journalisten, der



Phot. Gerschel ainé.

Eduard von Jaunez.

mit der Feder den Verhandlungen des Hauses folgte. Wir sehen die Staatssekretäre v. Puttkamer, v. Köller und v. Bulach, welch letztere es damals noch werden sollten. Wir sehen die Abgeordneten Altbürgermeister Back von Straßburg, einen der wenigen Deutschen, die in dies Parlament gekommen sind, Kanonikus Winterer von Mülhausen, der als Protestler im Reichstag sich mit dem gewaltigen Bismarck gemessen hat, Eduard Köchlin, den Thanner Fabrikanten, den Urtypus des alten elsässischen Notabeln, klug, bedächtig, geschäftsgewandt, immer mit den Verhältnissen rechnend, den Lothringer v. Jaunez, heute Präsident des Hauses und Freund des Kaisers, ehemals Protestler, wir sehen aber auch die folgende Generation, die

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Dr. G. Ricklin.



Phot. Gerschel aîné.

Bürgermeister Dr. Schwander.



Justizrat Ditsch.

jetzt so viel und so auffällig von sich reden macht: Wetterlé, Preiß, Blumenthal, und die übrigen, die wenig reden, dafür aber nüchtern und wacker arbeiten, allerdings auch brav stimmen — sie haben dem Haus aus dem Mund des Herrn v. Koeller das Lob eingetragen, es sei ein Musterparlament. Wir sehen vor allem den Mann, der jahrzehntelang der Mittelpunkt dieses Parlaments gewesen ist und nicht zum wenigsten zu der ruhigen, sachlichen Tätigkeit beigetragen hat, die es unbestritten lange Zeit geleistet hat: Exzellenz Dr. Jean v. Schlumberger, den langjährigen Präsidenten. Als das Haus sein 25jähriges Bestehen feierte, war er auch 25 Jahre lang sein Präsident gewesen. Ein vielleicht nie dagewesenes Beispiel in der Geschichte der Parlamente. Er hat dem Haus das Bild gestiftet, das Werk eines elsässischen Künstlers.



Stadtpfarrer Winterer. Phot. Gerschel aîné. Abbé Wetterlé.

Der millionenreiche Fabrikant, der sehr große Spinnereien in Gebweiler besitzt, stellte sich nach dem Krieg entschlossen auf den Boden der neuen Zustände, ungeachtet mancher Anfeindung, die er aus dem Kreis alter Freunde und selbst nächster Angehöriger erfuhr, er war tätig als Gelehrter und Schriftsteller, er erwies hundert Wohltaten im stillen — vor allem aber vermittelte er, wenn es galt, den Zwiespalt im Land auszugleichen, und nur dann sah man ihn heftig werden, wenn ihm das nicht gelang. In diesem Sinn hat er die große Zeit des Landesausschusses mitgemacht.

Ja auch der Landesausschuß hat seine große Zeit gehabt. Das war damals, als noch die Hoffnung bestehen konnte, das Land werde einmal an Frankreich zurückfallen. Das war wenigstens ein Ideal, für das man stritt, wenn wir es auch als ein falsches erkennen



Phot. Gerschel aîné.

Geh. Med.-Rat Dr. Hoeffel.



Phot. Ischira.

Gutsbesitzer A. Wolf.

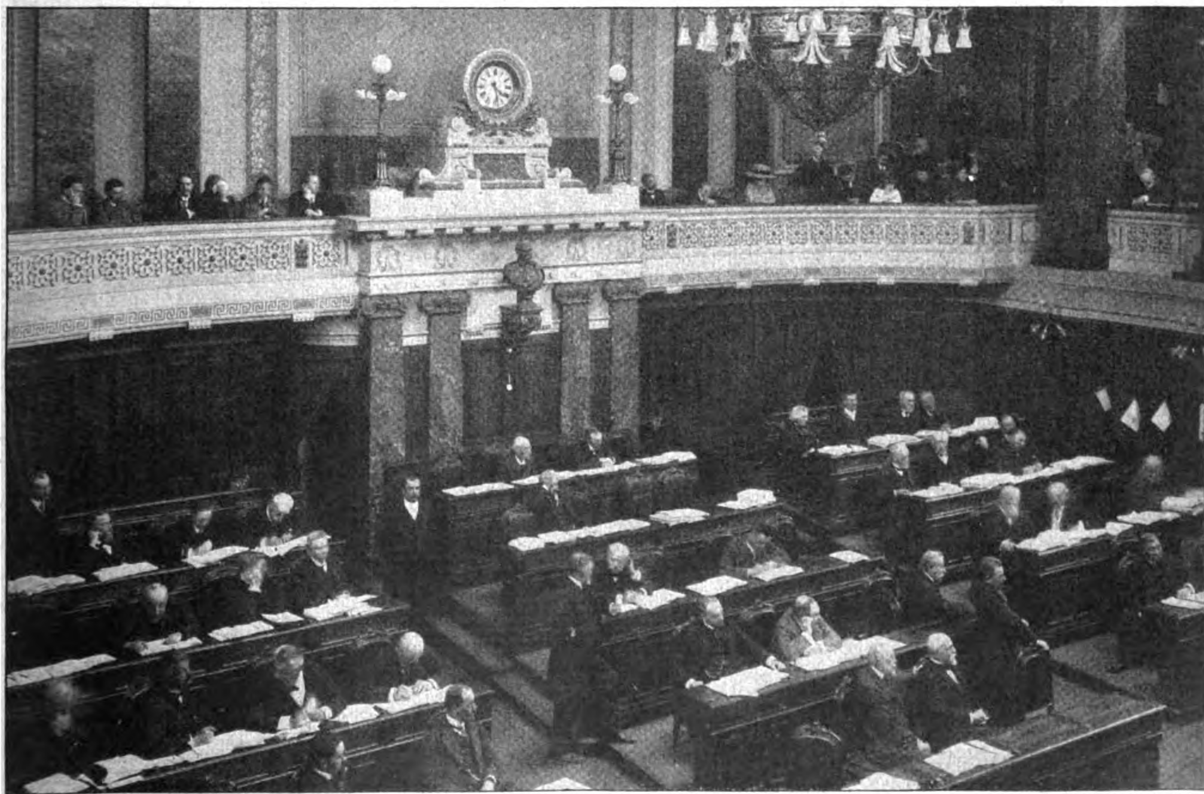
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

müssen. Ihre Kämpfer sind die genannten Winterer, Koechlin, Dr. Bach und längst verstorben Julius Klein, der, ein einfacher Apotheker, in den siebziger Jahren bereits Minister seines Vaterlandes werden konnte, wenn es die Umstände und seine — Freunde zugelassen hätten, und Baron Bulach père, der Vater des jetzigen Staatssekretärs. Dieser, der jetzige deutsche Minister, hat seine Karriere auch hier im Landesausschuß begonnen, ein feuriger Brausekopf, der damals der deutschen Verwaltung viel Unbequemlichkeiten machte und dem schwankenden Regime des Feldmarschalls Manteuffel den trotzigen Vorhalt machte, er solle lieber scharf, aber konsequent regieren, aber nicht heute streng und morgen mit unverständlicher, aufreizender Milde. Dies Feuer ist dem Mann geblieben, wenn er auch fast vierzig Jahre älter und Exzellenz geworden ist. Aber Männer hat die damalige Zeit gebildet.


Phot. Gerschel aîné.
Redakteur Hauß.


Phot. Gollas.
Georg Wolf.

Die Generation, die heute im Landesausschuß den Kampf für oder gegen das Deutschtum führt, ist eine andere geworden: es fehlt das Ziel. Französisch wird Elsaß-Lothringen nicht mehr, das weiß der politische Lehrbube im Lande. Warum streitet man sich denn mit einer solchen Erbitterung, daß der Lärm widerwärtig und mißtönend in das unwillig aufhorchende Deutschland herübertönt? Man streitet um politischen Einfluß, um Beamtenstellen, die bei der allgemeinen Landflucht der französischen Beamten nach dem Krieg notwendig durch Deutsche besetzt werden mußten, man streitet mit einem Wort um das Brot, um das angebliche bequeme Brot, das der Beamte ißt. Das ist ein sehr kleinlicher Streit für eine Volksvertretung, und darum ist dieser Streit allmählich zu einem widrigen Zank ausgewachsen. Dazu kommt, daß der Hauptwortführer in diesem Gezänk, der Französisch schreibende und auch denkende Priester Wetterlé, die häßliche Gewohnheit des französischen Tageskampfes eingeführt hat und mit Vorliebe pflegt, den Gegner persönlich anzugreifen. Was bleibt auch übrig, wenn man den politischen Kampf nicht um Ideen, sondern um das liebe Brot und eine Beamtenstelle führt? Seine Kampfgenossen sind die wandelbaren Colmarer Politiker, die Rechtsanwälte Blumenthal und Preiß, die von kirchenstürmerischen Demokraten sich zu halben und ganzen Klerikalen umgewandelt haben, die aber immer das geblieben sind, was sie von Anfang an waren, zur Hälfte Franzosen und zur anderen Nicht-Deutsche. Es ist das um


Phot. Gerschel aîné.
Sitzungsaal des Landesausschußgebäudes in Straßburg.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

so merkwürdiger, als Blumenthal gar nicht als Franzose geboren ist, sondern, wie die lustige Historie zu berichten weiß, als — Russe. Wetterlé dagegen, der heute das Elsässertum sans phrase vertritt, ist nicht nur in dem damals französischen Elsaß geboren, sondern ist auch später wirklicher Franzose gewesen, bis ihm das Wohlwollen eines hohen Herrn, den er später des öfteren angegriffen hat, die Heimkehr zu den Fleischtöpfen der Heimat ermöglichte.

Neben dieser Generation wächst die dritte auf, der die Zukunft gehört, und die deshalb früher oder später die jetzigen Formen des Landesausschusses sprengen muß. Es sind das Männer, die mit der nationalen Phrase der Gruppe Wetterlé brechen wollen, weil sie, ganz unter deutscher Herrschaft aufgewachsen, sie als ehrliche Männer nicht mehr brauchen können. Ihre Vorkämpfer finden wir in den Brüdern Wolf, dem Straßburger Bürgermeister Dr. Schwander, dem Liberalen, und einem Einspänner, dem verdienten Dr. Hoeffel, der seit langen Jahren auch dem Reichstag als Mitglied der Reichspartei angehört. Alles sind Unterelsässer, das überhaupt dem Deutschtum seine ersten und besten Freunde geliefert hat. Es wäre aber ungerecht, wenn man hier die junge Generation der Klerikalen ausschließen wollte. Wir nennen da die Abgeordneten Hauß und Dr. Ricklin, deren Standpunkt und auch Kampfesweise sich sehr vorteilhaft von dem der Gruppe Wetterlé unterscheidet. Auch aus ihren Reden klingt wie bei ihren genannten liberalen Gegnern stets der Streit um die Weltanschauungen wider, der Ideenkampf, der das Schicksal des zu anderen Aufgaben berufenen elsaß-lothringischen Parlamentes entscheiden wird.

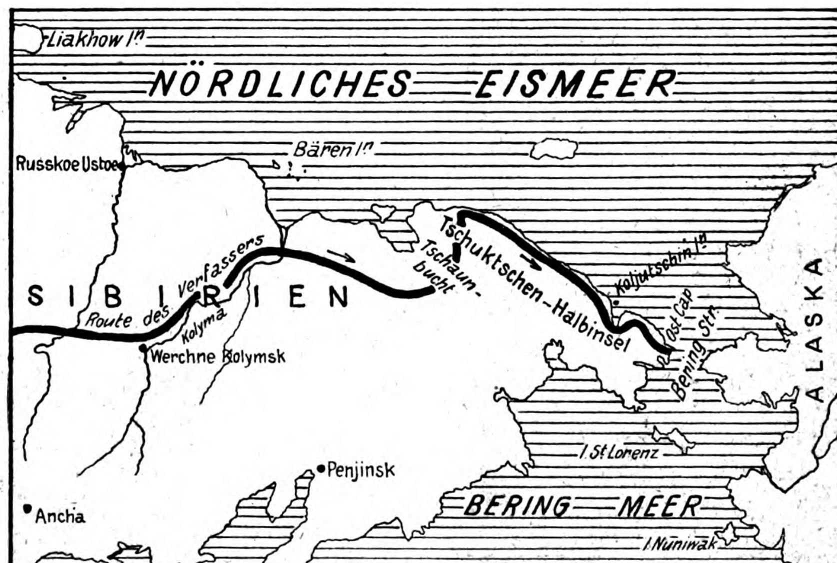
Streiflichter von der Tschuktschen-Halbinsel.

Von Oskar Iden-Zeller. (Hierzu 10 Photographien u. 1 Karte.)


Frau eines wohlhabenden Tschuktschen.

Die russische Regierung hat eine gigantische Arbeit in Angriff genommen. Man will die nordostasiatischen Besitzungen in umfassendere Obhut nehmen, der Tschuktschen-Halbinsel eine Administration verleihen und an der nordostsibirischen Küste von der Koljutschinbucht westwärts bis zur Tschaunbucht Handelsniederlassungen errichten, die zwar Eigentum von Privatgesellschaften sein werden, aber unter staatlicher Kontrolle stehen sollen. Dem Fernerstehenden mögen all diese Bestrebungen der Russen mehr oder minder rätselhaft erscheinen. Wozu, wird man sich fragen, will man die Kultur an verschneite und von der Welt kaum gekannte Gefilde verpflanzen, da man mit der Arbeit in zentral gelegenen Gebieten noch nicht zu Ende ist? Wer aber ein wenig hinter die Kulissen zu sehen vermochte, wird in all den russischen Plänen und Arbeiten nichts weiter als eine Abwehrmaßregel erblicken, die sich in erster Reihe gegen Eroberungzüge wirtschaftlicher Natur gewisser amerikanischer Syndikate richtet, aber auch japanischen Gelüsten entgegentreten will.

Es ist ja kein Geheimnis mehr, daß der Handel mit den Eingeborenen der Tschuktschen-Halbinsel schon seit Jahren fast ausschließlich in amerikanischen Händen liegt. Das wäre an sich kein besonderes Vergehen, solange der Handel eben auf reeller Basis beruhen würde. Aber, und das ist das Bedenkliche, das Geschäft ist durchaus einseitig. Die Händler, die als Walfischfänger figurieren, sind fast durchweg unlautere Elemente, und so scheuen sie sich denn auch nicht, beim Handel die verwerflichsten Methoden in Anwendung zu bringen. — Hinter den Schleichhändlern stehen große amerikanische Trusts. Auch Bergbaugesellschaften haben zu wiederholten Malen insgeheim Expeditionen nach der Tschuktschen-Halbinsel geschickt, um auszukundschaften, wo etwa Edelmetalle und Kohlen zu ergattern wären.



Uebersichtskarte der Tschuktschen-Halbinsel.

Digitized by Google — Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Tschuktschenzelt.



Im Land der Tschuktschen: Renntierkarawane.

Generated on 2019-06-06 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

Man wird sich nun unwillkürlich fragen, worin denn eigentlich der Reichtum Nordostsibiriens besteht. Darüber geben uns die Bücher der am Ostkap domizilierten „Northeastern-Siberian Co.“ ziemlich genügende Auskunft. Sie besagen fürs erste, daß die Rohprodukte der hier hauptsächlich in Frage kommenden Tschuktschen-Halbinsel, fossiles Elfenbein (Mammutzähne), Walfischknochen, Walroßzähne, Robbenfett, Fischbein, Renntier-, Bären-, Fuchs-, Zobel- und Hermelinfelle, von den Tschuktschen billig, namentlich gegen Spiritus und Whisky eingetauscht und mit ungeheurem Gewinn in Amerika verkauft werden. Allein aus den Erträgen des Fischbeins hatte die Gesellschaft eine Reineinnahme von 320 000 Mark, indem für das Pfund dieses kostbaren Materials auf der Tschuktschen-Halbinsel 6 Mark bezahlt wurde, während man in Neuyork gern 80 Mark dafür gab. Weißfüchse kosten an der Kolyma 8—12 Mark für den Balg, Rotfüchse gar nur 6—8 Mark, und Hermelinfelle wurden mir mit 3 Mark für den Balg angeboten. — Die Northeastern-Siberian Co. führte während eines einzigen Jahres: 9850 Seehundfelle, 8200 Stück Walroßzähne, 1050 Stück Renntierfelle, 560 Bälge von Polarfüchsen und eine mehr oder minder große Zahl von anderm Rauchwerk nach Amerika aus. Die Seehundfelle allein brachten eine Einnahme von zusammen 39 400 Mark. — Zieht man weiter in Betracht, daß all der aus dem Handel mit den Tschuktschen und Korjaken erzielte Gewinn nur eine Lappalie gegen die unermeßlichen Reichtümer bedeutet, die in Form von Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Kohlen und Graphit noch in der Erde der Tschuktschen-Halbinsel ruhen, so wird man sich der Ansicht nicht verschließen können, daß es immerhin kluge Geschäftsspekulationen sind, die amerikanische Händler ebensowohl wie ausländische Syndikate dazu treiben, auf asiatischer Erde bzw. auf der Halbinsel Tschukotsk festen Fuß zu fassen.

Das soll nun anders werden. Die Russen wollen sich emanzipieren. Ob es ihnen gelingen wird, wäre abzuwarten. Jedenfalls dürfte die Umwälzung nicht als ein unfreundlicher Akt gegen die Regierung der Vereinigten Staaten aufzufassen sein, da Rußland nur einen Besitz in Verwaltung nehmen will, der für Jahrhunderte vernachlässigt wurde. Und bei der zunehmenden Bedeutung von Alaska sowie im Hinblick auf die stetigen Uebergriffe ist es ja nur zu begreiflich,


Tschuktschenlager in den Tschaunbergen.


Auf dem Weg nach Panteleïcha.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY



Tschuktschen beim Ringkampf.

daß man sich in Rußland endlich entschlossen hat, die überaus wichtigen nordöstlichen Grenzen des asiatischen Besitzes mehr und mehr in eigene Gewalt zu bekommen. — Um die Verhältnisse auf der Tschuktschen-Halbinsel selbst kennen zu lernen, hatte ich mich von Irkutsk über Land, teilweise unter größten





Ein Rasttag in der Tundra. — Mittleres Bild: Auf dem Wege zum Jahrmarkt.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schwierigkeiten, mit Renntier- und Hundeschlitten nach Panteleïcha begeben. Dort war es auch, wo ich mich den Tschuktschen anschloß und mich ihnen als Knecht in die Hände gab. Als Mitte März der Jahrmarkt von Panteleïcha zu Ende ging und die einzelnen Abteilungen der Nomaden zur Heimreise rüsteten, war auch ich unter ihnen.



Tschuktschenmädchen beim „Ringelreigen".

Die Tschuktschen hatten versprochen, mich durch die Tschaunberge, die sich als Kettengebirge von OSO nach WNW hinziehen, bis zum Koetfluß zu begleiten und von dort für meine Beförderung nach der Insel Koljutschin am Nördlichen Eismeer Sorge zu tragen. Durch den Zickzackkurs in den Bergen ein Weg von etwa 800 engl. Meilen, der auf Renntierschlitten in längstens 75 Tagen zurückgelegt werden sollte. Schon in den ersten Tagen meines Aufenthalts bei den Tschuktschen mußte ich mir sagen, daß, wenn die Reise überhaupt glücken würde, ich sie unmöglich in 75 Tagen beendet haben könnte. Und spätere Vorkommnisse bestätigten das. Allein die Reise durch die Berge selbst kostete mich die Zeit von 120 Tagen. Der Weg vom Koetfluß bis zur Beringstraße, den ich die Küste des Nördlichen Eismeeres entlang ohne jedwede Begleitung zurücklegte, und zwar zu Fuß, mit 45 Pfund Gepäck belastet, fügte weitere 75 Tage hinzu.

Das Leben der Tschuktschen stellt wohl die armseligste und schwierigste Existenz dar, die man sich denken kann. Vollkommen auf ihre Renntiere angewiesen, sind sie zu einem Wanderleben gezwungen, das mit dem Leben anderer Nomaden nicht verglichen werden kann. Weil in südlicheren Breiten selbst die armseligste Steppe noch gewisse Bedingungen aufweist, unter denen man schließlich zu vegetieren vermag, wenn die Not in die Zelte lugt. Rafft dagegen eine Epidemie die Renntiere bei einzelnen Tschuktschen hinweg, dann sind auch diese rettungslos dem Hungertode preisgegeben. Denn aus Schnee und Eis vermag selbst ein Genie nichts hervorzubringen, und auch die dürftigen Kräuter ebenso wie der Morast, der im Sommer die Tundren der Tschuktschen-Halbinsel fast unpassierbar macht, geben keine Existenzmöglichkeit.



Hundeschlitten auf der Kolyma.

Das Leben der Tschuktschen war auch mein Leben. Ich schlief mit ihnen in dem gleichen Zelt, holte mit der

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gleichen Gemütsruhe das mir zukommende, ohne Salz zubereitete Renntierfleisch aus dem schmutzigen Eisentopf und war höchlichst vergnügt, wenn ich mit der hohlen Hand aus der heißen Blutsuppe die wenigen Fettstückchen herausfischen konnte, die in ihr herumschwammen. Denn einen Löffel durfte nur das Oberhaupt der Familie benutzen, und Herr Kerkal, so hieß unser würdiger Patriarch, sah darin sehr auf Ordnung. Bei gutem Wetter wurde das Nachtmahl vor dem Zelt eingenommen. Raste ein Schneesturm durch die Berge, hatte man die Vergünstigung, im Innenzelt, das im Hintergrund des Außenzelts mit Hilfe von einigen Stangen aufgerichtet war und als Ganzes einem Fellkasten glich, zu speisen. Alle saßen dann mit untergeschlagenen Beinen rund um den Eßnapf, die Frauen und Mädchen mit entblößtem Oberkörper, und jeder bediente sich. Mama überwachte stets die Schmauserei, fuhr gelegentlich mit einem schrillen Schrei dazwischen, wenn einer von uns ein gar zu großes Stück Fleisch für sich in Anspruch nahm, und beschäftigte sich sonst mit unsern Fellstrümpfen, die sie nacheinander sehr gewissenhaft durchkaute, um ihnen wieder die nötige Geschmeidigkeit zu verleihen. Nach dem Essen wurde regelmäßig eine Tasse Ziegeltee gereicht. Auch die Reinigung der Tassen ließ sich Mama nicht nehmen. Sie leckte sie alle sehr sorgfältig aus und wischte mit den Fingern nach. Nach der Mahlzeit folgte gewöhnlich noch ein Plauderstündchen. Dann erlosch die Tranlampe, und jeder von uns streckte sich zum Schlaf aus.

Noch vor Sonnenaufgang ist schon wieder das ganze Lager lebendig. Nach einem bescheidenen Morgenimbiß, zumeist Ueberreste vom vergangenen Abend, werden alle Zelte abgebrochen, zusammengelegt und auf die Schlitten verladen. Eine Arbeit für die Frauen und Mädchen, die übrigens nur wenige Minuten in Anspruch nimmt. Dann werden die Schlitten in Hufeisenform aufgestellt. Die Männer sorgen unterdessen für Einbringung der Zugtiere. Ist das letzte Renntier innerhalb der aus Schlitten gebildeten Einfriedigung, wird diese schnell geschlossen, und nun wählt man aus der Herde die kräftigsten Tiere aus, die alsbald angeschirrt werden. Die übrigen Renntiere trotteln zumeist neben oder hinter dem Zug her. Selten nur blieb ein Tier zurück. Unsere Karawane bestand aus 40 Schlitten mit zusammen 150 Renntieren. Wir schlossen uns jedoch in den Bergen oft andern Abteilungen an und bildeten so zuweilen eine große Gemeinschaft. Es ist Gepflogenheit, während des Tages nicht zu rasten. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang zieht man langsam über die Berge und durch die Schluchten. Oft ist längst schon der Abend hereingebrochen, ehe der Futterplatz erreicht ist. Dann werden die Tiere möglichst schnell ausgespannt und auf die Weide getrieben, wo sie sofort damit beginnen, mit ihren Hufen den Schnee an einzelnen Stellen wegzuscharren, um so zu dem oft nur sehr dürftig wachsenden Renntiermoos zu gelangen. Ist der Schnee tief und seine Oberdecke vereist, dann muß notgedrungen ein Rasttag eintreten, weil die Tiere von der Futtersuche so ermüdet sind, daß sie unmöglich eingeschirrt werden können.

Ich begrüßte diese Ruhetage immer mit besonderer Freude, denn ich hatte selbst zehn Schlitten zu führen und war stets übermüdet. Dann gab es an solchen Tagen auch doppelte Rationen, und am Nachmittag wurden entweder Wettrennen mit Renntieren veranstaltet, oder es fanden regelrechte Ringkämpfe statt. Die Jugend vergnügte sich mit Hoch- und Weitsprung oder tanzte Ringelreigen. Halbwüchsige Bürschchen zeigten oft große Geschicklichkeit bei der Handhabung der Vogelschleuder und beim Speerwerfen.

Die Frauen und Mädchen sitzen an solchen Ruhetagen vor den Zelten, bearbeiten Felle oder nähen irgendwelche Kleidungstücke, die sie aus selbstgegerbtem Renntierleder sehr geschickt herzustellen wissen. Ebenso haben sie für Anfertigung von Stiefeln aus dem gleichen Material Sorge zu tragen, wie ihnen denn überhaupt jede Hausarbeit überlassen bleibt.

Wird ein Renntier geschlachtet, nimmt die ganze Gemeinschaft daran teil. Man sucht sich aus der Herde das geeignetste Tier heraus, fängt es mit dem Lasso ein, und in Gegenwart des Familienoberhaupts stößt man dem Tier, das nach ihrem Glauben eine Gottheit vorstellt, mit geschicktem Stoß ein kurzes Messer bis ans Heft ins Herz. Dann kniet die Hausmutter auf dem verendenden Tier und holt aus der Herzwunde mit der flachen Hand das warme Blut. Jeder der Umstehenden beugt sich dann vor der Hausfrau nieder und erhält auf Stirn und Wangen einige Blutstreifen.

Ein Autograph.

Skizze von Charlotte Gräfin Rittberg.

Ein Spätnachmittag. Draußen zaust der Frühlingssturm an den jungbelaubten Baumkronen im Schloßpark; in den Gassen pfeift er, die zum Flußufer führen, und auf der Brücke tanzt er einen ungestümen Reigen. Das zerrissene Gewölk fegt in schwärzlichen Fetzen tief über den Dächern hin. Fahlgraue Schatten fallen ins Zimmer und verwischen die Umrisse aller Gegenstände. Nur an der Decke spielen rötliche Reflexe von den Straßenlaternen, die vorzeitig unter den Fenstern angezündet worden sind. Auf dem Bücherschrank zeichnet sich eine kleine polychrome Napoleonstatuette scharf gegen das dunkle Holz ab. Eine breite Schale, mit starkduftenden Maréchal Niel gefüllt, steht auf dem niedrigen Tischchen neben dem Ruhebett. Zwischen den zerwühlten Kissen guckt der rote Ledereinband eines Buches vor.

Der berühmte Schauspieler wirft wütend seine Zigarette weg und läuft nach der Tür, die seine Wirtschafterin halb offen gelassen hat.

Knall! schnappt das Schloß ein.

Im nächsten Augenblick reißt er die Tür wieder auf und schreit hinaus: „... Wenn ich es Ihnen nicht schon zehnmal gesagt habe! Wozu hält man sich denn solchen unnützen Hausdrachen ... Ein für allemal, ich arbeite —, ich empfange keinen fremden Besuch —, ich werde nicht gestört — — —“

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Tür kracht zu.

Der berühmte Schauspieler reckt behaglich die Glieder und geht zum Schreibtisch. Im Vorbeigehen streichelt er die wohlig warmen Kacheln am Ofen, etwa so, wie man einem guten Freund vertraulich auf die Schulter schlägt: „Einen freien Abend haben wir, Kamerad! Draußen fliegen Leuten die Hüte von den Köpfen, und der Sturm peitscht das Wasser kraus, derweil wir's uns wohl sein lassen wie die Dattel im Glashaus: Wärme, Licht, Feuchtigkeit — und die Komödie ad acta gelegt."

Er hat die Stores vor den Fenstern sorgfältig zugezogen, die rotverhüllte Stehlampe auf dem Schreibtisch angezündet und macht sich mit Genuß am Teetisch, vor dem leise brodelnden Samowar, eine Tasse Tee mit sehr viel Rum zurecht.

„Wenn man denkt, daß man heute mal weder Wallenstein, noch Mephisto, noch König Philipp ist — sondern den ganzen Abend man selbst — das ist eine überwältigende Vorstellung! Nicht einmal ‚der berühmte ...‘, ‚der gefeierte ...‘, ‚der göttliche ...‘ ist man — —, einfach ein Mann, der Tee trinkt, Briefe liest und Zigaretten raucht —"

Er kramt unter den Papierbergen auf dem Schreibtisch und stößt auf den Probezettel.

„Morgen!"

Triumphierend schiebt er ihn beiseite.

Ein Rollenheft fliegt in die Schublade.

„Heute bin ich Mensch, ausdrücklich nur Mensch!"

Die Nachmittagspost liegt in einem Bündel beisammen.

Mit spitzen Fingern holt er sie Stück für Stück heran und betrachtet prüfend die Aufschriften.

„Zeitungen — vom Freitag — Bunbury, rot angestrichen — natürlich! Kennen wir!

„Gastspiel des gefeierten —!

„Glanzleistung!

„Zweiter Mitterwurzer! Donner und Doria, müssen sie denn alles registrieren! Kann man niemals Erster sein und einzig?!"

Die Zeitungen liegen im Papierkorb.

Briefe.

Zwei rosa, ein gelber, ein dunkelblauer.

Dunkelblau ist neu, außerdem kennt er das Parfüm noch nicht. Er öffnet.

„Angebeteter Meister — —"

Erbarmen!

Der Kachelofen verschlingt zischend den dunkelblauen, den gelben und den rosafarbenen.

Weiter.

Eine Schminkenfabrik beehrt sich — ratsch, mitten durchgerissen.

Ein kleiner, weißer Brief mit eingepreßtem Wappen.

Der berühmte Schauspieler bückt sich ein wenig; ehe er es selbst weiß, hat er die schwarzen Schriftzeichen mit den Lippen geliebkost, mit einer ehrfürchtigen Bewegung.

„Nein doch ..."

Er errötet wie ein Mädchen und schiebt das Wappenkuvert in die Brusttasche —

„Aber er kommt zuletzt dran, als Belohnung ..."

„Sind wir nicht bald zu Ende?"

Der Kunsthändler bietet einen Israëls an, ein seltenes Blatt.

„Das ließe sich bedenken! Zur Ansicht muß er ihn auf alle Fälle schicken."

Er bläst bläuliche Rauchkringel in die Luft.

„Köstlich!"

Seine Phantasie folgt den herben Linien in des großen Holländers Schwarzweißkunst, den Raumtiefen in den scheinbar hingeworfenen Interieurszenen. Der Gedanke an den Besitz elektrisiert ihn förmlich — —

Er wird darum schreiben — nachher.

Er greift nach dem letzten Brief.

„Petersburg! Aha! Der Freund und Kollege wird gefeiert, verwöhnt — freilich, freilich, man gastiert nicht ungestraft in der Metropole Rußlands! Noch dazu als ‚Lord Goring‘, wenn man so verführerisch mit den Augen blinken kann! Gastmahle — schöne Frauen — aber selbstverständlich ..."

Er blättert in der umfangreichen Epistel. Er liest: „— — Ja, Freundchen, wir können's nun mal nicht lassen. Herzensbetörer auf der ganzen Linie — sie wollen's ja nicht anders. Sie fordern, und wir können nicht widerstehen. Sei ehrlich, Du, mit Deiner Sprödigkeit und Deinen erhabenen Grundsätzen — wie oft bist Du standhaft geblieben? Mit der Keckheit werden wir fertig, aber die süßtaumelige Schwärmerei ist ein Narkotikum — —"

Er zerknittert die Blätter zwischen den Fingern.

„Unsinn! Wenn der Junge sich von jedem himmelnden Gänschen den Kopf verdrehen lassen muß, soll er keine Briefe schreiben. Nervös kann er einen machen ..."

Der berühmte Schauspieler springt auf und geht mit großen Schritten in der Stube auf und ab. Er ärgert sich, daß sein Blick im Halbdämmer den Augen der Mona Lisa begegnet, und findet, daß sie längst einer guten Originallandschaft hätte Platz machen sollen.

Mitten im Zimmer bleibt er stehen und horcht.

Auf dem Vorflur werden eifernde Stimmen laut — sehr laut! Man hört eine Tür klappern, einen Stuhl beiseite rücken. Die Wirtschafterin stößt Klagetöne aus, dazwischen redet sie eine deutliche Sprache — nicht eben höflich.

„Hallo! Was soll das heißen?!"

Die Tür springt auf. Eine junge Dame drückt sie von innen wieder zu und streckt dem berühmten Schauspieler die Hand entgegen —

„Guten Abend!"

Er ist sprachlos.

„Guten Abend!" wiederholt sie. „Ich darf mich wohl setzen?"

Sie sieht sich suchend um.

Er lächelt vag und gibt dem Sessel neben dem Schreibtisch einen kleinen einladenden Ruck.

„Danke."

Sie hat schon Platz genommen. Sie betrachtet ihn prüfend.

„Ich fürchte, Sie sind mir böse."

„Aber, Gnädigste —

Er macht unwillkürlich eine beteuernde Bewegung.

„Nein? Wie hübsch von Ihnen. Ich wußte, daß Sie so sind."

„Sie sind sehr freundlich."

Er beginnt langsam sich zu fassen. Er sitzt ihr gegenüber und überlegt, weshalb sie ihm eigentlich so reizend erscheint. Sie hat ganz unregelmäßige Züge und zu große Augen, die starr werden, wenn sie unbelebt sind. Aber ihr Mienenspiel ist köstlich; außerdem fesselt ihn ihre Hand, von der sie den Handschuh ab-

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gestreift hat, eine schmale, längliche Hand, an der alle Nerven spielen.

Er fängt an, gespannt zu sein, was sie eigentlich will.

„Sie kamen etwas plötzlich hereingeschneit —“

„Gott, ja, ich hoffe, ich habe Sie nicht erschreckt?“

„Bitte, unsereiner ist an überraschende Auftritte gewöhnt!“

„Die moderne Bühnenliteratur ist eine gute Schule, wie?“

Sie lacht.

„Oh!“ er verzieht ein wenig mokant den Mund. „Sind Sie darin so bewandert?“

„Ja.“

Seine Skepsis macht sie unsicher, wie weit sie gehen darf. Er wäre imstande, sie zu examinieren.

Das spöttische Schweigen regt sie auf.

„Ich sah Sie gestern im Wallenstein —“ stößt sie hervor.

„Das Modernste, was wir haben.“

Das empörende Lächeln!

„In Ihrer Darstellung allerdings.“

Die Wut macht sie schlagfertig.

„Ah!“ Er ist überrascht — sie ist feiner, als er dachte.

„Mit der Betonung des Reinmenschlichen vor dem Heroischen rücken Sie selbst die klassischen Helden in das Gebiet modernster Darstellungskunst.“

„Sie beobachten gut.“

„Ich erlebe.“

Er seufzt.

„Wenn Sie sich verhundertfachen könnten, gnädiges Fräulein! Das Publikum erlebt nicht, es käut wieder. Wir brauchen Ersatz von Ihrer Art.“

„Ein Kunstwerk miterleben zu können, ist Gottesgnadentum; es ist so selten wie Schaffen.“

Er betrachtet sie immer interessierter und rückt seinen Stuhl ein wenig zu ihr heran.

„Wissen Sie, daß Sie mir Ihren Namen überhaupt noch nicht verraten haben —, gießen mir da einen Strom von Geist und Güte ins Haus, und ich weiß nicht einmal die Quelle zu nennen?“

Er freut sich über das frohe Rot, das seine Uebertreibung ihr ins Gesicht schmeichelt. Und die Hand! Wie energisch die Knöchel hervortreten, daß die weiche Haut sich darüber spannt — — —

Er greift nach dieser Hand und streicht leise ihre Form nach, indem er sie in der Linken festhält.

„Begrüßt haben wir uns auch nicht recht — — das hat alles die Ueberraschung verschuldet, Fräulein — — — ja, wie?“

Sie sitzt gebückt, aber ganz steif im Rücken, wie ein Kätzchen zum Sprung bereit.

„O, mein Name tut doch nichts zur Sache! Meine Bitte können Sie mir ebensogut so erfüllen, und . . .“

„Eine Bitte auch?“

Jetzt gilt es! Wie er plötzlich ihre Hand hält: wie eine Blume, die man wegschnippen will, zwischen zwei Fingern!

Und dieses Lächeln!! Er verzieht kaum die Lippen, aber seine Augen sprühen. Auskratzen möchte sie sie ihm!

Aber nein — stillhalten!

„Ein Autograph!“

Ihre Augen betteln, ihr ganzes Gesicht, ihre schmiegsame Hand — —

Er hat sich mißmutig in den Stuhl zurückgelehnt.

„Ach, Kind — —“

Das langweilt ihn nun!

Sie springt auf. Ganz dicht tritt sie zu ihm. Er prüft heimlich ihre vollen, festen Formen. Sie hat etwas, was ihn guter Laune macht.

„Ein paar Worte . .“

Ihre Stimme lockt ihm im Ohr.

„Das I-Tüpferl auf meine Begeisterung. Ach, sehen Sie, Sie lachen ja schon wieder. Da — warten Sie, ich richte Ihnen alles!“

Er sieht verwundert der flinken Hand zu, die so unverzagt in seinen Papieren wühlt.

„Ein Bogen — hier ist Ihre Feder! Nicht wahr, Sie sträuben sich nicht mehr. Schauen Sie, es macht mir solche Freude!“

„Also, was soll ich denn schreiben?“

„Was Ihnen halt einfällt: ‚An die große Unbekannte!‘ oder ‚An Liddy‘ oder — —“

„Liddy!“

Er weiß wirklich nicht, wie es kommt, daß sein Arm sich sacht um ihre Hüften schiebt. Er sieht zu ihr auf.

„Sind Sie denn wirklich solch eine Enthusiastin für meinen Wallenstein?“

Keine Bewegung macht sie. Die Aufregung gibt ihr einen heißen Ausdruck ins Gesicht.

„Liddy!“

Sie hat solche Angst, daß er vom Schreibtisch abrücken könnte.

„Mein Autograph!“

Ihr verschüchtertes Flehen rührt ihn. Es ist nicht recht, ihr Vertrauen zu mißbrauchen; — so sehr sie ihn reizt. Nein, mutig hat sie ihre süße Schwärmerei zu ihm getragen, die soll ihr nicht befleckt werden!

Er küßt ihre zitternde Hand, ehe er sie freigibt.

Dann schreibt er ihr mit fliegender Feder die Worte, die sich ihr kluges Köpfchen eigens für ihn ausgedacht hat: „Ein Kunstwerk miterleben zu können, ist Gottesgnadentum; es ist so selten wie Schaffen.“

Es bewegt ihn ordentlich.

Er gibt es ihr und sieht ihr warm in die Augen. Ein bißchen erwartungsvoll.

„Hier — Liddy!“

„Danke“, sagt sie trocken und wendet sich zum Gehen.

„Aber —“

Sie steht schon an der Tür und streift den Handschuh über, während sie das Blatt zwischen zwei Finger klemmt.

Plötzlich dreht sie sich nach ihm um und lächelt ironisch.

„Ach, das haben Sie geschrieben — schade! Der Herr in Leipzig, der mir die meisten Autographen abkauft, mag eigentlich lieber Originalaussprüche — aber es ist schließlich einerlei. Adieu!“

Er hört die Eingangstür ins Schloß fallen. Er geht nach dem Schreibtisch, holt den Brief seines Freundes aus Petersburg und steckt ihn in den Ofen, ohne ihn noch einmal durchzulesen.

Als er an diesem Abend unter seinen letztjährigen Kritiken stöbert, findet er auch die beiden Aussprüche seines berufensten Rezensenten: „Mit der Betonung des Reinmenschlichen vor dem Heroischen rückt der berühmte Schauspieler selbst die klassischen Helden in das Gebiet modernster Darstellungskunst — — —“ und weiter unten den zweiten — das Autograph.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die kommende Sommermode.

Hierzu 11 photographische Aufnahmen.

Paris, im Mai 1911.

Ueber Nacht ist es warm geworden, und ebenso plötzlich sind aus den verborgenen Kammern der Schneider die sorglich gehüteten Schätze der Sommermode aufgetaucht. Sie bringt allerlei Neues, Originelles, ja Sensationelles. Den Hosenrock hat sie beseitigt. Dafür aber ist der geschlitzte Rock auferstanden, der zur Direktoirezeit schon einmal Triumphe feierte und, wie erinnerlich sein dürfte, vor einigen Jahren flüchtig



Phot. Manuel.

2. Moderner Hut mit Füllung von vielfarbigen Paradiesvogelfedern.

erschien, um jedoch gleich wieder zu verschwinden. Er schien damals zu gewagt für die wahrhaft Eleganten. Jetzt, wo er den Hosenrock abzulösen bestimmt ist, wirkt er äußerst dezent und ruhig-vornehm, so daß man ihm auch ein längeres Leben prophezeien kann. Abb. 9 unserer Bilder zeigt ein Kreppkleid in Nattierblau, mit englischer Lochstickerei verziert. Die lose, die Figur nur andeutende Form mit dem hohen Taillenschluß, dem Schnurgürtel, dem breiten Kragenarrangement des Mieders, den Doppelärmeln und der Tunikaform des Rockes ist ganz modern. Auch der seitliche Verschluß ist charakteristisch. Unter dem Oberkleid, das um den Saum von Atlas (nattierblau) eingefaßt ist, wird ein leichtschleppendes Untergewand aus gleichfarbigem Atlas sichtbar, das linksseitig bis zur halben Wade empor gespalten ist und beim Schreiten den nattierblauen Seidenstrumpf und schwarzen Samtschuh sehen läßt. Der blaue Strohhut ist mit schwarzem Samt gefüttert. Weiße Pleureusen überragen ihn. Abb. 10 zeigt ein Gesellschafts-



1. Abendmantel aus roter Seide über silbergrauem Gesellschaftskleid mit straßgestickter Schleppe. Phot. Felix.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY



Phot. Zeitz

3. Hochgespaltener Rock aus braunem Wollmusselin.
4. Asymmetrisches Tagesgewand aus Spitzen u. Wollbatist.
5. Gesellschaftskleid mit zweizipfliger Schleppe.

Generated on 2019-06-06 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

kleid mit dem gespaltenen Rock. Hier bildet champagnerfarbener, altrot gepunkter Liberty das Unterkleid, über das sich eine Tunika von weißem Seidenmusselin breitet. Eine Perlenschnur versieht die



Phot. Felix.

6. **Straßenkleid**
aus rauhhaarigem Stoff.

Stelle des Gürtels. Perlenfransen umranden den Rocksaum, der, gleichsam durch die Enden der Tunika hochgeschürzt, den Boden nicht berührt. Ein Tuff rotgesprenkelter Teerosen verdeckt den Vereinigungspunkt von Unterkleid und Tunika. Das Mieder, eckig dekolletiert, mit Aermeln bis zum Ellbogen, zeigt reiche Perlengarnie-



Phot. Felix.

7. **Turmartiger Hut mit Helmzier**
von königsblauen Straußenfedern.

rung und Perlenfransen als Aermelabschluß. Als Coiffüre ein Gewinde von gelblichem Seidenmusselin mit seitlich



Phot. Felix.

8. **Tagestoilette**
aus gestreiftem Wollbatist, Modell 1911.

hochstrebender gelblicher Reiherfeder. Eine andere Abart des gespaltenen Rockes tritt uns in Abb. 3 entgegen. Hier teilt sich der seitlich geschlossene Rock zwischen Hüfte und Knie und läßt das Unter-



Phot. Felix.

9. **Nattierblaues Kreppkleid**
mit seitlich gespaltenem Rock.

kleid, glatt bis zum Saum herab, zutage treten. Charakteristisch für die Mode sind an dem für trübe Sommertage bestimmten Straßenkostüm die wagerecht laufenden Streifen des Musters sowie das breite Kragenarrangement mit dem hervorquellenden, nach unten fallenden fächerförmigen weißen Tülljabot und die nach

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Manuel.

10. Der gespaltene fußfreie Rock
für Gesellschaftskleider.



Phot. Manuel.

11. Wolkengraues Gesellschaftskleid mit Tunika
aus perlengesticktem Kanevas und Turbancoiffüre.

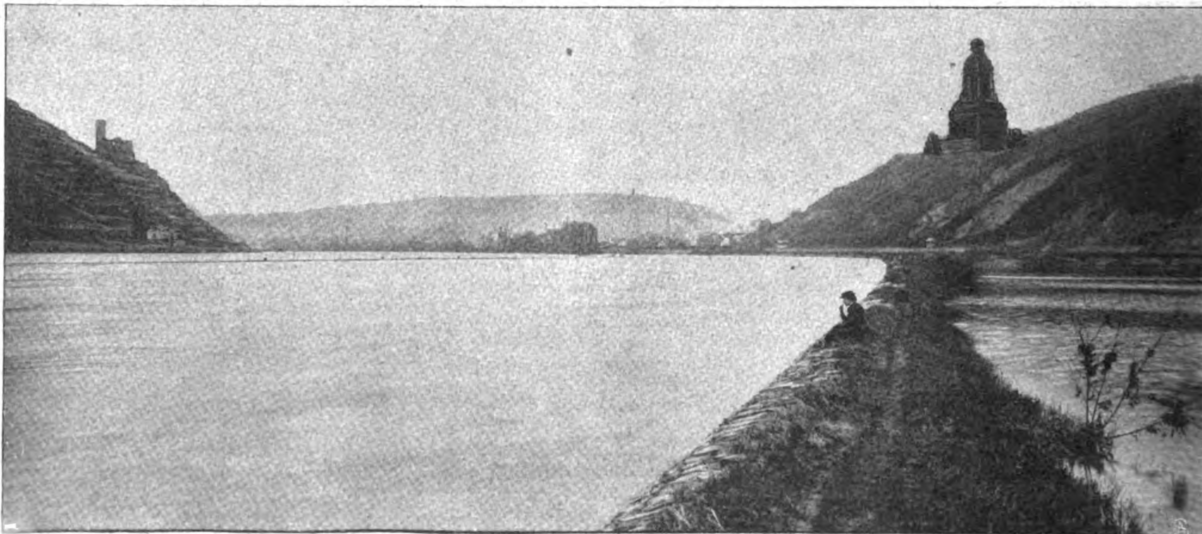
unten zu sich tütenartig erweiternden glatten Kimonoärmel. Das kleine Halseinsatzstück, das ohne jede Verzierung am Hals abschließt, ist aus weißem Tüll. Der Stoff ist brauner Wollmusselin mit weißlichgrauen, feinen Streifen. Die Aufschläge und das um den Rand befranste Futterkleid mahagonifarbener Liberty mit roten Lichtern. Auch Abb. 4 zeigt einen gespaltenen Rock. Hier freilich ist es eine Zusammen-

Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stellung dieser neusten Mode mit der der Asymmetrie. Der Oberrock aus grober, gelblicher Tüllspitze spaltet sich schon an der von einer Silberschnur umschlossenen Taille, um so weit auseinander zu fallen, daß am Saum die rechte Rockhälfte aus Spitze, die linke aus dem rubinroten Wollbatist des Unterkleides besteht. Ein rubinroter Libertystreif umrandet das Spitzenüberkleid, das in seinen Miederteilen wie ein Mantel anmutet. Der tiefe Ausschnitt stempelt das Gewand keineswegs zum Abendkleid, er ist für Tagestoiletten des kommenden Sommers durchaus richtig, darf sich aber nicht über die Schultern ausdehnen wie bei Abb. 5, einem dunkelvioletten Tüllgewand mit reicher Silberstickerei über gleichfarbigem Unterkleid aus Liberty, an dem auch die Aermel die Mode des Abends versinnbildlichen. Sie bestehen nur aus den Klappen des halb fichuartigen Kragens, der sich über das Mieder legt. Das originellste an dem Kostüm ist seine in zwei spitzen Zacken endigende Schleppe, die durch die Metallstickerei noch etwas besonders Schweres, träge Gleitendes erhält. Ganz ähnlich, aber rund ausfallend ist die Schleppe des Gewandes Abb. 1 gearbeitet, die den Abschluß einer vorn mantelartig auseinandergehenden Tunika über dem Kleid von silbergrauem Atlas bildet. Die Stickerei ist aus Stahlperlchen mit eingelegten Arabeskenstreifen von weißen Perlmutterflittern, die auch den vorderen Miederteil bedecken. Der breitkragige Kimonomantel ist aus granatroter stumpfer Seide mit gleichfarbigem Seidenmusselin überzogen. Die eingesetzten Streifen in den Aermeln und die Garnierung des oberen Mantelteils bestehen aus hellrotem, mit Plattstichstickerei ton sur ton bedecktem Seidenkrepp. Ebenfalls ganz Abendkleid ist Abb. 11, ein Empirehänger aus wolkengrauem Atlas mit hinten langer, vorn abgeschrägter Tunika aus weißlichgrauem Seidenkanevas. Eine Stickereiborte, in schwarz und weißen Perlen ausgeführt, umrandet die ganze Tunika, aus deren Ansatz in Brusthöhe das kleine Empiremieder von weißem Seidenbatist mit weißer Tambourstickerei heraussteigt. Die Abb. 8 und 6 zeigen wieder Straßenanzüge, erstere einen solchen für trübes aber warmes Wetter, letztere für ausgesprochen kühle Sommertage oder für Reisen. Abb. 8 ist aus licht- und dunkelblau gestreiftem Wollbatist. Die Samtaufschläge sind dunkelmarineblau. Die Form ist die des typischen Kleides 1911 ohne jede besonders charakteristische Beigabe. Hochgürtlige Gewänder wie das vorliegende, diskret gearbeitet, werden noch lange Zeit modern bleiben. Aus rauhhaarigem, sogenanntem Noppenstoff ist Abb. 6. Der gerade, enge Rock, die in weiten Linien die Figur bezeichnende gerade Jacke, tief unten mit zwei großen Knöpfen geschlossen, und der breite, eigenartig geformte Umschlagkragen sind vorbildlich für die modernen Jackenkleider, die mit mehr oder weniger großen Abweichungen durchweg nach diesem Muster gefertigt werden. Der Stoff ist lichtgrün, mit roten, grauen, blauen und violetten Fäden durchsprenkelt, der Aufschlag jägergrünes Tuch. Der Hut Abb. 2 ist vollständig zusammengeklappt und besteht aus lichtbraunem Strohgeflecht. Seine Füllung von vielfarbigen Paradiesvogelfedern quillt nach hinten aus einem kleinen Spalt heraus. Eine lichtbraune Samtschleife unterbricht die sonst zu hoch erscheinende Vorderfläche des Hutes. Noch eigenartiger mutet der weiche Hut Abb. 7 an, dessen biegsames Geflecht aus goldglänzendem feinem Bast wie ein schräg auf dem Kopf ruhender Topf oder Turm anzusehen ist, aus dem wie aus einer niedrigen Vase an der Krone ein Büschel Straußenfedern herausquillt, die, obgleich kurzstielig, die langen Fasern der Pleureusen zeigen; sie sind im Kontrast zu dem goldig glänzenden Geflecht königsblau gefärbt. Klementine.

❖ Bilder aus aller Welt. ❖

Das Ergebnis des Preisausschusses für ein Bismarck-Nationaldenkmal auf der Elisenhöhe bei Bingerbrück wird noch immer lebhaft diskutiert. Namentlich hat in den beteiligten Kreisen die Nachricht Verwunderung erregt, daß alle Entwürfe, die eine gewaltige Höhenentwicklung anstreben, vom Preisgericht abgelehnt worden sind, selbst in dem Fall, daß ihre

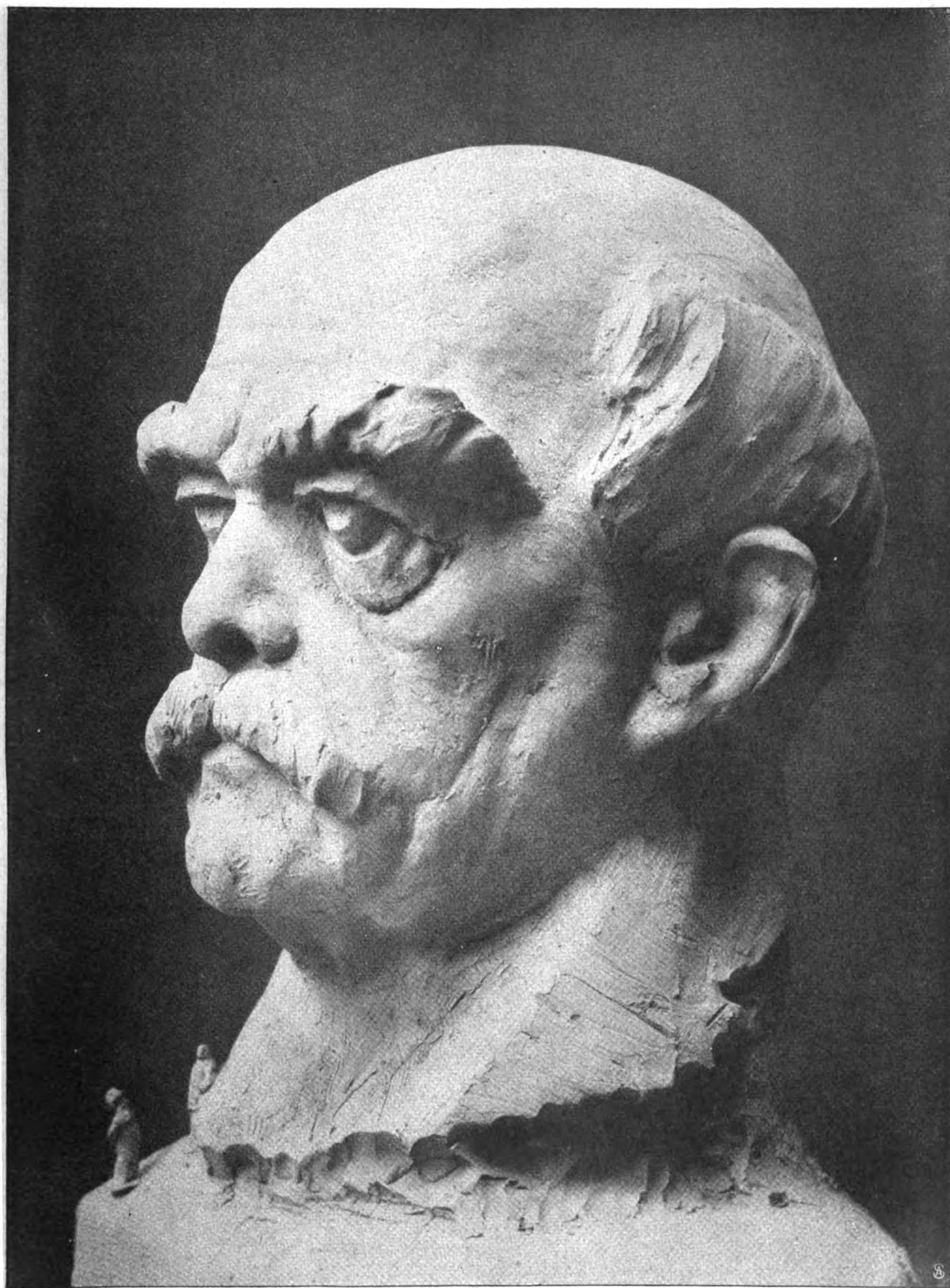


Der Entwurf Prof. H. Hundriesers für das Bismarck-Nationaldenkmal auf der Elisenhöhe bei Bingen.
Das Kolossaldenkmal, vom Rhein aus gesehen.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Der Kopf des Hundrieserschen Entwurfs zum Bismarck-Nationaldenkmal.

Die kleinen Figuren links zeigen die Größe des Kopfes im Verhältnis zum Menschen.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ausführung innerhalb des angegebenen Kostenanschlages sich leicht hätte ermöglichen lassen. — Im Preisausschreiben war gesagt: „Entscheidendes Gewicht wird darauf gelegt, daß das Denkmal vom Rhein aus sowie oberhalb wie unterhalb der Elisenhöhe zur Geltung kommt; es soll zugleich den Denkmalsplatz vollkommen beherrschen.“ Jedenfalls war die Fassung dieses Paragraphen keine sehr glückliche, da eine ganze Anzahl von Entwürfen hochragende Bauwerke brachten, die dann gleich von vornherein ausgeschieden oder später abgelehnt wurden. — Die Frage, ob es nicht zweckmäßig wäre, ein gigantisches Bismarck-Symbol am Rheinufer zu errichten, dürfte von vielen bejaht werden, zumal die mit Preisen bedachten Entwürfe, die in den Formen diese weithinwirkende Massigkeit nicht zeigen, vielfach kritisiert worden sind. Falls, was zu hoffen ist, eine neue Konkurrenz ausgeschrieben wird, sollte man gerade diesem Gedanken der großen Monumentalwirkung zur Verwirklichung verhelfen. Wie ein solch hochragendes Bauwerk in der Landschaft wirkt, zeigt unsere eine Abbildung, die den Entwurf von Professor Hans Hundrieser in der Landschaft wiedergibt. Das andere Bild zeigt den Kopf Bismarcks, der als Abschluß des Bauwerks gedacht war. Die Höhe des Kopfes würde 12,5 Meter betragen.



Phot. Abeniacar.

Königin Helena und der japanische Gesandte auf dem Weg zur Eröffnungsfeier.
Eröffnung der japanischen Abteilung der Intern. Kunstausstellung in Rom.

Das italienische Königspaar wohnte kürzlich der Eröffnung der japanischen Abteilung der Kunstausstellung in Rom bei. Die Majestäten wurden vom Botschafter Baron Hayashi empfangen.

Geh. Medizinalrat Sander, der leitende Arzt der städtischen Irrenanstalt Dalldorf bei Berlin, beging am 1. Mai das Jubiläum seiner fünfzigjährigen segensreichen Tätigkeit als Irrenarzt.

Der Berliner Musikhistoriker Geheimrat Professor Friedländer, einer der deutsch-amerikanischen Austauschprofessoren des Vorjahres, wurde von der Universität Wisconsin zum Ehrendoktor der Rechte ernannt.

Prinz Otto zu Schaumburg-Lippe und seine Gemahlin, die Gräfin von Hagenburg, und ihre Kinder haben kürzlich einen fünftägigen Distanzritt von Darmstadt nach Metz vollbracht.

Der neuste Modetanz „Tango Argentino“ verdankt in Paris seinen großen Erfolg der berühmten Primaballerina Fräulein Napierkowska, die ihn mit Temperament vorführt.



Geh. Med.-Rat Dr. Sander,
beging in Berlin sein 50 jähriges Jubiläum als Irrenarzt.



Prof. Friedländer, Berlin,
wurde zum Ehrendoktor der Staatsuniversität von Wisconsin ernann.



Von links: Prinz Otto zu Schaumburg-Lippe; Gräfin Hagenburg, Gemahlin des Prinzen, im Automobil.
Zu Pferd: Gräfin Hermine, Graf Wilhelm, Graf Otto Heinrich von Hagenburg.

Ein fünftägiger Ritt von Darmstadt nach Metz: Ankunft vor dem Deutschen Tor in Metz.

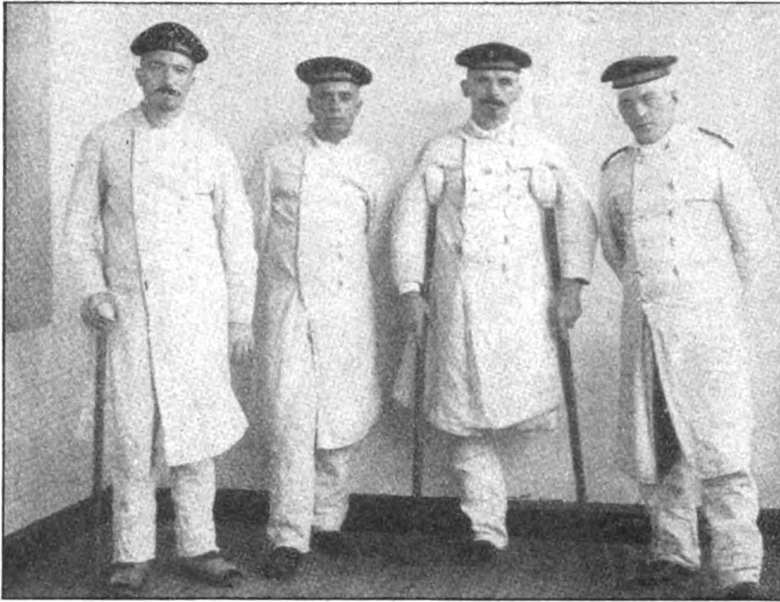
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Ein neuer Gesellschaftstanz „Der Tango“ getanzt von Fräulein Napierkowska von der Komischen Oper in Paris.

Phot. Reutlinger.

Generated on 2019-06-06 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

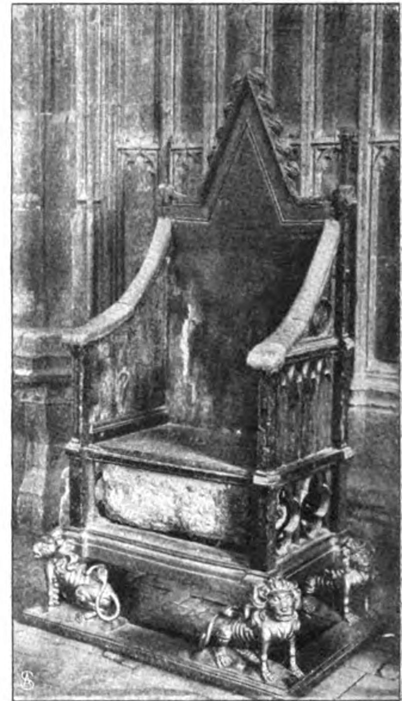


Von links: Matrose Agathon, Ob.-Matrose Geißler, Ob.-Matrose Meyer, Bootsmannsmaat Pimpertz.

Die bei den Kämpfen in Ponape verwundeten deutschen Seeleute.

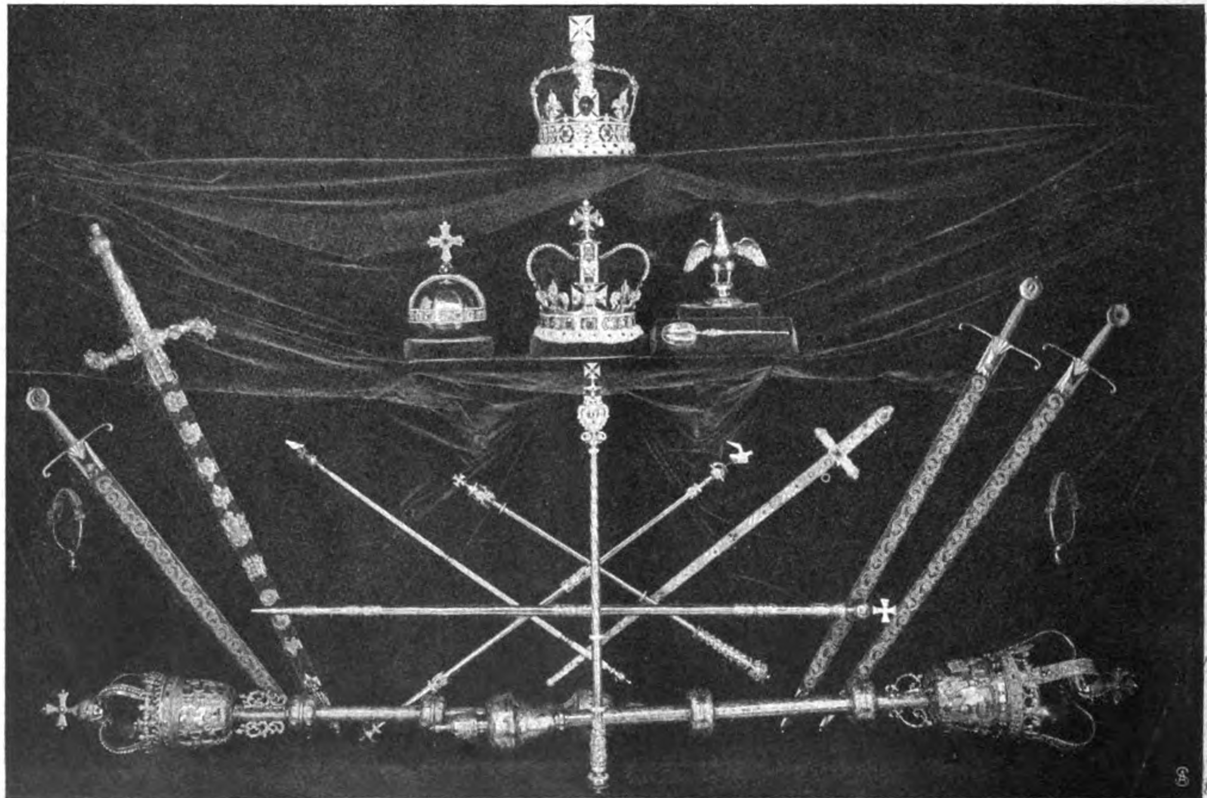
Unsere Aufnahme der im Kampf gegen Aufständische in Ponape verwundeten Seeleute zeigt die Tapferen im Gouvernementslazarett von Kiautschou.

Die bevorstehende Königskrönung in London lenkt das allgemeine Interesse auf die historischen Insignien und Juwelen, die im Tower verwahrt werden. Der uralte Krönungstuhl, auf dem alle Könige von Schottland bis Karl II. in Scone gekrönt wurden, befindet sich seit dem Jahr 1707 in der Westminsterabtei.



Phot. Stereoscopic Co.

Der historische Krönungstuhl der englischen Könige in der Westminsterabtei in London.



Phot. W. E. Gray.

Zur Krönung König Georgs von England: Die Kronjuwelen und Insignien des englischen Schatzes.

Historische Kostbarkeiten.

Schluß des redaktionellen Teils.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

DIE WOCHE

Nummer 20. Berlin, den 20. Mai 1911. 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 20.



Die sieben Tage der Woche.

11. Mai.

Die Kommission des Reichstags für die elsaß-lothringische Verfassung lehnt die Vorlage mit 13 gegen 12 Stimmen ab.

In der Türkei wird der Senator Abdurrahman zum Unterrichtsminister ernannt.

Die Aufständischen in Mexiko erklären Juarez, das sie nach dreitägigem Kampf erobert haben, als Hauptstadt und setzen eine provisorische Regierung ein.

Bei Redcliffe im amerikanischen Staat Kolorado entgleist ein Eisenbahnzug und stürzt in einen Fluß.

Aus China kommt die Nachricht, daß die Regierung die Eröffnung des Vorparlaments auf den 23. Oktober angesetzt hat.

12. Mai.

In Stuttgart wird der Regierungsrat Lautenschlager, der Kandidat der Nationalliberalen, der Konservativen und des Zentrums, zum Oberbürgermeister gewählt (Portr. S. 822).

Zum Präsidenten des Preußischen Statistischen Landesamts wird als Nachfolger des Geheimen Oberregierungsrats Dr. Blenck der Oberregierungsrat G. Evert ernannt (Portr. S. 822).

Der amerikanische Staatssekretär des Krieges Dickinson tritt von seinem Amt zurück.

In Argentinien wird das Parlament eröffnet. In der Botschaft des Präsidenten werden die Beziehungen zum Ausland als ausnahmslos herzlich bezeichnet.

13. Mai.

Der Deutsche Handelstag hält zur Feier seines fünfzigjährigen Bestehens in Heidelberg eine Festsitzung ab, in der Großherzog Friedrich von Baden eine mit einem Hoch auf den Kaiser schließende Ansprache hält und der Reichskanzler von Bethmann Hollweg die Versammlung namens des Bundesrats und der preußischen Staatsregierung begrüßt.

Der Kaiser tritt von Wiesbaden, die Kaiserin mit der Prinzessin Viktoria Luise von Potsdam aus die Reise nach England an.

14. Mai.

In Abessinien wird Lidji Jassu, den Menelik zu seinem Nachfolger bestimmt hat, feierlich zum König ausgerufen.

Bei Urum Beglii (Südbulgarien) wird ein bulgarischer Hauptmann, während er die Grenzrunde macht, von türkischen Soldaten erschossen. Der Vorfall erregt in Sofia große Entrüstung.

15. Mai.

Das Kaiserpaar trifft mit der Prinzessin Viktoria Luise in London ein und wird von der englischen Königsfamilie auf der Viktoriastation empfangen.

Das englische Unterhaus nimmt die Vetobill in dritter Lesung mit 362 gegen 241 Stimmen an.

16. Mai.

In Posen wird die Ostdeutsche Ausstellung für Industrie, Gewerbe und Landwirtschaft in Gegenwart des Kronprinzen eröffnet. Der Kronprinz tritt von dort mit seiner Gemahlin die Reise nach Petersburg an.

In London wird das Denkmal für die Königin Viktoria in Gegenwart des deutschen Kaiserpaares und der englischen Königsfamilie enthüllt.

Das Zeppelinluftschiff „Deutschland“ wird in Düsseldorf beim Herausbringen durch Sturm zerstört (Abb. S. 818).

In Gera tritt die Generalversammlung des Deutschen Bühnenvereins zusammen.

Zum Oberprokureur des russischen Synods wird an Stelle Lukjanows, der auf seinen Antrag des Amtes enthoben wurde, das Mitglied des Reichsrats Sabler ernannt.

17. Mai.

Aus Mexiko wird gemeldet, daß die Aufständischen die Stadt Sombrerete gestürmt und 500 Soldaten und Einwohner niedergemacht haben.

Der moderne Kampf um den Südpol.

Von Dr. Max Friederichsen,
o. ö. Professor der Geographie an der Universität Greifswald.

Am 7. Mai dieses Jahres ist von Bremerhaven aus die von Oberleutnant Dr. W. Filchner zu leitende zweite deutsche antarktische Expedition auf dem Schiff „Deutschland“ in See gegangen. Damit ist auch die deutsche Nation wieder eingetreten in den seit der Jahrhundertwende scharf entbrannten und gerade in der allerletzten Zeit von neuem entfachten Kampf um den Südpol und um die Entschleierung der Land- und Meeresgebiete der Antarktis. Dieser Tatsache sollten sich die weitesten Schichten unseres Volks von ganzem Herzen freuen! Sie sollten sich darüber klar werden, daß eine tatkräftige Teilnahme der Deutschen an der augenblicklichen Südpolarforschung nicht nur den wissenschaftlichen Traditionen, wie sie uns seit Gauß, seit von Neumayer, seit von Drygalski so teuer geworden sind, entspricht, sondern daß bei dem allgemeinen Ringen ein teilnahmloses Abseitsstehen der Deutschen geradezu ein nationaler Fehler wäre.

Um dies zu erweisen, soll im folgenden kurz an die Ergebnisse der sogenannten internationalen Polarjahre 1901—1904 angeknüpft und aus diesen Unternehmungen heraus der augenblickliche Stand der Südpolarforschung erläutert werden.

In jener Epoche neubelebter internationaler Südpolarforschung 1901—1904 waren es vor allem vier

Copyright by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

große Expeditionen, welche von vier verschiedenen Stellen aus zu gleicher Zeit und mit international vereinbartem Programm zur Antarktis aufbrachen.

I. 1901—1903 die damals vom Deutschen Reich für 1 200 000 Mark entsandte Expedition der „Gauß“ unter Erich von Drygalski. Das ihr zugewiesene Forschungsgebiet lag im Süden des Indischen Ozeans. Der Vorstoß erfolgte auf Neumayers Anraten im Kerguelen-Meridian (70° ö. L. v. Gr.) und endigte, weil sehr bald der Festlandsrand erreicht wurde, bereits in der Breite des südlichen Polarkreises (66½° s. Br.) unter 90° ö. L. Der dabei neu gefundene antarktische Festlandsrand mit dem „Gaußberg“ wurde „Kaiser-Wilhelm-II.-Land“ genannt. Die Hauptarbeit geschah damals, in kluger Beschränkung auf das wissenschaftlich Wichtigste, von der Station des fest eingefrorenen Schiffes aus. Von größeren Landreisen wurde abgesehen. Dies wurde später der Expedition vielfach verargt. Von wissenschaftlichem Standpunkt aus sehr mit Unrecht. Man wird dies noch deutlicher erkennen, wenn Ende 1912 in den über 15 großen Bänden und drei Atlanten das wissenschaftliche Reisewerk der Gauß-Expedition fertig vorliegen wird. Es gehört nach dem Urteil der Fachkritik „zu den größten wissenschaftlichen Werken, die je in Deutschland über die Arbeiten einer einzelnen Forschungsexpedition veröffentlicht wurden, und kann unbedenklich mit dem Challenger Werk verglichen werden“.

II. Weit größere unmittelbare Erfolge in jener Kampagne 1901—1904 hatte die englische antarktische Expedition unter Capt. Rob. F. Scott (1901—04) auf dem Schiff „Discovery“. Sie drang an einer für die Erreichung höherer Breiten von Natur viel günstigeren Stelle vor, nämlich im Meridian von Neuseeland (170° ö. L.), und gelangte in jene schon seit James Clarke Roß (1842) als weit in die antarktischen Landmassen einspringend bekannte Meeresbucht, die auf den Südpolarkarten seit Roß „Roßsee“ heißt. Auf einer von der Winterstation aus mit Schlitten ausgeführten 94 tägigen Expedition wurde die bis dahin höchste südliche Breite im S. des Süd-Viktoria-Lands bei 82° 17′ südl. Br. erreicht.

III. An einer dritten, dem Arbeitsgebiet der englischen Expedition gegenüberliegenden Stelle, im Süden des Atlantischen Ozeans, im Meridian der Südspitze Südamerikas, drang Ende 1901 von Buenos Aires aus die schwedische antarktische Expedition unter Otto Nordenskjöld vor, einem Neffen des berühmten „Vega“-Fahrers und Entdeckers der sogenannten nordöstlichen Durchfahrt. Diese schwedische Expedition hatte die abenteuerlichsten Erlebnisse, verlor ihr Schiff „Antarctic“ und wurde nur wie durch ein Wunder von dem zum Entsatz entsandten argentinischen Kanonenboot „Uruguay“ gerettet. Zur Entschleierung der unter den verschiedensten Namen auf den Karten erscheinenden Insel- und Landmassen der westlichen Antarktis haben Nordenskjöld und seine Leute Hervorragendes geleistet.

IV. Etwas östlicher als die Schweden arbeitete die schottische Expedition unter W. Th. Bruce auf dem Waldampfer „Scotia“. Sie war in der als Gegenstück zur Roßsee erscheinenden tiefen Einbuchtung der Weddellsee vorgedrungen und hatte dort 70° 25′ S erreicht.

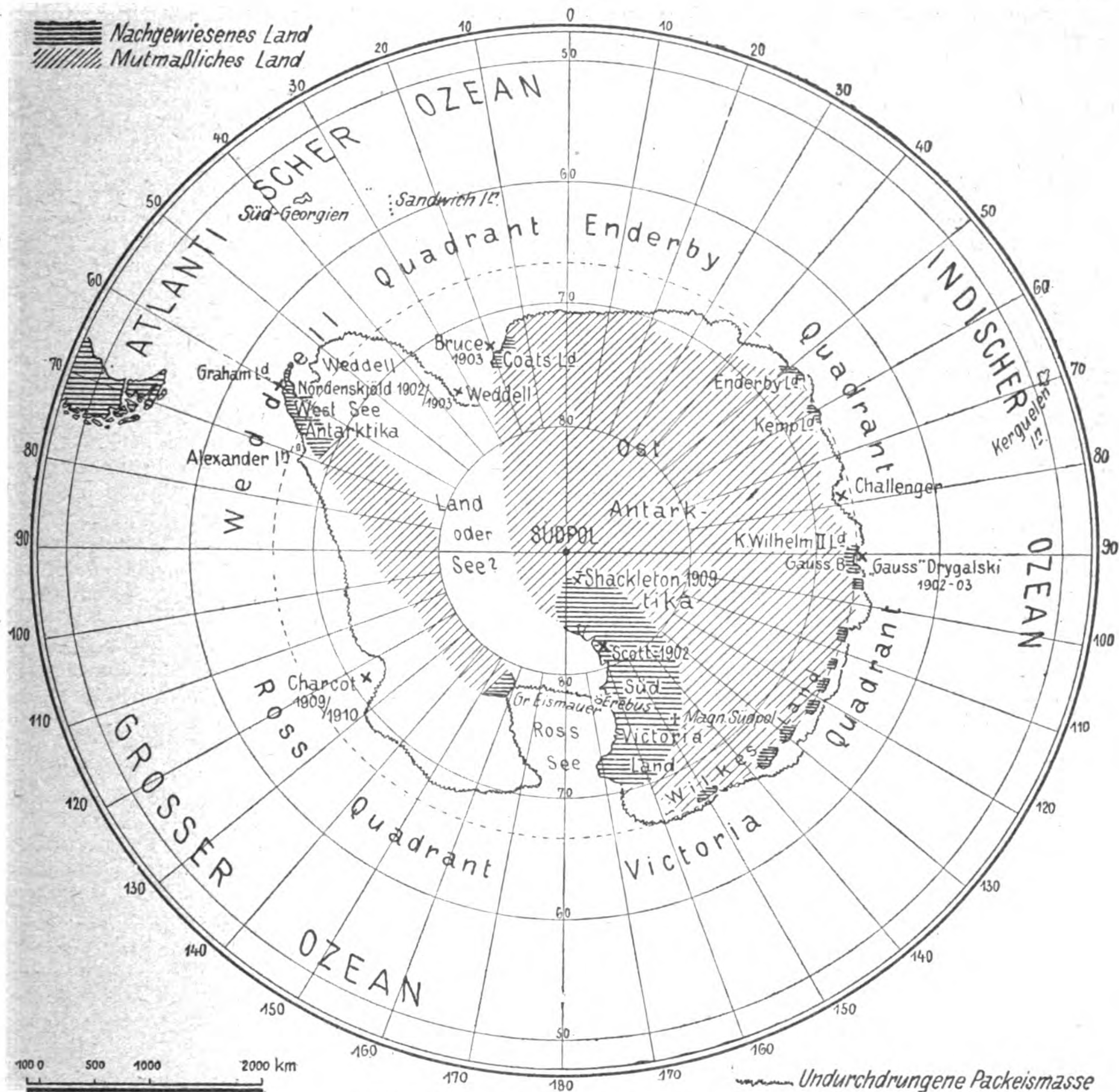
An diese im großen und ganzen trefflich gelungenen Expeditionen der internationalen Polarjahre 1901—1904 schlossen sich unmittelbar eine Reihe von Unternehmungen an, die zu den neuesten Expeditionen überleiten, einzelne unmittelbar veranlaßten.

Zunächst war von den drei Hilfsexpeditionen, die 1903 zur Aufsuchung Nordenskjölds hinausgeschickt worden waren, jene unter dem französischen Arzt und Naturforscher J. Charcot bereits im Januar 1904 auf dem Schiff „Français“ wieder südlich Südamerikas vorgedrungen und hatte dort bis März 1905 erfolgreich gearbeitet. Später unternahm der gleiche Forscher (1908 bis 1910) eine zweite französische Expedition im Weddell-Roßquadranten, die soeben erst um die Jahreswende 1910/11 mit trefflichen Resultaten heimgekehrt ist. Wie aus den Berichten hervorgeht, ist es dabei Charcot trotz anfänglich schwerster Havarie des Schiffes „Pourquoi pas“ doch gelungen, weit gen Süden (bis 123½° w. L. v. Gr.) die früher von Cook (1774), Bellingshausen (1821), Biscoe (1832) und de Gerlache (1898) gesichtete Packeismauer vor West-Antarktika zu verfolgen und die dortigen Inselarchipele zu untersuchen.

In jeder Beziehung großartiger und erfolgreicher war der Vorstoß des Engländers E. Shackleton 1908 bis 1909 im Viktoriaquadranten. Auf zunächst eigene Kosten (später bewilligte das englische Parlament ihm als Anerkennung die verausgabten 20 000 Pfund Sterling) wagte es dieser kühne Mann, auf dem Schiffe „Nimrod“ von Neuseeland aus in die gleichen Gegenden des Viktorialandes zu gehen, die bereits der Schauplatz der ersten englischen Nationalexpedition unter Scott gewesen waren. Auf einem beispiellos kühnen und entbehrungsreichen Schlittenvorstoß (in 126 Tagen wurden über 3000 Kilometer zurückgelegt) gelang es ihm, bis auf 180 Kilometer an den Südpol heranzukommen und in 88° 23′ S unter 162° ö. L. v. Gr. (in 3050 Meter Meereshöhe) den bisher höchst erreichten südlichen Breitenrekord aufzustellen. Gleichzeitig ging unter Prof. Davis eine Seitenexpedition in das Innere des Süd-Viktorialandes und stellte unter 72° 25′ S und 154° ö. L. v. Gr. den magnetischen Südpol fest. Auch bestieg Shackleton nach Rückkehr von seinem Schlittenvorstoß den seit Roß bekannten, tätigen, fast 4000 Meter hohen Vulkanriesen des „Erebus“. Von besonderem wissenschaftlichem Interesse war bei dieser glänzenden Expedition die Feststellung der großen Höhe der antarktischen Landmasse um den Südpol.

Man wird es nur zu verständlich finden, wenn sich alsbald nach diesen großen Erfolgen Shackletons der Führer der ersten englischen antarktischen Expediton Capt. Rob. F. Scott veranlaßt sah, eine dritte englische Südpolexpedition zu organisieren. Der Staat stellte 20 000 Pfund Sterling zur Verfügung, und schon am 29. 11. 1910 konnte Scott auf der „Terra Nova“ von Neuseeland nach Viktorialand aufbrechen. Anfang dieses Jahres wurde nach äußerst beschwerlicher Ueberfahrt die erste der drei Abteilungen, in die die Expedition geteilt wurde, am McMurdosund, unweit des Erebusvulkans, und 26 Kilometer nördlich der einstigen Winterstation der „Discovery“ auf Viktorialand gelandet. Dann trat die „Terra Nova“ die Weiterfahrt nach dem gegenüber, auch an der Roßsee gelegenen Eduard-VII.-Land an und erreichte es am 2. Februar 1911 bei Kap Colbeck. Eine geeignete Ueberwinterungstelle ließ sich aber erst in der Ballonbucht unter 164° westl. L. v. Gr. finden. Dort begab sich nun für die Engländer die große Ueberraschung des Zusammentreffens mit der hier von der „Fram“ gelandeten norwegischen Expedition unter Kapitän R. Amundsen. Die eigentlich zur beabsichtigten Nordpoldrift von der Beringsstraße quer über den Pol

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Uebersichtskarte über das Südpolargebiet.

nach Grönland aufgebrochene und auf der Fahrt um Kap Hoorn herum nach San Franzisko unterwegs befindliche Expedition Amundsen auf der „Fram" war somit hier unerwartet mitten im Arbeitsgebiet der Engländer aufgetaucht. Wie neuerdings durch einen Brief Amundsens an F. Nansen klargestellt wurde, hat der Norweger dies unerwartete und ganz heimlich inszenierte Wagnis unternehmen zu müssen geglaubt, um durch einen großen Südpolarerfolg die in Norwegen zurzeit nicht zu beschaffenden Geldmittel für seine auf 4—5 Jahre geschätzte Driftfahrt über den Nordpol zusammenzubekommen. Ob ihm dies gelingen wird, muß abgewartet werden. Jedenfalls soll nach den letzten englischen Nachrichten die „Fram" nach Buenos Aires gefahren sein, während Amundsen mit 8 Mann und 116 Hunden von seinem Winterquartier zu geeigneter Zeit ins Innere aufbrechen will. Möglicherweise beabsichtigt er, in der Richtung auf Grahamland die Westantarktis zu durchwandern. Da Amundsen auch bereits 1897—99 an der Fahrt der „Belgica" im Roßquadranten beteiligt war, ist er kein Neuling in diesen Regionen der Antarktis.

Nach Feststellung dieser für die englische Expedition kaum sonderlich angenehmen Ueberraschung ging die „Terra Nova" wieder quer durch das Roßmeer nach Viktorialand hinüber, landete dort bei Kap Adare eine dritte Gruppe und traf am 27. März wieder in Neuseeland ein. Wie es zurzeit um diese neuste englische Unternehmung steht, wissen wir nicht.

Dagegen ist unlängst bekannt geworden, daß die japanische Südpolarexpedition unter Leutnant N. Shirase auf der „Kaina Maru" am 11. Februar 1911 mit Kurs auf Viktorialand und mit dem Hauptziel möglichst schleuniger Erreichung des Südpols wegen mangelhafter Ausrüstung unverrichteter Sache und ohne Erfolg hat zurückkehren müssen.

Es sind demnach zurzeit die in drei Abteilungen vorgehende englische und die norwegische Südpolarexpedition an der Arbeit, und zwar alle im Viktoriaquadranten im Süden Australiens.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hinzutreten werden anscheinend noch im Lauf der nächsten Zeit eine ganze Reihe im Augenblick nicht fahrtbereiter, geplanter oder aufgeschobener Expeditionen. So bestehen vor allem zwei australische Südpolarpläne von Reisegefährten Shackletons. Einer von ihnen, A. Forbes Mackay, will auf der bisher noch am wenigsten bekannten Strecke im Roßquadranten von Grahamland im Westen bis Viktorialand im Osten die Umrisse der westantarktischen Landmassen feststellen. Und zwar will sich Mackay im Dezember 1911 an der Küste von Grahamland aussetzen lassen und dann sofort den Marsch antreten. Das geplante Ende desselben nach einer Ueberwinterung unterwegs soll im Dezember 1912 Eduard-VII.-Land an der Roßsee sein. Dort soll ihn ein Schiff aufnehmen, oder er will weiter bis zu Shackletons früherem Winterquartier. Der Plan ist erstaunlich kühn, besonders auch, da der Forscher Menschen und Hunde lediglich durch Jagd auf Trantiere und Pinguine ernähren will. Der zweite Australier ist Shackletons Reisegefährte Dougl. Mawson, ein Geologe aus Adelaide. Dieser hat sich das vor siebzig Jahren vom Amerikaner Wilkes gesichtete und seitdem wenig erforschte Küstenstück des Wilkeslandes im Viktoriaquadranten auserkoren. Der Führer seines Schiffes, von dem nur Vorstöße gemacht werden sollen, wird J. K. Davis, der Führer von Shackletons „Nimrod", sein. Da die australische Naturforscherversammlung das Unternehmen unterstützen will, ist seine Ausführung ebenso wahrscheinlich wie die außerdem noch für die nächste Zeit bestehenden schottischen und amerikanischen Pläne.

Die Schotten beabsichtigten, wieder unter Leitung von Dr. Wm. Bruce (dem Führer auf der „Scotia" 1903/04), nach Coatsland im Weddellquadranten zu segeln und von dort zur Roßsee durchzugehen. Sie mußten aber vorerst wegen Versagung der dem Engländer Scott bereitwilligst gewährten Reichshilfe das Unternehmen verschieben.

In Amerika hat Kapitän Rob. A. Bartlett, der Gefährte Pearys auf dessen letzten Expeditionen zum Nordpol, sich zur Südpolarfahrt entschlossen. Auch er will wie Bruce nach Coatsland. Die nötigen Mittel sollen gesammelt sein. Last not least plant auch Shackleton eine neue große Südpolarexpedition, auf der vier Landexpeditionen von vier verschiedenen Punkten die antarktischen Landmassen in Angriff nehmen sollen.

In diesen großen, tatkräftigen, mit einer in der Entdeckungsgeschichte kaum je dagewesenen Einmütigkeit strebenden Kreis von Forschern ist nun auch die zweite deutsche antarktische Expedition eingetreten. Sie ist in ihrer Art schon deswegen einzig, weil sie trotz der ungewöhnlich großen erforderlichen Mittel von etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Mark doch völlig aus der tatkräftigen Initiative eines einzelnen entsprungen ist und ganz durch private Mittel bestritten wird. Unter den möglichen Einfallpforten hat diese neue deutsche Expedition die Weddellsee vis-à-vis dem Arbeitsgebiet der Engländer und Norweger und in unmittelbarer Nachbarschaft der geplanten amerikanischen, schottischen und der einen der australischen Zukunftsexpeditionen gewählt. Das Schiff, das augenblicklich nach Buenos Aires unterwegs ist, soll zu Anfang des Südsommers von dort in die Weddellsee vorstoßen, so weit wie irgend möglich. Es soll, um dies zu erreichen, möglichst schon im November 1911 am Eisrand eintreffen. Die beabsichtigte Station soll an der Küste des von Bruce 1904 entdeckten Coatslands errichtet werden. Diese Station soll mindestens ein Jahr im Betrieb bleiben und als Ausgangspunkt für die Schlittenexpeditionen ins Innere dienen. Auf letzteren soll vor allem die Lösung der Grundfrage erstrebt werden: bilden die bisher peripherisch oder weiter im Innern bekannt gewordenen Landmassen um den Südpol einen zusammenhängenden antarktischen Kontinent, oder gibt es eine Ost- und eine Westantarktis, beide von einem mehr oder minder vereisten Meeresarm getrennt, eine Vermutung, die unter andern auch die tiefen, einander gegenüberliegenden Einschnitte der Weddell- und Roßsee zu stützen scheinen.

Gesellschaftliche Aechtung.

Von Kurt Aram.

In der vorigen Woche haben wir wieder einmal ein besonders krasses Beispiel dafür erlebt, wie ein Mann in den besten Jahren der gesellschaftlichen Aechtung zum Opfer fiel. Diese Tatsache der „gesellschaftlichen Aechtung" soll uns hier beschäftigen. Daß es sich diesmal zugleich um einen Mann der „Gesellschaft" handelte, interessiert uns weniger. Nicht weil wir Rücksicht auf die „Gesellschaft" nehmen wollen, sondern weil wir glauben, daß es eine solche Aechtung leider nicht mehr nur in den Kreisen gibt, die wir gern die „Gesellschaft" nennen. Es hat vielmehr den Anschein, als kämen wir immer mehr dahin, daß jede Berufs- und Erwerbsgruppe nach dem Vorbild der „Gesellschaft" verfährt und nachgerade jedes Mitglied ohne weiteres mit Acht und Bann belegen kann, dessen Verhalten irgendwie der besonderen Berufsehre, oder was man dafür ansieht, widerspricht. Dies Mitglied einer solchen Berufsgruppe kann dabei sehr wohl noch ein brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft sein und braucht sich deswegen noch durchaus nicht gegen die weit wichtigere und höhere Ehre vergangen zu haben, gegen die Ehre, ein Mensch zu sein.

Einst jammerten unsere Väter über die Kleinstaaterei und schrieben ihr mit gutem Grund einen großen Teil der Schuld zu, weshalb es mit Deutschland in der Welt nicht recht vorwärts ging. Diese Kleinstaaterei liegt glücklich hinter uns. Aber es droht eine andre an ihre Stelle zu treten, die sich zwar nicht mehr rein geographisch sauber scheiden läßt, dafür aber um so stärkere moralische Macht und Wirkung erlangt. Jene Kleinstaaterei, über die unsere Väter seufzten, nehmen wir komisch und finden sie lächerlich. Die Duodezstaaterei aber, wie sie heute Erwerbs- und Berufsgruppen zu treiben beginnen, nehmen wir sehr ernst und feierlich und lassen uns davon tyrannisieren. Kaum waren wir die kleinen vormärzlichen Tyrannen los, schafften wir uns schleunigst und aus freien Stücken ein Dutzend neue an, die sich wirklich prachtvoll ent-

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wickeln. Es handelt sich um richtige Tyrannen, die mit den gefährlichsten Waffen jedes echten Tyrannen ausgestattet sind, denn diese Berufs- und Erwerbsgruppen nehmen immer mehr das Recht für sich in Anspruch, ihre besonderen Gesetze zu haben, nach ihnen zu Gericht zu sitzen und so ein Duodezstaat im Staat zu sein. Gesetze, die mit Jurisprudenz gar nichts zu tun haben. Gerichte, für die es keine Berufungsinstanz und kein Reichsgericht gibt. Kann es in Wahrheit etwas Tyrannischeres geben?

Auf den Staat zu schelten, ist unser aller wohl verbrieftes Recht, das jedermann respektiert. Wer es nicht täte, wäre wohl der einzige Revolutionär, für den sich in Deutschland keine Stimme des Mitleids und der Entschuldigung fände. Aber den privaten Gesetzen des Duodezstaates, dem wir nach Erwerb und Beruf zugehören, unter allen Umständen und mit einem wahren Kadavergehorsam sich zu beugen, das ist hohe Wonne, die sich niemand rauben läßt. Wehe dem Abtrünnigen, für den es noch höhere Wonne gibt! Er wäre des Hochverrats schuldig!

Je nach dem Temperament lachen oder schelten wir derweil ruhig weiter über die „Gesellschaft" und ihre „Ehre", deren Sklave sie ist, während wir zugleich nicht eher zufrieden sind, als bis wir ebenfalls irgendeiner Gemeinschaft mit einer Sonderehre angehören, deren willige Sklaven wir werden. Es geht nichts über eine eiserne Konsequenz!

So ist denn die gesellschaftliche Aechtung mit all ihren Folgeerscheinungen längst nicht mehr ein Privileg der „Gesellschaft", sondern Allgemeingut aller Berufs- und Erwerbsgruppen, die ihr Sonderbewußtsein höher stellen als ihr Menschsein. Und das pflegt sehr schnell vonstatten zu gehen. Nur reden viele dann nicht von gesellschaftlicher Aechtung, sondern zum Beispiel von Boykott. Dies Fremdwort hat mit dem deutschen Wort gemein, daß es ebenfalls den Missetäter seiner Klasse unter allen Umständen, und soweit es irgend in seiner Macht liegt, ruinieren will. Nur setzt der Boykott bei der geschäftlichen Aechtung ein, um bei der gesellschaftlichen zu enden. Die gesellschaftliche Aechtung zieht den umgekehrten Weg vor. Das Endresultat ist das gleiche, und auch das ist beiden gemeinsam, mag es sich nun um das Fremdwort oder um das deutsche Wort handeln, daß nämlich die meist unschuldige Familie noch mehr zu leiden hat als der eigentliche Schuldige.

Manche Kreise setzen auch gern an die Stelle der „Ehre" das Standes- oder das Klassenbewußtsein. Im Grunde ebenfalls nur verschiedene Ausdrücke für die gleiche Sache, sofern sie an sich alle drei gut und wertvoll sein können, aber in dem gleichen Augenblick gemeingefährlich werden, wo der Mensch um dieser Sache willen zu kurz kommt. Mit all diesen Sonderehren hängt es zusammen, daß keine andere europäische Nation, weder die englische noch die französische, so schwer unter einen Hut zu bringen ist wie die deutsche, selbst dann noch, wenn es sich um Existenzfragen handelt. Als die deutschen Kleinstaaten noch ihre geographischen Grenzen besaßen, war der Bückeburger ein Bückeburger und nichts weiter. Alles, was darüber hinausging, ging ihn nichts an. Die gesellschaftliche Duodezstaaterei von heute, die leider keine geographischen Grenzen mehr kennt, bringt es immer häufiger mit sich, daß wir zwar allzeit getreue Untertanen unseres Standes, unserer Klasse, unserer „Gesellschaft" sind, aber nur selten in erster Linie Deutsche und Menschen.

Das ist nicht mehr übertrieben, als man übertreiben muß, um sich deutlich auszudrücken. Wir brauchen nur einen Blick auf das Schicksal des Geächteten, zu deutsch: des Deklassierten, unserer Zeit zu werfen.

Früher stand ein Mensch außerhalb der „Gesellschaft" andern einzelnen Menschen gegenüber, unter denen sich leicht der eine oder andere fand, der sich des Deklassierten annahm; und eine Aechtung reichte nicht weiter als die Macht der „Gesellschaft", die sie aussprach. So konnte es der Missetäter außerhalb der „Gesellschaft" wieder zu etwas bringen, solange er noch die Ehre hat, ein Mensch zu sein; und die Natur hat es so gütig eingerichtet, daß diese Ehre nicht früher stirbt als ihr Träger. Heute hat es ein Deklassierter, der so viel Pflichtgefühl besitzt, die Flinte nicht einfach ins Korn zu werfen und sich zu erschießen oder erschießen zu lassen, viel schwerer. Steht er doch weniger einzelnen Menschen als vielmehr vielen Menschengruppen alias Gesellschaften gegenüber. Und diese mögen noch so sehr voneinander verschieden sein, das Recht, in Acht und Bann zu tun, respektieren sie alle bei jeder Gesellschaft, denn so weit respektierte noch stets der eine Tyrann den andern, mochten sie sich sonst auch in allen andern Punkten heftig bekämpfen.

Wir würden von dem Unglück unserer Geächteten, mag es sich nun um Duellverweigerer, Streikbrecher oder was sonst ähnlicher Art handeln, noch mehr zu sehen bekommen, hätten nicht so viele unter ihnen Schwestern, Frauen und Mütter, deren Liebe glücklicherweise immer noch größer ist als alles Klassenbewußtsein. Auch schlüpft hie und da sogar heute noch der eine oder andere dieser Geächteten in einem andern Kreis unter, wo er sich dann mit dem Bewußtsein abzufinden hat, daß er dies Glück weniger seinen menschlichen Fähigkeiten verdankt als vielmehr dem Umstand, daß die Gesellschaft, die ihn aufnimmt, damit die Gesellschaft ärgert, die ihn ausschloß. Vergegenwärtigen wir uns ferner, daß die politischen Kämpfe in der Nation kaum noch einen gesellschaftlichen Waffenstillstand kennen, und daß die politischen Gegensätze immer mehr auch in die rein menschlichen und geselligen Beziehungen hineingetragen werden und sie vergiften. Erinnern wir uns auch, mit welchen Schwierigkeiten der Staat zu kämpfen hat, wenn er dem Verbrecher, der seine Strafe abgesessen und damit seine Schuld gebüßt hat, wieder auf die Füße helfen will, und wie solchen Bemühungen gerade die Gesellschaft, der der Bestrafte früher angehörte, oft auf das heftigste entgegenarbeitet. Mir scheint, damit haben wir ein fast beängstigend reiches Material beisammen, das die Frage rechtfertigt: was steckt eigentlich hinter all diesen kleinen Tyrannen in unserm großen Staat, daß ihnen so willig und reichlich geopfert wird?

Sehen wir ein wenig genauer zu, so werden wir finden, daß all diese Tyrannen von Haus nützliche und honette Leute sind, denen es nur allmählich zu Kopf steigt, daß jeder von ihnen auf einem Goldsäckchen sitzt. Ihr aller Urbild ist die „Gesellschaft". Noch bei Kant wird die „Gesellschaft", wo immer er über sie philosophiert, aus guten Gründen mit Geselligkeit völlig gleichgesetzt, denn die Geselligkeit ist ja selbst heute noch die Mutter jeder „Gesellschaft". Die Geselligkeit aber setzt freie Zeit voraus, und freie Zeit gibt es nicht ohne überflüssiges Geld. Wer sich den ganzen Tag über um sein tägliches Brot mühen muß, der hat keine Zeit für Geselligkeit, wie Kant sie ver-

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

steht, und ist schon deshalb nicht gesellschaftsfähig. Wo kein Geld ist, gibt es keine „Gesellschaft". Daher wurde diese ursprünglich von den sogenannten oberen Zehntausend gebildet. Heute, wo nicht nur sie, sondern sehr viele Leute außer ihnen freie Zeit und Geld besitzen, haben sich ganz folgerichtig aus der „Gesellschaft" eine Unzahl von Gesellschaftskreisen entwickelt, von denen jede wieder eine „Gesellschaft" bildet.

Ein klassisches Beispiel dafür finden wir in der Geschichte der „unehrlichen Leute". Ihre Unehrlichkeit bestand nämlich von Haus aus in der Brotlosigkeit ihrer Künste. Für die Gaukler, Seiltänzer und Degenschlucker gab es früher keine ständigen Einnahmen. Sie lebten von der Hand in den Mund, wußten heute nicht, ob sie morgen würden essen können; und was sie gestern verdient hatten, war heute schon nicht mehr da. Zu diesen „unehrlichen Leuten" gehörten daher auch die Komödianten, denn ihnen ging es nicht anders. Noch zu Eckhofs Zeiten zählten die Schauspieler zu den „unehrlichen Leuten", denn sie trieben eine brotlose Kunst, das heißt, ihre Einnahmen waren unsicher und ungewiß. Sie hingen völlig vom Prinzipal ab und der Prinzipal ganz und gar vom Publikum. „Wie verläßlich aber das Publikum ist, wußte der Philister am besten, denn er war es selbst" (Hebbel). Erst als sich das änderte, als ständige Theater entstanden, die feste Gagen bezahlten, gehörte der Schauspieler nicht mehr zu den „unehrlichen Leuten". Er treibt heute eine Kunst, die ihren Mann ernährt, und in diesem selben Augenblick wurde er gesellschaftsfähig und wurde zugleich gesellschaftsbildend. Heute besitzen die Schauspieler ebenfalls ihre „Gesellschaft", und wie sich diese „Gesellschaft" so gut wie irgendeine andere zu einem richtigen Tyrannen entwickeln kann, seitdem ein solides Goldsäckchen vorhanden ist, das wissen wir ja. Von Hebbel stammt das etwas bittere Wort: „Die stehenden Theater mit den fixen Gagen und den Pensionen kamen, und plötzlich war der Mime Vollbürger, denn nun konnte man ihn — pfänden, was nicht anging, solange er nur Talent besaß." Sowie eine Berufs- und Erwerbsgruppe pfändbar wird, wird sie gesellschaftsfähig und gesellschaftsbildend und kennt dann auch eine Aechtung. Umschreibt Kant einmal den Staat als die Vereinigung einer Menge von Menschen unter Rechtsgesetzen, so können wir jede „Gesellschaft" umschreiben als die Vereinigung einer Menge von Menschen, die pfändbar sind. Das gilt sogar auch für die Vergesellschaftung von Leuten, die das Kapital bis aufs Blut bekämpfen, und das ist der Humor davon. Es gibt einfach keine wie immer geartete „Gesellschaft" ohne besagtes Goldsäckchen. Zögen wir es ihr unter den Füßen fort, klappte sie zusammen und wäre nicht mehr da. Und von solchen Tyrannen sollen wir uns tyrannisieren lassen, und um ihrer Aechtung willen soll ein Mensch zugrunde gehn müssen.

Nun wollen wir diesen Tyrannen gar nicht die Goldsäckchen fortnehmen, denn mit ihnen, den Tyrannen meine ich, ging doch zu viel Nützliches und Wertvolles verloren. Hingegen wollen wir ihnen auf die Finger klopfen, wenn es nötig ist und sie es gar zu anmaßend treiben. Ja, wir wollen sogar die Aechtung, die sie aussprechen, nicht ernster und schwerer nehmen, als ihr zukommt, selbst dann nicht, wenn sie Boykott heißt.

Kant setzt sehr fein auseinander, weshalb es nicht Aufgabe der „Gesellschaft" sein könnte, „das Weltbeste zu fördern", denn dies ist Aufgabe des einzelnen wie des Staates. Aufgabe der Gesellschaft sei es vielmehr, einen schönen tugendhaften Schein zu geben, der nicht betrügt, „weil ein jeder weiß, wofür er ihn annehmen muß". Unter dem schönen tugendhaften Schein aber versteht er die Pflege der Verträglichkeit und der wechselseitigen Liebe und Achtung, was Zugänglichkeit, Gesprächigkeit, Höflichkeit, Gastfreiheit und Gelindigkeit (im Widersprechen ohne zu zanken) mit sich bringe. An den Aufgaben des einzelnen und des Staates gemessen, erscheint ihm die Aufgabe der Gesellschaft als „Außenwerk und Beiwerk", das aber doch zu Tugendgesinnung hinwirke und deshalb Tugendpflicht sei.

Wie wunderlich und altväterlich solche Ausführungen klingen in einer Zeit, in der man so viel mehr von Macht als von Tugend reden hört! Aber Kants Auffassung hat den Vorzug, daß sie keine Sklaven der „Gesellschaft", wie immer sie sich nennen mag, erzieht und keine Verachtung eines Menschen rein um gesellschaftlicher Aechtung willen duldet. Wer dieser Auffassung vor andern den Vorzug gibt, den tyrannisieren alle die kleinen Tyrannen auf ihren Goldsäckchen nicht mehr, der wird über der Gesellschaft nie das Individuum und den Staat vergessen und den Wert der Gesellschaft nicht überschätzen. Alles Unglück aber, das aus einer gesellschaftlichen Aechtung entspringt, wurzelt ja nur in der Ueberschätzung der „Gesellschaft", der man angehört.

▫ ▫ ▫

Vom Schlüssel.

Plauderei von Käte Damm.

Gelegentlich eines scherzhaften Streites in einer lustigen Gesellschaft, welcher Gegenstand der wichtigste sei, errang eine Dame die allgemeine Zustimmung, die — den Schlüssel dafür erklärte. Alle Dinge, die die andern genannt hatten, selbst der reich gefüllte Geldschrank, sie sind doch am Ende ohne Wert, wenn der Schlüssel dazu fehlt, und verlorene oder verlegte Schlüssel können selbst die ruhigsten und besonnensten Menschen aus aller Fassung bringen. Er spielt eine große, wichtige Rolle, nicht nur im realen und materiellen Leben, sondern seine Wichtigkeit, seine Besonderheit hat sich auch im Rechts- und Gesellschaftsleben Geltung verschafft.

Wie alt ist der Schlüssel? Wer mag den Schlüssel erfunden haben? Als man Schlüssel brauchte, mußte man wohl schon ziemlich weit in der Kultur vorgeschritten sein, denn der Schlüssel fand sich doch als Notwendigkeit für Dinge, die man verschließen mußte, also wohl für die Tür des Hauses. Die Vorzeit kannte Schlösser in Form hölzerner vorschiebbarer Riegel, die sich ohne Schlüssel öffneten und schlossen; im alten Aegypten aber hatte man, wie durch Ausgrabungen nachgewiesen, frühzeitig Schlösser, die mit dazugehörigen fortzunehmenden Schlüsseln geöffnet werden konnten. Auch im alten Griechenland hat man sich früh der Schlösser und Schlüssel bedient, denn man fand Schloßteile und Schlüssel aus Eisen und Bronze. In Deutschland, wo sich das Schloß ebenfalls aus dem einfachen Holzriegel entwickelte, ist für die späteren Schlüssel, deren erste wahrscheinlich im Laufe des 10. Jahrhunderts aufkamen, römischer Einfluß maßgebend gewesen. In kunstgewerblichen Museen sind alte Schlüssel aufbewahrt worden, und wir staunen wohl über die einfach grobe

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Art der „ersten" Schlüssel ebenso wie über die entzückendsten kleinen Kunstwerke, die wir in den Schlüsseln des Mittelalters bis hinein in das 17. Jahrhundert bewundern, diese Feinheit und Sorgfalt in der Arbeit, sowohl was den Bart als auch was den kunstreichen Schmuck des Handgriffes, des Schlüsselringes, betrifft.

Die Schlüssel jener Zeit waren sehr groß, das können auch die Hausfrauen am besten beurteilen, die noch im Besitz schöner ererbter Prunkschränke oder alter niederdeutscher Koffer sind. Derartige Schlüssel konnte man durchaus nicht „in die Tasche stecken". Deshalb befestigte man sie in einem Ring, und diesen Ring mit Schlüsseln trugen die deutschen Frauen am Gürtel. Nur die Frauen, die Männer nicht, denn die zur Schau getragenen Schlüssel, die des Hauses Kostbarkeiten und Vorräte bewahrten, waren das äußere Zeichen der Schlüsselgewalt der Frau, jenes alten Rechtes, das die deutsche Frau von jeher besaß, und das heute noch in vollstem Umfang besteht. Das außen zur Schau getragene Symbol ist bei der allergrößten Zahl der Frauen verschwunden, man freut sich aber, was wohl noch vereinzelt vorkommt, wenn die wackere Geschäftsfrau das aus vielen großen und kleinen Schlüsseln bestehende „Bund" am Gürtel oder am Schürzentaillenband trägt. Ein Hauch von Tüchtigkeit, Fleiß, Ordnungsinn und Würde umschwebt dieses prosaische Schlüsselbund, in dem die meisten „modernen" Menschen wohl gar die oft zitierte berühmte „Kette" sehen, an der die Frau als Sklavin liegt. Weit gefehlt! Gerade das Schlüsselbund ist das Zeichen der Freiheit der Frau, ist das Zeichen ihres Amtes, ihrer Würde, ist das Zeichen, daß sie im Haus das Schlüsselrecht übt, ohne in jeder Kleinigkeit den Mann um seinen Rat oder seine Meinung bitten zu müssen.

Das heute noch vor dem Gesetz bestehende Schlüsselrecht der Frau ist die ungeschriebene selbstverständliche Vollmacht der Ehefrau zur Vertretung des Mannes in allen die Führung des Haushaltes betreffenden Rechtsgeschäften. Was von der Frau für den Haushalt angeschafft wird, muß der Mann anerkennen, er muß also, ohne sich hinter der Entschuldigung zu verschanzen, „daß er nichts bestellt" hat, alle für den Haushalt notwendigen Waren bezahlen. Dieses Schlüsselrecht ist eins der ältesten deutschen Rechtsbefugnisse der Ehefrau. In früherer Zeit war die Uebergabe der Schlüssel eine symbolische, feierliche Handlung, mit der der Mann seine Frau mit der Verwaltung des Hauswesens betraute. Als ein Zeichen der geschlossenen Vermählung galt „das Anlegen der Schlüssel", das sichtbare Zeichen hausfraulicher Gewalt. Bei der feierlichen Einsegnung der Ehe erschien oft schon die Braut „mit den Schlüsseln geschmückt", und bei etwa erfolgender Scheidung mußte sie dem Mann die Schlüssel zurückgeben.

Eine symbolische Handlung, die noch heute bei Kircheneinweihungen geübt wird, ist die Ueberreichung der Schlüssel seitens des Baumeisters an den Bauherrn, eine Sitte, die früher auch bei Profanbauten üblich war und mit besonderer Feierlichkeit der Weihe des Hauses voranging. Gelegentlich der Einweihung des neuen Kaiserschlosses in Posen fand diese Schlüsselüberreichung an den Kaiser ebenfalls statt. Solche Schlüssel sind meistenteils wahre Kunstwerke sowohl an Entwurf als in Ausführung; als ganz hervorragend schön gelten zum Beispiel die Schlüssel, die dem Kaiserpaar bei der Weihe der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin überreicht wurden.

Wie es bei einem so wichtigen Gegenstand wie dem Schlüssel nicht anders sein kann, erhielt im Volksglauben der „ererbte" Schlüssel besondere Bedeutung, und zwar nicht die Schlüssel, die auch die ererbten Schränke und Kasten schlossen, sondern jene, die, „überflüssig", zu keinem Schrank oder Koffer paßten. Derartige Erbschlüssel hatten oft wunderbare Macht in sich, meist die Gabe unbequemer Prophezeiung, und deshalb ist es in manchen Gegenden oder Familien Sitte, den Verstorbenen Schlüssel, „die nicht für vorhandene Behältnisse passen", mit in den Sarg zu legen, damit die mehr oder minder im Schlüssel wirksame, oft unheimliche Gabe sich nicht vererbt. Die Gabe der Prophezeiungen, die manche Menschen dadurch erlangen sollen, daß sie durch einen Schlüsselring blicken, ist meist an bestimmte Zeiten gebunden, zum Beispiel an die Mitternachtstunde des Silvesterabends. Von einer solchen unheimlichen Gabe wußte mein Vater, der seine Jugendzeit in einer kleinen, im Süden Mecklenburgs belegenen Stadt zugebracht hatte, aus den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts zu berichten.

Der Nachtwächter jener Stadt nämlich wußte zu Anfang eines jeden Jahres die Todesfälle des neuen Jahres anzusagen, wenn auch nicht bestimmt die Personen, so doch die Häuser, in denen ein Todesfall vorkommen würde, und ob es sich um eine erwachsene Person oder ein Kind handeln würde.

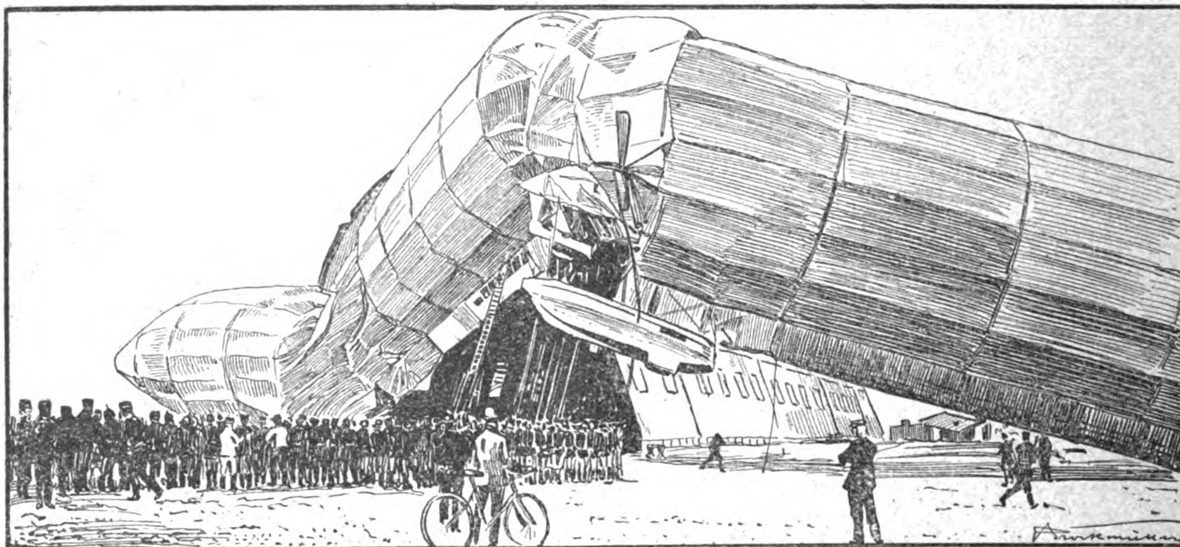
Diese unheimliche und stets richtig eintreffende Prophezeiungsgabe kam zu Ohren des Geistlichen. Der Wächter, von dem alten Herrn darüber befragt, sagte ihm, es sei wie eine unheimliche Macht, daß er während seines nächtlichen Rundgangs am Silvesterabend den alten Erbschlüssel mitnehmen und durch dessen Ring sehen müsse. Da erblicke er nun jeden Sarg, der aus diesem oder jenem Haus getragen werde, und das bleibe in seinem Gedächtnis fest. Der Geistliche bat den alten Wächter, ihn auf dem nächsten Silvesterwachgang begleiten zu dürfen, und tat es. Da legte der Wächter den Ring vor die Augen und sagte: „Sehn Sie, Herr Kirchenrat, da kommt ein Sarg, ein großer — und da am Markt, aus dem Eckhaus, ein Kindersarg." Dann reichte er dem Pfarrer den Schlüssel; der sah auch durch den Ring — aber er bemerkte keinen Sarg, weder vor diesem noch vor jenem Haus. Er notierte aber die Häuser, die der Wächter ihm bezeichnete — und es traf alles ein. Als der Alte starb, bestimmte der Geistliche, daß man ihm den alten Erbschlüssel mit in den Sarg legte. Und so ist es auch geschehen!

Die heutige Zeit weiß von solchen unheimlichen Erbschlüsseln nichts mehr. Dagegen hat sich der Ausdruck „Schlüssel" in der Sprache auch für das Bild des Schlüssels erhalten. Daran mahnt der „Notenschlüssel" in der musikalischen Welt und der „Schlüssel zum Herzen" dieses oder jenes lieben Menschen.

Unsere Bilder

Das Kaiserpaar in London (Abb. S. 818a u. 818b). Am Montag, dem 15. Mai, traf das deutsche Kaiserpaar mit der Prinzessin Viktoria Luise in London ein, um an der Enthüllung des Denkmals für die verstorbene Königin Viktoria teilzunehmen. Die englische Königsfamilie empfing auf der Viktoriastation ihre Gäste, die auf der Fahrt zum Buckinghampalast von der Bevölkerung stürmisch begrüßt wurden. Im ersten Wagen fuhr der Kaiser, der König und der Prinz von Wales, im zweiten Wagen die Kaiserin und die Königin mit den Prinzessinnen.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Das vom Sturm an der Halle zertrümmerte Zeppelinluftschiff.
Die Zerstörung der „Deutschland" in Düsseldorf am 16. Mai.

Der Kaiser in Wiesbaden (Abb. S. 819). Während seines letzten Aufenthalts in Wiesbaden unternahm der Kaiser an jedem Morgen einen Spazierritt in das nahe Nerotal, dessen landschaftliche Schönheiten er besonders liebt. Ueberall wurden dem Monarchen stets herzliche Ovationen dargebracht.

Präsident Fallières in Brüssel (Abb. S. 820.) Die herzlichen Beziehungen zwischen Frankreich und Belgien haben kürzlich wieder in dem Besuch des Präsidenten Fallières in Brüssel ihren Ausdruck gefunden. Das französische Staatsoberhaupt wurde auf dem Bahnhof vom König Albert empfangen und fuhr dann an der Seite seines königlichen Gastfreundes durch die geschmückten Straßen zum Schloß.

Die Ostdeutsche Ausstellung in Posen (Abb. S. 821) ist am 16. Mai durch den Kronprinzen in feierlicher Weise eröffnet worden. Unsere Abbildung gewährt einen Blick auf das Ausstellungsterrain, das sich in der nächsten Nähe des Hauptbahnhofes befindet. Die imposantesten Gebäude der Ausstellung sind: die große Industriehalle, das Gebäude für die Sonderausstellungen, die Maschinenhalle und der stattliche Turm der oberschlesischen Industrie, eine mächtige Eisenkonstruktion, die auch nach Schluß der Ausstellung ein bauliches Wahrzeichen der deutschen Residenzstadt im Osten bilden wird.

Johann Orth (Abb. S. 823) ist nun vom Wiener Oberst-hofmeisteramt nach Vollzug aller vom Gesetz in solchen Fällen vorgeschriebenen Förmlichkeiten für tot erklärt worden. Trotz aller romantischen Gerüchte bestand ja längst kein Zweifel mehr darüber, daß der österreichische Erzherzog Johann Salvator, der, um sich mit der schönen Milly Stubel vermählen zu können, auf seine Würden verzichtet hatte und einfacher Schiffskapitän geworden war, schon im Jahr 1888 mit seinem Schiff „Santa Margherita" gestrandet und im Sturm umgekommen ist.

Die Franzosen in Marokko (Abb. S. 822). Frankreich setzt seine militärischen Operationen in Marokko langsam, aber rastlos fort. Unsere Abbildung aus der marokkanischen Hafenstadt Rabat zeigt die Einschiffung von französischen Truppen nach Salé.

Blumentage (Abb. S. 824) sind jetzt bei uns überaus modern. In fast allen großen deutschen Städten wurden in diesen Tagen von hübschen Damen zahllose Blumen zum Besten der Armen verkauft. Am 10. Mai, dem vierzigsten Jahrestag des Frankfurter Friedens, fand eine ganze Reihe solcher Blumentage statt. In München und Bremen wurden Margueriten verkauft, in Wiesbaden Kornblumen. Und überall wurden Zehntausende von Blumen verkauft und große Summen zu wohltätigen Zwecken gelöst.

Der Berliner Concours hippique (Abb. S. 825) hat vom 12. bis 14. Mai Tausende von eleganten Zuschauern auf den Tribünen der Trabrennbahn in Ruhleben vereinigt. Auch das Kronprinzenpaar und mehrere andere Mitglieder des Kaiserhauses waren am zweiten Tag dieser großen sportlichen Veranstaltung anwesend und wohnten den Rennen und Qualitätsprüfungen bei, die wieder einmal den hohen Stand der deutschen Pferdezucht bewiesen haben.

Der Modesalon an Bord (Abb. S. 826). Die großen Schneiderfirmen ersinnen stets neue originelle Methoden der Reklame. Ein großes Londoner Modenhaus läßt jetzt auf den großen Ozeandampfern zahlreiche Probierdamen reisen, die die schönsten neuen Toiletten tragen und so die weiblichen Passagiere zum Kauf anregen sollen. Die Betrachtung dieser wandelnden Modepuppen wird gewiß mancher reisenden Dame die lange Ueberfahrt in angenehmer Weise kürzen.

Der deutsche Flieger Bokemüller (Abb. S. 822) ist bei einem der ersten Flüge, die er in Berlin-Johannisthal unternahm, mit seinem Aeroplan gestürzt und getötet worden.

Personalien (Abb. S. 822). Am 11. Mai feierte Ernst v. Possart, der berühmte Charakterdarsteller und frühere Generalintendant der Königlich Bayrischen Hoftheater, seinen 70. Geburtstag. — Die Stuttgarter Oberbürgermeisterwahlen haben mit der Wahl des bürgerlichen Kandidaten geendet. Regierungsrat Lautenschlager ist ein Kind der schwäbischen Hauptstadt, die ihn jetzt zur Leitung ihres Gemeindewesens berufen hat. — Oberregierungsrat Evert, der neue Präsident des Statistischen Landesamts, war dort bisher als Stellvertreter des Präsidenten tätig. Er ist ein sehr angesehener wirtschaftspolitischer Schriftsteller. — Am 14. Mai beging Generalfeldmarschall Freiherr v. d. Goltz sein fünfzigjähriges Militärdienstjubiläum. Die deutsche und die türkische Armee haben an diesem Tag dem hochverdienten Heerführer durch hohe Ehrungen und kostbare Geschenke gehuldigt.

Die Toten der Woche

Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Heinrich Braun, bekannter Chirurg, † in Göttingen am 10. Mai im 65. Lebensjahr.

Prinz Otto zu Sayn-Wittgenstein, ehem. Generaladjutant des verstorbenen Großherzogs von Sachsen-Weimar, † in Tegernsee am 9. Mai im Alter von 69 Jahren.

Albert Zacher, bekannter Schriftsteller, † in Rom am 12. Mai im Alter von 50 Jahren.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Das Kaiserpaar in England.



Phot. Record Press.

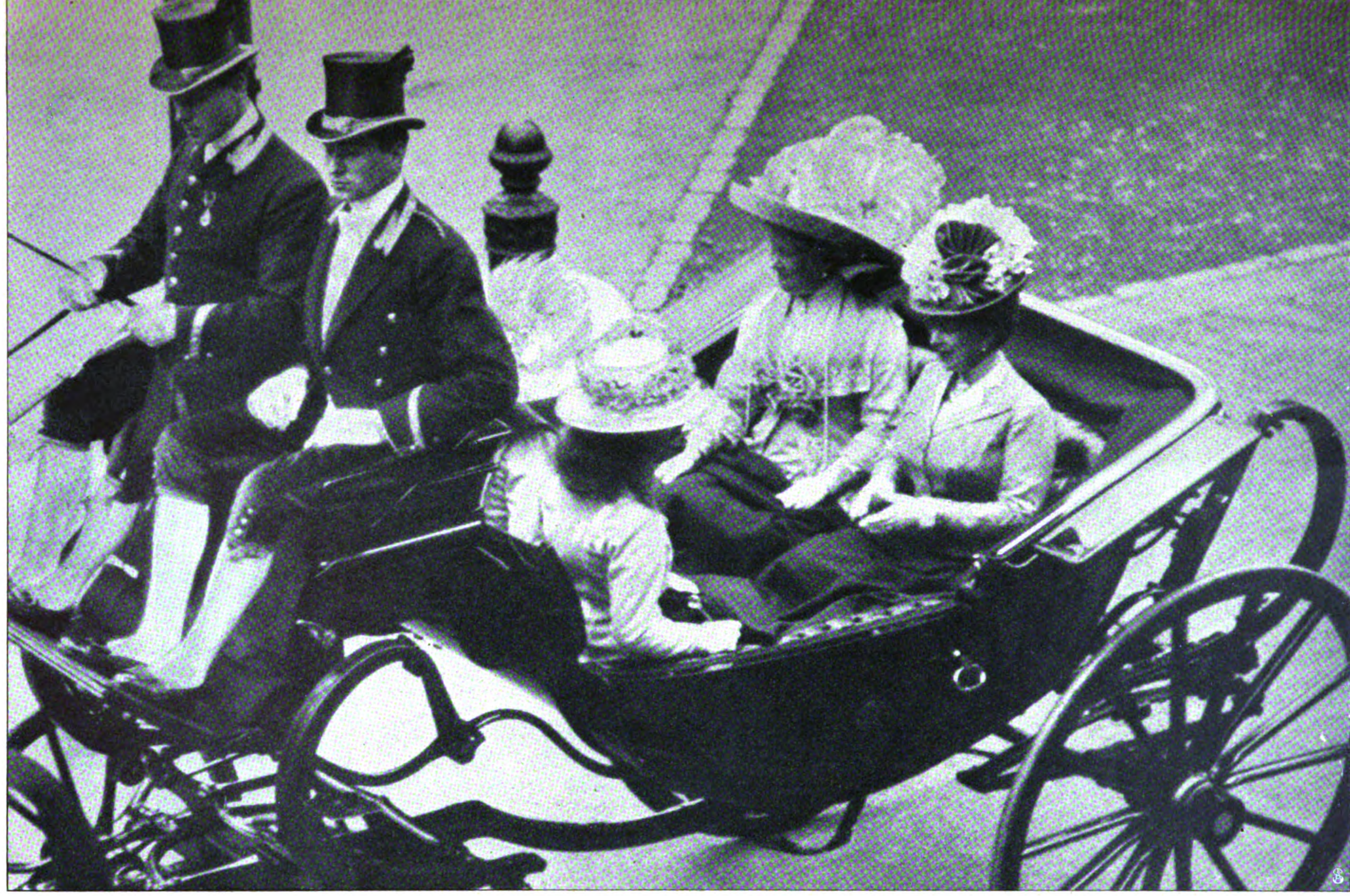
Im Wagen von links: Der Kaiser, der König von England und der Prinz von Wales.

Ankunft in London am 15. Mai: Abfahrt von der Viktoriastation zum Buckinghampalast.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Central News.

Die Königin von England, die Kaiserin, die Prinzessin Mary und Prinzessin Viktoria Luise fahren zum Buckinghampalast.

Generated on 2019-06-06 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Bilder vom Tage



Phot. B. J. G.

Kaiser Wilhelm mit seinem Gefolge bei einem Ausritt.

Der Kaiser in Wiesbaden.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Branger.

M. Fallières begrüßt den Bürgermeister von Brüssel Adolphe Max.

Phot. Maaßen.

Albert König der Belgier mit dem Präsidenten Fallières auf der Fahrt zum königlichen Schloß.

Vom Besuch des Präsidenten der französischen Republik in Brüssel.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-06-06 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Blick auf das Ausstellungsgelände.

Zur Eröffnung der Ostdeutschen Ausstellung für Industrie, Gewerbe und Landwirtschaft in Posen.

Spezialaufnahme für die „Woche“.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY



Reg.-Rat Lautenschlager,
der neue Oberbürgermeister von Stuttgart.



Oberregierungsrat Evert,
der neue Präsident
des Statistischen Landesamts in Berlin.



Phot. Kühlewind.

Generalfeldmarschall von der Goltz.
Zur Feier seines 50jährigen Dienstjubiläums.

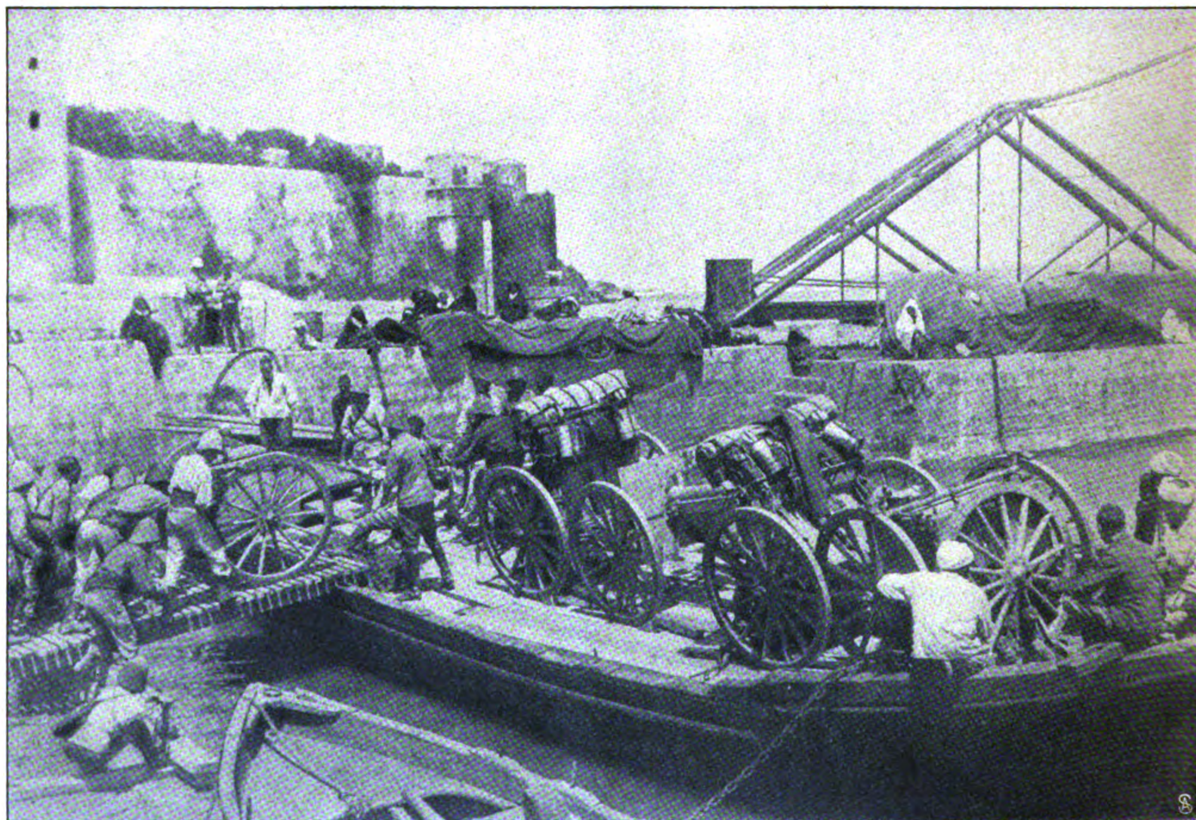


Hofphot. Gebr. Horn.

Geheimrat Ernst v. Possart,
feierte in München seinen 70. Geburtstag.



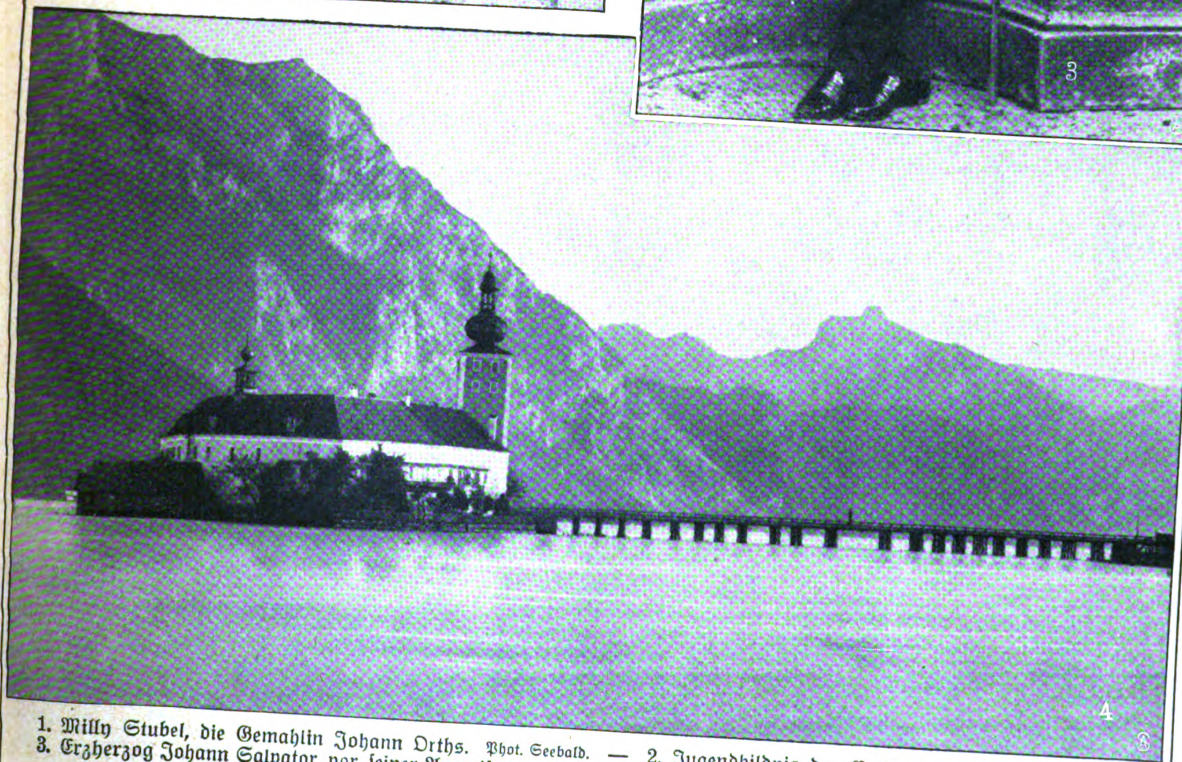
Aviatiker Bokemüller,
verunglückte tödlich
auf dem Flugplatz Johannisthal bei Berlin.



Phot. „Matin".

Ausschiffung französischer Geschütze und Kriegsgerätschaften in Rabat.
Französische Truppenentsendungen nach Marokko.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



1. Milly Stubel, die Gemahlin Johann Orths. Phot. Seebald. — 2. Jugendbildnis des Erzherzogs Johann Salvator. 3. Erzherzog Johann Salvator vor seiner Ausreise. — 4. Schloß Orth bei Gmunden, der Landsitz des Erzherzogs, den der österreich.-ungarische Thronfolger anzukaufen gedenkt.

Zur Todeserklärung des Erzherzogs Johann Salvator von Oesterreich (Johann Orth).

Generated on 2019-06-06 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY



1. Kornblumentag in Frankfurt a. M. 2. u. 3. Margueritentag in Bremen. 4. Blumentag in Treptow. (Phot. D.J.G.). 5. Die kleinste Blumenverkäuferin Münchens. 6. Margueritentag in Dresden. 7. Blumentag in Wiesbaden. (Phot.B.J.G.). 8. Prinzregent Luitpold b. Blumenkauf. (Phot. Dietrich.)

Blumentage in deutschen Landen.

Generated on 2019-06-06 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY



Vom Berliner Concours hippique
auf der
Trabrennbahn Ruhleben.

1. Frau W. Staudts Mail-Phaeton, gefahren von Frl. Mercedes Staudt.
2. Oblt. de Oliveira-Cesar (Argentinische Kavallerie), Sieger in der Großen Jagd-Springkonkurrenz.
3. Lt. de Lima Mendes (Brasil. Kav.), Sieger im Konkurrenz-Weitspringen.
4. Das Kronprinzenpaar und Prinzessin Eitel-Friedrich beim Concours.
5. Oblt. Bürkner (Jäg. z. Pf. 2), Sieger im Westphalen-Memorial.

Phot. Kühn.



Int. Illust.-Verl.



Phot. Gebr. Haeckel.



Phot. Gebr. Haeckel.



Phot. Gebr. Haeckel.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Der „Modesalon" an Bord:

Londoner Modehäuser lassen auf einem Ozeandampfer den Passagieren neue Kostüme vorführen.

Nach einer Zeichnung von Léon Fauret.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Skepp up Strann.

Roman von

Meta Schoepp.

10. Fortsetzung.

Der Montagmorgen war nun weniger erfreulich. Hinrich Haas meldete Sir Henry King, daß der rote Charly halbtot geschlagen war.

Der schöne Adolf wußte Bescheid. Timm Ralfs hatte es gesagt: Auf dem Lunn sprachen sie von Nummel Andrésen und Carsten Krüß.

Man konnte nicht sagen, daß der Gouverneur ein besonders weiches Herz hatte. Es gab manche böse Schlägerei auf der Insel, manche „halbtote" Leute gingen am andern Tag wieder ganz lebendig, nur mit lebhafteren Farben, am Falm, und oft meldete Hinrich Haas, daß gestern wieder alles „kort und klein geslagen war". Dann hörte er wie ein richtiger Gouverneur recht gleichmütig zu und sagte: „I cannot help it." Er war ja nicht auf der Insel, um die harten Schädel der Friesen zu schützen! Aber Hinrich Haas sagte: „Den roten Charly haben sie halbtot geschlagen!" Da lag die Sache anders. Der rote Charly war ein Engländer. Wer durfte es wagen, einen Engländer halbtot zu schlagen! In Charly war die ganze Nation beleidigt. Und das durfte sie sich nicht gefallen lassen. Des Ansehens halber.

„Dann muß die Sache untersucht werden", sagte der Gouverneur, streckte die Beine von sich, reckte die Arme und zündete seine Pfeife an.

„Das müßte es, Exzellenz", sagte Hinrich Haas.

„Und Sie werden sie untersuchen", entschied Sir Henry nach langem Nachdenken.

„Das könnte nicht angehen," wiederholte Hinrich Haas, „weil sie mir nicht gehorchen."

Das war Sir Henry gleichgültig. Ordnung mußte auf der Insel aufrechterhalten bleiben. Und die beiden mußten ins Prison.

Hinrich Haas war schlecht zumut. „Die gehen nicht, Exzellenz."

Da reckte sich Sir Henry noch einmal und stellte einen Verhaftsbefehl aus. Er wollte doch mal sehen, ob es einer auf der Insel wagen würde, dem entgegenzutreten. Dann befahl er nachzuforschen, wie es mit den Schnepfen stand; bei Dulke Jansen sollte vorsichtig rekognosziert werden, ob sie gewillt sei, von ihren drei Schaflämmern eines zu schlachten, damit Se. Exzellenz seinen lebhaften Appetit auf Mutton stillen könne. Ins Rumhaus war ein Briefchen an Miß Carry zu bestellen, und Peter Jakobs sollte nachmittags zu ihm kommen. Peter Jakobs hatte sehr höflich gefragt, ob Sir Henry sich nicht seiner Dienste als Sekretär bedienen wollte. Den Vorteil erkannte Sir King sofort. Er wollte mal mit ihm darüber sprechen. Damit waren die Regierungsgeschäfte erledigt, und Hinrich Haas begab sich an ihre Ausführung. Sir Henry gab sich der Beschäftigung hin, mit der Köchin zu überlegen, was es zum Diner geben sollte.

Hinrich Haas las den Verhaftsbefehl, seufzte tief und ging in schweren Gedanken dem „langen Jammer" zu. Und da die Helgoländer gerade nichts Besseres zu tun hatten, gingen sie alle mit, ein bißchen zuzugucken.

Carsten Krüß und Nummel Andrésen saßen vor dem „langen Jammer", freuten sich der Märzsonne und ihres schönen Katers und stießen sich heimlich mit den Ellbogen an, wenn Dulke an ihnen vorüberschritt. Sie pflegte ihren Freund und schimpfte über sein Unglück. Nach seinem Boxererfolg war er gestern mit andern in die Rumstube geraten, hatte in einer stillen Ecke so viel getrunken, wie Peter Jakobs ihm gab, und war endlich in einen Zustand geraten wie nach dem Siege von Waterloo. Auf einmal sagte er, daß er auf den Tisch steigen müsse und eine Rede halten, und daß man ihn halten möchte. Und als er oben stand und mit dem Kopf in der Balkenlage verschwand, von vier kräftigen Burschen gehalten, war 's das erstemal, daß der rote Charly sich auf der Insel frei und stark fühlte. Und während er sich mit den Händen fest an den blonden Köpfen der Helgoländer hielt, redete er: „Ladies and gentlemen —"

Und wußte nichts weiter. Aber auf einmal brüllte er los mit einer Stimme, wie sie keiner für möglich gehalten hätte, die seinen Stolz und seine Leidenschaft offenbarte, brüllte los aus voller Kehle:

„Rule Britannia! Britannia rule the waves.
Britans never, never, never shall be slaves!"

So weit konnte er sich an seine Erlebnisse erinnern, aber er konnte sich nicht erinnern, daß er mit seinen Feinden vor dem „langen Jammer" noch einmal zusammengeraten war, sie zum Kampf gereizt haben sollte. Sicher war nur, daß Dulke ihn, arg zugerichtet, das Gesicht auf den ausgetretenen Ziegelsteinen der Schwelle, aufgefunden hatte, als sie das Schaf melken wollte, und daß an Andrésens Klotzen geronnenes Blut klebte. Im übrigen machten sie gar kein Hehl daraus, daß sie ihm zeigen wollten, daß ein Hollunner sich von einem Engländer nichts gefallen läßt.

Im Vollgefühl ihres Sieges saßen sie friedfertig nebeneinander. Da kam Hinrich Haas mit dem Verhaftsbefehl.

Die beiden lachten gutmütig.

„Geh nach Haus," sagte Carsten Krüß, „man soll alten Leuten kein Ärgernis geben."

Hinrich Haas setzte sich zu ihnen, mit recht schlechtem Gewissen. „Er sagte, ich soll euch ins Gefängnis bringen."

„Und dann hast du ihm doch gesagt, min Jong, daß er ausschlafen soll?"

Aber dem Gerichtsdiener war schlecht zumut. „Was soll man tun? Und ich sage, wenn sie gutwillig mitgehen — —"

Copyright 1911 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dulke steckte ihren grauen Kopf zum Fenster hinaus und drohte mit der Faust nach ihnen. In einiger Entfernung erschienen die Freunde, um zuzusehen, wie Hinrich Haas mit den beiden abzog. Andrésen sah ihn mißtrauisch von der Seite an. „Sage mal, das ist doch Spaß?“

Aber Hinrich Haas blieb bei seinem Befehl.

Da wurde Andrésen unangenehm und stand auf. „Schämst du dich nicht? Und dann setzt er sich noch neben einen? Nun will ich dir mal was sagen. Mein Lebtag habe ich meine Schuldigkeit getan, und es ist keine See zu hart gewesen, immer war ich bereit. Und du warst noch Schiffsjunge, da war ich Lotse auf der ‚Majestic‘. Und dein Vater ist ein anständiger Mensch gewesen, und jetzt willst du ihm Unehre machen? Nun mach ganz schnell, daß du weiterkommst! Und das will ich dir sagen, Hinrich Haas: das nimmt kein gutes Ende mit dir! Das ist ein altes Gebot, daß man das Alter ehren soll. Aber das ist kein Gebot, daß man die Alten ins Gefängnis bringen soll. Es ist schon schlimm genug, daß man sie in den ‚langen Jammer‘ bringt!“ Und damit kehrte er um und ging ins Haus.

„Und das will ich dir sagen,“ rief Carsten Krüß, dunkelrot vor Zorn, „ich lasse dir Bedenkzeit. Aber wenn die um ist, und du läßt dich noch einmal vor der Tür sehen, dann slag ich dir die Knochen im Leibe kaputt! Wenn wir den Engländer geschlagen haben, wissen wir, warum wir das getan haben. Aber du weißt das nicht. Und deshalb sollst du dich da nicht hineinmischen. Und das wäre ja eine neue Gerechtigkeit, wenn wir den Gouverneur um Erlaubnis fragen sollen, wen wir verhauen können.“

Und dann machte er kehrt und ging auch ins Haus. Und an dem trübseligen kleinen Fensterchen erschienen ihre beiden Gesichter; sie sahen aus wie zwei gefährliche Tiere im Käfig, und Hinrich Haas begriff, daß von einem gutwilligen Folgen keine Rede war. Aber ebenso erkannte er, daß die Stimmung der übrigen zugunsten der beiden war. Als er an ihnen vorüberkam, bekam er recht unangenehme Dinge zu hören, und als er eilig zum Gouvernementshause ging, schloß sich ihm ein Trupp junger Burschen an, die ihm höhnend und spottend das Geleit gaben.

Er traf Sir Henry an der Treppe. Der wollte zu Baron Thielen. Aber als er Hinrichs Bericht hörte, blieb er stehen. Wie versteinert. Das ging zu weit. Seinem Befehl wurde nicht Folge geleistet? Englische Kolonisten wagten es, ihrem Gouverneur den Gehorsam zu verweigern?

Er kehrte um. Da mußten andere Maßregeln ergriffen werden; nun sollten auch gleich die verschiedenen Strafen erledigt werden, die schon seit langem schwebten. Da war eine Pfändung bei Jens Ralfsen; er schuldete Peter Jakobs 50 Mark. Da war eine Zwangsvollstreckung bei Hilmar Dehn — wartet! Jetzt soll ein anderes Regiment anfangen!

Es fing auch an. Aber ganz anders, als Sir King es sich gedacht hatte. Als er seinen Quartiermännern den Auftrag gab, die Delinquenten abzuführen, riet Peter Krohn, einige Tage zu warten, bis die Gemüter sich abgekühlt hätten. Und als er durch Hinrich Haas bei Ralfsen pfänden lassen wollte, stand der mit seiner gesamten Verwandtschaft bereit, ihn zu empfangen, und Peter Jakobs wagte sich nicht aus dem Haus. Und als es sich um die Zwangsvollstreckung bei Hilmar Dehn handelte, sagte Peter Ölrichs seine Meinung: „Das ist ja nicht wie in gewöhnlichen Staaten, Exzellenz. Wir sind ja auf dem Lunn. Und wenn Hinrich Haas käme, würde er schreckliche Schläge bekommen, und nützen würde das auch nichts. Das wäre ja ein merkwürdiger Hollunner, der von einem anderen Hollunner so etwas nehmen würde. Sie können pfänden lassen, Exzellenz, aber da ist keiner auf dem Lunn, der sich da dran vergreifen würde. Und das Schiff, auf das Sie das Pfand von der Insel schafften, muß erst gebaut werden. Und ins Gefängnis gehen wir auch nicht. Erstens ist keins da, und zweitens haben wir das nicht nötig. England hat gesagt, daß wir unsere Freiheiten behalten sollen. Und wir lassen sie uns nicht nehmen wegen des roten Charly.“

Der Gouverneur stand während der ganzen Rede mit offenem Mund da, starr vor Staunen und Empörung. Das war ja so gut wie Revolte! Das war ja Gehorsamsverweigerung! Und er wandte sich an Hinnerk Ölk, damit der Hinrich Haas beistehen sollte. Aber Ölk sagte, zu so was gäbe er sich nicht her.

Da war 's wirklich ein besonderes Glück, daß mit einem frischen Wind, der die Spanier entführte, die englischen Hummerfischer erschienen und, durch frühere Erfahrungen gewitzigt, ihren Konstabler an Bord hatten. Er meldete sich bei Sir Henry, und der atmete auf. Er hoffte, daß sich nun alles zum guten kehren würde. Er selbst war ja in bester Laune. Die Herren von der Versicherung aus Hamburg waren dagewesen, hatten ihm ihr unverhohlenes Mißtrauen ausgesprochen wegen der Bergung — natürlich deutsch — und hatten als einzige Antwort Sir Henrys „I cannot help it —“ gehört. Der Dreimaster mußte auseinandergenommen werden — auch daran war nichts zu ändern — und die recht erheblichen Beschläge und Teile von Kupferblech, von Eisen und Bolzen wurden auf Rechnung des Gouverneurs verkauft. Das Holz war außerordentlich gut zu gebrauchen, und für einige Zeit wenigstens war die Not von der Insel geschwunden. Aber um so mehr Zeit hatten die Insulaner nun für auswärtige Angelegenheiten. In dem Augenblick, als sie die Hummerfischer gesichtet hatten, ging es wie ein einziger Wutschrei über die Insel.

Jedes Jahr kamen die Hummerfischer. Und jedes Jahr war der gleiche wütende Aufruhr auf der Insel. Die Hollunner waren gewöhnt, die Klippen und was sie bargen und hielten, als ihr Eigentum anzusehen. Den Hummerfang aber betrachteten sie als Privileg, durch die Jahrhunderte geheiligt.

Dumpfe Wut herrschte. Man sah sich an — das kann doch nicht angehen? Das kann man sich doch nicht gefallen lassen? Und dann noch den Konstabler an Land, der der König von England sein sollte?

„Gnad di God!“ sagte Hinrich Auckens, und es war ihm bitterernst zumut.

Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Gnad di God!“ sagte Peter Krohn und sah aus, als hätte er einen heiligen Schwur geleistet. Und als der Konstabler ins Pottchen kam und ganz bescheiden um ein Glas Grog bat, kam Peter Mohr hinter seinen Fässern her, öffnete die Tür, daß der das Gleichgewicht haltende Anker hart gegen die Wand schlug, und wies hinaus. „Wir sind hier ehrliche Leute,“ sagte er finster, „und mit Ihrem Gewerbe wollen wir nichts zu tun haben. Und wenn Sie auf der Insel bleiben wollen, ist das Ihre Sache. Aber in ein anständiges Haus können Sie nicht aufgenommen werden.“ Der Konstabler wußte gar nicht, wie ihm geschah — so rasch war er draußen!

Und es zeigte sich, daß nicht nur die Alten, sondern auch die Jungen eines Geistes waren. Kaum zeigte sich der Mann mit dem merkwürdigen Helm auf der Straße, da war ein Haufe staunender Kinder um ihn versammelt. Aber als sie gar zu dicht an ihn drängten, wurde es dem Mann zu toll, und er hob seinen Stab auf. Die Kinder sahen sich das Ding an.

„'n spaßiger Mensch!“

Und einer fing an zu lachen, hielt seine Finger in den Mund und stieß einen gellenden Pfiff aus. Das nahm der Konstabler als Verhöhnung seiner Macht auf, und ehe der Bengel es sich versah, hatte er eine tüchtige Ohrfeige. „Damned fellow!“

Das hätte er nicht tun sollen. Denn im Augenblick verwandelte sich die wohlmeinende Neugierde in lebhafteste Abneigung. Im Augenblick war aus gutmütigen, wißbegierigen Kindern eine Rotte kleiner Teufel geworden und folgte schreiend, johlend, schimpfend, pfeifend, und die Alten sahen ihnen vom Pottchen, aus jedem Haus nach und waren ganz einverstanden. „Der Kerl will hier regieren? In unserem eigenen Land? Der Kerl will unsere Kinder schlagen?“ Und die Mutter des Geschlagenen, die zugesehen hatte, griff nach dem Scheuerlappen, aber da war der Engländer schon vorbei.

Und von nun an schien es, als sei wirklich der Teufel in die Helgoländer gefahren. Beim „langen Jammer“ fing 's an. Der Engländer ging, von dem eingeschüchterten Hinrich Haas gefolgt, vom Reckwai hinüber, und Männer und Frauen und Kinder gingen hinterher. Der Falm war leer, und die Feuerblüse war leer, und der Gouverneur ging aufgeregt vom Flaggenmast zu dem verrosteten Böller und wieder zurück, fest entschlossen, nicht nachzugeben. Jetzt handelte sich's nicht mehr um den roten Charly, jetzt stand Englands Würde auf dem Spiel. Und die wollte er mit allen Mitteln verteidigen.

Hauptmann Rose war merkwürdigerweise diesmal ganz auf seiten der Helgoländer. Weniger aus Sympathie — in ihn war plötzlich ein Eroberungsgelüst gefahren. Wenn diese Helgoländer, wenn dieser deutsche Stamm sich so geschlossen wehrte, wenn man seine Rechte angreifen wollte, war dann nicht doch Hoffnung, daß eines Tages hier die deutsche Flagge wehte?

Er war voller Begeisterung! Und ging auch zum „langen Jammer“.

Das erste, was er sah, war, daß Hinrich Haas von einem erbitterten Haufen nun doch seine Prügel bekam. Das zweite, daß Dulke Jansen eine eiserne Pfanne in der Hand hielt und damit zur allgemeinen Befriedigung dem Engländer zu Leibe ging. Andrésen und Krüß saßen mit heimlichem Grinsen neben dem Kater auf der Bank. Dulke gehörte wieder ihnen. Das andere — dat löpt sich all taurecht.

Aber es lief sich nicht zurecht. Der Konstabler hatte eine Niederlage und ein blaues Auge. Die Hollunner bebten vor Kampfesmut, und als die Pfändung bei Jens Ralfs vor sich gehen sollte, mußte Peter Jakobs flüchten. Sir Henry King sagte zu Peter Jakobs: „I cannot help it.“ Aber er schickte den Konstabler mit einer strengen Order an einen Fischkutter: sofort nach England zu segeln und dem Kolonialminister ein Handschreiben zu überbringen.

Revolte auf Helgoland! Um kraftvolle Unterstützung vom Mutterland aus wird dringend ersucht.

Auf der Insel freuten sich die Hollunners ihres Sieges. Und in England runzelte man die Stirn, und da keiner wissen konnte, daß es nicht eine unzufriedene Menge, sondern eigentlich nur Dulke Jansen aus dem „langen Jammer“ war, um die sich die Rebellion drehte, wurde der Vorschlag, die Insel notdürftig zu armieren, einstimmig angenommen. Bei Peter Mohr sang Hinrich Luckens gemütlich sein Lied: „O du min Heinerich, o du min Jong“ — als der preußische Hauptmann vorschlug, ihm zu erlauben, in die Helgoländer Landwehr einen frischen Zug zu bringen, und im „langen Jammer“ braute Dulke Het en Söten für ihre lieben Freunde; seitdem sie gesehen, was für ein gefährlicher Mensch der rote Charly doch eigentlich war, wollte sie nichts mehr mit ihm zu tun haben. Aber in England wurden zwei schwere Geschütze für Heiligland eingepackt mit Geschirren für zwölf Pferde.

Aber wenn man Andrésen fragte, lachte er. Und als Sir Henry mit ihm darüber sprach, stellte sich's heraus, daß er die Situation gar nicht richtig erfaßt hatte. „Das war immer so“, sagte Siemens. „Die Helgoländer haben niemals ihrem Kommandanten gehorcht. Und wenn es doch geschah, war es nur, um einen anderen zu ärgern. Aber einsperren lassen wir uns nicht. Das haben wir auch nicht nötig. Das ist in all den Jahrhunderten nicht vorgekommen. Es ist ja auch nichts geschehen! Die Hollunner sind satt geworden! Nach langer Zeit haben sie mal ihre Sorgen vergessen. Dann werden sie übermütig. Weiter ist das nichts.“

Sir Henry war anderer Meinung.

Aber war Andrésen Siemens überhaupt zurechnungsfähig in dieser Zeit? Lieber Gott, was war in der Zeit aus Andrésen Siemens geworden! Das sang und klang um ihn, in ihm — das war wie ein einziges jubelndes Lied. „Das ist, als wenn der liebe Gott auf Heiligland gekommen wäre“, sagte er eines Morgens zu Dulke, als er auf seinem Zimmerplatz an einer Jolle arbeitete und sich trotz der kalten Morgenluft den Schweiß von der Stirn wischte. „Nie war es so schön wie in diesem Jahr.“

Und Dulke erzählte, wie schön es jetzt im „langen Jammer“ war, und wie sie den roten Charly hinausgeworfen hatten. Auch Dulke war so glücklich. Endlich hatte sie sich wieder zurechtgefunden. Sie sagte, daß Charlys Musik Teufelswerk war. Und daß sie sich ein nettes Fäßchen Rum geborgen hätte, und daß sie recht zufrieden war.

Generated on 2019-06-06 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

War Jab Andrésen glücklich!

Es kam vor, daß er auf dem Gerippe eines Bootes saß, an dem er eben noch emsig beschäftigt war. Und auf einmal sank der Hobel, auf einmal sank der Hammer, und in einem großen, lachenden Staunen sah dieser ernste Mensch über den Platz — verwandelte der sich denn nicht? Blieb das wirklich nur der Zimmerplatz?

Es kam vor, daß er morgens mit fast ängstlichen Bewegungen um sich tastete — war das sein Tisch? War das sein Haus? War der schmale Ring an seinem Finger noch an seiner Stelle — war es nicht Blendwerk? Nicht Einbildung seiner Phantasie? Und leise, leise drehte er ihn, hielt ihn an seine Wange, ließ ihn im Sonnenlicht leuchten — und sah ihn immer mit lachenden, strahlenden Augen an — diesen einfachen, schmalen, unscheinbaren Ring!

War der Mensch glücklich!

Es kam vor, daß er neben Thora saß — wortlos. Ja, in wortlosem Glück. Sie dachte: warum spricht er denn nicht? Was ist er doch für ein stiller Mensch! Aber er wußte gar nicht, daß er nicht sprach. So ungeheuerlich war sein inneres Erleben! So Gewaltiges durchlebte er in einer solchen stillen Stunde. Tausend Stimmen sprachen zu ihm in einer solchen Stunde — denen lauschte er. Dabei sah er die geliebte Frau an, und wenn er in ihre strahlenden Augen sah — lieber Gott, dann versank die Welt wieder wie ein Zauberland.

„Du wunderlicher Mensch", sagte Thora.

Auf dem Lunn war der Teufel los. Aber Andrésen Siemens meinte, daß der Herrgott seinem heiligen Lande nie so nahe gewesen war wie in diesem für ihn so reichen März im Jahr 1826.

Im Pottchen hielt der Hauptmann Rose einen hübschen Vortrag über Vaterlandsliebe, über den sogar der alte Lorenzen den Kopf schüttelte, und nach dem Hinrich Auckens zu Peter Krohn so recht befriedigt sagte: „Es ist recht gut, daß wir so was auf der Insel nicht haben." Und der Konstabler wagte sich nicht mehr aus dem Gouvernementhaus, weil die Hollunner in ihm plötzlich die Verkörperung ihres Ärgers entdeckt hatten; aber Andrésen konnte sich nicht erinnern, daß jemals so viel Glück, so viel Frieden auf der Insel geherrscht hatte.

Sir Henry besichtigte in aller Stille das Gefängnis, mit dem wirklich kein Staat zu machen war, ernannte Peter Jakobs zu einer Art Regierungsrat, wodurch der die Pflicht hatte, Sr. Exzellenz beim Frühstück über alle Vorfälle auf der Insel Bericht zu erstatten, und wartete ungeduldig auf die Unterstützung aus England. Aber Andrésen segelte mit Thora in seiner flinken Schaluppe vor dem Wind. Vom Bollwerk und von der Blüse aus sahen den beiden die Hollunners nach, und Baron Thielen stand am Fenster und verfolgte das Boot mit seinen Blicken. Er hatte so ernste Gedanken: War es möglich, daß Thora für diesen Menschen, den er gewiß hochschätzte, und der ihm in den vielen Jahren ein Freund geworden, eine ernste Neigung hegte? Daß ihr verändertes Wesen auf den lebhaften Verkehr mit Andrésen zurückzuführen war? Er hatte nichts dagegen, daß sie sich ein wenig in den hübschen Kerl verliebt hatte; so abgeschlossen von der Welt, wäre es fast ein Wunder gewesen, wenn diese lebensfrohe Frau mit dem leicht auflodernden Herzen für seine stumme Anbetung unempfindlich geblieben wäre. Aber weiter durfte das nicht gehen. Seine Leidenschaft für eine Helgoländerin hatte ihn Vaterland, Freunde, seinen über alles geliebten Soldatenstand gekostet; hatte ihm nur bitterste Enttäuschung gebracht; er hatte dafür mit allem gezahlt, was er jemals besessen. Vor einem solchen Schicksal mußte Thora bewahrt werden. Ihr lachte das Leben. So viel Schönes barg die Welt noch für sie. Sie sollte nicht auf diesem schrecklichen Felsen geopfert werden, wie er geopfert war.

Er sah dem leuchtenden Segel nach — weit, weit hinter der Düne war es, das kleine weiße Ding. Und er dachte: vielleicht tu ich ihr weh. Vielleicht wird sie wirklich für einige Zeit verzweifeln. Aber sie soll lieber einen kurzen Schmerz haben als ein Leben voll Reue, als ein Leben voll Sehnsucht.

Er schrieb Briefe an einige Vettern und Freunde, mit der herzlichen Bitte, zu der Eröffnung des Bades Helgoland, dieser genialen Idee eines Helgoländer Schiffbauers, hinüberzukommen.

Die Seeschwalbe aber flog über das wogende Meer.

Im Luv saß Thora, hielt die Füße fest gegen den Boden gestemmt. Sie segelten bei fünf Strich am Wind, und wenn Seen überspülten, spritzte das Wasser bis in ihr von der Luft gerötetes Gesicht. Wenn Seen überspülten, sah sie wohl erschrocken, fragend auf Andrésen — ist es gefährlich? Und seine ruhige Sicherheit gab ihr Mut.

Er saß am Steuer und hielt mit der Rechten die Schotten. Sie sah auf seine starke, braune Faust und vertraute ihrer Kraft; sie sah in seine Augen, und alle Angst war geschwunden. Eine so starke, bewußte Sicherheit ging von ihm aus. Wenn die Schwalbe klatschend von dem gewölbten Rücken einer rauschenden Woge auf den anderen sprang, wenn ein Wasserberg in stolzer Ruhe sich heranwälzte, unter ihren Kiel sich schob, sah er mit seinen leuchtenden Augen auf die geliebte Frau: merkst du wohl, wie schön das ist? Kennst du etwas, was so schön ist? Und wenn eine See schäumend, rauschend über den Bug sich ergoß und zerstäubend bis zum Mast aufspritzte, hatte er ein gutmütiges Lächeln, als lächle er über eines Kindes Übermut. Nie meinte Thora ein so kühnes, stolzes Gesicht gesehen zu haben wie dieses gebräunte Friesenantlitz unter dem Südwester. Nie glaubte sie ein Gesicht so geliebt zu haben. Sie konnte die Augen kaum von ihm wenden; hatte nie so viel Muße es zu betrachten als auf See — und auch wohl nie so viel innere Freude. Das Hilflose, das so oft darin zu lesen war, wenn er ihr in dem kleinen Salon gegenüberstand, wenn er einem Gespräch lauschte, das sie gern mit Hauptmann Rose oder Sir Henry King führte, in dem Nichtigkeiten mit so großer Liebenswürdigkeit und so vielem Geist zu Wichtigkeiten werden — dieses Hilflose war ganz geschwunden. Kraft und Willen gingen von ihm aus; so fest nahm er sein Ziel ins Auge, und sicher konnte man sein, daß er's erreichte. Mit so sicherer Zuversicht führte er das Steuer, daß man unbedingtes Vertrauen zu ihm haben mußte.

Thora hatte unbedingtes Vertrauen.

Sie sprachen fast gar nicht. Sie wußte, daß er seine Schweigsamkeit auf dem Wasser mit vielen gemein hatte.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und sie störte ihn nicht. Denn auch sie, die Binnenländerin, hatte der Zauber des Meeres bereits ergriffen. Menschenwort stört die starke Stille, die über dem Meer liegt. Menschenwort paßt nicht in den ewigen Rhythmus hinein. Nur die Seele begreift ihn und lebt in einem Traumland und erbebt, weil sie den Odem der Allmacht empfindet.

Andrésen lauschte dem Lied in den Segeln.

Ein wildes Frohlocken war's. Ein Jauchzen und Jubeln und Gesang.

Dem Lied der Wellen am Kiel lauschte er.

Geschäftiges Raunen, lauter Geheimnisse spielten da.

Wenn aber die Wogen mit ruhiger Wucht rauschend sich näherten, wenn aber die Schwalbe von Welle zu Welle hüpfte und die Seen über den Bug klatschten, wenn aber die Schwalbe wie ein steigendes Roß sich hob und jäh sich senkte, dann lachten seine blauen Augen; dann war's eitel Lust des Seefahrers, der auf seinen Planken, die ein tückisches Meer trägt, sich sicher und stark fühlt. Und er hörte nichts von dem mißtrauischen Gurgeln und Murmeln am Kiel, wußte nichts von warnenden Stimmen des gurgelnden Wassers im Kielraum.

„Thora", sagte er manchmal wie im Traum. „Thora."

Sie lächelte und wäre ihm gern in die Arme geflogen. „Bist du glücklich?" fragte sie. Sie fragte es oft; denn sie hörte so gern seine Antwort.

Wie aus einem Traum heraus antwortete er und sah in die smaragdgrüne, leuchtende Pracht um sich her. Und sah in Thoras lächelndes Antlitz.

„Wenn ich dich vor mir sehe, denke ich, wie das Meer bist du. Und ich liebe dich, wie ich das Meer liebe. Wenn man mir das Meer nähme, würde meine Seele sterben."

„Ich bin eifersüchtig auf das Meer", sagte Thora.

„Nein, du kannst nicht eifersüchtig sein", sagte Andrésen, und da war plötzlich wieder der ernste Zug auf seinem Antlitz, der sie neulich so erschütterte, der aus einem großen Staunen herauszugehen schien, wie sie ein so merkwürdiges Wort so ruhig aussprechen konnte. „Ich sagte, ich liebe dich wie das Meer. Bis jetzt war es mir das Heiligste, das Gewaltigste und das Liebste. Ich bin sicher, daß ich ein gebrochener Mensch wäre, der nie wieder lachen könnte, wenn ich das Meer verlieren würde. Und" — ruhig sah er sie an — „so liebe ich dich."

Sie meinte, ein kalter Schauer lief über ihren Körper. So liebte er sie.

„Laß uns umkehren", sagte Thora. Plötzlich hatte sie Angst in der ungeheuren Wasserwüste.

* * *

Am Falm standen die Hollunner und ärgerten sich. Über den Gouverneur, die Hummerfischer und über die Schnepfen. Ja, über die Schnepfen ganz besonders. Wenn das weiter so ging mit dem warmen Wind, war der Schnepfenfang schlechter als seit Jahren. Man betete fast um Ostwind. Denn nur bei solchem verweilt die Schnepfe auf der Insel; sie fliegt nicht gern gegen den Wind. Aber es war in diesem Jahr rein lächerlich. Man wußte nicht mehr, woran man war. An einen so warmen März konnte man sich gar nicht mehr erinnern. Der Schnepfenfang war für die Helgoländer seit alters her ein ganz besonders einträgliches Geschäft. Ja, zur Zeit der Zugvögelfluchten verziehen sie sogar den Engländern, daß sie den Leuchtturm gebaut hatten. Denn Tausende von Lerchen, Drosseln, Blaukehlchen und anderen Züglern schwirrten, in dem grellen Licht geblendet, gegen die dicken Glasscheiben und fielen betäubt in den Hofraum und drüber hinaus. Dann eben waren die Strömungen in den oberen Luftregionen so gewaltig, daß die Vögel ermattet sich herabließen — willkommene Beute den ihrer harrenden Insulanern. Aber in diesem Jahr flogen sie vorüber. Die südwestlichen Winde trugen sie in unerreichbarer Höhe dahin. Nur wenige verirrten sich. Es war ein rechter Ärger. Lorenzen prophezeite schwere Stürme. Die warme, feuchte Luft zu dieser Zeit war ein Zeichen starker Temperaturbewegungen über dem Ozean. Auch das war ganz gegen die Regel. Der März auf Helgoland, Frühlingsanfang, ist im Vergleich zum März des Kontinents rauh und kalt, besonders wenn der Wind aus Nordwesten bläst. Dann fegt er von den nordischen Eismeeren herunter, treibt Eisberge in den Atlantischen Ozean, und sein kalter Hauch streicht über den kahlen Felsen im nordischen Meer.

Und Nan Hansen und Bad Botters stöhnten und fluchten, hatten ein Zwicken und Zerren in den Gelenken und schnitten grämliche Grimassen, wenn sie das Bein gebrauchen mußten oder den Arm. Bei Nan Hansen ging es noch. Den packte seine Wibke ins Bett, ging zu ihrem Schaf und schnitt ihm von der Wolle so viel herunter, als sie gebrauchte, um ihres Mannes schmerzendes Bein zu belegen. Das war noch ein Mittel, das der dänische Arzt ihr hinterlassen. Wärme, sagte er.

Aber Bad Botters ließ sich nicht ins Bett stecken. Der war rein wunderlich in der Zeit. Als wenn er immer etwas erwartete. Als wenn er fürchtete, etwas zu versäumen, wenn er nicht auf der alten Truhe saß. Er hatte gewiß seine Ursache. Wenn der alte Rücken so steif wurde, daß er ihn nicht mehr gerade aufrichten konnte, wenn er so krumm ging, daß er den Schieber von der Luke nicht mehr erreichen konnte, dann kamen die großen Stürme. Dann fing das Leben auf der Insel an. Dann mußten die alten Lotsen zur Stelle sein. Das Glück konnte es doch mit sich bringen, daß man zur Börte kam, daß man einen Anteil erhielt. Wenn es so in den Gliedern riß, durfte Jasper nicht aus dem Seezeug heraus. Ganz plötzlich konnte der Sturm einsetzen, und statt der Schnepfen liefen die Schiffe ins Garn.

Der alte Lotse saß, in sieben Jacken gehüllt auf der Truhe, stöhnend vor Schmerzen, und lauschte trotzdem — kam er noch nicht? Kam der Sturm noch nicht? Seine Wentje aber saß auf der Bank vor dem Haus und wartete auf Jasper. Mit dem verbundenen Arm war er weggegangen. An den Falm, sagte er. Warum hatte Antje ihn nicht zurückgehalten? Was für ein elendes Geschöpf war denn Antje! Ihretwegen war er fast erstochen worden. Und anstatt ihn jetzt zu tröften und ihm gut zuzureden, lief sie mit einem verbissenen Gesicht herum, antwortete nicht, wenn man fragte. Perke Thaten hatte sie abends zu Pay Klaasens Haus schleichen sehen. Anstatt zu ihrem Mann zu halten, ging sie zu Klaasen? Heißt es nicht — du sollst Vater und Mutter verlassen und zu deinem Mann halten? Und sie verriet ihren Mann?

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber Jasper war nicht am Falm. Jasper war an die Nordspitze gegangen, als er gesehen, daß Carry dort auf der Klippe hockte. Er mußte mit ihr sprechen. So ging das nicht länger. Er fand ja keine Ruhe mehr! Brütete Tag und Nacht vor sich hin — durchlebte alle Qualen einer unglücklichen Liebe. Er hatte keinen Sinn mehr für den Falm. Er litt, wenn er die Kinder sah, er litt, wenn er seiner Mutter vorwurfsvolle Augen sah. Aber wenn er Antjes anklagenden Blicken begegnete, dann ballte er die Fäuste. Sie war ihm widerwärtig gewesen, seitdem er sie neben Carrys blühender Jugend gesehen. Aber seit dem Sonntag im Springhus haßte er sie. Er lag nachts neben ihr und wußte, daß sie sich schlafend stellte. War wütend über die Lüge und hörte, daß er mit den Zähnen knirschte. Er wußte, daß sie leise weinte. Das Kissen mußte ganz naß sein von ihren Tränen. Er hatte kein Mitleid. Es erbitterte ihn nur. Welche Ursache hatte sie zu weinen? Er kämpfte und rang mit seiner Leidenschaft, versuchte, mit aller Kraft Herr zu werden über diese Leidenschaft — und sie klagte ihn noch an? Was hatte er denn getan, daß sie ein Recht hatte zu ihren stummen Vorwürfen? Mit einem schönen Mädchen hatte er getanzt! Taten das nicht andere auch? Mußte man tot sein, wenn man verheiratet war? Gab es nur noch Sorgen und Arbeit, wenn man eine Familie hatte? Jasper sann und grübelte und brütete in dumpfer Wut. Hundertmal hatte er gedacht, ich muß mit Carry sprechen, das geht so nicht weiter. Aber er wußte nicht, was er mit ihr sprechen sollte.

Er sah sie an der Nordspitze und ging zu ihr. Einige sahen ihm nach. Es lag ihm nichts dran. Aber der Gedanke, daß er mit ihr sprechen würde, verwirrte ihm die Sinne. Und er dachte daran, wie er sie in den Armen gehalten hatte.

Sehnsüchtig sah Carry über das Meer zu Siemens' Seeschwalbe hin. Sehnsüchtig und mit bitterem Neid. Das Verhältnis, in dem Siemens zu der schönen Frau Baronin stand, hatte sie längst erkannt. Wie stolz er's der Welt zeigte! Wie hoch sie den Kopf trug! Als wäre das alles ganz natürlich! Zusammen fuhren sie übers Meer, gingen zusammen über das Lunn, und manchmal hielten sie sich an der Hand, sorglos, ob jemand es bemerken könnte, sorglos über die zischelnden Zungen hinter sich. Wenn sie, Carry, das tun würde. Mit jemand, den sie liebhatte, über das Lunn gehen.

Mit bitterem Neid sah sie zu dem leuchtenden Segel hinüber —

In der Dämmerstunde, wenn niemand es sah, schlich sie durch ein Hinterpförtchen zu einem Mann, der sie erwartete.

Wie eine Diebin schlüpfte sie ins Haus —

Sie ballte die Fäuste. Sie dachte — wenn ich ihm aus Liebe das Opfer brächte — wenn ich glücklich bei ihm wäre — ja, dann müßte es leicht sein. Aber so —

Es hatte so wohl getan, von einem Menschen ein gutes Wort zu hören. Wenn man sein Leben lang gestoßen und getreten worden ist, wenn man allen im Weg war, wenn niemand da war, der einem armen Waisenkind mal über den Kopf streicht, mal fragt — warum siehst du so traurig aus, lütte Dearn — dann weiß man, was es wert ist, einen Menschen zu finden, der Mitleid hat. Da schlägt das Herz rascher bei seinen zärtlichen Worten. Ach, da fließt das Herz über vor Dankbarkeit, für jedes gütige Wort. Man hat ja keine Ahnung, daß diesem gütigen Menschen eines jungen Weibes Schönheit gar lachend und wertvoll ist. Weiß nur, daß man so ein lächerlich armes Ding ist, und daß die zärtlichen Worte dieses feinen Mannes die schönste Musik sind, die jemals im Ohr erklungen ist —

Du armes Kind, sagt der feine Mann — jetzt sollst du nicht mehr traurig sein.

My sweet heart, sagt er — wie will ich dich liebhaben!

Von nun an, sagt der feine Herr, will ich dein bester Freund sein — —

Die Hände könnte man ihm küssen, wie ein Hund könnte man zu seinen Füßen liegen — einer ist da, der so ein armes, herumgestoßenes Waisenkind liebhaben will!

Aber auf einmal fühlt man, daß er sich des armen Waisenkindes schämt. Er lacht, wenn man mit ihm über das Lunn gehen will! Er runzelt die Stirn, wenn man ihm fröhlich zunickt. Er geht an einem vorbei — fremd und stolz und kalt, wenn er mit der Baronin zusammen ist oder mit dem preußischen Hauptmann. Ein ganz fremder Herr ist er dann auf einmal; so hochmütig, so vornehm. Ehrerbietig geht er neben der Baronin, sieht das Mädchen gar nicht, dem er gestern so heiß ins Ohr flüsterte, daß er's liebe — eine Lady, sagt er, ist die Baronin. Aber das Waisenmädchen ein sweet little girl — —

Carry begann den Unterschied zu begreifen.

Sie sah aus heißen Augen der Seeschwalbe nach und dachte — ich will nicht mehr heimlich zu ihm gehen. Wenn er sich meiner schämt, wenn eine Lady bei ihm ist, kann das kein richtiger Freund sein. Dann muß ich mich schämen. Sie begann zu begreifen, warum Jasper ihr so heftig gesagt — man soll sich ne wegsmiten. Der Spanier aber hatte auf den Knien vor ihr gelegen und erklärt, daß sie eine Königin sei.

Auf einmal schluchzte sie laut auf. Eine Königin! Wenn aber Antje Botters ihr begegnete oder Perke Thaten, war kein Wort zu hart. Wie schrien sie hinter ihr her! Wie zeigten sie ihre Verachtung! Was alles bekam sie zu hören! Was für ein verworfenes Geschöpf sie wäre! Und daß man sie von der Insel herunter haben wollte. Und daß die Frauen schon dafür sorgen wollten, daß sie den Männern nicht länger die Köpfe verdrehte —

Sie schluchzte ganz laut —

Und da kam Jasper.

Sie lief nicht weg. Es fiel ihr gar nicht ein. Gerade ihm wollte sie's sagen, wie sie mit ihr umgingen! Mochte er's doch mal dem Antje geben! Wie kam sie denn dazu, alles zu ertragen, sich alles gefallen zu lassen!

Aus tränenfeuchten Augen sah sie ihm trotzig entgegen.

Ihm verschlug's den Atem. Gerade vor ihr blieb er stehen, vergaß, daß Antje da war und seine Kinder und sah ihr rotes Haar in der Sonne leuchten — und vor diesem Leuchten starb die Vergangenheit, die ihm grau erschien

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und wie im Nebel versunken. Der Jasper von früher war ja ein anderer Mensch. Der Jasper, der neben einem still weinenden, vergrämten Weib lag und das Morgengrauen kaum erwarten konnte, der schweigend, freudlos am Falm stand und gleich den übrigen auf den Segen wartete, den Gott und das Glück der Insel zuführen sollte, der begriffen hatte, daß sein Familienglück nur in einer ununterbrochenen Kette von Sorgen und Pflichten bestand — der Jasper hatte mit ihm nichts zu schaffen. War ein ganz anderer. Dem hatte doch nie das Herz so wild in der Brust geschlagen, der hatte doch längst vergessen, daß einem heiß und kalt werden kann beim Anblick eines Mädchens, dessen flimmernde Augen zu ihm aufgeschlagen waren — der Mann, der Carry fragte, warum sie weine, war ein Bursche, dem die Liebe aus den Augen sah, dessen dunkle Augen eine Sprache redeten, die Carry das Herz klopfen machte.

(Fortsetzung folgt.)

Verkehrsprobleme.

Plauderei von Hans Dominik.

Die letzten hundert Jahre sind für Deutschland ganz besonders durch ein Anwachsen der städtischen Bevölkerung gekennzeichnet. Während zur Zeit der Befreiungskriege etwa zwanzig Prozent der Einwohner in Städten lebten, kommen gegenwärtig gut sechzig Prozent der Gesamtbevölkerung auf die Bewohner geschlossener Ortschaften.

Diese Entwicklung bedingte naturgemäß eine beträchtliche Vergrößerung des normalen städtischen Weichbildes und zeigte eine Fülle neuer technischer Probleme. Wir können von den Millionenstädten, wie Berlin und Hamburg, absehen, können sogar alle Großstädte auslassen und nur Mittelstädte in Betracht ziehen, und doch tritt uns eine der wichtigsten kommunaltechnischen Fragen, das Problem des innenstädtischen Verkehrs, allenthalben mit Sicherheit entgegen.

Solange eine Stadt nur eine Kreisfläche von rund einem Kilometer Durchmesser bedeckt, pflegt die Verkehrsfrage nicht brennend zu sein. Es genügen Schusters Rappen als Betriebsmittel vollauf, denn man erreicht auf ihnen in zehn Minuten von einem Ende der Stadt her das entgegengesetzte, kommt in fünf Minuten vom Mittelpunkt der Stadt bis zu jedem Punkt der Grenze. Aber diese Größenverhältnisse treffen nur für Ortschaften von etwa fünfzehntausend Einwohnern zu. Sobald die Einwohnerzahl auch nur die fünfzigtausend erreicht, müssen wir auf die Durchquerung der Stadt etwa eine halbe Stunde rechnen, bei hunderttausend Einwohnern wird man vom Mittelpunkt der Stadt aus etwa zwanzig Minuten zu gehen haben, um zu den Grenzen der Vorstädte zu gelangen. Das ist wenig, wenn wir uns erinnern, daß die Durchquerung Groß-Berlins etwa von Britz bis Tegel oder von Lichterfelde bis Friedrichsfelde einen recht strammen Tagesmarsch bedeutet. Aber es wird viel, wenn man in Erwägung zieht, daß auch nur zehntausend von den hunderttausend Einwohnern der Stadt gezwungen sein mögen, diesen Weg viermal am Tag zurückzulegen.

Denn das ergibt für den einzelnen am Tag 80 verlorene Minuten. Nehmen wir das Jahr zu 300 Arbeitstagen, so bekommen wir für den einzelnen 24 000 Minuten oder 400 Stunden, und wenn wir den Arbeitstag zu 10 Stunden rechnen, 40 Arbeitstage im Jahr, die nicht für nutzbringende Arbeit verwendet, sondern verlaufen werden. Und wenn das 10 000 Einwohnern passiert, so kommen wir auf 400 000 Arbeitstage. Nehmen wir weiter den Wert des Arbeitstages mit fünf Mark an, so ergibt sich in einer solchen an der Grenze von Mittel- und Großstadt stehenden Ortschaft die jährliche recht erkleckliche Summe von zwei Millionen Mark, die aus Mangel an besseren Verkehrsbedingungen verloren geht, die als ein Lucrum cessans in der volkswirtschaftlichen Bilanz auftritt.

Die vorstehende Rechnung zeigt die wirtschaftliche Berechtigung und Notwendigkeit ausreichender städtischer Verkehrsmittel.

Treten wir nun der Frage näher, mit welchen technischen Mitteln der städtische Verkehr in solchen Orten geringeren Umfanges zu befriedigen ist, so fällt die Antwort heute nicht schwer. Pferdebahnen, Dampfbahnen und Kabelbahnen haben heute ihre Rolle ausgespielt. Es kommt einzig und allein die elektrische Straßenbahn mit oberirdischer Stromzuführung in Betracht. So leicht aber die erste Frage beantwortet ist, so kompliziert wird der Fall, sobald man an die Ausarbeitung des Spezialprojektes eines Verkehrplans geht.

Ganz allgemein wird man von einer absolut vollkommenen Verkehrseinrichtung verlangen, daß sie jeden beliebigen Bewohner der Stadt möglichst direkt von seinem Haus ohne unnötigen Aufenthalt bis zu jedem beliebigen andern Punkt des Weichbilds befördert. Doch das Vollkommene ist auf dieser unvollkommenen Welt nicht zu erreichen. In der Praxis muß man zufrieden sein, wenn nur die Zugangswege des einzelnen von der Wohnung zur Bahn nach Möglichkeit klein gehalten werden, und wenn ferner beliebige Punkte so schnell und direkt wie nur irgend angängig erreicht werden.

Natürlich existiert in jeder Stadt auch bereits vor der Errichtung von Straßenbahnen ein bestimmter Verkehr, und die Bahn wird am günstigsten arbeiten, wenn sie ihren Betrieb diesem bereits vorhandenen Verkehr anschmiegt. Gewöhnlich finden daher vor der Erbauung eines Straßenbahnnetzes ausführliche Zählungen statt. An allen in Betracht kommenden Straßenecken werden an mehreren Tagen Leute postiert, die jeden vorbeikommenden Fußgänger, weiter aber auch jedes öffentliche Fuhrwerk sorgfältig aufnotieren und so Ziffern gewinnen, die der Verkehrsdichte an der betreffenden Stelle entsprechen. Und trägt man nun dies Ziffernmaterial in den Stadtplan ein, stellt man es beispielsweise bildlich dar, indem man in den einzelnen Straßenzügen Schichten aufbaut, die etwa auf hundert Fußgänger einen Millimeter Dicke erhalten, so bekommt man ein überaus anschauliches Bild des einstweilen vorhandenen Verkehrs. Mit nicht zu verkennender Deutlichkeit heben sich sofort die Straßenzüge hervor, die gewissermaßen das Gerippe des Verkehrs bilden und unbedingt eine Straßenbahn haben müssen. Leicht und zwanglos ergibt sich nach solch einem Modell das Streckenbild der künftig nötigen Straßenbahnanlage.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dabei geben nun die bereits vorhandenen Straßenbahnen wertvolles Ziffernmaterial. Wenn heute die Frage aufgeworfen wird, wieviel Kilometer Streckenlänge man für zehntausend Einwohner einer Stadt benötigt, so gibt die Zahl 1,5 Kilometer sowohl für Großstädte wie auch für Mittelstädte einen stets zutreffenden Wert. Man wird im Einzelfall von dieser Zahl ein wenig nach oben oder nach unten abgehen können, aber im großen und ganzen trifft sie stets zu. So hat beispielsweise Berlin mit seinen dreißig Vororten auf zehntausend Einwohner 1,32 Kilometer, Hamburg 1,88, München 1,37, Breslau 1,22, Köln 1,84, Elberfeld 1,42, Stuttgart 1,51, Chemnitz 1,49 und Magdeburg 1,51. Diese wenigen Beispiele zeigen wohl zur Genüge, daß es sich hier um eine Zahl handelt, die mit einer großen Regelmäßigkeit an den verschiedenen Plätzen auftritt, deren geringe Variante hauptsächlich durch die natürlichen Verschiedenheiten der Städtebilder bedingt werden, die sonst aber eine gewisse Gesetzmäßigkeit beanspruchen darf.

Und ähnlich steht es mit jener Ziffer, die die Leistungen jener Streckenlänge im Jahr angibt. Fragen wir nämlich, wieviel Personenfahrten in den deutschen Städten aufs Jahr auf zehntausend Einwohner geleistet wurden, so ergibt sich wiederum eine Zahl, die mit einer gewissen Konstanz in den verschiedensten Städten wiederkehrt und mit rund anderthalb Millionen Fahrgästen angenommen werden kann. Sie betrug in Berlin und Hamburg 1,7, in München 1,5, in Dresden 1,8, in Breslau 1,3, in Hannover 1,5, in Düsseldorf 1,7, in Stuttgart 1,2, in Bremen 1,3 Millionen Fahrgäste.

Diese Ziffern, nämlich die Streckenlängen und Personenfahrten für zehntausend Einwohner, werden bereits seit einer Reihe von Jahren von der Verkehrsstatistik aufgestellt. Sie sind für die einzelne Stadt nicht ganz abhängig von der Zeit. Vielmehr zeigt sich eine Tendenz der Zunahme, derart, daß die Kilometerzahl für zehntausend Einwohner langsam steigt, und daß die Zahl der Passagierfahrten in noch stärkerem Maß zunimmt. Die gegebenen Zahlen stellen indes einen guten Mittelwert für die durchschnittlichen deutschen Verhältnisse dar. Sie können insbesondere bei der Projektierung und beim Ausbau neuer Netze wertvolle Anhaltspunkte geben.

Aber mit dem Bau des Netzes ist noch nicht alles gewonnen. Das vorhandene Netz gewährt immer noch sehr zahlreiche Variationen des Betriebes, und das schönste Schienennetz nutzt wenig, wenn es falsch betrieben wird.

Nicht mit Unrecht hat man den Verkehr oder das Verkehrsbedürfnis mit einem Körper verglichen, und den Betrieb mit einem Gewand, das sich diesem Körper anpassen muß. Es kann vorkommen, daß das Kleid dem Körper zu weit ist. Das trifft bei jenen Strecken zu, auf denen die Wagen meistenteils leer fahren, und ist für die Betriebsgesellschaft natürlich nicht vorteilhaft. Aber noch unangenehmer für das Publikum sind die Stellen, an denen das Gewand zu eng ist, an denen es drückt und kneift. Das sind jene unliebsamen Punkte, an denen der Schaffner stets das böse Wort „Besetzt" ausspricht.

Der Betrieb hat verschiedene Möglichkeiten, sich dem Verkehrsbedürfnis anzupassen. Wohl das bedeutsamste Mittel dazu ist der Umsteigeverkehr, der es dem Fahrgast gestattet, während der Fahrt den Wagen zu wechseln, sich aus den verschiedenen, von der Straßenbahngesellschaft betriebenen Linien gewissermaßen stückweise seinen eigenen Weg zusammenzustellen. Theoretisch kann es der Straßenbahngesellschaft natürlich sehr gleichgültig sein, ob der Fahrgast seine Reise in dem gleichen oder in verschiedenen Wagen ausführt. Anderseits bietet dieser Transferverkehr die Möglichkeit, auf verhältnismäßig wenigen Linien sehr viele Fahrwege zu suchen. Bieten doch bereits drei Linien, die durch Umsteigeverkehr verbunden sind, die Verkehrsmöglichkeiten von neun voneinander getrennten Linien.

Das Heimatland des Umsteigeverkehrs ist wohl Amerika. In den Städten der Union entwickelte sich dieser Transferbetrieb zunächst aus technischen Gründen. Man wollte und konnte vielfach nicht die verbindenden Kurven zwischen den gradlinigen Strecken anlegen und ließ an diesen Stellen daher einfach das Publikum von einem in den anderen Wagen überwandern. Aber das Publikum empfand nicht nur die Unbequemlichkeiten, es spürte auch bald die Vorteile dieses Verkehrs, und heute hat der weitgetriebene Umsteigeverkehr dort eine Ausdehnung angenommen, die vielfach die Wirtschaftlichkeit der Bahngesellschaften bedroht.

In Deutschland ist dieser Verkehr dagegen in den normalen Grenzen in den allermeisten Mittelstädten eingeführt. Wir finden ihn, um nur ein paar Beispiele herauszugreifen, in Potsdam, Braunschweig, Dresden, Leipzig, Köln und anderen Orten mehr. Dabei hat freilich die Straßenbahngesellschaft das berechtigte Interesse, sich gegen Uebervorteilung seitens unreeller Fahrgäste durch eine hinreichende Kontrolle zu schützen. In einfachster Weise geschieht dies durch sogenannte Netzkarten, Straßenbahnbillette, die auf der Rückseite das Bild des Straßenbahnnetzes zeigen. Der Schaffner knipst in diesen Fahrschein die befahrene Strecke einfach hinein, und so läßt sich der Weg des Fahrgastes genau kontrollieren. Solche Karten sind beispielsweise in Düsseldorf, Bochum, Wiesbaden und Dortmund in Gebrauch.

In seiner vollkommenen Durchführung vermag dieser Umsteigeverkehr tatsächlich die Droschke zu ersetzen. Der Fahrgast braucht lediglich den ersten, in der Richtung seines Weges fahrenden Wagen zu besteigen und dem Schaffner sein Ziel zu nennen. Der gibt ihm das Billett, nennt ihm den ersten Umsteigepunkt und die nächste Linie, und dann vollzieht sich die Fahrt automatisch bis zum Ende.

Schließlich aber dürfen wir unter den Mitteln, die dem modernen städtischen Verkehr dienen, eine besondere Neukonstruktion, die sogenannte gleislose Bahn oder den Oberleitungsomnibus, nicht vergessen. In dem Maß, in dem das alte herz- und stiefelzerreißende Pflaster der Städte immer besser wurde, konnte man mehr und mehr auf die besondere eiserne Schiene verzichten, konnte man Fahrzeuge konstruieren, die Stromzuleitung und Rückführung von Oberleitungen aus bewirkten und frei auf dem Straßenplanum fuhren. Die ersten Fahrzeuge dieser Art waren noch unrentabel, weil die Bereifung nach etwa zwanzigtausend Kilometer erneuert werden mußte. Die neusten Wagen haben auf gutem Asphalt mit ein und derselben Bereifung die zehnfache Strecke zurückgelegt. Durch diese Oberleitungsomnibusse aber ist nun ein neues Verkehrsmittel geschaffen worden, das überall dort aushilft, wo die Straßenbahn nicht am Platz ist, ein Verkehrsmittel, das sich besonders für die engen Straßen alter Stadtteile ganz vorzüglich eignet. Durch diese Oberleitungsomnibusse wurde die Reihe der städtischen Verkehrsmittel vollständig, die vom kleinsten und leichtesten Fahrzeug bis zum schweren Hochbahnzug führt.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Englische Gastgeberinnen.

Von A. von Erlen. — Hierzu 10 Porträte.

Die diesjährige Season in London steht in dem glückverheißenden Zeichen der Krönungsfeierlichkeiten des englischen Königspaares. Da wird in der altehrwürdigen Metropole an der Themse das Füllhorn der geselligen Freuden noch reichlicher ausgeschüttet werden als in andern Jahren. Die vornehmen alten Stadthäuser der britischen Aristokratie, jene oft monatelang verschlossenen Häuser, werden ihre gastlichen Tore weit auftun, vor den regelmäßigen Fensterreihen werden farbenprächtige Blumen blühen, und in den stillen Squares wird die Hupe vorfahrender Automobile lustig ertönen. Und wenn die feierlichen Klänge der Glocken von Westminster die nahende Stunde der großen Krönungzeremonie Georgs des Fünften verkündigen, werden Tausende und aber Tausende versammelt sein, diesem Klang zu lauschen. Und wer ein Heim und ein Haus in London besitzt, der wird zur Stelle sein, um die seiner Stellung angemessenen Pflichten der Gastfreundschaft zu erfüllen. Da fallen nun in allererster Linie jene vornehmen Damen der Aristokratie des britischen Inselreichs in die Augen, die berufen sind, in diesen alten Adelswohnstätten und Stadthäusern die oft aufopfernde Rolle einer Gastgeberin zu spielen. Neben dem Glanz der Krone, der in England überall das gesellige Leben beleuchtet, ist auch die Politik für dieses von größter Bedeutung. Das ist dann die Zeit der dichtgedrängten Routs, der luncheon-parties und steifen Diners und jener Bälle, die bis weit in den grauenden Morgen hinein dauern. Auch die Zeit der sportlichen Wettkämpfe und Stelldicheins auf grünem Turf und am Ufer der Themse. Und die Gattinnen der führenden Männer sind bei alledem dabei und verleihen dem bunten Treiben einen besonderen Reiz. Unsere heutigen Bilder zeigen einige solcher allgemein bekannter englischer Frauen, die ohne Zweifel auch in diesem Sommer in der Hauptstadt nicht fehlen werden, um ihre Pflichten als Gastgeberinnen in ganz besonderem Maße zu erfüllen.



Lady Lansdowne. Phot. Lafayette.



Phot. Thomson. Lady Londonderry.



Lady Beauchamp. Phot. Lallie Charles.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Da ist die Gattin des englischen Premierministers, die allgemein bekannte Mrs. Asquith (Portr. nebenst.), die als Miß Margot Tennant von Jugend auf in der Gesellschaft heimisch war und die durch ihre Stellung bedingten, gewiß nicht immer leichten geselligen Pflichten aufs beste erfüllt. Noch lieber als in heißen Sälen weilt sie draußen auf den großen grünen Golfplätzen, um dem erfrischenden Golfspiel nachzugehen, das sie mit Leidenschaft betreibt.

Da ist im Schmuck ihrer neunfachen Perlenreihe die Marchioneß of Lansdowne (Portr. S. 835), eine Frau in reiferen Jahren; sie war die Jüngste von den sieben Töchtern des ersten Herzogs von Abercorn und vermählte sich im Jahr 1869. Eine englische Gastgeberin großen Stils ist ferner Lady Londonderry (Portr. S. 835), die Gemahlin des Marqueß of Londonderry, deren gastliches Haus in Park Lane alljährlich während der Season Schauplatz erlesener Festlichkeiten ist, zu denen nicht selten auch der Hof erscheint. König Eduard war häufig Gast auf Lady Londonderrys Bällen, die ebenso wie die Gesellschaften auf ihrem prächtigen Landsitz einen Glanzpunkt für jeden Teilnehmer bilden. Lady Derby (Port. S. 838), die Gemahlin des Earl of Derby, entstammt der Familie Montagu und ist die Tochter des siebenten



Mrs. Asquith. Phot. Thomson.

Herzogs von Manchester. Das Haus des Earls of Derby bildet durch seine großen sportlichen Traditionen allein schon einen Mittelpunkt englischer Geselligkeit. Aber auch im politischen Leben nimmt der derzeitige Lord Derby eine prominente Stellung ein, er war wiederholt Mitglied des Unterhauses und von 1903 bis 1905 Generalpostmeister. Infolgedessen ist die liebenswürdige Herrin von Derby-Haus auch eine der hervorragendsten Gastgeberinnen der englischen Hauptstadt. Jugendlich reizvoll ist das Porträt der jungen Counteß of Chesterfield (Portr. S. 837), und wir erfahren, daß dieses Bild einer mit Weinlaub geschmückten Bacchantin dem bekannten Book of Beauty entstammt, jenem Buch, das als eine Schönheitsgalerie moderner englischer Frauen vor einigen Jahren erschienen ist. Damals war die junge Lady Chesterfield eben erst verheiratet und die Gattin des bedeutend älteren, aber sehr populären Lord Chesterfield gewor-



Lady Ridley. Phot. Lallie Charles.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den. Ihre Heimat lag im Norden Englands, sie war die zweite von den drei schönen Töchtern des reichen Reeders Wilson, und trotzdem sie eine große Mitgift besaß, wurde seinerzeit das alte Stammschloß der Chesterfields, Holme Lacy, mit einer Fülle herrlicher Kunstschätze an einen australischen Nabob verkauft. Auch das alte Stadthaus in London ging in fremde Hände über; stattdessen erwarb Lord Chesterfield das stattliche Cambridge House in Regents Park, und hier verweilt das Ehepaar während der Season, und Lady Chesterfields schlanke Erscheinung, lilienweiß mit rosenfarbenen Wangen und goldblondem Haar, ist der Zielpunkt vieler Augen bei festlichen Veranstaltungen. — Eine andere hervorragende Persönlichkeit der Londoner Gesellschaft ist die Counteß Beauchamp (Portr. S. 835), deren perlengeschmücktes Bildnis wir hier sehen. Diese Frau ist der echte Typus einer Dame der allerbesten englischen Gesellschaft, sie ist die Gattin eines Peers und stammt selbst aus dem hohen britischen Adel, denn sie war bei ihrer Vermählung die neunzehnjährige reizende Lady Lettice Grosvenor, eine Tochter Lord Grosvenors, der ein Sohn des damals noch leben-



Phot. Lallie Charles.

Lady Crewe.



Mrs. Ivor Guest.



Lady Chesterfield

Phot. Lallie Charles.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Phot. Thomson.
Lady Denman.

den greisen Herzogs von Westminster war. Und ihr Großvater, ein echter Grandseigneur der alten Schule, hat diese seine Enkelin besonders geschätzt und hinterließ ihr bei seinem Tod ein ansehnliches Erbteil. Lady Beauchamp nimmt mit Eifer an den Interessen ihres Gatten teil; sie gibt feierliche Diners in ihrem großen Stadthaus in Belgrave Square und erzeigt eine sorgsam auswählende Gastfreundschaft auf ihrem Landsitz Madresfield, in dessen Mauern auch häufig Mitglieder der königlichen Familie gern verweilen. Das Landleben und dessen Freuden und Pflichten scheinen Lady Beauchamp sehr zu beglücken, sie liebt die Blumen und Bäume und vor allen Dingen die Tiere. Madresfield, das Heim der Earls of Beauchamp, ist ein schönes Schloß, das neben herrlichem Familienschmuck auch wertvolle Miniaturen und andere Kunstschätze aufweist. In dem großen überdeckten Schloßhof blicken ernste Cesarenbüsten auf die zu ihren Füßen spielende jüngste Generation herab. Wir erblicken hier noch weiter das Bild der etwas träumerisch blickenden Countess of Crewe (Portr. S. 837), die eine literarisch gebildete, intellektuelle Frau ist und eine vielgeschätzte Gastgeberin unter den Mitgliedern der gemäßigt liberalen Partei, und die fesselnden Köpfe der Viscountess Ridley (Portr. Seite 836) und der Hon. Mrs. Ivor Guest (Portr. S. 837). Auch Lady Denman, die Gemahlin des Barons Denman, hat einen ausgedehnten Freundeskreis in der englischen Gesellschaft. Als Tochter des Lord Cowdray vermählte sie sich mit Lord Denman im Jahr 1903 und hat es seither trefflich verstanden, die Festlichkeiten in ihrem schönen Haus in Buckingham Gate durch ihr natürliches und einnehmendes Wesen zu ganz besonderen Attraktionen des Londoner Gesellschaftslebens zu gestalten.


Phot. Walter Barnett.
Lady Derby.

Alles in allem sind die hier erwähnten Damen und noch viele andere neben ihnen Frauen, die durch Geburt und Schicksal auserwählt wurden, eine hervorragende Lebensstellung einzunehmen, und die sich bemühen, ihren Rechten und hohen Pflichten gerecht zu werden.

Die holsteinische Schweiz.

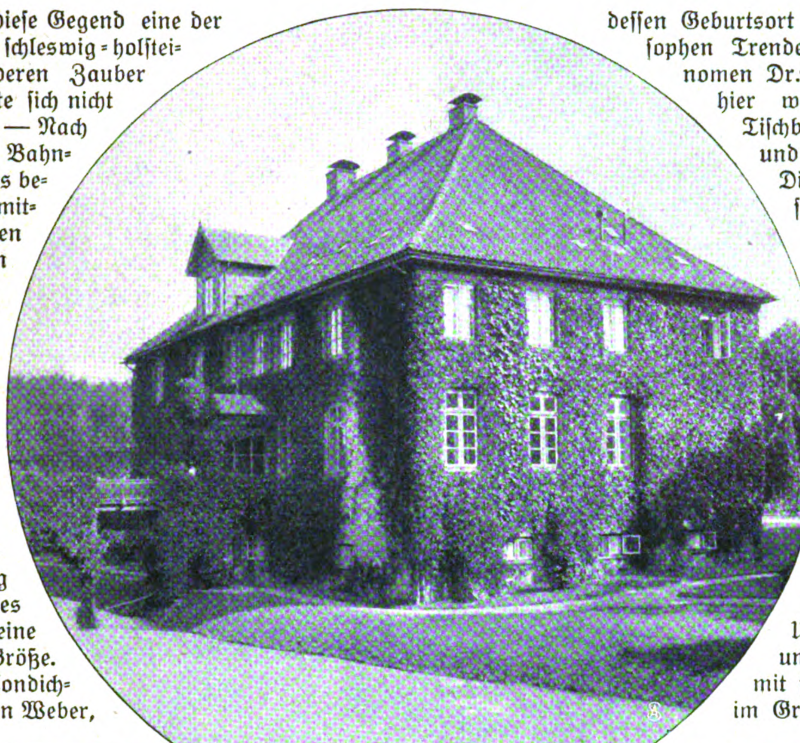
Von Anna Janus. Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Im Osten Holsteins, zwischen der alten Hansastadt Lübeck und dem Reichskriegshafen Kiel, hat der baltische Höhenzug ein Landschaftsbild geschaffen, das wegen seiner vielen Bodenerhebungen, seines Waldreichtums, seiner grünen saftigen Wiesenflächen und seiner klaren stillen Seen die „holsteinische Schweiz“ genannt wird.


Eutin, vom Wasserturm aus gesehen.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unzweifelhaft ist diese Gegend eine der reizvollsten des schleswig-holsteinischen Landes, deren Zauber auch der Verwöhnte sich nicht verschließen kann. — Nach etwa einstündiger Bahnfahrt von Lübeck aus befindet man sich inmitten der holsteinischen Schweiz. Zwischen zwei Seen, dem Großen und dem Kleinen Eutiner See, liegt die Rosenstadt Eutin (Abb. S. 838). Als Sommerresidenz des Großherzogs von Oldenburg und Sitz der Großherzoglichen Regierung zeigt sie ein anderes Gepräge als eine Kleinstadt ihrer Größe. Die Namen des Tondichters Karl Maria von Weber, dessen Geburtsort Eutin ist, des Philosophen Trendelenburg, des Astronomen Dr. Julius Schmidt, die hier weilten, des Malers Tischbein, der hier lebte und starb, und des Dichters und Uebersetzers Johann Heinrich Voß, der längere Zeit Rektor des Gymnasiums war, tun kund, daß Eutin sich auch am Geistesleben der Nationen beteiligt hat. Vom neuerbauten Wasser- und Aussichtsturm auf dem Kamp hat man einen umfassenden Blick auf die Stadt und ihre Umgebung. Friedlich und still liegt Eutin da, mit seinen roten Dächern, im Grün der Gärten und

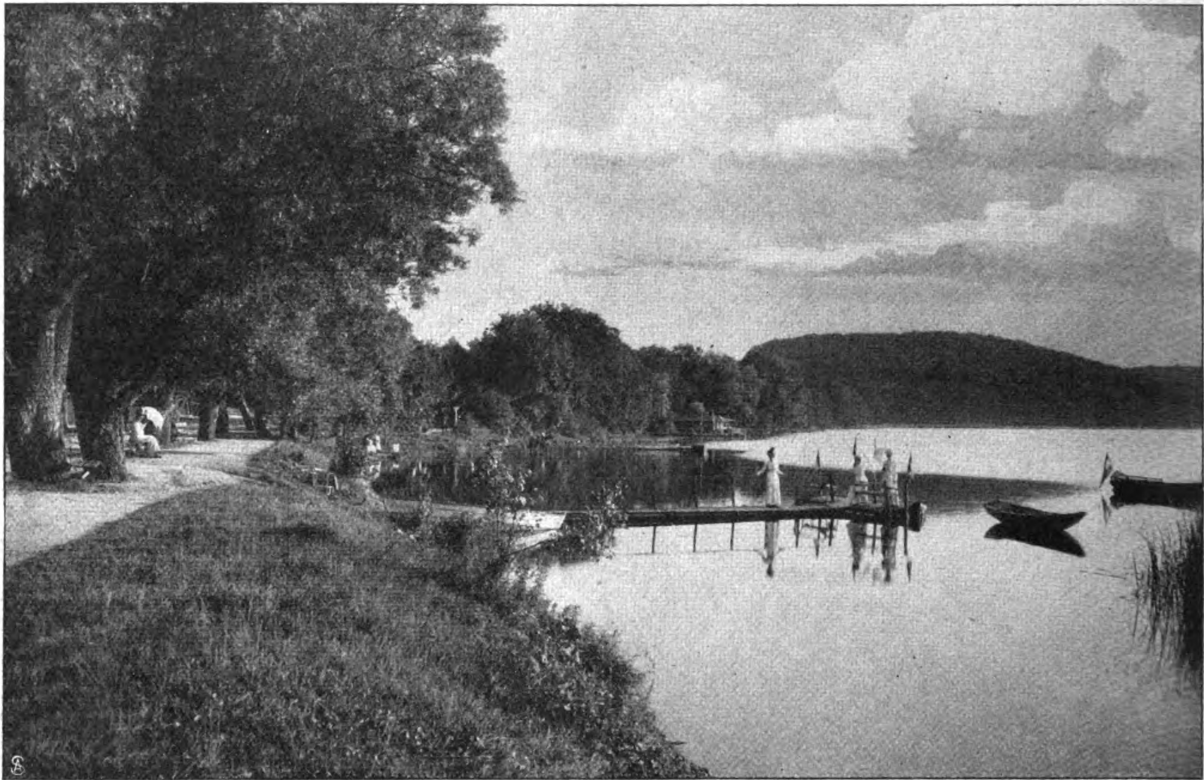




Der kleine Ukleisee. — Oben: Großherzogliches Jagdschloß „Haus Lensahn".
Hofphot. Giesler.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wälder. Der alte mächtige Kirchturm beherrscht das Stadtbild. Im Schloßgarten, der sich am Eutiner See erstreckt und durch viele eigenartige Bäume eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, liegt das Großherzogliche Schloß. Ein viereckiger, mit Seitentürmen gezierter Backsteinbau, der von Efeu und wildem Wein berankt ist. In einigen Teilen zeigt er noch Spuren des alten Renaissancebaus aus dem 17. Jahrhundert. Unweit des Schlosses das schlichte vornehme Kavalierhaus und das Stolberghaus, in dem Graf Friedrich Leopold Stolberg, der Freund Goethes, als Regierungspräsident des Fürstentums Lübeck wohnte. Bei einer Wanderung durch die Straßen Eutins entzücken malerische Winkel. Neben manchem Neubau fesseln die alten Bauwerke, ich denke an das Weberhaus, die Oldenburg, der Kreisstadt des fruchtbaren Landes Wagrien. Zum Ort Lensahn gehört das Jagdschloß „Haus Lensahn“ (Abb. S. 839), jener Lieblingsaufenthalt des Großherzogs und seiner Familie, wo auch Prinz Eitel-Friedrich manchen frohen Jagdtag verlebt. Das Dorf Schönwalde liegt zu Füßen des „Bungsbergs“, der höchsten Bodenerhebung der holsteinischen Schweiz. Vom Aussichtsturm des Berges schweift der Blick weit über die ganze Landschaft, über die Ostsee bis zu den dänischen Inseln. Auf dem Bungsberg entspringt die Schwentine, die von den Wenden als heilig verehrt wurde. Der liebreizende Fluß schlängelt sich in anmutigen Windungen durch die Gegend, bald in einem See verschwindend, bald wieder in Wiesenflächen auftauchend, um durch die



Malente-Gremsmühlen am Dieksee. Hofphot. Giesler.

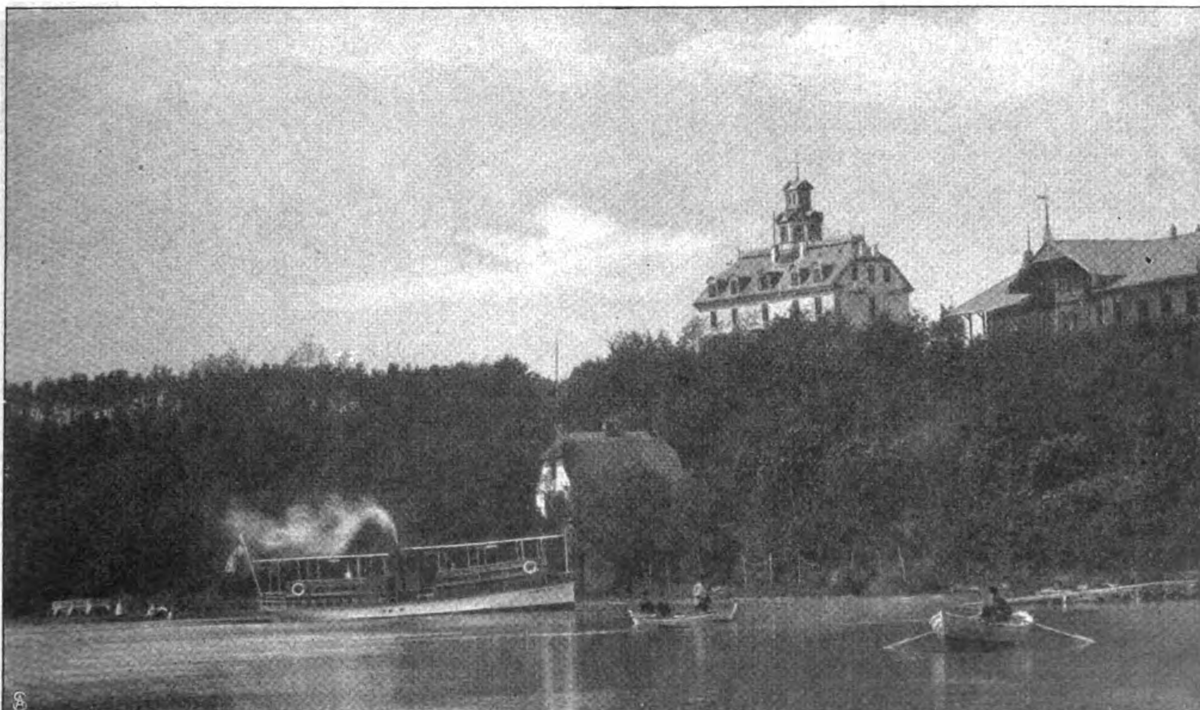
schöne Hofapotheke und das Voßhaus, viel Interesse. Der Garten des jetzigen Hotels „Voßhaus“ liegt an der Stadtbucht des Großen Eutiner Sees, der mit seinen waldbestandenen Ufern der Stadt den eigentlichen Reiz verleiht. Im Sommer ist er von vielen Ruder- und Segelbooten belebt, das schlanke Motorboot „Altburg“ vermittelt den Verkehr von Ufer zu Ufer. Inmitten des Sees liegt die Fasaneninsel, am linken Ufer der Ausflugsort „Seeschar“. Nach Osten zu erscheinen in dämmerndem Blau die Kasseedorfer Tannen, das Jagdrevier des Großherzogs. Ein herrliches Gebiet mit uralten mächtigen Tannen, die sich den Harztannen würdig an die Seite stellen können. Sie werden von der Oldenburger Chaussee durchschnitten. Dieser parkartige Weg, der von Großherzog Peter mit besonderer Sorgfalt angelegt ist, führt von Eutin durch das Dorf Schönwalde über Lensahn nach Seenkette und waldiges Gelände den Weg zum Kieler Hafen zu nehmen. Vom Bungsberg kommend, durchfließt die Schwentine den Stendorfer See, an dem ein weniger benutztes großherzogliches Jagdschloß liegt, den Sibbersdorfer See und den Großen Eutiner See, um sich dann nach dem Kellersee zu wenden. Es wird geplant, in richtiger Erkenntnis berechtigter Forderungen eines ständig zunehmenden Fremdenverkehrs, die Schwentine vom Eutiner See bis zum Kellersee schiffbar zu machen, um Eutin diesem größten und schönsten See mehr zu nähern. Von Eutin führt eine schöne, alte Ulmenallee den Fußgänger in einer halben Stunde an den See. Tiefblau, im Sturm weiße Wellenköpfe bildend, liegt er da in seinem grünen Buchenkranz, der durch die einzelnen Ortschaften unterbrochen wird. Ein Dampfschiff und ein schmuckes, weißes Motorboot sorgen für die Verbindung; Segelschiffe und

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ruderboote machen das Bild belebter. Die Rundfahrt mit den Schiffen, die etwa eine Stunde dauert, ist äußerst lohnend. Dem Naturfreund aber möchte ich doch zu einer Fußwanderung raten. Entweder durch das hochansteigende Prinzenholz, den herrlichen Buchenwald, der als Schauplatz des Kaffeeidylls in Voßens „Luise" und durch die Luisenquelle (bei der vielleicht mancher etwas enttäuscht sein wird) bekannt ist. Oder durch die Kalkhütte am jenseitigen Ufer und den Dom, dessen schlanke, silberweiße Buchen wie Säulen aufstreben und hoch oben die grüne Halle bilden, nach Sielbeck und dem stillen verträumten Ukleisee (Abb. S. 839). Märchenhaft einsam liegt er da, im Grün der Buchen, so still, daß man glauben möchte, die Ukleinixe zu sehen, von der die Sage erzählt, daß sie in mondhellen Nächten, wenn die Wasserrosen im Licht schimmern, erscheine. Zu jeder Zeit des Jahres übt der See seinen Zauber: im Frühling im ersten Grün — im Sommer im heißen Sonnenlicht — im bunten Laub des Herbstes — und im glitzernden Rauhreif des Winters. Von Sielbeck führt ein schöner Waldweg, immer mit dem Ausblick auf den See und das gegenüberliegende Prinzenholz, nach dem Kurhaus „Holsteinische Schweiz" (Abb. untenstehend), das unmittelbar am Kellersee gelegen und durch herrliche Tannenwaldungen, die bis „Bruhnskoppel" hoch ansteigen, eine ganz besonders geschützte Lage hat, so daß es neuerdings auch viel als Winteraufenthalt benutzt wird. Von den weiten Terrassen hat man den schönsten Blick auf den Spiegel des Kellersees; in der nächsten Umgebung des Kurhauses hat sich eine ruhige, vornehme Villenkolonie gebildet. Das Kurhaus „Holsteinische Schweiz" ist der Ausgangspunkt für die Schiffahrt auf dem Kellersee; zwei Minuten vom Kurhaus entfernt liegt die Station „Holsteinische Schweiz" der Bahnverbindung Eutin—Malente—Gremsmühlen—Lütjenburg. Lütjenburg ist eine kleine echt holsteinische Landstadt und in einer halben Stunde von Station „Holsteinische Schweiz" zu erreichen. In seiner Umgebung liegt der Hessenstein und das Gut Panker, der Besitz des Landgrafen von Hessen. Unweit von Lütjenburg das Gut Stöß, wo der Generalfeldmarschall Graf Waldersee beigesetzt ist. Doch kehren wir zur Station „Holsteinische Schweiz" zurück! Der Weg führt vom Kurhaus weiter mit schönem Ausblick auf den See nach Malente-Gremsmühlen (Abb. S. 840), jenem



Das Prinzenhaus in Plön. Phot. A. Busch.



Das Kurhaus „Holsteinische Schweiz" am Kellersee bei Kiel. Hofphot. Giesler.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grünau aus Voßens „Luise“. Ein viel besuchter aufstrebender Kurort mit zahlreichen Hotels und Pensionen, der in ausgesucht schöner Lage zwischen dem Kellersee und dem Diekſee entstanden ist. Der verstorbene Freund des Fürsten Bülow und Leibarzt der Kaiserin Friedrich Geheimrat von Renvers hat besonders gern in seiner Villa in Gremsmühlen geweilt. Gremsmühlen wird durch Motorboote über den Diekſee, an dessen Ufern der Holm prächtige Spazierwege bietet, über den Behlersee mit dem Großen Plöner See und dadurch mit Plön verbunden. Plön ist durch den Aufenthalt der Kaiserlichen Prinzen weitbekannt geworden. Das früher dänische Schloß, die jetzige Kadettenanstalt, liegt hoch auf einem Berg als weithin sichtbares Wahrzeichen, zu seinen Füßen die Stadt. Das Prinzenhaus (Abb. S. 841), in dem die Kaiserlichen Prinzen wohnten, befindet sich in der Nähe des Exerzierplatzes der Kadettenanstalt. Eine herrliche Lindenallee führt auf das Haus zu. Vom „Stern“, dem schönsten Aussichtspunkt des großen Schloßgartens, ist der siebenfache Ausblick auf die Seen und die waldreiche, hügelige Umgebung der Stadt entzückend. Die zahlreichen Seen werden durch die Schwentine miteinander verbunden. Die vielen kleinen, mit Sträuchern bewachsenen Inseln des Großen Plöner Sees unterbrechen die weite blaue Fläche. Eifriger Ruder- und Segelsport wird auf dem Großen Plöner See getrieben. Am Südufer des Sees liegt das Kirchdorf Bosau, das durch neue Chaussee- und Schiffsverbindungen mehr in den Fremdenverkehr gezogen werden soll und durch seine alte Petrikirche, die 1152 von Vicelin erbaut wurde, sehenswert ist. In der weiteren Umgebung der Stadt Plön finden wir viele adelige Güter. Schön angelegte Landstraßen und der Lauf der Schwentine führen von Plön nach dem Lankersee, in dessen Waldkranz der stille Wielener See, ein Ebenbild des Ukleisees, liegt, und dem Kirchsee nach der Stadt und dem Kloster Preetz. Aehnlich wie Eutin und Plön liegt Preetz inmitten vieler Seen und Wälder. Die alte mächtige Linde vor der Stadtkirche ist sehenswert. Das Kloster Preetz hat eine durch ihre kunstvollen Gobelins und schönen Altertumschätze berühmt gewordene Kirche (Abb. nebenst.). Die einzelnen Häuser des Klosters liegen in gepflegten Gärten, die von der Schwentine bespült werden. Auf dem großen Klosterhof steht die mächtige 1000jährige Eiche. Von Preetz an zeigt das Schwentinetal besonders reizende Landschaftsbilder. Bei der „Rastorfer Papiermühle“ steigen die Wälder des Uferrandes so hoch, daß man glauben möchte, in Thüringen zu sein. An ihrem Unterlauf, bis zu ihrer Mündung im Kieler Hafen, ist die Schwentine schiffbar. Schön ist's, wenn nach einer Fahrt durch die holsteinische Schweiz die weite blaue Kieler Förde mit ihren Kriegsschiffen und Segeljachten daliegt, so schön, daß die deutsche Kaiserin nach einem Besuch der holsteinischen Schweiz begeistert sagte: „Die Holsteiner, die in die Ferne reisen, wissen gar nicht, wie schön ihre eigene Heimat ist.“



Klosterkirche in Preetz.

Im Salon.

Skizze von E. am Bober.

Komtesse Denise sieht endlich den Maler Ivenhall, von dem alle Welt spricht, der in allen Salons genannt und gefeiert wird. Sie bleibt vor ihm stehen, mitten auf dem Weg, vor dem väterlichen Landhaus, und ihre schimmernden Augen, die Augen eines frohen Kindes, sehen ihn an, lange, fest, forschend, mit der Freiheit, mit der man etwa seine ausgestellten Porträte betrachten darf. Endlich fragt sie: „Sie sind es doch, nicht wahr, Herr Ivenhall? Denn so beschrieb man Sie mir, das heißt nicht mir, ich war nur zugegen ...“

Da sie beachtenswert hübsch ist, läßt er sich belustigt und gönnerhaft zu einer bejahenden Verbeugung herab.

Die Komtesse lächelt, streicht sich das Haar aus der glatten, jungen Stirn und ruft tiefatmend aus: „Ich kann kaum beschreiben, wie lieb mir das ist!“

„Wieso?“ fragt er in seinem gewohnt nachlässigen Ton, den er für den wirksamsten aller Töne hält.

„Ah nur so ...“ Sie lacht jetzt ihr klingendes, helles Lachen, unbekümmert um die übrigen Spaziergänger. Er wird wider Willen gefesselt. Es war doch ein starkes Stück, sans gêne von einer Dame gestellt zu werden. Es war etwas Außergewöhnliches. Derartiges fesselt immer, und, wie gesagt, ihre Art gefällt ihm. Er ist ja Maler, Frauenseelenmaler ...

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seine Blicke bohren sich in ihr Gesichtchen. Schmal, fein, rassig sieht es unter dem Schirm der weißen Seidenmütze hervor, denn sie ist in tadellosem Sportdreß.

„Hegen Sie so großes Interesse für mich?“ fragt er mit leicht zusammengekniffenen Lidern.

„Ja, natürlich! Interesse, Neugier, wenn Sie so wollen. Sie werden mich malen!“ Sie sagt es einfach befehlend, zugleich wendet sie sich zur Seite und öffnet die Tür des Vorgartens.

Seine Züge nehmen sofort einen starren Ausdruck an, er lüftet den breitkrempigen Künstlerhut und setzt seinen Weg fort mit einem Gefühl leisen Unbehagens, als hätte man ihn soeben wie jemand, zu dem man nicht Stellung zu nehmen braucht, behandelt. Es ist ihm noch nicht ganz klar, was ihn zu dieser Empfindung berechtigt, jedenfalls, das sollte ihm fehlen! Ihm! ... Zu behandeln wünschte er selbst. Er konnte sich wahrhaftig diesen Wunsch leisten, das wußte er am besten ...

Die Komtesse Denise geht über den mit zartbunten Krokussen getupften Rasen ins Haus. Natürlich wendet sie sich nicht ein einziges Mal um, was sie doch sehr gut und unauffällig am Portal während des Klingelns hätte tun können, aber es reizte sie durchaus nicht zu wissen, ob der Maler ihr nachsieht.

Der schwarzgekleidete Diener öffnet, nimmt ihr im Vestibül die weiße Tuchjacke und die Mütze ab und bemerkt, daß im Salon bereits der Tee genommen wird.

„Also dann komme ich wieder zu spät, Linke,“ sagt sie gelassen, „das ist dumm.“ Sie tritt in den Salon, dessen Tür Linke schweigend öffnet, und schreitet mit heiterer Sicherheit auf einen der feierlichen, perlgrauen Sessel zu, in dem Tante Sidonie kühl und schlank vor dem grauen Marmorkamin thront.

Ein weicher, goldiger Kerzenschimmer füllt den Raum. Sie beugt sich zu Tante Sidonie nieder und berührt ihre Hand leicht mit den Lippen. Die Tante kann sich eines freundlichen Vorwurfs nicht enthalten: „Du weißt, daß wir die Unpünktlichkeit nicht lieben ... Hier, Denise, ist der Baron Falk.“

„Ja, das sehe ich wohl!“ Denise reicht dem Baron die Hand. Ganz flüchtig dunkelt etwas wie ein Schatten ihr Gesicht, sie zieht die schmalen Brauen hoch, und nachdem sie auch den Vater begrüßt hat, setzt sie sich.

Man fährt in der Konversation fort, einer Konversation jenes Genres, das die Tante Sidonie bevorzugt und die Nichte Denise verabscheut, nämlich: englische Moral, englische Kunst, englische Küche ...

Der Baron wird in wenigen Wochen beruflich nach England entsandt, und Tante Sidonie glaubt, ihm einige Perlen aus dem reichen Schatz ihrer Reiseerfahrungen anbieten zu müssen. Denise enthält sich jeglichen Einwurfs; als aber schließlich das Thema erschöpft ist und eine leichte Pause entsteht, wendet sie sich an den Gast: „Bitte, Baron Falk, wiederholen Sie mir doch das, was Sie neulich von den Frauen in Verbindung mit dem Maler Ivenhall äußerten; ich möchte prüfen, ob ich Sie mißverstand!“

Der alte Graf sieht seine Tochter erstaunt an, doch der Gast antwortet sogleich ziemlich bestimmt: „Es war nicht mißzuverstehen, Komtesse.“

„Dennoch, ich bitte, wiederholen Sie es.“

„Ich sagte, dieser Mensch sei eine Geißel für unsre Stadt, die Frauen vergäßen plötzlich ihre Würde, jeder Mann säße gleichsam auf dem Qui vive. Eine weibliche Massensuggestion mit einem Wort ...“

„Und weiter meinten Sie,“ fährt Denise fort, „daß niemand mehr der Liebe seiner Frau oder Braut sicher sein kann und darf, daß in diesem Fall Vertrauen eine Torheit auf Grund vieler Beweise wäre ...?“

„Ganz recht!“ sagt der Baron mit stahlharter Stimme.

„Aber die Männer“, mischt der Graf sich ein, „können doch sehr einfach die Bekanntschaft mit ihm verhindern, man muß ihm doch nicht unbedingt begegnen?“ Er hat eine leise Art zu sprechen, und Tante Sidonie pflichtet ihm entschieden bei.

„Wenn Sie nicht so zurückgezogen lebten, würden Sie erkennen, daß man ihm begegnen muß, man trifft ihn in jedem Kreis“, erwidert der Baron.

„Nun, Gott sei Dank, wir entgehen somit vermutlich dieser malerischen Gefahr“, beruhigt die Tante.

Der Baron hebt langsam den Kopf: „Doch nicht! Die Komtesse wünscht nichts sehnlicher, als seine Bekanntschaft zu machen und von ihm gemalt zu werden.“

Vater und Tante sind einen Moment sprachlos, sie haben nicht die geringste Ahnung von diesem Wunsch, dann protestieren sie jedoch. Denise lächelt unbekümmert, aber sie sagt kein Wort dazu. Und was der Baron denkt, ist beinah auf seiner Stirn geschrieben: Redet nur, ich weiß es, sie ist doch wie alle, genau wie alle ... eine törichte kleine Motte mehr, und ich habe an ihr den feinen, besonderen Reiz, den Menschen haben, die nicht in der großen Mühle malen, so sehr geliebt ...

Ein Ausdruck von Resignation tritt in sein offenes, ernstes Gesicht. Denise bemerkt es, aber sie lächelt noch immer und balanciert mit Akrobatengeschick ihre gefüllte Teeschale auf zwei Fingern zum Mund, was die Tante so wenig leiden mag, da es ihr Nervosität verursacht. — —

Die kleinen, zartbunten Krokusse sind längst im Rasen ausgelöscht. Fliederfluten schauern jetzt über alle Gitter, und die Kastanienzweige, schwer von roten Kerzen, verhängen den Weg.

Vor der Gartentür hält ein Coupé. Der Baron stattet heute Abschiedsbesuche ab. Aber hier im Landhaus des Grafen trifft er niemand an. Er geht zurück zum Wagen, sehr bleich, sehr ernst, seine Zähne sind zusammengebissen. Nun wird er Denise nicht mehr sehen, vielleicht nie mehr, und das ist gut, er allein weiß es, Ivenhall hat sie gemalt; von Ivenhall selbst weiß er es ...

Noch einmal wirft er, indem er die Pforte öffnet, einen Blick nach der feingetönten Hausfront ... Da eilt Linke den Weg hinauf ihm nach, und dahinter im Portal steht Denise. Linke berichtet: „Die Komtesse wünschen dem Herrn Baron allein Adieu zu sagen.“ Er kehrt mechanisch um. Seine Züge verändern sich nicht, und er fühlt auch keine freudige Erregung.

„Bitte, Baron Falk“, sagte Denise mit der Ruhe der Entschlossenheit. „Linke wußte nicht, daß ich daheim bin, ich war um diese Stunde stets bei Ivenhall, das Porträt ist aber jetzt fertig.“

Falk senkt peinlich berührt die Lider, und einige kalt höfliche Worte murmelnd, folgt er ihr in den Salon.

Sie nehmen einander gegenüber Platz. Zwischen ihnen steht eine Kristallschale voll edler, langgestielter hellroter Rosen. In beider Seele klingt und schwingt es unablässig: Wir sehen uns nicht wieder ... dies ist der letzte Tag, unwiderruflich, der letzte Augenblick vor dem Ende ... vor dem Dunkel ... vor der Leere ...

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beider Blicke weichen sich aus, saugen sich fest an den Rosen, und ihre Lippen, die reden wollen, sollen und müssen, zucken nur verräterisch — wenigstens die ihren, die gerade so frisch, jung und rein sind wie die Blüten da dicht vor ihr. — Er atmet tief und schwer, und überwältigt von seiner Stimmung, fragt er endlich: „Komtesse, taten Sie es lediglich der verführerischen Person des Malers wegen?"

Denise hebt zögernd die Stirn. Von neuem schwirrt es bedrängend wie auf einer angespannten Saite in ihrer Seele . . . er geht . . . er geht für immer, nütze den Moment, den dir das Schicksal vor Toresschluß noch gnädig schenkt, ergreife rasch die eigene Initiative.

Die Blässe der Erregung liegt plötzlich auf ihrem Gesicht, und ihre zarten Nüstern beben: „Ich tat es um Ihrer Kritik willen", erwidert sie, und die eigene Stimme scheint ihr fremd und heiser und wie aus weiter Ferne zu kommen. Der Mann betrachtet sie mit tiefen Blicken, in grübelnder Aufmerksamkeit.

„Aus — Neugier?" fragt er, und ohne Absicht verrät sich seine tiefe Bitterkeit.

„Ja, aus Neugier." Sie nickt bestätigend, und ihre Blicke werden plötzlich ganz hell und stolz, sie weichen den seinen nicht mehr aus: „Aus Neugier, zu wissen, ob auch ich eine würdelose Frau bin, ob man auch auf mich kein Vertrauen zu setzen braucht, ob die Liebe, die wirkliche, heilige Liebe, wie ich sie mir denke, überhaupt zu erschüttern ist, ob Eifersucht es nötig haben wird, das Familienglück des Mannes meiner Liebe durch Zweifel zu zersplittern oder auch nur zu trüben; aus Neugier auf mich selbst, und um die Kraft und Wahrheit meines eigenen Gefühls zu erproben, tat ich es, Baron Falk, jawohl, denn auf einen Ivenhall ist man nicht neugierig."

Denise steht auf, sie zittert, aber ihre Stimme hebt sich noch: „Und das wollte ich Ihnen sagen, ehe Sie gehen, nehmen Sie den Glauben, daß es auch noch Frauen gibt, die sich ihres Wertes bewußt bleiben, und daß es für Liebe keine Gefahr gibt, geben kann, mit hinaus in Ihre Welt. Und nun leben Sie wohl."

Röte, heiße Röte der Scham war dem Baron in die Stirn gestiegen. In diesem Augenblick geht ihm mit seltsamer Stärke auf, daß nicht er der Gekränkte ist, sondern, daß er selbst gekränkt hat, und mit einer wilden Bewegung reißt er die bebende, kleine, nahe Mädchenhand an seine Lippen.

„Verzeihen Sie mir," stammelt er leise, „ich bitte Sie — verzeihen Sie mir, Denise . . ."

Das Hockeyspiel.

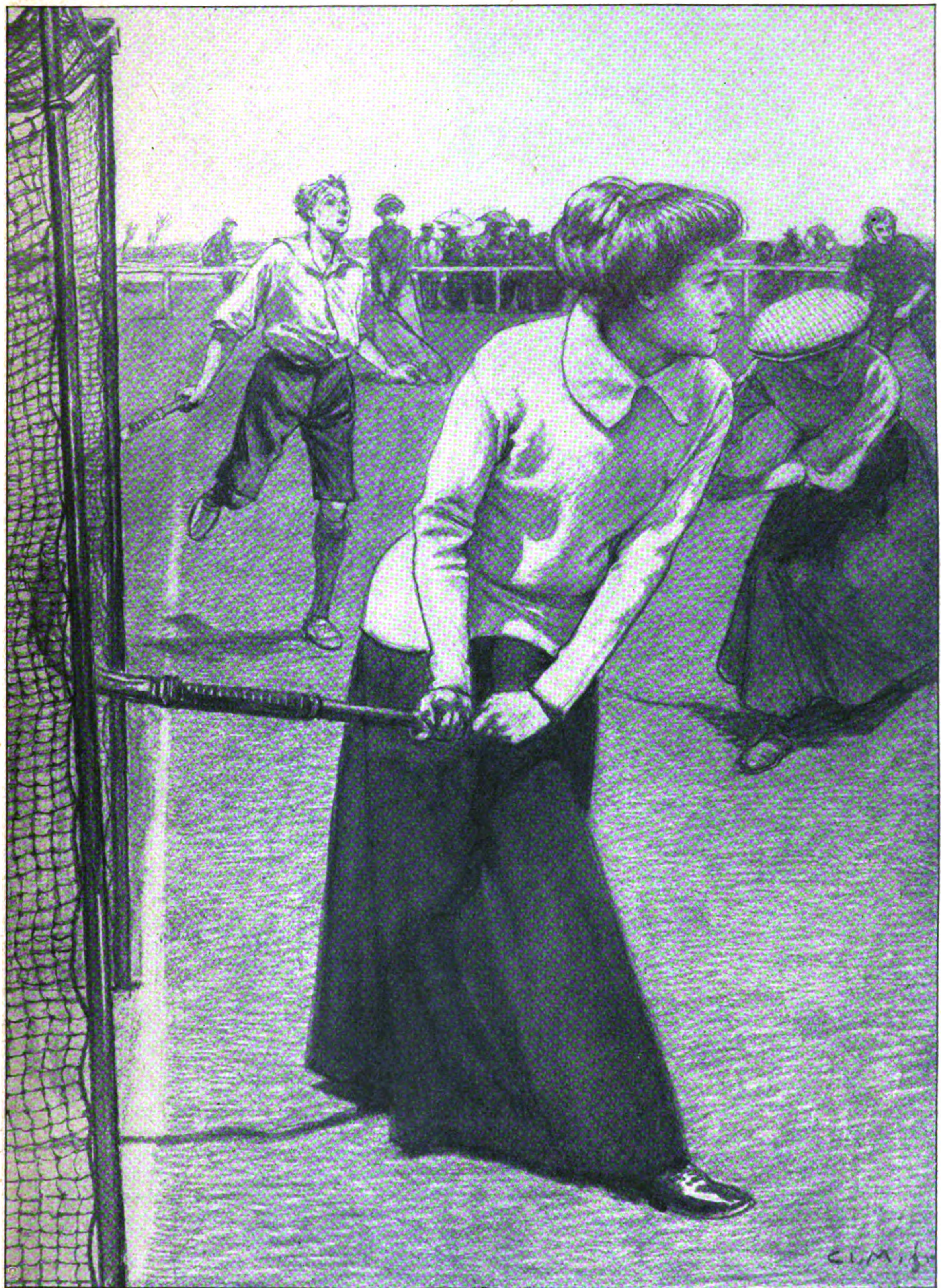
Von Carl Diem. — Hierzu 3 Aufnahmen und eine Zeichnung.

Auf einem kurzgeschorenen Rasenplatz läuft eine Schar junger Mädchen und junger Männer in leichten Sportkostümen, scheinbar in unentwirrbarem Durcheinander, hin und her. In den Händen hält jeder Spieler und jede Spielerin einen kräftigen Stock, kräftiger als die, die uns beim Spaziergang zu stützen pflegen; das untere Ende dieser Stöcke verdickt sich und ist nahezu rechtwinklig umgebogen, und mit diesem Hakenende wird ein faustgroßer, recht fester Lederball über das Spielfeld getrieben. Auf den Wangen der Teilnehmer am Spiel glühen gleicher Spieleifer und Lust an froher Bewegung. Der Ball, um den sich das ganze Spiel dreht, wandert unaufhörlich von einem Ende des länglichen Rechtecks, das als Spielfeld dient, zum andern, und da der Kampfplatz im allgemeinen in der Länge hundert und in der Breite fünfzig Meter mißt,



Der Beginn des Spiels: Die Anfangschläge.

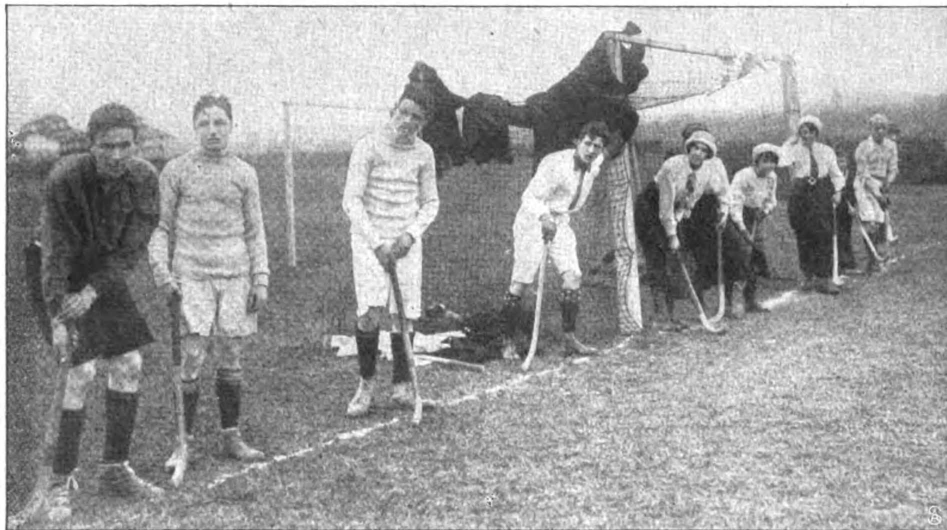
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Beim Hockey: Die Hüterin des Tors, zur Abwehr bereit.

Zeichnung von Claus Meyer dem Jüngeren, Düsseldorf.

Generated on 2019-06-06 16:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY



In Erwartung des Eckballs.

ist für ausgiebiges Laufen gesorgt. In der Mitte der beiden Querseiten des Feldes stehen Tore, bestehend aus zwei 3¼ Meter voneinander entfernten Pfosten. Zwei Parteien von je elf Spielern oder Spielerinnen stehen sich gegenüber in dem Bestreben, das Kampfobjekt, den Ball, mit ihren Stockschlägen durch das gegnerische Tor zu jagen. Im Hintergrund des Spiels steht des Tores redlicher Hüter wachsam zwischen seinen Pfosten. Ihm fällt die Aufgabe zu, die Angriffe auf das Heiligtum der Partei letzten Endes zu vereiteln, und er hat auf seinem gefährdeten Posten als einzigster auch das Recht, den Ball außer mit dem Schläger auch mit kräftigen Fußtritten fortzubefördern. Auf diesen Posten gehört ein Spieler mit sicherem Blick und schnellem Handeln. Vor ihm stehen links und rechts die beiden Verteidiger, die der gegnerischen Partei beim Angriff den Ball abjagen und ihn mit weiten Schlägen aus der Nähe des eigenen Tors wegbefördern sollen. Vor diese beiden sind drei weitere Spieler gestaffelt, die „Läufer". Sie müssen die feindlichen Stürmer beim Angriff zurückbegleiten und ihnen unterwegs den Ball zu nehmen versuchen, und sie müssen ebenso ihre eigenen fünf Vordermänner, die „Stürmer", bei ihrem Werk unterstützen und selbst bis an den Schußkreis herangehen. Apropos Schußkreis, das ist ein um das Tor herumführender Kreis von etwas mehr als 13 Meter Radius, innerhalb dessen nur auf das Tor geschossen werden darf.

Was dem Hockeyspiel ebenso wie dem ideenverwandten Fußballspiel den großen Reiz verleiht, das ist neben allen Anforderungen an Leichtfüßigkeit und Geschicklichkeit der nicht zu leugnende geistige Gehalt beider Spiele. Man kann diese Spiele überhaupt nicht zur Durchführung bringen, ohne daß nicht alle 11 Spieler jeder Partei sich in ihrer Angriffstaktik einig sind und sich gegenüber der Individualität des Gegners verstehen. Der ganze Spielvorgang einer Partei ist sofort zerrissen, sobald von zwei Nebenleuten der eine nicht ohne Worte die Absicht des andern ahnt. Je gewandter die Spieler in den technischen Fertigkeiten des Ballschlagens, -stoppens, -treibens sind, desto mehr sind sie in der Lage, ihr Spiel taktisch zu entwickeln. Da nun im besondern beim Hockeyspiel im Gegensatz zum Fußball alle Körperkraft ausgeschaltet ist und ihre Anwendung zum regelwidrigen Spiel gehört, so ist aus ihm auch ein sehr beliebtes Damenspiel geworden, das man sowohl in gemischten Mannschaften wie auch „unter sich" auszuüben pflegt. — Gerade die letzten Jahre haben es auch in Deutschlands Damenwelt zur Einführung gebracht. In Berlin, Dresden und Leipzig bestehen schon längere Zeit Damenhockeyvereine, entweder selbständig oder im Anschluß an große Sportvereine. Neuerdings ist das Spiel für Damen auch in Königsberg und Danzig, in Köln und Bonn, Frankfurt und Heidelberg aufgenommen worden. Als Herrenspiel wird es schon viele Jahre in Deutschland gepflegt; die Vereine, die ihm huldigen, bilden einen besonderen Bund. — Wenn es für die weibliche Jugend schwer ist, ein geeignetes Spiel, das nicht mehr zu den Kinderspielen zählt, und das dauernd zu fesseln versteht, ausfindig zu machen, so dürfte in dem Hockey ein solches gefunden sein. Ist doch auch die Spieldauer genau begrenzt und die Gefahr einer sportlichen Ueberanstrengung bei einem gesunden Organismus gänzlich ausgeschlossen.



Der Ball muß weg!

Der alte Wellington hat einmal gesagt, die Schlacht von Waterloo sei auf den Spielplätzen Englands gewonnen worden. Machen wir uns diese Wertschätzung von Spiel und Sport auch zu eigen. Die jungen Mädchen, die in ihren freien Stunden auf den Rasenplätzen in fröhlichem Sportspiel kräftige Glieder bekommen haben, werden auch Mütter von gesunden Söhnen, die nicht hinter dem warmen Ofen hocken!

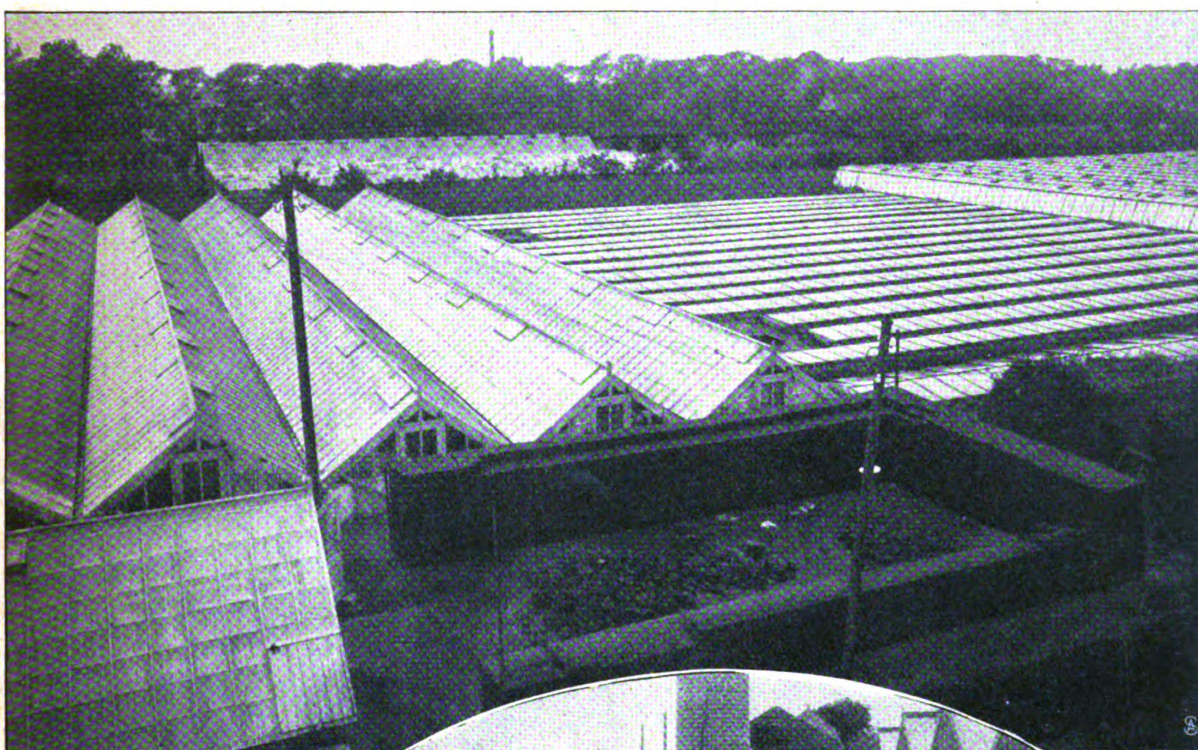
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Moderne Gemüsekultur in Holland.

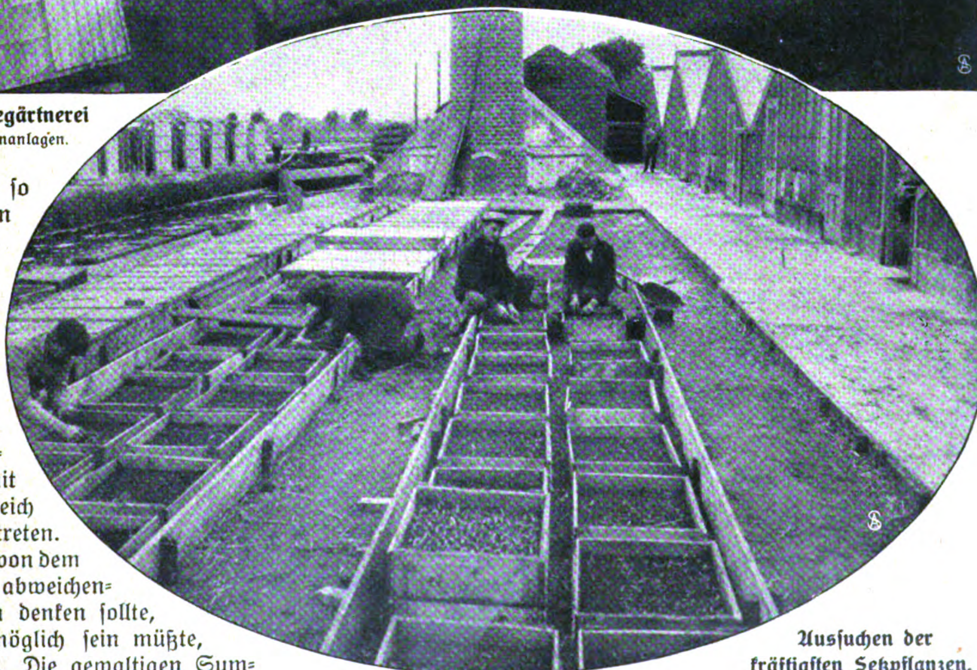
Von Prof. Dr. Udo Dammer. — Hierzu 8 phot. Aufnahmen von C. Vreedenburgh.

Für etwa 17—18 Millionen Mark führt Deutschland jetzt alljährlich aus dem Ausland Gemüse ein. Während früher der Gemüsegärtner in der Nähe großer Städte eine lohnende Beschäftigung fand, ist jetzt der Gemüsebau bei uns von Jahr zu Jahr zurückgegangen, weil der Anbau nicht mehr lohnen soll. Es fragt sich aber, ob man bei uns nicht doch den Gemüsebau wieder lohnend gestalten kann, wenn man versucht, ihn in der Weise zu betreiben, wie er dort betrieben wird, von wo wir heute mit so großen Gemüsemengen überschwemmt werden. Neben Algier und Südfrankreich ist es besonders das kleine Holland, das als die Gemüsekammer Deutschlands angesehen werden muß. Klimatische Verhältnisse hindern uns, mit Algier und Südfrankreich in Wettbewerb zu treten. Aber Holland hat ein von dem unsrigen so wenig abweichendes Klima, daß man denken sollte, daß auch bei uns möglich sein müßte, was dort möglich ist. Die gewaltigen Summen, die dabei in Frage kommen, lohnen wohl, daß man die Frage eingehend studiert. Im folgenden seien deshalb an der Hand von Photographien die Methoden besprochen, die es dem holländischen Gemüsebauer auf einfache und natürliche Weise ermöglichten, trotz der nicht unbeträchtlichen Fracht den deutschen Gemüsegärtner von dem ihm zukommenden Markt zu verdrängen.

Der Boden, den der Holländer zum Gemüsebau verwendet, ist von Natur keineswegs für diese Kulturen



Holländische Gemüsegärtnerei mit drei verschiedenen Kastenanlagen.



Aussuchen der kräftigsten Setzpflanzen.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

besonders geeignet. Wie unser Bild auf Seite 851 zeigt, scheut sich der Holländer nicht, das Land, das unmittelbar hinter der Düne liegt, das also, wie jeder weiß, der einmal an der Nordsee war, sehr sandig ist, zum Gemüsebau zu verwenden. Allerdings bearbeitet er das Land in einer Weise, wie wir es nicht kennen. Im Herbst setzt er große Haufen Rindviehmist an, die er verrotten läßt. Von dem verrotteten Mist bringt er dann so viel auf das Land, daß es etwa 20—25 Zentimeter hoch damit bedeckt ist, und arbeitet dann den Dung mit dem Grund um. Auf diese Weise erhält er eine außerordentlich nahrhafte, dabei aber doch sehr lockere Erde, in der jedes Gemüse, das viel Nahrung braucht, ganz ausgezeichnet wächst. Zum Vorteil gereicht dabei dem holländischen Gemüsebauer, daß der Grundwasserstand ein sehr hoher ist. Das Land bleibt auch bei großer Trockenheit beständig feucht. Zahlreiche Kanäle, die das Land durchziehen, ermöglichen es ihm, dort, wo es nötig werden sollte, den Pflanzen das nötige Wasser ohne große Mühe zuzuführen. Ein zweiter sehr wesentlicher Punkt der holländischen Gemüsekultur ist die Anzucht der Pflanzen. Schon im Januar werden die Kasten, in denen die Gemüsesetzlinge herangezogen werden, künstlich erwärmt. Aber während man bei uns in den meisten Fällen noch nach großväterlicher und urgroßväterlicher Weise die Kasten mit Mist erwärmt, ist der Holländer dazu übergegangen, die Kasten ganz so, wie wir die Gewächshäuser erwärmen, mit Heizvorrichtungen zu versehen, die eine viel sicherere Erwärmung gewährleisten. Auf verschiedenen der beistehenden Bilder sehen wir deutlich die gewaltigen Warmbeetanlagen, in denen die Gemüsepflanzen kultiviert werden. Eins fällt an ihnen auf: Die Fenster, mit denen die Kasten gedeckt sind, sind ganz anders wie die bei uns verwendeten. Eine einzige große Scheibe von beiläufig 75 : 150 Zentimeter liegt in dem Holzrahmen (Abb. Seite 849), während bei uns die Fenster durch Sprossen geteilt und mit zahlreichen kleinen Scheiben bedeckt sind. Zweierlei wird durch die großen Scheiben erreicht: die Pflanzen erhalten mehr Licht, weil die Sprossen kein Licht nehmen, und außerdem wird der gefährliche Tropfenfall vermieden, der unter unsern Fenstern manchen Schaden anrichtet. Die Kasten sind stets aus Brettern zusammengenagelt, niemals gemauert, so daß sie stets schnell entfernt und an andrer Stelle wieder aufgebaut werden können. Der



Weintrauben, fertig zum Versand nach England.


Ein holländisches Gurkenhaus. An der Seite und in der Mitte die Heizröhren.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Gurkenzucht in heizbaren Kasten. (Die Fenster haben nur eine Scheibe.)



Das in Kähnen verladene Gemüse auf dem Weg zur Auktion.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

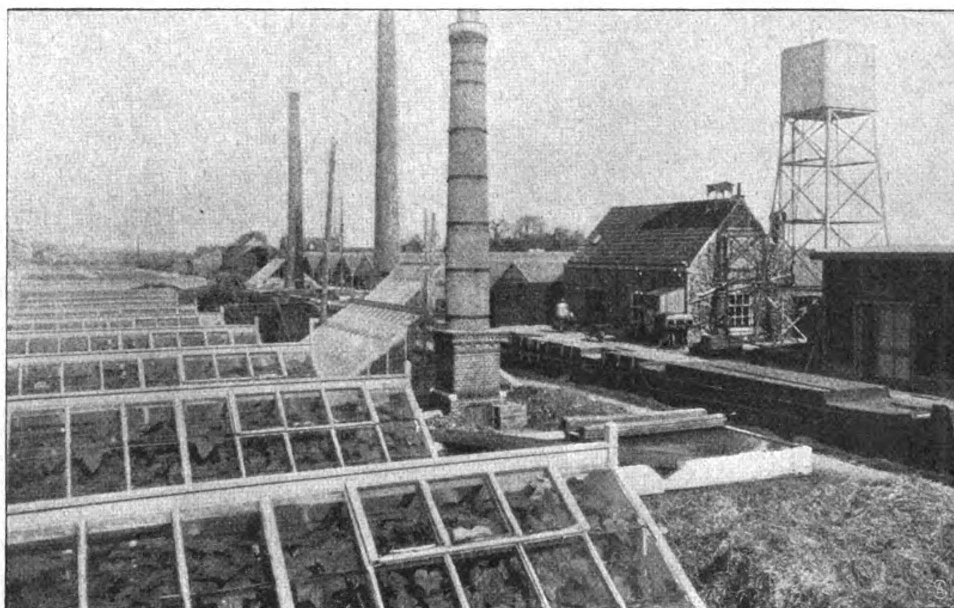
Holländer wandert mit seinen Kasten ganz so wie der französische Blumengärtner von Ort zu Ort und verlegt ebenso ohne große Bedenken die Heizrohre dorthin, wo er sie gerade gebraucht. So wird das Land in ganz anderer Weise ausgenutzt wie bei uns. Die Samen der Gemüsepflanzen werden in verhältnismäßig großen Kasten ausgesät. Sind die Samen gekeimt, dann werden von den Sämlingen die besten und kräftigsten ausgesucht, denn nur von kräftigen Sämlingen kann man auch eine gute Pflanze erwarten. Diese scharfe Auslese der Samenpflanzen ist etwas, was bei uns auch noch lange nicht in dem Maß ausgeführt wird, wie es geschehen sollte und nötig ist.

Eine weitere Eigentümlichkeit der holländischen Gemüsegärtnereien ist die außerordentliche Ausnutzung des Raumes. Ich habe eine solche bisher nur noch einmal gesehen, allerdings auch bei berühmten Gemüsegärtnern, nämlich in Rußland, bei Wilna. Die Beete werden in der Weise bepflanzt, daß in die Mitte das Gemüse gepflanzt wird, das die meiste Zeit zur Entwicklung braucht. Zu beiden Seiten dieser Art wird dann ein Gemüse gepflanzt, das etwas kürzere Entwicklungsdauer hat. Ein drittes Reihenpaar enthält dann Gemüse mit noch kürzerer Entwicklungsdauer, und an den Rand des Beetes werden endlich solche Gemüse gesät, die sich sehr schnell ausbilden. So liefert das gleiche Stück Land, das bei uns nur eine Frucht liefern würde, dort vier Früchte, ohne daß dadurch auch nur eine Frucht Schaden litte. Es leuchtet ein, daß auf diese Weise vom Land eine viel höhere Rente erzielt wird, als wenn man nur eine einzige Frucht anbaut.

Sehr häufig findet man in Holland außer der Kultur in Warmkasten noch in den Gemüsegärtnereien Obstbau in Häusern betrieben. Besonders wird der Weinbau, weil sehr rentabel, sehr bevorzugt; aber auch Pfirsiche und Erdbeeren, letztere allerdings hauptsächlich in Kasten, werden vielfach angebaut. Die Kultur der Erdbeeren ist von der bei uns üblichen insofern abweichend, als man die Pflanzen sehr dicht zusammengepflanzt, aber nur eine Ernte von ihnen nutzt. Die Erdbeerpflanzen werden meist hinter Frühkartoffeln gepflanzt, mit einfachen Holzkasten umgeben und im zeitigen Frühjahr mit Fenstern bedeckt. Dadurch wird erreicht, daß die Pflanzen sehr früh zu treiben beginnen und bereits eine Ernte liefern, wenn bei uns zulande noch kaum die Blüte beginnt.

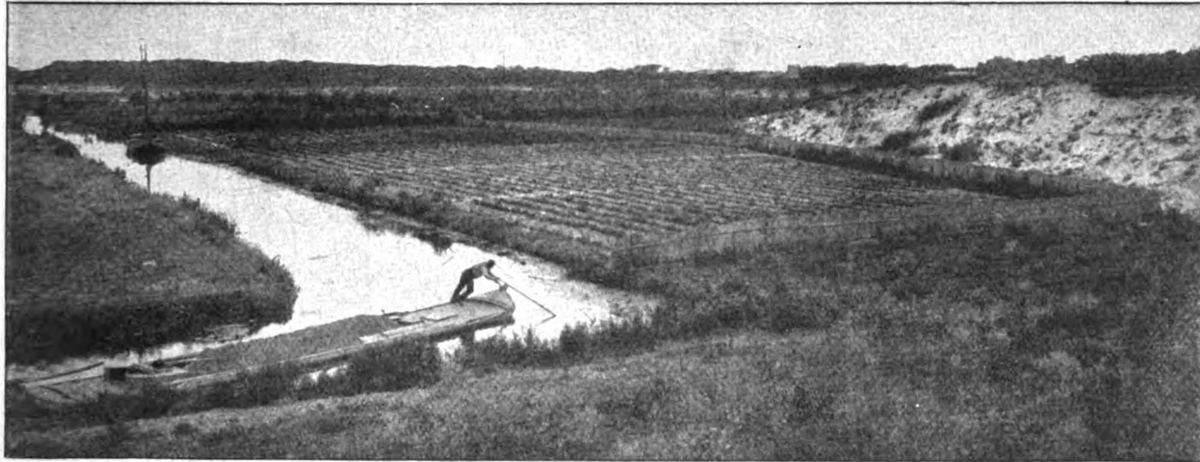
Recht bedeutend sind die Gurkenkulturen, die vornehmlich in Kasten und Häusern kultiviert werden. Die Kultur beginnt so zeitig, daß darauf noch eine Tomatenkultur folgen kann, die im Herbst einen guten Erlös bringt.

Der holländische Gemüsebau könnte aber trotz aller dieser intensiven Wirtschaftsweise nicht zu der Bedeutung gelangt sein, die er jetzt hat, wenn er nicht noch etwas hätte, was bei uns in Deutschland fast vollständig unbekannt ist. Die einzelnen Betriebe sind keineswegs größe Betriebe. Im Gegenteil sind in der Mehrzahl der Fälle die Gemüsezüchtereien Kleinbetriebe. Aber alle diese Betriebe wirken dadurch wie Großbetriebe, daß sich die Züchter zu Verkaufsvereinigungen zusammengeschlossen haben. Der Züchter ist Züchter, nur Züchter, sonst weiter nichts. Um den Absatz hat er sich nicht zu kümmern. Der Absatz der Ware ist Sache der Verkaufsvereinigung. Diese wacht darüber, daß von den Züchtern nur erstklassige Ware geliefert wird, und besorgt den Verkauf. Der Verkauf ist kein freihändiger, sondern er wird nur durch Auktionen besorgt. Hat der Züchter seine Ware marktfertig gemacht, so verlädt er sie auf einen Kahn, der an sein Grundstück anlegt, und schickt den Kahn zur Auktion. Die Auktionen finden täglich mittags statt. Die Kauflustigen haben Gelegenheit, vor der Auktion sich die Ware anzusehen. Sie erfahren aber nicht, von wem die Ware stammt. Die Kahnladungen werden in einer durch das Los bestimmten Reihenfolge versteigert. Die Auktionen verlaufen fast geräuschlos, denn jeder Bieter gibt sein Gebot durch einen Druck auf einen elektrischen Knopf ab, durch den er dem Auktionator anzeigt, wieviel er bietet. Nur der Auktionator weiß, wer geboten hat. Das Höchstgebot wird durch einen Zeiger angezeigt. Die Abrechnung erfolgt zwischen der Verkaufsvereinigung und dem Züchter. Der Züchter, der einer Verkaufsvereinigung angehört, darf überhaupt nicht freihändig verkaufen. Da nun alle Züchter eines Ortes einer solchen Vereinigung angehören, so konkurriert nur die Ware auf der Auktion unter sich. Dadurch ist es möglich, daß die Ware zu guten Preisen Absatz findet. Wir haben ja in unsern großen städtischen Markthallen ebenfalls Auktionen. Wer aber schon einmal gezwungen



Große Weintreiberei mit Heizungs- und Bewässerungsanlagen.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Eine Gemüseanlage hinter den Dünen.

war, diese beschicken zu müssen, der weiß, daß er keineswegs immer den höchsten Marktpreis erzielt, sondern daß nicht selten seine Ware zu einem wesentlich unter dem Marktpreis bleibenden Preis verkauft wird. Es liegt das wesentlich mit daran, daß neben den Auktionen gleichzeitig auch freier Verkauf stattfindet.

Intensive Düngung, zielbewußte Auswahl der Setzlinge, größtmögliche Raumausnutzung, möglichst frühzeitige Heranzucht der Pflanzen durch Zuhilfenahme von Glas und künstlicher Wärme einerseits, gemeinschaftlicher Verkauf auf Auktionen anderseits: das sind die wesentlichen Momente, auf denen die günstige Entwicklung des holländischen Gemüsebaues beruht. Alle diese Momente sind aber bei uns auch durchführbar. Es darf allerdings nicht verschwiegen werden, daß eine so intensive Kultur an den Geldbeutel zunächst sehr hohe Anforderungen stellt. Vor allem sind die Anlagekosten für die Einrichtung sehr bedeutend. Sodann erfordert eine solche intensive Kultur ein sehr bedeutendes Betriebskapital. Rechnet doch ein Holländer für eine solche Anlage für den Hektar Land etwa 14 000 Mark Heizmaterial, 12 000 Mark Dünger und 12 000 Mark für die Anlage der Kasten.

Bilder aus aller Welt.

Das neue Seemannshaus für Unteroffiziere und Mannschaften der Kaiserlichen Marine in Sonderburg wurde am 3. Mai in Anwesenheit des Prinzen und der Prinzessin Heinrich von Preußen, der Protektoren des Heims, sowie einer großen Festversammlung feierlich eröffnet.

Der Kaiser hat kürzlich den Inspekteur der Verkehrstruppen



Von links: Stadtrat Stein, Fr. Dr. Reuter, Fr. Stein, Fr. Bürgermeister Petersen, Stadtverordnetenvorsteher Dr. Reuter, Wirkl Geh. Admiralitätsrat Harms, Bauinspektor Pink, Kapitänltn. Brökelmann, Fr. Wurmbach, Oberzahlmeister Kozlowski, Hofdame Frl. v. Plänckner, Kapitän z. S. z. D. Stechow, Schloßhauptmann Graf Hahn-Neuhaus, Exzellenz Vizeadmiral Jacobsen, Prinzessin Heinrich v. Preußen, Korvettenkapitän Schwarz, Prinz Heinrich v. Preußen.

Die Eröffnung des neuen Seemannshauses für Unteroffiziere und Mannschaften der Kaiserlichen Marine in Sonderburg.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Hofphot. G. Sallin

Freiherr von Lyncker,
der neuernannte Inspekteur des Militärverkehrswesens.



Hofphot. Hahn.

Dr. H. von der Gabelentz,
wurde zum Leiter des Weimarer Museums ernannt.



1. Oberkonsistorialrat Dr. Lahusen. 2. Oberin H. Vollmar. Phot. Hermann Boll.

Grundsteinlegung des Vollmarhauses in Neubabelsberg.

Generalleutnant Freiherrn von Lyncker zum Generalinspekteur des Militärverkehrswesens ernannt.

Der neue Direktor des Weimarer Museums Kammerherr Dr. Hans v. d. Gabelentz-Linsingen wirkte bisher als Privatdozent für Kunstgeschichte an der Münchner Universität.

In der Villenkolonie Neubabelsberg bei Berlin ist kürzlich der Grundstein zu einem Erholungsheim für Mädchen und Frauen gebildeter Stände gelegt worden, das nach den Frauen A. und H. Vollmar „Vollmarhaus" genannt werden wird.

In Darmstadt hat kürzlich der 5. Mezzofantitag des Inter-



Phot. Fraatz.

Sitzend von links: G. Winter, Erfurt, Vizepräsident. J. Ammann, Heidelberg. Frl. Rothnagel. Frau M. Morgenstern. Frau Schmidt. Herr Hartig. Frl. v. Olzewski, Wiesbaden. Frau Prof. Berrner, Darmstadt. Frau Hochstadt, Diez. Stehend: Dr. Zwirner, Innsbruck, Schriftführer. F. Cañon, Malaga. Frl. Erlte. Herr Eickmann. Frl. Vespermann, Darmstadt. Herr Rektor Michaelis, Biebrich. Herr Friedrich, Darmstadt. Herr Morgenstern, Wiesbaden, Generalsekretär. Herr Adams. Frankfurt. Herr Erkeles, Worms. Frl. Schmidt, Wiesbaden. J. Mager, Bundespräsident, München. W. Marknetz. Frl. Genzel. Frl. Bornfeld. Direktor R. Rübsamen, Frankfurt, Beisitzer. Prof. Berrner, Darmstadt. Prof. Ott, Mannheim.

Der 5. Mezzofantitag in Darmstadt.



Ein Frühjahrsabend im Garten des Restaurants Coucou in Paris.
Nach einer Zeichnung von Blong.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

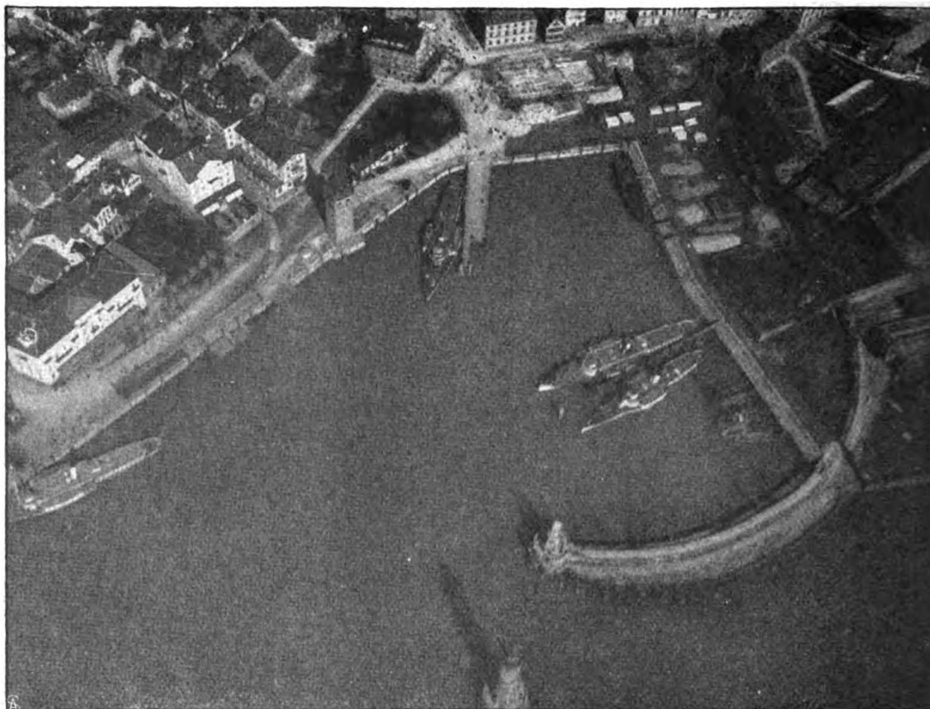
nationalen Verbandes der Fremdsprachenvereine getagt. Zugleich wurde der 1. Internationale Unionstag der Weltsprachenvereinigung in Darmstadt abgehalten.

Das Restaurant Coucou in Paris ist einer der Punkte, in denen die elegante Welt der „Lichtstadt“ sich täglich trifft. Unsere Abbildung zeigt das Leben und Treiben in diesem vornehmen Lokal.

Die Zeppelin-Luftschiffe, die über dem Bodensee kreuzen, sind eine jedem Touristen schon ganz vertraute Erscheinung. Aber auch von oben blicken Augen hinab auf die Uferstädte, und manche gelungene Photographie wird zum Andenken an die Luftfahrt aufgenommen.

Dr. Graf von Wiser, der erfolgreiche und hervorragende Wiesbadener Augenarzt, feiert demnächst seinen fünfzigsten Geburtstag.

Frl. Dr. Bonnevie, Kustos am Zoologischen Laboratorium in Christiania, ist zum Dank für ihre wissenschaftlichen Leistungen zum ersten weiblichen Mitglied der dortigen Akademie der Wissenschaften ernannt worden.



Der Hafen von Lindau vom „Z I“ aus.
Photographie aus der Ballonperspektive.



Dr. Graf v. Wiser,
Wiesbaden, bekannter Augenarzt, feiert seinen 50. Geburtstag.



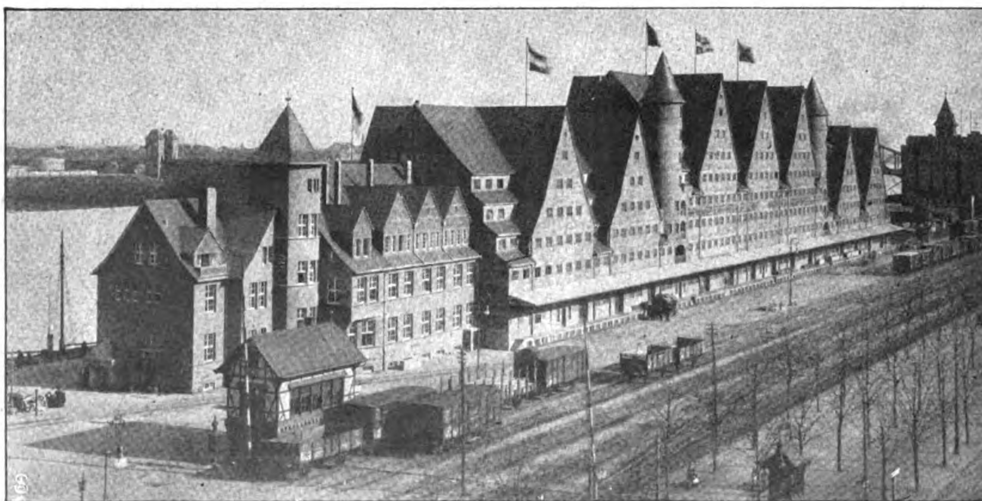
Frl. Dr. K. Bonnevie,
das erste weibliche Mitglied der Akademie in Norwegen.



Ingenieur G. J. Hliddal,
der erste Isländer, der auf Regierungskosten zum Studium nach Deutschland gesandt wurde.



Geh. Reg.-Rat Peter Eich
beging sein 50 jähriges Dienstjubiläum als Landrat.



Das neuerbaute städtische Lagerhaus an der Agrippinawerft in Köln a. Rh.

Zum erstenmal hat die isländische Regierung einen jungen Techniker, Herrn Gutrunder Hliddal, zur Ausbildung in der Elektro- und Hydrotechnik nach Deutschland geschickt.

Der älteste aktive Landrat Preußens, Geh. Regierungsrat Peter Eich in Cleve, feierte dieser Tage sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum.

Zur Bewältigung des Riesenverkehrs im Kölner Hafen hat die Stadt mit einem Kostenaufwand von $1\frac{1}{2}$ Millionen Mark einen neuen architektonisch schönen Speicherbau errichten lassen.

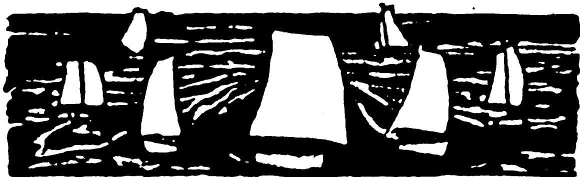
Schluß des redaktionellen Teils.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

DIE WOCHE

Nummer 21. | Berlin, den 27. Mai 1911. | 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 21.



Die sieben Tage der Woche.

18. Mai.

In Wien stirbt, noch nicht ganz 51 Jahre alt, der bekannte Komponist und Dirigent Gustav Mahler (Portr. S. 866).

Aus Marokko kommen Nachrichten über Gefechte der französischen Truppen mit den Eingeborenen. Im Osten werden ein Hauptmann und zehn Mann, im Westen ein Leutnant und zwei Mann getötet.

Aus Albanien wird gemeldet, daß die türkischen Truppen bei Gusinje eine Bande Aufständischer, die schwere Verluste erlitt, geschlagen und ihren Anführer Pano gefangen haben.

19. Mai.

Die Kommission des Reichstags für die elsaß-lothringische Verfassung beschließt in erneuter Abstimmung, die zuerst abgelehnte Vorlage dem Plenum zur Annahme zu empfehlen.

Im Staatsanzeiger für das Großherzogtum Baden werden Veränderungen im Ministerium bekannt gemacht. Danach übernimmt der Ministerpräsident Freiherr von Dusch neben dem Justizministerium an Stelle des in den Ruhestand tretenden Freiherrn von Marschall auch das Ministerium des Großherzoglichen Hauses und des Aeußern. An die Spitze des neuen Ministeriums für Kultur und Unterricht tritt Ministerialdirektor Dr. Böhm (Portr. S. 866).

In Charlottenburg stirbt, 78 Jahre alt, die frühere Schauspielerin Wilhelmine Seebach (Portr. S. 866).

In Stockholm wird ein schwedisch-japanischer Handels- und Schiffahrtsvertrag unterzeichnet.

20. Mai.

Das Kaiserpaar tritt mit der Prinzessin Viktoria Luise von London aus die Rückreise nach Deutschland an. — Das Kronprinzenpaar begibt sich von Petersburg nach Kalisch.

Das preußische Abgeordnetenhaus nimmt mit 157 gegen 155 Stimmen das Gesetz über die Zulassung der Feuerbestattung in dritter Lesung an.

In Hamburg wird zwischen dem deutschen Kalisyndikat und den Vertretern der amerikanischen Interessenten ein Vertrag abgeschlossen.

Aus Marokko wird gemeldet, daß sich die beiden auf Fez marschierenden französischen Kolonnen unter dem Obersten Brulard und dem General Moinier bei Drar Zrari, etwa 60 Kilometer von Fez, vereinigt haben.

21. Mai.

Auf dem Pariser Flugplatz von Issy-les-Moulineaux wird der französische Kriegsminister Berteaux (Portr. S. 866) durch einen abstürzenden Aeroplan getötet, der Ministerpräsident Monis (Abb. S. 866) schwer verletzt.

In Bochum wird die 19. Generalversammlung des alten Bergarbeiterverbandes eröffnet.

In Juarez wird der Friedensvertrag zwischen der mexikanischen Regierung und dem Führer der Aufständischen Madero unterzeichnet. Präsident Porfirio Diaz soll Ende Mai zurücktreten.

22. Mai.

Der Kaiser nimmt mit der Kaiserin und der Prinzessin Viktoria Luise an der Einweihung der Hohenzollernbrücke und der Enthüllung des Kaiser-Friedrich-Denkmals in Köln teil.

Im Reichstag bringt der Präsident Graf Schwerin-Löwitz unter allseitiger Zustimmung die Teilnahme des Hauses an dem Aeroplanunglück zum Ausdruck, das die französische Regierung betroffen hat.

Der deutsch-schwedische Handelsvertrag wird vom Reichstag einer Kommission von 21 Mitgliedern zur Urberatung überwiesen.

Der Landtag von Reuß ältere Linie nimmt einstimmig den Vertrag mit dem Königreich Sachsen über den Anschluß des Fürstentums an das Sächsische Oberverwaltungsgericht in Dresden an.

Das englische Oberhaus nimmt den Gesetzentwurf Lord Lansdownes über die Reform des Oberhauses in zweiter Lesung einstimmig an.

23. Mai.

Das Kaiserpaar und die Prinzessin Viktoria Luise kehren nach dem Neuen Palais bei Potsdam zurück.

Starre Luftschiffe.

Von Hauptmann a. D. Hildebrandt.

Das Zeppelinsche Luftschiff „Deutschland" ist am 16. Mai beim Herausbringen aus seiner in der Golzheimer Heide bei Düsseldorf gelegenen Halle durch eine länger dauernde, plötzlich einsetzende seitliche Windbö gegen Dach und Bretterwand gedrückt und zerstört worden. Diese Hiobspost hat im ganzen deutschen Volk lebhaftes Bedauern ausgelöst, und auch im Ausland bringt man dem vom ewigen Unglück verfolgten Grafen Zeppelin achtungsvolle Teilnahme entgegen. Die sich sonst an die Unglücksfälle des starren Systems knüpfenden, häufig sehr wenig objektiven Erörterungen sind erfreulicherweise diesmal völlig ausgeblieben, weil man sich wohl einerseits sagt, daß die Entwicklung der bedeutenden Konstruktion des zähen Erfinders doch nicht aufzuhalten ist, und dann auch, weil viele seiner früheren Gegner jetzt selbst im Glashaus sitzen und nicht wissen, ob ihnen der morgige Tag nicht irgendein Unglück bringen wird. So ist denn erfreulicherweise festzustellen, daß die Leidenschaft fast überall einer

Copyright by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Digitized by Google — Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kühleren Erwägung Platz gemacht und man kaum noch den Einfluß persönlicher Gegner — solche hat es allen Ableugnungen zum Trotz gegeben — zu fürchten hat. Auch diejenigen, die nach den ersten glänzenden Fahrten der Lenkballons eine neue, alles Bisherige in den Schatten stellende Aera des Luftverkehrs gekommen glaubten, haben sich bescheiden und ihre Hoffnungen herabschrauben müssen. Nicht etwa, daß man an eine verheißungsvolle Zukunft des Luftverkehrs nicht glauben soll, sondern man soll sich klarmachen, daß gut Ding Weile haben will, und daß die Schwierigkeiten doch unmöglich mit einem Mal aus der Welt geschafft werden können.

Es heißt, Erfahrungen zu sammeln und, auf ihnen aufbauend, immer Besseres zu schaffen. Uebertriebene Hoffnungen sind meist nur von denen gehegt worden, denen die Entwicklungsgeschichte der Luftschiffahrt im neuen Sinn des Worts, der Lenkballontechnik, nicht genügend bekannt war. In Deutschland fing man erst im Jahr 1907 an, von Luftschiffen zu reden, als die Zeppelinschen Schiffe als erste und dann die Militärluftschiffe ihre Kreise nach Willkür durch die Lüfte zogen, obwohl schon mehrere Jahre zuvor der Brasilier Santos Dumont und die Franzosen Brüder Lebaudy in Paris gezeigt hatten, daß man auf dem Weg zur Eroberung der Luft war. Die Presse brachte der Luftfahrt zu geringes Interesse entgegen, und so konnte es denn kommen, daß die Erfolge die Fernstehenden völlig überraschten und sie glauben machten, eine plötzlich erzielte Erfindung habe mit einem Schlag das uralte Problem zur Lösung gebracht. Daß man nur Schritt für Schritt vorwärts gekommen war, das kam den meisten nicht in den Sinn. So ist es denn unvermeidlich, daß nach den mannigfachen Unglücksfällen ein Rückschlag im Enthusiasmus eingetreten ist, daß man vielfach in den entgegengesetzten Fehler des mangelnden Vertrauens verfällt und von der Eroberung der Luft in zweifelndem oder je nach Charakteranlage auch in spottendem Ton spricht.

Ganz ohne in die Zukunft zu blicken, kann man an der neuen Katastrophe nicht vorübergehen: man muß sich unbedingt klarzumachen suchen, ob denn nicht etwa die großen Werte, die man in Luftverkehrsunternehmungen steckt, verloren gehen und, was noch schlimmer wäre, nutzlos geopfert werden. Insbesondere soll diese Frage in bezug auf die starren Luftschiffe untersucht werden. Zur Klärung der Sachlage müssen zunächst die Vor- und Nachteile dieser Luftfahrzeuge ins Gedächtnis zurückgerufen werden. Unzweifelhaft bedeutet die riesige Größe an sich einen großen Nachteil, besonders in materieller Beziehung. Hohe Kosten des Baus, riesige Hallen, großer Gasverbrauch sind eine Folge der Größe. Das Metallgerüst bedeutet ferner eine Erhöhung des Gewichts zum Schaden der mitzuführenden Nutzlast, außerdem erschwert es die Operationen bei Havarien, da man starre Luftschiffe nicht so einfach durch Betätigung einer oder mehrerer Reißleinen vom Gas entleeren, dann demontieren und verpacken kann. Die Kosten für die Instandsetzung zerstörter Zeppelinluftschiffe sind demnach naturgemäß weit höher als die für Ballonetfahrzeuge, da meist das Aluminiumgerippe nur noch Schmelzwert besitzt, während die Herstellung einer absichtlich gerissenen Stoffhülle weder längere Zeit erfordert noch erhebliche Kosten macht. Bemerkt sei aber, daß die Kosten Zeppelinscher Luftschiffe im Vergleich mit den Preisen entsprechender Ballonetluftschiffe nicht so viel größer sind, als man vielfach annimmt. Wenig mehr als 150 000 Mark beträgt der Unterschied. Erheblich wird nämlich an den einzelnen Ballans gespart, deren Stoff bei weitem nicht so viel auszuhalten hat wie die Hülle der unter starkem Innendruck stehenden Ballonetfahrzeuge. Es sei hier eingeschaltet, daß man diejenigen Luftschiffe, deren Form durch im Innern befindliche, mit Luft aufzublasende Luftsäcke — Ballonette — prall gehalten wird, jetzt einheitlich Prallschiffe nennt gegenüber den Zeppelinschen „Starrschiffen".

Jetzt wird die „Delag" wieder tief in den Geldbeutel greifen müssen, um ein neues Gerippe herstellen zu lassen, denn sie hat den pekuniären Schaden, nicht die mit den Millionen des deutschen Volkes arbeitende Werft in Friedrichshafen. Es fragt sich nun, ob die den geschilderten Nachteilen gegenüberzustellenden Vorzüge so groß sind, daß es sich lohnt, auch weiterhin starre Fahrzeuge zu bauen und ihnen Menschen zu Luftreisen anzuvertrauen? Zweifellos hat die Luft noch weniger Balken als das Wasser, und Unfälle werden sich in Zukunft ebensowenig vermeiden lassen wie bei den Schiffen auf dem Wasser. Vor allem ist aber hier die Sicherheit der Fahrgäste von größter Wichtigkeit.

Immer ist in erster Linie zu betonen, daß noch bei keiner Havarie Zeppelinscher Schiffe der Tod eines Menschen zu beklagen gewesen ist, selbst nicht bei der furchtbaren Sturmfahrt über dem Teutoburger Wald. Dies hat seinen Grund gerade in dem so mancherlei Nachteile bietenden Metallgerippe, das bei freier Fahrt in der Luft niemals zerstört werden kann. Gerade bei Abstürzen zeigt es seine vorläufig durch keine andere Konstruktion zu ersetzenden Vorzüge. Die Form des Fahrzeugs wird erhalten, stets bleibt es lenkbar, wenn auch nur eine Maschine arbeitet; der Fall kann nicht in so schneller Fahrt erfolgen wie bei einem zusammengeknickten Stoffluftschiff; die bremsende Fläche bleibt immer die gleiche. Solche Katastrophen, wie sie sich durch den Absturz eines Prallschiffes in San Franzisko ereignet haben, wo mehrere Personen tödlich, viele schwer verletzt wurden, oder in Frankreich, das in den Trümmern der „République" fünf wackere Soldaten begraben sah, oder in Deutschland beim Absturz des „Erbslöh"-Luftschiffes, sind bei dem Starrschiff deshalb kaum denkbar.

Der schädliche Einfluß der wechselnden Sonnenstrahlung und Wolkenbeschattung, die eine ungleichmäßige, häufig sehr wechselnde Erwärmung des Gases und andere Nachteile zur Folge haben, ist durch die äußere Haut dieser Fahrzeuge, die die Gaszellen vor direkten Sonnenstrahlen schützt, außerordentlich herabgesetzt. Plötzliche Abstürze, wie sie sich mehrfach bei Prallluftschiffen ereignet haben, wenn die Luftsäcke nicht schnell genug gefüllt werden konnten, sind hier ausgeschlossen.

Die ungemein schnelle Lenkbarkeit nach oben und unten bedeutet ferner einen nicht zu unterschätzenden Vorteil. Man erinnere sich an die Fahrt, die der deutsche Kronprinz unter der Führung Zeppelins im Herbst 1908 gemacht hat. Als urplötzlich aus dem Nebel die baumbewachsenen Hänge des Gebirges auftauchten und ein Anprall schon fast unvermeidlich schien, genügte ein Druck auf die Höhensteuer, und das Luftschiff glitt spielend leicht über das drohende Hindernis hinweg. Schon die hier aufgezählten Vorzüge dürften ge-

Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nügen, um die Existenzberechtigung der Starrschiffe für Luftreisen zu beweisen; jedoch muß noch auf die verschiedenen Unfälle näher eingegangen werden zur Feststellung, ob sie vielleicht prinzipieller Natur und nur dem System eigen sind. Bei Echterdingen fiel das Fahrzeug einer elektrischen Entladung zum Opfer. Hinlänglich ist durch die Katastrophen der verschiedenen Freiballons, die so gut wie gar keine Metallteile besitzen, bewiesen, daß vor Blitzschlägen kein Luftfahrzeug, wie es auch immer gebaut sein mag, vollkommen sicher ist. Der „Delitzsch" wurde vom Blitz getroffen, wobei drei Insassen getötet wurden; mehrfach wurden in der Landung begriffene oder schon gelandete Ballons durch überspringende elektrische Funken entzündet wie erst vor wenigen Tagen der „B. A. C." eines bayrischen Vereins. Bei Weilburg wurde das Luftschiff den Händen der haltenden deutschen Soldaten genau so entrissen wie zwei Jahre vorher die „Patrie" den französischen Mannschaften. Im Teutoburger Wald riß ein starker Unwetterwirbel das Fahrzeug zunächst in die Höhe, um es dann, als infolge unglückseliger Verkettung der Umstände alle Motoren ihre Arbeit aussetzten und keine Lenkbarkeit mehr erzielt werden konnte, in die Baumwipfel zu werfen wie früher schon und später wieder bei den Prallschiffen von Lebaudy, Parseval, Basenach und anderen französischen und englischen Konstrukteuren geschehen, bei denen aber meist die Motoren noch liefen. In Oos-Baden endlich verbrannten Gerippe und Innenballons, als infolge grober Fahrlässigkeit der Bedienungsmannschaft ein Benzinbrand verursacht wurde.

Aber, so muß man sich fragen, wie steht es mit dem jüngsten Unfall? Beim Herausbringen sprang der ursprünglich in Richtung der Längsseite der Halle wehende Wind um und traf das Luftschiff quer von der Seite. Anfänglich gelang es den schnell zuspringenden Zuschauern, das Fahrzeug zu halten. Da aber die Bö nicht nachließ, sondern in verstärktem Maß einsetzte, so wurde es unaufhaltsam, während es sich ganz auf die Seite legte oder in die Höhe gerissen wurde, gegen Halle und die vor dem Tor erbaute Schutzwand gedrückt, wobei die dreihundert Personen über den Sand nachgeschleift wurden. Der Ruck war so heftig, daß mehrere Haltetaue rissen. Das Hinterende blieb zunächst an der Wand hängen, und bald wurde auch das Vorderende auf das Hallendach getrieben. Das Gerippe des Luftschiffs aber wurde dadurch vollkommen zerstört.

Ein eigenartiges Zusammentreffen ist es, daß einen Tag später auch ein Pralluftschiff in Bitterfeld von einem ähnlichen Unfall betroffen ist, bei dem leider auch die Bemannung leichte Unfälle erlitten hat. Dieses Luftschiff wurde unmittelbar vor der Landung gegen die Halle getrieben, wodurch die Hülle zerrissen wurde. Infolge des Absturzes erfolgten die Verletzungen der Insassen. Auch in Gotha wurde gelegentlich ein Militärluftschiff, als es sich halb in der Halle und halb im Freien befand, beschädigt, und schon mehrfach sind namentlich bei der Landung die Pralluftschiffe durch einen Windstoß in Bäume, gegen Mauern oder Häuser getrieben worden. Dank dem widerstandsfähigen Metallgerüst der Starrschiffe sind bei diesen die Fahrgäste denkbar sicher.

Unmöglich ist es, die modernen großen Luftkreuzer gegen starke seitliche Windstöße zu halten, gleichgültig, um welche Bauart es sich handelt. Taue und Material vermögen dem Luftdruck nicht zu widerstehen, wenn es etwa den Mannschaften gelingen sollte, sich auf der Erde mit den Füßen feststemmend, an der gleichen Stelle stehenzubleiben. Der kritischste Augenblick ist natürlich der, in dem das Fahrzeug sich noch zum Teil in der Halle befindet. Ist man erst völlig ins Freie gelangt, so vermag man meist bei genügender Aufmerksamkeit den langen Körper schnell in die jeweilige Windrichtung zu stellen, wenn der Wechsel nicht gar zu schnell erfolgt. Nachteilig ist es auch, wenn das Schiff gegen den Wind ausgefahren wird. Aus diesem Grunde verlangt Graf Zeppelin, daß die Düsseldorfer Halle künftig zwei Tore erhält, damit man das Fahrzeug stets mit dem Wind herausbringen kann. Schon bei dem kleinen, nur zirka 15 Meter langen Drachenfesselballon macht der Transport aus der Halle gegen stärkeren Wind große Schwierigkeiten, selbst wenn 60 geschulte Soldaten ihn bedienen. Deshalb muß der Fachmann besondere Hochachtung haben vor den Leistungen der verschiedenen Luftverkehrsgesellschaften, die zunächst meist gezwungen sind, mit wenig oder gar nicht eingeübtem Personal ihre riesigen Fahrzeuge zu bedienen. Leider ist es nicht möglich, immer die gleichen Leute zum Halten und Manövrieren zu verwenden. Wie leicht hat es dagegen die Luftschiffertruppe, deren Mannschaften durch häufiges Exerzieren, zunächst an dem kleinen Drachenballon, ausgezeichnet vorgebildet werden. Stets verfügt man hier, auch außerhalb des Heimathafens, wenigstens über einen größeren Stamm von Luftschiffersoldaten, die von Ort zu Ort fahren und immer wieder ihr wohlbekanntes Fahrzeug in Empfang nehmen. Bei den Erwerbsgesellschaften verbietet sich das schon in Anbetracht der dadurch entstehenden sehr hohen Kosten ganz von selbst.

Drehbare Hallen zu bauen, würde das günstigste sein, aber die Kosten solcher Bauten sind nicht weit von einer Million Mark entfernt, so daß ihr Bau meist nicht durchführbar ist. Solche Hallen sind aber auch nicht erforderlich, vorausgesetzt, daß die Lage des Hafens sachgemäß und nur mit Rücksicht auf Betriebssicherheit beim Ein- und Ausfahren der Luftschiffe gewählt worden ist.

Die jetzige Erfahrung hat eben ergeben, daß beispielsweise die Golzheimer Heide bei Düsseldorf kein geeigneter Hafen ist. Wenn dort Wirbelbildung vorherrscht, so wird man noch durch besondere Bauten die Fahrzeuge schützen müssen. Ob der Einbau eines weiten Tores genügt, muß man an Ort und Stelle beurteilen. Wie es gute und schlechte Seehäfen gibt, wird es auch gute und schlechte Lufthäfen geben. Man ist von zu vielen Faktoren abhängig, wie Nähe der Großstadt und Eisenbahnlinien, Zufahrtstraßen usw. Jedenfalls darf man sich aber niemals wieder aus Sparsamkeitsrücksichten verleiten lassen, Forderungen fallen zu lassen, die im Interesse der Sicherheit jeweils aus lokalen Gründen gestellt werden müssen. Nichts ist allerdings für einen Organisator, sei es nun, ob er in Ausübung seiner erwerblichen Tätigkeit oder in ehrenamtlicher Stellung aus Passion für die Luftfahrt förderlich sein will, schwieriger, auf Forderungen bestehen zu bleiben, wenn an ihnen das ganze Unternehmen scheitern soll. Aber gerade in der Aeronautik rächen sich Versehen sehr schnell, und darum schraube man in Zukunft die Ansprüche an Lufthäfen besonders hoch.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924006932890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Neue Ziele im Vormundschaftswesen.

Von Bürgermeister Konrad Maß, Görlitz.

Nicht mit Unrecht hat man wohl das 20. Jahrhundert das Jahrhundert des Kindes genannt. Wohin man sieht, herrscht rege Geschäftigkeit, das Los all der Kinder, auf deren Weg die Sonne fehlt, zu verbessern — und doch: so schöne Erfolge im einzelnen erzielt sein mögen durch all die sozialen Einrichtungen unserer Zeit — von den Sänglingsfürsorgestellen, Kinderhorten und Bewahranstalten, Krippen und Waisenhäusern bis hinauf zu glänzenden Basaren, Bällen, Blumenkorsos und Margueritentagen — der Gesamterfolg ist gering genug. Der ungeheuren Säuglingsterblichkeit wie der Straffälligkeit unserer Jugend ist man trotz aller Erfolge im einzelnen nicht Herr geworden. Will man etwas Ganzes erreichen, nicht beim Flickwerk stehenbleiben, so gehe man auf den Grund des Uebels zurück. Diese Erscheinungen sind eine Krankheit, die am Mark des Volkes zehrt. Daher müssen wir sie als solche behandeln und vorgehen wie ein kluger Arzt: nicht nur auf die äußeren Erscheinungsformen der Krankheit achten, auf ihre Beseitigung hinarbeiten, sondern das Uebel an der Wurzel fassen, den Grund der Krankheit ausrotten; nur dann ist eine Gesundung möglich. Und da ist — das hat unsere Zeit richtig erkannt — der einzig rechte Weg, bei der Jugend zu beginnen. Eine schon verderbte Jugend auf den rechten Pfad zurückzubringen, ist eine aussichtslose Arbeit. Sie vor dem ersten Schritt ins Verderben bewahren, das sei der Erziehung Ziel! Je mehr es den Erziehern gelingen wird, Unreines, Garstiges von der ersten Kindheit fernzuhalten, desto größer, desto dauernder wird der Erfolg sein.

Wer sind denn besonders die Opfer der Säuglingsterblichkeit und Straffälligkeit? Meist die „niedrigsten" Stände. Aber nicht die Kinder gesunder Arbeiterfamilien. In ihnen pflegen — immer im allgemeinen gesprochen — die Kräfte der Liebe noch stark genug zu wirken, um die Jugend vor jenen beiden modernen Geißeln der Menschheit zu schützen. Nein, die unglücklichen Kinder sind es zumeist, die der „freien Liebe" ihr Dasein danken und nun oft dazu verdammt sind, ein Sonderdasein in Schmutz und Erniedrigung zu führen. Man glaube nicht, daß diese Kinder von vornherein gesundheitlich minderwertig sind — stammen sie doch zumeist von Eltern im kräftigsten Lebensalter! — aber es fehlen bei ihnen die ernsten Bestrebungen, sie am Leben zu erhalten, sie dem rechten Weg zuzuführen. Wie ist das möglich? Sie sind doch nicht des Schutzes bar? Jedes Kind, das der sorgenden Hand liebender Eltern entbehren muß, erhält doch einen Vormund, der die Pflicht hat, für das seinem Schutz anvertraute Kind zu sorgen. Da aber liegt gerade der Mangel: auf dem Papier, in den Akten ist alles in Ordnung; aber wer auf diesem Gebiet praktisch arbeitet, als Vormundschaftsrichter, als Gemeindewaisenrat oder in ehrenamtlicher Stellung — der weiß, wie unendlich locker das Band ist, das Vormund und Mündel meist miteinander verbindet; weiß, wie wenig die Vormünder sich um die ihnen anvertrauten Kinder kümmern, und die rein aktenmäßig durch das Vormundschaftsgericht geführte Kontrolle vermag wohl einmal einen Vormund zu dieser oder jener einzelnen Handlung anzuregen, nicht aber eine liebevolle Erfassung der Aufgabe zu ersetzen.

Daß es so ist, ist nicht erstaunlich. Wer wird denn zum Vormund bestellt? An erster Stelle ist nach dem Gesetz der Großvater des Kindes „berufen". Doch ist er meist nicht geeignet, das Amt zu führen: entweder wohnt er nicht am Ort, wo das Kind untergebracht ist, oder er vermag keine Opfer an Zeit und Geld zu bringen; die Neigung, das Kind aufzusuchen oder gar bei sich aufzunehmen, ist meist gering, da er es oft als Gegenstand der Familienschande, immer als Last empfindet. Aber selbst wenn er willig ist, für das Kind zu sorgen, so fehlt es ihm doch an der Geschäftsgewandtheit und den Rechtskenntnissen, um mit Erfolg gegen den Vater des Kindes vorgehen, ihn zur Erfüllung seiner natürlichsten Pflichten anhalten zu können. Die Folge ist, daß irgendein gänzlich unbeteiligter Bürger zum Vormund benannt wird, der das Amt als unangenehme Last empfindet. Warum soll er sich da quälen, sich Feinde machen, sein Geschäft womöglich schädigen? Mag die Armenpflege für das Kind eintreten! Sie ist reich genug und hat ja schließlich die Pflicht! Und den Waisenrat, der gesetzlicher Bestimmung zufolge dem Gericht den Vormund vorzuschlagen hat, treffen oft geradezu Vorwürfe, Unannehmlichkeiten und geschäftliche Schädigung. Dazu kommt die Zeitversäumnis. Ist die Anzeige von der Geburt des Kindes an das Vormundschaftsgericht gelangt, so ersucht dieses den Waisenrat, einen geeigneten Vormund zu benennen; da aber — wenigstens in größeren Städten — dieser eine aus zahlreichen Personen bestehende Behörde ist, vergehen einige Wochen, bis die Antwort beim Gericht einläuft; dann folgt die Vorladung des Vorgeschlagenen, oft, wenn nur irgendein Grund sich findet, Ablehnung, und nun wiederholt sich das Spiel, das Suchen nach dem Vormund, von neuem. So vergehen oft viele Wochen, bis das Kind einen Vormund hat. Was kann in der Zeit alles geschehen! Ist doch nachgewiesen, daß von den im ersten Lebensjahr versterbenden Kindern allein zwanzig vom Hundert in den ersten fünfzehn Lebenstagen sterben. Und ist der Vormund bestellt, so ändert sich meist an der Lage des Kindes nichts. So wachsen die meisten Kinder unehelicher Geburt, wenn sie dem Schicksal eines frühen Todes entgehen, ohne Liebe, ohne Erziehung, ohne Schutz gegen leibliche und seelische Gefahren auf — den Zieh- oder Pflegemüttern oft genug ein Gegenstand schamloser Ausbeutung, schuldlos dem Verderben preisgegeben, das ihnen in den Höhlen des Lasters oder des nächtlichen Straßenlebens auflauert, unsere Gefängnisse und Asyle füllend.

Das Bürgerliche Gesetzbuch hat diese Schäden erkannt: es gibt dem unehelichen Kind gegenüber dem ehelichen einen verstärkten Schutz, indem es für jenes stets die Bestellung eines Vormundes fordert. Es hat ferner im Vormundschaftsrecht wesentliche Neuerungen eingeführt, so die unbeschränkte Zulassung von Frauen zur Vormundschaft, die nur insofern eine Sonderstellung einnehmen, als sie zur Annahme des Amtes nicht gezwungen werden können, sondern es ablehnen dürfen. Die Frau, namentlich die unverheiratete, der oft eine ihr Leben ausfüllende, ihr Herz mit Freude und Befriedigung erfüllende Beschäftigung fehlt, eignet sich gerade infolge ihrer natürlichen Begabung, durch ihr

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mütterliches Empfinden in hohem Maß zur Beaufsichtigung und Erziehung von Kindern. Und man muß den deutschen Frauen nachrühmen, daß sie diese neue Aufgabe mit liebevollem Ernst, mit Begeisterung, Tatkraft und gutem Erfolg angegriffen haben. Weniger „liegt" ihnen vielleicht das energische Verfolgen der Rechtsansprüche und namentlich die erziehliche Einwirkung auf herangewachsene junge Leute, die ihre eigenen Gedanken und Ziele haben und oft der tatkräftigen Leitung eines Mannes bedürfen. — Auch die Mutter selbst kann Vormund werden, doch eignet sie sich meist noch weniger dazu als der Großvater. Ihre wirtschaftlichen Verhältnisse zwingen sie, auf Broterwerb auszugehen, ihre Geschäftskunde und Rechtskenntnisse sind gleich Null. Oft hält sie eine im Innern doch vielleicht noch vorhandene Neigung zum Vater des Kindes oder die Hoffnung, daß doch noch eine Heirat zustande kommt, vor energischem Vorgehen gegen ihn zurück. Da ist nun die im Bürgerlichen Gesetzbuch zugelassene General-(Gesamt-)vormundschaft von hoher Bedeutung für das Wohl der zu beschützenden Kinder. Auf Grund ortsstatutarischer Bestimmung — so bestimmt das Ausführungsgesetz für Preußen, und die meisten anderen Bundesstaaten haben gleiche oder ähnliche Bestimmungen — können Beamten der Gemeindearmenverwaltung die Rechte und Pflichten eines Vormundes für diejenigen Minderjährigen übertragen werden, die im Weg der öffentlichen Armenwege unterstützt und in einer Familie oder Anstalt erzogen werden. Damit ist ein großer Schritt vorwärts getan; nicht mehr ein beliebiger, dem Amt abgeneigter Bürger wird zum Vormund bestellt, sondern ein Beamter der Armenverwaltung, der nun kraft seines Amts und Berufs die Pflicht hat, sofort energisch gegen den Vater des Kindes vorzugehen, für das Kind selbst zu sorgen. Ihm stehen, da er Vertreter einer Behörde ist, zahlreiche Mittel, den flüchtigen Vater zu ermitteln, zu Gebote; da der Vormund, wo eine solche ortsstatutarische Bestimmung besteht, einer Verpflichtung durch das Gericht nicht bedarf, sondern mit der Geburt des Kindes Vormund wird, kann er mit seiner Wirksamkeit sofort beginnen, ohne daß erst kostbare Zeit verloren geht.

Der Einwand, den man wohl gegen die Generalvormundschaft erhebt, daß dem Vormund die persönliche Fühlung mit den ihm anvertrauten Mündeln fehle, ist nicht durchgreifend. Vielmehr bietet sie Gelegenheit, daß Männer und Frauen, jeder auf dem ihnen zusagenden Gebiet, ihre Kräfte unter Leitung des Generalvormunds vereinigen; jene, indem sie den gewissenlosen Vater zur Erfüllung seiner Pflichten anhalten und die herangewachsenen Zöglinge mit starker Hand leiten; diese, indem sie in mütterlichem Empfinden namentlich die kleinen, ihnen überwiesenen Pfleglinge schützen und liebevoll ins Leben führen. So treten sie dem Generalvormund als Helfer und Helferinnen zur Seite und verrichten gern und mit Aufopferung die ungeheuer reiche Kleinarbeit, die ein dazu gezwungener niemals durchführen kann. So sind die Rollen verteilt, und das kräftige, oft erfolgreiche Vorgehen des Generalvormunds gegen den natürlichen Vater wird daneben noch die erfreuliche Folge haben, daß allmählich den laxen Anschauungen auf diesem Gebiet entgegengearbeitet wird.

Ein Mangel an dieser Art der Vormundschaft ist allerdings nicht von der Hand zu weisen: daß sie sich auf die schon der Armenpflege anheimgefallenen Kinder beschränkt. Und hier ist es nun interessant, zu beobachten, wie sich die Privattätigkeit da, wo das Gesetz versagt, zu ersprießlicher Wirksamkeit durchsetzt. Neben diese vom Gesetz ausdrücklich zugelassene Generalvormundschaft hat sich die Berufsvormundschaft gestellt, hat stetig an Einfluß gewonnen und sich zahlreiche Großstädte und große Mittelstädte erobert. Sie ist aus kleinen Anfängen erwachsen: in Leipzig fanden sich Männer und Frauen, die sich freiwillig zur Uebernahme einer größeren Anzahl von Vormundschaften über uneheliche Kinder erboten und diese aus Liebe zu den Kindern übernommene, nicht aufgezwungene Pflicht gern und freudig erfüllten. Hieraus hat sich die Berufsvormundschaft entwickelt, die darin besteht, daß alle Vormundschaften über eine bestimmte Kategorie von Kindern — meist sind es die unehelichen, aber auch Volljährige, z. B. wegen Trunksucht Entmündigte — in einem bestimmten Bezirk immer einer und derselben Persönlichkeit übertragen werden. Während also die Generalvormundschaft von selbst eintritt, muß der Berufsvormund in jedem Fall verpflichtet werden. Meist ist es ein von der Stadt besoldeter, der Armen- und Waisenverwaltung unterstellter Beamter. Auch er kann, wenn der Großvater nicht seinerseits das Amt zu übernehmen wünscht, seine Tätigkeit sogleich nach der Geburt des Kindes beginnen — ja, er kann, zum Pfleger bestellt, schon vor der Geburt die Rechte des zu erwartenden Kindes sicherstellen. Auch ihm stehen alle die Wege offen wie dem Generalvormund, gegen den Vater vorzugehen, dem Kind die Unterhaltskosten zu sichern, der Armenpflege vorzubeugen und sie dadurch zu entlasten. Er ordnet an, daß die Mutter oder Pflegemutter das Kind ständiger ärztlicher Beobachtung unterwirft, es in der Säuglingsfürsorge- oder Mutterberatungstelle vorstellt, und kann dies im Weigerungsfall erzwingen. Er sorgt für schnelle gerichtliche Anerkennung der Vaterschaft oder strengt gegen den Zahlungsunwilligen sogleich die Klage an; er läßt den flüchtigen Vater mit allen Mitteln, auch im Ausland, verfolgen. Er wirkt in geeigneten Fällen auf Verehelichung der Eltern hin, sorgt durch die ihm zugewiesenen Helfer und Helferinnen für ordnungsmäßige Unterbringung des Kindes in einer gut beleumundeten Familie. Er läßt die Schlafstellen prüfen, sendet die Kinder je nach Bedarf in Krippen, Bewahranstalten, Spielschulen und hält sich durch periodische Berichte in steter Kenntnis über die sittliche Führung des Mündels, über seine Fortschritte in der Schule, prüft, wie das Kind seine freie Zeit verbringt, sorgt für guten Umgang und Freundesverkehr in Schule und Haus. Tritt das Kind aus der Schule ins Leben, so ist er ihm ein freundlicher Berater bei der Berufswahl. So wird er unter ständigem Beistand der Vertrauenspersonen das Kind meist vor dem traurigen Los schützen können, dem jetzt so viele Kinder verfallen, weil keine starke Hand, kein liebendes Herz es beim Eintritt ins Leben geleitet haben. — Er gewinnt auch das Vertrauen der Mutter, die sich wöchentlich oder monatlich die bei ihm eingehenden, von ihm verwalteten Unterhaltsgelder abzuholen hat, weil er wohl weiß, daß er mit der Verfügung über die materiellen Mittel ein gut Stück Macht und Einfluß auf die Mutter in Händen behält; seinen Einfluß auf sie wird er benutzen, sie mit ihrer Familie zu versöhnen und ihr einen moralischen Halt zu gewähren. All das sind herrliche Aufgaben, „des Schweißes der Edlen wert"; daß sie nicht alle

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erfüllt werden, dafür bürgt die Unvollkommenheit alles Irdischen; daß man dem Ziel möglichst nahekommt, dafür scheint mir die Berufsvormundschaft die rechte Einrichtung.

Jede Stadtgemeinde sollte diese Art der Vormundschaft einführen, sie sei groß oder klein. Die Ausgaben werden durch Ersparnisse bei der Armenverwaltung reichlich gedeckt werden, und die ideellen Vorteile sind bedeutend. Diese Einrichtung ist geeignet, all die unglücklichen Kinder auf einen geordneten Lebensweg zu führen zu Arbeit und Gesittung. Darin liegt ihre hervorragende soziale Bedeutung. Schon ihre Entstehung neben dem Gesetz, aus dem praktischen Leben des Tages heraus, verbürgt ihre Notwendigkeit und ihren Wert. Möchte ihr in der Zukunft ein voller Sieg beschieden sein!

Das Ozeansanatorium für Heukranke.

Telegramm-Novellette von Paul Scheerbart.

An Lika Lee, San Franzisko.

Hier wieder gräßliches Heufieber. Werde Schnupfen und Niesen nicht los. Aerzte sagen: dorthin gehen, wo kein Gras wächst. Die Aerzte haben leicht reden! Sollen wir im Sommer am Nordpol oder am Südpol leben? Telegraphiere doch, ob Euch nicht ein guter Rat einfällt. Ich muß diesen wieder beniesen.

Gruß von Liesen Thackeray, Chikago.

2. Mai 1910.

An Liese Thackeray, Chikago.

Hier auch im dicksten Heufieber. Aber wir sind aller Welt voraus. Eichkatz, Du hast keine Ahnung von Weltgeschichte. Wo wächst denn kein Gras? Mitten im großen Ozean — da wächst kein Gras — da können Grasblütenpollen nicht mehr hin. Also: stürzen wir uns in den großen Ozean — dann ist alle Heukrankheit überwunden. Eichkatz, sei schlau. Wir machen Tournee zusammen. Willst Du? Lika.

2. Mai 1910.

An Lika Lee, San Franzisko.

Ich soll mich drei Monate auf Ozeandampfer langweilen? Mich da totessen? Dackel, Dir rappelt es wohl. Was meinst Du mit Sturz in Ozean? Sei doch nicht so geheimnisvoll. Tournee mach ich gern mit. Mit Papa kann ich machen, was ich will. Der gibt die Banknoten sackweise. Aber — doch nicht für eine dreimonatige Dampferfahrt — mit Seekrankheit und ewigem Heißhunger und Kajütengefängnis. Dackel, ich glaube: Das meinst Du auch gar nicht. Du hast ein Geheimnis vor mir, Deiner treuesten Freundin. Sei offen! Offenbare Dich! Warum seid Ihr weiter in der Weltgeschichte als Eichkatz? Das versteh ich nicht — wie so vieles andere. Ich habe die Weisheit nicht mit Löffeln gefressen. Davon wird man ja korpulent. Nun entschließe Dich und tu Dein Geheimnis kund — sonst ist Dir ewig böse Dein neugieriges Eichkatz mit dem Heufieber und dem großen Niesen.

2. Mai 1910.

An Liese Thackeray, Chikago.

Du, liebes Eichkatz, bist nicht so dumm, wie Du aussiehst. Gleich merkst Du was. Du weißt natürlich, daß ich die Dampferzellen im Magen habe, trotzdem sie so viel Magengenüsse bieten. Kurzum: hier große Gesellschaft in der Bildung begriffen. Die will schwimmende Inseln bauen — mit luftigen bunten Glaspavillons. Papa stark interessiert dabei — viele Glasfirmen ebenfalls. Schwimmende Städte soll's geben mit Lawn-Tennisplätzen — mit Seeterrassen und vielen anderen Dingen. Was weiß ich? Da kann ich den Baumeistern nicht so leicht folgen. Ich bin ja auch nicht so furchtbar gelehrt — sonst wär ich ja korpulenter. Sehr gewandte Onkels sind dabei. Mich wollen sie immer belehren, kann nur nicht so schnell kapieren. Aber wir kriegen einen Glaspavillon erster Güte — mit doppelten Glaswänden und Aussichtsturm. Die Geschichte wird fein, Schleppdampfer ziehen unsere Insel. Die Heufrage ist gelöst. Ich bin ganz weg vor Entzücken und Dein treuer Dackel.

3. Mai 1910.

Mr. Thackeray, Chikago.

Sie sind von verschiedenen Seiten falsch unterrichtet. Es handelt sich hier nicht um ein phantastisches Unternehmen. Die Sache hat eine sehr gesunde Basis. Ganz Amerika wird vom Heufieber geplagt. Die Pollenblüher, deren Samen meilenweit herumfliegen, verbreiten ein Gift, das im Menschen allerdings zunächst nur Schnupfen und Niesen — aber sehr bald auch asthmatische Beschwerden auslöst. Dem muß begegnet werden. Auf dem Festland und auf jeder Insel sind aber blühende Gräser überall. Wir müssen also mitten im Ozean während der Blütezeit wohnen — dann geht alles weg. Unsere „Ozeansanatoriumsgesellschaft für Heukranke“ hat das Richtige gefunden: schwimmende Inseln im Ozean — die immer dort schwimmen müssen, wo alles Festland und die Naturinseln Hunderte von Meilen entfernt sind. Erde auf unsern Schwimmenden nicht vorhanden. So nur kann die Heukrankheit überwunden werden. Natürlich muß man Geld wie Heu haben, wenn man das Heufieber überwinden will. Darum wenden wir uns an Sie, Mr. Thackeray. Etwas Apartes muß eine schwimmende Insel von zwei Quadratkilometer schon haben. Darum sind wir für Glasarchitektur. Wir können daneben auch Glasersatz verwenden — eine auf Draht gezogene Gelatinemasse, die wie Leder ist und durchsichtig. Man kann die Masse immer wieder ausbessern, und jede Farbe nimmt sie an. Ein guter Ersatz. Wir bitten sehr um baldigste Nachricht der Beteiligung wegen; Miß Liese Thackeray, Ihre Tochter, ist auch begeistert von diesem Sanatorium. Wir können auf hunderttausend reichste Kurgäste zählen. Das Unternehmen hat eine sehr gesunde Basis und macht auch gesund.

Hochachtungsvoll! Türk, Baumeister, San Franzisko.

7. Mai 1910.

Mr. Türk, San Franzisko.

Meinen Sie: ich kenne das Gründen nicht? Da sind Sie sehr schief gewickelt. Sie sind ein Phantast. Gegen die schwimmenden Sanatorien habe ich nichts, beteilige mich gern an dem Geschäft. Aber wozu denn das Glas? Das ist doch sehr schwer. Leichte Gebäude müssen auf den schwimmenden Inseln verwandt werden. Und ein paar Blumenarrangements dürfen nicht fehlen. Gar keine Erde — Unsinn. Glasheller Blödsinn. Also: seien Sie nicht so phantastisch, und versuchen Sie nicht, mehrere Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, sonst bekommen Sie gar keine. Das mit dem Glasersatz aus Gelatine kenne ich ganz genau — das ist nur so ein Köder. Nachher kommen die Glasfabriken und liefern so viel Glas, daß alles Geld nur für diese Glasfabriken da ist. Das gönne ich diesen Herren nicht. Hochachtungsvoll! Thackeray, Chikago.

8. Mai 1910.

Mr. Thackeray, Chicago.

Das mit den Blumenarrangements und der Erde nicht durchführbar. Aerzte sagen: dann nehmen wir gleich das Heufieber mit. Ueberlegen Sie sich doch die Sache: Erde und Blumen sind doch im Heusanatorium das Widersinnigste der gesamten Weltgeschichte. Für die Blumen aber müssen wir doch einen Ersatz haben. Das müssen Sie doch einsehen. Und — wo ist der Ersatz? Doch nur in den bunten Gläsern kann

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er sein. Seien Sie doch nicht so wütend auf die Glasfabriken. Wir gründen selbst welche. Und dann beteiligen Sie sich auch bei unseren Glasfabriken. Das mit der Schwere lassen Sie unsre Sorge sein. Das mit dem Glasersatz war ganz ehrlich gemeint. Aber wir müssen doch auch etwas fürs Auge haben. Wir können doch die Reichen nicht durch ärmliche Arrangements anlocken. Ohne Glas baue ich die Inseln nicht. Ich habe nicht Lust, mich durch Knauserei zu ruinieren. Ich bitte um Nachricht, ob Sie überzeugt sind. An Miß Liese Thackeray telegraphiere ich gleichzeitig.

Hochachtungsvoll! Türk, San Franzisko.
8. Mai 1910.

Miß Lee, San Franzisko.

Ihr Vater zu umständlich. Verzeihen Sie, daß ich sehr kurz entschlossen bin: darf ich um Ihre Hand bitten? Wenn Sie meine Gattin sind, kann ich der Sanatoriumsgesellschaft gleich mit vielen Millionen unter die Arme greifen. Bitte Entschlußverkündung binnen drei Tagen.

Hochachtungsvoll!
Borromäus, Glasfabrikenbesitzer, Milwaukee.
9. Mai 1910.

Mr. Türk, San Franzisko.

Die Geschichte von der Aermlichkeit ist wirklich einleuchtend. Gut! Blumen sind nicht gut, sagt auch mein alter Hausarzt, der sehr viel vom Heufieber versteht. Glas als Ersatz für die Blumen — buntes Glas — wie die Glasfenster in den Kathedralen Europas — nicht so übel. Aber — die Kosten sind da doch sehr beträchtlich. Vergessen Sie nicht, daß wir überall doppelte Glaswände brauchen. Und die sollen innen und außen in vielfarbigen Ornamenten mit bester Verbleiung zusammengehalten werden — außerdem noch durch starke Stahlgerüste. Zwischen den Wänden sind die Kühl- und die Heizapparate unterzubringen — außerdem das elektrische Licht. Herr! Herr! Herr! Dazu ist Geld nötig. Das Geld muß dazu da sein — wie Heu — wie Heu! Schwindelt Ihnen nicht? Festsaal in der Mitte und große Seeterrassen — Badegelegenheit in besonderen Badehäusern! Wollen Sie die auch aus buntem Glas herstellen? Meinetwegen! Buntes Glas in Doppelwänden ist ja nicht durchsichtig. Automobile müssen auch auf dieser Bretterwelt vorhanden sein. Und schließlich werden wir nicht umhin können, ganze Lampionalleen anzulegen. Jedenfalls wär's eine Art Lichtstadt. Aber — was das kostet! Mein Vermögen . . . Na — immerhin — machen Sie's doch kurz — heiraten Sie meine Liese — dieses Eichkatz — dann ließe sich weiter über die Sache reden.

Gruß. Thackeray, Chikago.
9. Mai 1910.

An Lika Lee, San Franzisko.

Du, Dackel, wie sieht der Türk denn aus? Er will mich heiraten, Papa schmunzelt dazu. Mir kommt die Geschichte etwas konstantinopolitanisch vor. Schreibe, was ich tun soll. Das Ozeansanatorium muß jedenfalls gegründet werden. Es schwärmt jedenfalls ungeheuerlich für die Glasarchitektur und für die Lichtinsel und die Lampionspäße des Nachts unterm Sternenhimmel Dein fanatisiertes Eichkatz.
11. Mai 1910.

An Liese Thackeray, Chikago.

Für die Idee gehen wir ins Feuer und ins Wasser. Ich heirate einen Glasfabrikenbesitzer. Mach nicht so viel Umstände. Jedenfalls hab ich mächtig viel zu tun mit Eisenkonstruktionen und Verbleiungen. Muß viel lernen. Entschuldige die Eile.
11. Mai 1910. Ganz Dein Dackel.

Mr. Borromäus, Milwaukee.

Jetzt wird alles gehen. Aber die Hauptsache ist jetzt die feste Grundlage der Insel. Das Ganze muß auf großen eisernen Schalen ruhen. Das ist nicht im Handumdrehen gemacht. Wir können nicht vor Weihnachten mit dem Gerippe fertig sein. Aber, wenn alles gut geht, stechen wir übers Jahr um diese Zeit in See. Sie, Mr. Borromäus, müssen bis dahin mit den Häusern und Anlagen fertig sein. Also keine Zeit verlieren! Hochachtungsvoll! Türk, San Franzisko.
13. Mai 1910.

Mr. Thackeray, Chicago.

Lieber Papa! Wir sind also mitten im großen Ozean und nennen unsere Insel Isle-Thackeray-Lee. Meine Freundin Frau Borromäus, geb. Lee, gen. Dackel, hat ihren Papa schon hergelotst. In einem Jahr sind wir fertig gewesen. Aber die Arbeit! Der große Saal strahlt. Und des Nachts sieht die Insel aus! Oh, was werden sich die Walfische und die Eisbären wundern, wenn wir mal nach Norden fahren. Die neuen Schattenschirme (ganz weiße) von Mr. Borromäus sind famos. Die Schleppdampfer drehen die Insel so, daß das Licht der Sonne immer von der gleichen Seite kommt. Mein Atelier für farbige Glasornamentik ist herrlicher als alle Boudoirs der französischen Königinnen. Komme bald, Papa! Du wirst hier gefeiert — wie ein alter Sonnengott. Du hast uns die Lichtarchitektur geschaffen. Ich habe mich auch für die Idee geopfert und bin Frau Türk geworden. Aber das ist gar nicht so übel — man lernt doch was dabei von Ornamentik. Wir grüßen Dich alle, und ich bin
15. Mai 1911. Dein altes Eichkatz.

Unsere Bilder

Gustav Mahler.
(Hierzu Porträt auf S. 866.)

Gustav Mahler ist am 18. Mai nach langem, schwerem Kampf aus diesem Leben geschieden. Der Verlust ist ein unersetzlicher, denn er war gewiß eine der markantesten Persönlichkeiten unseres modernen Musiklebens. Aber hier hat auch wieder unser neuzeitiges Hetzjagen der Künstler eine selbst so zähe Konstitution untergraben. Das Umherreisen von Ort zu Ort, das Dirigieren in allen möglichen Städten in Europa und Amerika, das damit bedingte unregelmäßige und aufregende Leben hat die Kräfte des ohnehin nervösen Meisters erschöpft, und die Kunst der Aerzte vermochte nichts mehr auszurichten. Mahler hat am 7. Juli v. J. erst seinen 50. Geburtstag gefeiert und ist zu Kalisch in Böhmen geboren. Er lernte auf den Gymnasien zu Iglau und Prag und kam dann auf die Universität nach Wien, wo er gleichzeitig am Wiener Konservatorium studierte. 1879 begann er seine Tätigkeit als Kapellmeister in Hall in Oberösterreich, kam dann nach Laibach und Olmütz, und erst 1885 wurde er vor größere Aufgaben gestellt, als man ihn in Kassel engagierte. 1887 brachte ihn Angelo Neumann nach Prag, im nächsten Jahr war Mahler in Leipzig neben Artur Nikisch tätig, und noch im selben Jahr wurde er Direktor der Budapester k. Oper. 1891 kam er nach Hamburg und 1897 nach Wien, wo er sich zuerst als Kapellmeister, dann als Direktor der Hofoper und auch als Dirigent der Philharmonischen Konzerte betätigte. 1908 gab er diese Stellungen auf und widmete sich nur mehr der freien Dirigententätigkeit und der Komposition. Von seinen größeren Arbeiten haben das Chorwerk „Das klagende Lied" und seine acht Sinfonien wohl die verschiedenste Beurteilung gefunden, sie sind aber immerhin Erzeugnisse eines durchaus eigenartigen Künstlers, der nach neuen Bahnen und neuen Ausdrucksformen suchte und nie die ästhetischen Grenzen seiner Kunst überschritt. Ewigkeitswerte werden sie wohl kaum werden. Von hervorragender Bedeutung aber war Mahler als Dirigent, wo er in der Erreichung seiner Ziele oft rücksichtslos bis zum Aeußersten und ebenso streng gegen sich selbst als gegen die Mitwirkenden war, aber sein Ziel auch immer erreichte und stets Idealaufführungen klassischer Meisterwerke wie seiner eigenen Arbeiten bot. Sein Name an der Spitze eines Unternehmens war stets ein Programm, sein Auftreten allüberall ein künstlerisches Ereignis ersten Ranges. Wir haben nicht allzu zahlreiche Künstler, von denen man gleiches sagen konnte, und deshalb ist auch das Verschwinden seiner Persönlichkeit ein Verlust, der nicht so leicht zu ersetzen sein wird.

Otto Keller.

Der Kaiserbesuch in London (Abb. S. 863 u. 864). Das deutsche Kaiserpaar und seine Tochter haben am Hof ihrer königlichen Verwandten in London eine Reihe wahrhaft

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schöner Tage verlebt. Das große Ereignis, um dessentwillen der Kaiser die Reise nach London unternommen hat, war die Enthüllung des Viktoria-Denkmals vor dem Buckinghampalast, eine eindrucksvolle Feier, die Tausenden von Londonern Gelegenheit gab, ihrem Königspaar und seinen hohen Gästen zuzujubeln. Auch auf allen ihren Ausfahrten durch die Straßen Londons umbrausten unseren Monarchen die Ovationen der Menge. Ganz London sprach in diesen Tagen von dem kaiserlichen Besuch. Man erzählte sich von den reizenden Szenen, die im deutschen Waisenhaus vorgefallen waren, als die Kaiserin mit den kleinen Landsleuten geplaudert hatte. Mit großer Befriedigung bemerkte man auch das innige Freundschaftsverhältnis zwischen der Prinzessin Viktoria Luise und der vierzehnjährigen Königstochter Mary. Die beiden jungen Prinzessinnen schienen unzertrennlich. Prinzessin Mary zeigte ihrer Cousine die Sehenswürdigkeiten der Stadt und des Königspalastes, und das Volk freute sich, sooft es die beiden anmutigen Mädchengestalten erblickte.

Vom Besuch des Kronprinzenpaars in Rußland (Abb. S. 865). Der Kronprinz und die Kronprinzessin haben vom 17. bis zum 20. Mai am Zarenhof geweilt und sind dort in der glänzendsten und herzlichsten Weise aufgenommen worden. Die lange Reihe festlicher Veranstaltungen, denen die hohen Gäste beiwohnten, fand am Tage der Abreise mit einer großen Parade vor dem Schloß Zarskoje-Selo ihren Abschluß. Die fürstlichen Damen sahen von der Freitreppe des Schlosses dem Vorbeimarsch der Garnison von Zarskoje-Selo zu, den unten der Kaiser und der Kronprinz abnahmen. Der Zar trug die Uniform seines preußischen Kürassierregiments, der Kronprinz hatte die Uniform des 14. kleinrussischen Dragonerregiments angelegt, dessen Inhaber er ist. Die Parade bot ein überaus glänzendes militärisches Schauspiel, das mit einer interessanten Vorführung des kaiserlichen Konvois endete.

Die Flugkatastrophe von Issy (Abb. S. 866) hat Frankreich in schwere Trauer versetzt. Der Ministerpräsident Monis wurde beim Start zum Flug Paris—Madrid durch Trains Eindecker schwer verletzt, und Berteaux, der Börsenmakler, der schon zum zweitenmal Kriegsminister war und als solcher Vorzügliches leistete, bezahlte die von ihm energisch beförderten Fortschritte der französischen Aviatik mit dem Leben. Berteaux ist 59 Jahre alt geworden. Als er im November 1904 zum erstenmal als Kriegsminister in das Kabinett Combes eintrat, wurde vielfach an den militärischen Talenten des Maklers gezweifelt. Diese Zweifel wußte Berteaux durch seine Tätigkeit so nachdrücklich zu entkräften, daß ihm sein Parteifreund Monis am 2. März dieses Jahres wieder das Kriegsportefeuille übertragen konnte, ohne daß diesmal ernste Stimmen gegen die Berufung dieses Zivilisten laut wurden. Für das Kabinett Monis bedeutete Berteaux auch eine starke parlamentarische Stütze, denn er war einer der anerkannten Führer der mächtigen sozialistisch-radikalen Kammerpartei. In der letzten Zeit fiel ihm die schwierige Aufgabe zu, den Zug gegen Fez vorzubereiten.

Der Deutsche Handelstag (Abb. S. 867) hat während seiner letzten Tagung in Heidelberg sein fünfzigjähriges Jubiläum begangen. Der Großherzog von Baden und der Reichskanzler waren nach der Neckarstadt gekommen, um mit all den Größen des deutschen Wirtschaftslebens das Fest mitzufeiern, auf dessen Bedeutung der Präsident Kaempf in einer bemerkenswerten Festrede hinwies.

Der Start zur österreichisch-deutschen Elbefahrt (Abb. S. 868), der diesjährigen großen Motorbootkonkurrenz des Motorjachtklubs in Deutschland, hat am 18. Mai in der deutschböhmischen Elbestadt Leitmeritz stattgefunden. Dort wurden die deutschen Jachtleute von ihren Kollegen vom Oesterreichischen Motorjachtklub bewillkommnet, dessen Präsident Dr. Lantin gemeinsam mit den Deutschen das Programm der Fahrt ausgearbeitet hat. Am Start nahmen 33 Boote in sieben Gruppen teil.

Die Schauburg (Abb. S. 870), das neuste Theater Hannovers, ist vor kurzem eröffnet worden. Als Eröffnungsvorstellung hatte Direktor Franz Nolan, der Direktor der neuen Bühne, das Werk eines vielversprechenden jungen Komponisten gewählt. Und es war wirklich kein Mißgriff. Die Operette „Die Liebesjagd" errang einen vollen Erfolg, und ihre Autoren, der Komponist H. Ritzau und der Librettist Theodor Fischer, ernteten reichen Beifall für ihr lustiges Werk.

Lillian Nordica (Abb. S. 869), die berühmte amerikanische Sängerin, ist wieder einmal nach Berlin gekommen, um im Königlichen Opernhaus ein Gastspiel zu absolvieren. Am 29. Mai darf unser Publikum die Diva in der Rolle der Isolde bewundern, die zu ihren berühmtesten Partien gehört, seitdem sie sie einst unter der Leitung Cosima Wagners für die Baireuther Festspiele eingeübt hat. Seither ist ein Vierteljahrhundert verflossen, und immer noch erringt Frau Nordica in dieser Rolle ihre schönsten Triumphe.

Personalien (Abb. S. 866 u. 868). An die Spitze des neu errichteten Großherzoglich Badischen Ministeriums für Kultus und Unterricht trat der bisherige Ministerialdirektor im Kultusministerium Dr. jur. et med. F. Böhm, ein Mitglied der nationalliberalen Partei. — Der Herzog von Sachsen-Koburg und Gotha hat mit der Führung der Hoftheaterintendanz den Oberleutnant im Regiment Königsjäger zu Pferde Nr. 1 Holthoff v. Faßmann beauftragt. — Kaiser Franz Josef hat anläßlich des 50jährigen Jubiläums der Wiener Künstlergenossenschaft den Bildhauer Prof. Rudolf Weyr in den Ritterstand erhoben. Die Ehrung des vortrefflichen Künstlers, dem Wien viele seiner öffentlichen Bildwerke verdankt, hat in österreichischen Künstlerkreisen große Genugtuung hervorgerufen.

Todesfälle (Abb. S. 866). In Berlin starb Wilhelmine Seebach, die greise Schwester der unvergeßlichen Marie Seebach. Wilhelmine war in ihrer Jugend gleich ihrer Schwester eine vortreffliche Schauspielerin. In den letzten Jahren widmete sie sich ganz der Verwaltung von Marie Seebachs Erbe, das bekanntlich zum Wohl des deutschen Schauspielerstandes verwendet wird. — Der ungarische Abgeordnete Andreas Achim, der durch die Pistole eines politischen Gegners gefallen ist, wurde in seiner Heimat Bekes-Csaba allgemein „der Bauernkönig" genannt. Er hatte die agrar-sozialistische Partei gegründet und vertrat sie im Reichstag. Achim war als rücksichtsloser Polemiker vielen politischen Gegnern persönlich verhaßt, und der Chemiker Szilinsky hat den mörderischen Schuß gegen ihn abgefeuert, weil der Abgeordnete die Ehre seines Vaters in einem Zeitungsartikel verletzt hatte.

Die Toten der Woche

Französischer Kriegsminister Berteaux, † in Paris am 21. Mai durch einen auf ihn stürzenden Aeroplan im Alter von 59 Jahren (Portr. S. 866).

Hofoperndirektor Gustav Mahler, † in Wien am 18. Mai im 51. Lebensjahr (Portr. S. 866).

General der Art. Karl von Sauer, bekannter Militärschriftsteller, † in München am 19. Mai im Alter von 77 Jahren.

Wilhelmine Seebach, bekannte Schauspielerin, † in Berlin am 19. Mai im Alter von 78 Jahren (Portr. S. 866).

Geh. Kommerzienrat Hermann Wirth, bekannter Großindustrieller, † in Berlin am 20. Mai im Alter von 74 Jahren.

Man abonniert auf die „Woche":

in **Berlin** und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstr. 36/41 sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers" und in sämtlichen Buchhandlungen, im

Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten und den Geschäftsstellen der „Woche": Bonn a. Rh., Kölnstr. 29; Bremen, Obernstr. 38; Breslau, Ohlauer Str. 87; Cassel, Obere Königstr. 27; Dresden, Seestr. 1; Elberfeld, Herzogstr. 38; Essen (Ruhr), Dinnenthaler Str. 9; Frankfurt a. M., Kaiserstr. 10; Görlitz, Luisenstr. 16; Halle a. S., Große Steinstr. 11; Hamburg, Neuerwall 2; Hannover, Georgstr. 59; Kiel, Holtenauer Str. 27; Köln a. Rh., Hohe Str. 148/150; Königsberg i. Pr., Weißgerberstr. 3; Leipzig, Petersstr. 19; Magdeburg, Breiter Weg 184; München, Theatinerstr. 7; Nürnberg, Königstr. 3; Stettin, Klosterhof 1; Straßburg (Els.), Gieshausgasse 18/22; Stuttgart, Königstr. 11; Wiesbaden, Kirchgasse 26,

Oesterreich-Ungarn bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": Wien I, Domgasse 4,

Schweiz bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten und der Geschäftsstelle der „Woche": Zürich, Schützengasse 9.

England bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": London, E. C., 129 Leadenhall Street.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bilder vom Tage



Phot. Central News.

Empfang der Kaiserin im deutschen Hospital in London durch deutsche Schulkinder.

Vom Besuch des deutschen Kaiserpaares in London.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



1. Die Kaiserin. 2. Die Königin von England. 3. Der Kaiser. 4. Der König. 5. Minister des Innern Winston Churchill. Phot. Central News.

Die vor dem Denkmal versammelten Fürstlichkeiten während der Festrede des Lords Esher.

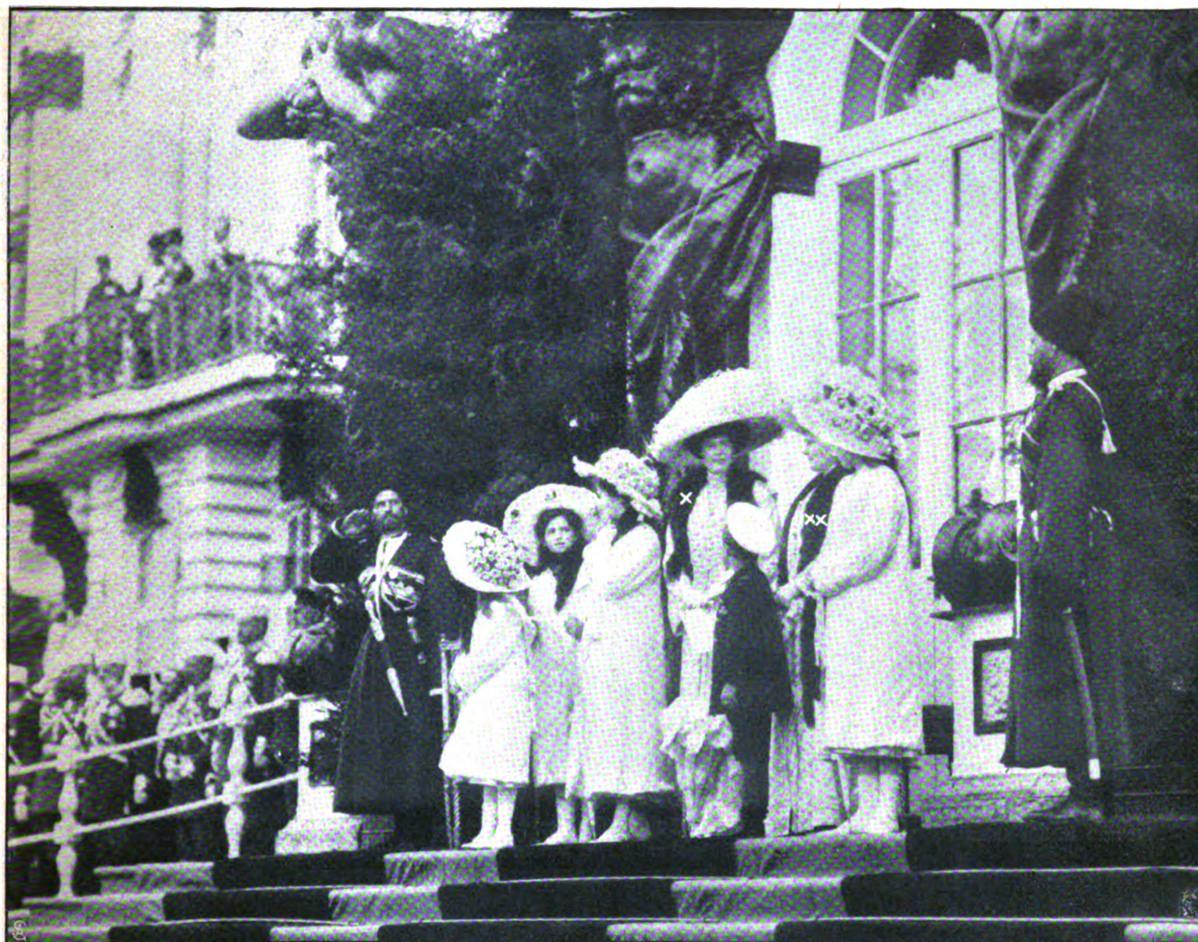


Zuschauermenge während der Enthüllung des Denkmals für Königin Viktoria.

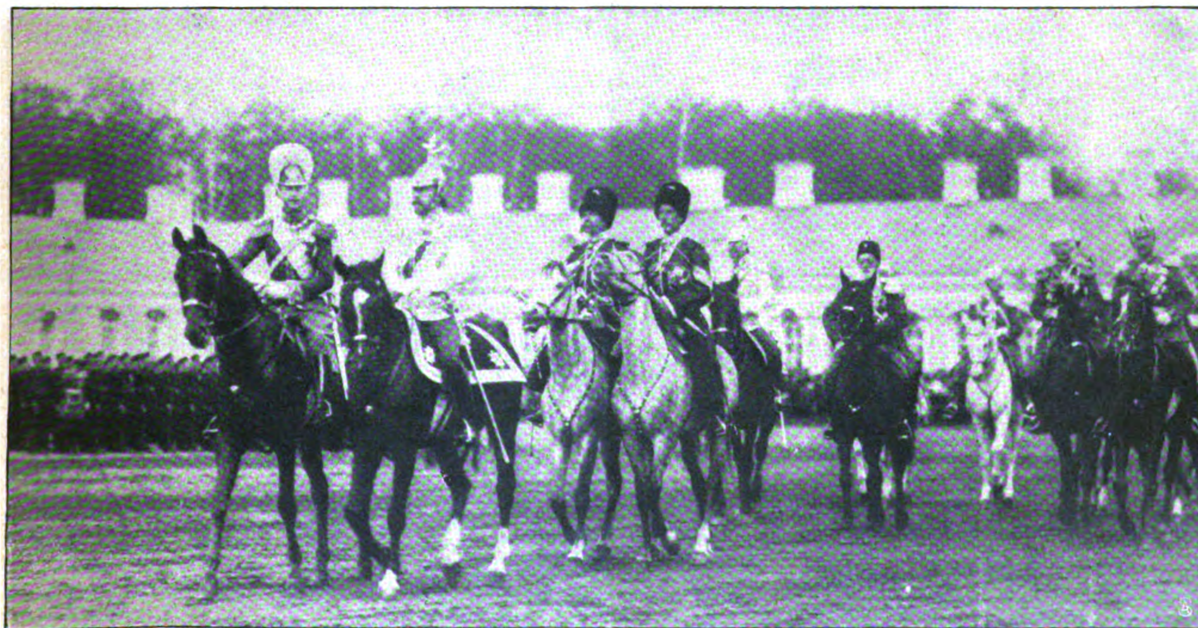
Vom Besuch des deutschen Kaiserpaares in London.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Die Kronprinzessin (×) mit der Zarin (××) und ihren Kindern während der Großen Parade in Zarskoje-Selo.



Der Kronprinz mit dem Zaren bei der Großen Parade.

Das Kronprinzenpaar als Gäste am russischen Kaiserhof.

Phot. C. O. Bulla

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Andreas Achim †
der ungarische „Bauernkönig“,
wurde erschossen.



Dr. Franz Böhm,
der neue badische Kultus-
minister.



Gustav Mahler †
der bedeutende Dirigent und frühere Direktor der Wiener Hofoper.



Wilhelmine Seebach †
die Schwester der Marie Seebach.
Ein Verlust für die Theaterwelt.

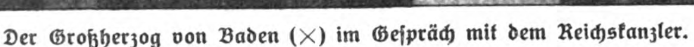


Oberlt. Holthoff v. Faßmann,
wurde mit der Führung der Intendanz-
geschäfte d. Koburger Hoftheat. beauftragt.



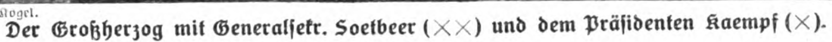
Ministerpräsident Monis wird von der Unglücksstätte weggetragen. Oben rechts: **Kriegsminister Berteaux, wurde sofort getötet.**
Die schwere Aeroplankatastrophe auf dem Flugfeld Issy bei Paris.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

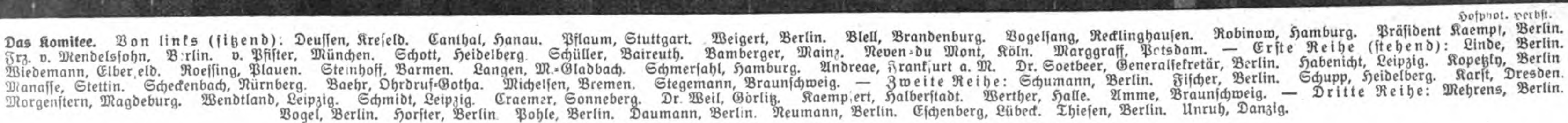


Der Großherzog von Baden (×) im Gespräch mit dem Reichskanzler.

Hofphot. Vogel.



Der Großherzog mit Generalsekr. Soetbeer (××) und dem Präsidenten Kaempf (×).



Hofphot. verbst.

Das Komitee. Von links (sitzend): Deussen, Krefeld. Canthal, Hanau. Pflaum, Stuttgart. Weigert, Berlin. Blell, Brandenburg. Vogelsang, Recklinghausen. Robinow, Hamburg. Präsident Kaempf, Berlin. Frz. v. Mendelssohn, Berlin. v. Pfister, München. Schott, Heidelberg. Schüller, Baireuth. Bamberger, Mainz. Neven-du Mont, Köln. Marggraff, Potsdam. — Erste Reihe (stehend): Linde, Berlin. Wiedemann, Elberfeld. Roessing, Plauen. Steinhoff, Barmen. Langen, M.-Gladbach. Schmersahl, Hamburg. Andreae, Frankfurt a. M. Dr. Soetbeer, Generalsekretär, Berlin. Habenicht, Leipzig. Kopetzky, Berlin Manasse, Stettin. Scheckenbach, Nürnberg. Baehr, Ohrdruf-Gotha. Michelsen, Bremen. Stegemann, Braunschweig. — Zweite Reihe: Schumann, Berlin. Fischer, Berlin. Schupp, Heidelberg. Karst, Dresden. Morgenstern, Magdeburg. Wendtland, Leipzig. Schmidt, Leipzig. Craemer, Sonneberg. Dr. Weil, Görlitz. Kaempfert, Halberstadt. Werther, Halle. Amme, Braunschweig. — Dritte Reihe: Mehrens, Berlin. Vogel, Berlin. Horster, Berlin. Pohle, Berlin. Daumann, Berlin. Neumann, Berlin. Eschenberg, Lübeck. Thiesen, Berlin. Unruh, Danzig.

Von der Jubelfeier des Deutschen Handelstages in Heidelberg.





Phot. Seebald.

Bildhauer Professor Rudolf Weyr,
Vorstand der Genossenschaft bildender Künstler Wiens, wurde in den Ritterstand erhoben.
Zum 50jährigen Jubiläum der Künstlergenossenschaft in Wien.



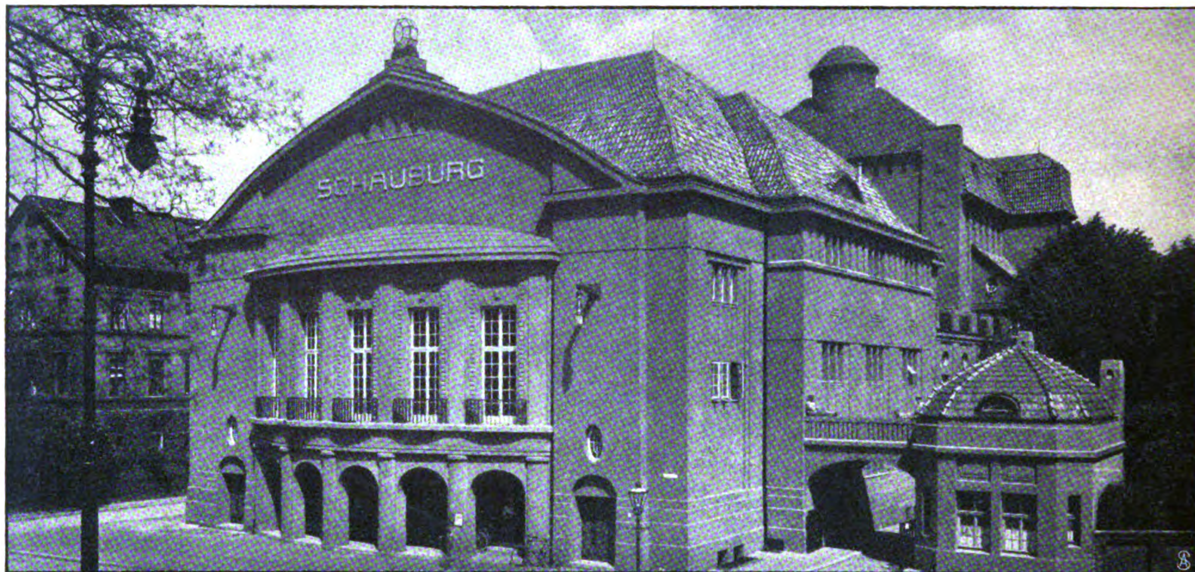
Int. Ill.-Verl.

Vor dem Start zur „Elbefahrt 1911" in Leitmeritz. — Oben: Der Präsident des österr. Motorjachtklubs Dr. Lantin. Illustr.-Photo.
Von der österreichisch-deutschen Motorbootfahrt von Leitmeritz nach Wannsee bei Berlin.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



„Die Schauburg", das neue Theater in Hannover.

Phot. Lill.

Oberes Bild: Hermann Ritzau, der Komponist der neuen Operette. Die mitwirkenden Künstler (von links, stehend): Minna Wolfgang (Frau v. Eckernstein). Anton Pratl (Minister von Eckernstein). Kapellmeister A. M. Schweiger. Mia Waldemar (Elvira). Leo v. Keller (Husarenoberleutnant v. Schmettow). Librettist Theodor Fischer. Ernst Gühler (Willy v. Eckernstein cand. jur.). Margarete Koehler (Komtesse von Haydbach). (Sitzend): Eduard Rosen (vom Johann-Strauß-Theater in Wien), (Maler Hagedorn). Direktor der Schauburg Franz Rolan. Hanny Reimers (Inez).

Zur Uraufführung der Operette „Die Liebesjagd" in der neuen Schauburg in Hannover.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Skepp up Strann.

Roman von

Meta Schoepp.

11. Fortsetzung.

Warum Carry weinte, fragte Jasper.

Sie sah auf das leuchtende Segel hinter der Düne — sah über die Insel — sah über das weite Meer —

Warum sie weinte —

Weil sie der schönen Baronin das Glück neidete? Weil sie niemand hatte, der mit ihr über das Lunn ging — mit ihr Hand in Hand über das Lunn ging — — das war's doch nicht! Peter Jakobs sagte, daß sie glückselig sein müßte, daß er sie in sein Haus genommen — daß sie nun eine Heimat hatte — — lieber Gott, eine Heimat! Wo man sie schlug und schalt, wo man die Hände hinter ihr ballte und sie beschimpfte — das war ihre Heimat!

Warum sie weinte —

Ganz laut schluchzte sie auf. In einem wilden Mitleid mit sich selbst. In einem wilden Mitleid mit ihrer Verlassenheit, ihrer Einsamkeit —

„Sag's mir doch, Carry —", bat Jasper; die Kehle war ihm zugeschnürt. Seine ganze Kraft mußte er zusammennehmen, um sich nicht zu ihr herabzubeugen, über den weißen Hals zu streicheln — ganz heiser war seine Stimme. Was hatte denn das Mädchen? Ihr Körper schüttelte sich, so weinte sie.

„Niemand hat mich lieb!" schluchzte Carry.

Glühend heiß fuhr es ihm den Rücken herunter.

„Carry — —"

„Ganz allein ist man! Ach Gott — —"

So was kann man doch gar nicht mit ansehen! So ein wunderschönes Mädchen, mit dem man sich Tag und Nacht beschäftigt, über dem man alles vergißt, was einem sonst lieb war, nach dem man sich sehnt wie nach der Sonne — nein, wie nach der Beute in wilder See — so ein Mädchen klagt, daß sie allein ist — daß niemand sie liebhat —

Aber plötzlich dachte er daran, was sie sich auf der Insel erzählten, und sagte es, heiser, zornig, voll Eifersucht —

„Sie sagen, daß Sir Henry King dich liebhat —"

„Ach — — alle sind schlecht zu mir — —"

„Aber er kommt ins Rumhaus — —"

„Und niemand ist gut zu mir —"

„Und er streichelt deinen Arm — —"

Er wurde immer heftiger. Seine Worte klangen immer empörter. Aber es kam nur, weil ihr Weinen, weil ihre Verzweiflung ihn toll machte. Weil er mit äußerster Kraft sich zusammennahm, um sie nicht in seinen Armen zu trösten. Er wußte, daß immer das Lunn unter Beobachtung war, daß er sich beherrschen mußte, wenn er Carry nicht der Wut der Frauen aussetzen wollte.

„Ich will mit dir reden, Carry — hörst du? Ganz allein will ich mit dir reden — —"

Nach und nach trockneten ihre Tränen. Nach und nach hörte sie auf das, was er sagte. Nach und nach lächelte sie sogar. Es war doch angenehm, zu hören, daß sie sogar schöner war als die Baronin. Daß kein Mensch daran denken würde, ins Rumhaus zu gehen, wenn die Baronin drin säße — aber daß man es dort viel schöner fand als im Pottchen, seit Carry drin war. Und daß die Helgoländerinnen nur so wütend auf sie waren, weil sie so schön war, und daß es seit der Franzosenzeit nicht mehr ein so schönes Mädchen auf dem Lunn gegeben hätte —

Carry lauschte — und lächelte — und trocknete ihre Augen mit den roten Zöpfen —

Jasper erfuhr, daß Peter Jakobs sie zur Sandinsel mitnehmen wollte, wenn er mit dem Gouverneur zu den Klippen fuhr auf Seehunde. Sandspieren sollten sie suchen für ihn. Morgen wollten sie fischen — —

Später ging Jasper allein zur Nordspitze. Er dachte — ich muß mit ihr reden. So kann das nicht weiter gehen. Wenn sie alles weiß, wird es besser sein. Sie soll nicht denken, daß sie allein auf der Welt ist, und daß niemand für sie da ist. Und Sir Henry soll sie nicht haben. Das will ich ihr sagen. Und daß er Katje Payens früher bei sich gehabt hat. Und wenn sie nachher auch Asmus Erikfen geheiratet hat, will doch niemand etwas von ihr wissen. Vor so etwas sollte Carry bewahrt bleiben.

So viele Gründe hatte er dafür, daß er Carry auf der Düne sprechen wollte. —

Carry ging auch, mit ihren Gedanken beschäftigt, zum Rumhaus zurück, sah auch mal hinüber zu Antje Botters Haus — mit einem trotzigen Triumph im Herzen. Den Faustschlag ins Gesicht im Springhaus vergab sie ihr nicht. Und jetzt freute sie sich ordentlich, daß Jasper so gut zu ihr war. Wie Antje sich wohl ärgern würde! —

Als die Nacht sich herabsenkte auf Heiligland, holten sich die Männer und Knaben ihre Blendlaternen und Stocknetze. Zur Jagd auf Lerchen und Drosseln. Wie Irrlichter huschten die Laternen auf dem Plateau. Hierhin — dorthin — die Beute schien doch reicher zu sein, als man erwartete.

Die Nacht senkte sich auf Heiligland — wie ein Spuk huschten die Laternen umher — blitzten auf, erloschen — viele, viele! Auch Antje Botters ging mit den andern — fragte manchmal: „Hast du Jasper gesehen?" — fragte manchmal: „War Jasper am Falm? War Jasper im Pottchen?" Aber niemand hatte ihn gesehen. Man hatte kein Tid. Wenn die Schnepfen strichen, konnte man sich doch nicht um Dinge kümmern, die einen nichts angingen!

Die Nacht senkte sich auf Heiligland — Pivit! Pivit!

Copyright 1911 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schrie der Kiebitz, und Bachstelzchen und Amseln, Stare und Steinschmetzer, Rotschwänzchen und Lerchen prallten gegen die dicken Glasscheiben des Leuchtturms und stürzten betäubt oder mit zerschmetterten Köpfchen zur Erde hinab; wollten zur Sonne fliegen — und fanden dabei den Tod. Vergnügt sammelt der Turmwächter sie in seinen Sack. Vergnügt lasen die Hollunner die armen Fremdlinge auf, jenseit der Hofmauer. Angstvoll schwirrten die gefiederten Gäste über das ungastliche Gestade — waren wie arme Schiffbrüchige, die glaubten, auf den Felsen Rettung zu finden, und fanden die Hollunners gerüstet, ihnen einen letzten Empfang zu bereiten.

Die Nacht senkte sich auf Heiligland —

Auf der Düne rauschte der Strandhafer. Über das Steingeröll spielten plätschernd Flutwellen. Kamen und gingen. Huschten herauf wie weiße, züngelnde Schlangen — verschwanden unter Geröll zischend, gurgelnd und leckten gieriger hinauf — und spülten über den Dünensand — stürzten sich, Schaumkrönchen auf den Häuptern, in geschäftiger Eile vorwärts — und zerrannen. Und mehr kamen. Gieriger, schäumender. Es war ein geschäftiges Murmeln von tausend drohenden Wellchen, ein höhnisches Kichern von tausend rollenden Steinchen —

Und so milde war der Abend. Am Horizont ballten sich Regenwolken. Ein sanfter Südwest wehte. Nur vereinzelt schienen die Sterne — grauweiß leuchteten der Dünen Hügel.

In tiefem Schatten lag die Schutzhütte —

Jasper Votters hielt Carry in den Armen.

„Ich mai di gearn —"

Wie oft hatte er's gesagt! Und die Wellen raunten Antwort.

„Ich mai di gearn —"

Jetzt, da er sie mit heißen Lippen küßte, da er ihren zitternden Leib in den Armen hielt, wußte er erst, wie lieb er sie hatte. Er liebkoste sie wie ein Kind, er lachte — hob sie hoch auf — und preßte sie wieder an sich in wildem Verlangen. Auf einmal waren alle Sorgen fort. Auf einmal lachte das Leben. Auf einmal war er jung und stark und so voll Hoffnung und so voll Freude!

„Ich mai di gearn — —"

Er mußte es immer wiederholen. Und küßte das üppige Haar — salziger Tau hatte sich drauf gesenkt — küßte den weißen Hals — den roten Mund — —

Wenn er aus dem Schatten der Düne heraustrat, konnte er gerade in Carrys flimmernde Augen sehen; so ruhig fiel das Leuchtfeuer zu ihnen hinüber. —

Was waren es für Augen! Grünlich wie das Wasser über den Algen, schillernd wie das Meer zwischen tückischen Klippen —

Er sah hinein und konnte sich nicht sattsehen. Wie Rätsel waren sie — wie gefährliche Rätsel — —

„Ich mai di gearn —" jauchzte Jasper und hatte den Felsen vergessen und seine Sorgen und seine Pflichten. Es war, als erlebe er auf der schweigenden Düne die Auferstehung seines inneren Menschen, als begreife er zum erstenmal die Wonne blutroten Lebens —

In schweigender Nacht — auf heiligem Land.

Aber drohend ragte der dunkle Felsen in den Nachthimmel.

Schwer rollte die See —

In dem kleinen Häuschen der Amke Siemens in der Kirchstraße war ein dumpfes Klopfen deutlich vernehmbar. Aus ihrer langen Erfahrung heraus wußte sie, daß das schweres Wetter bedeutete. Ein altes, weißhaariges Weiblein war Amke, war wunderlich seit vielen, vielen Jahren. Jab Andrésen kannte sie nicht anders. Als sie ein junges Ding war, ein fröhliches, lachendes Ding, hatte sie ihren Liebsten vor ihren Augen in der Brandung untergehen sehen. Stundenlang hatte er mit vier anderen die furchtbaren Seen über sich brausen lassen müssen. Und dann war das Schreckliche geschehen — aus dem Mast, an den er sich geklammert, wurde er geschleudert — das Schiff machte einen verzweifelten Sprung vorwärts — gerade in die Brandung hinein. Gerade in die heulende, wütende Brandung.

Seit dem Tag war Amke wunderlich.

Aber sie war immer ruhig und freundlich, hatte ein gutes Lächeln auf ihrem Gesicht, und nur, wenn der Frühling kam und die Frühlingstürme, kam etwas Hastiges, Unruhiges über sie. Dann fing sie an, das Häuschen von oben bis unten zu fegen, zu scheuern, zu waschen. Das hochaufgestapelte Bett in der Schlafkoje bekam weißes Linnen mit Spitzeneinsätzen, und die Kattunvorhänge wurden frisch gewaschen und aufgesteckt. Die beiden kleinen Zimmerchen, die ungedielt waren, hatten auf dem holprigen Erdboden weißen Dünensand — und die uralte Truhe mit eisernen Beschlägen glänzte, daß es eine Pracht war. Auf dem Sims unter der Decke, an die sie mit erhobenen Armen reichte, standen zwei alte Tassen mit schnäbelnden Tauben und einem langen Spruch, und um eine hübsch geschnitzte, hölzerne Schaluppe auf einem Holzbrett über der Truhe wand sich ein Kranz von Purpurgeflecht und feinblättrigen Algen. Blitzsauber war alles, und über allem lag ein Hauch von Hoffnung. In einem prächtigen Peik von ziegelroter Farbe, der mit einem schwefelgelben, dreifingerbreiten Band besetzt war, lief das alte Mädchen herum. Die drei tiefen, scharfen Falten, die er hinten von der Taille bis zur Kante hatte, standen so gerade, daß es eine Freude war, und auf dem kleinen, alten Köpfchen hatte sie den sonntäglichen Nösdock; ein Tuch war es von bunten Farben, in das eine Einlage von Watte gewickelt war, und das turbanartig um das Haupt geschlungen wurde. An der linken Schläfe war's in eine große, runde Schleife geknüpft, von der die beiden Zipfel, mit Fransen besetzt, lang herabhingen. Gewiß hatte Amke einmal sehr hübsch in ihrem Sonntagsstaat ausgesehen. Aber jetzt blickte das verrunzelte, braune Gesichtchen wehmütig und lächerlich unter seinem Schmuck hervor.

Hundertmal lief Amke in dieser Zeit hinaus auf die Kirchstraße, nach dem Reckwai hin bis zum Falm — — hatte die Hände schirmend über die Augen gelegt und sah wie die Männer über das Meer, als wenn sie den Liebsten noch immer erwartete. Der letzte furchtbare Abschluß ihres Glückes war aus ihrem Gedächtnis entschwunden. Sie hoffte. Jedes Frühjahr hoffte sie, daß er wiederkam zu ihr. Sie schmückte ihr Häuschen und schmückte sich selbst — er mußte doch kommen! Und wenn sie einer Nachbarin begegnete, lachte sie ihr fröhlich zu

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

— Hochzeit! Und Dulke Ölrichs hatte ein mitleidiges Lächeln — du arme Dearn! Und Wibke Nansen nickte ihr zu — wir haben das anders gehalten. Und Perke Thaten lachte — ich hätte ihm das Ausfahren schon verboten. Und auch die anderen sagten das und hatten sicher recht.

Draußen wehte der Südwest, leise rieselte der Regen, dumpf rollten die Wogen gegen den Felsen — das war damals auch so gewesen, als ihr Schatz hinausfuhr —

Amke setzte sich auf ihre Brautkiste — schloß die Augen — lauschte mit einem Lächeln auf den schmalen Lippen, als wenn sie wartete, und hörte deutlich, ganz deutlich das dumpfe Klopfen in den Wänden.

Mit gefalteten Händen saß sie; wartend — hoffend — bald wird er die Tür aufreißen. Bald wird er mit ihr auf der Truhe sitzen. Einen silbernen Ring gab er ihr. Und im Muschelkasten liegt das silberne Hatje —

Aber das Klopfen! Aber das dumpfe Klopfen hinter der Schlafkoje —

Sie hielt sich die Ohren zu. Wie ein Späuk war das ja — —

Mit Stocklaternen liefen draußen Burschen und Frauen und Knaben — die Lotsen hatten keine Zeit heute für die Vögel. Mußten am Falm ins Wetter sehen. Lustige Rufe und Lachen erschollen — aber niemand dachte an Amke Siemens. Niemand kam mit raschen, festen Schritten die Straße herauf; niemand klopfte mit leisem Finger ans kleine Fenster —

Als der Wind lauter heulte und im Ofenrohr jammervoll klagte, hielt es Amke nicht länger aus. Lauter Stimmen waren es um sie herum. Klagten, wimmerten, flehten — waren denn Tote lebendig geworden? Wisperten und flüsterten, schleiften mit müden Schritten vor der Tür, verweilten im Tål und schlichen wieder hinaus — blickten nicht hohle Augen durch das Fenster? Klopfte es nicht mit harten Knochenfingern? Wehte nicht ein feiner Hauch hinein wie ein schwerer Seufzer? Und in den Wänden das Klopfen, das dumpfe lärmende Klopfen —

Und plötzlich sprang Amke auf. Wollte nicht die Nacht allein sein. Wollte einen Menschen sehen mit warmem Herzblut, wollte eine junge, ruhige Stimme hören, wollte zu Jab Andrésen, wie sie es immer tat, wenn Grauen sie packte und Entsetzen.

Hinrich Haas ging draußen mit seiner Rassel vorbei und meldete die zehnte Stunde mit langgezogener, aufdringlicher Stimme: Tein es de Klo—o—o—ock —

Mit zitternden Händen griff Amke nach ihrem Skort, schlug das untere Ende über den Kopf, hielt es unter dem Kinn zusammen und trippelte auf ihren Klotzen hinaus in den Regen. Die Tür klinkte sie ein. Wer kein Geld in der Truhe hatte und keine Reichtümer, brauchte auch kein Schloß.

Ach, wie aufgeweicht der Weg war! Amke blieb einigemal mit den Klotzen stecken. Aber sie eilte vorwärts — eine innere Angst trieb sie — schnell, schnell — klitsch, klatsch — klipp, klapp — — durch die aufgeweichte Straße zur Treppe —

Wie gejagt lief das alte Weibchen vorwärts.

Schafe standen vor den Türen, scharrten gierig im Boden, suchten mit leisem, wehmütigem Blöken nach Kartoffelschalen, die die Armen, die keine Schafe besaßen, vor die Tür warfen. Ach, was waren es für armselige, schmutzige, ausgehungerte Tiere! Es gab viele, die gierig an Fischgräten nagten oder an Netzstücken, um ihre Zähne an irgend etwas zu wetzen. Es gab viele, die sich hinter der Haustür verkrochen und neben dem Kater erschöpft kauerten, um sich vor Sturm und Wetter zu schützen. Es gab viele, die wie ein Hund den Abfall durchschnupperten —

Amke stolperte und griff gerade in die nasse, zottige Wolle — mit einem Schrei fuhr sie zurück und lief weiter. Blökend folgte das Schaf einige Schritte, blieb stehen und fing wieder an zu scharren — zu suchen —

Und unaufhörlich fiel der Regen, dumpf schlugen die Wogen gegen den Felsen, und der Wind wurde klagender —

Am Falm stand Hauptmann Rose. Die kurzen, energischen Beine auswärts, als inspiziere er sein Regiment Hollunners, die Fäuste in den Hüften. Er wartete. Hatte einen roten, heißen Kopf. Baron Thielen hatte von Thora gesprochen, hatte ihm seine Besorgnisse mitgeteilt — hatte ihn gebeten, sieh, wo sie ist. Eine verliebte Frau ist unzurechnungsfähig. Es nahm den Hauptmann die Fassung. Einer Frau sollte er nachspüren! Er sollte einer Frau nachspüren! Thora war für ihn eine Göttin. Er betete sie an mit der Überzeugung, daß Erhörung ausgeschlossen war. Wie hätte auch eine Frau, eine so schöne Frau auf den kleinen verbannten Hauptmann achten können! Aber nachspüren konnte er nicht, und wenn es seine Seligkeit gekostet hätte. Im Regen stand er und wartete. Wenn sie kam, wollte er ihr stiller Ritter sein.

Wie die Klotzen auf der nassen Holztreppe klapperten.

Eine zunehmende Angst krallte sich in ihr Herz. Das alte Mädchen floh vor irgend etwas Schrecklichem — was war es nur? Was war es, das sie mit unheimlichen Augen anstierte? Und in ihrer Angst bewegte sie die Lippen zu Ralf Jensens Gesang —

De Watermöl tho Husum brenneden wie af,
Dar verworven wi Prys und Ere;
De Karken tho Mildstede brenneden wi af,
Dat vergawe uns Gott der Herre —

Und sie schwieg wieder. Drückte sich am Pottchen vorbei, huschte am Schutzengel vorüber und bog in den Seilerweg ein —

Wie das Meer heulte! Auf dem Vorland klang es wie ununterbrochenes Donnern, wie dumpfe Schläge. Salziger Wasserstaub flog durch die Luft, netzte Amkes Lippen, feuchtete ihr Gesicht. Sie dachte — harte See ist es! Aber versuchte umsonst, ihre zerrissenen Gedanken zusammenzubringen. Wie Sturmvögel flatterten sie in ihrem armen Hirn. Und nur die Angst wurde immer größer —

Wie rollte die See so hart, als er Abschied nahm —

Sie lauschte in die Nacht — und betete, wie ihr Vater, ihr Bruder das getan, wenn sie das Haus verließen! — „Uns Herrgott help us met Glück na us Lieben hen t' Hûs!" Wie ein Stammeln war es. Und angstvoll sah sie um sich — kam da nicht Unheimliches auf sie zu?

Vorwärts! Vorwärts!

Bei Andrésen brannte noch Licht. Wie erlöst sah

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie's. Lief über den Zimmerplatz zur Haustür — und schöpfte tief, tief Atem, als wäre jetzt alles gut. Andrésen mußte helfen. Klug war er und gut. Er sollte Ralf sagen, daß man nicht hinausfahren soll, wenn es so hart bläst.

Leise, ganz leise öffnete sie die Tür — und blieb wie versteinert stehen. Blieb atemlos stehen —

Erinnerte sie sich plötzlich der fernen Vergangenheit? Wurden die wirren Gedanken in ihrem armen Kopf klar?

Auf einem der hohen, grünbezogenen Stühle saß Thora, hatte sich tief herabgebeugt zu einem Mann, der vor ihr auf dem Boden kniete und sie umschlungen hielt. Ihre Arme umspannten seinen Hals. Und sie küßten sich. Hatten drüber die Welt vergessen. Hielten sich umschlungen, als wollten sie nie wieder voneinander — —

Jab Andrésen ist's, dachte Amke.

Und sah und sah — konnte den Blick nicht wenden von diesem seligen Sichselbstvergessen —

Bis plötzlich ein leises Schamgefühl in ihr erwachte. Bis sie empfand, daß es furchtbar wäre, wenn man sie hier entdeckte.

Und langsam ging sie wieder zurück, ganz unhörbar, mit zitternden Knien. Die zahnlosen Kiefer schlugen aufeinander vor Erregung, die Kehle war zugeschnürt, als müsse sie ersticken —

Wie die sich liebhatten!

Sie stand wieder vor der Tür — stand davor mit wild schlagendem Herzen. Das Paradies hatte sie da drin gesehen — in das sie nimmer eintreten sollte —

Wie die sich liebhatten!

Einmal hatte sie auch einer so liebgehabt! Und sie hatten sich geküßt — — auf der Truhe saß er und hielt sie auf dem Schoß. Wie wild er war und wie heiß seine Küsse! Wo war er doch? War gegangen und nicht wiedergekommen —

Brüllend schlugen die Wogen aufs Vorland.

War gegangen und nicht wiedergekommen.

Mit hängenden Armen stand sie da. Der Skort war von dem bunten Nösdock gerutscht, und der sprühende Regen schlug ihr in das erstarrte Gesicht. Sie fühlte es nicht. War vierzig Jahre zurück in ihren Gedanken; sah den Liebsten vor sich, wie sie eben Jab Andrésen gesehen hatte —

Morgen machen wir Hochzeit, sagte der Liebste, und war gegangen — —

Ach, niemals machten sie Hochzeit.

Weinte sie? Nein. Das hatte sie verlernt. Seit ihrer Jugend hatte sie nicht mehr weinen können. Das eine furchtbare Erlebnis hatte für ihr ganzes Leben die Tränen erstarren machen. Aber der alte Kopf wackelte hin und her, und noch bewegten sich die Kiefer, und die fleischlosen Finger griffen in die Luft —

Wie hatten sie sich liebgehabt! Wie kann das Schicksal so grausam sein, daß es einem armen Menschen das Liebste nimmt, was er hat? Kann das in dem heiligen Land geschehen?

Mit zitternder Hand strich sie eine graue Haarsträhne unter das Nösdock — und sang wieder mit zuckenden Lippen und diesem kümmerlichen, schluchzenden Stimmchen: „De Karken von Mildstede brenneden wi af." Und trippelte in den Regen. In unerreichbarer Ferne lag das verlorene Paradies —

Aber die Angst folgte ihr. Sie wußte sich ja kaum zu fassen vor Angst, lief vorwärts bis zum Strand — weit hinauf waren die Boote gezogen — aber das Meer leckte hinauf, gierig, unersättlich, war ein gefräßiges Ungetüm, war der uralte Feind der Insel, war Amke Siemens' grausamer Feind.

Und Amke Siemens starrte aus entsetzten Augen auf die dunkle Wand in der Brandung —

Sie verstand auf einmal das Wimmern in den Lüften und verstand auf einmal das Klagen und Stöhnen — aus dem Kirchhof von Helgoland, von diesem grausigen Totenfeld kamen die wimmernden Stimmen — da unten auf dem Grunde regte sich's, wenn das Meer so brüllte.

Da unten wurden fixe Bursche aus ihrem langen Schlummer erweckt, wenn die Wogen über ihnen sich wälzten. Und sie klagten um ihr junges Leben, wimmerten aus ihrem nassen Bett heraus nach der Liebsten Arme, die sie wärmen sollten, riefen nach der Mutter, die in sorgender Liebe die Kalten, Blutlosen mit ihrem Herzblut wärmen sollte. Ach, wie viele Mütter hätten ihr Herzblut gegeben, wenn sie den jungen Burschen da unten Leben hätten einhauchen können!

De Karken von Mildstede brenneden wi af —
Dat vergawe uns Gott der Herre — —

Weinerlich sagte sie's. Als wenn es der einzige Ausdruck für ihr Grauen war. Der Wind hatte das Nösdock halb von ihrem Kopf gerissen. Der Peik flatterte um ihren Körper, der faltige Skort wehte gespenstisch.

De Karken von Mildstede brenneden wie af — —

Auf einmal war es ihr, als leckten die tausend Zungen nach ihr, als sei die ungeheure Gewalt des wütenden Meeres um ihretwegen lebendig geworden. Gerade auf sie zu stürmten die Wogen — die Toten ritten drauf mit wehenden Leichentüchern, die Toten stießen die gellenden Schreie aus, die die Lüfte zerrissen, sie peitschten mit knochigen Schenkeln der Wogen schäumende Flanken, sie reckten mit trostlosen Gebärden die Knochenarme gegen den Felsen — in wütendem Verlangen — in brünstigem Flehen — und fluchend — fluchend!

Da stieß Amke einen gellenden Schrei aus und stürzte stolpernd, in unendlichem Grauen, vom Strand zurück in den Schutz der Häuser — zurück, zurück unter Menschen! In die Wärme zurück — — sie wollte nicht hinunter in das nasse Bett! Wollte nicht der Toten klapperndes Gebein mehr hören, wollte nicht in ihre tötende Umarmung —

Aber zum erstenmal hatte sie auf ihrem Lunn den Weg verloren, irrte sie, von wahnsinnigem Schrecken gepeitscht, an der alten englischen Börse entlang, die gespenstisch wie brütend am Weg hockte, suchte sie nach einem Menschen, an dessen warmer Hand sie die Heimat finden konnte —

De Karken von Mildstede brenneden wi af —
Dat vergawe uns Gott der Herre — —

So fand sie Katje Petersen.

Generated on 2019-06-06 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

Aber nicht nur Amke lief in dieser Nacht, die dem Sturm vorausging, ruhelos über die Insel.

Wentje Botters hatte sich zeitig ins Bett gelegt, in hellem Ärger über Bad. Da klagt er über seine Schmerzen in den Gliedern, über das Zwicken im Rücken, stöhnt, daß er nicht gerade gehen kann — und humpelt in dem Wetter, das er nun doch mal nicht vertragen kann, an den Falm! Das ist doch wie eine Döllheit! Das war ja wie eine Unruhe in ihm! Das war ja wie eine Angst! Man sagt: geh nicht in den Regen. Er hört nicht. Man sagt: Jasper ist draußen, da hat es keine Not mit dir — er hört nicht. Da steckt man seine steifen Arme durch die Ärmellöcher — kaum kriegt er sie hinein, so steif sind sie — und knotet ihm das Tuch fest um den faltigen Hals und drückt ihm die wollene Mütze auf den Kopf und läßt ihn gehen —

In hellem Ärger lag Wentje in der Schlafkoje. Die bunten Kattunvorhänge waren weit zurückgeschlagen, damit Bad es nachher einfach hatte mit dem Hineinsteigen. Aus den hochgetürmten Betten in rotgewürfelten Bezügen sah Wentjes altes, verrunzeltes Gesichtchen hervor. Eine Schiffslaterne warf ihr kümmerliches Licht gerade auf sie. Sie hatte eine Nachthaube auf dem Kopf. Aber wie sie so in stiller Wut dalag, gab es nichts von Frieden auf ihrem Gesicht. Mit bösen Augen sah sie gerade vor sich in die Dunkelheit — klagend schlich der Wind ums Haus. Klagend fegte er durch den Schornstein, der die eine Wand der Koje bildete — Wentje war seit Jahren dran gewöhnt, wußte es nicht anders. Aber heute abend dachte sie — darum ist man nun alt geworden! Damit man einsam, ohne eine liebe Hand, in einer engen Koje liegt — darum ist man nun alt geworden — —

Und in ihrem alten Herzen war's wie eine Sehnsucht nach Licht und Lachen und einer lieben, warmen Hand. In ihrem alten Herzen weckte der klagende Wind Erinnerungen —

Sie sah in die Dunkelheit. Bitter weh war ihr ums Herz. Und nun lief Bad auch noch im Regen an den Falm!

Und auf einmal — —

Auf einmal stierte Wentje geradeaus — und der Herzschlag setzte aus — und ein Grausen kam über sie, daß es ihr den Atem verschlug — eiskalt lief es ihr den Rücken hinunter. Eiskalt packte sie's im Nacken — die Finger spreizten sich auf der Decke — der Mund öffnete sich weit, als wenn sie schreien wollte —

Gerade ihr gegenüber saß ein Licht. Gerade ihr gegenüber saß das Totenlicht.

Sie wollte schreien. Einen Namen wollte sie rufen — „Jasper" wollte sie rufen. Aber sie konnte nicht. Wie gelähmt stierte sie auf das grausige Ding —

Still, unheimlich, in mattem Schein, so entsetzlich glanzlos saß das Totenlicht ihr gegenüber —

Klagend strich der Wind ums Haus, rüttelte an der Luke, machte, daß die Laterne langsam sich bewegte.

In gelblichem Nebel ein armes, trauriges Seelchen — so hockte drüben das Totenlicht.

Wie lange? —

So lange, bis Wentje wußte — bis sie an dem brennenden Schmerz in ihrer Brust wußte, daß Furchtbares auf sie wartete, dem sie nicht ausweichen konnte, dem sie ihr Liebstes geben mußte, daß mit schweigender Unerbittlichkeit das Verhängnis auf sie zuschritt — —

Da wollte sie schreien —

Ihr Kopf fiel zur Seite — —

Hinrich Haas kündete die zwölfte Stunde und sah Bad Botters mühsam gegen den Sturm ankämpfen, half ihm gutmütig ins Haus, rasselte noch einmal und wiederholte seine ernste Mahnung: Twelw es de Klo—o—o—ock!

Was war's für eine Mühe, bis der alte Lotse die Treppe hinaufkam! Schmal und steil war sie wie eine Schiffsleiter, fast kroch er hinauf und freute sich doch, daß sie so steil und schmal war —eine Erinnerung war's an die Schaluppe. Ganz naß ist man vom Sprühregen und von den Seen, man hat so eine Sehnsucht nach Wärme und Trockenheit, kriecht in den Frenner und wirft ein Stück Torf in den Windofen. Wie es aufflackert! Wie es knistert! Ein warmes, lustiges Feuer ist da — und rings brausende See.

Mühsam kroch er hinauf — wie steif die alten Glieder waren —

Und da war etwas, was in all den Jahren nicht vorgekommen und was ihm verwunderlich schien — Wentje kam ihm nicht entgegen, half ihm nicht die letzten Stufen hinauf, hatte kein scheltendes Wort für ihn — ja, wie das doch verwunderlich war!

„Gudd Dai!" sagte er, nur um was zu sagen.

Keine Antwort. Nur undeutliche Töne — heisere, undeutliche Töne —

Da wurde ihm doch merkwürdig zumut. Er nahm die Laterne und leuchtete ihr ins Gesicht —

In entsetzte Augen sah er. Der herabhängende Unterkiefer bewegte sich — die dumpfen, qualvoll herausgestoßenen Laute sagten ihm, daß das nun eingetreten war wie damals bei Meike Lorenzen —

Nun wäre das gut, wenn ein Arzt da wäre, dachte er. Aber der letzte war davongegangen, weil niemand ihn bezahlte.

Die Laterne zitterte in seiner Hand —

Es war doch eigenartig, daß er nun mal da vor ihrem Bett stand, und daß sie nichts sagen konnte. Das war das erstemal in ihrer Ehe. Solange er sich entsann, hatte sie tüchtig gescholten, wenn er spät kam. Gewöhnlich kam er dann aus dem Pottchen oder dem Schutzengel. Und sie hörte nicht eher auf, als bis er anfing zu schnarchen. Das war so ein heimliches Mittel von ihm. Und immer wieder hatte er eine innerliche Freude, wenn seine List ihr den Mund verschloß. Er hatte eine ordentliche Kunst im Schnarchen gewonnen. Und nun sagte sie nichts!

Er dachte — Meike Lorenzen bekam Schröpfköpfe, und eine heitere Gesinnung sollten sie ihr beibringen, und dann war's auch ganz gut gegangen. Denn Hinrich Lorenzen war ein natürlicher Spaßmacher, und der Barbier wohnte gegenüber. Das war alles leicht. Aber welchen Spaß sollte er ihr wohl vormachen? Das wäre die Hauptsache gewesen, hatte Hinrich gesagt — —

Nun hätte er fragen können, erzählen können, aber wenn man seit Jahren so ein schweigsames Leben

Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geführt hat, wollen die Worte nicht auf die Lippen. Was erlebte er alles in seinen Gedanken, wenn er auf der Truhe saß! Was dachte er alles! Und weil er so ungeheuer viel erlebte und durchlebte, hatte er gar nicht gemerkt, wie stumm und still die Welt um ihn geworden war! Manchmal hatte es ihn gestört, wenn Wentje mit ihrer keifenden Stimme ihn aus einer Erinnerung riß — manchmal hatte er sich gewundert, wenn sie mit ihm sprach, als kämen ihre Worte aus einer Welt, die ihn gar nichts anging —

Und nun konnte sie nichts sagen!

Er schüttelte den Kopf mit einer hilflosen Bewegung und stellte die Laterne wieder auf das Sims. Bis Jasper kam, mußten sie warten. Wo sollte er den Barbier jetzt finden! Vielleicht fing er Lerchen, vielleicht war er am Falm —

Wentjes qualvolle, entsetzte Augen folgten ihm —

Bad setzte sich auf die Truhe, zusammengekrümmt, und Wentje dachte verzweifelt: Nun sitzt er in dem nassen Zeug! Er kann ja das nasse Zeug nicht allein vom Leibe kriegen! Sie versuchte zu sprechen, nichts als ein Lallen kam — wenn es ihn nun traf? Wenn das Totenlicht ihm galt? Ihre Augen wichen nicht von ihm.

Und er dachte, ob es denn nichts gäbe, um sie heiter zu stimmen, und auch er sah sie an —

Und langsam ging er in seiner Erinnerung rückwärts. Überlegte, was ihr wohl Freude gemacht hatte in ihrem langen Leben. Wann sie gelacht hatte in ihrem langen Leben.

Er war selbst erstaunt, daß es so schwer für ihn war, sich darauf zu besinnen! Da lebt man zusammen und achtet so wenig auf den andern — das sollte nicht sein, dachte der alte Lotse, so etwas sollte nicht sein —

Und dieses Grübeln führte ihn zu dem Wind, der immer stärker blies. Jetzt brauste er schon die Straße hinauf und hinunter. Wie ein Lachen klang es. Ja — es klang wie ein Lachen. Ob sie das auch so empfand? Ob sie das auch so hörte? Einmal hatte er mit ihr darüber gesprochen — wie lange war das her! Ob sie daran vielleicht dachte? Wie jung sie damals waren und wie übermütig! Wie stark er doch gewesen! Hatte sie mit diesen selben Armen hochgehoben, und sie hatte gejauchzt und gelacht. War so jung gewesen! Ach, so jung! Sie hatte die neue Haube auf dem blonden Haar, die er ihr geschenkt. Die schönste Bindelhüll, die es auf der Insel gab. Das ganze Lunn lief zusammen, um die Spitzen zu sehen. Und sie lachte! Ach, wie hatte sie gelacht! —

Das sollte doch etwas Erheiterndes, etwas Lustiges sein, dachte der Alte.

Ihm hatte sie in ihrem Übermut die Haube aufgesetzt und war mit ihm herumgetanzt, sollte das nichts Erheiterndes sein?

Aber er konnte es nicht erzählen! Er war des Sprechens mit ihr ungewohnt! Da kam ihm ein prächtiger Gedanke. Mühselig erhob er sich von seinem Sitz, holte die Schlüssel zur Truhe vom Sims, wodurch er Wentje in maßlose Erregung versetzte, und öffnete nach unendlichen Schwierigkeiten die alte Truhe. Laut kreischte der Deckel in den rostigen Angeln, mit unsicheren Händen suchte und tastete er herum, und Wentje sah außer sich vor Zorn, wie er in dem guten Sonntagstaat herumwühlte. Wie ging der Mann mit ihrer Putzkapp um! Was hat der Mann mit ihrem Skoldock zu tun! Das kann doch nicht angehen, daß er die gute Bettwäsche mit den Spitzen, die noch vom Hochzeitsbett stammte, auseinanderreißt und den guten seidenen Skort darunterstopft, als wär's ein altes Segel, das er in den Kielraum stopft.

Ja, sie platzte fast vor Wut, Bad aber, der arme Teufel, wurde beim Anschauen der Herrlichkeiten ganz gefühlvoll! Langsam, ganz langsam stieg aus dem grauen Alltag eines langen Lebens etwas auf, das in den Sorgen, im Kampf des täglichen Lebens lange erstorben schien. Da klapperte Jaspers erster Klotzen — lieber Gott, war das eine Freude mit dem Jungen! Da war seine erste Tasse, die er ihm aus Amsterdam mitgebracht hatte, braunes Porzellan war's, und der Junge hatte hineingebissen. Da waren seine guten ersten Seemannshosen, die er nie tragen durfte, damit sie geschont blieben, und die auseinanderklafften, als Mutter sie endlich herausgab. So deutlich sah er Jaspers Grinsen — so deutlich erinnerte er sich auf einmal, wie schnell er aus der Tür gekommen, als er Wentjes Augen sah! Und seines Vaters Lotsenzeichen war da und die erste Pfeife, die sein Vater ihm geschenkt, deren Kopf zur Erde fiel und zersprang, als er hörte, daß er Vater eines gesunden Jungen war!

Lieber Gott — welches Leben barg die alte Truhe! Wie hatte Wentje nur so viel Leben in einem so dunklen Kasten verschließen können!

Und der alte Lotse starrte hinein wie in ein Wunderland! Daß Wentje ihm das nie gezeigt hatte! Sie hätten sich an die Truhe setzen und die Schätze ihres Lebens genießen können. Lauter Sonnenschein und Vogelgezwitscher war da drin.

Und da war die schöne Bindelhüll.

Wenn Wentje jetzt aus dem Bett hätte aufstehen können, wäre sie ihm sicher an den Hals gesprungen, in so maßlosen Zorn geriet sie, als er sie herausnahm, sich auf den Kopf stülpte, die Truhe wieder schloß und sich oben drauf setzte. Der Mann war ja wie unklug! Nur um sie zu ärgern, tat er das! Weil sie sich nicht bewegen konnte! So ein Heimlicher war das! Sollte man das für möglich halten! Das ist ja schon eine Döllheit! Sie kochte vor Wut! Und dann hatte er sie noch verkehrt auf, und die schöne Spitze war an der einen Seite umgebogen und zerknüllt — ja, sie meinte ersticken zu müssen vor Wut!

Und unterdessen saß Bad still und andächtig auf der Truhe, sah seine kranke Frau vielsagend an, fest überzeugt, daß in ihr die Erinnerung an jene glückliche Stunde erwachte. Er versenkte sich in die Erinnerung und hätte die Hände falten können — so war ihm das. Aber er kriegte sie so schwer zusammen wegen der vielen Jacken. Er hätte gern irgend etwas gesagt, sie an einen Vorgang erinnert — die Bilder der glücklichen, ach, so glücklichen Zeit glitten an seinem Geist vorüber wie Segel am Horizont, auf die blendender Sonnenschein fällt. Vor Wut klappte Wentjes Unterkiefer auf und zu, und sie stieß un-

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

artikulierte Laute aus, die ihm wieder etwas ins Gedächtnis zurückriefen. Und er nickte ihr zu — weißt noch? Auf dem Springhaus und nachher in den Dünen?

Da kriegte Wentje ihren zweiten Anfall.

Aber Bad wußte das nicht und blieb andächtig vor ihr sitzen, damit sie ihre Freude an ihm hätte! Draußen heulte der Wind die Straße hinauf und hinunter, draußen donnerte das Meer gegen den Felsen, draußen war die Luft erfüllt von klagenden, wimmernden Stimmen, aber es war dem alten Seemann gerade recht. Die große Feierstunde seines Lebens erlebte er, träumte, daß er in der engen Koje seiner Schnigge saß, das grüne Licht der Steuerbordlaterne fiel gerade hinein. Träumte, daß es hart wehte, aber das heilige Land seiner Hoffnung erhob sich dicht vor ihm. Träumte, daß er mit dem Kiker scharf Auslug hielt nach dem Falm — ein lachendes, blondes Weib harrte da oben seiner — ein jauchzendes Kind streckte sehnsüchtig seine Ärmchen ihm entgegen — seinem lachenden Glück fuhr er entgegen, sein lachendes Glück grüßte er mit Augen und Mund — sein lachendes Glück auf dem heiligen Land —

Ein Spritzer traf seine Augen, träumte er; und er wischte mit der Hand drüber hin. Und auch jetzt wollte die gichtige, zitternde Hand an die Augen fahren, aber sie sank zurück —

Die Feierstunde seines Lebens war die Nacht, da sein Weib gelähmt wurde. Seines Lebens Feierstunde, da das Totenlicht auf seinem Bett erschien, in gelblichem Nebel wie ein armes, banges Seelchen.

(Fortsetzung folgt.)

Frische Speise.

Von Dr. A. Guthmann.

Im tierischen Körper geschieht die Erzeugung von Wärme und Arbeit auf Kosten von Körpergewebe, das dabei einem langsamen Verbrennungsprozeß unterliegt. Wer den Verlust an Brennstoff nach seinem Gewicht und seiner chemischen Natur genau ermittelt, kann daraus berechnen, durch eine wie große Einfuhr an bestimmten festen Bestandteilen und Wasser der Verbrauch gedeckt wird. Ein Mensch lebt — bei völliger Entziehung von Nahrung und Wasser — noch 21 bis 22 Tage, ein kräftiger Hund sogar noch vier Wochen. Während dieses Hungerzustandes setzt der Körper, gleich wie mit Verstand begabt, sein Nahrungsbedürfnis auf ein Minimum herab, indem er die Ausgaben sparsam beschränkt. Solch einen Zustand kennen wir bei einer mechanischen Kraftmaschine nicht. Zu den fünf Sinnen gehört der — Geschmack, der für die Ernährungsfrage um so mehr ins Gewicht fällt, je entwickelter ein Geschöpf ist. Schon den verwöhnten Haustieren zeigt sich selten eine eintönige, ihnen mißfällige Speisenfolge bekömmlich. Ueberhaupt hat jedes Tier seinen Geschmack, ohne dessen Befriedigung es nie gedeihen könnte. Selbst die wildeste Bestie will nach ihrer Fasson genießen.

Abgesehen van gewissen Haustieren, deren Lebensart sich durch längere Gewohnheit der menschlichen genähert hat, pflegen die Tiere ausschließlich rohe Stoffe zu konsumieren. Als zum erstenmal der Barbar seine Jagdbeute über glühende Asche legte, handelte es sich um einen jener denkwürdigen Augenblicke, die wir als Marksteine in der Kulturgeschichte der Menschheit ansehen. Die Kochkunst ist, wie es im Ausdruck liegt, etwas Künstliches, nichts Natürliches. Nun steht die Hygiene heute mit Recht auf dem Standpunkt, daß die natürliche Lebensweise bekömmlicher ist als die gekünstelte Art, zu der leider nur allzu oft die Kultur verführte. Ohne die kulturelle wie hygienische Nützlichkeit und Notwendigkeit der Kleidung zu verkennen, kann man doch behaupten, daß die Absperrung des Leibes gegenüber den stoffwechselsteigernden Einflüssen von Luft und Licht zu einer Verschlechterung der menschlichen Konstitution führen mußte. Darum die hohe Bedeutung der neuerdings für Gesunde und Kranke in Schwung gekommenen Luft- und Lichtbäder! Etwas mißtrauisch geworden gegen die Unfehlbarkeit der kulturellen Großtaten, tun wir vielleicht recht daran, mit Rücksicht auf jene Vorstellungen, zu denen uns das Studium eines anderen hygienischen Gebietes verhalf, auch die Kochkunst einer prüfenden Betrachtung zu unterziehen.

Nicht auf Grund irgendwelcher weiser Ueberlegungen ist der Barbar darauf verfallen, die Substanz der Nahrungsstoffe durch Feuer zu verändern. Wie so viele große Entdeckungen, war gewiß auch diese nur ein Spiel des — Zufalls. Ein Stück leicht angebrannten Fleisches entwickelte einen eigenartigen Duft, der den Appetit anregte, indem er die Geruchsnerven wundersam entzückte. Ganz wie es bei der Kaffeebohne der Fall ist, wird der Wohlgeschmack des Fleisches durch Rösten gehoben, da durch die Oxydation die frische Substanz der Rinde in eine aromatische Form übergeführt wird. Noch Anfang vorigen Jahrhunderts wähnte der berühmte Pariser Geschmacksphysiologe Brillat Savarin, daß die ganze Leistung des Feuers mit der Erhöhung des Wohlgeschmacks erfüllt sei. Die moderne Gesundheitspflege erkannte, daß die Wohltat der Flamme sich noch auf ganz andere Gebiete erstreckt. Dadurch, daß das Feuer die chemisch schwer angreifbaren Hüllen der Nahrungstoffe lockert und das Eiweiß gerinnen läßt, ermöglicht sich eine leichtere Verdaulichkeit der Substanzen. Sodann wird eine desinfizierende und parasitentötende Wirkung ausgeübt, die um so tiefer in die Masse hineingreift, je energischer man sie gestaltet. Wenn der Stoff durch Rösten oder Braten zu stark verdörrt oder durch siedendes Wasser zu stark zerkocht und ausgelaugt wird, so macht man allerdings im Gegenteil die Speise — unverdaulicher. Aber das ist ein Kunstfehler, der dem System selbst nicht anhaftet. Doch fragt es sich, ob nicht auch der Frische des Gewebes gute Seiten zukommen mögen.

Von wirklich lebenden Tieren verzehrt man heutzutage nur noch Austern und andere Muschelsorten. Der menschliche Geist ist wahrlich noch nicht in die tiefsten Geheimnisse der Natur gedrungen. Vom Wesen des „Lebens“ wissen wir nur so viel, daß es an einen bestimmten chemischen Zustand der Materie gebunden ist. Ein Körper, dem das Leben entfloh, bleibt in

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bezug auf das Gewicht seiner Masse vollkommen unverändert. Die Eigenschaft seines Gewebes hat aber dabei den größten Unterschied erfahren, den wir uns überhaupt denken können; durch molekulare Umlagerungen in der Materie ist aus dem Lebendigen ein Toter geworden. Nur muß man sich gar nicht einbilden, daß ein Gewebe, das wir nach unserer gewöhnlichen Ausdrucksweise als tot bezeichnen, immer schon tatsächlich abgestorben ist. Das Gewebe eines Kaltblüters kann sich nach dem Tode des Tieres noch wochenlang lebensfähig erhalten; beim Warmblüter währt dieser lebendige Zustand weit kürzere Zeit, aber oft noch stundenlang. Früher schrieb man dem lebenden Gewebe eine Art elektromagnetischer oder galvanischer Kraft zu. Man stellte sich vor, daß ein kräftiger Magnetiseur diesen animalischen Magnetismus durch Willenskraft mittels bloßer Berührung von sich selbst auf eine andere Person überzuleiten vermöchte, und flößte aus dem gleichen Grund lebensfrisches Blut in die Adern eines welken Leibes. Nicht selten begegnet man in der Geschichte der Medizin bei Aerzten und Laien auch dem Versuch, durch die Einführung möglichst lebensfrischer Speise in den Magen eine Steigerung der Lebenskraft bei der betreffenden Person zu erzielen. Noch heute wird gelegentlich die Milch, warm von der Kuh, als besonders heilkräftig empfohlen, und manchem, der Austern schlürft, mag sich instinktiv dem Gefühl inneren Behagens eine ähnliche Empfindung beimischen. Aber die Wissenschaft glaubt nicht mehr, daß sich die Lebenskraft auf irgendeine Art übertragen läßt, am wenigsten würde sie einer solchen Methode bei der Ernährung das Wort reden. Lebende Austern beherbergen zuweilen Typhusbazillen, durch ungekochte Milch kann man zuweilen tuberkulös werden, und frisches Fleisch ist sehr wenig empfehlenswert, beinah ungenießbar, höchstens für die Zähne und Magen der Raubtiere geeignet. Erst durch das sogenannte Abhängen wird das Fleisch mürbe, da durch Milchsäure, die sich mit der Zeit bildet, eine Erweichung der harten Substanz eintritt. Nur der Muskel des gehetzten Wildes wird schneller genießbar, und auch auf mechanischem Weg läßt sich der Prozeß beschleunigen. So legten sich früher die Kroaten ein mit Salz bestreutes frisches Stück Fleisch unter den Sattel, und ähnlich verfahren nach Brillat Savarin die Jäger der Dauphiné. „Die geschossene Baumlerche wird gerupft, mit Pfeffer und Salz bestreut, einige Zeit auf dem Hut getragen und alsdann verzehrt."

Muß die Hygiene auf der einen Seite den Genuß ganz frischen Fleisches widerraten, so stehen auf der anderen Seite dem Verspeisen des zu alten Materials noch ernstere Bedenken entgegen. Zwar kann solch ein Genuß nicht an und für sich widernatürlich genannt werden, da sich viele Raubtiere, Krebse, Fische, Käfer sehr wohl dabei befinden, aber er entspricht im allgemeinen nicht der Natur des Menschen. Bis zu einem gewissen Grad kann auch der Mensch faulige Speise vertragen, da der Salzsäure des Magens eine desinfizierende Kraft innewohnt, aber bei zahlreichen in dieser Beziehung schwach Veranlagten kommt es schon nach Aufnahme der geringsten Quantität derartigen Stoffes zur Reizung der Schleimhäute, zum Magendarmkatarrh. So viel steht jedenfalls fest, daß in faulen Stoffen neben verhältnismäßig unschädlichen Pilzen sehr giftige Bakterien existieren können, die oft heftige Erkrankungen nach sich ziehen und nicht selten tödlich wirken. Die Beschaffung unverdorbener Speise gilt heutzutage ausnahmslos als hygienisches Gebot.

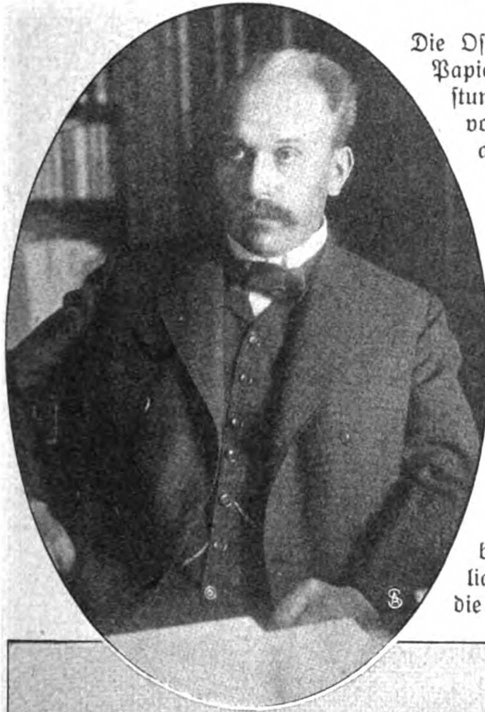
Da oft ein Ueberfluß an frischem Material produziert wird, so muß man schon aus ökonomischen Gründen dieses in unverdorbenen Zustand längere Zeit zu bewahren suchen. Auch sind die Konserven im modernen Leben unter Umständen unentbehrlich. Wir können hier nicht alle alten und neuen Methoden, wie Räuchern, Pökeln, Einsäuern, Einzuckern, Gefrierenlassen usw., beschreiben. Die naturgemäßeste Form der Konservierung scheint darin zu bestehen, daß man die durch Hitze keimfrei gemachten frischen Stoffe in Gläsern oder Büchsen luftdicht verschließt. Ein zu starkes Kochen nimmt ohne Zweifel der Speise ihre Frische und Verdaulichkeit. Diese unerfreuliche Beobachtung hat man neuerdings auch auf dem Gebiet der Säuglingspflege mit der „Kindermilch" gemacht. Nicht selten verfallen durchaus gutgepflegte Säuglinge in einen Krankheitszustand, der sich durch Blutarmut, Zahnfleischentzündung und Knochenschwellungen auszeichnet. Es handelt sich dabei um die Barlowsche Krankheit, eine Form jenes Skorbuts, der früher oft auf Schiffen beobachtet wurde, wo es an frischer Nahrung gebrach. Heutzutage wird der Skorbut auf See dadurch vermieden, daß man neben dem Salzfleisch frische Nahrungsmittel oder gute Konserven genießen läßt. Professor Heubner hat überzeugend dargetan, wie es zu der erwähnten Säuglingskrankheit kommt: Das zu lange Zeit ausgedehnte Kochen der Milch ist daran schuld, besonders wenn es sich um ein Präparat handelt, das bereits in der Molkerei durch ähnliche Behandlung keimfrei gemacht war. Die Abhilfe des Uebelstandes und die Einleitung einer richtigen Ernährung führt zur sichern Heilung. Auch das übertriebene Kochen des Gemüses zeitigt hygienische Nachteile, besonders wenn der ausgekochte Saft kritiklos fortgegossen wird. Auf diese Weise werden viele Salze ausgelaugt, die beim Aufbau des Körpers eine Rolle spielen und für den normalen Verlauf des Stoffwechsels unbedingt nötig sind. Selbst das scheinbar ganz unschädliche Abkochen frischen Wassers, das beste Mittel zur Tötung der darin enthaltenen Krankheitserreger, kann bisweilen eine Lebensweise zu einer unnatürlichen gestalten. Durch das Kochen gehen nämlich chemische Elemente, wie Kalk, Kieselsäure, Fluor, dem Wasser verloren, indem sie sich daraus abscheiden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß eine Person, die stets abgekochtes Trinkwasser genießt, mit der Zeit an den genannten chemischen Bestandteilen Mangel leiden wird, falls sie nicht nebenbei noch frisches Obst, Salate und salzreiche Gemüse konsumiert. Die Zahndegeneration der Kulturvölker, die einer Schwäche des Zahnschmelzes entspringt, wurde von einigen Forschern der erwähnten Mangelhaftigkeit des Trinkwassers zur Last gelegt.

Wenn es nicht gelingt, die genauen Grenzen für unser künstliches Walten festzulegen, so kann auch bei dem kulturellen Segen der Kochkunst das Gute ins Böse verkehrt werden. Aber diese Schranken sind für jeden, der die Sprache der Natur zu deuten versteht, unschwer herauszufinden. Die ärztliche Forschung nach den Krankheitsursachen hat zu sehr wichtigen Entdeckungen auf dem Gebiet der Ernährungslehre verholfen. Die medizinische Wissenschaft erweist der Kochkunst alle Ehre, ja sie preist den hohen Segen dieser Kulturspenderin, aber sie verschließt sich dabei doch nicht der Erkenntnis, daß auch die natürliche Frische von Speise und Trank eine hohe Bedeutung für unsere Gesundheit besitzt.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das neue Posen.

Von Kurt Arnold Schmitten. — Hierzu 10 Spezialaufnahmen für die „Woche".

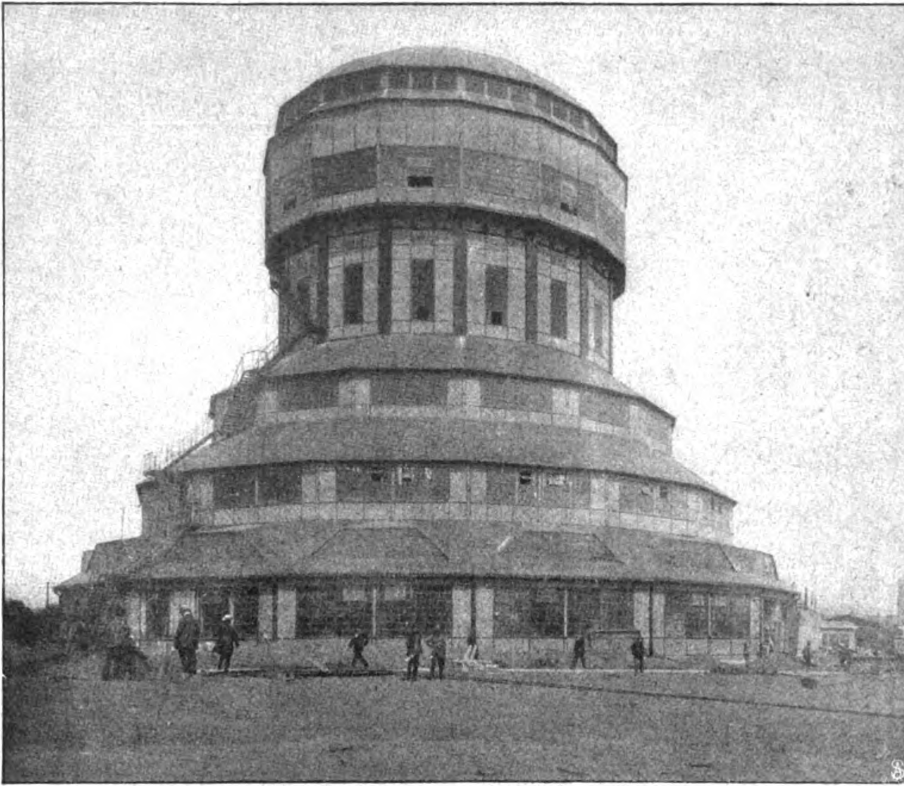


Die Ostmark und ihre Hauptstadt ist in aller Munde; aber das ist eitel Papierweisheit, die wenigsten sind dort gewesen, und das elf Fahrstunden von Berlin entfernte München ist manchem guten Preußen, von den andern deutschen Stämmen ganz zu schweigen, geläufiger als Posen, das von Spreeathen in vier Stunden zu erreichen ist. Das sollten sich die klar machen, die Süd- und Westdeutschland abgegrast haben und im Zweifel sind, wohin sie zu Pfingsten ihre Schritte lenken sollen: die Ostdeutsche Ausstellung, das größte Unternehmen dieser Art, das bisher der deutsche Osten gesehen hat, ist reizvoll genug und gewährt mit dem Stelldichein, das sich Industrie, Gewerbe und Landwirtschaft der fünf östlichen Provinzen Preußens dort geben, einen lehrreichen Einblick in die Entwicklung jener Landesteile. — Wenn wir den Bahnhof verlassen, stehen wir sozusagen schon mit einem Fuß in der Ausstellung: in der nächsten Nachbarschaft ragen Hallen und Türme gen Himmel, und eine Nachbildung des alten Rathauses will besonders in Augenschein genommen sein, denn der Originalbau, unten am Markt im Stadtinnern, harrt wegen seiner gründlichen Auffrischung und Bemalung, mit Holzgerüsten umkleidet, einstweilen fröhlicher Urständ. Gleich beim Eintritt in die Stadt merken wir, daß uns hier durch die öffentlichen Gebäude ein Geschichtsunterricht nach jener Methode erteilt wird, die den Schüler von Sedan und Gravelotte über Leuthen und Roßbach



Das neue und das alte Rathaus. Zwischen beiden die Wache. Oberes Bild: Oberbürgermeister Dr. Wilms.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

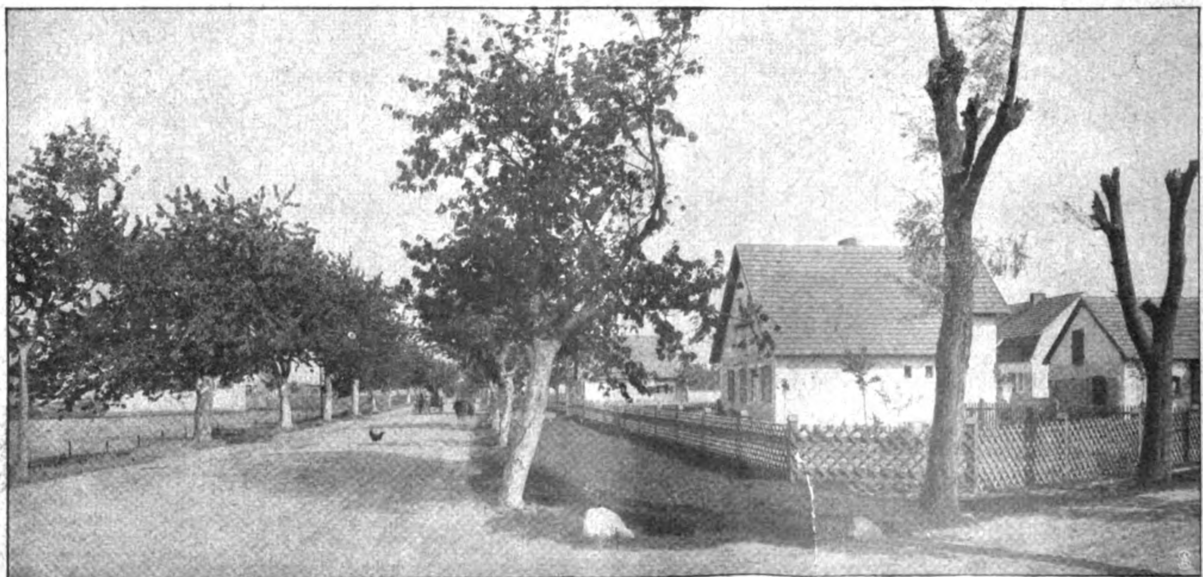


Von der Ausstellung in Posen: Der große Turmbau der Oberschlesischen Eisenindustrie

kommission. Man soll sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, die Kaiserpfalz mit ihrem imposanten Thronsaal, ihren Repräsentationsräumen, dem Rempter und den weiten Wandelgängen kennen zu lernen. Wer vor dem Schloß stehend seinen Blick über die grünen Anlagen und das Bismarckdenkmal inmitten dieser monumentalen Architekturstücke schweifen läßt, ahnt als Fremdling nicht, daß sich an dieser Stelle vor zehn Jahren noch das Berliner Tor, tiefe Gräben, hohe Festungswälle und das Fort Tietzen befunden haben. Nach 1902 begann die Entfestigung, und durch die breiten Promenaden, die „Ringe", und in den Parken wandeln wir auf dem Gelände ehemaliger Festungsglacis. Wer dem Zug dieser Gürtelstraßen folgt und damit Posen, das

zurück nach Mantinea und den Thermopylen führt. Wir befinden uns zwischen lauter Prachtbauten jungen und jüngsten Datums: das Kaiserliche Residenzschloß überragt sie alle, und fast will es scheinen, als ob dieser mächtige Bau das Raiffeisenhaus, die Königliche Akademie, die Paläste der Landschaft und der Oberpostdirektion mit seiner Wucht erdrückt, und im Hintergrund zeigen sich das neue Stadttheater mit seinen klassischen Formen und das kolossale Gebäude der Ansiedlungs-

heißt die alte Festung, umkreist, stößt hier und da, begleitet von landschaftlich anmutigen Bildern, auf Forts wie das Fort Grolman am Markgrafenring, und wenn er auf Entdeckungen erpicht ist, wird er im Norden und Osten wohlerhaltene Tore, Wälle und Schleusen finden, Reste, die bestehen bleiben, während im übrigen ein Kranz vorgeschobener Befestigungskörper die Stadt noch immer als einen starken Waffenplatz erscheinen läßt. Besonders lohnend ist der Besuch des Kernwerks, wozu



Ein Teil der deutschen Ansiedlungen in Schönerhausen.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf der Kommandantur Eintrittskarten zu lösen sind. Zu dieser gelangen wir von der Kaiserpfalz aus, wenn wir der Berliner Straße bis nach dem Wilhelmplatz folgen. Auch hier verläßt uns nicht der Eindruck einer modernen Großstadt. Dieser stattliche, mit Bäumen umsäumte Platz vereinigt die Posener Gesellschaft bei den Klängen der Militärkapelle zu einem Korso, und da merken wir an den weichen slawischen Zisch- und Nasallauten, daß wir







Das neue Stadttheater.

Blick auf den Hafen.

Oberes Bild:
Gebäude der Kgl. Ansiedlungskommission.

uns inmitten einer zweisprachigen Bevölkerung befinden, falls es uns nicht schon vorher die polnischen Ladenaufschriften verraten haben sollten. Unvermerkt sind wir an die Wilhelmstraße gelangt; sie zieht sich vom Priesnitzbrunnen, einer Stiftung des Grafen v. Raczynski, flankiert von der klassisch schönen Raczynskischen Bibliothek und dem Kaiser-Friedrich-Museum, bis zum Generalkommando auf dem Kanonenplatz, schön gepflegt in Blumen- und Baumschmuck. In diesem Museum sind endlich die Kunstschätze der alten Raczynskischen Gemäldesammlung gelandet und legen

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



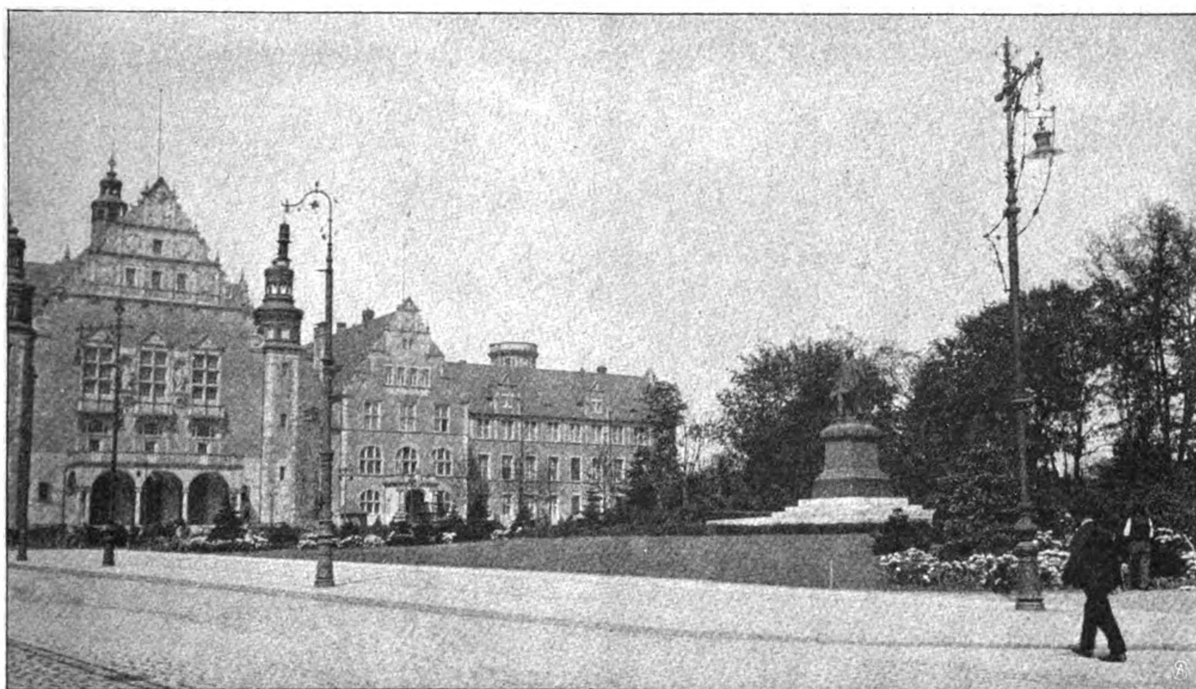
Von der Ostdeutschen Ausstellung in Posen: Die Hauptindustriehalle.

mit Bildern und Skulpturen neuzeitlicher Meister, wie Uhde, Klinger, Böcklin, Leistikow, mit zahlreichen Gipsabgüssen und periodischen Bilderausstellungen Zeugnis für den Kunstsinn der Posener ab. Auch für Heimatkunde, Münzwesen und Archäologie der Landschaft ist gesorgt. Wenden wir uns von der Oberstadt der sogenannten, einst von dem auf dem Schloßberg gelegenen Königsschloß beherrschten — an seiner Stelle erhebt sich jetzt das Staatsarchiv — Altstadt zu, so geraten wir auf den Alten Markt mit dem Rathaus und seiner interessanten Innenarchitektur und dem neuen Stadthaus. Auch hier hat die neue Zeit Einzug gehalten, nur das frühere Dzialynskische Palais und die Hauptwache mit ihrer dorischen Säulenreihe sind Zeugen der polnischen Vergangenheit. Diese offenbart sich uns lebendiger in den zahlreichen katholischen Kirchen, die teilweise zu profanen Zwecken verwendet werden. Die prunkvollste von ihnen ist die Jesuitenkirche; in der Rosenkranzkapelle der Dominikanerkirche rührt eine Grabplatte von Peter Vischer her. Ähnlichen Erzeugnissen der Vischerschen Gießhütte in Nürnberg (es sind auch Hans und Hermann Vischer mit Grabplatten vertreten) begegnen wir im Dom. Ehe wir dorthin gelangen, müssen wir die Warthe auf einer plumpen Eisenbrücke überschreiten und die Eindrücke der Wallischei in uns aufnehmen. Hier weht polnische Luft. Wir empfinden den Abstand zwischen der Kultur der ehemaligen deutschen Kolonialstadt und der polnischen Ansiedlung. Hier spannt der Bauer aus an Markttagen und stärkt sich in den Schnapsschenken zu seinem Geschäft, hier herrscht dann ein bewegtes Leben im Gegensatz zu der Ruhe der zwischen einem Warthevorflutgraben und der Cybina gelagerten Dominsel, wo sich neben dem Dom die augenblicklich verwaiste erzbischöfliche Residenz befindet. Der schlichte Bau des Gotteshauses spricht im Stein und Erz seiner Grabdenkmäler die Sprache der polnischen Geschichte. Dort ruhen die Woiwoden, Erzbischöfe, Bischöfe, Domherren, dort birgt die Goldene Kapelle die Gebeine der beiden ersten Könige Polens, Mieczyslaw I. und Boleslaus Chobrys. Ihre Doppelstatue hat Rauch geschaffen. Wir verlassen den im byzantinischen Stil geschmückten Raum, wo ein Gemälde an Kaiser Ottos III. Wallfahrt nach Gnesen erinnert, und erreichen den letzten Ausläufer der Stadt, die Schrodka, den Sitz



Der Dom in Posen.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Das Akademiegebäude mit dem Bismarckdenkmal.

der ärmsten Bevölkerung, und haben nun die Wahl, durch das Bromberger oder das Warschauer Tor das Weichbild zu verlassen. Das tun wir aber nicht, sondern wenden uns nach dem Alten Markt zurück, um in einer Weinhandlung, im düstern gemütlichen Hinterstübchen, bei einer dickbauchigen Flasche Tokaier (mild, gezehrt) zu überlegen, ob wir den Abend in dem schönen Deutschen Theater oder im Gartenkonzert des prächtigen Posener Zoo verbringen wollen. Wir wählen schließlich den Mittelweg und besuchen die polnische Operette, deren Musik international ebenso verständlich wie ihre Handlung unverständlich ist, denn sonst wäre es keine richtige Operette. Aber morgen wollen wir uns endlich der Ostdeutschen Ausstellung widmen und das Werk bewundern, das den Oberbürgermeister Wilms monatelange Arbeit gekostet hat.

Die Segelsaison beginnt.

Von P. Schreckhaase. — Hierzu 1 Zeichnung und 8 photographische Aufnahmen.

Der erste warme Märztag und ein milder Südwest, der endlich einmal über Flüsse und Seen hinweht, genügen, um sogleich in tausend Herzen die Segelleidenschaft wieder erwachen zu lassen, den unwiderstehlichen Zug zum Wasser. Unter erzwungener Tatenlosigkeit ist die Liebe zum Wassersport den Winter über dennoch nicht gerostet; theoretische Künste, allerlei Pläne für Umbauten und Verbesserungen am geliebten Objekt haben viele Segler dauernd in Atem gehalten. Das Vereinsleben war rege und die Ansichten über die zu erwartenden Neubauten sehr geteilt. Immer wieder hatte man sich die sportlichen Höchstleistungen der verflossenen Saison erzählt, die Kieler Woche war ebenso wie in den früheren Jahren der Glanzpunkt aller seglerischen Veranstaltungen gewesen.

Die Tourensegler, wenig erbaut vom Dichten und Trachten der Regattaleute, hatten teils die stets neuen Reize einsamer, waldumrauschter Gewässer mit Entzücken geschildert, teils hatten sie durch ungewöhnliche Strapazen stürmischer und oft nicht ungefährlicher Wikingerfahrten über die wilde See die Lust des zuhörenden Neulings am Kampf mit diesem Jachtlatein erheblich abgeschwächt. — Ob Neubau oder Kauf, die Frage war ebenfalls für alle, die sich in dieser angenehmen Krise befanden, ganz unerschöpflich. „Toren bauen Jachten, damit kluge Leute sie kaufen", ist der Ausspruch eines englischen Meisterseglers, und in der Tat, so ungemein reizvoll für den Eigner der Augenblick auch sein mag, in dem der neugebaute Renner das erstemal unter seiner Hand die Schwingen entfaltet, er muß dies Gefühl doch teuer bezahlen. Hundertmal war bis ins kleinste das künftige Idealboot konstruiert, von kundigen Freunden gutgeheißen und endlich in Bau gegeben. Und wie oft wird aus dem Wust der Spantenrisse und Sentenschnitte ein Flieger, der den Erwartungen keineswegs entspricht.

Jetzt ist die Zeit gekommen, wo die goldne Praxis wieder beginnt und jedermann eifrig am Werk ist, sein Boot möglichst sauber und tadellos zu Wasser zu bringen.

Die ganz fanatischen Frühsegler, die am liebsten im Februar schon begönnen, haben natürlich die Zeit nicht erwarten können. Dauerregen hat die nasse Farbe

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Hünich.

Die Segeljolle wird instand gesetzt.

Welch Gegensatz hierzu die Mühen und wochenlangen Arbeiten, eine Jacht zu Wasser zu bringen und segelklar zu machen. Fünf Monate hat sie, auf ihrem Kiel stehend, unter dem Schutz eines Bootschuppens oder einer Riesenpersenning an Land zugebracht. In dieser Zeit haben Staub und Schmutz sie in den überempfindlichen Augen des Besitzers absolut unkenntlich gemacht, und die große Generalreinigung muß sich auf jedes Fleckchen binnen- und

ruiniert, unerwarteter Schneefall und Spätfrost dem Deck sehr geschadet, und das Vergnügen wog die Erkältungen nicht ganz auf.

Vorläufig haben die Seglervereine ihre jungen Mitglieder zu mancherlei Verrichtung angestellt, die mit der Kunst des Segelns wenig zu tun hat. Dem wurde ein Topf mit Farbe in die Hand gedrückt, um — das Gartenhaus zu „malen", andere bekamen Spaten, Harke und Gießkanne, um den Vereinsgarten erst mal wieder instand zu bringen, bevor die Arbeit an den Booten beginnt.

Beim kleinen Angelkahn ist diese bald getan: ein paar Hände voll Werg in die klaffende Nähte, dann mit dem Teerquast den Boden über und über bedacht. Ein neuer Anstrich wird dem plumpen Gesellen allenfalls bewilligt, ein paar Arme greifen hilfsbereit mit an, und er schwimmt. — Mehr Mühe macht bereits die Segeljolle, aber auch hier kommt man mit drei Büchsen Bootslack und einigen fleißigen guten Freunden schnell zum erwünschten Ziel.





Phot. Hünich. Phot. A. Renard.

Bei der Toilette des Segelbootes. — Oberes Bild: Der Mast wird gestrichen.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Schwierige Landung.

Originalzeichnung von Herberholz, Düsseldorf.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

außenbords, auf jede Klampe, jeden Block, auf Kojenmatratzen und Kochgeschirre erstrecken, wenn das Fahrzeug wieder betretbar sein, den Namen einer Jacht verdienen und seines Klubstanders sich würdig zeigen soll. — Da sind tausend Ecken und Winkel zu säubern, in



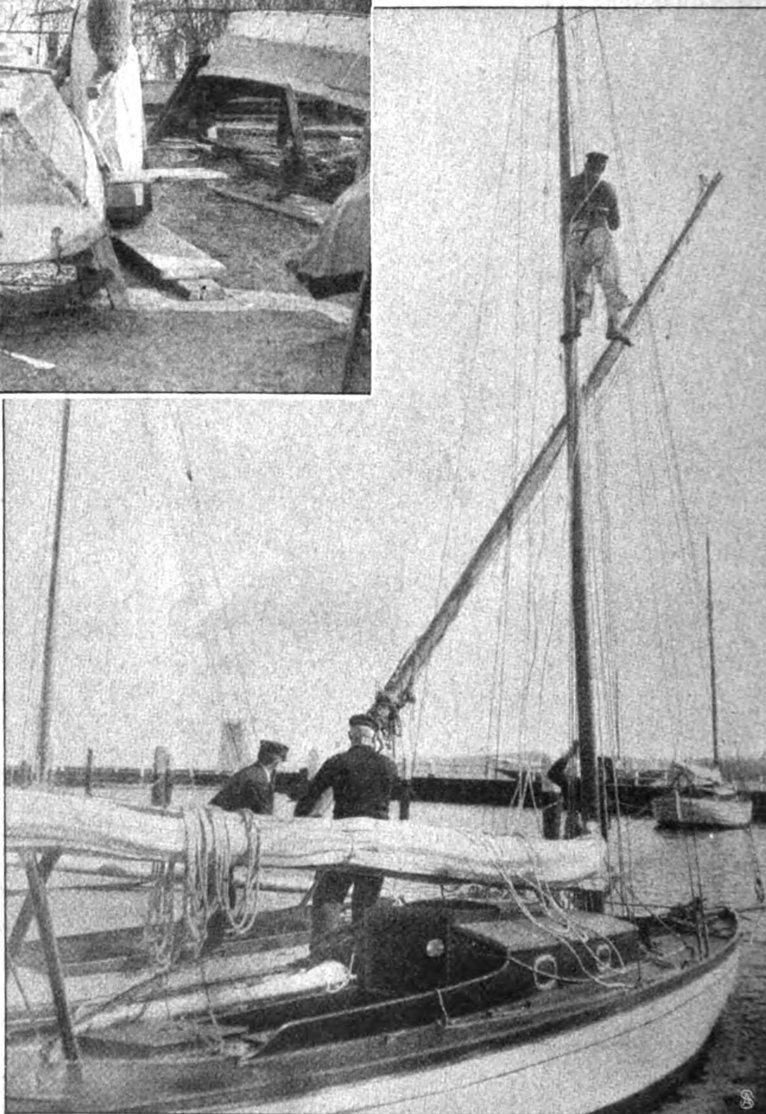
Phot. Hünich.

Beim Flicken des Angelboots.

die man nur mit größter Mühe oder überhaupt nicht gelangen kann, der lose Ballast zu schrubben, Mast, Spieren und Blöcke zu schrapen und zu ölen, Luken und Aufbauten, oft das Deck zu firnissen, zu lackieren, Beschläge zu putzen, der Rumpf zu seifen, zu scheuern und endlich zu malen. Diese zeitraubenden Arbeiten vollziehen sich selten, besonders bezahlten Händen überlassen, mit der dem Segler erwünschten Schnelligkeit. Allerlei Hindernisse, wie nasses, kaltes Wetter oder scheußlicher Staub, den neidische Winde gerade im richtigen Moment auf das nasse strahlende Neuweiß der Segeljacht bliesen, stellen seine Geduld auf eine harte Probe. Die Wochen vergehen im Flug, der Tag des Ansegelns ist in greifbare Nähe gerückt, als endlich doch noch rechtzeitig die nun tatsächlich in bezaubernden Glanz strahlende Jacht vom Hig in ihr Element taucht und an der heimatlichen Boje festmacht.

Und sofort wird auch die längst ventilierte Frage nach Mannschaft und Mitseglern brennend, denn ohne jede Hilfe kann der glückliche Besitzer sein Fahrzeug nicht regieren.

Mancher hat Glück und erwischt eine Perle, aber vielen sind bezahlte Leute verhaßt, die Erfahrungen waren schlecht. Der mit vieler Mühe im letzten Jahr angelernte Wilhelm ist trotz aller Versprechungen zu einem besser zahlenden Sportsmann übergegangen, Fritz und Karl, seine Vorgänger, waren dauernd faul im Putzen und Deckwaschen sowie häufig nicht nüchtern. Da behilft man sich lieber mit guten Freunden, die ja in Hülle und Fülle anfänglich jubelnd zusagten, deren Zahl aber bei den abschreckend schmutzigen Frühjahrsarbeiten sehr zusammenschmolz. Vom Rest zeigt sich nur noch der eine zwar willig, aber zu ungeschickt, der andere ist herrschsüchtig, wirft mit angelernten Kommandos umher und möchte den Eigner spielen, ganz abgesehen davon, daß er jeder wirklichen Arbeit

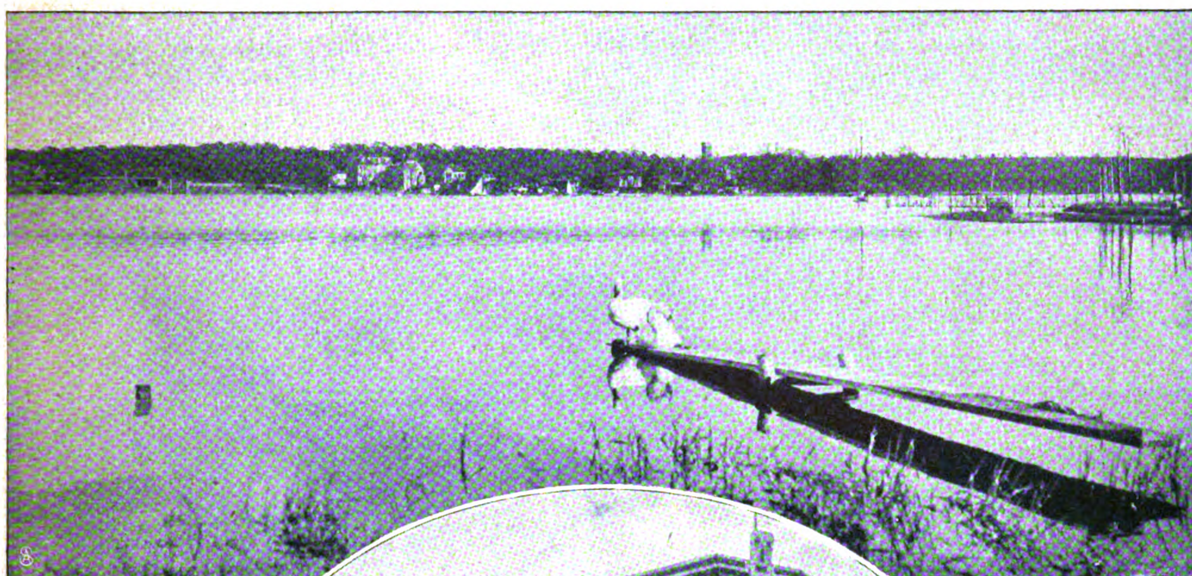


Phot. A. Renard.

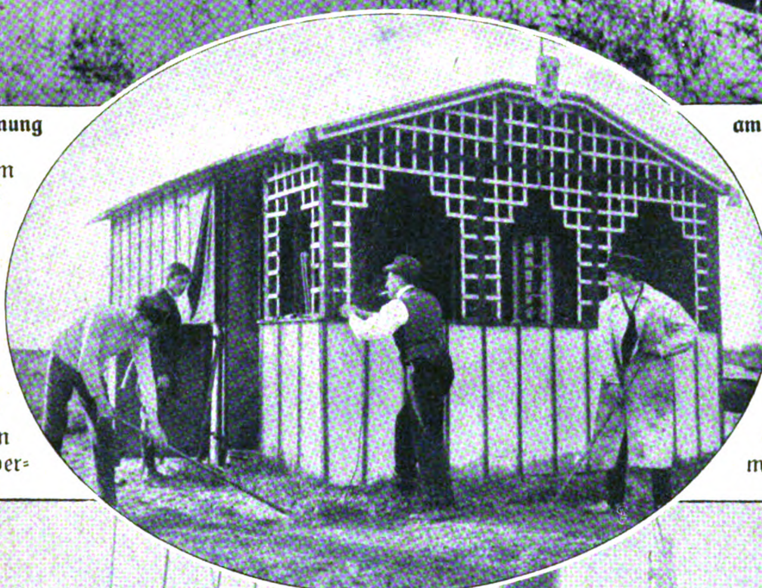
Kurz vor dem Ansegeln.

meisterhaft aus dem Weg zu gehen weiß, ein dritter ist nach einem Renkontre zwischen seinem Kopf und einem Block der Klüverschoot überhaupt nicht mehr zum Wiederkommen zu bewegen, der vierte muß plötzlich nach gründlichem Genuß einer Dauerregenbö doch mehr an seine Gesundheit denken. So sondert

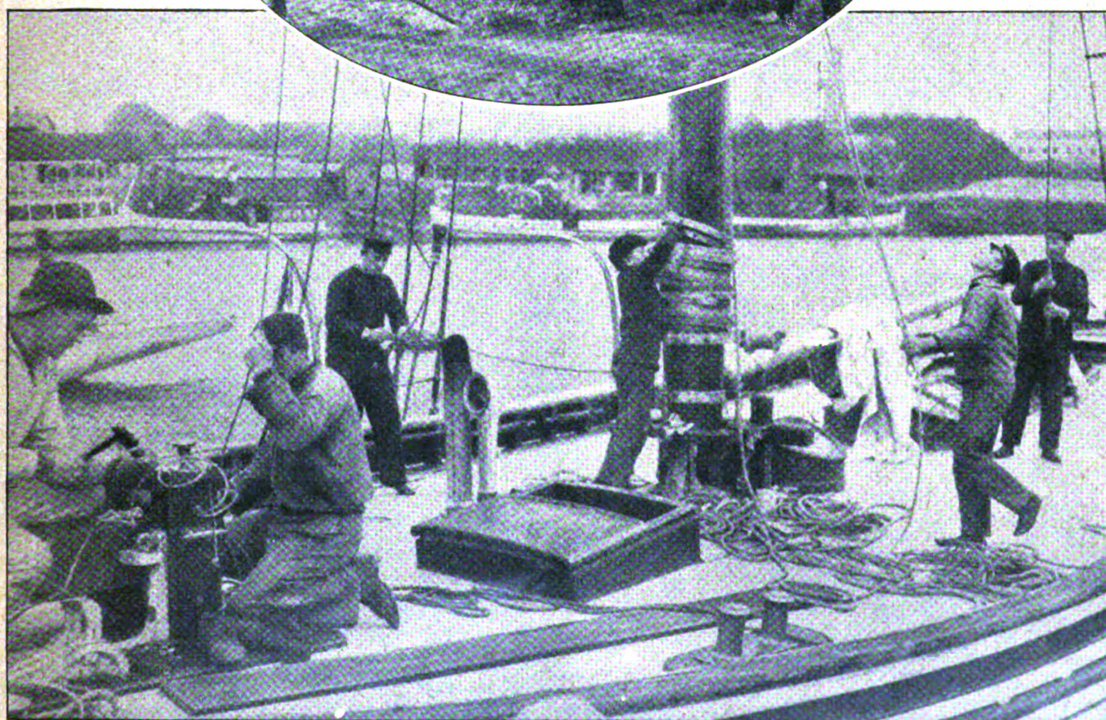
Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Morgenstimmung am See. Phot. Hünich.



sich die Spreu vom Weizen, und schließlich bleiben nur die besten treu. Unverwüstliche Liebe zum Segeln im Herzen, arbeiten sie sich durch alle Mühen und Schwierigkeiten der ihnen anfänglich unverständlichen Manöver hindurch, werden endlich zum erfahrenen, allen Situationen gewachsenen Segler und, falls die nötige Sonderbegabung da ist, einmal zum bekannten Regattamann, dessen Namen das junge Seglervolk beim Rennen mit Ehrfurcht nennt.



Phot. A. Renard. **Arbeiten auf Deck. — Oberes Bild: Gartenhaus und Klubgarten werden in Ordnung gebracht.** Phot. Hünich.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In Deutschland legen heute zahlreiche Seglervereine großen Wert auf gediegene sportliche Ausbildung auch der Mitglieder, die nicht gleichzeitig Jachteigner sind, nicht selten sogar auf eigenen Klubjachten, und haben oft eine richtige Abschlußprüfung eingeführt, bei der nicht wenige durchfallen. Der Schifferkandidat muß als Führer einer größeren Jacht alle ihm von der an Bord befindlichen Kommission gestellten Aufgaben lösen, als da sind: Ab- und Ansegeln der Boje, Reffen, Segel-Setzen, -Fortnehmen, -Auswechseln, Beidrehen, Mann über Bord, Ankern und dergleichen. Alles erschwert durch möglichst starken Wind und durch zahlreiche andere Mit- und Gegensegler, die im belebten Revier das beste Manöver des aufgeregten Prüflings, der aber keinerlei Nervosität zeigen darf, sehr oft gänzlich vereiteln. Jetzt beleben zahllose Boote, die die deutsche Flagge stolz an der Gaffel führen, unsere Küstengewässer, die Haffs, die blauen Förden der Ostsee, die schweigenden Ströme und Waldseen der Mark und gewähren Tausenden Erholung und jene innige, vertrauliche Zwiesprache mit der umgebenden Natur, die der Fußwanderer in solchem Grad nur selten erreichen kann.

Der weiße Vogel.

Skizze von Peter Frhr. v. Verschuer.

Frau v. Eylern hatte ihren Jour am Donnerstag. Die Flügeltür nach dem Garten war weit geöffnet, und die hellen Strahlen der Maisonne warfen große Lichtreflexe auf den blaßblauen Teppich ihres Salons. Ein leiser Windhauch hob die zarten Mullgardinen; der Deckel des silbernen Teekessels begann zu beben, und eine zierliche Pendule de Sèvre schlug eben mit hoher Stimme fünf.

„Wie nett, daß Sie pünktlich sind, liebe Clémence!" Frau von Eylern schloß ihre jugendliche Freundin in die Arme und sah mit strahlendem, festem Blick in die großen, versonnen fragenden Augen des schlanken Mädchens im fließenden blaßrosa Musselingewand und großen, runden Strohhut, der von rotem Rosenkranz umwunden war.

Die lange reckenhafte Gestalt des jungen Grafen Pahlen unterbrach den kurzen Gedankenaustausch; mit stummer, korrekter Miene näherte er seine glattrasierte Oberlippe der zarten Hand der Herrin des Hauses.

Er war steinreich, Majoratsherr auf Griebow und trug die am besten sitzenden Ueberröcke im Regiment.

„Graf Pahlen, wir brennen darauf zu erfahren, ob der ‚weiße Vogel' nun wirklich morgen fliegt?"

„Morgen bestimmt, gnädige Frau, die Herren von der Flugmaschinengesellschaft haben sich, wie ich höre, für morgen nachmittag telegraphisch angesagt; übrigens hier ist der Besitzer, der Ihnen selbst Näheres berichten kann."

Komtesse Clémence Riacour quittierte diesen kurzen, sachlichen Bericht mit einer aufflammenden Glutwelle bis hinter ihre zarten Oehrchen. Sie reichte, leise zitternd, Graf Pahlen seine Schale Tee, während ihre großen, dunklen Augen wie aufgescheuchte Fledermäuse zur breiten Flügeltür flatterten, in der sich eben Harry Driesens elastische Sportsmanfigur zeigte. Ueber seiner Erscheinung ruhte männlicher Ernst und eine gewisse vornehme Zurückhaltung. Er war älterer Oberleutnant mit reicher Lebenserfahrung und stand kurz vor dem Rittmeister.

Schon als ganz junger Leutnant hatte er sich zur Ehre seines Regiments in Hoppegarten mehrere große Preise geholt und war dann drei Jahre zur Botschaft nach Washington kommandiert worden. Kein Wunder, daß namentlich die jungen Dächse des Regiments mit ungeteilter Bewunderung an ihm emporsahen und ihn für einen „furchtbar anständigen Kerl" erklärten.

Allerdings blieb das neuste Ziel seines Ehrgeizes, die Flugmaschine, den meisten ein Rätsel. Schon seit Monaten ließ Driesen seine Pferde nachmittags durch den Burschen reiten und arbeitete nach dem Dienst oft ununterbrochen vier bis fünf Stunden lang in seiner technischen Werkstatt. Kam er abends vom Kasino nach Hause, so warf er sich auf seine Chaiselongue, zündete eine Zigarette an und verschlang die neuste Nummer des „L'aviateur".

Endlich, nach monatelanger, zäher und andauernder Arbeit, nach rastlosem Grübeln über technische Probleme und Verbesserungen, waren die ersten Probeflüge unter der Assistenz eines französischen Aviatikers geglückt, und Harry Driesen stand an der Schwelle des Tages, an dem sein Werk den ersten Schritt in die Welt wagen und sein Name vielleicht zusammen mit den kühnsten Pionieren im Kampf um die Bezwingung des Luftreichs genannt werden sollte.

Driesen war voll gespannter Erwartung und des Ernstes, den entscheidungsvolle Tage des Lebens uns auferlegen. Er war heute nicht in der glücklichsten Verfassung, um Menschen um sich zu sehen und Unterhaltung zu machen, trotzdem verfehlte er Frau von Eylerns Nachmittag nicht; er saß an der Seite der klugen und schönen Frau und beantwortete mit scheinbarer Ruhe und Gelassenheit die verständigen Fragen, die aus aufrichtigem Interesse für seine Sache entsprangen und von einem gewissen idealen Elan getragen waren, der Harry Driesen wohltat.

Komtesse Clémence saß in einem tiefen Rohrsessel hinter den beiden und belauschte als stumme Zuhörerin die Unterhaltung, die durch kommende und gehende Gäste fortgesetzt unterbrochen wurde. Für sie existierten die übrigen nicht. — Graf Pahlen war der Mittelpunkt eines Kranzes junger Mädchen und schlug eben eine Partie Krocket vor, wobei er behauptete, Fräulein von Bretin, eine kraftstrotzende Blondine, hätte das letztemal beim Krockieren zwei Hämmer zerschlagen. Wegen seiner ritterlichen Figur und seiner trocknen Scherze waren alle jungen Mädchen entzückt von ihm, und wegen des Besitzes von Griebow spendeten ihm die Mütter eine Dosis Aufmerksamkeit mehr als den andern. Bald ertönten vom Garten herein helles Lachen und jugendliche Stimmen, unterbrochen von den Schlägen der Krockethämmer.

Die letzten Gäste hatten sich von der Herrin des Hauses verabschiedet; der kleine Salon, der eben noch einem emsigen Bienenkorb glich, war still und leer, Teetassen mit kleinen Resten standen hier und dort, und ein

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wölkchen von Parfümmischungen und erkaltetem Zigarettenduft lag über dem behaglichen eleganten Raum.

Frau von Eylern trat langsamen Schritts durch die geöffnete Tür in den Garten, wo ihr Diener die Krocketreifen entfernte und einen feinen, rieselnden Sprühregen über den wohlgepflegten englischen Rasen schickte. Eine erfrischende Abendkühle ging von den mächtigen dunkeln Kastanien aus. Die dichten Boskette von Flieder und Jasmin dufteten stärker, und die weißen Blütensterne der üppigen Tabakstauden auf dem großen Blumenrondell schienen sich leise zu dehnen und aufzuleben.

Auch Aniela von Eylerns Gedanken richteten sich auf, sie verließen die Atmosphäre der Salonunterhaltung und lauschten der großen, stummen Sprache der Natur, und nach einer Weile kehrten ihre Gedanken zurück und blieben bei Harry Driesen und bei ihrer jugendlichen Freundin stehen. Auch für sie war morgen ein entscheidungsvoller Tag.

Sie fühlte, nein, sie wußte, wenn der „weiße Vogel" sich bewährte und der kühne Flug glücken sollte, daß Harry Driesen zu ihr kommen würde, daß aus seinen dunklen Augen eine Freude strahlen würde, die mehr umfaßte als den stolzen Erfolg. Sie wußte, daß sie dann für ihn nicht mehr die „sehr verehrte gnädige Frau" war, sondern daß es in stürmischem Begehr in ihm jubeln würde: „Aniela, Aniela!" Und sie dachte an Clémence, und sie sah Clémence weinen, und ihr Herz erbebte.

„Gnädige Frau, das Abendessen ist auf der Veranda serviert", meldete der Diener.

Ein klarblauer Maienhimmel wölbte sich über der kleinen Ulanengarnison. Auf der Straße nach dem Rennplatz des Reitervereins war zu Fuß, zu Rad, zu Wagen alles auf den Beinen, was an dem sonnig heiteren Nachmittag freihatte, um dem mit Spannung erwarteten Schauspiel beizuwohnen. Graf Pahlens hohl polternder Dogcart überholte soeben im Stechtrab den offenen Viktoria, aus dessen tiefem Fond Frau von Eylerns Marabustutz im Wind fächelte. Neben ihr saß Clémence in ein Wölkchen von weißem Tüll gehüllt.

Ihre kindlichen Züge hatten einen ernsten, nachdenklichen Ausdruck, und ihre Gedanken umschwebten zitternd die kommenden Stunden.

Als die Damen auf dem zum Flug abgesperrten Platz eintrafen, fiel gerade die große Klapptür des Flugzeugschuppens, und das weißbeflügelte Wunder wurde langsam hervorgezogen.

Ein hastiges Hin- und Herlaufen, diensteifrige, von Oel und Staub strotzende Monteure in schwarzen Lederjacken und Gamaschen.

Harry Driesen besprach in gelassener Ruhe mit einem Herrn in langem Mantel und dem Fernstecher auf der Brust die Windverhältnisse.

Dann band er die Ohrenklappen fest, drückte einem Glück wünschenden Kameraden im Vorbeigehen die Hand, warf seine Zigarette fort und bestieg seinen Albatros.

Die Flügel des Propellers werden langsam in Schwingung versetzt, Driesen wirft noch einen Blick auf Frau von Eylerns Wagen. Dann pufft und knattert der Motor, und wie eine Riesenspinne kriecht das graziöse Ungetüm, immer schneller hüpfend, über den Rasen, um sich plötzlich, sanft aufsteigend, in die Lüfte zu erheben. Nun fliegt es in großem Bogen den Waldrand entlang, alle Blicke und Gläser verfolgen in fieberhafter Spannung seine Bahn.

„Bravo, Driesen!" wird eine Stimme laut. „Bravo! Bravo!" setzt sie sich fort. Die Damen winken, als der Apparat jetzt hoch in den Lüften sich wieder nähert, um noch einmal seine Bahn zu durchfliegen. Es scheint alles glänzend zu gelingen, hoch surrt er am klaren Horizont dahin, umschimmert von flimmerndem Sonnenlicht, in stetigem, ruhigem Flug.

Da plötzlich ein unsicheres Schwanken, ein Senken nach einer Seite, das Flugzeug überschlägt sich zwei-, dreimal und schießt dann pfeilgeschwind, wie ein zu Tode getroffener Raubvogel, aus seiner Höhe herab.

Ein Aufschrei des Entsetzens, ein angstvoll beklommenes Fragen und Laufen. Das Sanitätsautomobil holpert in hastigem Tempo über die Felder in gerader Richtung auf die Unglückstätte und kehrt nach wenigen Minuten zurück. Es bringt die erlösende Kunde: „Er lebt!"

Frau von Eylern und Komtesse Clémence hatten in stummer, bleicher Erwartung und mit brennenden Augen den Wagen verfolgt, die Worte „Er lebt" lösten die bleischwere Angst der jungen Mädchenseele in kurzes Schluchzen auf. Ihre mütterliche Freundin wandte sich nach ihr um und drückte stumm die kleine Hand.

Als die Damen dann vor der Bahre des Gestürzten standen und der Arzt versicherte: „Nur ein doppelter Beinbruch", hatten sie sich bereits wieder gefaßt, und als Frau von Eylern eben einen kühlenden Umschlag auf die wachsbleiche Stirn des Ohnmächtigen drückte, da öffnete Driesen die Augen, und seine Augen fielen auf Clémence, und er sah sie an, als sähe er sie zum erstenmal.

Lange und stille Wochen folgten. Harry Driesen, der ehrgeizige, temperamentvolle, niemals müde Driesen war festgebannt in die vier Wände seines Schlafzimmers.

Nach langen Monaten angestrengtester Gehirnarbeit und Nervenanspannung breitete es sich nun wie eine sanfte, wohltuende Ablösung in seinem Innern aus. Immer wieder stieg zwar der entscheidungschwere Tag, der ihm jetzt als etwas ganz Sonderbares, Unbegreifliches erschien, in phantastischen Bildern vor seinem Auge auf: der erste Ruck, mit dem er sich über die Erde erhob, der letzte Gedanke an Frau von Eylern, bei dem sein Blick sie noch einmal flüchtig suchte, der Moment, in dem der Motor versagte und die Todesangst ihn für eine Sekunde an der Gurgel packte. Aber alle diese Bilder konnten ihn jetzt nicht mehr schrecken, er sah sie wie durch ein umgekehrtes Fernrohr und fühlte sich weit entrückt von ihnen. Der Gedanke, daß er noch lebte und nicht mit verzerrten Zügen tot liegen geblieben war, herausgerissen aus diesem Ehrgeiztaumel in das dunkle, unbekannte Reich — der Gedanke erfüllte ihn mit stiller Freude und mit einem Gefühl des Geborgenseins, wie er es seit Kindheitstagen nicht mehr kannte.

So reckte sich denn in diesem genesenden Menschen — erst traumhaft und dann klarer — etwas auf, das jahrelang in seiner Seele geschlummert hatte. Und Harry Driesen fand, daß dieses jahrelang verloren Gewesene eigentlich sein wahres Ich sei. Ueber dem Hetzen und Jagen nach hohen Zielen, über dem brennenden Wunsch „Heraus aus dieser schalen Mittelmäßigkeit" war unbemerkt ein anderer aus ihm geworden, hatte er vieles übersehen und vieles gering geachtet, was doch eigentlich sein wahres Leben ausmachte. Das erkannte er

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jetzt, und in diese Erkenntnis hinein leuchteten immerfort zwei stille Augen, die nach seinem Sturz so tief traurig auf ihm geruht hatten, und die er damals zum erstenmal zu sehen meinte, denn sie suchten sein wahres Ich und hatten es da gefunden.

Und nun wanderten seine Gedanken zu diesem Mädchen wie zu einer Heimat . . .

Er trat in ein kühles, frisches Tal nach heißem, staubigem Weg und legte das ganze Bündel von Ruhm und Weltgier, von Stolz und Ehrsucht in ihre Hand. Sie sah ja das Leben so einfach und klar, trug ein großes Herz voll weiblicher Liebe in sich, vor der alle Weltklugheit in nichts versank.

Der Sommer stand im Zenit. Die Rosen waren des Blühens fast müde, und die mächtigen Kastanienbäume trugen bereits grüne, stachlige Kugeln statt der Blüten.

Harry Driesen ging heute, noch auf einen Jagdstock gestützt, zum erstenmal aus, und sein erster Gang war zu Frau von Eylern. Er fand sie unter der großen Markise vor ihrem Salon mit einer orientalischen Stickereiarbeit.

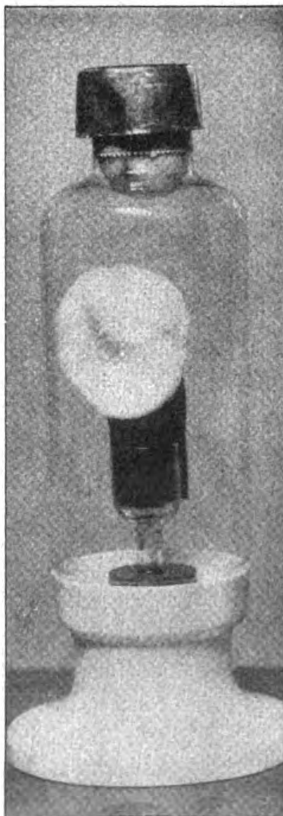
Die Freude des Wiedersehens nach langen, bangen Wochen war sehr groß: es gab tausenderlei Fragen, bei denen Anielas feiner Verstand sehr bald herausfühlte, daß der Sturz des „weißen Vogels" eine tiefe Bedeutung für dieses Leben gewonnen hatte, daß Harry Driesen ein anderer geworden war. Und als sie ihm auf seine Frage nach Clémence antwortete: „Sie hat sich sehr gesorgt um Sie, Herr von Driesen, aber Sie werden sie heute nachmittag ja selbst noch sehen", da bemerkte sie ein gerührtes und fast verlegenes Lächeln in den Zügen dieses sicheren und weltgewandten Mannes. Nun hatte sie Gewißheit, und sie wurde froh, so leicht und froh in der selbstlosen und etwas wehmütigen Freude über das hereinbrechende Glück anderer.

Als Komtesse Clémence dann erschien im hellen Staubmantel und ohne Hut, da hatte sie im Haus Anordnungen für den Abend zu treffen. Die Sonne hüllte noch einmal die alten Kastanien in Gold, von dem Gewitterregen des Nachmittags hingen die letzten dicken Tropfen an den Blättern und fielen langsam zur Erde, winzig kleine Fröschchen hüpften über den Weg.

Aniela sah noch die beiden dem Garten zuwandern, die beiden, die sich nun über ihr Lebenschicksal auseinandersetzten, erst zaghaft und dann zuversichtlich und glücksicher. Und es erschien ihr als etwas Selbstverständliches und Natürliches, daß diese beiden jugendstarken Menschen nun ihren Weg zusammengingen, so natürlich wie Geburt und Tod und wie die Früchte, die aus dem abgefallenen Blütenmeer ihres Gartens sich zu formen begannen.

Die Aufgabe dieses Sommers war nun für sie erfüllt.

Nach dem Abendessen sagte Frau von Eylern zu ihrer Jungfer: „Marie, packen Sie meine Koffer, wir fahren schon morgen nach dem Süden."



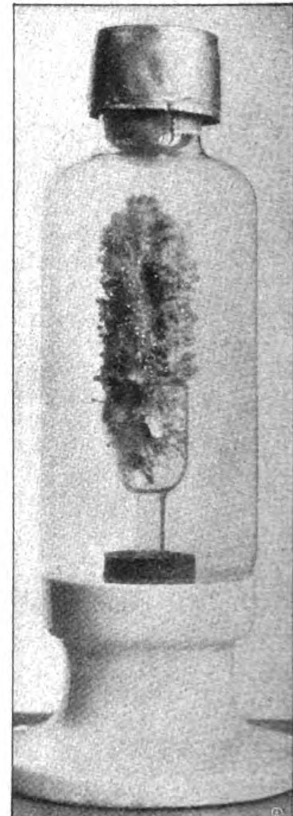
1. Acrostalagmus roseus.

Schimmelpilze als ästhetische Objekte.

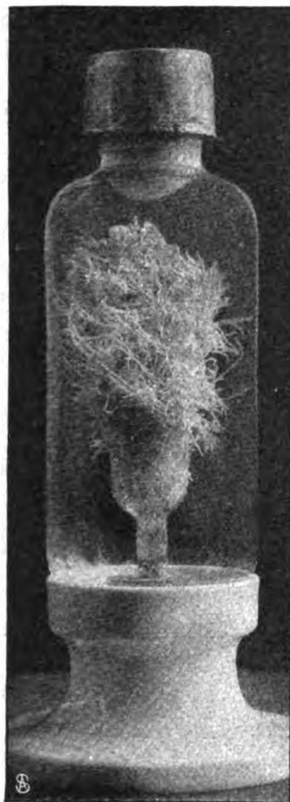
Von Prof. Dr. G. Lindau. — Hierzu 7 Aufn. von J. Boyer.

Wer noch vor wenigen Jahren die Behauptung aufgestellt hätte, daß wir einmal die verachteten Schimmelpilze, diese Proleten der Pflanzenwelt, als Musterbeispiele ästhetisch schöner Pflanzenformen hinstellen könnten, der wäre wohl außerhalb eines kleinen Kreises von intimeren Kennern dieser Pilze auf sehr ungläubige Mienen gestoßen. Gelten doch die garstigen und häßlichen Schimmelrasen von jeher als etwas Unsauberes und Unreines, dem nicht die Spur von Schönheit und Zierlichkeit anhaftet.

Solange der Mensch Behausungen und darin Vorräte und Gebrauchsgegenstände besitzt, führt er einen erbitterten Kampf gegen den Schimmel. Die mikroskopisch kleinen Fortpflanzungzellen (Sporen) dieser Pilze umgeben uns, ebenso wie die Bakterien, überall und lauern nur auf eine Gelegenheit, um uns zu schädigen. Obwohl sie nur ausnahmsweise als Krankheitserreger auftreten, fügen sie uns als Verderber unserer Nahrungsmittel und Gebrauchsgegenstände um so größeren Schaden zu. Die verbreiteten Formen der Kopfschimmel (Mucor) und der Pinselschimmel (Penicillium, Aspergillus) sind keine Kostverächter, sie befallen so ziemlich alles, was „schimmelig" werden kann, von Nahrungsmitteln angefangen bis zum Leder unserer Schuhe und der Tinte unseres Schreibzeugs. Ihr Wachstum wird besonders durch feuchte, stagnierende Luft begünstigt; deshalb zeigt uns auch umgekehrt der „dumpfige" Geruch, der sie auszeichnet, sofort an, daß



2. Penicillium claviforme.



3. Isaria felina.

die Lufterneuerung in Räumen dieser Art mangelhaft ist. Frischer, austrocknender Luftzug und Sonnenlicht lassen die Schimmel nicht zur Entwicklung kommen und schützen uns vor diesen lästigen Gästen.

Indessen hat sich der Mensch seit den ältesten Zeiten unbewußt eine ganze Reihe dieser Pilze nutzbar gemacht. Viele Milchprodukte (Käse, gegorene Milcharten) bekommen erst ihr Aroma durch die bei der Reifung neben den Bakterien tätigen Schimmel, die sonst unverdaulichen Bohnen der Ostasiaten (Sojabohnen) werden durch sie in einen genießbaren Zustand übergeführt, die Umwandlung von Stärke in Zucker durch Schimmel bildet im fernen Osten seit grauer Zeit einen Industriezweig: kurz, es ließen sich noch zahlreiche derartige Fälle anführen, in denen die verachteten Schimmel uns dienstbar werden. Den Forschungen der neusten Zeit aber war es vorbehalten, die wissenschaftliche Erklärung dieser auf chemischen Umsetzungen beruhenden Erscheinungen zu versuchen, indem die Erreger isoliert und rein gezüchtet wurden. — Welche Fülle von Arbeit und welches Aufgebot von Scharfsinn dazu gehörte, um die richtigen Methoden zu finden und zur vollendeten Beherrschung der Züchtungstechnik zu gelangen, davon zeugt die unabsehbare Literatur, die über diese Dinge handelt. Wie aber jede rein wissenschaftliche Tätigkeit, die zuerst nur den Verstand beschäftigt, schließlich auch einige Brosamen für die ästhetische und künstlerische Seite im Menschen abfallen läßt, so geschah es auch hier. Ursprünglich war ja das Streben, diese technisch wichtigen Pilze zu kultivieren, nur von dem Gedanken geleitet, ihre Eigenschaften gründlicher ausnutzen zu können und Vorgänge, wie die Alkoholbildung aus Zucker, die Zuckerbildung aus Stärke, die Zitronensäurebildung aus gewissen Nährstoffen, die Farbstoffbildung auf Reis usw., in die große Technik zu übertragen. Als dies Problem gelöst war, da entdeckte man nebenbei, daß viele von diesen Arten und noch manche andere durch ihre Farbe und Form auf unser Schönheitsgefühl wirken, und man versuchte nun, die Pilzzüchtung auch diesem Gesichtspunkt dienstbar zu machen. — Unter gewöhnlichen Umständen zeigen alle diese Pilze keine besonderen ästhetischen Vorzüge, erst bei Anwendung von Kunstgriffen heben sich gewisse Eigenschaften schärfer hervor. Was der Pilz auf dem Objekt-



4. Mucor reticulatus.

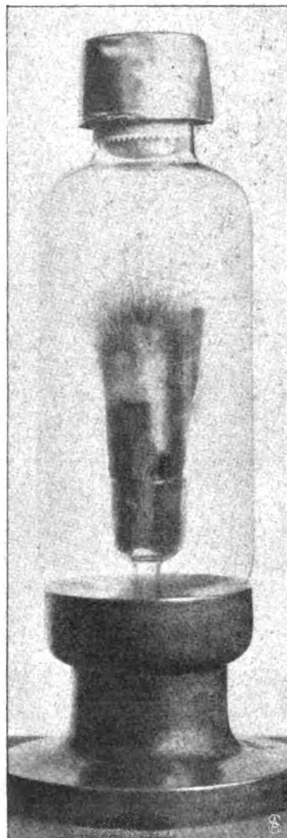


5. Zubereitung des Süßholzes und der Kulturgläser.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

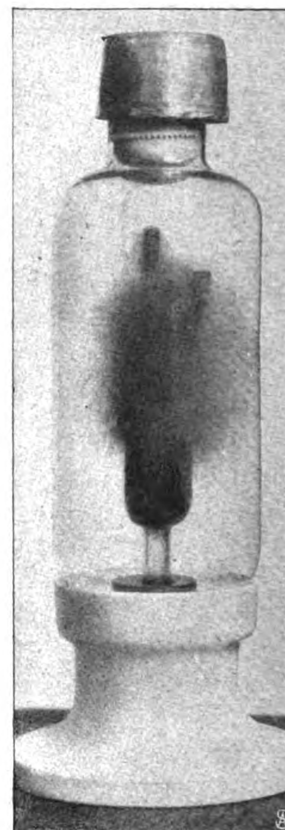
träger oder in kleinen Gefäßen nur unzulänglich zeigt, das tritt bei Verwendung von großen Kulturzylindern oder besonders zubereiteten Substraten in glänzender Weise zutage. Bald handelt es sich um besonders schöne Vegetationsformen, wie sie in der Bildung von zarten Ueberzügen, regelmäßigen Strängen, verzweigten Bäumchen gegeben sind, bald um auffällige Färbungen und Farbenabstufungen, bald um merkwürdige Bildungen von Ringen, Warzen usw.: lauter Dinge, die erst die Züchtung im großen zum Vorschein bringt.

Im allgemeinen bevorzugt man zur Anfertigung solcher Schaukulturen als Nährsubstrat die durchsichtige Gelatine, die mit gewissen Nährstoffen versetzt wird. Weite, oben geschlossene Zylindergefäße, die unten eine kleine Oeffnung und einen flachen Fuß besitzen, damit sie aufgestellt werden können, werden mit einem Quantum Nährgelatine beschickt und sterilisiert. Nach Beendigung des Sterilisationsprozesses wird der Zylinder in noch warmem Zustand hin und her gerollt, so daß sich die Gelatine in dünner Schicht an der Innenseite des Glases verteilt. Nach dem Erkalten werden die Pilzsporen unter den nötigen Vorsichtsmaßregeln auf die Gelatineschicht geimpft, der Zylinder wird geschlossen und im Wärmeschrank sich selbst überlassen. Zeigt dann der Pilzrasen die gewünschte Eigenschaft, dann wird er durch Formalindämpfe abgetötet. Auf diese Weise wird aus dem Glaszylinder ein schönes Schauobjekt. Von dieser einfachsten Technik ist man zu komplizierteren Methoden übergegangen, indem man die Form der Gläser variierte und statt der Gelatine Holz oder andere feste Substrate als Kulturunterlage wählte. Man tränkt das Holz mit Nährstoffen oder nimmt von vornherein das nährstoffreiche Süßholz, wie die Abbildungen zeigen. Die gespaltenen Holzstücke werden in kleine Gläschen, die mit Wasser gefüllt sind, gesteckt; diese kommen wieder in weite Zylinder, die aufstellbar sind und oben verschlossen werden (Abb. 5). Das Ganze wird dann sterilisiert und geimpft.



6. **Phycomyces splendens.**

Welche wundervolle Objekte mit dieser Methode erzielt werden, davon geben unsere Bilder nur einen annähernden Begriff, denn die Farbe fehlt. Abb. 1 zeigt einen durch den mikroskopischen Bau seines Sporenträgers bemerkenswerten Pilz, Acrostalagmus roseus, dessen vegetativer Teil hutartige, schneeweiße, wie feinstes Pelzwerk aussehende Watten bildet. Penicillium claviforme (Abb. 2) zeigt grüngraue Sporenträger, die an ihrer Spitze einen glashellen, glänzenden Wassertropfen ausschwitzen, Isaria felina (Abb. 3) besitzt bäumchenartig verzweigte Stämmchen und Aestchen. Höchst eigenartig, wie ein Fell, wirken die schneeweißen Ueberzüge von Mucor reticulatus (Abb. 4), bei denen jeder Faden mit einem weißen, winzigen Köpfchen abschließt. Ein damit verwandter Schimmel, Phycomyces splendens (Abb. 6), zeigt grobe, kopfig abschließende Fäden von braungrüner Farbe, die wundervoll metallisch glänzen. Syncephalastrum cinereum (Abb. 7) endlich läßt seine Fäden wie einen feinen, graubraunen Schleier von dem Substrat herabhängen.



7. **Syncephalastrum cinereum.**

Man geht in neuster Zeit aber noch weiter; besonders der bekannte Pilzforscher Professor Lindner möchte die Züchtung von ästhetisch schönen Pilzen zu einer Aufgabe der häuslichen Beschäftigung machen, wie etwa die Holzbrennkunst, die Kerbschnitzerei und Aehnliches. Er hat angegeben, wie man in einfacher Weise solche Züchtungen im Haus vornehmen kann, und wie man durch allerhand Kunstgriffe Farbeneffekte, Buchstaben, Ringbildung usw. auf der Gelatine erzeugt. Die Objekte, die man durch diese „Pilzmalerei" hervorbringen kann, sind allerdings so reizend und befriedigen selbst einen verwöhnten Geschmack in so hohem Grad, daß man sehr wohl von „Pilzrosengärten" sprechen kann.

Welche Perspektive eröffnet sich da für unsere Jugend, die immer nach neuen Beschäftigungspielen sucht! Das Vertiefen in eine kleine Welt voll von intimer Schönheit und hohem Reiz hat eine eigenartige Anziehungskraft. Man glaube dabei nicht, daß eine derartige Beschäftigung irgendwelche Gefahren oder Nachteile mit sich bringe. Alle die in Frage kommenden Schimmelpilze sind für den Menschen völlig unschädlich, und somit bietet eine derartige Züchtung keinerlei Gefahr. Wer einmal Gelegenheit hatte, solche Pilzmalereien zu sehen, der fühlt sich unwillkürlich gepackt und empfindet den reinen Genuß, wie ihn nur die Natur mit ihren ewig schönen und erhabenen Schöpfungen zu bieten vermag.

Auch dem Kunstgewerbe und der Malerei erschließen sich bei der Ausbreitung dieser leichten Haustechnik neue Bahnen. Eigenartige Farbenzusammenstellungen und neue, höchst sezessionistisch anmutende Muster und Formen bieten sich dem Auge in Hülle und Fülle, der Künstler braucht nur zuzugreifen.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der moderne Sommermantel.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Der lange Mantel war viele Jahre lang von der Mode ganz vergessen. Hier und da sah man bei Regenwetter eine praktische Frau mit einem unansehnlichen Mantel ausgerüstet, oder eine Dame, deren gesamte Reiseausstattung verriet, daß sie auch ihre Reisetoilette mit Ueberlegung wählt, trug



Phot. E. Schneider.

2. Schwarzer Chiffonmantel mit Stahlpoints.

einen feschen Mantel im englischen Stil. Auf dieser Linie bildete sich der Geschmack überraschend gut aus, so daß die deutschen reisenden Damen keineswegs mehr hinter den sonst so maßgebenden Engländerinnen zurückstehen. Aber nicht nur die Reise- und Regenmäntel haben sich Beachtung verschafft, der Mantel ist auch zu einem Luxusgegenstand allerersten Ranges geworden. Seine Ausgestaltung ist so vielseitig, und es gibt so feine Unterschiede, daß eine Dame einen Mantel für fast jede Stunde des Tages haben kann und dennoch nichts Ueberflüssiges besitzt.

Da ist zunächst der Brunnenmantel aus doppelseitiger Seide (Abb. 6). Er ist außen schwarz, seine linke Seite goldfarben. Sie legt sich zu einem



Phot. Manuel.

1. Mantel aus grüner Seide mit Velourchiffon.



3. Langer Bastmantel mit Macraméspitzen.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Reutlinger.

4. Gesellschaftsmantel aus schwarzem Chiffon.



Phot. Manuel.

5. Blauer Taftmantel mit Schleppe.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. E. Schneider.

6. Schwarzer Brunnenmantel
mit goldfarbiger Innenseite.

breiten Schalkragen zurück, der in einer tiefen Kapuze mit einer Seidentroddel endet. Auch die breiten Klappen der Aermel sind aus der leuchtenden Innenseide gearbeitet, ebenso wie die runde Fläche der großen Knöpfe, deren Knopflöcher von dem goldschimmernden Futter eingefaßt sind. Das Originelle dieses Brunnenmantels besteht aber in seiner geschickten Verarbeitung, die das Kleid darunter überflüssig macht. Es ist ein sogenanntes Mantelkleid. Die duftige Spitzengarnitur der Aermel ist eingenäht, während das breite Spitzenjabot so arrangiert ist, daß keine Bluse darunter getragen werden muß. Gerade als Brunnenmantel ist diese Neuheit sehr angebracht. Die Trinkkuren beginnen zur frühen Morgenstunde und lassen den Damen keine Zeit, sich lange mit ihrer Toilette zu beschäftigen. Ein einfacher Promenadenmantel ist aus sandfarbigem Voile mit gleichfarbigen Panneestreifen gearbeitet (Abb. 7). Irrgangsticker̈ei zieht sich fast über den ganzen Mantel und läßt nur wenige Teile des Voile frei. Feiner und vornehmer wirkt der Bastmantel (Abb. 3), dessen Seitenbahnen durch Macraméspitzen über schwarzem Liberty unterbrochen sind. Nächst dem bürgerlichen Alpaka und den in diesem Sommer sieghaften Voile- und Etaminegeweben spielt Bastseide als Tagesmantel eine große Rolle. Als Rivale der doppelseitig gewebten Seidenmäntel tritt Bastseide mit abweichendem Seidenfutter auf. Reizende Effekte bilden Zusammenstellungen von naturfarbenem Bast mit getupftem Foulard, schwarzer oder dunkelbrauner Libertyseide. Um den mantelfreudigen Damen Abwechslung zu schaffen, fertigt man sie vielfach so geschickt an, daß sie auf beiden Seiten getragen werden können. Die kleidsame Schute, die zu dem Bastmantel getragen wird, ist aus schwarzem Stroh und hat ein bastfarbiges Futter. Eine flotte Schleife aus gelbgetupftem Seidenband ergänzt den hübschen Tagesanzug. Für den Five o'clock tea in einem eleganten Hotel eignet sich der grüngemusterte Seidenmantel (Abb. 1) mit den etwas dunkleren Klappen aus Velourchiffon, die sich über die Schultern legen und im Rücken in einer breiten Falte auslaufen. Der Velourchiffonansatz beginnt nicht gleichmäßig, er fängt hoch an, um sich in einer mäßigen Breite zu verlieren. Eine große diesjährige Mode repräsentiert der schwarze Chiffonmantel, der ganz und gar mit winzigen Stahlpoints besät ist (Abb. 2). Er glitzert und glänzt, und dennoch ist er wie geschaffen, seine Trägerin zu umhüllen, wenn sie zur Teestunde den Klängen der Musik lauscht. Er sieht herrlich aus, wenn er lose über die Schultern gelegt wird, und auch als sommerlicher Abendmantel erfüllt er seinen Platz. Die Eleganz der Mäntel hat eine neue Spezies auf diesem Gebiet gezeitigt, nämlich den Gesellschaftsmantel. Das sind die ganz auserwählten, die keine praktischen Zwecke zu erfüllen haben, deren einzige Pflicht ist, ihre Trägerin zu verschönen. In weichen Falten umschmiegen sie die Gestalt, sie sind aus dem kostbarsten, mannigfaltigsten Material komponiert. Das vollendetste Modell eines Gesellschaftsmantels ist aus schwarzem Chiffon (Abb. 4) und ganz und gar mit schwarzen und weißen Seidenstickereien bedeckt, durch die sich goldene Fäden ziehen. Der breite Saum von Hermelin gibt diesem vornehmen und eleganten Mantel seinen größten Reiz.



Phot. Reutlinger.

7. Sandfarbiger Voilemantel
mit Irrgangstickerei.

Das vielseitige Thema, der moderne Mantel, erschöpft sich nicht rasch. Als letzte und sensationellste Neuheit zu gelten, dürfte der Mantel mit Schleppe beanspruchen (Abb. 5). Aus tütenblauem Taft, weit und faltig geschnitten, schmücken ihn reiche Stickereien in abschattierten blauen Tönen. Eine antike goldene Schnalle mit einem großen Saphir schließt vorn den Mantel.

D. A.

Bilder aus aller Welt.

Vor langen Jahren hat der treffliche bayrische Komiker Konrad Dreher einmal den berühmten Buffalo Bill kennen gelernt. Als nun Dreher auf seiner jüngsten erfolgreichen Amerikatournee nach Philadelphia kam, lud der greise Buffalo Bill den deutschen Komiker zu sich ein, und die beiden verbrachten gemeinsam mit Iron Tail, dem ältesten Indianerhäuptling der Wildwesttruppe, sehr angenehme Stunden.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Der Münchner Komiker K. Dreher, der Indianerhäuptling Iron Tail u. der greise Buffalo Bill.
Ein originelles Trifolium.



Phot. Benade Nachf.
Prof. Carl Corbach,
der neue Leiter der Fürstlichen Hofkapelle in Sondershausen.

Die Hofkapelle und das Fürstliche Konservatorium der Musik in Sondershausen haben in dem rheinischen Musiker Professor Carl Corbach, der bisher als Konzertmeister, zweiter Dirigent der Hofkapelle und Violinlehrer am Konservatorium der schwarzburgischen Residenz wirkte, einen neuen Leiter erhalten.

Am 8. Geburtstag des jungen Fürsten Wolff-Heinrich zu Stolberg-Stolberg wurde in Stolberg i. H. ein gemeinsames Denkmal seines Vaters und seines Großvaters enthüllt, das der Dresdner Bildhauer Klemens Grundig geschaffen hat.

Im Berliner Lunapark gibt es jetzt eine höchst talentvolle Bärin zu sehen. „Miß Alice Teddy“, eine Tochter des amerikanischen Felsengebirges, versteht die in Berlin so beliebte Kunst des Rollschuhlaufens und ist außerdem eine regelrecht geschulte Ringkämpferin.

Die Altistin des Braunschweiger Hoftheaters Frau Eva Knoch-Clairemont wurde vor kurzem als Nachfolgerin der Frau Preuse-Matzenauer für längere Zeit an die Münchner Hofoper engagiert.



Das neu enthüllte Denkmal in Stolberg i. H.
Zur Erinnerung an die Fürsten Alfred und Wolfgang.



Frau Eva Knoch-Clairemont,
wurde der Münchner Hofoper verpflichtet.



General Rudolf v. Pirscher,
begeht seinen 75. Geburtstag.



Eine rollschuhlaufende Bärin.
Ein Wunder der Dressur.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Frl. Denège in alten Originalkostümen der Marquise von Pompadour.
Eine Erinnerung an die Zeit Ludwigs XV.
Phot. Reutlinger.

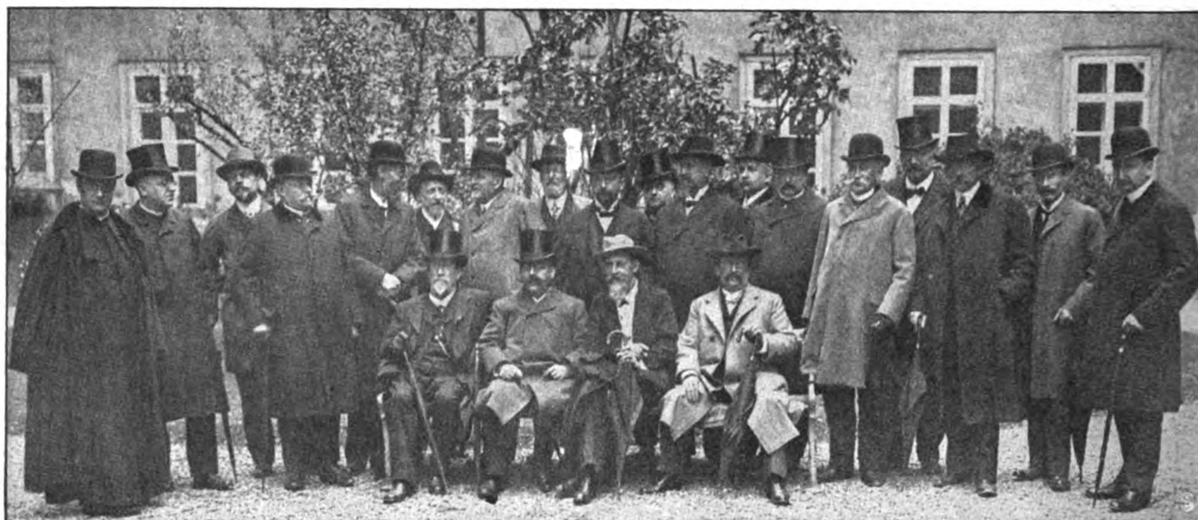
Am 5. Juni feiert ein verdienter deutscher Soldat seinen 75. Geburtstag, General Rudolf von Pirscher, bekannt als Erbauer der Forts um Königsberg. Er ist ein Veteran des Deutsch-Französischen Krieges und einer der letzten lebenden Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Klasse. Aus seiner Feder stammt ein wertvolles Buch über die Leistungen der deutschen Ingenieuroffiziere während des Feldzuges gegen Frankreich und die Bedeutung der Geniewaffe im modernen Krieg.

Pariser Künstlerinnen lieben es, gelegentlich in recht anmutiger Weise die alten Zeiten wieder aufleben zu lassen. So hat die Pariser Künstlerin Mlle. Denège ein originelles Mittel gefunden, ihrer Schönheit einen interessanten Rahmen zu schaffen. Sie tritt in entzückenden echten Rokokokostümen auf, die einst der berühmten und schönen Marquise von Pompadour gehört haben.

Die Rektoren der deutschen und auch der nichtdeutschen Universitäten, Technischen, Tierärztlichen, Montan- und Bodenkultur-Hoch-



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Sitzend von links: Wist, Graz; Haza, Prag; Jüptner Freiherr von Johnsdorf, Wien; Grünert, Prag. Stehend von links: Jaszowski, Lemberg; Seipel, Salzburg; Kalinka, Innsbruck; Kobald, Leoben; Haußner, Brünn; von Hellmer, Wien; Cieslar, Wien; Bauer, Graz; Tschermak, Wien; Dominik, Olmütz; Janosik, Prag; Loesche, Wien; Theurer, Pribram; Thullie, Lemberg; Nowak, Brünn; Witkowski, Krakau; Grabowski, Lemberg; Koerner, Prag.

Konferenz der Rektoren der österreichischen Hochschulen.

schulen Oesterreichs sowie die Dekane der selbständigen theologischen Fakultäten haben sich kürzlich in Wien zu einer Konferenz über gemeinsame akademische Angelegenheiten versammelt. Daß solche fruchtbare und friedliche Konferenzen trotz des gerade an den österreichischen Hochschulen herrschenden Nationalitätenstreits möglich sind, ist gewiß sehr erfreulich.

Schluß des redaktionellen Teils.

Zu den merkwürdigsten Heilstoffen,

die uns von alters her überliefert worden sind, gehört der Teer. Seit Tausenden von Jahren wird der Teer in der Schulmedizin sowohl wie vom Volke zu Heilzwecken verwendet. Es ist einer von den ganz wenigen Stoffen, die trotz aller Errungenschaften der modernen Chemie und Medizin nicht verdrängt und in vielen Fällen auch gar nicht ersetzt worden sind. In zahlreichen Fällen ist er eben direkt durch kein Mittel zu ersetzen. Die Spuren der Teerverwendung reichen bis in die ältesten Zeiten zurück. Schon Plinius berichtet ganz ausführlich über die Herstellung und Verwendung des Teers, und die von ihm gewählte Bezeichnung Pix liquida ist noch heute die allgemein gültige. Das große Ansehen, das der „Köhler" in früheren Zeiten als Heilbringer im unteren Volke genoß, scheint auf die Teerverwendung zu Heilzwecken hinzuweisen. Die Köhler gewannen bei der Verkohlung des Holzes in den Meilern den Teer und verwendeten ihn gegen alle möglichen Leiden, und nach dem, was wir heute von der Teerwirkung wissen, erscheint es sicher, daß durch diese primitive Teerbehandlung in der Tat viele verblüffende Heilwirkungen — namentlich bei den früher besonders verbreiteten Hautleiden — erzielt wurden. Ganz unvergleichlich wirkt der Teer auf die Haut und besonders auf die Kopfhaut, und die bedeutendsten Dermatologen modernster Schule empfehlen zur Stärkung des Haarwuchses Kopfwaschungen mit Teer. Sicher wäre der Teer heute als Haarpflegemittel ebenso verbreitet, wie die Seife für das Waschen des Gesichtes, wenn nicht der Teer in der Beschaffenheit, wie er bisher verarbeitet wurde, Nebeneigenschaften hätte, die für unsere moderne Empfindlichkeit unerträglich wären. Das ist der intensive Geruch und auch die klebrige Eigenschaft, die dem unbearbeiteten Naturprodukt anhaften, ganz abgesehen von den Reizwirkungen, die die Beimengungen, die das Urprodukt immer mit sich führt, hervorrufen. Deshalb gehört es schon seit vielen Jahren zu den Problemen der Chemie, dem Teer durch geeignete chemische Umarbeitung den penetranten Geruch zu entziehen und so dieses in seiner Art einzige Mittel für den allgemeinen Gebrauch geeignet zu machen. Es ist schließlich gelungen, in Pixavon ein fast geruchloses Teerpräparat herzustellen, das auch keine unerwünschten Nebenwirkungen mehr hat, und so endlich das längst gesuchte Teerpräparat für Kopfwaschungen zu schaffen.

Das Pixavon löst mit Leichtigkeit Schuppen und Schmutz von der Kopfhaut, gibt einen prachtvollen Schaum und läßt sich sehr leicht von den Haaren herunterspülen. Es hat einen sehr sympathischen Geruch, und infolge seines Teergehaltes wirkt es parasitärem Haarausfall entgegen.

Besonders hervorzuheben ist, daß wir es in Pixavon endlich einmal mit einem Präparat zu tun haben, das trotz seiner Ueberlegenheit zu einem sehr mäßigen Preise abgegeben wird. Eine Flasche für zwei Mark, die überall erhältlich ist, reicht bei wöchentlichem Gebrauch monatelang aus. Diese außerordentliche Billigkeit gestattet es also auch dem weniger Bemittelten, diese vernünftige und naturgemäße Haarkultur durchzuführen. Schon nach wenigen Pixavon-Waschungen wird jeder die wohltätige Wirkung verspüren, und man kann daher wohl die Pixavon-Haarpflege als die tatsächlich beste Methode zur Stärkung der Kopfhaut und Kräftigung der Haare ansprechen.

Pixavon wird hell (farblos) und dunkel hergestellt. Neuerdings wird besonders Pixavon „hell" (farblos) vorgezogen, bei dem durch ein besonderes Verfahren dem Teer auch der dunkle Farbstoff entzogen ist. Die spezifische Teerwirkung ist bei beiden Präparaten, hell sowohl wie dunkel, die gleiche.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

DIE·WOCHE

Nummer 22. Berlin, den 3. Juni 1911. 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 22.



Die sieben Tage der Woche.

24. Mai.

Aus Petersburg wird gemeldet, daß die russische Regierung ihren Botschafter in Konstantinopel beauftragt hat, bei der türkischen Regierung wegen der Truppenzusammenziehung an der montenegrinischen Grenze Vorstellungen zu erheben und der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß die türkische Regierung unverzüglich und in kategorischer Form ihre durchaus friedlichen Gesinnungen gegen Montenegro bekunden werde.

Aus Marokko kommt die Nachricht, daß die Kolonne des Generals Moinier am Abend des 21. Mai ohne Schwertstreich in Fez eingerückt ist. Alle Europäer daselbst sind wohlauf.

25. Mai.

Der Präsident von Mexiko Porfirio Diaz tritt offiziell von seinem Amt zurück. Bis zu den Neuwahlen führt der Minister des Aeußern de la Barra die Präsidentschaft. Diaz entschließt sich zu dem formellen Schritt erst, nachdem in der Stadt Mexiko blutige Straßenkämpfe ausgebrochen sind.

26. Mai.

Im Militärwochenblatt wird bekannt gemacht, daß der Kaiser den König Georg von England zum Generalfeldmarschall der preußischen Armee ernannt hat.

Der Reichstag nimmt die Gesetze über die Verfassung und die Wahlen zur Zweiten Kammer in Elsaß-Lothringen mit 211 gegen 93 Stimmen endgültig an. Sieben Abgeordnete enthalten sich der Abstimmung.

Der Zug, mit dem der Expräsident Diaz sich von Mexiko nach Veracruz begibt, wird von Aufständischen überfallen. Bei dem sich entspinnenden Kampf werden sieben Personen getötet. Diaz bleibt unverletzt.

27. Mai.

In Posen tritt der Gesamtausschuß des Deutschen Ostmarkenvereins zusammen. Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg bezeichnet in seiner Antwort auf ein Begrüßungstelegramm alle Gerüchte von einem beabsichtigten Wechsel in der Ostmarkenpolitik als aus der Luft gegriffen.

In Kopenhagen stirbt, 85 Jahre alt, Prinz Hans von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg (Portr. S. 908), der Bruder des verstorbenen Königs Christian von Dänemark.

Zum Nachfolger des durch einen abstürzenden Aeroplan getöteten französischen Kriegsministers Berteaux wird General Goiran ernannt (Portr. S. 907).

28. Mai.

In Portugal nehmen die Wahlen zu der konstituierenden Versammlung einen ruhigen Verlauf. Es werden zum größten Teil Anhänger der Regierung gewählt, doch schneiden auch die Sozialdemokraten gut ab.

29. Mai.

Die türkische Kammer erteilt dem Kabinett Hakki, nachdem der Minister des Aeußern und der Großwesir Erklärungen über die Beziehungen zu Montenegro und das Eingreifen Rußlands abgegeben haben, ein Vertrauensvotum.

Bei Skagen findet zwischen den Torpedobooten der deutschen Hochseeflotte „S 139" und „G 172" ein Zusammenstoß statt, bei dem ein Matrose getötet wird.

30. Mai.

Der Kronprinz und die Kronprinzeisin kehren nach Potsdam zurück.

Der Reichstag nimmt die Reichsversicherungsordnung mit 232 gegen 58 Stimmen endgültig an. Die 7 polnischen Abgeordneten enthalten sich der Abstimmung.

Das preußische Abgeordnetenhaus vertagt sich bis zum 17. Juni.

Aus El Paso kommt die Nachricht, daß zwei Unterführer der mexikanischen Rebellen, der General Villiers und der Amerikaner Dunn, unter dem Verdacht, Madero nach dem Leben zu trachten, verhaftet worden sind.

31. Mai.

In Mexiko herrscht nach dem Rücktritt des Präsidenten Diaz blutiger Bürgerkrieg. In Cholula hat der Pöbel die Uebermacht, bei Straßenkämpfen finden 40 Personen den Tod.

Ein neues Gedicht von Heinrich von Kleist.

Gefunden in der Gräflich Schaffgotschschen Majoratsbibliothek in Warmbrunn.

Mitgeteilt von Dr. M. Schuler, Bibliothekar in Warmbrunn.

Hymne an die Sonne.

Über die Häupter der Riesen, hoch in der Lüfte Meer,
Trägt mich, Vater der Riesen, Dein dreigezackigter Fels.
Nebel walten
Wie Nachtgestalten,
Um (urspr.: Über) die Scheitel der Riesen her,
Und ich erwarte Dich, Leuchtender!

Deinen prächtigen Glanz borge der Finsterniß,
Allerleuchtender Stern! Du der unendlichen (urspr.: ewigen) [Welt
Ewiger Herrscher,
Du des Lebens
Unversiegbarer Quell, gieße die Strahlen herauf,
Helios! wälze Dein Flammenrad!

Copyright by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sieh! Er wälzt es herauf! Die Nächte, wie sie entfliehn —
Leuchtend schreibet der Gott seinen Namen dahin,
Hingeschrieben
Mit dem Griffel des Strahles,
„Creaturen, huldigt ihr mir?"
— Leuchte, Herrscher! wir huldigen Dir!

d. 13. Juli 99
am Morgen, als ich von
der Schneekoppe kam.

Heinrich Kleist,
ehemals Lieutn. im Regt. Garde.

Am 16. Dezember 1801 schrieb Heinrich von Kleist an seine Schwester Ulrike über seine Wanderung von Darmstadt über die Bergstraße nach Heidelberg: „... und die Lüfte wehten da so warm wie damals auf dem Kynast in Schlesien". Unter Hinweis auf diesen Brief richtete im Juli vorigen Jahres Landesgerichtsrat Ad. Hoffmann in Breslau an die hiesige Bibliothekverwaltung die Bitte, in den Fremdenbüchern der Bibliothek nachzuforschen, „ob Heinrich von Kleist und seine Schwester Ulrike in den Jahren vom 11. Juni 1795 bis 1799 (März) in diesen Büchern eingetragen sind", höchstens könne auch noch die Kindheit vor 1793 für die Reise in Betracht kommen. Die Frage konnte damals nicht erledigt werden, wurde mir aber, nachdem ich am 1. Oktober die Verwaltung der Bibliothek übernommen hatte, im Oktober wieder vorgelegt. Am 20. Oktober konnte bereits geantwortet werden, daß Heinrich von Kleist und seine Schwester Ulrike zwar nicht auf dem Kynast, wohl aber auf der Schneekoppe gefunden worden seien, allerdings auch nicht innerhalb der angegebenen Zeitgrenzen, sondern unter dem 13. Juli 1799; daß ferner Heinrich von Kleist sich am genannten Tag mit einer bisher wohl noch unbekannten „Hymne an die Sonne" im Fremdenbuch der Hampelbaude verewigt habe. Weitere Mitteilungen darüber an die Oeffentlichkeit konnten damals noch nicht gemacht werden.

Nun ging Ende April dieses Jahres, wieder unter Berufung auf den vorerwähnten Kleistbrief, eine neue Anfrage über etwaige Eintragungen von Kleist in den Fremdenbüchern der Bibliothek hier ein, diesmal von Paul Hoffmann aus Frankfurt a. d. O. Er war zu dem Ergebnis gelangt, daß die beiden Geschwister Kleist „nur in den Jahren 1795—98 den Kynast bestiegen haben können". Nachdem ich ihm das Resultat der früheren Nachforschungen mitgeteilt, gab ich jetzt auch eine kurze Notiz über den Fund an die Tagesblätter. Erst später erfuhr ich, daß auch die erste Anfrage durch Paul Hoffmann aus Frankfurt veranlaßt worden war; ihm kommt also das Verdienst zu, die Nachforschung angeregt zu haben.

Die Hampelbaude ist die älteste Baude an der Nordseite des Riesengebirges; von ihr aus unternahmen früher wie noch heutzutage viele den Aufstieg auf die Koppe; daher wurde sie zur Zeit, als es auf der Schneekoppe selbst noch keine Bauden zum Uebernachten gab, vielfach „Koppenbaude" genannt. Das Fremdenbuch der Hampelbaude hieß auch „Koppenbuch". Für uns kommt hier in Betracht eine in Leinwand gebundene Papierhandschrift in Folio, die nachträglich mit Seitenzählung versehen ist und 572 Seiten stark ist. Sie enthält Eintragungen aus den Jahren 1789—1800 (vereinzelte noch bis 1810). Auf S. 512 hat Heinrich v. Kleist dem überwältigenden Eindruck, den der Sonnenaufgang auf der Koppe auf ihn gemacht hatte, begeisterten Ausdruck gegeben. Die Eintragung des Dichters hat den oben mitgeteilten Wortlaut.

Dann folgt auf der gleichen Seite 512:

„Die Aussicht auf der Schnee Koppe war weit, — aber es ist auch keine Kunst, wenn man so hochsteht. — — —

d. 13. July 1799

Kleist,
Lieutenant im Inf. Rgt. v. Zenge."

Beim letzten Wort v. Zenge läuft das Schluß-E in einer wellenförmigen Linie aus; da das Blatt hier dazu auch gerade fleckig ist, konnte man über die richtige Lesung an dieser Stelle im Zweifel sein. Im Schreiben an Ad. Hoffmann hatte ich die Stelle wiedergegeben: „Kleist, Lieutnant im Inf. Rgt. v. Zenge ..." In der ersten Mitteilung an die Zeitungen stellte ich, mitbeeinflußt durch den Namen der Braut des Dichters Wilhelmine von Zenge, den Namen „v. Zenge" vorläufig für sich neben „Kleist, Lieutnant im Inf. Rgt." Nun teilt mir Paul Hoffmann aus Frankfurt mit, daß der jüngere Bruder des Dichters Leopold v. Kleist „Lieutnant im Inf. Reg. von Zenge" gewesen sei. Damit ist die richtige Lesung gegeben und die Persönlichkeit festgestellt.

Nach den Brüdern Heinrich und Leopold v. Kleist hat sich noch auf der gleichen Seite 512 eingetragen ein Leutnant v. Gleißenberg, nach Mitteilung Paul Hoffmanns der spätere Schwager des Dichters. Er scheint das Sprüchlein seines unmittelbaren Vorgängers nicht besonders geistreich gefunden zu haben. Denn, wenn nicht alles trügt, hat er zunächst zwischen Datierung und Namen von (Leopold von) Kleist die drei Worte hineingeschoben „Ey! wie witzig!" Dann schwingt er selbst sich zu einem poetischen Erguß auf, der auch hier beigegeben sei:

„Blickt hier auf diesem Berg umher,
Seht, wie allmählig herrlicher
Die ganze Gegend sich erweitert;
Hier wird die bängste Brust erheitert,
Hier wird das Herz von Sorgen leer.
In Mauern Zwang und Stadtgetöse
Wähnt unser Geist sich arm und klein,
Hier mißt er freudig seine Größe,
Und fühlt das Glück, ein Mensch zu sein.
Hier kann man Kant und Biebel mißen,
Man lacht der Weisheitkünsten Schlüßen,
Und glaubt der Rednerin Natur,
Und fühlet Gott auf stiller Flur.

Den 13. Juli 1799.

v. Gleißenberg Lieut. im Regt. Garde
zu Potsdam."

Auf S. 513 folgt dann eine Zeile von der Schwester des Dichters:

„Ullerique v. Kleist aus Francfurt a. d. O., d. 13. July 1799."

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

SPORT im BILD

Soeben erschien Heft 22 in einem Umfange von 136 Seiten als

Spezialnummer für „Reise und Touristik“

reich ausgestattet mit dem Supplement:

Berlin als Vergnügungsstadt



Die Spezialnummer bringt neben ihren prächtigen Illustrationen und Aufsätzen über Reise, Touristik und alle Gebiete des Sports eine außerordentlich eigenartige Gabe, die überall fesseln wird. Berlin, das sich mit fabelhafter Schnelligkeit in seiner Arbeit amerikanisiert hat, ist ebenso schnell als Vergnügungsstadt zu einem internationalen Ruf gekommen. Das Supplement zeigt in den Aufsätzen von Reinhold Cronheim, Kurt Doerry, Edmund Edel, Fedor Freund, Julius Keller, Rudolf Lothar, Paul von Szczepanski, Henry F. Urban u. a., wie man in Berlin Geld auszugeben u. dafür Vergnügungen einzuheimsen versteht. Künstler wie Max Liebermann, Deutsch, Gino v. Finetti, Heinrich Jäger, August Hajduk, Ludwig Kainer, Fritz Wolff u. a. ergänzen den Text durch charakteristische Zeichnungen. So ist eine packende Darstellung entstanden von Berlin, wie es im Hotel und Restaurant sich gibt, wie es tanzt und flirtet, wie es Sport treibt und seine Fremden unterhält.

Das Supplement wird mit der Spezialnummer sämtlichen Abonnenten von „Sport im Bild“ ohne Aufschlag geliefert.

Einzelverkaufspreis 1 Mark.

Zu beziehen durch den Buch- und Zeitschriftenhandel und unsere sämtlichen Filialen.

Berlin SW 68, Zimmerstraße 36-41.

August Scherl G. m. b. H.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im wunderschönen Monat Mai ...

Ein Wetterbericht von Hanns Fechner.

Ja, das Wetter! Ein Mai ohne Regen! In meiner Kinderzeit wäre so etwas geradezu entsetzlich gewesen. Wie hätten wir wohl wachsen können, wenn wir nicht in den Mairegen hinausgeschickt worden wären, damit der bloße Kopf recht tüchtig abgewaschen wurde.

„Mairegen macht, daß man größer wird, größer wird,
Größer, ach, möcht ich doch sein — — —"

sangen wir dazu. Ja, solch dumme Kinder gab's zu der Zeit noch, die auf den Kalmus piepen mußten und sich Pfingsten ohne den Schmuck der grünen Maien, der grünen Birkenzweiglein, gar nicht denken konnten.

Ein Mai ohne Regen! Ich verstehe es nicht, warum die Leute in der Stadt sich darüber freuen. Wenn sie hinauspilgern durch die Straßen ins Freie, können sie wegen des Autostaubes nicht sehen und nicht atmen, und an den idyllischen Plätzen draußen in Gottes freier Natur hat man auf eine übermäßige Einquartierung von Stadtgästen nicht gerechnet. Die Wirte dort kennen ja den Mai kaum ohne Regen und richten sich darum auch gar nicht erst mit dem Essen auf schönes Wetter und ein vollbesetztes Lokal ein. Lieber teilen sie im Notfall die Schnitzel- und Kalbsbratenportionen noch einmal durch, damit keiner der Gäste leer ausgeht.

Aber daheim hat's der Städter auch nicht gut. Schon seit sieben Uhr morgens haben die Mädchen damit angefangen, ihre Decken und Teppiche zu klopfen; auch die Zaghaften bei der Arbeit machen immer noch so viel Skandal und wirbeln so viel Staub auf, daß selbst die neugierigsten und luftbedürftigsten Parteien ihre Fenster schließen müssen. Jetzt ist's zwölf Uhr, und das Mordsgeklopfe muß kontraktlich aufhören. Sofort öffnen sich bei dem schönen Wetter die Fenster wieder, und allerhand liebliche Geräusche dringen von allen Ecken heraus. Von den Küchen her klappert's und rasselt's, die Mägde kreischen einander allerhand Freundlichkeiten zu, die Kinder vergnügen sich mit dem Weihnachtsrest an Musikinstrumenten und entlocken ihnen unermüdlich den einen oder andern noch übriggebliebenen Ton. Aus der zweiten Etage unten erklingt die mächtige Stimme Carusos, was sofort als Protzerei von einer andern Partei aufgefaßt wird, deren Familienoberhaupt mit seinem eigenen schmelzenden Organ, gefühlvoll begleitet von dem verstimmten Klavier, den Phonographen unterzukriegen versucht. Die Dienstmädchen lachen und klatschen Beifall, dies nimmt natürlich wieder die Gattin des Sängers zeternd übel. Endlich erscheint der Portier und verbietet jegliches Spielen und Singen bei offenem Fenster: „Hier wird keene Maifeier jemacht!" „Wat, bei so'n schönet Wetter de Fenster zu, Sie sind wohl nich —" ruft ein Dienstmädchen zu ihm herunter.

Ja, Maifeier...

Die schönen Feste kommen mir in den Sinn, die der Berliner Künstlerverein vor dreißig, vierzig Jahren regelmäßig im Mai veranstaltete. Es galt stets, den Wonnemonat mit einer Riesenmaibowle einzuweihen. Gewöhnlich wurde eins der idyllischen Fleckchen Erde in der Umgegend, wie etwa Schulzendorf-Tegel, gewählt, wohin dann die ganze Gesellschaft in maiengeschmückten Kremsern hinausfuhr. Irgendeine besondere Ueberraschung wartete auf die Festgäste immer. Ein räuberischer Ueberfall von kostümierten Banditen oder ein grotesker Zug mittelalterlicher trinkfester Landsknechte, oder was sonst heitere Künstlerphantasie ausgedacht hatte. Das Schönste und das Lustigste und die ständige herkömmliche „Ueberraschung" war es aber doch, wenn die Bowle einregnete und Männlein und Weiblein in hastiger Flucht schützende Unterkunft suchen mußten; das erhoffte Tanzvergnügen tröstete sie dann ausgiebig für das „Mißgeschick".

Ja, es hilft nun einmal nichts: zum Mai gehört der Mairegen, auch dann, wenn er den echten, rechten Wonnemonat für den Großstädter bedeuten soll. Daß er für den Landmann draußen ohne die nötige Feuchtigkeit ein böses Omen ist, erzählen ja schon all die bekannten Bauernregeln:

Maidürre macht die Hoffnung irre;
Ist er aber warm und naß,
Füllt er dem Bauern Scheun und Faß;
oder
Viel Regen im Mai,
Singt der Bauer juchhei.

Die Saatkörnlein, die der Bauer im vorigen Monat dem Mutterschoß der Erde mit hoffnungsfrohem Segenspruch anvertraut hat, keimen ohne Regen nur langsam oder gehen zum großen Teil zugrunde, denn die Aussaat braucht Wärme und Feuchtigkeit. Alle Arbeit des Landmanns bleibt vergebliches Mühen, alle vorbereitende Tätigkeit, wie die Auflockerung des Bodens, ist nutzlos, ohne den Segen, den nur die so heiß ersehnten Regenwolken spenden können. Was nützt das sorgfältige Düngen mit künstlichen Mitteln, wenn der Chilesalpeter, der über den Erdboden gestreut ist, nicht eindringen kann, weil kein Regenfall die Erde erweicht! Die Hälmlein und Pflänzlein, die sich unvorsichtig an die Oberfläche gewagt haben, müssen unter der Schärfe des Salpeters in ihrer zartesten Jugend elendiglich verbrennen. Von einem regelrechten Schossen der Halme kann nicht die Rede sein, die Rüben wie auch die meisten andern Feldfrüchte bleiben ebenfalls in der Entwicklung zurück. Am schlimmsten aber ist es, daß die rechte Bodenausnutzung durch eine solche Periode verschoben wird. Die im Wachstum durch die Trockenheit zurückgebliebene Sommersaat kommt zu spät zur Reife, und die darauf folgende Wintersaat kann nicht mehr zur rechten Zeit dem abgeernteten Boden anvertraut werden. Bei der mageren Ernte tritt Strohmangel ein, und der Landmann kraut sich trübsinnig den Schädel und quält sich vergeblich damit, wie er den Verlust wieder einbringen könne. Aber auch die Futterfelder bleiben bei der Dürre im Mai zurück, das Gras auf den Wiesen entwickelt sich ungenügend, und die Heuernte fällt kläglich aus. Die Viehweide gedeiht schlecht, und das Völklein der Kühe hat keine rechte Freude am dürren Wiesenfutter, Milch und die beliebte „Grasbutter" befriedigen die verwöhnten Gaumen der Städter nicht. So ist der holde Mai für die Feldfrucht der Monat der Gefahren, und die Städter haben keine Ahnung davon, wenn der trockene Mai sie mehr als sonst auf die Straßen führt,

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Pfingsten

Es klingt aus heiligen Tagen
Ein wunderstarker Spruch:
Es wird die Stunde schlagen,
Da weicht der Weltenfluch!
Da wird Segen beschieden,
Und aller Streit entwirrt!
Da zieht in ewigem Frieden
Eine Herde und ein Hirt!

Im Blumenschmuck wird lachen
Der weite Weltenraum!
Es wird sein wie ein Weltenerwachen
Aus langem, beklemmendem Traum!
Frohlocken wird aus den Mienen
Ein Leuchten, wie damals geflirrt
Das Geleuchte, als alle schon schienen
Eine Herde und ein Hirt!

Da trennen nicht mehr Schranken
Der Sprachen und der Art!
Da finden in reinen Gedanken
Sich alle zur einen Fahrt!
Keine Schwerter fahren aus Scheiden,
Kein Streitroß wird geschirrt!
Da wandelt auf blumigen Weiden
Eine Herde und ein Hirt!

Dann soll ewig erscheinen,
Was damals flüchtig erschien!
Der Stab in Händen des Einen,
Und die eine Herde um ihn!
Ein Quell und eine Speise;
Eine Herberg und ein Wirt;
Ein Ziel und eine Reise;
Eine Herde und ein Hirt!

Ein Sehnen und ein Verlangen!
Eine Seligkeit und ein Licht!
Ein Hoffen und ein Bangen!
Ein Spruch und ein Gericht!
Ein Freisein von allen Sorgen
Aus Gnade, die siegen wird!
Ein ewiger pfingstlicher Morgen:
Eine Herde und ein Hirt!

Marx Möller.

vor wie bangen Fragen jetzt der Landmann steht. Und wohl die schwerwiegendste davon ist: wird es diesmal ein Rostjahr oder nicht? Um Millionen kann das Land geschädigt werden, wenn der Rost, dieses winzige und doch so fürchterliche Pilzlein, durch die Trockenheit begünstigt, das schon an und für sich gering in den Halm gegangene Getreide überfällt und wie ein Blutegel aussaugt. „Regen, nur Regen", flehen viel Tausende bittender Herzen, er allein kann die Gefahr bannen; es ist ein Gebet ums tägliche Brot. Aber nicht nur dem Bauer bangt vor so trockenen Wochen im Mai, sondern auch der Gärtner fürchtet sich davor, denn wenn auch die Blütezeit an sich glücklich vollendet ist, so droht doch, durch die Dürre begünstigt, ein Heer von Schädlingen die Fruchtentwicklung zunichte zu machen. Das Madengezücht nimmt überhand, Blattläuse treten in erschreckenden Mengen auch an den Obstbäumchen auf, die Raupen der Spannerarten bohren die winzigen Früchte der Aepfel und Birnen an und zernagen die jungen Zweigknospen. Die vielen Sorten der kleinen Gemüsepflänzchen drohen nicht minder zu verkümmern und werden nur durch immerwährendes Begießen von der sorglichen Hand des Gärtnergehilfen über die schwere Zeit hinfortgebracht. Selbst die einzige Hilfe, die die Mutter Natur sonst gütig spendet, bleibt aus, wenn die Wärmetemperatur bei der Nacht die gleiche wie während des Tages ist und kein Tau die durstige junge Pflanzenwelt netzt. „Regen und immer wieder Regen" heißt die Losung; eine ordentliche Regenperiode nur kann der mächtigen Entwicklung all des Ungeziefers ein wirksames „Halt" gebieten.

Selbst der alte Vater Bartl vom Wedding, der sonst immer ein vergnügtes Gesicht zeigt, begrüßt mich auf der Straße mit bekümmerter Miene. Meine Frage deshalb, ob er etwa wieder geheiratet habe, entlockt ihm nur ein vorübergehendes Lächeln, und er meint: „Nee, so wat is et nich. Aber ick muß jetzt im Mai ein paar hunderttausend Tauwürmer besorgen und in-

lagern, die von den Anglern schon für nächsten Monat bestellt sind. Wie soll ich denn det aber machen, wenn mir keener von meine Leute die Würmer liefert. Es is zu trocken, lieber Herr, bei so 'ne Trockenheit kraucht keen Tauwurm raus in der Nacht. Das Jegenteil, se sitzen alle janz tief unten in de Erde, da wird ihnen wohl noch feucht genug sein. Nee, nee, man hat seine Sorgen!"

Ja, dem alten Bartl geht's ebenso schlecht wie den Leuten auf dem Land draußen, wenn der wunderschöne Monat Mai ewig blau auf sie herniederlacht.

Die Dichter haben es leicht, ihre Frühlingshymnen auf den herrlichen Wonnemond zu singen, von den Sorgen und Kümmernissen, die dem Landmann aus so regenlosen Wochen erwachsen, haben sie ja keine Ahnung. Dem Städter schadet es gar nichts, wenn er gelegentlich in seiner Sorglosigkeit ein wenig daran denkt, wie sich die Dinge außerhalb der Stadtmauern ausnehmen.

Wenn ihm der Staub der Straße in die Nase steigt oder der Lärm aus den geöffneten Nachbarfenstern auf die Nerven geht, so sind das keine Kümmernisse, die sich mit den Sorgen des Landmanns vergleichen lassen, dem regenlose Wochen im Mai seine ganze Ernte vernichten können.

❧ ❧ ❧

Vernünftige Sommerküche.

Von Wilhelmine Bird, Dahlem.

Nicht ohne Ansprüche kommt der Sommer, der Helfer von so vielen Leiden. Wir müssen ihm helfen, wenn er helfen soll. Das bezieht sich in erster Linie auf die Küche, die wir anders einrichten müssen wie zur Winterzeit. Diese erfordert die Erwärmung, jene die Kühlung. Was ist da einfacher, als die Erhitzung unseres Blutes durch kühle Nahrung zu mäßigen!

Fangen wir mit der Frühe des Tages an. Ich will nicht versuchen, den gewohnten anregenden Kaffee oder den duftenden Tee in Mißkredit zu bringen — o nein — wen kein ärztliches Verbot hindert, der erfreue sich ungestört dieser guten Gabe Gottes. Aber wir könnten hier eine Einrichtung treffen, zu der ich leider wieder ein Beispiel aus der Fremde anführen muß, ich meine die amerikanische Gewohnheit, das erste Frühstück mit dem Genuß frischen Obstes irgendwelcher Art einzuleiten. Diese kluge Sitte hat den Zweck, den Appetit nach dem eigentlichen Morgentrank etwas herabzumindern, und dann die löbliche Absicht, den Stoffwechsel anzuregen. Kann es nicht immer frisches Obst sein, so vertritt mit Glück gekochtes, erkaltetes Obst die Stelle, auch getrocknetes Obst, selbst in Gestalt der mit Unrecht übel beleumundeten Lazarettpflaume. Wird auch das üppige erste Frühstück der Amerikaner mit seinen prächtigen Mais- und Weizenmehlspeisen, auch Haferprodukten, die mit kalter Sahne genossen werden, mit seinen häufig noch folgenden warmen Fleisch- oder Fischgerichten schwerlich bei uns Eingang finden, so möchte ich doch für das Obst als Vorspeise beim Frühstück eine Lanze brechen.

Die Einführung erscheint mir auch gar nicht so schwierig. Das Obst vermindert den Durst auf Kaffee oder Tee, kompensiert die erhitzende und nervenreizende Wirkung dieser Getränke und führt dem Körper die wohltuende Obstsäure und den nährenden Fruchtzucker zu. Der Morgentrank rückt somit in zweite Linie und wird entschieden mäßiger genossen.

In die kalte Sommerküche läßt sich viel mehr drängen, als man glaubt. Selbst wer im allgemeinen kein Freund von Suppen ist, weil er mit Recht oder Unrecht fürchtet, durch den Genuß an Leibesumfang zuzunehmen, muß doch zugeben, daß in einer kalten Obstsuppe eine nachhaltige Erfrischung liegt, eine wahrhafte Erquickung in heißen Tagen, und wenn sie richtig zubereitet ist, darf man sie auch als nährend bezeichnen. Das ist namentlich der Fall, wenn man ihnen Einlagen gibt, wie in schmale Streifen geschnittenen Eierkuchen oder ei- und mehlhaltige Klößchen, unter dem Namen Schwemmklöße bekannt. Ist das Obst unter Zugabe von Zitronenschale und Zimt gekocht, durch ein Sieb getrieben und zu dem Suppennaß verdünnt, so kocht man die Klößchen darin auf und macht die Suppe mit etwas Mais oder Kartoffelmehl bündig, süßt sie nach Geschmack und stellt sie dann in den Eisschrank oder kühlen Keller. Eierkuchen bäckt man und legt ihn dann geschnitten in die fertige Suppe. Für Kinder ein köstliches Gericht.

Der Eisschrank oder ein kühler Keller sind die Basis für die kalte Küche, natürlich! Wann wird der menschenfreundliche Erfinder auferstehen, der auch den Haushaltungen zu erschwinglichen Preisen einen geeigneten Kühlraum schafft! Unsere Eisschränke sind doch nur ein Notbehelf. Die offen zutage tretende Notwendigkeit eines Kühlraums darf nicht einen Luxus bedeuten.

Wenn die Sonne senkrecht ihre Strahlen auf unsere Häupter sendet, so sehen wir warme Fleischgerichte mit einem trocknen und einem nassen Auge an. Dem ist aber leicht abzuhelfen. Jedes Fleisch, das beim Braten saftig erhalten ist — allerdings der wunde Punkt — erfüllt auch kalt seinen Zweck, sobald wir als Zugabe eine passende Sauce, ein Gemüse, einen wohlschmeckenden Salat oder gekochtes, wieder erkaltetes Obst geben. Der kalte Braten, auch in andern Formen, bedeutet im Sommer aber nicht nur größere Bekömmlichkeit, sondern auch erheblich verminderte Arbeit, was bei der Hitze nicht zu unterschätzen ist. Das Fleisch erhält sich ganz gut einige Tage und kann recht wohl einigemal in veränderter Anordnung auf dem Tisch nicht allzu anspruchsvoller Menschen erscheinen.

Eine immer lohnende Sache ist ein kaltes Roastbeef mit einer Tomaten- oder wohl zubereiteten Remouladensauce, in Butter und reichlicher Petersilie geschwenkten Kartoffeln nebst etwas Obst oder, statt der Sauce, nur mit frischer Butter, neuen Kartoffeln und Gurkensalat, dem Maiengrün aus dicker, saurer Sahne lugt. Die Gurke muß aber sehr fein geschnitten werden und darf niemals durch Pressen ihres Saftes beraubt sein, da gerade der eigene Saft sie verdaulich macht.

Ein kalter Fleischpudding, zu dem mit Glück auch Reste verwendet werden können, ergibt mit einem Obstsalat ein sehr zusagendes Gericht. Der Obstsalat darf aus allen zurzeit vorkommenden Arten bestehen und wird besonders gut, wenn ihm auch eine Apfelsine zugefügt werden kann. Das Obst wird in kleine Stückchen geschnitten, mit Zucker überstreut und mit Zitronensäure geschärft. Er muß recht kalt sein und ist dann ein wahres Labsal. Dem Fleischpudding muß durch reichliche Eierzugabe möglichste Lockerheit gegeben werden. Eine Masse, aus der man einen Panzer herstellen könnte, dürfte ihn natürlich nicht begehrenswert machen.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein kalter Kalbsbraten verbindet sich vorzüglich mit einer geschlagenen Sardellensauce. Geschlagen insofern, als ganz frische Butter, zu Schaum geschlagen, in ihrem duftigen Kleid einige durch ein Sieb getriebene Sardellen aufnimmt und eine pikante Note durch eine Prise Rosenpaprika erhält. Dazu gibt man einen Gemüsesalat, Spargel, grüne Erbsen, junge Karotten, Morcheln usw. Durchzogen von einer Sauce, die gerührt wird, von zwei rohen Eidottern unter allmählicher Zugabe von etwas heißem Wasser, wodurch sie sich dicken, ferner 2 Löffeln voll Oel, einer Prise Salz, ebenso englischem Senf, nach Geschmack Zitronensäure oder Estragonessig und einer kleinen Gabe Zucker. Diesen Salat füllt man in große ausgehöhlte Tomaten, deren ausgehobenes Fleisch der Sardellensauce zugegeben wird oder zu einem neuen Salat Verwendung findet.

Kalte Kotelette jeder Art, Hammelkotelette, wenn das Fett völlig beseitigt war, sind mit einer etwas vollen Tomatensauce und in Butter gebratenen Kartoffelscheiben oder Pommes frites sehr annehmbar. Bei der Sauce streicht man mit den Tomaten einen weich gekochten Sellerie durch das Sieb, setzt ein wenig schwarzen Pfeffer, geriebene Muskatnuß, Salz und etwas Zucker dazu, zieht sie mit zwei Eiern ab und gibt schließlich noch ein Stück frische Butter hinein. Zur Freude des Auges fügt man dem feurigen Rot der Tomaten das gesättigte Grün fein gehackter Petersilie hinzu. Die gleiche Sauce eignet sich vorzüglich zu kalten Eiern, die noch von einem Selleriesalat unterstützt werden können.

Kaltes Geflügel, dessen Sauce das kalte Jus gibt, in einem Rand von in Wasser und Butter weich gequollenem und wieder erkaltetem Reis, dazu die goldigen Herzen des Kopfsalates, garniert mit Tomaten und aufgeschlossenen Eiern — das ist ein wirklicher Genuß.

Salat, das A und Z unserer Sommerküche, erheischt feinstes Oel, am besten das erste von der Olive abgepreßte Oel, ferner feinsten Essig über Kräuter gezogen.

Man sagt den Franzosen nach, daß sie zur Erhöhung des Reizes die Salatschüssel mit einer Knoblauchzehe ausreiben. Warum nicht? Probatum est.



Musikwoche.

Die Musiksaison ist zu Ende. Die Konzertsäle Berlins sind geschlossen; hin und wieder nur öffnen sie noch ihre Pforten, wenn, wie es im Frühling Brauch, die Gesangspädagogen sich anschicken, die Resultate ihrer winterlichen Tätigkeit der Oeffentlichkeit vorzuführen. Die größeren Musikschulen warten auch wohl mit dramatischen Veranstaltungen auf; so brachte das Sternsche Konservatorium in fünf Vorstellungen unter musikalischer Führung des Direktors Prof. Gust. Hollaender und der szenischen Leitung des Kammersängers Rothmühl außer der ganzen Oper „Werther" von Massenet Bruchstücke aus nicht weniger als neunzehn Opern älterer und neuerer Meister zu Gehör. Das Brandenburgische Konservatorium kündigte sogar eine Novität für Berlin an: Ennas „Streichholzmädchen".

Eifrig weitergearbeitet wird in den beiden Opernhäusern Berlins. Direktor Gura von der Komischen Oper sucht das Interesse des Publikums wachzuerhalten durch das für sein Ensemble nicht ganz ungefährliche Mittel fortgesetzter Gastspiele mehr oder minder bedeutender Künstler. Die beiden Tenoristen Lafitte und Jadlowker traten unter diesen am meisten bemerkenswert hervor. Die Königliche Oper bietet den Wagner-Verehrern eine zyklische Vorführung der Tondramen des Baireuther Meisters. Gäste kommen und gehen auch hier. Mit Spannung sah man dem Gastspiel der Frau Lilian Nordica von der Metropolitanoper in Neuyork als Isolde entgegen. Frau Nordica ist wohl die erste Vollblutamerikanerin, die als Bühnensängerin einen Weltruf erwarb. Sie wurde sogar der hohen Ehre teilhaftig, eine bedeutende Rolle bei den Baireuther Festspielen zuerteilt zu bekommen. Sie sang dort die Elsa in „Lohengrin". Das war freilich schon 1894. Singstimmen, auch solch ausgezeichnet gebildete wie die der Frau Nordica, sind mehr als andere künstlerische Dinge der Zeit tributpflichtig. Die Isolde aber verlangt ein Vollmaß gesanglicher wie darstellerischer Fähigkeiten. So war es nicht eigentlich überraschend, daß die Isolde der Frau Nordica eine Enttäuschung wurde, trotz der hohen Intelligenz der Künstlerin und ihrem unverkennbaren Bestreben, in den Geist der Wagnerschen Tonpoesie einzudringen.



Draußen im Reich und jenseit der Grenzen blühen, wie alljährlich um diese Zeit, die Musikfeste. Von außerdeutschen Veranstaltungen war besonders bemerkenswert ein wochenlanges Beethovenfest im Haag, dessen Leitung zum Teil dem schnell zu hohem Ansehen gelangten, jetzt in Hamburg und Berlin wirkenden Kapellmeister Siegmund von Hausegger anvertraut war. Der Ertrag dieser Veranstaltung dient dem Zweck, ein Beethovenhaus zu gründen, einen in schöner Gegend gelegenen Konzertsaal, der in jeder Hinsicht eine ideale Kultusstätte der Musik darstellen soll. — Von Bedeutung war auch ein dreitägiges Musikfest, das vom Prager Konservatorium anläßlich der Feier seines hundertjährigen Bestehens gefeiert wurde, und das die Leistungsfähigkeit dieses von dem ausgezeichneten Künstler und Pädagogen Regierungsrat Kàan von Albest geleiteten, ehrwürdigen Instituts in vorteilhaftestem Licht erscheinen ließ. W. K.



Das Viktor-Emanuel-Denkmal in Rom.

(Abbildung auf Seite 914.)

Mit diesem Denkmal erhält Rom ein neues Riesenwahrzeichen. Trotzig schiebt es sich am Nordabhang des Kapitols in die modernisierte Piazza Venezia hinein, als ob es sagen wollte: auch wir Heutigen leben noch. Auch wir modernen Menschen wollen einen monumentalen Zeugen unseres Willens schaffen. Mitten im Herzen der Stadt, in hochragenden Baumassen in beinah dreißigjähriger Arbeit aufgetürmt, von der Piazza del Popolo aus ebenso sichtbar wie droben auf dem blumigen Monte Pincio, steht es wie ein gigantisches Monument der Dankbarkeit, das ein erstarktes Volk einem toten verdienstlichen König errichtete, dem „Padre della Patria", dem „Vater des Vaterlands", als der der zweite Viktor Emanuel im Herzen der Italiener fortlebt. Wer einst die Geschichte dieses Denkmals schreibt, wird von viel Glück und von viel Unstern zu berichten haben. Die Idee dieses merkwürdigen Bauwerks wurde bereits im Jahr 1878, kurz nach dem Tod des Königs, lebhaft diskutiert. Der Baumeister Graf Giuseppe Sacconi sowohl wie der Bildhauer Enrico Chiaradia, die das Werk begannen, weilen nicht mehr unter den Lebenden. Eine Kommission spielte seitdem den Spiritus rector, und verschiedene Preisausschreiben machten schließlich eine ganze Anzahl hervorragender Künstler für das Werk mobil. Aber wie oft mischte sich nicht wilder Kampf in die Arbeit, die diesem Friedenswerk gewidmet war! Million um Million verschlang der Bau. Ob allerdings die fast dreißig Millionen Lire, die dafür aufgebracht wurden, ausreichen werden, darf stark bezweifelt werden. So viel ist sicher, die Bauleitung hat in den letzten Jahren das Menschenmögliche getan. Die Architektur und ein großer Teil des plastischen Schmucks ist fertig, und wenn jetzt am 4. Juni bei der feierlichen Einweihung die Hof- und Staatskarossen vorfahren, wird an dem 63 Meter hohen Denkmal in der Hauptsache nicht eben viel mehr nachzuholen sein. Das römische Volk, das an die antike Formenwelt gewöhnt ist, wird sich mit seinem Herrscher an der grazilen Rhythmik dieses terrassenartig aufsteigenden Riesenbaus freuen, und in wohlgesetzten Reden wird dann noch einmal des politischen Triumphs des Einheitsgedankens gedacht werden, der das Aufblühen des modernen Italien so sehr begünstigt hat. A. O. Hartmann.

Die Kaiserfamilie bei den Rennen in Karlshorst (Abb. S. 908). Kürzlich hat das Kaiserpaar, begleitet von seiner Tochter und den Prinzen Eitel-Friedrich, Oskar und Joachim, zum erstenmal die beliebte Rennbahn in Karlshorst bei Berlin besucht. Von der Veranda des Kaiserpavillons aus sahen die Fürstlichkeiten dem Rennen um den Kaiserpreis zu

Generated on 2019-06-06 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

und der Kaiser gratulierte persönlich seinen beiden Offizieren v. Sydow und Braune, die gleichzeitig das Ziel erreichten.

Am Geburtstag des Zaren (Abb. S. 911) fand im Hauptsaal des Großen Palais in Zarskoje-Sselo eine Frühstückstafel statt. Das deutsche Kronprinzenpaar, das damals in Rußland weilte, nahm vereint mit der russischen Kaiserfamilie an dem Mahl teil; außerdem waren noch etwa 500 Gäste anwesend, darunter die Minister, die Präsidenten des Reichsrats und der Duma sowie die deutschen Diplomaten.

Prinzessin Viktoria Luise (Abb. S. 909), die reizende Tochter unseres Kaiserpaares, hat in den letzten Monaten mit ihren hohen Eltern an verschiedenen europäischen Höfen geweilt und überall den fürstlichen Gastfreunden wie der Bevölkerung der Residenzstädte ungemein gut gefallen. In Wien und in London schwärmte man nach dem Besuch des Kaiserpaares von der anmutigen Prinzessin, deren schlichtes, bescheidenes und doch jugendfrohes Wesen ihr auch in Berlin und im ganzen Deutschen Reich alle Herzen erobert.

Am Potsdamer Blumentag (Abb. S. 908), der am 31. Mai, dem Tag der Großen Parade, abgehalten wurde, leitete die Prinzessin August Wilhelm den Verkauf der Festblumen. Außer den Blumen wurden auch zahllose Ansichtskarten abgesetzt, die die Prinzessin vor einem wahren Berg von Margueriten zeigen. Das reizende Bild, dessen Reproduktion wir veröffentlichen, ist eine wohlgelungene Amateuraufnahme des Prinzen August Wilhelm.

Der neue französische Kriegsminister (Abb. S. 907) General Goiran stand bisher als Divisionsgeneral und Kommandant des VI. Armeekorps in Châlons-sur-Marne. Goiran ist aus der Artilleriewaffe hervorgegangen; als 23jähriger Artillerieleutnant wurde er bei Sedan gefangen. Später schuf er in Tunis große Artilleriewerkstätten und wirkte tatkräftig an der Verteidigungsorganisation dieses Schutzgebietes mit; er hat also auf afrikanischem Boden Erfahrungen gesammelt, die zur Zeit der Marokkoexpedition stark ins Gewicht fallen dürften. Vor zwei Jahren zeichnete sich General Goiran bei den großen Manövern sehr aus. Ein Bruder des neuen französischen Ministers ist General der italienischen Armee.

Zum Zug der Franzosen nach Fes (Abb. S. 910) veröffentlichen wir diesmal eine Karte, die unseren Lesern die Orientierung erleichtern soll. Es scheint, daß man, trotzdem Fes nun von den Franzosen besetzt ist, die Karte Marokkos nicht so bald beiseite legen wird, denn schon wird als nächste Aufgabe der französischen Truppen angekündigt, daß man der Gewalt des Sultans nach Osten, Süden, Südwesten und vielleicht auch nach Norden „Luft machen" müsse. Das hieße also, daß das Reich Mulay Hafids der Schauplatz weiterer großer Heereszüge sein soll.

Der englische Flotten-Luftkreuzer (Abb. S. 910), über dessen Bau lange geheimnisvolle Dinge geflüstert wurden, ist nun vollendet und schwebt, an einer Boje verankert, über dem Hafen von Barrow in England. Ob das Luftschiff wirklich so große geheime Vorzüge besitzt, wie die Engländer behaupten, wird sich erst ergeben müssen. Heute kann man nur sagen, daß es genau so aussieht wie unsere älteren Zeppelin-Luftschiffe. Eine Neuerung scheint hauptsächlich die Ballonhülle darzustellen, die oben silbergrau, unten gelb ist und infolge des verschiedenen Wärmeleitungsvermögens ihrer Bestandteile den Gasverlust bei dem Wechsel der Temperaturen auf ein sehr geringes Maß reduzieren soll.

Erfolgreiche Flieger (Abb. S. 909 u. 910). Der Flug Paris—Madrid, der mit der Katastrophe von Issy so unglücklich begann, ist in seinem weiteren Verlauf ohne Zwischenfall gelungen. Der Aviatiker Védrines flog an einem einzigen Tag von Bayonne nach Madrid und landete dort unter dem Jubel der Zuschauer, die den müden Sieger aus lauter Enthusiasmus beinah in Stücke gerissen hätten. — Das Publikum der deutschen Aviatik ist minder heißblütig, aber es hat in der letzten Zeit ebenfalls seine Freude gehabt. Der Oberrheinische Zuverlässigkeitsflug hat einen glänzenden Beweis für die Tüchtigkeit unserer Flieger erbracht, obgleich auch hier ein schwerer Unfall zu beklagen ist. Der Aviatiker Hirth führte seinen Etrich-Rumpler-Eindecker zum Sieg nach glücklicher Landung in Frankfurt a. M.

Die Ausstellung in Krefeld (Abb. S. 912), auf der das Gewerbe, die Industrie und die Kunst des Rheinlands sich ein Stelldichein gegeben haben, ist dieser Tage in Gegenwart des Oberpräsidenten v. Rheinbaben und der städtischen Behörden in feierlicher Weise eröffnet worden. Die Ausstellung ist von 500 rheinischen Gewerbetreibenden, Industriellen und Künstlern beschickt worden und enthält sehr viel des Interessanten.

Adelaide von Szkilondz (Abb. S. 913), eine junge Russin, die seit kurzem dem Berliner Königlichen Opernhaus angehört, erregt in den Künstlerkreisen der Reichshauptstadt augenblicklich viel Interesse, und man sagt ihr eine große künstlerische Zukunft voraus. Auch dem Kaiser ist die hochbegabte Sängerin aufgefallen, und während einer Aufführung der „Zauberflöte", in der sie die Königin der Nacht vorzüglich sang, befahl er Frl. v. Szkilondz in seine Loge, um sie zu ihrer Leistung zu beglückwünschen.

Personalien (Abb. S. 908, 910 u. 912). Wilhelm Freiherr v. Schoen, der frühere Staatssekretär des Auswärtigen Amts und jetzige deutsche Botschafter in Paris, begeht am 3. Juni seinen 60. Geburtstag. Der hochverdiente Diplomat hat den Krieg gegen Frankreich mitgemacht, dann war er Offizier, bis er im Jahr 1877 in den diplomatischen Dienst des Reichs trat. — Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Albert Eulenburg, der berühmte Berliner Nervenarzt, feierte dieser Tage sein 50jähriges Doktorjubiläum. Er wurde im Jahr 1882 an die Berliner Universität berufen, zu deren ersten Zierden er seither gehört hat. Professor Eulenburg ist übrigens auch ein Veteran der Feldzüge von 1866 und 1870/71. — Bei der letzten Anwesenheit des Grafen Zeppelin in Baden-Baden wurden die beiden Ehrenbürger der Stadt vom Männergesangverein und durch einen imposanten Fackelzug gefeiert. Unsere Aufnahme wurde auf der herrlichen Besitzung Mariahalden, die Herrn Hermann Sielcken gehört, gemacht, wo Graf Zeppelin als Gast weilte. Hermann Sielcken erhielt für seine Verdienste um Baden-Baden gleichzeitig mit dem Grafen Zeppelin den Ehrenbürgerbrief des vornehmen badischen Kurorts. — Ingenieur Ed. Richter von der Firma Zeiß in Jena wurde auf einer Studienreise in Griechenland von Räubern überfallen und gefangengenommen.

Todesfälle (Abb. S. 908, 910 u. 912). In Kopenhagen starb dieser Tage der greise Prinz Johann (Hans) zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg. Der Prinz wurde wegen seiner verwandtschaftlichen Beziehungen zu den meisten Herrscherhäusern lange der „Onkel Europas" genannt, wie man seinen Bruder, König Christian IX. von Dänemark, den „Schwiegervater Europas" zu nennen pflegte. In Kopenhagen war der kunstsinnige und liebenswürdige Prinz bei der Bevölkerung ungemein beliebt. — Desider Baron v. Banffy, dem ungarischen Staatsmann, der vor kurzem gestorben ist, verdankt sein Land die Durchführung der kirchenpolitischen Reformen, besonders der Zivilehe, die während seiner Amtszeit als Ministerpräsident Gesetz wurde. Banffy war ein politischer Opportunist, der mehrmals seine Parteirichtung wechselte. — Moritz Zeisler, der verstorbene Regisseur und Schauspieler, erfreute sich als Mensch und Künstler großer Sympathien. Sein Tod bedeutet einen schmerzlichen Verlust für das Berliner Kgl. Schauspielhaus.

Die Toten der Woche

Baron Desider v. Banffy, ehemaliger ungarischer Ministerpräsident, † in Budapest am 23. Mai im Alter von 68 Jahren (Portr. S. 912).

Baron Friedrich von Erlanger, † in Paris am 22. Mai im 79. Lebensjahr.

Der Librettist Sullivanscher Opern Sir William Gilbert, † in London am 29. Mai.

General Mann, ehemaliger Ministerpräsident und Kriegsminister, † in Bukarest am 29. Mai.

Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Remak, † in Wiesbaden im Alter von 62 Jahren.

Johann Prinz zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, † in Kopenhagen am 27. Mai im 86. Lebensjahr (Portr. S. 908).

Moritz Zeisler, bekannter Schauspieler, † in Charlottenburg bei Berlin am 25. Mai im Alter von 56 Jahren. (Portr. S. 910.)

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bilder vom Tage



Phot. Branger.

General Goiran, der neue französische Kriegsminister.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Wilhelm Frhr. v. Schoen,
der deutsche Botschafter in Paris, feiert seinen 60. Geburtstag.



Prinzessin August Wilhelm von Preußen.
Aufgenommen vom Prinzen August Wilhelm für den Margueritentag in Potsdam.



Johann Prinz zu Schleswig-Holstein †
der Onkel des Königs von Dänemark, verschied in Kopenhagen.



Der Kaiser (×) und die Kaiserin begrüßen die Sieger im Rennen um den Kaiserpreis.
Ein Ehrentag der Rennbahn Karlshorst bei Berlin.
Spezialaufnahme für die „Woche".

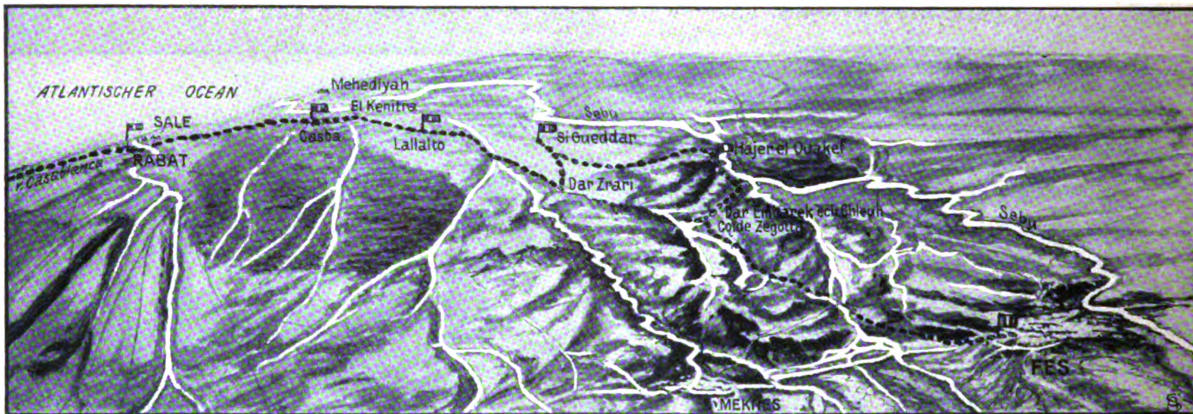
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Prinzessin Viktoria Luise von Preußen.

Neuste Aufnahme von Keturah Collings, London.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Frankreich in Marokko: Ueberſichtskarte über den Vormarſch der franzöſiſchen Truppen unter General Moinier auf Fes.



Hofphot. Haack.

Ingenieur Ed. Richter,
wurde auf einer Reiſe nach dem Olymp von Räubern gefangengenommen.



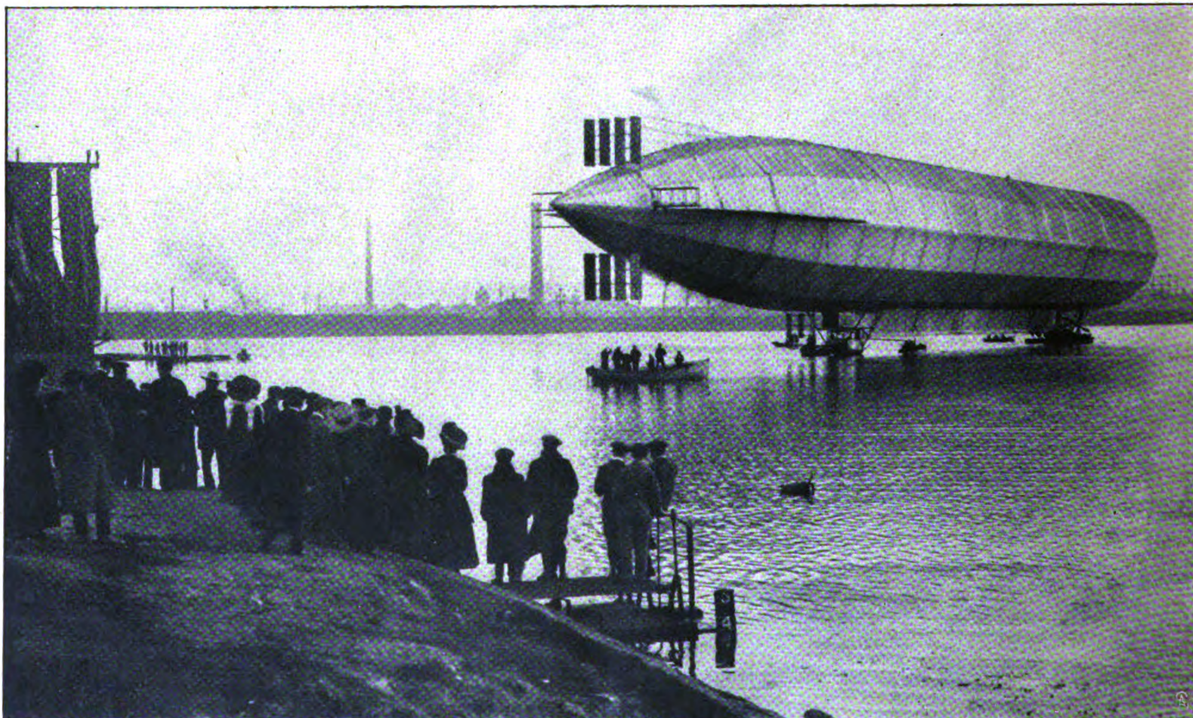
Phot. Branger.

Der Aviatiker Védrines,
Sieger im Flug Paris—Madrid.



Phot. Becker & Maaß.

Moritz Zeisler †
Geſchätztes Mitglied der Berliner Königlichen Schauſpiele.



Phot. Worlds Graphic Preß.

Anfänge zu einer engliſchen Luftflotte: Das neue engliſche Marineluftſchiff ſtarren Syſtems im Hafen von Barrow.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Hofphot. de Hahn & Co.

1. Die Zarin. 2. Die Zarinwitwe. 3. Der Kronprinz. 4. Der Zar. 5. Die Kronprinzessin.

Vom Besuch des Kronprinzenpaares am russischen Kaiserhof: Geburtstagsfrühstück zu Ehren des Zaren im Schloß von Zarskoje-Sselo.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Hofphot. Kuntzenmüller.
Die beiden Ehrenbürger von Baden-Baden:
Graf Zeppelin und Herr Hermann Sielcken.


Phot. Blum.
Der Aviatiker Hirth (×), Sieger im Oberrheinischen Zuverlässigkeitsflug
und Graf Spee auf dem Etrich-Rumpler-Flieger nach der Ankunft in Frankfurt a. M.


Phot. Anstür.
Von links: Architekt Biebricher, 1. Vorsitzender Franken, —, Oberpräsident Freiherr v. Rheinbaben, Vorsitzender der Düsseldorfer Handwerkskammer Wurmann, Oberbürgermeister Dr. Johansen, 2. Vorsitzender Derks.
Von der Eröffnung der Gewerbe-, Industrie- und Kunstausstellung in Krefeld.


Geh. Med.-Rat Prof. Eulenburg,
der bekannte Berliner Nervenarzt, feierte sein 50jähriges Doktorjubiläum.


Baron Banffy †
der bekannte ungarische Politiker und frühere Ministerpräsident.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

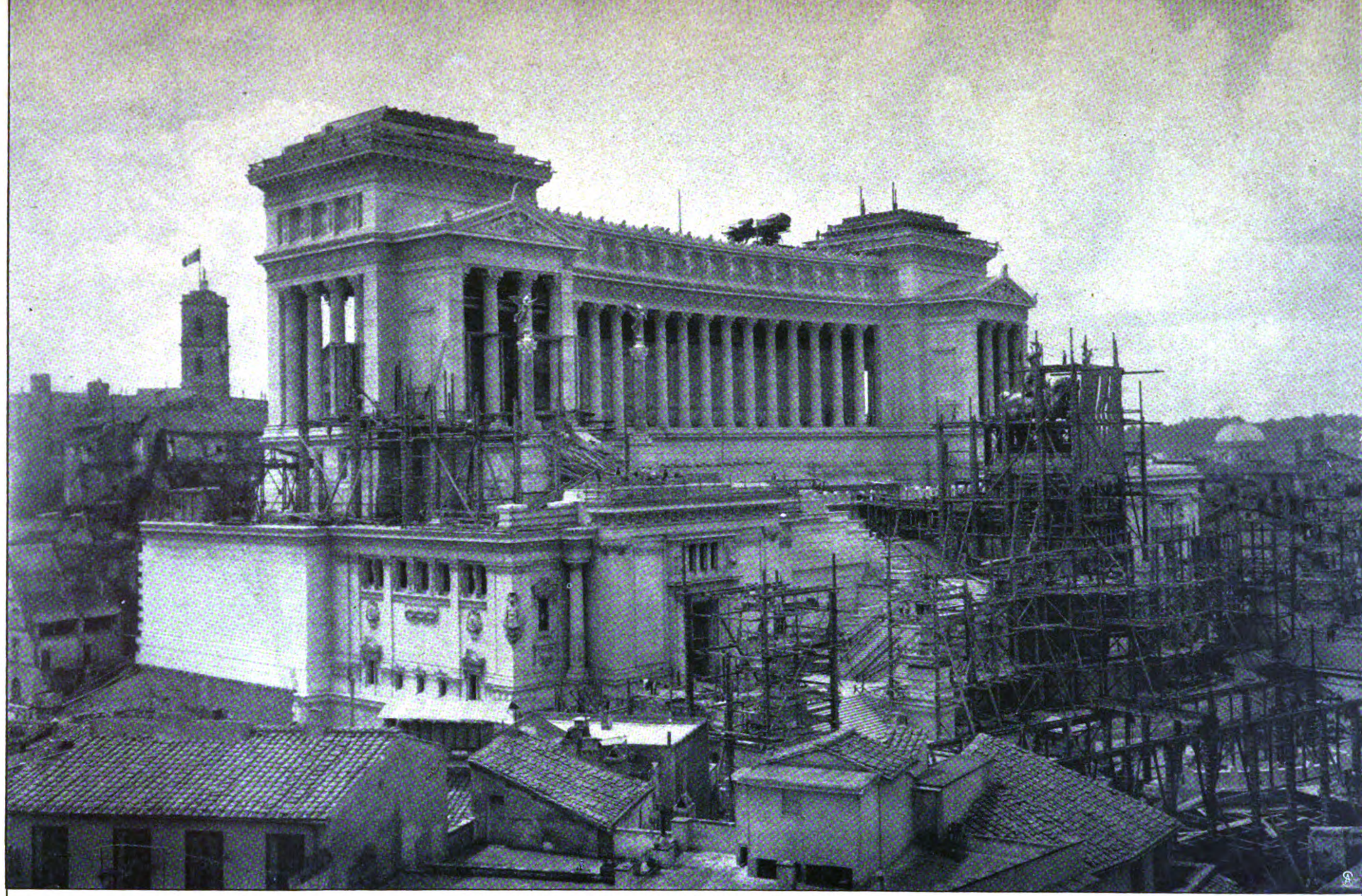


Adelaide Andrejewna von Szkilondz,

die neue Koloraturſängerin der Berliner Königlichen Oper.

Phot. Becker & Maaß.

Generated on 2019-06-06 16:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY



Ein Wahrzeichen der italienischen Einheit:

Das Monument für König Viktor Emanuel II. in Rom vor der Einweihung.

Phot. Menasci.

Generated on 2019-06-06 16:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Skepp up Strann.

Roman von

Meta Schoepp.

12. Fortsetzung.

Die ganze Nacht saß Botters mit der Bindelhüll auf dem kahlen Kopf, und wenn sie zur Seite rutschte, schob er sie wieder zurecht oder drückte sie fester auf den Schädel.

Die ganze Nacht freute er sich über seinen schönen Einfall —

Als Antje die Morgensuppe brachte, erstaunt, daß alles so still war, schrie sie laut auf, überzeugt, daß der Alte verrückt war. Und als sie Wentje entstellt und blau im Bett sah, schrie sie zum zweitenmal, setzte die Suppe hin und lief schreiend zum Falm, Jasper zu holen.

Ach, wie der Sturm ihr entgegenfuhr! Von Südwesten war er auf West gesprungen, hatte erheblich an Stärke zugenommen. Der Regen goß in Strömen. Der Himmel hing schwer herab, schwarzgrau über der Düne, grauweiß nach Norden hin. Jede Straße war auf einmal eine Regenrinne geworden, die Schmutz und Unrat und Abfälle wegspülte. Vergnügt beobachteten die Frauen den himmlischen Segen. Die Zisternen waren recht leer geworden.

„Hast du Jasper gesehen?“ schrie sie Carsten Krüß an, der auch dem Falm zustrebte.

Er antwortete nicht gleich. Aus Vorsicht. Man kann nie wissen, warum eine aufgeregte Famel so hastig nach ihrem Mann fragt.

„Nä, Antje!“

„Komm doch mal,“ schrie sie, „Vater ist närrisch geworden.“

Das wäre doch spaßig, dachte er, und wovon sollte hier ein alter Lotse närrisch werden! Wenn man närrisch wird, springt man über Bord.

Aber als er die Tür aufmachte —

Er kratzte sich den Kopf. Das war ja wie ein Späuk mit Bad. Und dann Wentjes guter Kirchenhut. —

„Das solltest du nicht tun, Bad“, sagte er ernst. „Erstens kommt uns das nicht zu, und zweitens gehört das nicht zu unserer Naturgeschichte. Gudd dei, Wentje. Faine Wedder —“ Aber auch die sah er verblüfft an. Wie sah sie aus! Nun hatte die der Schlag gerührt.

Bad erinnerte sich seines Kopfschmuckes. Während der Nacht war er ihm zur Seite gerutscht, nun band er ihn seufzend los. Aber Krüß war praktischer, rief Antje zu, der Barbier soll kommen, und fragte Bad, wie das gekommen. Und Bad erzählte es. Und wie er ihr eine Freude machen wollte, und wie schlimm das für die Insel war, daß kein Arzt da war —

Krüß setzte sich zu ihm auf die Truhe. Und sie sprachen über den Arzt —

Und dann kam der Barbier und setzte Schröpfköpfe.

Carsten Krüß ging an den Falm.

Wie es blies! Das wurde schwere See! Wenn Gott das jetzt gut meinte, ließ er die englischen Fischkutter kentern. Sie lagen im Süderhafen. Fest verankert. Aber sie tanzten hin und her! Manchmal lagen ihre Masten auf dem Wasser, manchmal tauchten sie triefend aus einer Sturzsee. Die Mannschaft war an Land, war vielleicht in der englischen Rumstube. Sie gingen den Hollunners aus dem Wege.

Nan Hansen traf er. Ging auch mit krummem Buckel, die Hände tief in den Taschen.

„Faine Wedder!“

„Jo.“

Krüß schielte nach Hansens Kiker. Er trug ihn unterm Arm. Das mußte ein böser Tag werden, wenn heute Schiffe draußen waren. Ach, wer doch noch hinaus könnte! Was war's doch für ein Elend, daß einem die Glieder so steif wurden!

Sir Henry King stand in seinem Garten. Gerade neben dem Flaggenmast. Auch er hatte den Kiker vor Augen. Auch er wußte, was so ein Wetter für das Lunn bedeutete. In der Beziehung konnte man zufrieden mit ihm sein. Er wußte bereits recht gut, was der Vorteil der Hollunner war.

Da kam ja Jasper Botters. Im Seezeug. Südwester auf dem Kopf. Was war er doch für ein stattlicher Bursche! Ging so gemächlich schlendernd daher —

Das fiel Hansen auf.

„Din Moder is slecht,“ sagte Krüß mißtrauisch zu Jasper Botters.

„Jo.“

Und ebenfalls schlendernd kamen Hinrich Auckens und Peter Lührs, setzten die Beine so breit und stämmig wie an Bord, hatten so was Listiges in den Augen, wie sie Jasper mit den beiden sahen —

„O du min Heinerich, o du min Jong“, sang Hinrich Auckens. Und sie gingen vorüber. Jasper nickte Hansen und Krüß zu und ging mit den beiden. Als wenn sie ins Pottchen wollten. Oder zur Kirche —

Da flog ein heller Schein über Hansens verschmitztes Gesicht. Und als er Krüß ansah, sah er die Antwort in dessen Augen. Und sie hatten auf einmal den gleichen lässigen Gang und hatten den Falm vergessen und die Feuerblüse, schlenderten hinter den dreien her, so gut es ging, denn mit ihren steifen Beinen konnten sie natürlich nicht mit den jungen Kerls Schritt halten. Und dann kam da Bad Lassen und Clas Thaten. Und vom Mehlpôs sprachen sie! Bei dem Wetter! Und Timm Ralfs war auch da; wollte im Pottchen mal nach Carsten Röhrs fragen — Krüß stieß Hansen an — bei dem Wetter! Und sie gingen friedlich hinter drein, ließen Jasper nicht aus den Augen, beobachteten jede seiner Bewegungen —

Eben begegnete Jasper dem jungen Ölrichs, als er nach dem Falm zuging.

Copyright 1911 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und der kehrte auf einmal um, wollte gewiß auch nach dem Pottchen! Wollte vielleicht auch übers Wetter sprechen!

So gingen sie zusammen die Treppe hinunter, sprachen vom Torf, der rar wurde auf der Insel, von den Schnepfen, von der Badeanstalt. Nan Hansen hatte seine helle Freude! Bei dem Wetter! Und Krüß lachte so still vor sich hin — soll mich doch wundern, wie das wird — soll mich doch wundern, ob die nicht glippen wollen.

Und natürlich gingen sie am Pottchen vorbei. Als sie am Seilerweg waren, kamen wie von ungefähr Petersen und Johannsen, und Payens und Ohlsen und einige andere schlenderten zum Strand hinab, sahen scheinbar gar nicht, daß Jasper und so viele andere auch den Seilerweg hinuntergingen —

„Wollen gewiß die Brandung ansehen", sagte Krüß in hellem Vergnügen.

Aber auf einmal sprang Jasper in großen Sätzen vorwärts und die andern hinterher. Auf einmal schrie Broders: „Ja lop!" und lief wie toll hinterdrein. Und aus dem Pottchen stürmten einige —

„Ja lop!" schrie Peter Krohn — wie konnte der Mensch auf einmal laufen.

„Ja lop!" schrie Jakob Lührs und hielt in der Faust noch den Dorsch, mit dessen Abnagen er gerade beschäftigt war.

„Ja lop!" schrie Peter Mohr und machte sogar einen schwachen Versuch, hinterdrein zu laufen. Aber es waren Bewegungen, wie sie ein Seehund an Land hat.

Von allen Seiten stürmten Männer, Frauen, Kinder, sahen sich suchend um, und als sie auf den laufenden Haufen sahen, folgten sie in wilder Hast —

„Ja lop!" hallte es über das Vorland.

„Ja lop!" hallte es von der Treppe —

Da hatte also jemand ein Schiff gesichtet und wollte das Lotsengeld für sich allein haben! Glippen wollte der mit seiner Kompagnie.

Und der Regen strömte, und brüllend wälzten sich die Seen über den steinigen Strand —

Wie waren die Hollunners flink! Sie rannten sich über den Haufen! Broders, der rein toll war vor Erregung, prallte so hart gegen Peter Krohn, daß er zur Erde taumelte. Er raffte sich auf — schimpfte nicht mal — nur weiter! Weiter! Bad Petersen lag, so lang er war, im Wasser — keiner nahm sich Zeit, sich nur darum umzusehen — alles sprang, schrie, wetterte —

Jasper und seine Gesellen waren bereits in Andrésen Siemens' Boot —

„Ja lop!" tönte es am Falm —

Die ganze Insel war lebendig geworden. Ein einziger Ruf — ein einziges Wort auf allen Lippen —

„Ja lop!"

Das Segel flog auf, schwere Ruder hoben sich nach den durch den weißen Gischt Nacheilenden, ein wilder Kampf entspann sich auch unter denen, ein wütender, ringender Menschenknäuel neben, hinter der Jolle. Jasper war grauweiß vor Wut — Broders hing am Steven; um dessen Leib hatte sich Peter Ölk geklammert, und dessen Bein hatte im letzten Augenblick der junge Röhrs erwischt. Eine schwere See wälzte sich heran — hob das Boot. Als sie brüllend zerrann, war die Jolle gekentert, und alle trachteten fluchend, schimpfend, triefend, mit ihrer Jolle ans Land zu kommen. Das Glippen war zur Freude der Zuschauer mißlungen; statt 14 waren 17 drin gewesen; nun hieß es, schnell zu losen, um so wenig wie möglich Teilhaber am Lotsengewinn zu haben. Jasper riß die Seekappe vom Kopf, warf sein Lotsenzeichen hinein, eine kleine, metallene Platte, die auf der einen Seite einen Mann mit Lot und Leine und die Lotsennummer, auf der andern des Königs Namenzug zeigte. Hinrich Auckens machte es ebenso. Die Zeichen flogen klappernd in die Kappen — in fliegender Hast wurden auf jeder Seite sieben ausgerufen — Jasper atmete tief auf. Sein Zeichen war dabei. Bad Lassen und Timm Ralfs, die als Offiziere da waren, losten, wer als Bestmann mitzufahren hatte. Einige Alte, darunter auch Hansen und Krüß, legten die Hand auf den Bordrand der Jolle — sie galten dadurch als Beiläufer und hatten einen wenn auch geringen Teil am Lotsengeld. Und unterdessen kamen die andern die Treppe hinuntergestürzt, schreiend, schimpfend, stürzend — dreihundertfünfzig Lotsen gab es auf der Insel, die alle berechtigt waren, dem Ruf des Schiffes zu folgen, und die in Wut und Neid nun zusehen mußten, daß sie zu spät gekommen waren. Als die ersten dieser Gefoppten an den Strand kamen, kämpfte sich die Bootsmannschaft in der Jolle bereits durch die schweren Seen hindurch, um die Lotsenschaluppe zu erreichen —

Mit aller Kraft arbeitete sich die Lotsenschaluppe durch die schweren Seen. Am Falm stand das halbe Lunn: Männer, Frauen, Kinder. An der Feuerblüse drängten sich die Alten — durch ihre Kiker beobachteten sie jede Bewegung des Bootes, beobachteten sie den großen Kauffahrer, der, jetzt nicht mehr durch die dunkle Böe verborgen, den Kurs zum Hog stean nahm. Gerade auf den Hog stean — was war's für ein stolzes Schiff! War ein Viermaster. Manchmal tauchte der Bug tief ein — die Seen rollten über das Deck — — manchmal lag es auf der Seite — — manchmal schlugen die Seen schäumend über das Achterdeck —

Die Augen der Hollunner bekamen Glanz. Da war so ein merkwürdiges Glimmern und Blinken drin, auf den Gesichtern lag eine so merkwürdige Spannung, manche Faust krampfte sich fester um den Kiker; die Augen bohrten sich hinein —

Schwer arbeitete sich die Schaluppe durch die heulenden Wogen — Und noch hielt der Viermaster auf den Hog stean zu — —

„In zehn Minuten sitzt er fest", sagte der alte Lorenzen an der Blüse.

Die Schaluppe legte bei. Der Lotsenoffizier kletterte an Bord.

Auf vielen Gesichtern lag ein aufrichtiges Bedauern. Es mußte gute Ladung haben — und den Kurs auf Hog stean — so im letzten Augenblick —

Ja, wie ein Bedauern war's. Denn nun floß vom Lotsengeld nur der zehnte Teil nach Abzug der Zehrungskosten in die Landeskasse, und alle, die nicht mitgelost hatten, gingen leer aus —

Generated on 2019-06-06 16:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

Aber was war das? Die Augen bohrten sich durch die Kiker —

Der Offizier verließ das Schiff wieder, die Schaluppe nahm ihn wieder auf, das Boot fuhr neben dem Viermaster — —

Und der hielt auf das tückische Riff!

Auf einmal war Sir Henry King da, hatte ein ganz rotes Gesicht. Ja, der kam auch, wenn einer so unvernünftig Kurs nimmt — — der wußte auch, in zehn Minuten sitzt er fest. Man lernt das auf dem Lunn.

Ein atemloses Hinausstarren; man fühlte nicht mehr den Regen. Man wußte nichts mehr vom Heulen des Meeres, man wußte nur, die an Bord hatten sich über das Lotsengeld nicht einigen können, und der Lotse hatte das Schiff verlassen. Wenn er jetzt gerufen würde, würde er hundert Guineen mehr verlangen.

Der Kauffahrer drehte östlich —

Den Atem hielten sie an. Es war eine fast erschreckende Spannung in den gebräunten Gesichtern. Es war eine Härte und Grausamkeit drin, wie es natürlich war bei den rauhen Söhnen des Felsens, wie es natürlich war bei Störtebekers Trinkkumpanen.

Hei — in brausende See hinausfahren, der lockenden Beute entgegen! In brausender See den Fliehenden nachsetzen! Enterhaken über! Auf Deck — — plündern! Jauchzend das Glück erfassen — die Beute halten — —

Nein — nein. Störtebeker war tot. Störtebeker hatte seinen Kopf dafür lassen müssen. Und die Hollunner am Falm enterten nicht. Warteten nur ruhig ab. Die hatten Tid und hielten den Atem an.

Am Vordermast des Kauffahrers flatterte zum zweitenmal die Lotsenflagge. Zum zweitenmal legte die Schaluppe an — der Offizier kletterte an Bord.

„Nun wird das Tid“, sagte Lorenzen. Sein Mund stand offen. Langsam erhob sich der alte Mann, reckte sich nach vorn, stierte hinüber —

Gerade auf die Klippe hielt er zu — —

Und der Alte stieß einen dumpfen Laut aus. Und die Hollunner am Falm beugten sich weit nach vorn, einige faßten unwillkürlich nach dem Hals. Einige wischten an den Gläsern der Kiker, als wenn sie nicht recht gesehen hätten. Einige sahen wild um sich — —

„Skepp up Strann!“ schrie Hinrich Haas und lief in rasender Hast den Falm entlang.

Einige folgten, wie aufgepeitscht von dem Ruf, und kehrten wieder zurück — das Lotsenboot lag ja neben dem Schiff —

Zum zweitenmal verließ der Lotse das Schiff. Die Schaluppe kehrte zur Insel zurück.

Der Viermaster hielt auf die Klippen zu.

„In zwei Minuten“, sagte Lorenzen tonlos. Niemand hatte es gehört.

„In zwei Minuten“, sagte Clas Clasen. Seine Zähne drückten sich in die Unterlippe. Jede Fiber seines Körpers war angespannt.

„In zwei Minuten — —“ sagte Nummel Andrésen, und seine Finger krallten sich fest in das Holz des Bollwerks.

There are only two minutes — dachte der Gouverneur.

Über den Hog stean fluteten weißköpfige Wogen, bäumten sich wild schäumend auf — in tückischer Verborgenheit lag die gefährliche Klippe —

„Skepp up Strann“ brüllte einer. Ein wilder, befreiender Schrei war's.

„Skepp up Strann —“ jauchzte es von Mund zu Mund —

„Skepp up Strann —“ wiederholte auch der alte Lorenzen fast lachend, schob den Südwester in den Nacken und wischte sich mit dem Ärmel den Regen aus dem Gesicht.

Einige liefen in toller Hast vorwärts. Frauen riefen sich's gegenseitig lachend, glücklich strahlend zu. Kinder schrien es wie toll, jauchzten es in den Regen, kreischten es in das Donnern der Wogen hinein —

„Skepp up Strann!“

Langsam hinkte Sir Henry zurück. Was es wohl geladen hat?

Die Hollunner waren nicht so neugierig, setzten sich in Bewegung nach dem Vorland. Ja, es war, als sei der Falm lebendig geworden. Das flutete drüber hin, das flutete die Treppe hinunter, dachte nicht an Sturm und Regen. Man sah sich mit lachenden Augen an, so lustig klapperten die Klotzen auf den schlüpfrigen Stufen — ein Viermaster! Auf dem Hog stean! Ist's nicht, als wollte Gott die Hollunner entschädigen für die schweren Jahre, die hinter ihnen lagen? Auf einmal erinnerte er sich ihrer und schickte seinen Engel oder seinen Teufel, das kann man ja nicht wissen. Und es ist auch gleich. Wenn er nur einen schickt! Und schlägt den Kapitän mit Blindheit, damit er die Klippe nicht sah und seinen Vorteil nicht erkannte. Ja — ein heiliges Wunder war es, daß der Kapitän vor Helgolands Klippennetz die Lotsen zurücksandte.

Bad Lassen, der Lotsenoffizier, hatte für das Pilotieren nach der Elbe zwanzig Pfund verlangt. Der Kapitän, empört über solche Forderung, bot fünf. Und Lassen, der die Lage des Schiffes natürlich sofort übersah, hatte sich mit größter Höflichkeit empfohlen, nachdem er den Kapitän auf die gefährlichen Riffe um die Insel herum aufmerksam gemacht. Der Kapitän glaubte nicht dran, berief sich auf seine Karten, die überhaupt keine zeigten, und übernahm die Steuerung seines Schiffes selbst. Die Matrosen lotsten. Lassen grinste, als er es sah. Bei der See! Am Hog stean!

Dann traf das Schiff ein unangenehmer Stoß — das war ja, als sei Grund da — und Lassen erschien wieder. Und da er wußte, daß der Kapitän bereits auf ihn angewiesen war, verlangte er hundertsechzig Pfund. Der Kapitän wollte wissen, ob er ihn für einen Narren hielt, vertraute auf den Elbstrom — und die Lotsenschaluppe fuhr an Land. Peter Lührs sagte genau, wo er aufsitzen würde. Und gerade als eine starke See sie ans Land brachte, saß der Viermaster fest, und eine wütende Brandung schäumte über ihn weg.

Und nun begann eine fieberhafte Erregung. Für die Helgoländer sowohl wie für das gefährdete Schiff. Denn mit der eintretenden Ebbe flaute der Sturm ab, und der Kapitän machte verzweifelte Anstrengungen, von dem Riff loszukommen. Es bestand also die Hoffnung, daß

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Schiff nicht zum Wrack geschlagen wurde und die Ladung gerettet werden konnte. Aber wenn nun die englischen Fischer aus Dank für die helgoländische Freundschaft zu Hilfe eilten?

Sie eilten nicht zu Hilfe. Auch ihnen leuchtete der Vorteil einer Strandung ein. Sahen nur ganz freundschaftlich durch die Kiker der Hollunner, wie fest der Viermaster auf Grund saß, und tranken Grog und Gin, als Lassen wieder hinausfuhr und dem Kapitän seine Hilfe für tausend Pfund anbot. Da griff der Kapitän totenbleich an seinen Revolver, und die Mannschaft konnte nur mit Mühe von Tätlichkeiten zurückgehalten werden.

In der folgenden Nacht schlief niemand auf dem Lunn. Der Falm war belagert von Menschen, die unausgesetzt das rote und grüne Licht auf dem Hog stean beobachteten; und wenn sie der nächtliche Frost ins Pottchen zwang oder in den Schutzengel, wechselten sie sich mit andrer Mannschaft ab. Die Jolle lag bereit, die sie zur Schaluppe bringen sollte — ungeduldig warteten sie auf das Lotsenzeichen. Der preußische Hauptmann ging in einem wütenden Marschtempo auf und ab, gestikulierte heftig und versuchte immer wieder einen der Beutelüsternen zu überreden, denen da drüben doch zu helfen! Um Gotteslohn! Sie konnten doch nicht einfach zugrunde gehen! Aber die Hollunner verstanden ihn nicht, gingen ihm feindselig aus dem Weg, hatten böse Blicke für ihn, und Peter Ölrichs überlegte ernsthaft, ob man ihn nicht von der Insel weisen könnte.

„Ach," sagte der Hauptmann zu Andrésen Siemens, „hier ein preußischer Wachtmeister drauf mit sechs handfesten Landwehrmännern! Die sollten Ordnung schaffen! Die sollten diese Lumpenbagage zu Paaren treiben, und der Unfug sollte aufhören. Muß man es denn ruhig mit ansehen, wie ein Piratengesindel vor deutschen Strömen liegt und deutsches Gut gefährdet! Mit meinen ehrlichen Augen muß ich das mitansehen? Und Sie — der Sie das ändern können, Sie sehen ruhig zu?"

Andrésen sah nicht ruhig zu. In Andrésens Augen flimmerte etwas, das wenig mit Ruhe zu tun hatte. Ähnliches hatte ihm Thora vorhin gesagt, hatte um ihrer Liebe willen seine Hilfe für das fremde Schiff erbeten — und er hatte „nein" sagen müssen, in dem sichern Bewußtsein, daß jedes Wort überflüssig sei. Der erste Mißton war zwischen ihnen erklungen. Und da er seinen Landsleuten unrecht geben mußte und sie doch verteidigte, mit ihrer Not und der Gleichgültigkeit des Festlandes gegen die Not verteidigte, war Thora heftig geworden.

In Andrésens Augen flimmerte etwas. Es war Unruhe, Zorn, Liebe und Ärger, daß sie nicht einsah, wie recht er hatte. Sie mußte versuchen, mit seinen Augen zu sehen. Mußte versuchen, gerecht zu urteilen. Ihr Leben setzten Helgolands Söhne ein, wenn es sich darum handelte, armen Teufeln zu Hilfe zu kommen, fragten nicht nach Gefahr, dachten nicht an Gewinn. Aber wenn jemand zahlen konnte für ihre Hilfe? Wenn da Werte waren, die man retten konnte — warum sollte man nicht zugreifen? Wert gegen Wert! So ist das immer gehalten worden! Und je mehr die Seefahrer sich an die Küstenlotsen gewöhnten, desto schärfer wurden alle Rechte angewandt, wenn sich einer auf ihren Riffen fing.

Das sollte Thora bedenken!

Aber Thora nannte es Seeraub! Und der kleine Hauptmann stimmte ihr völlig bei.

„Aller Gesetze der Menschlichkeit spottet es," sagte er, „aus dem Elend seinen Vorteil zu ziehen! Begreifen Sie denn das nicht?"

Thora ließ seine Entgegnungen nicht gelten. Es war ein Mißton geblieben. Und in seinen Ärger über den Hauptmann und in sein Unbehagen über seiner Landsleute Habsucht mischte sich Liebessehnsucht. Sie hatte sich nicht an ihn geschmiegt, als er gegangen war, er hatte sie nicht geküßt — — —

Gegen Mittag kam der Kapitän an Land. Er bot hundert Pfund für das Flottmachen seines Schiffes. Bad Lassen hatte gar keine Antwort darauf, Hinrich Auckens aber sagte ihm, daß eine zweite Flut das Schiff leicht zu einem Wrack schlagen konnte —

Der gequälte Mann wandte sich an den Gouverneur.

„I cannot help it", sagte der und hörte zu seinem Vergnügen, daß ein Teil der Ladung aus kostbarem Indigo bestand. Er bestellte Maike den Plumpudding, und Hinrich Ölk wurde auch benachrichtigt. Der Kapitän fuhr, toll vor Wut, zurück. Als er zum zweitenmal an Land kam, nahmen die Helgoländer seinen Vorschlag an, die Bestimmung des Lotsengeldes dem Hamburger Gericht zu überlassen.

Bad Lassen und Hinrich Auckens erwählte der Kapitän zu Piloten —

Aber nun war der Westwind wieder stärker geworden. Die fortwährend spülenden, schäumenden Seen hatten das Schiff auf die Seite gelegt. Wie sich die beiden auch mühten — sie konnten es nicht freimachen. In atemloser Spannung standen die Hollunner am Falm.

Als die Flut höher stieg, sahen Lassen und Auckens, daß es unmöglich war, das Schiff flottzumachen, und rieten dem Kapitän zum Bergen. Der Kapitän weinte. Er machte seine Familie zu Bettlern. Zwei Söhne waren da, Prachtjungen, die so viel Hoffnung auf ihres Vaters glückliche Heimkehr gesetzt hatten. Zwei so prächtige Söhne — eines Lebens Hoffnung ging drauf, wenn die Hollunner auf ihren Bedingungen beharrten —

Die Hollunner beharrten darauf.

Stärker schlugen die Flutwellen über Bord.

An Land wurde die Verklarung aufgenommen. Der Kapitän hatte die Wahl, ein Drittel von Schiff und Ladung zu opfern — oder, was jetzt nicht ausgeschlossen war, alles zu verlieren.

Der Kapitän unterschrieb den Vertrag.

Und wieder ging das Bergen los. Alles, was Beine hatte, half. Wie hilfsbereit sie nun waren!

Die ganze Nacht bargen die Hollunner.

Am Morgen stierte der Kapitän mit müden, überwachten Augen nach dem Schiff hin, mit dem so viele Hoffnungen begraben werden sollten. Stierte drauf hin, wie er's die ganze Nacht getan. Lieber Gott, was mochte dem Graukopf durch die Seele gehen? Was mochte er in den Stunden durchleben, da die Laternen zu ihm hinübergrüßten und die Jollen der Insulaner so gierig und geschäftig den Viermaster umkreisten! Ein langes, schweres Leben mochte vor seinem geistigen Auge vorüberziehen,

Generated on 2019-06-06 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

mit viel Licht und viel Schatten, mit viel Trauer und viel Freude. Und Sehnsucht nach den Söhnen mag drin geschmerzt haben — ja, geschmerzt. Denn wenn er sie wiedersah, mußte er ihnen sagen — ich habe umsonst gearbeitet. Ein ganzes Leben lang. Verzeiht mir! Und wenn er die Frau sah, die alt wurde, und der die Arbeit schon hart ankam, dann mußte er ihr sagen — nun haben wir vor dem Hafen Schiffbruch gelitten, nun müssen wir von vorn anfangen. Um jeden Schilling habe ich gegeizt, damit du ihn bekämst, damit er dir zu einem fröhlichen Lebensabend nicht fehle. Und es war alles umsonst.

Mit müden, übernächtigen Augen stierte der Graukopf am Falm zu seinem Schiff hinüber. Von Pernambuko hatte er's bis vor die deutsche Küste sicher geführt, an feindlichen und gefährlichen Gestaden vorbei. Und angesichts der Heimat, im deutschen Meer, erreichte ihn ein tückisches Geschick. Zum erstenmal hatte er sich an der wertvollen Ladung mit seinem ganzen Vermögen beteiligt — und verlor alles.

Frostig, grau dämmerte der Morgen. Die Sonne blieb hinter Regenwolken versteckt. Bleiern wälzte sich das Meer. Ununterbrochen fuhren die Hollunner mit hochbeladenen Booten zurück. Aus Farbholz, Baumwolle, Südfrüchten bestand die Ladung, aus wertvollem Holz von den Inseln, Stoffen, Kaffee — den Hollunnern lachte das Herz in der Brust. Gott dachte an sie! Gott wollte vielleicht nicht, daß aus seinem heiligen Land eine Badeanstalt wurde, und schickte deshalb diese reiche Strandung —

Und die Männer fuhren geschäftig hin und her, und die Weiber trugen und bargen, und Hinrich Haas achtete darauf, daß alles mit richtigen Dingen zuging, und die Ältesten wachten, daß keine Unregelmäßigkeiten vorkamen!

Als aber ein Drittel geborgen war, richtete sich das Schiff langsam auf. Und nun hätte es der Elbstrom wirklich mitnehmen können!

Fast wahnsinnig lief der Kapitän umher, versuchte den Insulanern die geänderte Sachlage klarzumachen, flehte, schalt, fluchte, bat — mein Gott, ein alter Mann war er! Hatte ein Schiff übergeben, das er für verloren hielt, das ihm die Lotsen als verloren erklärten — und es bedurfte nur eines günstigen Windes, um es nach Hamburg zu bringen — —

Die Ältesten zuckten die Achseln. Sie bestanden auf ihrem Vertrag. Lassen und Äuckens versicherten, ihre Pflicht getan zu haben, und beriefen sich darauf, daß der Kapitän ja Herr seines Willens gewesen sei. Sir Henry King war noch nicht in der Lage zu urteilen, und von allen Seiten wurde dem unglücklichen Mann versichert, daß er auch gar nichts zu sagen hätte, und daß er sicher wie in ähnlichen Fällen seine Meinung nur in einer Form äußern würde: I cannot help it! Hauptmann Rose stand in Andrésen Siemens' Stube und beschwor ihn bei seiner Ehre zu helfen, und Siemens sagte, daß eher das Meer seinen Raub gebe, als daß die Hollunner auf ihr Recht an dieser Bergung verzichteten!

Ein furchtbarer Morgen war es. Etwas Grausames, Herzloses lag über dem einsamen roten Felsen im Meer, etwas Grausames, Herzloses in der frostigen, kalten Luft.

Aber am Flaggenmast im Garten des Kommandeurs wehte wie bei jedem festlichen Anlaß die blau und weiß gestreifte Flagge Großbritanniens.

Zu diesem Flaggenmast ging der Kapitän, als er sah, daß keine Bitte, kein Versprechen, kein Mitleid ihn von seinem Vertrag entband, und vor dem Flaggenmast hat er mit einem wilden Fluch auf Großbritanniens Größe sich eine Kugel durch die Schläfe gejagt.

* * *

Die furchtbare Erregung, die auf der Insel herrschte, hatte auch ihr Gutes. Die englischen Hummerfischer konnten die Heimfahrt antreten, ohne daß eine Schlägerei stattfand, und das Regierungsboot, das Hilfe vom Mutterland brachte zur Unterdrückung der Rebellion, machte nur geringes Aufsehen. Die Hollunner mußten ja bergen, hatten nur kurze Augenblicke für die großen Begebenheiten. Begriffen sie wohl auch kaum. Der Tod des Kapitäns hatte einen tiefen Eindruck hinterlassen, aber um so mehr gaben sie sich nun ihren Pflichten hin. Eine gerichtliche Untersuchung mußte natürlich eingeleitet werden, bis dahin mußte alles geborgen sein, damit man sich keine Vorwürfe zu machen hatte. Sie hegten aufrichtiges Bedauern für den unglücklichen Mann, obgleich sie ihn nicht begreifen konnten. Wenn sich alle gleich totschießen wollten, die bei Helgoland gestrandet waren, wäre der Kirchhof zu klein, sie aufzunehmen.

Und sie bargen. Bargen von morgens bis abends. Und ehe nicht alles an Land war, war's natürlich unmöglich, die Matrosen nach Hamburg zu bringen. Keiner würde jetzt seine Schaluppe dazu hergegeben haben. —

Sir Henry las das Schreiben seines hohen Vorgesetzten, die Zügel der Regierung straffer zu ziehen und die Unruhen im Keim zu ersticken. Las, daß er die beiden großen Kanonen dazu benutzen könne, und daß Bedienungsmannschaft aus getreuen Untertanen zu bilden wäre. Er schüttelte den Kopf dazu, befahlt jedoch, daß die Kanonen an Land kamen.

Und dann standen die beiden Geschütze da; drohend — fürchterlich — und die Geschirre für zwölf Pferde waren auch dabei. Sir Henry King bekam einen ganz roten Kopf, so ärgerte er sich. Aber er blieb ganz ruhig.

„Take them back", sagte er zu den Matrosen.

Und sie nahmen sie, äußerst verwundert über diese Insel. Einer dachte, hinten wird wohl mehr sein, und lief mal aufs Oberland. Aber hinten war auch nicht mehr. Und dafür die großen Geschütze.

Die Hollunner guckten sie sich auch mal an und schüttelten die Köpfe. Was er nun da wohl mit will. Ein spaßiger Mensch war er, das konnte man nicht anders sagen. Und wie das wohl gemacht wird? Und ob das arg knallt, wenn die losgehen?

Aber der rote Charly dachte anders. Dem lachte das Herz im Leib, als er englische Kanonen auf der Insel sah, als er englischen Marinesoldaten die Hände schütteln konnte. Nun würde wohl alles anders werden. Am besten wär's, wenn eins der Geschütze vor den „langen Jammer" gestellt würde, denn Nummel Andrésen und Carsten Krüß waren doch die gefährlichsten Leute auf der Insel. Aber Sir King ließ sie beide an der Südspitze auf-

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stellen. Der rote Charly überlegte, wie er sich das wohl dachte mit dem Totschießen, und das gleiche dachte Sir King vom Kolonialsekretär.

Wenn sich nur der Kerl nicht totgeschossen hätte, oder wenn er sich auf dem Schiff totgeschossen hätte! Aber vor dem Flaggenmast! Man tritt aus dem Haus und stolpert fast drüber! Es verdarb einem die Laune für Tage und den Appetit für vierundzwanzig Stunden!

Und ununterbrochen wurde geborgen —

Im Pottchen saßen die Alten, die sich ausruhen mußten und sich der Matrosen annahmen. Der Schutzengel und die Rumstube waren überfüllt, in jedem Haus brannte Licht; die Kinder aßen mit vollen Backen, was sie kriegen konnten: Feigen und Orangen und Schiffszwieback, und tranken süßen Wein dazu — und die Mütter freuten sich, daß es ihnen so gut schmeckte.

Jasper Botters hatte geborgen — ach, wieviel hatte er geborgen! Und manchmal ging er hinauf zur Mutter und saß minutenlang an ihrem Bett. Denn Bad war natürlich im Pottchen, und Antje trug und barg mit den beiden ältesten Knaben, und die Kleinen schliefen. Ganz still war es in dem kleinen Häuschen.

Einmal kam Jasper herauf mit vollen Armen und legte etwas in die Truhe. Und da setzte er sich neben sie auf den niedrigen Schemel und streichelte ihre Hand. Sie dachte: Was hat Jasper? Was hat er für helle Augen? Ganz jung sieht er aus und hat so warme Hände! Macht es, daß die Sorgen fort sind? Macht es, daß die Kleinen zu essen haben? Antje hat verweinte Augen, wenn sie hinaufkommt. Aber Jasper sieht so glücklich aus!

Jasper sah wohl glücklich aus! Vom Rumhaus kam er. Wollte nur mal nachsehen, wer dort war. Wollte nur schnell einen Het en söten austrinken — und Carry hatte ihn hinausbegleitet. Hatte ihn durch den kleinen Garten geleitet, in dem die beiden Feigenbäume dem Frühling engegenträumten — und unter den Feigenbäumen hatte sie ihre Arme um seinen Hals geworfen, hatte sich an ihn geschmiegt in wilder, leidenschaftlicher Art; heiß und kalt wurde ihm unter ihren Küssen.

„Ich hab dich lieb, Jasper, ich hab dich lieb", sagte Carry zitternd und schluchzte vor Erregung, vor Wonne — — „ach, wie ich dich liebhabe!"

Ja, seine Leidenschaft hatte die ihrige erweckt. Auf der Düne war sie neulich in seinen Armen wie aus einem Traum erwacht! War auf einmal kein verlassenes, verstoßenes Waisenkind mehr, war nicht mehr die rote Carry, der man böse nachrief, die allen im Wege ist, mit der man wohl lacht und scherzt, mit der man aber sonst nichts zu tun haben will. Da hatte ihr der Mann, dem die Frauen immer noch heimlich nachsahen, der der stärkste war auf der Insel, vor dessen dunklen, glühenden Augen sie Angst gehabt, solange sie ihn gekannt, der sie getadelt hatte und gescholten wie kein anderer — der hatte sie wie sein Liebstes geherzt und geküßt, der hatte sie verstehen gelehrt, wie süß die Liebe ist, wie köstlich das ist, wenn ein geliebter Mensch einem sagt: „Du bist mir das liebste. Nun mach mit mir, was du willst. Ich habe dich so lieb, daß ich alles für dich geben will, daß ich alles für dich opfern will. Ich dachte einmal, daß ich ein Mädchen liebhatte. Aber das war keine Liebe, Carry. Ich kann es gar nicht verstehen, daß ich glaubte, ich liebte Antje. Dich liebe ich, Carry. Ich habe keine Ruhe mehr, seitdem ich dich liebe!"

Wie hatte sie gelauscht! Mit welcher Seligkeit hatte sie so süßen Worten gelauscht. Einer war da, der sie liebhatte! Richtig liebhatte!

Jasper wußte wohl, warum seine Augen so hell glänzten, warum seine Hand so warm war.

Aber Antje wußte es auch. Als sie die Treppe hinaufging, begegnete ihr Hinrich Haas.

„Wo ist Jasper?" fragte sie. „Hast du Jasper gesehen?"

Natürlich hatte er Jasper gesehen. Im Rumhaus saß er. Und sie lief zum Rumhaus.

Aber da kam er ihr entgegen! In seiner Art war etwas, das ihr fremd geworden. Sein Gang war anders. Und er hielt den Kopf anders. Und wie ein Lachen lag's auf seinem Gesicht —

In den Schatten eines Hauses hatte sie sich gedrückt. Er aber ging im vollen Licht des Leuchtfeuers —

Sie dachte — von Carry kommt er.

Und ging ihm nach. Und als Jasper die knarrende Treppe hinunterkam, stand sie plötzlich vor ihm, hatte einen schrecklichen Ausdruck im Gesicht —

„Du kannst es ja sagen, wenn du mich nicht mehr willst. Du kannst es ja sagen. Aber ich lasse mich nicht betrügen."

Er wollte an ihr vorbei. Aber sie vertrat ihm den Weg. „Ich lasse mich nicht länger betrügen! Eben bist du bei ihr gewesen! Eine Schande ist es! Und ich muß das erleben! Alles habe ich gegeben um deinetwillen, und das ist der Dank —"

Langsam zogen sich seine Brauen zusammen: „Geh."

„Nein — — wissen will ich — —"

Ja, was wollte sie wissen?

„Ins Wasser geh ich!" schrie sie mit wildem Schluchzen, „ich geh ins Wasser!"

Und als er schweigend an ihr vorbei wollte, war sie plötzlich an der Tür und stellte sich davor: „Ich lasse mich nicht betrügen —"

„Geh!" sagte er. Es lag eine dumpfe Drohung in seinem Ton.

Aber sie ging nicht. Hatte ihn am Arm gepackt und schüttelte ihn außer sich.

„Um so ein Dirt soll ich verstoßen werden? Deine Kinder sollen um so ein Dirt unglücklich werden? Daß man mit Fingern auf sie zeigt? Daß man sagt — ihr Vater hat eine Liebste? Ich will es nicht haben — —"

Er versuchte sich freizumachen. „Halte deine Zunge —"

„Ein Dirt ist sie! Die Liebste von Sir Henry ist sie! Und jetzt will sie dich auch haben?" Sie schrie es gellend, wütend — und Tütje Payens steckte den Kopf neugierig aus ihrer Tür — und Hinnerk Ölk, der von dem schönen Indigo geborgen hatte, hörte auch ein bißchen zu. Aber sie hatten keine Zeit. Es gab viel zu tun. Und als sie wieder auf dem Vorland waren, sahen sie auch Jasper. Ruhig und finster wie immer. Und Hinnerk dachte, aller Ärger kommt von den Famels. Man ärgert sich, wenn man eine hat, und man ärgert sich, wenn man keine hat. Er hatte keine.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kosenamen.

Von Dr. Ernst Franck.

Liebesleute haben, wie man weiß, ihre eigene ausdrucksvolle und leicht erlernbare Sprache. Durch Blicke und Händedrücke verständigen sie sich viel leichter als durch Worte. Sie haben sich die Blumen-, die Fächer- und Siegelfarben- sowie die Briefmarkensprache erfunden, und ein halb emporgezogenes Rouleau, ein liegen gebliebenes Buch, ein fallen gelassenes Taschentuch spricht bei ihnen oft beredter als die allerschönste und wortreichste Satzperiode.

Nicht minder erfinderisch sind die Liebenden aber auch dann, wenn sie sich wie gewöhnliche Menschenkinder der Sprache bedienen. Während die Dichter, so ausführlich und leidenschaftlich sie auch die Liebe besungen haben, doch auf einen ziemlich kärglichen Schatz edler und geschmackvoller Wendungen angewiesen sind, hat der Volksmund ein freieres Spiel. Schon die Tatsache des Sichverliebens umschreibt er in drolliger, oft drastischer Weise, sei es, daß er von einem Sichverschauen oder Sichverkucken spricht oder die Gewalt, mit der die Liebe bei jemand zur Explosion kommt, derber dadurch bezeichnet, daß er sagt: er oder sie ist ganz verschossen oder verknallt in sie oder ihn. Aber am erfinderischsten hat sich der Volksmund noch immer erwiesen, wenn es galt, das geliebte Wesen zu benennen, zärtlich oder zärtlich schmollend anzureden und die leidenschaftliche Neigung in schmeichelnden Kosenamen zusammenzudrängen.

Es ist klar, daß der Versuch, einen Kosenamen zu finden, sich zuerst auf den Vornamen des oder der Liebsten richtet. Die Neigung, diesen zärtlich zu verniedlichen, ist so verbreitet, daß wir uns kurz darüber fassen können. Am bequemsten, ohne viel Nachdenken zu erfordern, wird der Vorname durch Anhängung der Deminutivformen — chen, i und lein — in einen Kosenamen umgewandelt. So wird aus Max Mäxchen oder Maxi, aus Otto Ottchen, aus Ernst Erni und aus Rudolf Rudi; und ebenso verwandelt sich rasch Anna in Aennchen, Rosa in Röslein, Berta in Bertel und, besonders niedlich: Dora in Doradieschen. Durch leichte Dialektfärbung, wie sie dem Namen von vornherein etwas Zärtliches gibt, kann man seinen Gefühlen noch liebevolleren Ausdruck verleihen. Wie Vroni und Sepperl trauter klingt als Veronika und Josef, so klingt Ernschtle noch einmal so lieb wie Erni, Käthle kosender als Käthchen. Manche Vornamen, die sich für die Anhängung der Deminutivform weniger gut eignen, werden von verliebtem Mund einfach gekürzt oder umgemodelt. So entsteht aus Lucie etwa Lux, aus Emilie Emi und aus Marianne kurzweg Mutsch, wobei man freilich zugeben muß, daß auf diese Weise oft zwar die Liebe, weniger aber Wohlklang und guter Geschmack auf ihre Kosten kommen.

Sehen wir aber von Vornamen ab, so eröffnet sich dem Liebenden immer noch ein reicher Schatz von Kosenamen. „Schatz", da haben wir schon den beliebtesten. Schatz paßt überall, Schatz ist immer zärtlich, und mancher flatterhafte Schmetterling beschränkt sein Register grundsätzlich auf dies einzige Wort, weil es doch peinlich und mitunter sogar gefährlich ist, sich zu versprechen und einem Milchen die Anrede Julchen zu geben, die man vielleicht eine Zeitlang gewohnt war. Schatz steht jedenfalls als Kosename obenan, und wer ein übriges tun will, redet seinen Schatz als lieben, holden, süßen, goldigen, himmlischen Schatz an. Die schönen deutschen Worte Feinsliebchen und Herzallerliebste sind ja leider etwas aus der Mode gekommen, aber der innige Kosename Liebling wird gerade von echter Liebe lieber als jeder andere gebraucht. Den süßen Namen Mouche, den der todkranke Dichter Heine der reizenden Unbekannten gab, deren rätselhaftes Erscheinen ihm seines Lebens Niedergang vergoldete, haben nach ihr noch andere getragen. Auch das englische Darling hat viele Freunde, ebenso das französische ma mie, das freilich ein bißchen verzärtelt klingt und an die frivole Definition erinnert: die Liebe ist ein Gesellschaftspiel.

Da die Liebe gern zum Ueberschwang neigt, geraten auch die Kosenamen leicht ins Ueberschwengliche, und Worte, wie Licht, Sonne, Welt, Alles, Leben und Himmel: müssen sich's gefallen lassen, eben gut genug als Kosenamen für ein geliebtes Geschöpf zu sein. Weiter wird die Geliebte zur Göttin und Herzenskönigin, zur Prinzessin und Märchenprinzessin, während die Anrede „mein Engel" schon ein wenig banal und abgeleiert klingt, auch manchmal sogar einen ironischen Unterton hat. Steigen wir also wieder zur Erde herab und geben der Liebsten die irdischen, aber um so traulicheren Namen Frauchen, Weibchen oder Weiberl, Mädel (Mädi, Maidle) oder Kind. Das väterliche „liebes Kind", das mit Vorliebe von ganz jungen Verliebten angewandt wird, ist ja neuerdings etwas in Mißkredit gekommen, seit ein älterer Herr diesen Kosenamen mit einer Geldstrafe büßen mußte, weil er ihn an falscher Stelle, nämlich einer Telephonbeamtin gegenüber, angewandt hatte. Den erwähnten überschwenglichen Kosenamen stehen natürlich in weiblichem Mund die entsprechenden gegenüber: mein Gott und Abgott, mein Herr und Gebieter, mein Prinz, mein Held und Ritter — auch die Frauen haben hier reiche Auswahl. Viele halten sich freilich auch lieber in der Familiensphäre, namentlich wenn Brautzeit und Flitterwochen lange vorbei sind, und ein rechter ehelicher Kosename wird daher eher Männe und Männchen lauten, Dickerchen, Alterchen oder Vati, auch Kerlchen oder Bubi oder „mein Jung". Die Phantasie ist im übrigen geneigt genug, auch sonst Kosenamen zu erfinden, und wer ein bißchen herumhorcht im Leben, bekommt oft die wunderlichsten Proben zärtlicher Kosenamen zu hören, Namen, die oft nur onomatopoetischen Reiz haben, und andere, die so unverständlich sind, daß sie wohl nur einer augenblicklichen Laune oder der Beziehung auf irgendeinen bestimmten, nur den Beteiligten bekannten Vorfall ihren Ursprung verdanken. Solche Kosenamen sind z. B.: Toto, Schnuteken, Jock, Mumps, Mutzi, Knäuli, Pfausi, Pumpele u. a.

Es ist drollig genug, daß gerade aus dem Gebiet, dem Haß und Verachtung ihr kräftigstes Benennungsmaterial zu entnehmen pflegen, auch eine lange Reihe der beliebtesten Kosenamen stammt. Ich meine das Tierreich. Und zwar sind es hier vornehmlich Männer, die auf diese Weise ihre zoologischen Kenntnisse an den Mann oder vielmehr an die Frau bringen. Allerdings bedienen sich auch Frauen und Mädchen zuweilen gern eines dem Tierreich entlehnten Kosenamens, aber über

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Bären, den Brummbären und den Frechdachs geht das Repertoire doch, solange es zärtlich bleibt, nicht hinaus. Die Anreden „du süßer Hund“ und „mein geliebtes Dromedar“ habe ich zuweilen gehört. Um so zahlreicher sind die zoologischen Kosenamen, die den Frauen gegeben werden. Die Maus (Mausi, Mäuschen) ist hier an erster Stelle zu nennen, aber Kätzchen, Kätzle und Mieze, Schäfchen, Aeffchen, Gänschen und Hühnchen sind kaum seltener. Da wir somit beim Geflügel sind, dürfen wir das gefiederte Völkchen überhaupt nicht vergessen und erinnern uns, daß in Ibsens „Nora“ die Heldin vom Gatten „meine Lerche“ genannt wird. Taube und Herzenstäubchen sind fast noch beliebter. Sehr liebevolle Frauen pflegt man bekanntlich zärtliche Puten zu nennen. Zu den geflügelten Wesen gehört auch die wilde Hummel so gut wie der süße Herzkäfer. Ein „süßer Käfer“ ist ja überhaupt die nicht sehr respektvolle Bezeichnung für ein liebes, hübsches Mädchen. In Süddeutschland sagt man dafür „süßer Schneck“. Schwärmer reden die Geliebte wohl „mein schlankes Reh“ an, und Goethe nannte seine Schwiegertöchter zuweilen „Seidenhäschen“.

Dieser Ergiebigkeit der Zoologie gegenüber muß es befremden, daß die Botanik, die doch so farbenfrohe und formenreiche Geschöpfe hervorbringt, eigentlich gar nichts für den Wortschatz der Kosenamen hergibt. Vielleicht daß hie und da ein Verliebter die Erkorene seine Blume, seine Lilie, sein bescheidenes Veilchen nennt. „Meine Kirschblüte“ würde zu japanisch, „meine Orchidee“ direkt verstiegen klingen. Und was das Mineralreich angeht, so kann es nur in seinen edelsten, kostbarsten Vertretern mit Kosenamen aufwarten. Mein Gold, mein Goldchen, meine Perle, allenfalls mein Edelstein: damit ist die Reihe erschöpft.

Mit der Liebe, die erlischt, verstummt auch der Kosename. Aber rührend ist es oft, wenn er sich bei Eheleuten bis ins hohe Alter erhält. Der zärtliche Name, den sich die alten Leute geben, erinnert sie an die selige Zeit, als sie jung waren und das Register ihrer Kosenamen vielleicht ein kleines Lexikon bildete.

Kommt! . . .

Der Wind geht durch die Bäume,
der Sommerwind.
Träume, kommt! – Ach, Träume,
kommt geschwind!

Kann ja nicht länger warten . . . .
Schwer ist mein Gemüt:
Rosen blühn im Garten,
und Sehnsucht glüht . . . .

Kommt, ihr weißen Träume,
kommt geschwind!
Wind geht durch die Bäume,
Sommerwind . . . .

John Henry Mackay.

Eine Hochzeit bei den katholischen Wenden.

Von Valeska Gräfin Bethusy-Huc. — Hierzu 12 Spezialaufnahmen für die „Woche“.

In der „Woche“ Nr. 18 habe ich schon einmal von dem Städtchen Wittichenau in der katholischen Wendei erzählt. Es handelte sich damals um den eigenartigen Brauch des „Osterreitens“, und ich knüpfte daran die Beschreibung einer evangelischen Wendenhochzeit im nächsten Nachbarstädtchen von Wittichenau, in Hoyerswerda. Heute will ich nun von einer katholischen Wendenhochzeit erzählen; denn in diesem Ländchen, das bis vor kurzem, fast unberührt von der Industrie, trotz der durchschneidenden Bahnzüge, still verträumt zwischen seinen Kiefernwäldern und Moorwiesen dalag, haben sich alte Bräuche und Sitten unverändert durch die Jahrhunderte erhalten, und die Katholiken unterscheiden sich von den Evangelischen sowohl in der Tracht wie in der Art, wie sie ihre großen Feste feiern. Eine große katholische Bauernhochzeit ist ein Völkerfest. Eine Liebesgeschichte geht ihr nur in den allerseltensten Fällen voran. Das Brautpaar wird von den Eltern zusammengegeben nach langem und umständlichem Ueberlegen und Verhandeln über die Höhe der Mitgift der Braut und die Aussichten des Bräutigams. Die Bauernhöfe sind oft Hunderte von Jahren in der Hand der gleichen Familie, und die „Wirtschaft“ steht im Vordergrund aller Interessen. Dennoch hört man selten von schlechten Ehen. Die Mädchen sowohl wie die jungen Männer sind von dem Ernst der übernommenen Pflichten überzeugt, und gemeinsame Arbeit für den „Hof“ wie gemeinsames Interesse an seinem Gedeihen ketten sie aneinander. Sobald die Eltern nun einig wurden und der Geldpunkt feststeht, kommt der Freier mit seinem redegewandten Brautwerber zu den Eltern des Mädchens, erhält das Jawort und übernimmt damit die Verpflichtung, 14 Tage lang mit seiner Braut täglich die heilige Messe zu hören. Nach Ablauf dieser Zeit pflegt die Hochzeit stattzufinden. Es ist nicht selten, daß zu dieser 4-—600 Personen geladen werden. 30—40 Angestellte übernehmen die Bedienung. Die Küche, in der für diese Völkerschaft die Speisen bereitet werden, wird dann in einem eigens dazu aufgeschlagenen Holzschuppen eingerichtet. Ein Rind, vier Schweine und 6—8 Kälber werden dazu geschlachtet. Regnet es am Hochzeitstag, so kommt nach dem allgemeinen Glauben viel Geld in die Wirtschaft.

Vor der Fahrt zur Trauung geht die Braut mit ihrer „Ankleiderin“ ein Stück am Feldrain entlang, um für das Glück der künftigen Ehe zu beten. Dann besteigt sie mit ihren beiden Patinnen den Wagen, dem Musikanten vorangehen, und der mit Freudenschüssen aus den umliegenden Höfen begrüßt wird. In ähnlicher Weise begibt sich der Bräutigam, von zwei Brautführern und dem Hochzeitsbitter geleitet, zur Kirche. Der Wagen der Braut hält in einiger Entfernung von der Kirche, und sie muß dann ganz langsam, Schritt vor Schritt, zur Kirche gehen, denn je langsamer sie geht, um so mehr Glück und Geld wird sie in der Ehe haben. In der Kirche bleibt das Paar noch getrennt, bis es vor dem Altar vereinigt wird und die Rückfahrt dann gemeinsam zurücklegt. Andere Hochzeitsgäste als die genannten vier, höchstens fünf, sind bei der Trauung nicht anwesend. Wenn der Wagen vor dem

Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY



Die Braut auf dem Wege zur Kirche.



Ein alter wendischer Brauch: Verwandte und Nachbarn bringen der Braut Butter in verschiedenen Formen.

Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Das Brautpaar
auf dem Weg zum Besuch der geladenen Gäste.



Der Wagen
mit der Aussteuer der Braut.

Haus der Braut hält, wird der kleine Zug vom Brautvater vor der Tür begrüßt. Das junge Paar und die beiden Patinnen mit ihren Führern tanzen nun nach den Klängen einer feierlichen Musik einen alten Hochzeitstanz „Zweitritt auf der Stelle“. Dann erst betreten sie den Hof, wo die junge Frau sich in den Kuhstall begibt, der Bräutigam in den Pferdestall geht, um dem Vieh „den Hochzeitsegen zu bringen“. Die junge Frau kredenzt dann den Umstehenden Bier aus einem neuen Melkgeschirr. Inzwischen haben sich Verwandte und Nachbarn eingefunden, um der jungen Frau Butter in den merkwürdigsten Formen zu bringen. Die Geschenke des Bräutigams an die Familie der Braut und der Braut an die neue Verwandtschaft werden schon bei der Verlobung gemacht. Die Brautführer bekommen große, oft kostbare Seidentücher,



Blick in die provisorische Küche auf dem Bauernhof.

Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Eine wendische Hochzeit: Die Festtafel.

Generated on 2019-06-06 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY



Die Speisen werden ins Haus getragen.

die sie ins Knopfloch einknöpfen und lang herunterhängen lassen. — In der provisorischen Küche sind einstweilen Köche und Köchinnen an der Arbeit. Eine Reihe von hilfsbereiten Trägerinnen wartet, um die Speisen in Empfang zu nehmen. Im Hause und in etwaigen Schuppen sind Tafeln und Stühle aufgestellt, und die Gäste sind versammelt. In langem Zuge setzen sich endlich die Trägerinnen in Bewegung, die dampfenden Schüsseln in den Händen, und der ausgiebige und ziemlich lang dauernde Festschmaus beginnt. Das junge Paar sitzt dabei wieder zwischen den Patinnen (Abb. S. 925).



Nach der Trauung:
Der Bräutigam besichtigt den Pferdestall.



Nach der Trauung:
Die Braut besichtigt den Kuhstall auf dem Hof.

Für den nachfolgenden Tanz wird meist eine Scheune hergerichtet. Sehr beliebt ist noch die Sitte des Taleraustanzens, das heißt, es wird der jungen Frau ein Taler in den Schuh gelegt, und wer beim Tanzen diesen Schuh erwischt, der behält den Taler, der als glückbringend gilt. Das Fest dauert so ziemlich die ganze Nacht, und die übrigbleibenden Speisen werden den Gästen mitgegeben.

Die Braut trägt den Kranz ganz oben auf der hohen Wendenmütze, und an ihrem Staat sind die schönen Weiß- und Perlstickereien besonders bemerkens-

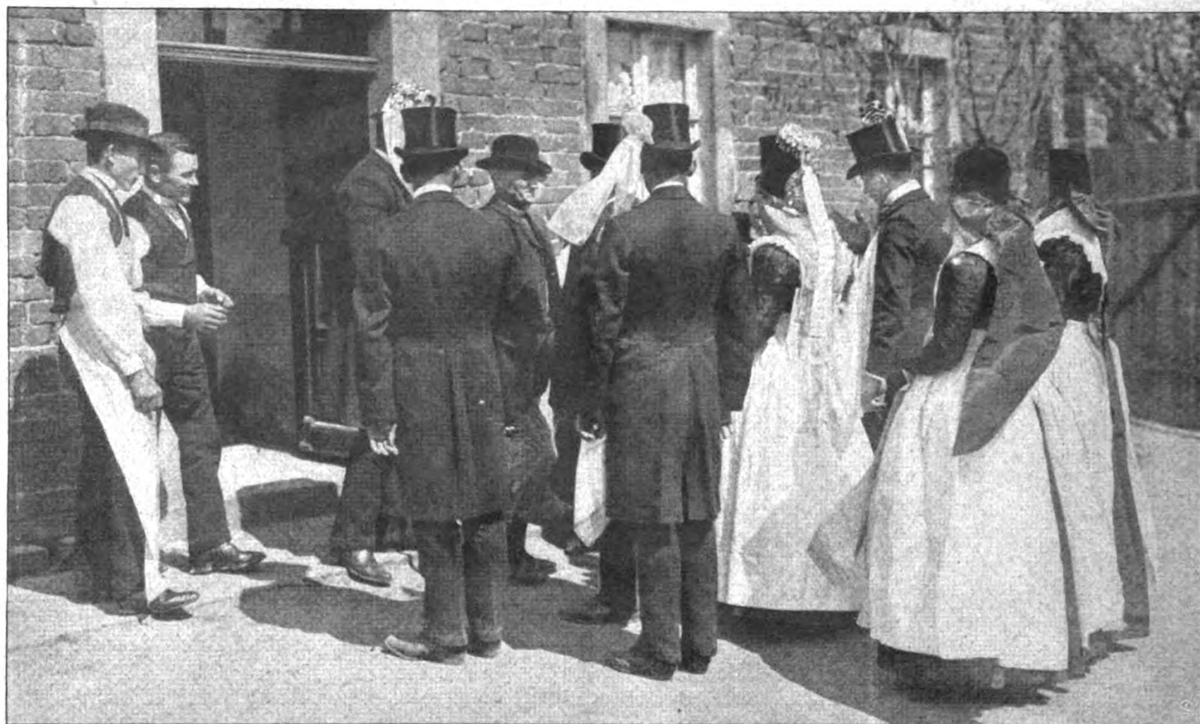
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Die dienstbaren Geister erwarten die Zureichung der Speisen aus der provisorischen „Hofküche“.

Der Brauttanz „Zweitritt auf der Stelle“ nach der Trauung vor dem Gehöft.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Die Begrüßung des Brautpaars nach der Trauung durch den Vater der Braut.

wert, wie das ganze Wendenkostüm ein sehr hübsches und kleidsames ist. Es wird auf dem Land noch allgemein getragen, dürfte wohl aber die längste Zeit gedauert haben, denn mit der Erschließung der Braunkohlenlager in dieser Gegend ist für die Wendei eine neue Zeit angebrochen, die wahrscheinlich viel von dem Althergebrachten in Tracht und Sitte verändern wird. Aber heute sind die Wenden noch ein eigener Volkstamm, den man in seiner besonderen Art lieb gewinnt, wenn man ihn näher kennen lernt. Ich sah einen älteren Bauern, der sich nach langem Hin und Her entschlossen hatte, den ererbten Hof zu verkaufen, da sich ein ergiebiges Braunkohlenlager darunter befand. Mit dem Hof war aber ein Wirtshaus verbunden, das er weiter führen wollte.

„Einstweilen behalte ich es," sagte er, „denn wenn man immer was Eigenes gehabt hat, will's einem ohne das nicht mehr gefallen. Aber freilich — ich muß erst sehen, wie es hier wird. Kommt zu viel rohes Volk ins Land durch die Fabriken, dann gehe ich ganz fort, denn das mag ich nicht."

Was der eine sagte, empfinden wohl viele Landsleute mit ihm, und so dürften die Tage des Eigenartigen und Besonderen in der Wendei gezählt sein.

Die elsässische Rosenstadt.

Hierzu 7 Aufnahmen von Merckling.

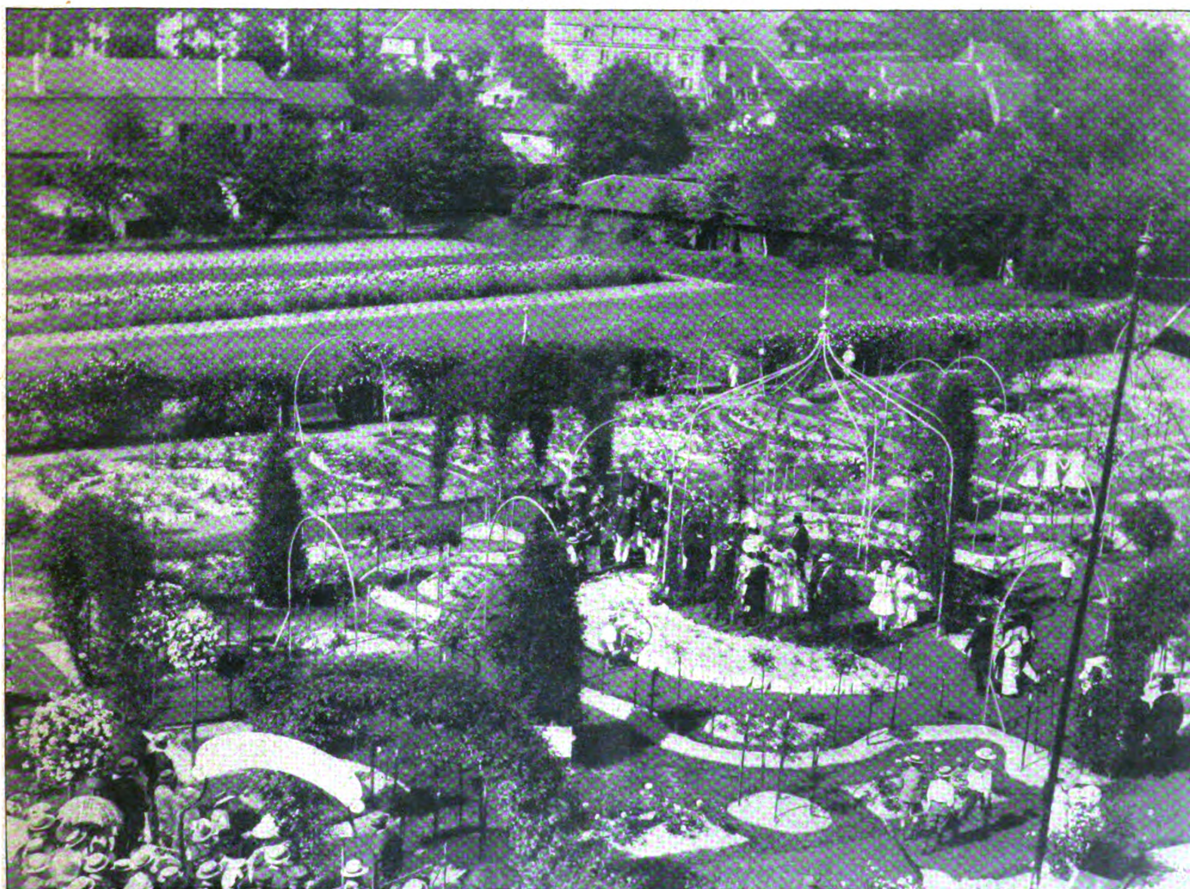
Das Elsaß ist ein herrliches Stück Erde, und schon manche landschaftlich hervorragenden Punkte, wie die Hohkönigsburg, der Odilienberg u. a., sind, nicht zum wenigsten durch den Besuch Kaiser Wilhelms, auch im rechtsrheinischen Deutschland bekannt geworden. Aber von den elsässischen Vogesenstädten ist das reizend gelegene Zabern mit an erster Stelle zu nennen. Neben seiner ausgezeichneten Lage besitzt es als gleichen Anziehungspunkt den weit über die Grenzen des Landes hinaus bekannten „Rosengarten des Vereins elf.-lothr. Rosenfreunde", und diesem Vorzug läßt auch der „Verein deutscher Rosenfreunde", dessen Protektorin die Kaiserin ist, volle Würdigung widerfahren, wenn er seinen diesjährigen Kongreß, verbunden mit einer Rosenausstellung im größten Maßstab, hier abhalten wird.

Zabern ist zu einem Kongreß- und Versammlungsort wie geschaffen. Einerseits liegt es an zweien der wichtigsten Pulsadern des europäischen Verkehrs, der Orientlinie Paris—Wien und der Strecke Ostende—Basel—Italien, und bietet so bequeme Verbindungen aus den Nachbarländern; anderseits bildet es genau das Zentrum der Reichslande und ist durch Zweigbahnen von allen Richtungen her leicht zu erreichen. Gerade dieser Lage am Ausgang des wichtigsten Vogesenpasses aus Frankreich und Lothringen nach dem Rheintal verdankt Zabern seine Entstehung und Bedeutung. Hier legten die weltbezwingenden Römer das Kastell Tres Tabernae zum Schutz ihrer Heerstraße und zur Verpflegung der durchziehenden Truppen an, und deutlich läßt noch der Plan der heutigen „Ober-

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

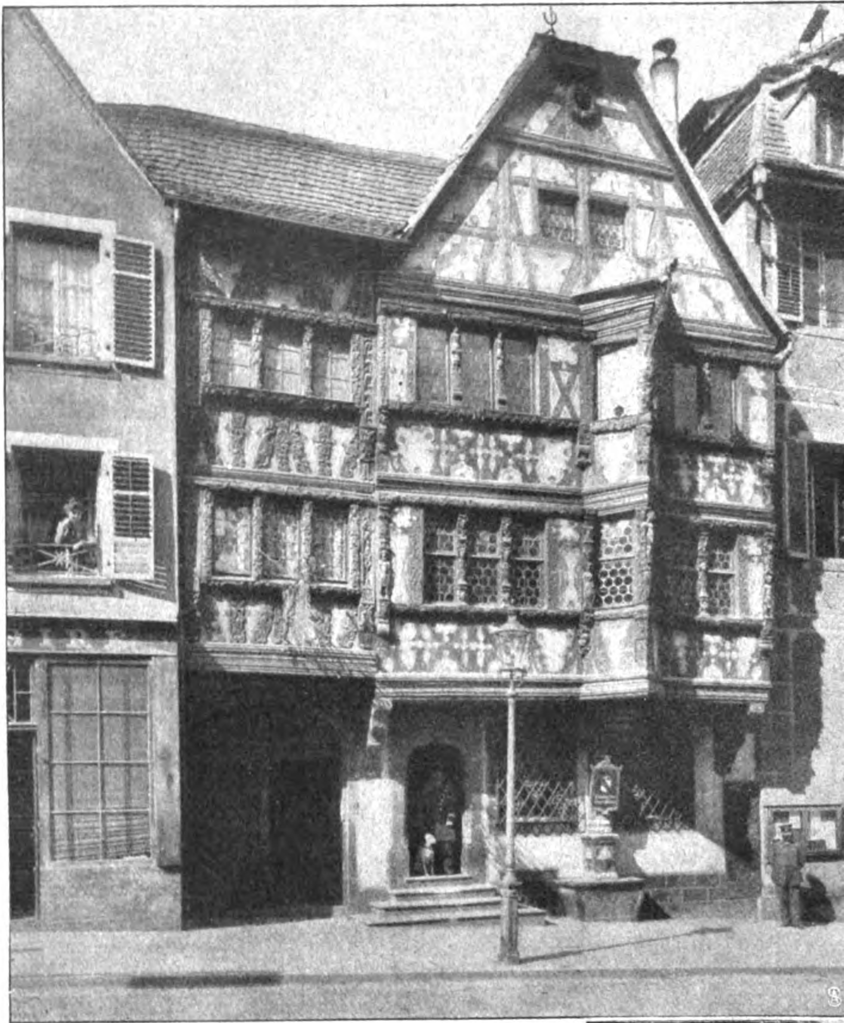


Die Burgruine Hohbarr, das „Auge des Landes“.



Ansicht des „Rosengartens“.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



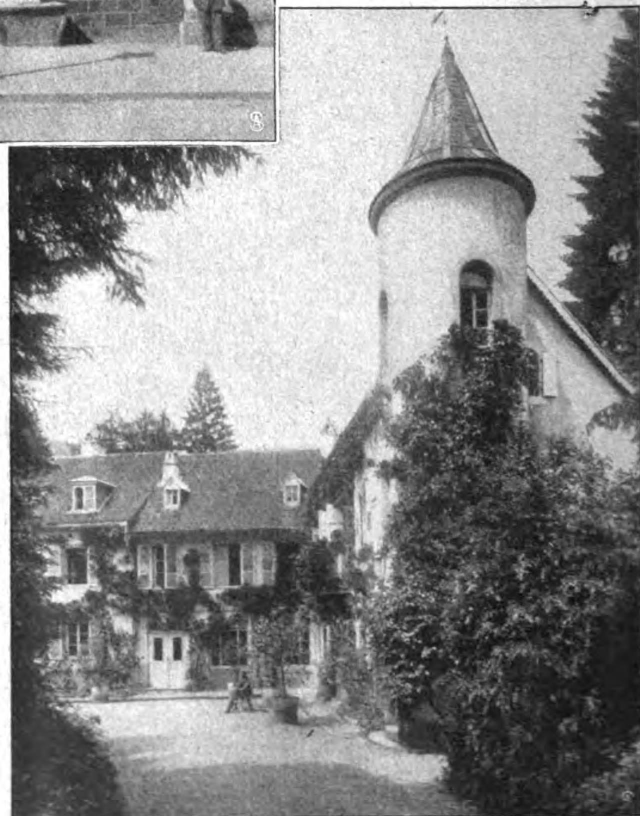
Ein altes Haus in Zabern.

liche Residenz, bis die Französische Revolution den Kardinal von Rohan, den bekannten Helden der berüchtigten „Halsbandgeschichte", über den Rhein trieb. Seither erlebte der stolze Bau ein wechselvolles Schicksal, und heute kann sich das Infanterieregiment 99 rühmen, wohl die schönste Kaserne in ganz Deutschland zu haben. Unsere Aufnahme zeigt die der Stadt zugekehrte Fassade, während die Hauptfront nach dem ehemals gewaltigen Schloßpark zu namentlich mit ihrem großartigen Säulenportikus eine noch größere architektonische und dekorative Wirkung hervorbringt.

Aber Zabern ist nicht nur als Denkmal vergangener Zeiten ehrwürdig und interessant, es besitzt auch den Reiz hoher landschaftlicher Schönheit, und der große Touristenstrom, der sich in den Sommermonaten hierher ergießt, gilt in erster Linie der wundervollen Umgebung. Kaum eine andere elsässische Stadt ist so nahe am Fuße der waldumgürteten

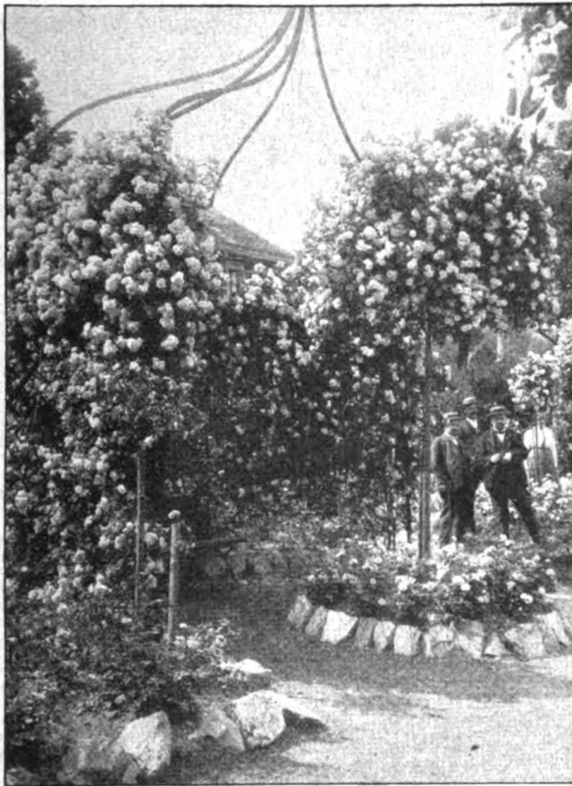
stadt" die charakteristische Anlage des römischen Lagers mit seiner Hauptstraße und seinen zwei Querstraßen erkennen. Leider sind die späteren Befestigungen der reichstreuen Stadt mit ihren 52 Türmen und 365 Zinnen verschwunden, nachdem sie vorher im Dreißigjährigen Krieg dem wilden Mansfeld zweimal siegreich widerstanden und 1634 den Schweden und Franzosen erst nach sechswöchiger Belagerung und Verwüstung übergeben wurden. Aber noch einmal lenkt das Innere des alten Städtchens die Aufmerksamkeit der Besucher auf sich durch zahlreiche interessante alte Häuser (Abb. obenst.), die mit ihren durch kunstreiche Holzschnitzereien verzierten Fassaden, ihren malerischen Erkern, Butzenscheiben, prächtigen Eisengittern von dem hochentwickelten Kunstsinn der früheren Bewohner beredtes Zeugnis ablegen.

Doch das größte Interesse erweckt der großartige Bau des ehemaligen fürstbischöflichen Schlosses (Abb. S. 931). Denn die Fürstbischöfe des Elsaß hatten, des ewigen Haders mit der stolzen Bürgerschaft der Stadt Straßburg müde, ihren Wohnsitz nach dem schönen Städtchen verlegt, und so war Zabern fast 400 Jahre lang Hauptstadt und bischöf-



Aus dem Villenviertel der Rosenstadt.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google





Partien aus dem „Rosengarten“ in Zabern.

Vogesenberge hingebettet, und die trotzigen Burgruinen auf den Höhen lassen sich bequem erreichen. So z. B. der Hohbarr (Abb. S. 929), dessen Beiname „das Auge des Landes“ die prachtvolle Aussicht verraten läßt, die man auf der Höhe des durch die „Teufelsbrücke“ verbundenen Doppelfelsens über die ganze Rheinebene bis hinüber zum blauen Profil des Schwarzwaldes genießt. In nächster Nähe bilden die Ruinen Groß- und Klein-Geroldseck, Greifenstein, die tiefe Felsengrotte der Veitskapelle, die technisch kühnen Anlagen der Eisenbahn und des Rhein-Marnekanals im Zorntal sehr beliebte Ausflugspunkte, während die altberühmte wichtige Heerstraße über die „Zaberner Steige“, die am sagenumwobenen „Karlsprung“ vorbeiführt, auf lange Zeit den Ruhm genoß, die erste und großartigste Kunststraße Europas zu sein. Eine besondere Sehenswürdigkeit ersten Ranges hat Zabern 1898 durch die Anlage des „Rosengartens“ (Abb. S. 929 u. obenst.) erhalten, der dieses Jahr das Ziel der Kongreßbesucher bilden wird. Hier vereinigen sich Natur und Kunst, um in der Zeit von Mitte Juni bis Ende September, wenn die 26000 von den bedeutendsten Rosenzüchtern Deutschlands, Hollands und Luxemburgs gesetzten Rosenstöcke in ihrem vollsten Flor prangen, einen an Farbenpracht und Harmonie unerreichten Anblick zu gewähren. Ein solches Schauspiel dürfte kaum wieder in Elsaß-Lothringen geboten werden. Zugleich findet vom 18. bis 20. Juni die Ausstellung für abgeschnittene Rosen und Bindereien für Berufsgärtner und Rosenliebhaber statt; und an eben diesen Tagen werden die Aeroplanflüge, die die Avatikgesellschaft aus Mülhausen in Zabern veranstalten wird, einen Hauptanziehungspunkt bilden.



Das ehemalige bischöfliche Schloß, jetzt Infanteriekaserne.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jugend.

Skizze von Agnes Harder.

Die Großmutter liebte das altmodische Stahlbad an den Abhängen des Wesergebirges, liebte seine uralten Linden- und Kastanienalleen, seine Brunnentempelchen und die weißen Häuser mit den grünen Läden und den zierlichen Eisenbalkons. Die alte Frau mit den feinen, vornehmen Zügen saß gern in der Seitenloge des kleinen Theaters und hatte solche Nachsicht mit den Leistungen der Schauspieler. Sie war sehr pünktlich bei den Kurkonzerten und hatte nachmittags einen bestimmten Platz in der ersten Stuhlreihe vor dem Orchester, den sie mit einer gewissen Würde beanspruchte, wenn ihn ein Fremder ahnungslos besetzt hatte. Sie hatte eine lange Rückerinnerung von abendlichen Beleuchtungen im Kurpark und legte besonderen Wert darauf, daß das rote Kreuz des heiligen Borns immer in glühenden Lämpchen erstrahlte. Alle diese Dinge lehrte sie ihre Enkelin, die kleine Ursula, die sie zum erstenmal begleiten durfte, weil sie so rasch gewachsen war und nach Schulabschluß und Konfirmation so bläßlich geworden war. Sie war eigentlich die große Ursula, viel länger als Großmütterchen, die sich schon auf sie stützen konnte. Und sie lauschte allem, was die ihr erzählte, und ließ mit einem Schauer der Ehrfurcht, der noch an die Geschichtstunde gemahnte, die gekrönten Geister vorüberziehen, die unter diesen uralten Linden gewandert waren, vom Großen Kurfürsten bis zur Königin Luise. Ach, Ursula war ganz froh, daß auch so berühmte Leute nervenschwach und blutarm gewesen waren, und füllte andächtig immer und immer wieder ihren Glasbecher am Helenenbrunnen.

Aber in kurzem mußten sich die roten Blutskörperchen schon stark vermehrt haben. Ursula fand es ein ganz klein wenig langweilig, die Kastanienallee bis zu den Teichen herabzulaufen, dort die Kaulquappen zu beobachten und wieder umzudrehn. Ursula war tatendurstig geworden. Von überall sahen die Weserberge in das stille Tal. Erst stiegen maigrüne Wiesen zu ihnen hinan, denen schienen einzelne große Bäume, die ein wenig aus dem Wald hervorgetreten waren, entgegenzugehen. Dann kam die tiefgrüne Waldesherrlichkeit selbst, steil und stolz.

Heute aber lag ein Jugendglanz da draußen, am Ende der dunklen Alleen, dem konnte sie nicht widerstehn. Großmütterchen hatte ihr Bad genommen und schlief. Da sagte sie der alten Lene, dem treuen Faktotum, sie ginge bis Mittag noch einmal fort. Sie würde pünktlich um halb zwei Uhr zurück sein, trank rasch ihre Milch und war schon draußen, ehe die bedächtigen Einwendungen der Alten noch beendet waren.

Sie stieg unter den Apfelbäumen über die Wiesen zum Wald empor. Die Baumblüte war gerade vorüber. Kleine, winzig kleine Früchte waren angesetzt, und Fink und Gartenrotschwanz jubilierten in den Zweigen. An der Waldgrenze war ein hübsches Gasthaus, wo die Badegäste gern zu Abend aßen. Auch Ursula war mit der Großmutter einmal hiergewesen. Im Garten blühten blaue Iris und Flammende Herzen. Die Vögel aber konnten sich gar nicht erschöpfen.

Vor dem Wald, halb unter den tiefen Zweigen der schattenden Buchen, war ein breiter, schöner Weg. Den schlug Ursula ein. Die Buchenblätter waren noch ganz jung und weich und seidengrau. Der frühe Vormittagschatten war ein wenig feucht und köstlich frisch. Es duftete nach Waldmeister, der hoch, mit weißen Blüten bedeckt, unter den flimmernden Buchenstämmen stand. Dazwischen blauten große Hundsveilchen, und höher die Berge hinauf erspähte sie die weißen Schäfte der Maiglocken. Aber sie pflückte keine Blume. Ihr war zumut wie am Kirchtag. Sie sah den Schnecken zu und den Laufkäfern, und Paul Gerhards köstliches Frühlingslied klang in ihrem Herzen:

„Ach, denk ich, ist es hier so schön,
Und läßt du mir's so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden,
Wie wird es erst in jener Welt,
In deinem lichten Himmelszelt
Und güldnen Schlosse werden."

Da draußen lag die Welt, und Ursula sah sie. Ueber den lieblichen Badeort hinweg die grünen Felder und dahinter das kleine Städtchen mit der uralten Kirche, die noch aus Karls des Großen Zeiten stammte, sah sie, halb wie ein Kind, mit großen, verwunderten, träumenden Augen.

Da hörte der Weg auf der Höhe auf. Eine saubere Serpentine führte unter den Waldbäumen zu Tal, so steil zuletzt, daß Ursula ein wenig laufen mußte und ihr Herz schlagen fühlte. Dann stand sie an einer weiß gestrichenen Gartenpforte. Ein Rotkehlchen hatte auf dem Gitterwerk gesessen und flog fort. Die Tür war nur eingeklinkt. Sie gab dem leisen Druck nach.

Es war ein ziemlich großer Garten, der in Terrassen zur öffentlichen Landstraße herabstieg. Von oben, wo Ursula stand, sah man in eine Wildnis von weißem und blauem Flieder. Dazwischen standen weiße Götter. In der runden Schale eines Springbrunnens, dessen Strahl eingeschlafen war, badete eine Amsel. Alles war ganz still. Nur der Kuckuck rief unaufhörlich aus dem Wald herüber. Die Sonne flimmerte hier fast sommerheiß. Große Büsche von Päonien waren schon aufgegangen und lagen schwer auf dem grünen Rasen. Ursula stieg ganz langsam die Terrassen hinunter. Da war ein großes Glashaus voller Tische und Stühle. Aber es war verschlossen. Und nun war sie ganz unten. Aber die wenigen Bauernhäuser, die scheinbar dicht unter ihr gelegen hatten, standen doch noch gut hundert Schritte weiter, und einsam war es auch hier.

Da hörte sie einen eigentümlichen Ton, den sie nicht gleich verstand. Dann leuchtete es in ihrem Gesicht auf, und sie lief fast. Richtig, unter dem Goldregenstrauch, aber so, daß seine Händchen die schönen, giftigen Trauben nicht reichen konnten, saß ein kleines Kind. Ein rotes Unterbett war auf den Rasen gelegt, das Kleine mit einer halbgeleerten Milchflasche ausgerüstet und sich selbst überlassen.

Ursula kauerte neben dem Kind nieder und freute sich seiner rosigen Frische. Das Kind war der König dieser frühlingstrunkenen Umwelt.

Und die Sonne schien immer goldener. Der Duft vom Wald und der Duft vom Flieder spannen alles ein wie mit süßen, schweren Fäden.

Da kam ein Radler mit der bunten Schülermütze

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

am Staketenzaun vorbei, lehnte sein Rad an und trat durch die Tür auf Ursula zu.

„Kann ich ein Glas Milch haben?" fragte er höflich.

Sie sah ihn so erstaunt an, daß ihm das Rot ins Gesicht stieg.

„Verzeihen Sie, es steht doch draußen über dem Tor: Zur Erholung!" Und dann, nach einer kurzen Musterung: „Aber das Geschäft scheint geschlossen zu sein."

„Steht das wirklich über der Tür? Ich bin nämlich von oben gekommen, vom Wald her. Ich war noch nie hier. Es war alles wie verwunschen. Und dann fand ich das Kind."

Sie sahen sich an und lachten.

„Das wird ins Dorf gehören, wenn man die Häuser so nennen kann. Im letzten wird gewaschen. Da hat die Mutter es „zur Erholung" hierher getragen. Ich aber muß, wie mir scheint, bis zum nächsten Ort warten. Das ist das vornehme Damenbad. Da dachte ich hier billiger fortzukommen."

Er erzählte, daß seine Klasse — die Oberprima! — einen Pfingstausflug mache und er die andern heute nachmittag in Hameln treffen wolle. Er hätte aber den Umweg über Pyrmont gemacht, denn er wolle Naturwissenschaften studieren. Da könne er an der Dunsthöhle und den Erdlöchern nicht vorbei. Die hätten sogar einen Goethe interessiert.

Ursula war noch nie bei den Erdlöchern gewesen, und die Dunsthöhle fand sie abscheulich. Sie gingen nun auf den Terrassen auf und ab und sahen wohl, daß die weißen Götter lackiertes Blech waren. Aber es störte sie nicht weiter. Der Rotdorn und der Flieder waren echt. Und sie erzählten sich allerlei aus ihrem Leben. Als sie wieder zu dem Kind kamen, war es fest eingeschlafen. Da setzten sie sich daneben, und Ursula paßte auf, daß die Bienen, die mit allem Fleiß am Honigtragen waren, es nicht störten.

Und dann schwiegen sie. Wie sie aber den Frühling so mit vollen Zügen in sich tranken, mochten sie gar nicht anfangen, wieder zu reden, sondern sahen sich an und lächelten, und wenn der Kuckuck im Wald wieder einsetzte, hoben sie den Finger.

Da klingelte es auf dem nahen Hof Mittag, und nun fuhren sie auf. Eine Stunde, eine volle Stunde hatte er in der Erholung gesessen! Wenn er die Klasse in Hameln verfehlte! Nun würde es mit den Erdlöchern doch nichts mehr werden. Er sprach ganz schnell, während er der Pforte zuschritt, an der das Rad lehnte. Ursula ging dicht neben ihm. Sie machte ein ganz bekümmertes Gesichtchen, als sie ihm die Hand reichte.

Da warf er noch einen Blick in all die verwunschene Frühlingsherrlichkeit. Dann beugte er sich rasch vor und küßte sie mitten auf den Mund. Und sie erwiderte den Kuß. Im nächsten Augenblick saß er schon im Sattel, schwenkte die bunte Mütze — und fort war er. Vom Dorf her aber kam mit bloßen Armen, eine große Schürze vor, die vertrauenselige Mutter.

Da flog Ursula die Stufen der Terrasse herauf, durch die obere Pforte, und lief in den Schatten des Waldes. Da schlang sie die Arme um einen dicken grauen Buchenstamm und drückte die heißen Wangen an die Rinde. Und nun rief der Kuckuck ganz dicht. Siebenmal rief er, dann flog er in das Waldinnere und lockte fern und schwach unaufhörlich.

Wie schade, dachte Ursula, wie schade, daß wir uns nicht unsre Namen gesagt haben. Wie sollen wir uns nun finden in der weiten, weiten Welt?

Aber dann sah sie mit Schrecken, wieviel kürzer der Schatten geworden war. Da dachte sie nur noch an die Großmutter.

Die wollte zürnen, daß sie sich so müde gelaufen hatte. Am Abend gab es ein Lieblingstück der alten Dame, ein Lustspiel von Scribe mit unglaublichen Verwechslungen. Und wie sie im dritten Akt die Kleine auf eine besondere Finesse der papiernen Lösung nach einer papiernen Verknüpfung aufmerksam machen wollte — da schlief Ursula!

„Jugend, o Jugend", seufzte die Großmutter. Dann wandte sie sich wieder ihrem geliebten Scribe zu.

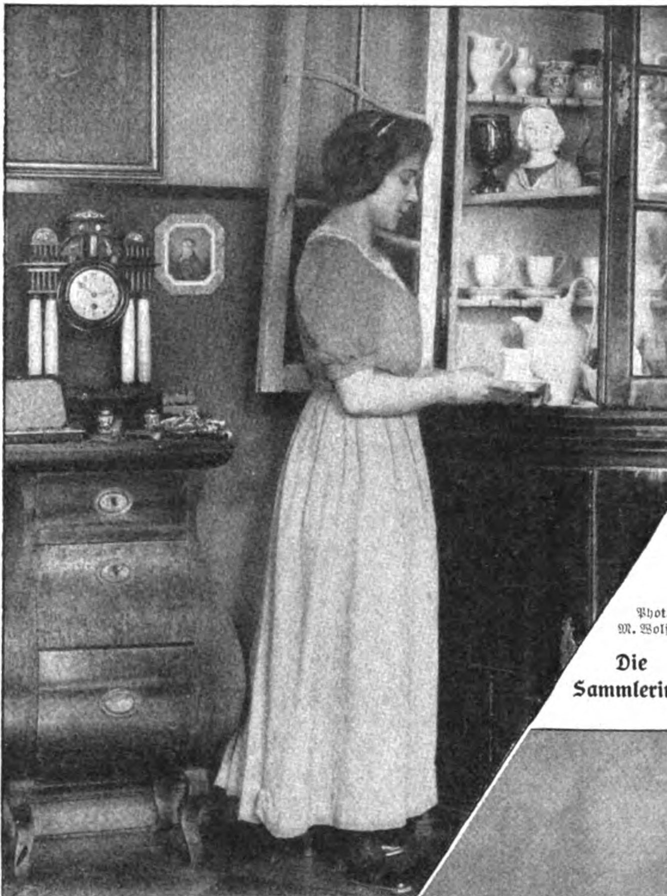
Das junge Mädchen von heute.

Von Ola Alsen. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Neben der großen Zahl von Frauen, deren Lebensinhalt Arbeit und Erwerb bedeutet, und die sich in unserer Zeit ein ernsthaftes Lebenziel gesetzt haben, gibt es eine andere Art Frauen, die nur mit dem abwechselnden Spiel der Freude und dem gesteigerten Luxus ihr Leben ausfüllen. Die Entwicklung zum Individuellen, die, man möchte sagen, die erste Vorbedingung zu jedem ernsten Menschentum ist, charakterisiert auch diese Luxusgeschöpfe, wenn auch in anderer Art. Jedes einzelne dieser jungen Mädchen ist eine Welt, die ein eigenes Ich bedeutet. Von einem solchen Geschöpf spricht Peter Altenberg: „Sie spielte gern Lawn-Tennis und tanzte gern Sir Roger. Es war eine Sehnsucht in ihr nach naturgemäßer mechanischer Bewegung, die das Blut an die Oberfläche treibt und diese rosig macht und die müden Nerven in eine Art von stürmischem äußerem Rausch versetzt." — Sie hat eine Beschäftigung erwählt — sie spielt Tennis. Sie ist Herrscherin in dem kleinen Reich, das weißgestrichene Latten umgrenzen. Die Bälle sind ihre Vasallen, die nach ihrem Willen springen. Sie gibt sich zufrieden mit jenen Sklaven — oder vielleicht tut sie nur so — vielleicht ist ihre Macht über die Bälle nur symbolisch oder lediglich zum Spiel gehörig. Sie spielt Tag für Tag, weil Sport die Devise ihres Lebens ist, und wie sie im Frühling beim Tennisturnier siegt, so besteigt sie bei Sonnenbrand die Gletscher. Im Winter regiert sie die langen Schneehölzer, daß sie wie Pfeile über die weißen, glitzernden Felder fliegen. Sie liebt ihr Pferd wie einen guten Kameraden und fühlt sich Herrin auf dem Wasser, Freundin der Brise, die die Segel spannt, denn die Möglichkeit neuer sportlicher Betätigungen hat sich der Frau in den letzten Jahren eröffnet. Sporteifer erfüllt ihre Tage, wo bei anderen der Lerneifer steht, ein Ziel zu erreichen, ohne praktischen Wert in jenem Sinn, wie es Tausende in den gleichen

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jahren in die Hörsäle zieht oder einer wirtschaftlichen Selbständigkeit zustreben läßt. Das Tippen auf der Schreibmaschine, das unmelodische Klappern, das unzähligen jungen Mädchen Tag für Tag die Nerven ermüdet, wird zum Sport. Die großen steilen Buchstaben in kräftiger Linienführung auf handfestem Papier — vieux jeu. Man tippt seine Mitteilungen auf eigener Maschine, und die „Memoiren meiner Jugendtage" (früher waren es schlichte Tagebücher) werden auf großen Konzeptbogen niedergelegt und in künstlerischer Ausstattung gebunden. Vielleicht geschieht es sogar in eigener Buchbinderwerkstatt, damit man diese wertvollen Aufzeichnungen dem Bräutigam am Hochzeitstag überreichen kann — oder nein — so töricht sind die Nixchen von heute nicht. Selbst ihre gesammelten Briefe, jeder ein Kapitalstück an „literarischer Feinheit", versenkt sie in ihr „Safe" der Bank, über das sie selbstverständlich verfügt. Ihre pekuniäre Unabhängigkeit ist erste Bedingung, Abhängigkeit in irgendeiner Form eine Unmöglichkeit. Ihre Unabhängigkeit dokumentiert sie als selbständig Reisende. Diese Erlösung brachten die Amerikanerinnen, von denen auch der Stil der Reiseausrüstung bis ins kleinste übernommen wurde. Der Anzug, die Ausstattung der Koffer, die die letzten Raffinements auf dieser Linie als Selbstverständlichkeit in sich schließen, geben ein Bild der „geringen Ansprüche". Man irrt sich, wenn man glaubt, die ohne mütterlichen Schutz reisenden jungen Mädchen überall zu treffen. Die fashionablen Luxusbadeorte kommen für sie nicht in Frage. Aber in Rom und Florenz begegnet man ihnen in den Galerien. Sie malen in Holland, in der Bretagne, am Gardasee, vielleicht auch in Worpswede. Die Teilnahme an den Festspielen in Wiesbaden und Baireuth vervollkommnet ihre künstlerische Ausbildung auf einem andern Gebiet. Sie machen meist zu zweien



Phot. M. Wolff.

Die Sammlerin.



Die Reiseausstattung der jungen Dame. Phot. E. Schneider.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

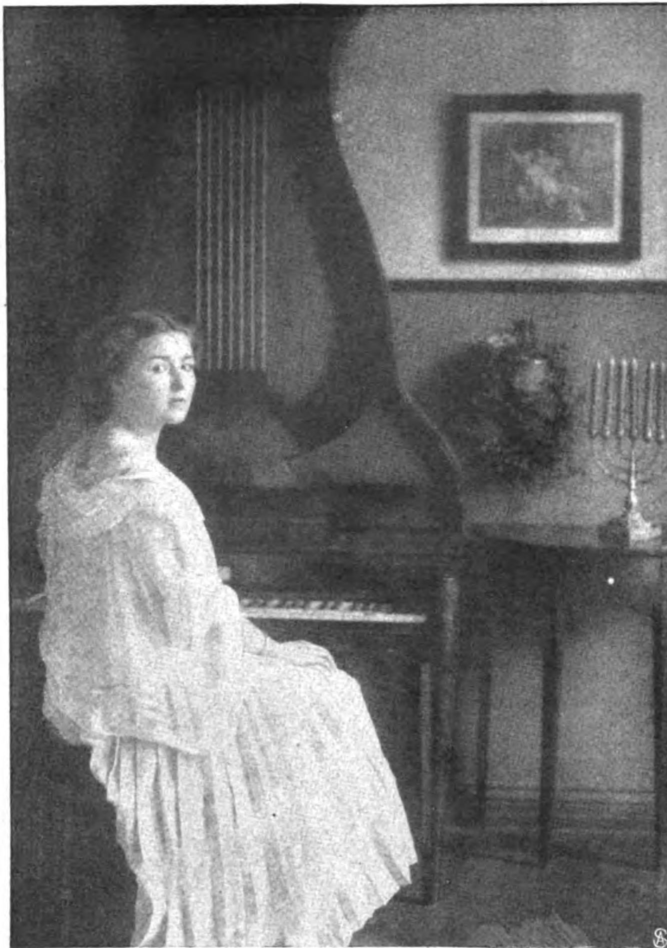
Generated on 2019-06-06 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. M. Wolff.

Das junge Mädchen von heute: Eine musikalische Soiree.

Generated on 2019-06-06 16:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY



Am alten Spinett. Phot. M. Wolff.

Studienreisen, denn wenn sie auch kein besonderes Studium erwählt haben und keinem Ziel zustreben, die Kunst in irgendeiner Form gehört zu ihrem Leben. Entweder sie spielen ein Instrument, wenn auch nicht in vollendeter Künstlerschaft, oder sie versuchen, ihre Kenntnisse der Literatur oder Malerei zu vertiefen. Die Liebe zu allem Schönen zieht sich wie ein leuchtender Faden durch ihr junges Leben. Das junge Mädchen verträumt viele Stunden vor alten Spinden mit Kostbarkeiten vergangener Zeiten. Seltsame Liebesgaben fremder Völker, alte Porzellane, Dosen mit dem matten Duft vertrockneter Rosenblätter, silberne Behälter mit eingravierten, geheimnisvollen Worten gehören zu der Poesie ihrer Tage. Alles, was von vergangenen, vergessenen Zeiten spricht, strömt einen besonderen Reiz aus. Es drängt sie, die Geschicke jener Menschen zu enträtseln, denen diese Dinge einst gehörten. Sie sind von fieberhaftem Sammeleifer erfüllt. Sie liebt in erster Linie natürlich alte Spitzen. Ihre Hände gleiten durch die Fülle vergilbter Kostbarkeiten, und ihre Gedanken ziehen nach Brügge, der verträumten märchenhaften Stadt, wo in dem von dichten Efeuranken umsponnenen Gruuthuuse die köstlichsten Spitzenschätze ruhen. Und sie geht in Gedanken wieder durch die Straßen der stillen Stadt, vorbei an dem Minnewasser, wo lautlos die weißen Schwäne ziehen. Sie geht wieder durch den von uralten Bäumen beschatteten Beginenhof, in dem silberhaarige Frauen spinnwebfeine Spitzen arbeiten und dem melodischen Klang der Kirchenglocken lauschen. In der Tür jedes Hauses, unter dem flackernden Licht, das das Marienbild bescheint, sitzen ruhelos arbeitende Frauen. Leise klingen die Klöppel aneinander, emsig wird Faden an Faden gefügt. Hier hat sie ihren Schatz alter Spitzen erstanden, die wunderfeine Arbeit, die eine Liebesszene darstellt. Und sie hat Spitzen, die aus Venedig stammen, französische und irische Kunstfertigkeiten. Aus Madeira hat sie sich alte Stickereien mitgebracht.

Kostbarkeiten aller Zeiten und Länder vereint ihre Sammlung. Und wie die eine vor ihren alten Spitzen sinnt und träumt, die von dem Leben und der Liebe jener Frauen Kunde geben, die sich einst mit diesen Spitzen schmückten, so spielt eine andre mit ihrer Neigung von antiken Seiden und seidenen Bändern. Zahllose Bänder, das seltenste und kostbarste, das die heutige Industrie produziert, Bänder früherer Epochen, von denen eine Schleife das Kleid der Marquise Pompadour geschmückt haben soll, während von einem andern verblaßten Rest

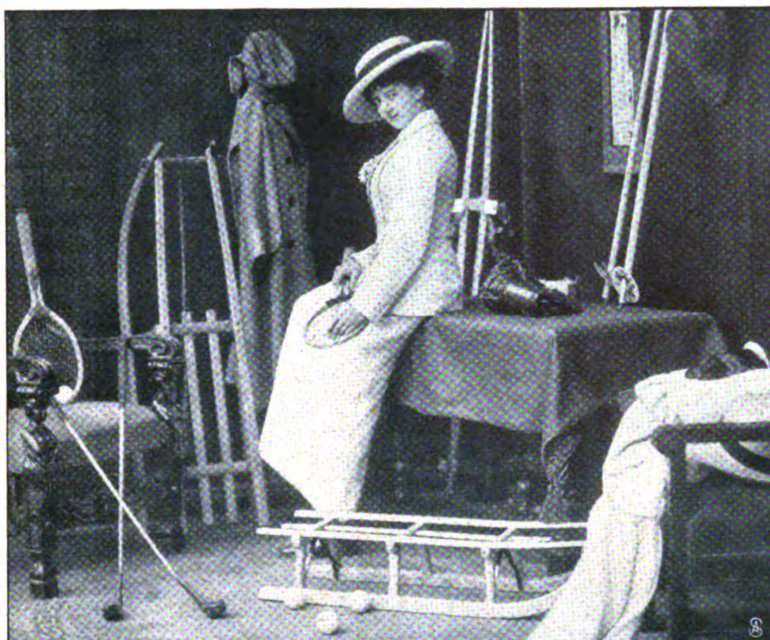


„Man tippt seine Briefe auf der eigenen Maschine.“ Phot. M. Wolff.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Fama geht, daß Lionardo das Muster entworfen habe. Andere Mädchen sammeln alte Hauben und Haubenbänder, deren Heimat aus Schlesien und Dänemark und andern Ländern sich genau so sicher wie ihr mindestens hundertjähriges Alter beweisen läßt. Fast aller Sammeleifer konzentriert sich auf Dinge, die einer andern Epoche angehörten. Die heiteren lichten Jungen-Mädchen-Zimmer sind für viele überwundene Umgebung. Die anheimelnden Stübchen wie zu Jettchen Geberts Zeiten, mit den kunstvoll geschnittenen Silhouetten an den Wänden, der weitmaschigen Decke auf dem Tisch, auf dem in buntem Glas einfache Blumen blühen und man dem Spinett weiche müde Töne entlockt, bilden ihre stille Sehnsucht.

Es ist fast, als ob diese jungen Geschöpfe, die kaum einen Blick in das Leben getan haben, sich hinausretten möchten aus dieser Welt, die sie umgibt. Es ist wohl wahr: die Welt von heute mit all den modernen Erfindungen, mit ihren Eilzügen und Schnelldampfern, mit ihrem Hasten und Jagen mag für empfindsame Seelen und romantische Gemüter wenig Reiz und Poesie besitzen. Es ist eine nüchterne Zeit,



Die Sportausrüstung der jungen Dame. Phot. E. Schneider.



Beim Einkauf von echten Spitzen. Phot. H. Manuel.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Roß und Reiterin.

die Erinnerung alles vergoldet, daß die Geschichte mit Vorliebe das Gute und Erhabene dem Gedächtnis der Menschen erhält.

Was erzählen nicht alte vergilbte Blätter vom Leben und Weben unserer Voreltern! Und manches junge Mädchen von heute hat eine ganze kostbare Bibliothek, um die sie ein Gelehrter beneiden könnte. Werk reiht sich an Werk. Alte Ausgaben, über denen ein vermoderter Duft liegt, seltene Exemplare, luxuriöse Liebhabereinbände umhüllen jene Bücher, die gewöhnlichen Sterblichen schon in einfachem Gewand tiefe Lebensgenüsse bereiten. In Mappen gesammelt, bergen sich Radierungen und alte Stiche. Ueber allem liegt Sinn für das Beste der Kunst und Liebe zur Kunst, die die Aussicht eröffnet, dem heute noch teilweise herrschenden falschen Dilettantismus ein Ende zu bereiten. Es liegt ein tiefer Sinn im kindschen Spiel. Aus dem Kult des Schönen erwachsen ihnen Erfahrungen, Urteilsmöglichkeit und Lebensfreude, die auch anderen Freude geben

hart und wirklich, die an die Arbeitskraft und Leistungsfähigkeit der Menschen so hohe Ansprüche stellt wie keine andere vorher. Für Träumereien und sinnige Gedanken ist wenig Raum, das Reale gilt im gesteigerten Erwerbsleben mehr als das Ideale, und ist dieses Ideale nicht ein Vorrecht der Jugend? Wer will es dem jungen Mann, dem jungen Mädchen verdenken, wenn es gern zurückdenkt an die Vergangenheit, an verrauschte Jahrhunderte, die so viel schöner und heroischer, so viel gemütvoller und romantischer erscheinen als unsere Tage? Denn es ist **ja eine alte Erfahrung, daß**



Phot. v. Freyberg.

In der Segeljacht.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bilder aus aller Welt.

Das Kgl. Bayrische 13. Infanterieregiment hat dem Kaiser Franz Josef von Oesterreich anläßlich seines sechzigjährigen Jubiläums als Inhaber dieser bewährten Truppe eine prächtige silberne Figur geschenkt, die einen Offizier des Regiments während des Feldzugs von 1813 Wache stehend zeigt. Dies schöne Kunstwerk ist von Hauptmann z. D. Th. Kurz entworfen worden.

Immer häufiger wenden sich auch Damen dem Luftsport zu. Kürzlich erhielt Frau Emma Wolff in Elberfeld das Führerzeugnis des Niederrheinischen Vereins für Luftschiffahrt.

Vor kurzem feierte der Geheime Regierungsrat Prof. Dr. W. Fleischmann, Direktor des Landwirtschaftlichen Instituts der Universität Göttingen, sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum.

Bei dem ersten feierlichen Empfang, der seit dem Tod Eduards VII. im Londoner Buckinghampalast stattfand, wurde dem Königspaar auch eine junge Amerikanerin vorgestellt, Miß Bennett aus Neuyork.



Ehrengeschenk für Kaiser Franz Josef,
gewidmet vom 13. Bayrischen Infanterie-Regiment.



Frau Emma Wolff,
Elberfeld,
errang das Ballonführerzeugnis.

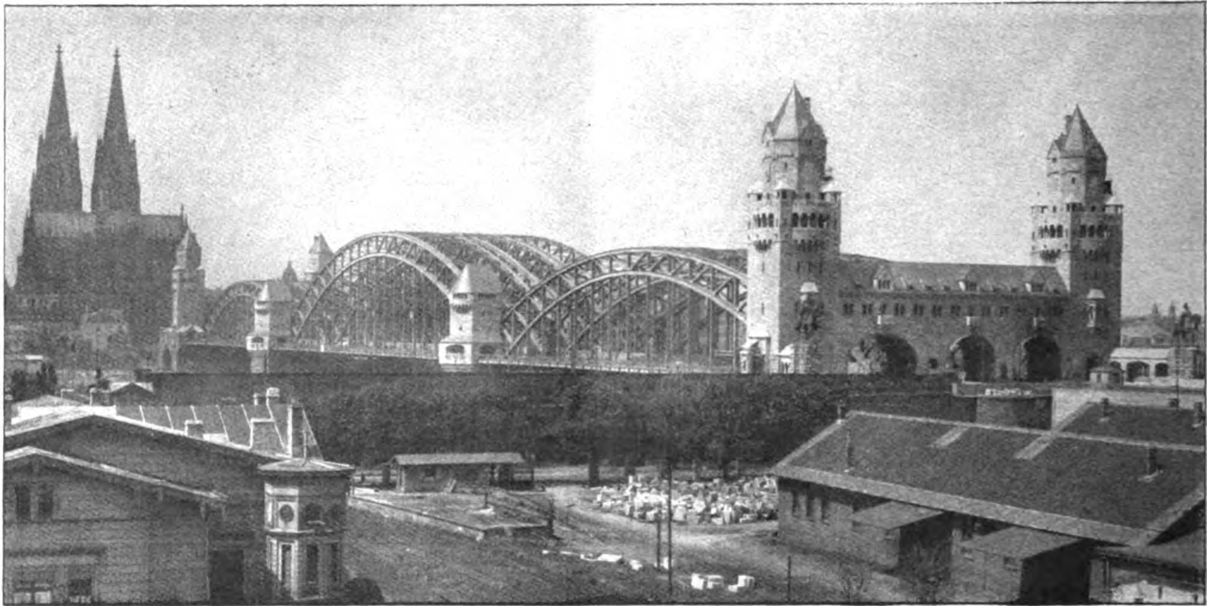


Prof. Dr. W. Fleischmann,
Geh. Reg.-Rat, Göttingen,
beging sein 50jähr. Doktorjubiläum.



Phot. Bassano.

Mode und Hoftoilette:
Miß Bennett, Neuyork, beim ersten Empfang im Buckinghampalast in London.



Die neuerbaute Hohenzollernbrücke in Köln a. Rh.

Am 22. Mai fand in Gegenwart des Kaisers die offizielle Einweihung der neuen Kölner Hohenzollernbrücke statt, die an Stelle der alten „festen Brücke“ über den Rhein führt. Die kühne Eisenkonstruktion, die unter der Leitung des Regierungsrats Beermann errichtet wurde, ist mit Standbildern mehrerer Hohenzollernfürsten geschmückt.

Schluß des redaktionellen Teils.

Teer und Haar.

In medizinischen Büchern findet man bei Besprechung der Haarpflege nicht selten die Bemerkung, daß der Teer, der infolge seines merkwürdigen Einflusses auf den Haarwuchs das beste Mittel wäre, leider nicht angewendet werden kann wegen seines intensiven Geruches und seiner klebrigen Eigenschaft. Das hat eine ganze Anzahl Forscher schon seit Jahren veranlaßt, darüber Versuche anzustellen, dem Teer diese üblen Nebeneigenschaften zu nehmen und so dieses unvergleichliche Haarwuchsmittel der Haarpflege dienstbar zu machen. In England und Amerika, wo die Haarpflege schon seit undenklichen Zeiten einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hat — der allgemein bekannte wundervolle Haarwuchs der Engländer ist eine Folge davon — hat man nach Durchprobierung aller möglichen Mittel trotz jener Eigenschaften doch auf den Teer zurückgegriffen und nimmt sie eben mit in den Kauf. In den übrigen Ländern ist es jedoch nicht möglich gewesen, diesen Widerwillen gegen den Teer zu überwinden. Insofern ist es zu begrüßen, daß nun endlich ein chemisches Verfahren entdeckt worden ist, um dem Teer den Geruch und seine klebrige Eigenschaft zu nehmen und somit dieses uralte Produkt, das seit undenklichen Zeiten als geradezu souveränes Mittel für die Haarpflege bekannt war, auch unseren modernen empfindlichen Ansprüchen anzupassen.

Es gelang durch ein chemisches Veredelungsverfahren, den Teer vollständig geruch- und reizlos herzustellen und so in Pixavon ein fast geruchloses Teerpräparat zu schaffen, das auch keine unangenehmen Nebenwirkungen mehr hat. Das Pixavon wird heute schon von Tausenden von Menschen gebraucht, und man rühmt allgemein seinen außerordentlich günstigen Einfluß auf den Haarwuchs, der ja auch schon nach den Erfahrungen zu erwarten war.

Das Pixavon löst mit Leichtigkeit Schuppen und Schmutz von der Kopfhaut, gibt einen prachtvollen Schaum und läßt sich sehr leicht von den Haaren herunterspülen. Es hat einen sehr sympathischen Geruch, und infolge seines Teergehaltes wirkt es parasitärem Haarausfall entgegen.

Besonders hervorzuheben ist, daß wir es in Pixavon mit einem Präparat zu tun haben, das trotz seiner Ueberlegenheit zu einem sehr mäßigen Preise abgegeben wird. Eine Flasche für zwei Mark, die überall erhältlich ist, reicht bei wöchentlichem Gebrauch monatelang aus. Diese außerordentliche Billigkeit gestattet es also auch dem weniger Bemittelten, diese vernünftige und naturgemäße Haarkultur durchzuführen. Schon nach wenigen Pixavon-Waschungen wird jeder die wohltätige Wirkung verspüren, und man kann daher wohl die Pixavon-Haarpflege als die tatsächlich beste Methode zur Stärkung der Kopfhaut und Kräftigung der Haare ansprechen.

Es wäre zu wünschen, daß diejenigen, bei denen das Haar anfängt, sich zu lichten, rechtzeitig mit regelmäßigen Pixavon-Waschungen beginnen und nicht erst alle möglichen und unmöglichen Haarkuren anfangen, die dem Haarwuchs oft mehr schaden als nützen.

Pixavon wird hell (farblos) und dunkel hergestellt. Neuerdings wird besonders Pixavon „hell“ (farblos) vorgezogen, bei dem durch ein besonderes Verfahren dem Teer auch der dunkle Farbstoff entzogen ist. Die spezifische Teerwirkung ist bei beiden Präparaten, hell sowohl wie dunkel, die gleiche.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

DIE·WOCHE

Nummer 23. | Berlin, den 10. Juni 1911. | 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 23.



Die sieben Tage der Woche.

1. Juni.

Auf dem Tempelhofer Feld findet die Frühjahrsparade der Garnisonen von Berlin, Charlottenburg, Spandau und Groß-Lichterfelde vor dem Kaiser statt (Abb. S. 950).

Kaiser Franz Josef trifft aus Gödöllö wieder in Wien ein.

Aus Marokko kommt die Meldung, daß der Großwesir Glaui vom Sultan seines Amtes entsetzt und zur Herausgabe der erpreßten Gelder veranlaßt worden ist.

Aus Nikaragua kommt die Nachricht, daß das Arsenal in der Hauptstadt Managua in die Luft gesprengt worden ist, wobei 150 Personen getötet wurden.

2. Juni.

Prinz Adalbert von Preußen trifft in Kopenhagen ein, um den Kaiser bei den Beisetzungsfeierlichkeiten für den verstorbenen Prinzen Hans zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg zu vertreten.

In Rom wird unter Teilnahme des Botschafters von Jagow und des Fürsten Bülow der Grundstein zu einer deutsch-evangelischen Kirche gelegt.

Die italienische Deputiertenkammer bewilligt den Kriegsveteranen eine Leibrente.

Der Khedive von Aegypten trifft in Konstantinopel ein.

3. Juni.

Der vor einiger Zeit schwer erkrankte russische Minister des Aeußern Ssasonow tritt einen Erholungsurlaub ins Ausland an.

Aus Mexiko kommt die Nachricht, daß Diego Redo, der Gouverneur des mexikanischen Staates Sinaloa, ermordet worden ist.

4. Juni.

In Rom wird das Nationaldenkmal für König Viktor Emanuel II. feierlich enthüllt.

In Teheran geben zwei Frauen Revolverschüsse auf den Regenten Nasr el Mulk ab, der jedoch nicht verletzt wird.

In Clermont-Ferrand tritt der Internationale Friedenskongreß zusammen.

5. Juni.

Der Sultan Mohammed V. tritt von Konstantinopel aus an Bord des „Haireddin Barbarossa" die Reise nach Saloniki an.

In Monastir erschießt ein Albanier den Staatsanwalt.

6. Juni.

In Danzig tritt der evangelisch-soziale Kongreß, in Koblenz der Verein für das Deutschtum im Ausland zusammen.

Der Kapitularvikar Dr. Felix von Hartmann wird zum Bischof von Münster gewählt.

Im Wattenmeer werden von Fischern drei Luftschiffer aufgefunden und gerettet, die mit dem in Berlin aufgestiegenen Ballon „Leipzig" auf dem Wasser niedergegangen sind.

Aus dem Weinbaugebiet des französischen Departements Aube kommen Nachrichten über neue Unruhen.

Die griechische Nationalversammlung nimmt in der Gesamtabstimmung das Gesetz über die Revision der Verfassung an

7. Juni.

Das Kaiserpaar begibt sich nach Neustrelitz und macht von dort einen Abstecher nach Schloß Hohenzieritz zur Besichtigung des Sterbezimmers der Königin Luise.

Aus Mexiko wird gemeldet, daß bei Campania 28 Gegner Maderos erschossen wurden.

Die Ansiedlung von Deutschen in tropischen Hochländern.

Von San.-Rat Dr. Daeubler.

Mit dem Begriff von Kolonisation in überseeischen Ländern ist die Besiedlungsfrage eng verbunden, sie war und ist von jeher das Endziel jeder groß angelegten staatlich-kolonialen Unternehmung gewesen, und vielfach hat das Mutterland mit wechselndem Erfolg versucht, selbst klimatisch ungünstige Tropengebiete nicht allein zu Handelzwecken auszunutzen, sondern dort eine fest ansässige, nationale, weiße Bevölkerung zu schaffen.

Auch wir streben in der jüngsten Zeit mit allen Mitteln dahin, in den von der Natur reich gesegneten deutsch-ostafrikanischen Hochländern von ca. 1000 Meter mittlerer Höhenlage ab, Landbaukolonien zu gründen und das Deutschtum dorthin zu verpflanzen. Von einer Besiedlung der Tropenniederungen jedoch und der Küstenzone wird Abstand genommen, wegen der dort stets vorherrschenden Krankheiten, die im Hochland fehlen, und wegen des für den Europäer zu ungünstigen Treibhausklimas dieser Landstriche.

Die Frage, ob ein solches Unternehmen für die kühleren, aber einer intensiveren Sonnenstrahlung ausgesetzten Hochländer ratsam ist, ob der Kolonist und seine Nachkommenschaft nicht nur sich gesundheitlich dort anzupassen vermögen, sondern auch ob ihre Arbeitsfähigkeit und Arbeitskraft erhalten bleibt und nicht durch klimatische Einwirkungen abgeschwächt wird, Fragen, die das Gebiet der Tropenphysiologie berühren, sind damit aktuell geworden und müssen fachlicherseits für jeden möglichst einfach und klar erläutert werden, um danach entscheidende Entschlüsse zu fassen.

Ueber die Tropenphysiologie, das heißt über das Tropenleben des gesunden Europäers und über den Ablauf seiner Funktionen gegenüber dem gesunden und arbeitstüchtigen Eingeborenen, hat die wissenschaftliche

Copyright by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Digitized by Google | Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Forschung bisher nicht volles Licht zu verbreiten vermocht, die Erforschung der Tropenkrankheiten hat dafür größere Fortschritte aufzuweisen.

Trotzdem sind wir imstande, die Fragen nach der Klimawirkung und Besiedlungsmöglichkeit heute mit einiger Sicherheit zu erörtern und mit Anspruch auf große Wahrscheinlichkeit zu beantworten.

Für ein wirkliches Verständnis der Sache handelt es sich dabei von vornherein darum, die Frage nach den Tropenkrankheiten hier völlig zu scheiden von den eben angeführten der Tropenphysiologie. Die Tropenkrankheiten sind, wie schon angedeutet, gut erforscht, und die Hygiene ist imstande, den Ansiedler davor zu schützen, sie grassieren auch hauptsächlich nur im Tropentiefland, während das Hochland davon weniger berührt wird, so daß man wohl sagen kann, daß der Europäer in den tropischen Hochländern, auch in denen Ostafrikas, gewiß nicht in so hohem Maß bestimmten Krankheiten ausgesetzt ist wie in der deutschen Heimat. Die infektiösen Tropenkrankheiten werden verursacht durch bestimmte, jetzt bekannte Krankheitserreger, Bakterien und Parasiten, ein früher angenommenes Klimafieber gibt es nicht, das verbreitete tropische Malariafieber wird durch einen Blutparasiten veranlaßt, den eine gewisse Mückenart nach einem Generationswechsel in sich von Mensch zu Mensch verimpft. Diese Mückenart fehlt meistens in den Hochländern oder ist erst durch Eisenbahnverkehr nach oben in ganz geringem und ausrottbarem Maßstab verbracht worden.

Die einzelnen meteorologischen Faktoren des Klimas oder das Gesamtklima der Tropen mit seiner eigenartigen Feuchtigkeit und elektrischen Spannung sind es daher, deren Wirkung auf den weißen Ansiedler wir hier zu besprechen haben; sie sind unabänderlich und nicht durch die Hygiene, wie bei den Tropenkrankheiten der Fall, zu beeinflussen.

Wie wir jetzt wissen, übt das Tropenklima in seiner Gesamtheit hauptsächlich eine schädigende Wirkung auf das Zentralnervensystem des Weißen aus, die sich je nach Umständen, wie längerem Tropenaufenthalt, anhaltender Arbeit, wenn auch nicht schwerer, Aufregungen, Sorgen oder unpassender Lebensweise, mehr oder weniger äußert, stets aber in ungleich höherem Maße als bei gleicher Ursache in der europäischen Heimat. Selbst nervenstarke Europäer und nicht erblich nervös belastete müssen damit rechnen, auch bei verständigem, nicht ausschweifendem Leben nach mehrjährigem Tropenaufenthalt an ihrer Nervenstärke Einbuße zu erleiden. Ein jeder fühlt das und kann sich erst in Europa davon erholen. Dabei wird, namentlich bei einem tätigen Leben, die Energie und geistige Spannkraft meistens mehr oder weniger abgeschwächt, durch Aufenthalt in Europa aber wieder gehoben, weil hier die durch den Wechsel der Jahreszeiten bedingten, gewohnten Nervenreize ihn wieder treffen, die er in den Tropen entbehren muß.

Eine andere der allgemeinen Beobachtung leicht zugängliche Tatsache der tropischen Klimawirkung ist der Umstand, daß in den Tropen geborene Weiße, die nicht in der Kindheit oder wenigstens während der Entwicklungsjahre vom zehnten bis zum achtzehnten Jahr im europäischen Heimatland verweilten, erschlaffen und leichte Degenerationsmerkmale, körperlich wie geistig, erkennen lassen. Dies gilt auch für die Hochländer. Auffallend werden solche Zeichen dem Laien erst mit der dritten Generation. Die Tropenbewohner, die den älteren kolonisierenden Nationen, Engländern und Niederländern, angehören, lassen deshalb ihre Kinder in Europa erziehen, und nicht nur wegen der besseren Schulen. Bei Südeuropäern, Italienern und Spaniern, tritt dieses Bedürfnis nicht in so hohem Maß hervor wie beim Nord- und Mitteleuropäer. Sobald nur eine einzige Blutmischung mit Eingeborenen dazwischenkam, war bei den Mischlingen noch in der vierten Generation selten eine Erholung in Europa nötig.

Ganz abgesehen von der eben besprochenen direkten Klimawirkung auf das Nervensystem der Weißen, kennen wir seit langer Zeit die Gefahren des Sonnenstichs und des Hitzschlags, die in den Tropen den arbeitenden Menschen, nicht zum wenigsten den Feldarbeiter, mehr als in Europa bedrohen. Ueberhaupt kommt es in den Tropen leichter zur Uebererwärmung des Blutes, zur Wärmestauung beim Europäer, der nicht wie der Farbige seine höhere Wärmeproduktion ausgleichen kann, auch nicht wie der Neger durch sein in der schwarzen Haut abgelagertes Pigment vor Sonnenstich geschützt ist. Es ist nicht nötig, daß es beim arbeitenden Europäer völlig zum Hitzschlag kommt, um schädliche Folgen zu zeitigen, schon eine geringere Wärmestauung, die sich täglich, womöglich mehrfach wiederholt, schwächt die Gesundheit des Ansiedlers, namentlich bei Ueberfüllung der inneren Organe mit Blut, so der Leber. Auch das Herz wird leicht affiziert bei jeder Ueberanstrengung.

Nach den bisherigen Erörterungen spitzt sich fernerhin unsere Frage darauf zu, ob unter solchen klimatischen Verhältnissen der Deutsche im tropischen Hochland in gewohnter Weise ohne Schaden zu arbeiten imstande ist, und ob er dabei leistungsfähig bleibt wie der oft schwer arbeitende farbige Eingeborene. Welche körperlichen Eigenschaften und welche funktionelle Mechanistik den Farbigen zur anhaltenden schweren Feldarbeit befähigt, soll bei der Beantwortung dieser Hauptfrage erörtert werden, liegt doch darin der Grund der Ueberlegenheit der Arbeitskraft des Farbigen über die des Weißen in den Tropen, der sich eine gleiche Leistungsfähigkeit auch nicht voll erwerben kann.

Bei einer unbeschränkten Volksverpflanzung müßte der deutsche Kolonist als Kleinbauer gerade anfänglich, wie ein Arbeiter, hart arbeiten, später würde die Arbeit leichter sein als in Deutschland, wenn man bedenkt, daß dem Landmann in den Tropen alles leichter zuwächst. Allein die verschiedenen Kulturen erfordern auch vielseitige Arbeit, wenn sie auch an sich nicht so sehr schwer ist. Dabei ist zu bedenken, daß die Arbeit zum Teil in der Sonne des Hochlandes zu leisten ist.

Während bei leichter Arbeit der Mensch nur 2000 Kalorien Wärme produziert, die, wie unsere Untersuchungen zeigten, der Europäer in den Tropen physikalisch eben noch, wenn auch in ungewohnter Weise, zu regulieren imstande ist, steigt diese Ziffer bei mittelschwerer Arbeit auf 3000, bei schwerer auf 4000 bis 5000 Kalorien. Gerechnet ist Arbeit im Schatten. Durch experimentelle Untersuchungen im Voit-Pettenkoferschen und Zuntzschen Apparat ist festgestellt, daß der Neger wie der Weiße in der Ruhe und bei leichter Arbeit seine Wärme ganz gleichartig reguliert. Wir haben aber keine Messungsresultate, wie dieses Verhältnis bei schwerer bzw. mittelschwerer Arbeit wird, wir wissen nur, daß der Weiße keine schwerere Arbeit in den Tropen leisten kann, auch nicht anhaltend im Hochland, weil er seine dabei produzierte Wärme nicht wie der Schwarze loswerden kann, vielmehr dabei an Hitzschlag erkrankt oder doch an den Folgen der Wärmestauung leidet, wie sie

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schon eingangs beschrieben wurden. Diese Wärmestauung oder Hyperthermie des Weißen bleibt dem Schwarzen unter gleichen Arbeitsverhältnissen fremd, er arbeitet ruhig weiter, selbst in der Sonne, ohne Hyperthermiesymptome zu zeigen, jahraus, jahrein. Die Wärmeabgabe des Menschen geschieht, abgesehen von der Lungenatmung, durch Strahlung, Leitung und Verdunstung; die Wärmeproduktion ist in der Hauptsache abhängig von der Arbeitsleistung. Ist diese bei Negern und Weißen gleich, und kann der Weiße die gleiche Wärmemenge nicht an die heiße Tropenluft abgeben, so muß einer oder mehrere Wärmeabgabefaktoren beim Schwarzen, der seine gleiche Wärmequantität leicht und stetig abgibt, höher bewertet sein als beim Weißen. Unsere diesbezüglichen Untersuchungen haben darauf hingewiesen, anzunehmen, daß der Schwarze mehr Wärme in der Zeiteinheit durch Schweißverdunstung abgibt, und daß die Innervation seines Schweißdrüsenapparates anders und gröber, dabei zweckmäßiger vom Zentrum, im Gehirn und Rückenmark, aus eingestellt sein muß als beim Weißen. So wäre es zu erklären, warum der Schwarze arbeitsfähiger bleibt, und warum der Weiße ihm nachsteht.

Während durch viele Untersuchungen des Verfassers über die Lungenkapazität bei Schwarzen und Weißen es sich herausstellte, daß bei der Lungenatmung der Schwarze nicht im Vorteil ist, war dagegen das Resultat vergleichender anatomischer Untersuchungen schwarzer und weißer Haut ein überraschendes. Als ich vor mehr als 23 Jahren, mit der Erforschung der Akklimatisationsbedingungen in den Tropen beschäftigt, erkannte, daß das Haupthindernis der Wärmeabgabe für den Weißen die mangelhafte Verdunstung sein müßte, denn die übrigen Wege der Wärmeabgabe sind bei Weißen und Schwarzen fast gleichwertig, so führte mich diese Ueberlegung dazu, den Schweißdrüsenapparat eines plötzlich durch eine Verwundung gestorbenen Negers, der im Leben schwere Arbeit verrichtete, in den Tropen selbst mikroskopisch zu untersuchen. Zu meinem Erstaunen sah ich, daß nicht allein die Schweißdrüsen des Negers fast dreimal so groß waren wie die der weißen Haut, sondern daß auch deren Ausführungsgänge anders gestaltet waren. Zugleich war das Blutgefäßnetz der Schweißdrüsen reichhaltiger. Danach sammelte ich mehrere Jahre lang Material zu Untersuchungen, die im Anatomischen Institut in München vor 17 Jahren von mir ausgeführt wurden unter Vergleichen an weißer Haut mit fast dem gleichen Resultat.

Am auffälligsten ist der Unterschied zwischen dem andersartig und mächtiger entwickelten Schweißdrüsenapparat des Negers im Vergleich zum Europäer, bei den übrigen farbigen Rassen nicht in so hohem Maß, wie mikroskopische Messungen ergaben. Alle Personen, von denen die Haut stammte, hatten im Leben schwer gearbeitet. Bei zwei Europäern in den Tropen angestellte Untersuchungen erwiesen, daß diese trotz langjährigen Tropenlebens wohl eine gewisse Vergrößerung der Schweißdrüsen akquiriert hatten, daß diese aber in gar keinem Verhältnis stand zu der Größe der Schweißdrüsen des Farbigen. Trotzdem Herr Prof. Munk in Berlin, unabhängig vom Verfasser, fast den gleichen Befund gehabt hatte, ist es dennoch nötig, noch weitere umfangreiche Untersuchungen anzustellen, ob dieser Befund nur als ein Rassemerkmal angesehen werden muß, und ob auch bei Farbigen in den Tropen, die nicht oder nicht schwer arbeiteten, das gleiche Resultat festgestellt werden kann. Auch wäre es möglich, daß durch Training, besonders in den Tropen, ein Weißer es zu Vergrößerung (Hyper-

Alle Welt begehrt, die neun „Tanzwalzer der Woche“, die im Wettbewerb der 4222 Kompositionen preisgekrönt wurden, zu spielen oder zu tanzen. Es wurden bisher mehr als

65,000 Exemplare verkauft!

Die beiden schmucken Sonderhefte der „Woche“ sind zum Preise von je 1 Mark 50 Pf. zu beziehen durch alle Musikalien- und Buchhandlungen und durch sämtliche Filialen von August Scherl G.m.b.H.

HANNS ANKER

Die „Tanzwalzer der Woche“ sind auch in der Bearbeitung für Grosses und Salon-Orchester, Pariser Besetzung, Violinesolo, Infanterie-, Kavallerie- u. Jäger-Musik erschienen (Verlag Adolph Fürstner, Berlin) u. durch die Musikalienhandlungen zu beziehen.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

trophie) seiner Schweißdrüsen brächte, ebenso wie es möglich ist, im Sonnenbad hier im Sammer und noch mehr in den Tropen bei Europäern, die einige Stunden tagsüber mit unbekleidetem Oberkörper im Schatten und frühmorgens auch in der Sonne kürzere Zeit verbringen, eine Bräunung der Haut zu erzielen, die auf eine nicht unbeträchtliche Pigmentierung schließen läßt. Diese Pigmentierung schützt den Europäer doch in etwas gegen die tropische Sonnenwirkung. Der Analogieschluß auf die durch Training möglicherweise zu erzielende Hypertrophie der Schweißdrüsen in den Tropen bei Weißen dürfte somit erlaubt sein, und es leuchtet ein, daß bei Negern mit einem hervorragend ausgebildeten Schweißdrüsenapparat die Verdunstungsgröße steigt. Beide anatomischen Veränderungen in der weißen Haut, die Pigmentierung und die Schweißdrüsenhypertrophie, würden demnach Kennzeichen von Akklimatisierungsvorgängen darstellen, wenn auch die Akklimatisation nicht völlig gelingt, so wäre doch eine Verbesserung der Wärmeabgabe und des Brennschutzes damit verbunden und damit eine Steigerung der Arbeitsfähigkeit.

Daß ein mächtigerer Schweißdrüsenapparat, wie er beim arbeitenden Neger vorkommt, mehr und leichter Flüssigkeits- und damit Wärmeabgabe bei der Arbeit ermöglicht als der geringwertigere Hautdrüsenapparat des Weißen, ist, wie gesagt, einleuchtend und bedarf hier keiner weiteren eingehenden Erklärung. Ist, wie neuere Forschungen P. Schmidts und Webers wahrscheinlich machen, auch die Innervation des Schweißdrüsenapparates eine günstigere, so ließe die Ueberlegenheit der Wärmeabgabe des Negers durch Verdunstung keine Zweifel in irgendeiner Weise aufkommen.

Wir haben gesehen, daß der Weiße in den Tropen körperlich nicht die Einrichtungen besitzt, vermöge deren er wie der Farbige seine Wärmeabgabe regulieren kann, und daß er deshalb als Arbeiter nicht vollwertig ist. Immerhin kann er durch Training seine Arbeitsfähigkeit verbessern, ob er aber als Kleinbauer dazu ausreicht, ist bisher nicht erwiesen und zweifelhaft. Ein größerer Landbauer, der auch seine Kinder nach Europa schicken kann, dürfte gewiß in den Hochländern Ostafrikas in jeder Weise sanitär gesichert sein, er hätte auch nur leichte, vielleicht seltener und vorübergehend mittelschwere Arbeit zu leisten, die ihm, besonders wenn er sich trainierte, nichts schaden würde.

Jedenfalls ist die Besiedlung tropischer Hochländer mit Europäern, die jede Blutmischung vermeiden wollen, noch ein Problem, das nicht so einfach und unbedingt zu lösen ist, und wobei jeder einzelne Fall erwogen werden muß.

Eichkätzchen und Eichelhäher im deutschen Wald.

Plauderei von Dr. Fritz Skowronnek.

Niemand kann sich der Erkenntnis verschließen, daß die Zahl der Singvögel in Deutschland stark abgenommen hat und noch immer abnimmt. Wer sich davon überzeugen will, braucht nur im Mai einen märkischen Kiefernwald zu durchwandern. Nirgends ein Strauch, eine Dornhecke, nicht einmal junger Nachwuchs ist zu sehen, weil der herabfallende Samen im trockenen Sand verdorrt. Nirgends hört und sieht man einen Singvogel. . . .

Am nächsten Tag gehe man durch einen Laubwald. Wie schallt es dort von allen Zweigen! Wer sich Mühe gibt, kann in jedem Strauch ein Nest finden. . . .

Da haben wir auch gleich die Ursache der erschreckenden Abnahme unserer Singvögel gefunden! Sie hat begonnen und in dem Maße zugenommen, wie der Laubwald vom Nadelholz verdrängt wurde.

Jetzt bahnt sich langsam die Besserung an. Man schafft jetzt wieder gemischte Bestände, weil die reinen Nadelwälder zu sehr von Nonne und Kiefernspinner bedroht sind. Und weshalb? Weil die Insektenvertilger im Nadelwald fehlen! Auch die Landwirte und Gärtner haben jetzt bereits erkannt, was die Verminderung der Remisen in Wald und Feld, das heißt der Sträucher und Hecken, in denen die kleinen Vögel Unterschlupf und Nistgelegenheit finden, bedeutet.

Es ist dringend notwendig, der Menschheit, die sich anmaßt, in das Gleichgewicht der Natur einzugreifen, den Spiegel vorzuhalten, damit sie ihre Fehler und Sünden erkennt. Da hat man sich die Begriffe „schädlich" und „nützlich" aufgestellt und daraufhin einen Vernichtungskrieg gegen manche Tierarten unternommen; zum Beispiel gegen den Fuchs, weil er dem Nutzwild, das wir erlegen und essen wollen, schädlich ist. Jetzt beginnt man einzusehen, daß er eine sehr wichtige Aufgabe im Haushalt der Natur zu erfüllen hat, indem er das Kräpelzeug, die Schwächlinge, die sich nicht fortpflanzen dürfen, ohne die Art zu verschlechtern, beseitigt. Ja, in manchen Gegenden, wo die wilden Kaninchen überhand genommen haben, nimmt man ihn schon zu Hilfe, weil der Mensch allein der Schädlinge nicht Herr wird.

Solcher Beispiele ließen sich noch viele anführen. Der Grund liegt aber ganz wo anders, als man ihn sucht. Wenn man zum Beispiel Eichelhäher und Elster verfolgt, dann vergißt man, daß jetzt zehn Nester vorhanden sind, wo in früherer Zeit tausend waren. Wenn damals diese Räuber ihrer Naturanlage folgten und einige Nester plünderten, merkte niemand eine Abnahme der Singvögel. An ihrer Verminderung sind wir schuld. Und aus der einen Schuld folgt die zweite. Denn wir müssen jetzt die Nesträuber verfolgen, um die wenigen Singvögel zu schützen.

Wenn wir auf diesem Weg weiterschreiten, kommen wir dahin, alle Tiere, die unter unsern Begriff „schädlich" fallen, auszurotten. Die Gefahr ist schon so dringend, daß die Gesetzgebung hat eingreifen müssen, um einige stark gefährdete Raubvogelarten vor gänzlicher Vertilgung zu schützen.

Zu den Tierfamilien, die neuerdings von den Jägern heftig verfolgt werden, gehören Eichkätzchen und Eichelhäher. Sie werden nicht nur eifrig abgeschossen, sondern erscheinen sogar in den Streckenberichten unter dem Titel „Raubzeug". Das ist beim Eichhörnchen eine ganz grundlose Verdächtigung. Das Gebiß schon weist den kleinen Nager auf ganz andere Nahrung hin als auf Eier und junge Vögel. Vergeblich forscht man nach exakten Beobachtungen, die den Eichkater der fortgesetzten Nesträuberei überführen. Das einzige,

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

was man ihm zur Last legen kann, ist das Verbeißen junger Triebe. Und darum Räuber und Mörder?

Nein! Dagegen muß nachdrücklich Einspruch erhoben werden, daß man dies schöne Tier wie einen Verbrecher verfolgt. Es gibt nichts Graziöseres als solch ein Eichkätzchen, wenn es in Schraubenlinien rund um den Stamm an einem Baum emporklettert. Wenn der Mensch sich still verhält, bleibt es dreist auf dem nächsten Ast sitzen und äugt vertraut herunter. Es lohnt sich schon, eine Weile stehenzubleiben und den putzigen kleinen Burschen zu beobachten. Der buschige Schwanz liegt emporgerichtet auf dem Rücken, oben etwas nach hinten gekrümmt. Jetzt setzt er sich auf und putzt mit den Vorderpfötchen den Kopf.

Wir stehen ganz still . . . jetzt faßt er in das Loch, das die Feuchtigkeit in die Astgabel gefressen hat. Das ist seine Vorratskammer . . . eine Nuß holt er hervor . . . fest hält er sie mit den Pfoten und wendet sie her, während die Zähne die harte Schale zerbeißen. . . . Solcher Vorratskammern hat er mehrere im Wald. Aber oft findet er sie geplündert. Das besorgt der listige Eichelhäher. Ganz still hat er im dichten Gezweig gesessen und den Vierfüßler beobachtet, wie er zu seiner Speisekammer schlich. Und ohne Gewissensbisse macht er sich über die Vorräte her, die der Eichkater mit Mühe und Fleiß zusammengetragen hat.

Die Gartenbesitzer, die in der Nähe eines Waldes wohnen, sind dem kleinen Nager gram, weil er im Herbst als ungebetener Gast erscheint. Er nascht süßes Obst und plündert Nußbäume und Haselsträucher. Da ist es begreiflich, wenn der Gärtner zur Flinte greift, um einige zu töten und die andern zu verscheuchen. Das ist erlaubte Notwehr und ganz etwas anderes als die systematische Verfolgung durch die Berufsjäger!

Ein entzückender Anblick ist es, wenn im Herbst die Alten den halbwüchsigen Jungen Turnunterricht erteilen. Wie eine wilde Hetzjagd geht es an den Bäumen hinauf und hinab. Sprünge von zwanzig Meter, aus dem Wipfel zur Erde, sind keine Seltenheit. Wie ein Gleitflug sieht solch ein Sprung aus, bei dem der wagerecht ausgestreckte Schwanz als Steuer dient.

Wahrhaft halsbrecherische Künste entfaltet der Eichkater, wenn er von seinem grimmigen Feind, dem Edelmarder, gejagt wird. Es ist schwer, zu entscheiden, ob der Marder den kleineren Gegner im Klettern übertrifft, aber jedenfalls ist er ihm an Ausdauer überlegen. Gerät der Eichkater an eine Lücke im Bestand, wo er den nächsten Baum nicht durch einen Sprung erreichen kann, dann stürzt er sich ohne Zögern vom Wipfel auf die Erde hinab. Aber der Marder folgt ihm auf dem gleichen Weg. Nur im niedrigen Bestande, wo die dünnen Aeste den schweren Marder nicht tragen, ist der Eichkater im Vorteil.

Meistens jedoch endigt der Kampf mit dem Sieg des Marders. Er hätte es viel bequemer, die Kaninchen im Bau zu überraschen, aber das Fleisch des Eichkaters scheint ihm besser zu schmecken, so daß er eine stundenlange, anstrengende Jagd daran setzt. Häufig genug überrascht er seine Beute im Nest. Das Eichhörnchen liebt es, warm und weich zu ruhen. Deshalb baut es sich aus dünnen Aesten und Moos Nester in Kugelform, die innen weich gepolstert werden. Sie enthalten meistens zwei Oeffnungen, die das Tier bei kaltem Wetter verstopft, um warm zu liegen. Im Winter verschläft es manchmal mehrere Tage, ohne sich zu rühren.

Nun sind zwar die Sinne der Tiere auch im Schlaf noch wachsam. Aber der Marder schleicht auf leisen Sohlen heran und überrascht sein Opfer mit dem ersten Satz. Und dann kriecht er zum Verdauungschläfchen in das noch warme Nest, wo ihn der Jäger, der seiner Fährte im Schnee gefolgt ist, ausmacht und durch einen Schrotschuß erlegt. — — —

Das Charakteristische beim Eichelhäher ist, daß er aus freien Stücken, gleichsam zu seiner eigenen Belustigung, nicht nur den Vogelgesang, sondern alle möglichen Geräusche, wie das Knarren eines scheuernden Astes, nachahmt. Und so täuschend nachahmt, daß man es nicht von dem natürlichen Ton unterscheiden kann.

Wer gut zu beobachten versteht, kann manchmal im Frühling aus einem Baum nacheinander die Stimmen verschiedener Vögel vernehmen, als wenn sie sich dort zu einem Wettgesang versammelt hätten. Ist der Schalk, der den Beobachter täuscht, gut aufgelegt, dann ahmt er auf der Stelle den Pfiff des Beobachters nach. Seine vielseitigen Talente entwickelt er erst ganz in der Gefangenschaft. Dann verkürzt er sich die Zeit durch Nachbilden aller Laute, die er hört. Das Knarren der Tür, das Kreischen einer schlecht geölten Angel, das Bellen der Hunde gibt er täuschend wieder. Daß er dem Kanarienvogel seinen Gesang ablauscht, ist oftmals beobachtet worden. Nach jeder Leistung läßt er Laute hören, die fast wie ein Lachen klingen, so daß man den Eindruck gewinnt, als wenn er sich über seine Kunst amüsiert oder freut.

Auch die menschliche Sprache vermag er nachzubilden. Zuerst die Rufnamen der Familienmitglieder. Er ist auch intelligent genug, sie richtig anzuwenden. Ließen sich doch in meinem Elternhaus die Hunde täuschen, wenn der Schalk von Eichelhäher sie durch ein scharfes „Fasch, fasch" anhetzte. Als Sprachkünstler braucht er also den Vergleich mit Elster, Star, Dohle und Rabe nicht zu scheuen.

Daß er ein Nesträuber ist, soll nicht geleugnet werden. Dafür macht er sich aber andern Tieren durch seine Wachsamkeit nützlich. Ueber dem durch das Dickicht schleichenden Fuchs, über dem pirschenden Jäger erhebt er seinen krächzenden Warnruf. Es ist gar kein Zweifel, daß der Ruf verstanden und befolgt wird. Seine Schuld gegen die kleinen Vögel trägt er auch noch dadurch ab, daß er Raubvögel mit wütendem Geschrei verfolgt und vertreibt. Seine Kraft würde dazu nicht hinreichen, aber seine Stimme ruft Helfer herbei, z. B. die Schnarrdrosseln oder Krähen. So wird auch großen Raubvögeln mancher Raubzug vereitelt.

Wird der Eichelhäher weiter so verfolgt wie bisher, dann wird er bald zu den Vögeln gehören, deren Verminderung jetzt gerade mit Bedauern festgestellt wird. Dazu gehören die Spechte, die dem Wald, der keine hohlen Bäume mehr enthält, den Rücken kehren, die Blaurake — auch Mandelkrähe genannt — deren buntes Gefieder eine Zierde des Waldes ist. Das gleiche gilt von dem Eisvogel, dem schönen „blauen Fleck in der Natur", der als geschickter Fischfänger natürlich „schädlich" ist. Jetzt beklagt man das Verschwinden dieser Arten aus Gegenden, wo früher sich so mancher an ihrem Anblick, an ihrem Tun und Treiben erfreuen konnte. Es ist hohe Zeit, daß wir auf dem Weg umkehren, der uns dahin führt, daß wir die meisten Tierarten unsern Kindern nur noch im zoologischen Garten zeigen können.

Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die norwegische Frau.

Von Traute Dockhorn.

Wir kommen aus der Ver- und Bewunderung gar nicht heraus! Eben erst haben unsere Frauenrechtlerinnen die Berufung der Volksschullehrerin Fräulein Anna Rogstad in den Storthing gebucht und mit sehnsüchtigem Hoffen und heimlichem Neid begleitet — da kommt die Kunde von der Ernennung des Fräulein Dr. K. Bonnevie, bisher Kustos am Zoologischen Laboratorium in Christiania, „in Anerkennung ihrer wissenschaftlichen Leistungen" zum ersten weiblichen Mitglied der dortigen Akademie der Wissenschaften. Zwei Namen, die außerhalb Norwegens bisher kaum genannt wurden und nun wie leuchtende Sterne aus dem Dunkel auftauchen! Nach den allgemein geltenden Anschauungen stellen sich diese beiden Siege als Ueberraschungen dar, denn weder von der einen, noch von der andern Dame waren vorgreifende Notizen in die Oeffentlichkeit gelangt. Nach norwegischen Begriffen ging die Sache aber sozusagen ganz natürlich zu, da einerseits Norge für Interviews und Indiskretionen keine rechte Verwendung hat und anderseits das stillschweigende Vorwärtsdringen und das beharrliche Schritt-für-Schritt-Erobern noch unerschlossener Gebiete im ureigensten Wesen der norwegischen Frau liegt. Wer die Norwegerin von heute nicht aus dem frisch pulsierenden Leben kennt, neigt nur allzu leicht dazu, sie nach dichterischer Darstellung zu beurteilen. Jede erscheint dann wohl als eine von übersinnlichen Gewalten beherrschte Ellida oder als ein Nora-Püppchen, dem jedes Verständnis für die Daseinswirklichkeiten fehlt — Geschöpfe aus dem Reich der Träume, die recht unbequem werden können.

Wie falsch diese Voraussetzungen und das resultierende Urteil sind, beweisen die oben angeführten, keineswegs vereinzelt dastehenden Fälle. Nur praktisch und gesund denkende Frauen, die mit weitausschauendem Blick und geschärftem Ohr den Forderungen, Aufgaben und Zielen der Gegenwart folgen, sind imstande, das zu leisten, was die moderne norwegische Frau tatsächlich leistet, und zwar unter starker Betonung ihres weiblichen Wertes und vornehmer Zurückhaltung gegenüber der „Oberhoheit" des Mannes.

Das erste Heraustreten der gebildeten norwegischen Frau aus der gesellschaftlichen und sozialen Unfreiheit fällt in den Anfang der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als Camilla Collett mit ihrem berühmten Roman „Amtmanns Töchter", dem übrigens ein Einfluß auf Ibsens „Komödie der Liebe" allseitig zuerkannt wird, der damals bestehenden Auffassung von der unerläßlich nötigen Bevormundung der Frau der höheren Klassen den Fehdehandschuh hinwarf. Sie plädierte in allen ihren Büchern energisch und unermüdlich für die allgemeinen und besonderen Rechte der Frau und fand Unterstützung und später Weiterführung ihres Gedankens in der temperamentvollen, erst vor einigen Jahren hochbetagt verstorbenen Aasta Hansteen, die trotz anfänglichen Mißerfolges ihrer selbstgewählten Mission niemals zu den marktschreierischen Mitteln ihrer amerikanischen Vorgängerinnen griff; sie blieb eben stets die besonnene Nordländerin, die für ihre Person keinerlei Beachtung verlangte. Diesen beiden so hochbegabten und so hochstrebenden Frauen gesellten sich so manche Anhängerinnen zu, deren Namen verklungen, deren Werke überflügelt sind, und von denen doch eine jede einen Keim pflanzte zu der Saat, die nun kräftig aufzusprießen beginnt.

Um die Stellung der modernen norwegischen Frau im sozialen und künstlerischen Leben voll und ganz zu verstehen, darf der Grundgedanke ihres Selbständigkeitsverlangens nicht außer acht gelassen werden. Er ist wesentlich verschieden von den Befreiungsmotiven anderer Kämpferinnen — darin nämlich, daß er nicht als Protestbewegung einsetzte, nicht in gereizter Auflehnung gegen „das Faustrecht des Mannes", gegen seine „Brutalität und Eigensucht" usw. usw., sondern mit jener sachlichen, von Ueberschwenglichkeit und nervöser Hast weit entfernten nordischen Charakterfestigkeit, die, gleich dem geübten und beharrlichen Bergsteiger, in gleichmäßigem und gemäßigtem Tempo vom Tal zum Gipfel aufsteigt. Kein radikaler Umsturzeifer machte die Norwegerin blind für die ihr gezogenen Grenzen; so bewahrte sie sich die richtige Einschätzung ihrer physischen Kräfte und ersparte sich unausbleibliche Niederlagen. Es ist gar nicht ihr Ehrgeiz, mit der robusten Arbeitskraft des Mannes in Konkurrenz zu treten, und sie hat es verstanden, die Devise: „Soziale Gleichberechtigung mit dem Mann" sehr feinfühlig mit den unabänderlichen Pflichten und den nicht niederzureißenden Schranken ihres Geschlechts zu vereinen. Vor äußeren Hindernissen schreckt sie nicht zurück, und kleinliche Hemmnisse erkennt ihr Tätigkeitsdrang nicht an. So lernt und lehrt sie, hilft und schafft, leitet und erwirbt, ohne sich aus der Gemeinschaft von ihresgleichen herauszulösen, sich der weiblichen Interessensphäre zu entfremden und ihrer Frauenwürde zu begeben. Darin liegt ihre Stärke und ihr unbestrittener Sieg. So sehen wir sie im Leben wie in der Literatur und der bildenden Kunst, in den Volksgestalten, die Alvide Prydz in ihren Novellen so meisterhaft schildert, und teilweise auch in den Romanfiguren von Amalie Skram. Der scheinbare Widerspruch dieses Hinübergreifens in andere Regionen, ohne sich aus dem eigenen Kreis entfernen zu wollen, erklärt sich aus der Individualität der norwegischen Frau, in deren Seele sich die Gegensätzlichkeiten der großartigen Natur ihres Vaterlandes widerspiegeln. Der tiefe Ernst der schroffen Felsenküsten, das starre Schweigen der schneebedeckten Fjelder, die Lieblichkeit duftiger Waldtäler und grüner Matten, das so lange währende Leuchten der Sonnenscheibe und das Halbdunkel der trostlosen Winternacht, das Tosen wuchtiger Wasserfälle und der Bergbäche lustiges Stolpern über Geröll und bizarr geformte Baumwurzeln, der brausende Sturm und das wogende Meer — von dem allen lebt etwas in der Seele der Norwegerin, wirft Licht und Schatten in ihre Kindheit und Jugend, in die Zeit der Reife und das Entsagen des Alters.

Nach der Volkszählung von 1909 gibt es in Norwegen bei einer Gesamtbevölkerung von 2 240 860 Köpfen etwa 70 000 mehr Frauen als Männer. Also ungefähr der gleiche Prozentsatz wie in andern Ländern. Trotzdem wird in Norwegen verhältnismäßig mehr Frauenarbeit getan als anderswo. Was dieser allen Ständen gemeinsamen Arbeitswilligkeit eine so besondere

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Note verleiht, ist die Hingabe an die Arbeit um der Arbeit willen. Während das Tätigkeitsverlangen der Frauen anderer Länder sich zunächst im Interesse wirtschaftlicher Unabhängigkeit äußert, also von der Notwendigkeit des Erwerbens ausgeht und bei den begüterten Frauen in nur geringem Maß vorhanden ist, sind es in Norwegen auch die wirtschaftlich freien und wohlsituierten Frauen der höheren Gesellschaftsklassen, die sich ernster und umfassender sozialer Arbeit widmen. Gattinnen, Witwen und Töchter hoher Staatsbeamter und vermögender Männer stehen zum Wohl ihrer Mitschwestern und zum Segen der heranwachsenden Generation in gemeinnütziger, oft harter Lebensarbeit. Um nur einige Beispiele zu nennen, seien erwähnt: Fredrikke Maria Quam, die Witwe des früheren Justizministers, eine der eifrigsten Befürworterinnen des Frauenstimmrechts, gründete den norwegischen Sanitätsverein und erweiterte ihn durch zahlreiche Filialen über ganz Norwegen. Randi Blehr, die Gattin des Stiftshauptmanns von Christiania, ist Präsidentin der norwegischen Gruppe des Weltfriedenbundes und tritt nicht nur in Wort und Schrift für die kommunalen und politischen Rechte der Frau ein, sondern läßt sich auch deren praktische Ausbildung für alle Erwerbsmöglichkeiten angelegen sein; sie schuf die erste norwegische Schule für Bildgewebe in Sogn und erweckte damit eine beinah in Vergessenheit geratene Handfertigkeit zu neuem Leben und materiellem Vorteil für die ärmeren Landfrauen. Niemand wird behaupten, daß die Arbeit, der diese Damen sich freiwillig unterziehen, ein Getändel für müßige Stunden sei, und ebenso wird jedermann davon überzeugt sein, daß Ragna Nielsen, „die es auch nicht nötig hat", die Vorsteherin einer der größten Koedukationsanstalten in Christiania, diesen Posten nicht im Nebenamt bekleidet. Ueber alle diese und noch viele andere Frauen berichtete seinerzeit die regsame Gina Krog, die neben ihrer agitatorischen Tätigkeit noch eine Zeitschrift für Frauenrecht redigiert. Aus neuester Zeit wäre auch noch die Volkschullehrerin Fröken Dorthea Schjöldager zu nennen, die als einziges weibliches Mitglied einer Königlichen Kommission für Entwürfe zu Reformen in der Staatskirche angehört. Rechtsanwälte, Aerztinnen, Wohlfahrtsgehilfinnen, Kunstindustrie- und Haushaltungslehrerinnen wirken allenthalben in Norwegen.

Zu dieser gewissermaßen offiziellen Seite ihres Lebens bietet die häusliche der norwegischen Frau ein heilsames Gegengewicht. Der Sinn für Behaglichkeit, ein Zusammenwirken von Schönheitsgefühl und praktischen Erfahrungen ankert fest in ihrem Herzen und wird sich niemals ändern, trotz des Hereinbrechens moderner Strömungen. Sie hängt wie alle ihres Volkes an dem ererbten Besitz ihrer Väter und pflegt mit ehrfurchtvoller Liebe die Traditionen ihrer Familie. Ihre Hände pflegen denn auch die edelste Blüte, die einem treu gehüteten Boden entsprießen kann: die Gastlichkeit ihres Hauses. Nur wer das herzenswarme Entgegenkommen und damit den ganzen Zauber eines nordischen Willkommengrußes selbst empfunden hat, weiß seine Aufrichtigkeit und Großzügigkeit zu würdigen, und jeder Dank wird dem Fremdling beim Scheiden armselig klingen, so unauslöschlich er auch in der Erinnerung stehen wird. Die Gestaltung ihres Hauswesens hängt aufs innigste mit der die Norwegerin umgebenden Welt zusammen, da bei der nur sehr schwachen Besiedlung einzelner Gegenden die Lebensführung auf dem Land eine wesentlich verschiedene von der in der Stadt sein muß. Ein Heim in Christiania oder Bergen oder Trondhjem kann abwechslungsreicher ausgestattet sein als das Haus der nur auf ihren Geschmack angewiesenen Einödsbäuerin. Unverkennbar aber herrscht zwischen beiden eine Wesensverwandtschaft, die oberflächliche Aenderungen nicht zu zerstören vermögen. Die Vorliebe für helle Farben, vorzüglich weiß, für Blumen an den breiten, blanken Fenstern, für Bildschmuck, allerlei Zierat und Schnitzwerk, für Nadel- und Webearbeiten, die auch wiederum von fleißigen Frauenhänden aus selbst gesponnenem und selbst gefärbtem Garn in der langen, grauen Winterzeit gefertigt wurden. Ueber allen Räumen schwebt ein mehr oder minder geläutertes Kunstverständnis oder doch wenigstens der Wunsch nach Interessen, die über dem Getriebe des Alltags stehen. Die norwegische Frau, ganz gleich ob die gebildete oder die einfache, liebt die Musik, und es hat etwas Rührendes, in einem einsam gelegenen Gebirgshaus verarbeitete, schwielige Frauenhände die Ziehharmonika spielen zu sehen. Auf diesen weltverlorenen Gehöften — Dörfer gibt es in Norwegen nicht — verbindet eine stille, wortkarge Freundlichkeit Herrschaft und Gesinde, das nichts von Unterwürfigkeit weiß und am Feierabend die Frau des Hauses als sorgliche Freundin für ihre Anliegen bereit findet.

Die Norwegerin des 20. Jahrhunderts ist also ein tatkräftiger, sich ihres Wertes bewußter Mensch, dem das Blut rasch durch die Adern rollt, und der noch in vorgerückten Jahren gern am Sport und an den Spielen der Jugend teilnimmt. Von allen Frauen, die der „Gefangenschaft" entronnen, ist sie in ihrer blonden Markigkeit vielleicht die wenigst auffallende, sicherlich aber der innerlichsten eine, die das, was sie vom Gesetz an bürgerlichen und staatsbürgerlichen Zugeständnissen forderte und erhielt, nach einem ungeschriebenen Vertrag der Kultur ihres Vaterlandes mit Zins und Zinseszins zurückerstattet.

Unsere Bilder

Die Berliner Frühjahrsparade (Abb. S. 950) auf dem Tempelhofer Feld ist wieder einmal vom schönsten „Hohenzollernwetter" begünstigt worden und daher glänzend verlaufen. Die Berliner drängten sich wie immer in dichten Massen, um sich an dem imposanten Anblick der strammen Krieger zu weiden, und um den Kaiser, die Kaiserin und die anderen Mitglieder des kaiserlichen Hauses zu begrüßen. Prinzessin Viktoria Luise erschien diesmal nicht an der Seite ihrer kaiserlichen Mutter im Wagen, sondern hoch zu Roß in der Uniform des 2. Leibhusarenregiments Königin Viktoria von Preußen, dessen Chef sie ist. Bekanntlich ist der Kronprinz zu diesem Regiment, das in Danzig-Langfuhr in Garnison liegt, versetzt worden, so daß auch er von nun ab diese Uniform tragen wird, die für seine Schwester so kleidsam ist.

Der Blumen- und Paradetag in Potsdam (Abb. S. 950 u. 951). An den 31. Mai dieses Jahres wird man in Potsdam noch lange mit Vergnügen zurückdenken. Er brachte der Residenzstadt der preußischen Könige zwei glänzende Feste, ein militärisches und ein großes volkstümliches Frühlingsfest. Am Morgen nahm der oberste Kriegsherr im Lustgarten, dem historischen Revuefeld der Potsdamer Garnison, die Parade der Potsdamer Gardetruppen ab. Alle in Berlin anwesenden Mitglieder des Königshauses bis auf den durch seinen Manöverunfall verhinderten Prinzen Joachim wohnten der Revue bei. Die Prinzen, die Potsdamer Regimentern angehören, defilierten mit den Truppen vor dem Kaiser. Der Kronprinz führte das

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erste Bataillon des Ersten Garderegiments zu Fuß, bei dessen Leibkompagnie seine Vettern, die Söhne des Prinzen Friedrich Leopold, eingetreten waren. — Nach der Parade begann in den Straßen Potsdams das große Blumenfest, das die Prinzessin August Wilhelm organisiert hatte. Unter der Leitung der hohen Frau verkauften die schönsten Damen Potsdams zahllose Margueriten. Und zahllose Margueriten schmückten die Wagen, die an dem großen Blumenkorso teilnahmen. Auch die Prinzen und Prinzessinnen erschienen im Schmuck der Festblume. Neben dem zweispännigen Wagen, in dem die Kronprinzessin durch die jubelnde Menge fuhr, ritt der Kronprinz, und dann folgte unmittelbar das hübsche Eselswägelchen in dem die älteren Söhne des hohen Paares, die kleinen Prinzen Wilhelm und Louis Ferdinand, zu ihrer großen Freude und noch mehr zur Freude des Publikums den Korso mitmachten.

Die Damen des Weißen Hauses (Abb. S. 955). Aus Washington kam vor kurzem die Nachricht, daß Präsident Taft seine Reisedispositionen ändern mußte, da seine Gemahlin infolge der Ueberanstrengung durch ihre Repräsentationsarbeit schwer erkrankt ist. Es ist auch kein Wunder, daß die Hausfrau des Weißen Hauses unter ihren Pflichten leidet, denn sie und ihre 18 jährige Tochter Miß Helen, die erst im vorigen Dezember in die Gesellschaft eingeführt wurde, haben die fast übermenschliche Aufgabe, die Gastfreundschaft auszuüben, die einem Präsidenten der Vereinigten Staaten obliegt. Frau Taft trägt den gleichen Vornamen wie ihre Tochter. Die schöne, hochgebildete Frau, das Muster einer edlen amerikanischen Hausfrau und Mutter, ist die Tochter des Senators Herron in Cincinnati; ihre Ehe hat sie vor gerade 25 Jahren, am 19. Juni 1886, geschlossen. Hoffentlich ist sie am Tage ihrer Silberhochzeit wieder vollständig hergestellt.

Die Blumentage (Abb. S. 952) werden immer beliebter und gelingen immer besser. Nach den Großstädten machen sich die kleinen Residenzen an das gute Werk. Dort ist es natürlich vor allem die Aufgabe der fürstlichen Frauen, das Wohltätigkeitsfest zu organisieren oder doch durch ihre Anwesenheit zu verschönern und zu beleben. So war es kürzlich in Koburg, wo Herzogin Viktoria Adelheid mit der jüngsten „Dame" des Landes, der dreijährigen Prinzessin Sibylle, an dem Blumentag teilnahm, und in Schwarzburg, wo Fürstin Anna Luise als der gute Geist des Festes bejubelt wurde.

Die hessischen Parlamentarier (Abb. S. 954) und mit ihnen die Mitglieder der Regierung haben kürzlich einen angenehmen Ausflug gemacht. Die Landtagsabgeordneten und die Minister fuhren nach Jugenheim an der Bergstraße und vergaßen dort inmitten der herrlichen Natur alle politischen Differenzen, die im Hessenland allerdings die Eintracht nicht ernstlich zu stören pflegen.

Das Wettfliegen Paris—Rom—Turin (Abb. S. 949) bildete einen würdigen Teil der italienischen Jubiläumsfeste. Nichts ist charakteristischer für das dritte Italien als die harmonische Verschmelzung der alten italienischen Kultur mit der modernsten Technik. In diesem Land empfindet man es nicht als einen Schönheitsfehler, wenn über dem schiefen Turm von Pisa oder über der Einsamkeit der Campagna das Sausen der Propeller ertönt. Gerade diese Huldigung der modernen Kraft vor der alten Schönheit hat in Italien großen Enthusiasmus erregt. Der Blériot-Flieger Beaumont, der zuerst in Rom eintraf, wurde mit frenetischem Jubel empfangen.

Das Derby von Epsom (Abb. S. 953), das berühmte englische Frühjahrsrennen, hat am 31. Mai stattgefunden. Die Presse behauptet allgemein, daß man einen so schönen Derbytag noch nicht gesehen hat. Unter die zahllosen englischen Zuschauer, die dieses nationale Sportfest herbeigelockt hatte, mischten sich distinguierte Ausländer aus der ganzen Welt, besonders aber Deutsche und unter diesen wieder viele deutsche Offiziere. Auch die königliche Loge blieb nicht unbesetzt. Unter den begeisterten Ovationen des Publikums erschien König Georg V. mit seiner ganzen Familie. In der Nähe des Rennplatzes entwickelte sich wieder das übliche Jahrmarkttreiben. Auf der Bahn selbst liefen fast nur Pferde, die Millionären gehören. Den Sieg errang des Herrn J. B. Joel berühmter Sunstar. Doch das edle Tier brach am Ziel zusammen und wird kaum wieder ein Rennen gewinnen.

Eine Wolkenbruchkatastrophe (Abb. S. 956) hat das friedliche Taubertal heimgesucht und dort fürchterliche Verheerungen angerichtet. Am ärgsten hauste das Unwetter wohl in Grünsfeld und Paimar. Die durch den heftigen Regen angeschwollenen Fluten zerstörten alles, was sich ihnen in den Weg stellte: Brücken, Mühlen, Häuser und Ställe. In Paimar kamen fünfzehn Personen ums Leben; die meisten wurden samt ihren Häusern fortgeschwemmt.

Ein neuer Verkehrsweg an der Ostsee (Abb. S. 956), den besonders die Berliner schon lange vermißt hatten, ist dieser Tage eröffnet worden. Bisher konnten die hinter Heringsdorf und Bansin gelegenen Seebäder von Berlin aus nur durch umständliche Dampfer- oder Wagenfahrten erreicht werden. Die neue Eisenbahnlinie macht es nun möglich, von Heringsdorf bis zur Station Wolgast-Fähre weiterzufahren.

Fritz Theile (Abb. S. 952). Der populäre und trotz seiner Jugend ungemein erfolgreiche Berliner Radrennfahrer Fritz Theile ist am Pfingstsonntag auf der Zehlendorfer Bahn einem furchtbaren Unfall zum Opfer gefallen. Als der Favorit Theile eben die dritte Runde fuhr, platzte der Vorderreifen seines Rades. Der unglückliche Rennfahrer stürzte auf die Zementbahn und brach das Genick. Er war schon tot, als die hinter ihm folgenden Fahrer über seinen Körper fuhren.

Personalien (Abb. S. 952). Albert Ballin, der Generaldirektor der Hamburg-Amerika Linie, konnte vor kurzem die fünfundzwanzigste Wiederkehr des Tages feiern, an dem er als kaum dreißigjähriger Mann in die Direktion dieses Unternehmens eintrat, das seither vor allem durch sein geniales Wirken eine so große Bedeutung erlangt hat. Dem Jubilar wurden viele Ehrungen zuteil, auch von seiten des Kaisers, der Ballin bekanntlich besonders schätzt. — Am 4. Juni feierte der berühmte Straf- und Staatsrechtslehrer der Universität Leipzig Prof. Dr. Karl Binding seinen 70. Geburtstag. Der Gelehrte ist ein geborener Frankfurter, der Leipziger Universität gehört er schon seit 38 Jahren an.

Die Toten der Woche

Fürst Alfred von Hatzfeldt-Wildenburg, Mitglied des Herrenhauses, † in Düsseldorf am 3. Juni im Alter von 86 Jahren.

Geistlicher Rat Prälat Dr. Keller, † in Wiesbaden am 31. Mai im Alter von 72 Jahren.

Der Reichstagsabgeordnete Kirsch (Zentrum), † in Düsseldorf am 31. Mai im Alter von 64 Jahren.

Diego Redo, Gouverneur des mexikanischen Staates Sinaloa, † am 31. Mai.

Franz Körner, bekannter Grubenbesitzer, † in Rixdorf b. Berlin am 2. Juni im 74. Lebensjahr.

Kommerzienrat Gustav Scheibler, hervorragender Samtindustrieller und Vorsitzender des Samtfabrikantenverbandes, † in Krefeld am 1. Juni im 66. Lebensjahr.

Man abonniert auf die „Woche":

in **Berlin** und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstr. 36/41 sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers" und in sämtlichen Buchhandlungen, im

Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten und den Geschäftsstellen der „Woche": Bonn a. Rh., Kölnstr. 29; Bremen, Obernstr. 38; Breslau, Ohlauer Str. 87; Cassel, Obere Königstr. 27; Dresden, Seestr. 1; Elberfeld, Herzogstr. 38; Essen (Ruhr), Dinnenthaler Str. 9; Frankfurt a. M., Kaiserstr. 10; Görlitz, Luisenstr. 16; Halle a. S., Große Steinstr. 11; Hamburg, Neuerwall 2; Hannover, Georgstr. 39; Kiel, Holtenauer Str. 27; Köln a. Rh., Hohe Str. 148/150; Königsberg i. Pr., Weißgerberstr. 3; Leipzig, Petersstr. 19; Magdeburg, Breiter Weg 184; München, Theatinerstr. 7; Nürnberg, Königstr. 3; Stettin, Klosterhof 1; Straßburg (Els.), Gieshausgasse 18/22; Stuttgart, Königstr. 11; Wiesbaden, Kirchgasse 26,

Oesterreich-Ungarn bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": Wien I, Domgasse 4,

Schweiz bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten und der Geschäftsstelle der „Woche": Zürich, Schützengasse 9.

England bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": London, E. C., 129 Leadenhall Street,

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

SYRACUSE UNIVERSITY LIBRARY

Bilder vom Tage



André Beaumont, der Sieger auf der Strecke Paris—Rom, umkreist den schiefen Turm von Pisa.

Vom Flug Paris—Rom—Turin. — Phot. Meurisse.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Von links: Prinzessin Viktoria Luise, Prinz August Wilhelm, der Kronprinz, General von Scholl.

Prinzessin Viktoria Luise in der Uniform ihres Zweiten Leibhusarenregiments bei der Frühjahrsparade in Berlin.



Die Kronprinzessin im blumengeschmückten Wagen.



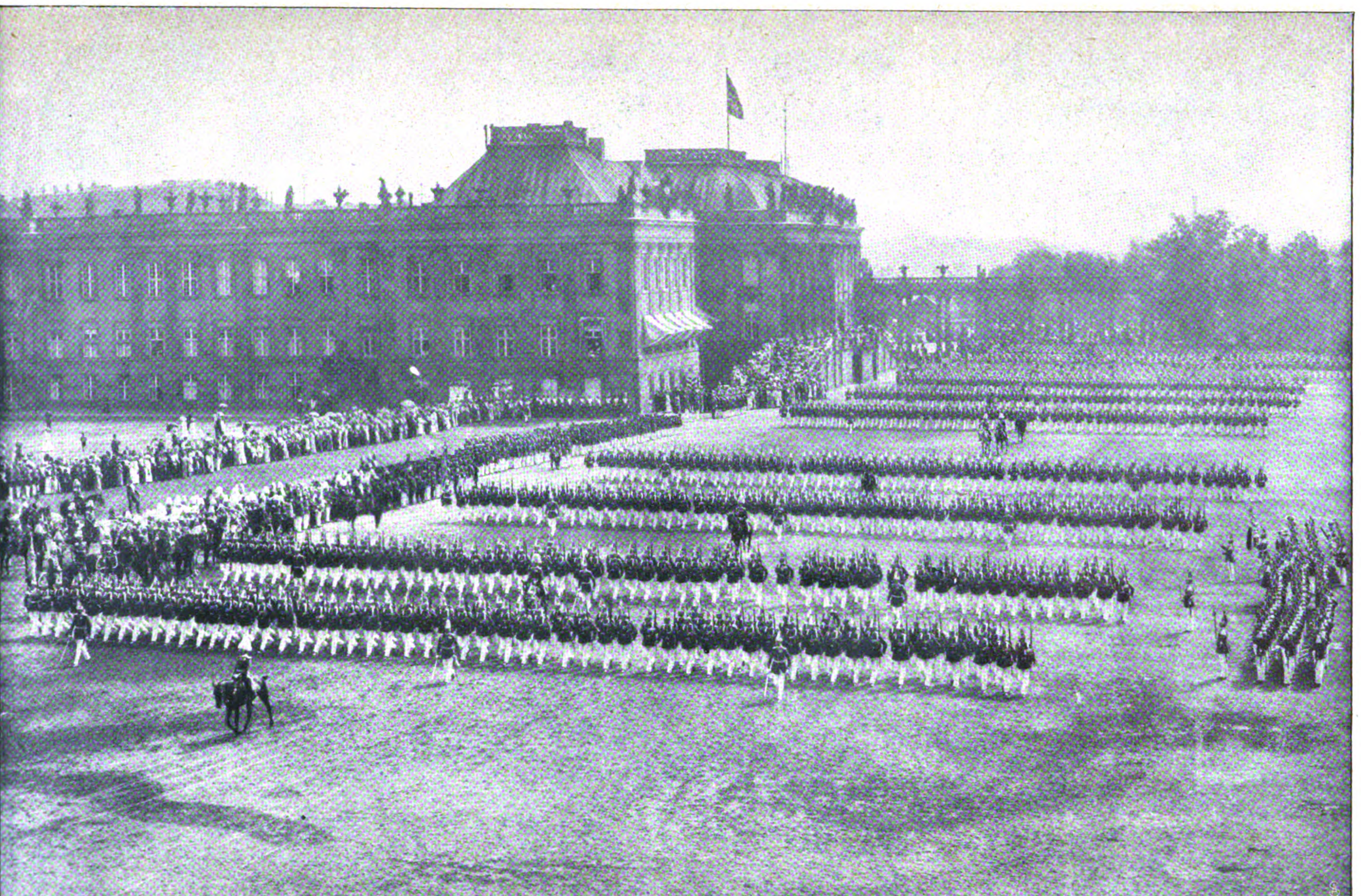
Die Söhne des Kronprinzenpaares in ihrem Wagen.

Vom Margueritentag in Potsdam.

Illustrationsphoto.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Hofphot. Eichgrün.

Große Frühjahrsparade in Potsdam: Vorbeimarsch des 1. Garderegiments zu Fuß im Lustgarten vor dem Stadtschloß.

Generated on 2019-06-06 16:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY



Rudolstadt: Fürstin Anna Luise zu Schwarzburg.



Phot. Hoenisch.

Geh. Rat Prof. Dr. Binding,
der berühmte Leipziger Rechtsgelehrte, feierte seinen 70. Geburtstag.



Hofphot. Prof. Uhlenhuth.

Koburg: Die Herzogin von Sachsen-Koburg und Prinzessin Sibylle.

Deutsche Fürstinnen bei deutschen Blumentagen.



Albert Ballin,
Generaldirektor der Hamburg-Amerika Linie, feierte sein 25jähriges Jubiläum.



Fritz Theile †
der bekannte Berliner Radrennfahrer, verunglückte tödlich auf der Zehlendorfer Rennbahn.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Das Finish im großen Derby: Sunstar unter Jockei Stern geht als Erster durch das Ziel. Phot. Central News.

Mr. Joel (×), der Besitzer des Sunstar, führt sein siegreiches Pferd. Phot. Sport & General.

Vom größten Sporttag des Jahres in England: Das „Derby“ in Epsom.

Generated on 2019-06-06 16:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY



Hofphot. Steinacker.

Von links sitzend: Geh. Kommerzienrat Stroh Prinz Solms-Braunfels, Durchlaucht. Erster Präsident Haas. Staatsminister Dr. Ewald, Exzellenz. Graf Görtz, Erlaucht. Finanzminister Braun, Exzellenz. Zweiter Präsident Korell. Minister des Innern v. Hombergk zu Vach, Exzellenz. Abg. Dr. Osann. Abg. Bähr. Graf zu Stolberg-Roßla, Erlaucht. Abg. Dr. Weber. Stehend (1. Reihe): Graf zu Erbach-Fürstenau, Erlaucht. Abg. Erk. Geh. Rat Best. Geh. Rat Dr. Braker. Fürst zu Isenburg-Birstein, Durchlaucht. Abg. Lutz. Geh. Rat Wilbrand. Abg. von Brentano. Geh. Justizrat Dr. Schmidt. Abg. Stöpler. Freiherr Riedesel zu Eisenbach, Exzellenz. Abg. Best. Abg. Diehl. Geh. Schulrat Münch. Geh. Ob.-Forstrat Walter. Fürst Erbach-Schönberg, Durchlaucht. Bankdirektor Parcus. Abg. Breidenbach. Abg. Auler. Abg. Finger. Ministerialrat Hölzinger. Journalist Theuerkauf. Landes-Oekonomierat Müller. Abg. Dr. Schmitt. Journalist Streese. (2. Reihe): Journalist Anhäuser. Redakteur Fr. Hannemann. Kammerkanzlist Brunner. Abg. Köhler-Worms. Abg. Molthan. Minist.-Rat Dr. Kratz. Abg. Hauck. Landeskulturrat Mangold. Geh. Ob.-Finanzrat Rohde. Abg. Pemrich. Abg. Leun. Abg. Senßfelder. Abg. Damm. Abg. Brauer. Reg.-Rat Schenck. Minist.-Rat Lorbacher. Abg. Dr. Boxheimer. Abg. Fenchel. Journalist Schuchmann. Abg. Lang. Abg. Kredel. Abg. Dr. Heidenreich. Abg. Büchner. Kanzleidirektor Becker. Kanzleidiener Kilian. Assessor Meisel. Ob.Finanzassessor Ulrich.

Ausflug der Mitglieder des hessischen Landtages mit der Großh. Hessischen Regierung nach Jugenheim an der Bergstraße: Gruppe der Teilnehmer.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mrs. Taft. — Phot. Campbell Studios.





Die Damen des Weißen Hauses in Washington: Mrs. Taft, die Gemahlin des Präsidenten, und ihre Tochter.

Miß Helen Taft.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Phot. Riemann.

Die Eröffnung der neuen Bahn Heringsdorf—Zinnowitz—Wolgast: Einfahrt des ersten Zuges in Zinnowitz.







Von den Unwetterverheerungen im Taubergebiet.

1. Von den Fluten abgerissene Mühle in Grünsfeld.

2. Zerstörte Brücke in Grünsfeld.

3. Straße mit verwüsteten Häusern in Paimar.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Skepp up Strann.

Roman von

Meta Schoepp.

13. Fortsetzung.

Am andern Tag hörten die Hollunners, daß Antje Botters in der Nacht plötzlich gestorben sei. Sie hatte angekleidet im Bett gelegen, und neben der Koje stand eine halb geleerte Flasche Strandgut. Ihr Gesicht war merkwürdig verzerrt und ihre Fäuste so fest geballt, daß die Nägel ins Fleisch gedrungen waren.

Es ging doch ein tiefer Schrecken über das Lunn. Und auch ein Bedauern. Gerade in der Zeit, da man so beschäftigt war, mußte das arme Antje sterben. Jetzt, wo es besser werden sollte, wo die große Not gelindert war, mußte sie gehen.

Das war nun der zweite Todesfall!

Die Matrosen vom Viermaster brachten ihren Kapitän zur Sandinsel. Auf dem Kirchhof der Heimatlosen begruben sie ihn, im weißen Dünensand. Der Steuermann hielt die Grabrede. Und niemand von den Hollunnern war dabei. Die Matrosen hatten ihre Messer gezogen, als einige mit ihren Jollen folgen wollten.

Zur selben Zeit statteten die Frauen Antje Botters ihren letzten Besuch ab. Sie war ganz allein, brauchte ja auch niemand mehr. Und die Frauen kamen leise herein, setzten sich eine halbe Stunde neben die Leiche und gingen dann still wieder hinaus. Trafen sich zwei, drückten sie ihre Verwunderung aus.

Wie schrecklich es war! Und gerade, wie es anfängt, besser zu werden! Gerade wie die Sorgen von der Insel schwinden!

Die Glocken läuteten — ach, wie traurig sie läuteten! Als wenn sie schluchzten! Über das ganze Lunn tönten sie, sagten, daß eins seiner Kinder gegangen war, dem morgen die letzten Ehren zu erweisen waren.

Wie immer bei Begräbnissen waren es Freunde, die das Grab gruben. Hinrich Auckens war unter ihnen und Peter Krohn und die beiden Lührs — sie übernahmen das Grabmachen, wie Nachbarinnen und Freunde die Tote besorgt hatten. Und Freunde waren es, die den Sarg auf die Bahre brachten und zum Kirchhof trugen. Freunde und Freundinnen, die vor dem Sterbehaus ein ernstes Abschiedslied sangen und dann in langen, langen Reihen dem Sarg folgten, Freunde, die den Sarg in die Erde versenkten. Ernst und feierlich sahen die Männer aus; einige betrachteten mitleidig Jasper, der zwischen dem krummen, tiefgebeugten Vad und dem alten Lorenzen finster und brütend daherschritt. Viele kamen auch und schüttelten ihm ernst die Hand. Viele sagten — „es ist schlimm für dich, Jasper, aber du darfst nicht so sehr daran denken — —“

Und auch das ging vorbei. Und das Bergen war besorgt. Und das Lunn war in Ruhe und wartete auf die Herren aus Hamburg wegen der Abschätzung. Man hatte Zeit, die Kanonen zu bewundern. Man hatte Zeit, am Falm zu stehen und auf das geborgene Gut auf dem Vorland zu sehen. Vom Falm herab entdeckte man so manches, das man gut gebrauchen konnte. Statt auf den Horizont hielten die Hollunners jetzt ihre Blicke auf das Vorland gerichtet. — —

Andrésen Siemens war an diesem Morgen zur Düne gefahren, wollte allein sein mit seinen Gedanken, mit seiner in ihren Tiefen aufgewühlten Seele. Und war doch nicht allein. Als er auf dem von Strandhafer bewachsenen Hügel stand und zum Felsen hinübersah, war ihm zum erstenmal, als drohe ihm von da eine feindliche Macht. Zum erstenmal zeigte ihm der Fels seine drohende, gefährliche Stirn. War's, als höre er ein finsteres Mahnwort: Wehe den Abtrünnigen. Wehe denen, die sich ausscheiden aus der Gemeinschaft, die mir und dem Lunn untreu werden. Er fühlte, daß da etwas zu ihm hinkroch, dem er nicht wehren konnte; etwas Böses, Schleichendes kam auf ihn zu. Glotzte ihn an aus tückischen Augen. Hatte einen eisigen Atem. Kam mit so grausiger Sicherheit auf ihn — gerade auf ihn — —

Lieber Gott, was war das für ein Ausdruck in seinem Gesicht! Lieber Gott — wenn seine Mutter diese Augen gesehen hätte, sie würde in tiefster Angst gebetet haben — hilf ihm, Gott, in seiner Not! Stehe ihm bei, Gott, daß er sich zurechtfindet! Wenn eine Frau, die ihn liebte, in diese Augen gesehen hätte, würde sie ihre Arme um ihn geschlungen haben und gesagt haben — ich lasse dich nicht von mir. Nun sage, was dich quält. Ach, mein Geliebter — habe Vertrauen zu mir —

Aber die Frau war nicht da. Ganz allein war Andrésen. Hatte eine Empfindung, als sei er nie so allein gewesen, als sei die Welt in Schatten versunken, als kehre er aus einem lichten Traum langsam ins Erwachen zurück. Und sah, wie freudlos es um ihn war. Und wie einsam —

Er ging zur Schutzhütte. Über den weißen, weichen Sand, von dem eben das Wasser gewichen, auf dem es Tausende von Muscheln und Geröll, Seetieren und Pflanzen zurückgelassen. Der Sturm der vorhergegangenen Tage hatte den Strand mit Tang beworfen. In dicken Massen lag er aufgehäuft. Mannshoch. Andrésen blieb unwillkürlich stehen und überlegte, auf welche Weise diese Mengen weggeschafft werden sollten, wenn sie in der Badezeit angeworfen würden. Er hatte in einer Sitzung der Aktionäre die Frage vorgelegt: es sollte ein Beschluß gefaßt werden, daß jeder Hollunner gezwungen war, an einem Tag im Sommer den Tang fortzuschaffen, nämlich ihn mit seiner Schaluppe weiter ins Meer zu fahren und dort auszuladen. Aber es war ein Sturm der Entrüstung ausgebrochen. Für wen sollte man das tun? Für fremde Menschen, die einen nichts angingen? Oder

Copyright 1911 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

für Andrésen Siemens, weil ihm der Geruch nicht paßt? Solange die Insel steht, hat das Meer seinen Tang hinaufgeworfen, und niemand hat sich darüber beklagt. Und auf einmal stört er Andrésen? Oder stört vielleicht die Baronin? Und gleich sollen Hollunners kommen und das Zeug wegbringen! Zu so etwas geben sich Hollunners nicht her! Das sollte Andrésen wissen. Ihnen war nichts unangenehm, was die Insel betraf; und was das Meer gab, nahm es auch wieder. An der alten Ordnung wollte man festhalten. Dienstleute waren Hollunners nicht! Und außerdem hatte mal ein dänischer Arzt gesagt, daß der Geruch gesund war, daran wollte man doch festhalten.

Ja — Andrésen dachte an all die bösen Worte, die er gehört, an all die erbitterte Feindseligkeit, mit der man ihn verfolgte, an die unsägliche Mühe, die es ihn gekostet, die am Althergebrachten Klebenden zu überzeugen, daß das Glück der Insel, das Glück ihrer Kinder aus dieser seiner Idee hervorgehen würde. Es waren nicht ganz zweitausend Mark zusammengekommen. Aber wie oft hatte er hören müssen, daß er ihnen das Geld gestohlen hatte!

Er ging an dem Tangwall vorüber, und tiefe Mutlosigkeit beschlich ihn. Er dachte, wozu quäle ich mich nun? Warum muß ich immer gegen ihren Willen sprechen und handeln? Warum denke ich — ich muß euch helfen? Warum bin ich nicht so wie sie?

Er blieb stehen und sah mit den dunklen, verzweifelten Augen zum Felsen hin. Und der sagte ihm die Antwort. Der sagte ihm — weil du das Lunn liebst, und weil du der Sohn dieses Landes bist.

Er schob die Mütze in den Nacken zurück. Atmete tief auf — aber es befreite ihn nicht. Wie ein Alp lag es auf ihm. War wie ein Druck, der sich nicht lösen wollte —

Helgoländer war er. Dieses trotzigen Felsen Sohn. Und lag im Kampf mit einer empfindsamen Seele. Er war Hollunner mit jeder Faser seines Herzens — und darin lebte eine unendliche Güte und die Resignation des Philosophen. Und an dieser Seele, das fühlte er, würde sein Glück scheitern.

„Ich bin Hollunner," hatte er Thora gesagt, als er seine Landsleute zu verteidigen suchte, „ich weiß, wie sie denken und fühlen, und wie sie hungerten und litten."

Thora sagte — „Räuber und Mörder sind sie! Einen verzweifelten Menschen haben sie in den Tod getrieben!"

Er wußte es ja besser! „Räuber und Mörder sind wir nie gewesen! Unsere Not und unsere Verlassenheit haben uns habsüchtig gemacht! Wir wissen, wir müssen untergehen, wenn wir uns nicht selbst helfen! Wir geben unser Leben, wenn es sein muß, und sind voll Mitleid für die Notleidenden. Aber solange einer zahlen kann, kennen wir kein Mitleid. Für wen und für was sollten wir unser Leben wagen, wenn nicht für Geld, unsere Familien zu erhalten?"

Thora sagte — „eine Sünde ist es gegen die Nächsten!"

Sie konnte ihn nicht verstehen und gab sich doch Mühe! Sie sah ja seine Qual, sah ja, wie er unter dem starren Sinn seiner Landsleute litt. Wie jedes Wort, das Thora über sie sprach, ihm wie ein Schlag war.

„Wie kannst du nur unter diesen Menschen leben!" sagte sie entrüstet. „Du mußt hier fort! Die Hölle ist hier auf der Insel!"

„Meine Heimat ist hier", sagte er.

„Nein," sagte sie außer sich, „das ist nicht deine Heimat! Du hast nichts mit ihnen gemein! Du gehörst nicht zu ihnen! Ich könnte dich nicht so lieben, wenn du zu ihnen gehörtest!"

Und er mit dumpfer Stimme: „Ich bin Hollunner."

Sie hatte Tränen in den Augen gehabt. Er hatte es wohl gesehen. Aber auch um seiner Liebe willen konnte er sein Volk nicht verraten.

Er ging am Strand entlang mit schweren, müden Schritten. Er dachte — warum muß ich ihnen ihr Glück gegen ihren Willen aufzwingen! Warum bin ich ihnen so fremd geworden? Warum können wir uns nicht mehr verstehen?

Ja — warum nicht?

Gegen Abend erst kam er hinüber zur Insel. Innerlich zermürbt, zerrissen. Und immer noch war es, als krieche langsam, langsam etwas zu ihm hin mit bösen, tückischen Augen. Als komme Feindliches, Schreckliches auf ihn zu — als wälze sich Furchtbares ihm entgegen — und er konnte sich nicht retten davor! Er konnte sich nicht retten!

Er zog die Schaluppe auf Strand und ging langsam zu seinem Haus hin, ohne auf die aufgestapelte Schiffsladung zu achten, ohne das gutmütige Lächeln zu haben, mit dem er wohl früher die aufgestellten Wachen zu beobachten pflegte. Sein Haus sah er an, das ihm so lieb war. Seinen Zimmerplatz, auf dem er so manches Schloß erbaut, so manches gedacht und geschafft hatte! Und er blieb unwillkürlich stehen — und hatte einen so merkwürdigen Gedanken. — Die Arbeit bleibt mir ja, dachte er, die bleibt mir. Und ein dunkler Schein flog wie vorher über Stirn und Augen. Er schritt über den Platz. Das Gerippe einer Schaluppe war fast vollendet. Er strich über das Kielholz, als faßte er etwas, das ihm lieb geworden. Ach, jeder Hammerschlag war ja wie ein Lied gewesen!

Er schüttelte den Kopf, als wenn er auch das nicht begreifen konnte. Als wenn er die Freude nicht begreifen konnte, mit der er den Hammer geführt.

Und er trat in die Stube — und sah mit diesen dunklen Augen umher —

Thora saß drin. Saß auf dem hochlehnigen Stuhl — lächelte, als er eintrat —

„Thora!" rief Andrésen und meinte, eine Lichtwelle ströme vom Meer zu jenem grünen Stuhl, auf dem sie saß. Lieber Gott, so quälte er sich — und Thora wartete auf ihn.

„Seit einer Stunde warte ich auf dich!" sagte Thora.

Er konnte nicht sprechen. Von all dem, was ihn bewegte, und was er drüben auf der Düne mit sich durchgekämpft, schien der Mund ihm verschlossen. Aber er lächelte. Mit den Augen. Langsam, langsam erhellte sich sein Gesicht. Von innen heraus kam wieder jene tiefe, erschütternde Verwandlung. Eines Knaben Staunen lag in den Augen und wandelte sich zu eines Mannes tiefstem Glück —

Generated on 2019-06-06 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

Und langsam, zögernd fast, schritt er auf sein Glück zu, als wolle er vorher sich an dem Anblick wärmen. Mit jedem Schritt löste sich etwas von dem finstern Schatten, der seine Seele seit Tagen umhüllt. Durch dichten Nebel lachte die Sonne. Langsam wichen die Schrecken —

Thora beobachtete ihn, aber heute war es mehr als ungeduldige Sehnsucht, ungeduldige Neugierde. Sie hatte gelitten und gekämpft wie er, hatte wie er einen schrecklichen Tag zugebracht — aber über Zweifel und Groll, über Empörung und Zorn, über alles, was sie in den letzten Tagen gesehen und gehört, hatte die Liebe gesiegt. Die ließ sich nicht unterdrücken von dem, was die Vernunft sagte, ließ sich nicht ausrotten durch Vorstellungen und Gründe, die ihr Schwager Jobst ihr sagte — sie war ja eine Frau! Es war ja keine Laune, die sie mit Andrésen zusammengeführt! Zwei Tage lang hatte sie ihn nicht gesehen, nachdem er umsonst versucht, der Hollunner schmähliches Handeln vor ihr zu entschuldigen. Zwei lange Tage! Sie hatte ihm gegrollt wegen seiner verteidigenden Worte, hatte ihm gesagt — wir verstehen uns nicht! Und doch hatte sie die Qual in seinen Augen gelesen. In ihrer Erbitterung dachte sie — was für ein merkwürdiger Mensch ist er doch! Was für ein großer Mensch ist er doch! Könnte sich in gutes Licht stellen, wenn er seiner Landsleute Art verdammte, wie sie es tat, wenn er einfach sagte — ich bin anders wie sie. Ich will nichts von ihrer Art wissen! Aber er hielt zu ihnen, nahm ihre Schuld mit auf sich und sagte — zu ihnen gehöre ich! Wollte lieber sein Glück verlieren, als dem Land untreu werden! Ihr Schwager und der Hauptmann waren empört über die Insulaner. Das waren sie ja immer. Waren empört über Andrésen — er sagt ja selbst, daß er genau so ist! Aber sie war nicht empört. In ihren Augen war er größer geworden. Und sie wartete auf ihn. In wachsender Sehnsucht, in wachsender Sorge. Dachte — womit habe ich ihn gekränkt? War es nicht zu hart. was ich ihm sagte? Und erinnerte sich, wie düster seine Stirn gewesen und wie mutlos sein Schritt. Wußte auf einmal, wie freudlos die Insel war und wie öde — dachte — in einer Wasserwüste bin ich! Verbannt von allem Schönen und Großen! Wie trostlos doch der Himmel aussieht! Aber wenn Andrésen hier wäre — aber wenn man mit Andrésen über das Land ginge —

Am zweiten Tag war sie fast krank vor Sehnsucht, vor Sorge. Sie überwand ihren Stolz — und ging zu ihm.

Die Stunde, da sie auf ihn wartete, in schmerzlicher Sehnsucht auf ihn wartete, offenbarte ihm, wie tief ihre Liebe zu ihm war. —

Lächelnd sah sie, wie der Ausdruck seines Gesichts sich wandelte — aber vor ihren Augen war ein Schleier.

Lächelnd sah sie, wie er so langsam, in ungläubigem Zögern sich näherte —

Und da stürzten helle Tränen aus ihren Augen. Da hatte sie vergessen, daß sie als Baronin Thielen so gern auf einem Thrönchen saß, vor dem er anbetete, hatte die elegante Frau vergessen, die selbst in trautesten Stunden fast unbewußt ein ganz, ganz klein wenig Komödie spielte.

Lachend und weinend lief sie ihm entgegen, warf sich in seine Arme, klammerte sich an ihn —

„Ich sehnte mich nach dir — ich sehnte mich —"

So fest hielt er sie! So fest, wie man eben nur sein Liebstes hält. Aber er konnte ihr nicht sagen, wie er sich gesehnt. Kein Wort konnte er sagen. Ja, die Zähne mußte er aufeinanderpressen, damit sie nicht merkte, was in ihm vorging.

„Warum kamst du nicht?" fragte sie, zitternd, glühend. „Wußtest du denn nicht, wie ich auf dich wartete?"

„Nein," sagte er leise, „ich wußte es nicht." Er küßte ihr Haar. Sie fühlte, wie sein Herz gegen das ihrige hämmerte.

„Das mußtest du doch fühlen! Wenn du mich liebst, mußtest du doch fühlen, wie ich mich sehnte!"

„Wenn ich dich liebe — —"

„Ja! Damals — an dem Sonntag — weißt du noch, Andrésen? Damals stand ich am Fenster und dachte: er soll kommen! Mit meiner ganzen Kraft dachte ich's! Und ich sah dich auf der Düne — wie Schnee leuchtete sie in der Sonne — ich sah, wie du zurückkamst übers Meer — und dachte nur: er soll kommen! Und da kamst du!"

„Ja, da mußte ich kommen!"

„Und heute dachte ich's auch. Den ganzen Tag — den ganzen Tag! Aber du kamst nicht! Warum kamst du nicht?"

Lieber Gott, wie sollte er ihr antworten! Wie konnte er, die liebende Frau in den Armen, überhaupt einen Gedanken fassen! Herz und Sinnen waren entflammt. Nach der Qual dieser Tage war diese Stunde wie ein seliger Rausch, in dem die Vernunft begraben war.

„Ich weiß es nicht — ich weiß es nicht!"

„Liebst du mich denn nicht mehr so wie damals?"

„Thora — —"

„Nein, du sollst mir antworten! Liebst du mich nicht mehr so wie damals?"

„Mehr noch wie damals —" seine Stimme war heiser.

„Und doch kamst du nicht!" Fester schmiegte sie sich an ihn. „Du warst böse auf mich, ich weiß es ja. Aber kannst du mir denn verdenken, daß ich dich getrennt haben will von diesen schrecklichen Menschen! Du siehst ja gar nicht, wie sie sind! Du weißt ja gar nicht, was für eine wilde, habsüchtige Rasse das ist! Du bist unter ihnen aufgewachsen, hast dich dran gewöhnt, von ihnen angefeindet und verleumdet zu werden. Aber ich — Andrésen — ich! Ich gehe über die Straße und sehe ihre wahren Gesichter. Da will ich zum Leuchtturm. Am Rekway sehe ich Perke Thaten und Pontje Lührs. Ich kenne sie ja nun alle! Und gute Augen habe ich, das weißt du. Und ich sehe ordentlich, wie sie über mich sprechen. Perkes Augen funkeln, wenn sie über einen herzieht. Seitdem sie ahnen, wie wir beide zueinander stehen, gibt's ja keine von all diesen Frauen, die nicht dran zu zerren und zu rühren hätte! Ich komme näher — die beiden sind blind geworden; stricken an ihren langen Strümpfen. ‚Das ist das Slimme,' sagt Perke, ‚daß die Fremden unsere Sitten verderben.'"

Sie lachte und ärgerte sich doch in der Erinnerung.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

„Ach, Thora —" er führte sie wieder zu ihrem Stuhl und kniete vor ihr, wie er das so gern tat — „Kinder sind sie!"

„Nein, Andrésen, das sind keine Kinder! Das sind gefährliche Geschöpfe, die keinem andern Menschen etwas gönnen. Die sind so voll von unartiger Neugier — ja, das sind sie — daß man sich gar nicht genug vor ihnen schützen kann!"

Diesmal sprach sie ernst, erbittert.

„Hat dich jemand beleidigt?" fragte Andrésen.

„Beleidigt?" Ärgerlich lachte sie, strich über sein dichtes Haar und küßte ihn. „Es sind ja lauter Dummheiten. Das weiß ich ja. Aber wenn man in so schlechter Stimmung ist — nicht wahr? Das kannst du dir doch denken. Jedesmal ärgere ich mich, wenn die alte Petersen kommt. Dann setzt sie sich zu Antje in die Küche, und dann geht das Geklatsch los. Jobst sagt — höre doch nicht hin! Aber sie sprechen Hochdeutsch und ganz laut, damit ich es hören soll!"

„Sie können nur Gutes von dir reden!"

„Nein, das tun sie durchaus nicht! Sie wissen genau, wann ich zu dir gekommen bin —"

Da lachte Andrésen.

„Ach, du Liebste, das kann dich nicht wundern!"

„Nein, ich wundere mich nicht, aber es empört mich! Kann ich nicht tun, was ich will? Müssen sie alles in den Staub ziehen?

„Das ist nicht nur auf der Insel", sagte Andrésen. „Ich hörte auf dem Festland eine Dame sagen, daß jede interessante Frau wie in einem Kesseltreiben wäre. Irgendwie muß man für seine Vorzüge zahlen, Thora. Alles, was sich über die Allgemeinheit erhebt, ist zahlungsfähig. Immer ist die Meute die Allgemeinheit. Immer ist Edelwild umlauert. Möchtest du mit einem von der Meute tauschen?"

Mit einem merkwürdigen Blick sah die schöne Frau den Geliebten an. Mit einem merkwürdig dunklen Blick aus umflorten Augen.

„Du lieber Mensch," sagte sie — „und immer ist Edelwild von der Meute gehetzt und zerrissen worden!"

Sie warf die Arme um seinen Hals, erschrocken über ihre eigenen Worte. „Wir wollen nicht mehr davon sprechen!"

„Doch, Thora, wir wollen davon sprechen! Wir müssen davon sprechen, damit die Schatten sich nicht wieder zwischen uns senken. So traurige Stunden wollen wir nicht mehr erleben! Du warst mir böse, daß ich meine Landsleute in Schutz nahm — —"

Aber sie verschloß ihm den Mund mit ihrer kleinen Hand.

„Nichts mehr davon! Jetzt habe ich mich genug über die Gesellschaft geärgert! Jetzt will ich nur noch Schönes hören! Sage mir etwas Schönes!"

Lächelnd sah er sie an — beugte sich etwas zurück — „Thora!" sagte er.

Sie stemmte ihre Arme gegen seine Schultern.

„O du Schmeichler!"

„Nein, Thora, ich schmeichle nicht! Und wenn ich noch so sehr über etwas grübelte, was ich als ‚Schönes' nennen sollte, es wäre immer Thora! Als ich dich noch nicht kannte, war's die Sonne. Ich sah, wie sie aus dem Meer stieg, und wie sie unterging. Ich dachte, wenn das Meer um die Insel wie rotes Gold leuchtete: Ach, wenn man daraus schöpfen könnte! Wenn man in den hohlen Händen von dem flüssigen Gold nach Hause tragen könnte! Oder wenn man davon trinken könnte, daß man goldene Sonne in sich hätte — wie man voll Freude sein müßte und voll Licht! Man hat so merkwürdige Gedanken manchmal! Dann schwand die Sonne — oder Wolken legten sich davor, und alles war grau. Und was sonst gar nicht so grau aussah, trat nun doppelt ans Licht, weil vorher das Gold ja dagewesen ist! Nun bist du die Sonne!"

„Wie kann er galant sein!"

Er preßte seinen Kopf in ihren Schoß und sah sie an mit lachenden, strahlenden Augen — ein anderer Mensch! Ein neuer Mensch!

„Nein, nein, es ist nicht galant! Es ist — es ist —" er hielt den Kopf plötzlich mit beiden Händen — „Glück ist es! Glück ist es — Sag doch, ob das wahr ist, ob das wirklich wahr ist. Ich dachte heute, die Sonne ist untergegangen. Und nun bist du bei mir! Nun bist du wirklich bei mir!"

„Ja," sagte Thora, und sie erzitterte in seinen starken Armen — „nun bin ich wirklich bei dir!"

* * *

Die ganze Insel stand unter Grog. So eine Seligkeit war lange nicht gewesen. Das war ein Singen und Lachen und Freuen, daß man wohl glauben konnte, der liebe Gott wäre in seinem heiligen Land gewesen.

Die ganze Insel stand unter Grog. In der Rumstube drängten sie sich genau so wie im Schutzengel und im Pottchen. Auch die Matrosen vom Regierungsboot waren da. Carry bediente. Sie war ganz weiß im Gesicht. Die roten Lippen hatten nicht einmal gelacht. Als ein Matrose sie umfaßte und sie an sich ziehen wollte, bekam er eine schallende Ohrfeige. Peter Jakobs war wütend auf sie. Sir Henry hatte dreimal nach ihr fragen lassen, sie war nicht zu bewegen, zu ihm zu gehen. Peter Jakobs ballte die Faust nach ihr. Wollte sie ihm seine Karriere verderben?

Aus großen, scheuen Augen sah Carry nach der Tür. Wieder, immer wieder. Und wenn sie sich öffnete, dachte sie: jetzt kommt Jasper, und das Blut schien zu stocken. Aber es war nicht Jasper. Seit Antjes Tod war Jasper nicht in die Rumstube gekommen.

Was hatte sie alles hören müssen! Sie verstand gar nicht, was die Leute alles von ihr wissen wollten, was die Frauen hinter ihr herriefen. Sie sollte schuld sein an Antjes Tod! Tütje Payens schrie es ihr nach, als sie an ihrem kleinen Kramladen vorbeiging, und Perke Thaten ballte die Fäuste nach ihr. Katje Johannsen schrie ihr nach, daß man sie von der Insel peitschen sollte, und Pontje Lührs, die doch wirklich genug mit sich selbst zu tun hatte, nahm den Peik ganz eng an sich, damit Carry ihn nicht streifte! Was hatte sie denn getan? Was hatte sie denn mit Antjes Tod zu tun? Seit dem Abend im Springhaus hatte sie Antje nicht mehr gesehen!

Wenn sie wenigstens mit Jasper hätte sprechen können!

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das war seine große Liebe, daß er sich gar nicht mehr um sie kümmerte? Sie wagte nicht, nach ihm zu fragen. Sie hatte ihn gesehen, als er hinter Antjes Sarg her schritt. Und selbst gegen die tote Frau loderte wilde Eifersucht in ihrem Herzen auf. Wie finster sah er auf den Sarg — und wie traurig. Er hatte sie doch liebgehabt. Ihr gehörte er. Und sie, die arme Carry, stand am Weg. Niemand hatte einen freundlichen Gruß für sie. Niemand einen Blick. Die Fremde war sie all diesen Leuten. Hatte nichts gemein mit den Hollunnern. Sie durfte nicht an ihrer Freude teilnehmen und nicht an ihrer Trauer. War gut genug zum Küssen und Umarmen. — Niemand schützte sie. Niemand sorgte sich um sie. Und gerade sie hätte eine milde Hand so nötig gehabt! So zärtlich und stolz sahen die Mütter ihren Töchtern nach, wenn sie ins Springhaus gingen und zur Kirche und zogen und ordneten an Peik und Skort und strichen mal über das rosige Gesicht und hatten ein zärtliches Wort. Aber wenn die zärtliche Mutter sie ansah, die sich so glühend nach so weicher, zärtlicher Hand sehnte, die doch auch jung war und voll Sehnsucht, dann kam der verächtliche Zug auf das eben noch so gütige Gesicht. Und Haß und Abweisung lagen in den Augen — was willst du hier? Was hast du auf dem Lunn zu suchen?

Schneeweiß war das reizende Gesicht. Wie Kohlen leuchteten die großen, verzweifelten Augen darin. Manchmal zuckte das runde, weiche Kinn, manchmal zuckte es in den Mundwinkeln, als wenn sie weinen wollte. Aber sie weinte nicht. Atmete nur tief, tief auf — und achtete weiter auf die Tür —

Was war sie doch für ein armes, heimatloses Ding! In der weiten Welt gab's nicht einen Fleck, den sie Heimat nennen durfte! Unter all den Menschen war niemand, der ihr sagte — zu mir gehörst du! Ein blutjunges, schönes Kind stand ganz allein in der Welt und sehnte sich, sich an einem zärtlichen Herzen ausweinen zu können.

Die Matrosen lachten und sangen. Sie tranken und warfen Kußhände zu Carry hin. Zwei kecke Burschen faßten sich um und fingen an zu tanzen. Das heißt: sie umklammerten sich, als wenn sie ringen wollten, und drehten sich um sich selbst, immer auf dem gleichen Fleck. Und dann machten das andere auch so. Rumgläser fielen polternd zur Erde, der Inhalt floß über den Boden — auf einmal war der rote Charly mit seiner Harmonika da und fing seine herzzerreißenden Lieder an —

„Give me your heart, my lovely maid“

Aber die Matrosen wollten was Lustiges. „In our neighbours garden is our neighbours cat“ und ahmten eine Katzenmusik nach, daß es einem durch und durch ging. Einer, der die Augen nicht von Carry ließ, wollte mit ihr tanzen. Und als sie zurückwich, stieg ihm der Ärger zu Kopf, und er riß sie brutal an sich.

„Ich will nicht“, schrie Carry außer sich.

Er lachte. Der Wein und das schöne Mädchen im Arm erhitzten sein Blut. In seinen starken Armen wand sie sich wie ein schönes, gebändigtes Tier. Je mehr sie sich sträubte, desto mehr wuchs sein Verlangen, desto mehr funkelten die Augen der übrigen. Auf einmal stockte das Lachen. Auf einmal saß den Männern was in der Kehle. Die Fäuste ruhten fester auf den Tischplatten. Die Stirnen furchten sich. Einige wurden rot. Einigen legte sich ein Schleier vor die Augen — wie war das Mädchen schön! Clas Broders hatte heiße Augen, und Hinnerk Franz erzählte plötzlich eine Geschichte aus Indien. Ein Malaienmädchen war da. Wie Samt so weich war seine Haut! Und Augen wie ein Seehund. Es war mit an Bord. Sollte nach Ceylon. Die Männer hielten den Atem an, wenn es an ihnen vorüberging. Es schlief auf Deck. Hatte ein Lager von Binsen. Der Steuermann hatte ihm seine Decke gegeben. Er wollte nicht, daß die Mannschaft mit brennenden Augen des Mädchens wundervolle Glieder betrachtete. Eines Tags lag es nicht mehr auf den Binsen. Der Steuermann hatte es in seine Koje genommen. Aber noch ehe man auf Ceylon war, war es über Bord gegangen. Und fast gab's eine Meuterei unter der Mannschaft.

Mit heißer Stimme erzählte er's und wandte kein Auge von Carry.

Wie ein Kind hielt der Bursche das Mädchen in den Armen. In seiner Faust steckten seine beiden Hände wie in einer Klammer. Seine großen, weißen Zähne blitzten aus dem lachenden, braunen Gesicht. —

„Ich will nicht!“ schrie Carry und bäumte sich und wehrte sich — und nur um so fester hielt er sie. Er zog sie plötzlich dicht an sich, hob sie auf und drückte seine heißen Lippen gierig auf ihren Mund.

Die Hollunners sprangen auf. Stühle fielen um. Lachend warfen sich die Engländer den Insulanern entgegen. Warum soll er sie nicht küssen? Und Carry verging der Atem unter diesen heißen, wilden Küssen.

„Laß sie los!“ rief Clas Broders drohend.

„Laß sie los!“ schrie auch Hansen.

Und schon fing Peter Jakobs an, seine Rumflaschen zu retten; schon tranken die Hollunners hastig ihre Gläser aus — da kam Hinrich Haas. Kam hastig, hatte kurzen Atem — so rasch war er gelaufen. Hatte einen roten Kopf —

„Skepp up Strann?“ fragte Hinnerk Franz und machte bereits eine Bewegung zur Tür hin.

„Nä“ — er versenkte die Hände in die Taschen der weiten, blauen Hosen, „aber ein Dreimaster von Hamburg mit dem amerikanischen Konsul.“

„Es ni woar!“

„Dat kann ne angung!“

„Wissen sie das im Pottchen?“

Das war die Hauptsache, daß man dies rechtzeitig erfuhr. Sie kümmerten sich nicht mehr um Carry — was ging sie denn noch das Mädchen an? Verschwanden einer nach dem andern. Hatten wohl zu Haus noch etwas zu ordnen, ehe die Kommission kam. Wollten mit den Ratsleuten vielleicht noch sprechen —

„Damned“, schrie der Matrose. Carry war ihm in der allgemeinen Erregung nun doch entschlüpft.

„Britains never, never shall be slaves!“ brüllten einige begeistert zu den Akkorden, die der rote Charly seiner Harmonika entlockte.

Carry war Hinrich Haas nachgelaufen. So manches Glas Rum hatte er von ihr bekommen. Alles auf der Insel wußte er. Er hatte manchmal ein gutes Wort für sie gehabt —

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Wo ist Jasper?" fragte sie atemlos.

Er blinzelte sie an.

„Bei Katje Broders Schwester Kind."

Sie meinte, ihr Herzschlag stockte.

„Bei Maike Michels?"

„Jo."

„Bei Maike Michels", sagte Carry. Und wieder zuckte das Kinn. Und wieder zuckten die Mundwinkel.

„Das ist ja auch das beste", meinte Hinrich. „Da sind vier Kinder und die Alten. Und Wentje kriegt auch erst wieder ein Bein hoch. Sonst sieht sie ganz lustig aus. Tütje Payens sagt: ‚In ihrem Leben hat Wentje nicht so lustig ausgesehen.'"

„Aber Maike — — ich meine — —"

Ja, was meinte sie? Daß Jasper nie von ihr gesprochen? Daß sie sich nicht denken konnte, daß er sie heiratete? Meinte sie das?

Hinrich Haas klopfte ihr gutmütig auf die Schulter.

„Perke Thaten sagt, du hast dir was in den Kopf gesetzt. Aber ich sage, da hat sich Jasper gar nichts bei gedacht. Wo de Tuhn am siedsten is, ward överstiegen. Das is nun mal so. Und Jasper muß nun sehen, wie er mit den Kindern zurechtkommt. Maike Michels hat das Haus und die Truhe voll Leinen und Silberzeug. De Papiere synd gut —"

Ja, die Papiere waren gut. Das wußte Carry. Maike wußte, wer Vater und Mutter, wer Großeltern waren, wußte, wo ihre Heimat war. Sie hatte einen Platz in der Kirche und eine Aktie von Andrésens Badeanstalt. Sie ging stolz und steif an Carry vorbei, im Bewußtsein ihrer Tugend. Sie war nicht mehr jung. In den Jahren der großen Not, die die Insel heimsuchten, hatte sie sich's überlegt, wenn ein Freier kam. Sie konnte ja warten! Aber klug war sie. Ach, so klug! Wenn sie Jasper haben wollte, würde sie ihn wohl auch kriegen. De Papiere synd gut!

Bei Maike Michels war Jasper!

Hinrich Haas ging zum Falm. Mußte auch dort sagen, daß die Kommission von Hamburg da sei, um den merkwürdigen Fall des „gestrandeten" Viermasters zu untersuchen.

Carry sah ihm nach, lief dann über das Kartoffelland, als wenn sie zur Nordspitze wollte — blieb stehen und sah sich wirr um — was wollte sie denn? Wohin wollte sie denn? Was hatte Hinrich gesagt? „Wo de Tuhn am siedsten is, ward överstiegen?" Ein hartes Wort war das! In ihrem ganzen Leben würde sie das nicht vergessen. Das also war seine große Liebe für sie. Zum Herzen und Küssen war sie gut, aber sonst war Maike Michels da!

Blökend kamen Schafe auf sie zu, standen um sie herum und betrachteten sie wie aus hungrigen, bettelnden Augen. Kreischend flogen Möwen dahin — erhoben sich bis zu den Klippen und schossen wieder hinunter bis zum Meeresspiegel, in gierigem Kampf um einen Brocken — langsam sank der Sonnenball ins Meer.

Carry dachte, es müßte schön sein, ausruhen zu können. Schlafen zu können. Nicht mehr Scham und Schmerz und Qual zu empfinden. Es müßte schön sein, wenn das Herz still stände. Daß es nicht mehr weh täte.

Sie kauerte auf dem Boden, zog die Knie an sich, schlang die Arme darum und sah aus starren Augen der sinkenden Sonne nach. Und dann kamen Tränen, zogen sich langsam und schmerzend empor, ja, es war, als kämen sie aus dem Herzen, als ringe sich jeder der brennenden Tropfen aus der Tiefe dieses armen, gequälten Herzens. Aber sie wußte das gar nicht. Sie saß bewegungslos und starrte dem sinkenden Sonnenball nach. Ihre Hoffnungen starben in dieser Stunde. Sie erinnerte sich, daß Peter Jakobs etwas Merkwürdiges gesagt hatte, als er Regierungssekretär wurde: Wenn sie mich nicht lieben, sollen sie mich fürchten. Sie verstand dies nicht. Noch verstand sie es nicht. Aber in ihren Augen war so ein gefährliches Glimmern. Und sie dachte — ich hasse Jasper. Niemand hat mir so weh getan wie Jasper. Und nun schluchzte sie wild und leidenschaftlich — und hatte einen so verzweifelten Wunsch — „ach, wenn ich doch sterben könnte! Warum kann ich nicht sterben!"

* * *

Hinrich Haas hatte umsonst gefürchtet, daß die Hollunners wegen der Kommission in Aufregung geraten würden. Er traf Peter Ölrichs mit Nan Hansen am Falm. Breit und bequem lehnten die Leute am Bollwerk, spuckten aufs Unterland und zeigten den Vorübergehenden ihre Achtersied. Sie hatten wohl auch ihre Freude an dem auf dem violett dunkeln Wasser schaukelnden Dreimaster. Die Flagge machte sich gut. Der Gouverneur wird sich wohl über den Besuch freuen.

Ölrichs blieb ganz ernst. Er hatte wegen der Bergung keine Sorgen. Und Hansen grinste. Ob Se. Exzellenz wußte, was man alles in die Kommandantur geschafft hatte? Das einzig Unangenehme war, daß der Kapitän sich erschossen hatte. Aber dafür konnten doch die Hollunners nichts! Das war doch sein Wille! Andrésen Siemens hatte auch etwas Dummes gesagt, Schnack war's. Seine Badeanstalt sollte es für die Zukunft verhindern, daß Helgoland zur Mördergrube wurde. Wenn er damit meinte, daß durch die Badeanstalt die Strandungen aufhörten, mußte man sie doch noch verbieten. Eine gute Strandung war mehr wert als die ganze Badeanstalt. Ein ganz gefährlicher Mensch war Andrésen Siemens.

Die Kommission kam an Land.

Zuerst gingen die Herren um den Platz, auf dem die geborgenen Waren aufgestapelt waren — und diesmal wunderten sich die Hollunners am Falm, wie wenig doch so ein großer Viermaster eigentlich in seinem Bauch verborgen hatte! Hinrich Luckens kratzte sich den Kopf. Das war doch ein Berg gewesen; und nun war's nur noch ein Haufen.

„O du min Heinerich, o du min Jong", sang er; „wenn dat man gut geiht!"

Die Herren schienen sich auch zu wundern. Von allen Seiten beguckten sie sich den Haufen; dann gingen sie durch den Seilerweg, kamen aufs Oberland, hinter ihnen her ein Haufen Kinder.

Die Männer am Falm schienen kein Interesse für sie zu haben. Die sahen ihnen so gleichgültig entgegen, als käme so eine Kommission alle Tage. —

Se. Exzellenz sah ihnen nicht gleichgültig entgegen. Diese geschäftlichen Auseinandersetzungen überließ er gern

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Landesvertretung. Aber immer kamen sie zuerst zu ihm. Als wenn er etwas damit zu tun hätte! Die Hollunners hatten ihre Privilegs! Dagegen war doch nichts einzuwenden!

Aber sie wendeten alles mögliche dagegen ein. Und es war eine äußerst unangenehme Stunde.

Se. Exzellenz wurde immer höflicher, die Hamburger immer empörter. Der Konsul hatte ein Bündel Papiere, las und blätterte und wollte durchaus wissen, wo die Schiffsladung geblieben sei. Er wollte wissen, mit welchem Recht man ein Drittel der Ladung und ein Drittel des Schiffswertes beanspruchte, und kündete eine gründliche Untersuchung an.

Am andern Tag ging die Kommission in den Sitzungsaal; die Ältesten, die Landesvertretung, sollten auf Grund der Schiffspapiere die geborgenen Waren vorweisen.

„Das kann ja nicht angehen", sagte Ohlsen. Und Timm Ralfs sah ganz verdutzt, was von dem Schiffsgut noch übriggeblieben war.

„Das ist wie ein Wunder", sagte er zu Herrn Slomann und sah rechts und links den Strand entlang, ob da vielleicht etwas zu entdecken war.

„Das ist durchaus kein Wunder" — Slomann glaubte an Übernatürliches nicht — „es zeigt nur, daß es höchste Zeit ist, daß man gegen ein Diebesgesindel, wie es die Insel beherbergt, einschreitet."

Dagegen hatte Ralfs nichts. Aber niemals, sagte er, hätte man auf der Insel von Dieben gehört. Dazu waren Hollunners zu ehrlich. Es gab nur einige auf dem Lunn, die ihre Türen abschlossen. Pay Klaasen gehörte zu ihnen und Katje Broders und die Petersens. Und das gleiche sagte Carsten Röhrs. Ehrlich waren die Hollunners. Aber Herr Slomann war anderer Meinung und fragte nach den Biberfellen.

Niemals hatten die Hollunners was von Biberfellen gehört. Peter Ölrichs sah sogar in das Papier, ob es nicht ein Schreibfehler sein könne. Es war ganz verwunderlich, daß es wirklich Biberfelle blieben.

Und Indigo und Farbhölzer — eine ganze Ladung war's —

Und so ging's mit Kaffeesäcken und Baumwollballen, mit Südfrüchten und Stoffen und Reis. Er waren lauter Irrtümer. Man mußte sich wundern, wie schlecht der Kapitän seine Bücher geführt hatte. Die Landesvertretung verhandelte mit der Kommission einen ganzen Tag lang; das ganze Lunn sah vom Falm aus zu. Sir Henry tat, als ginge ihn die Sache nichts an, schoß Möwen und war ganz Gouverneur. Die Hamburger aber wußten nicht, worüber sie mehr staunen sollten: über den Gleichmut der ehrlichen Hollunner oder die Ruhe, mit der die Landesvertretung das Blaue vom Himmel herunterlog.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Häuser.

Ein Kapitel von der modernen Bautechnik. Von Hans Joachim.

Das steinerne Wohnhaus ist die technische Fortsetzung und Vervollkommnung der Felshöhle, die dem Menschengeschlecht Jahrtausende hindurch Obdach und Wohnung war. Es bedeutete einen gewaltigen Fortschritt, als man dazu kam, ganz unabhängig von vorhandener Felsbildung, Wohnstätten aus Bruchsteinen und sogar aus gebrannten Ziegeln zu erbauen. Mit einem Schlag war man nicht mehr an bestimmte Orte gebunden, und weiter wurde es nun möglich, die Wohnstätten nach Wunsch und Bedarf auszudehnen und Licht- und Ventilationsöffnungen vorzusehen.

So entstand der Typus eines mehrstöckigen Wohnhauses, der überraschend lange stabil blieb. Die alten fünf- und sechsstöckigen Mietkasernen der römischen Kaiserzeit unterscheiden sich bemerkenswert wenig von den Miethäusern der modernen Großstädte. Und auch die Villen jener Zeit sind nicht allzusehr von den Landhäusern unserer Tage verschieden. Man kann behaupten, daß das Wohnhaus in seinen Hauptformen seit reichlich zweitausend Jahren fast unverändert geblieben ist, und erst unserer Zeit war es vorbehalten, für besondere Zwecke auch besonders neue Gebäudetypen zu schaffen.

Das moderne Großstadtleben ist dadurch gekennzeichnet, daß die Trennung von Wohn- und Arbeitsvierteln ständig Fortschritte macht. Wir finden Stadtteile, in denen kaum ein Mensch mehr wohnt, aber in denen Hunderttausende tagtäglich arbeiten, und eben hier müssen wir die neuen Gebäudetypen des zwanzigsten Jahrhunderts suchen.

Es sind das Bureauhaus, das Industriehaus, das Kaufhaus und eine besondere Abart des Industriehauses, das Fabrikgebäude.

Das Bureauhaus in Reinkultur finden wir in den amerikanischen Großstädten. Es verdankt seine Entstehung der Notwendigkeit, die Geschäftsbureaus möglichst konzentriert in der City zu haben, in der Handel und Wandel besonders lebhaft pulsieren.

Der Raummangel zwingt hier ohne weiteres zu besonderer Höhenentwicklung, und man weiß ja, daß in Neuyork solche Wolkenkratzer existieren, die den Kölner Dom bedeutend an Höhe übertreffen. Aber auch in Europa, wo die Bauordnung dazu zwingt, mit der Höhenentwicklung in den hergebrachten Grenzen zu bleiben, gedeiht das Bureauhaus, und hier wie in Amerika bringt der besondere Zweck und der Raummangel eine besondere Gestaltung des Grundrisses mit sich. Man kann in einem gewöhnlichen Wohnhaus eine Wohnung mieten und für Bureauzwecke verwenden. Küche und diverse Nebengelasse pflegen dann unbenutzt zu stehen, die einzelnen Wohnräume werden mehr oder weniger glücklich als Bureaus eingerichtet. Das richtige Bureauhaus kennt solche Raumvergeudung nicht. Sein ganzer Grundriß wird sofort dem Spezialzweck angepaßt. Als Lebensnerv geht der große Fahrstuhlschacht von einem geräumigen Flur her senkrecht durch das Haus bis unter das Dach. Eine selten benutzte Treppe führt neben den Fahrstühlen in die Höhe, und in jedem Geschoß gruppiert sich um diese Träger des Vertikalverkehrs eine Art von Zentralraum,

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von dem breite Korridore die ganze Etage nach allen Richtungen durchziehen. An diesen Korridoren aber liegen unmittelbar die einzelnen Bureauräume, wohl hundert und noch mehr in jeder Etage.

Vollständig verschwunden ist hier der Begriff der besonders abgeschlossenen Mehrzimmerwohnung, in die man erst nach mancherlei Klingeln und Klopfen und nach dem Passieren von diversen Pförtnern gelangen kann.

Der große Flur zur ebenen Erde steht unmittelbar mit der Straße in Verbindung, ist gewissermaßen eine direkte Fortsetzung der Straße und bietet Unterstand für allerlei Handel und Wandel, für Ladengeschäfte und offene Verkaufsstellen. Solch ein Flur gleicht in den amerikanischen Bureauhäusern der Lobby (Empfangshalle) eines modernen Hotels. Man kann dort seine Zeitung kaufen, die Stiefel putzen lassen, einen Imbiß nehmen und dergleichen mehr. Und so unmittelbar, wie der Weg von der Straße her in diese Halle führt, leitet er weiter zum Fahrstuhl und zu den Bureautüren in den einzelnen Etagen. Schöne, große und luftige Räume sind es, die wir hier finden. Ein einziger davon reicht vollkommen für die Bedürfnisse der allermeisten Firmen, gleichviel, ob es sich nun um ein Kommissionsgeschäft, um einen Rechtsanwalt oder um irgendwelche Vertretung handelt. So wird es möglich, daß die allergrößten Neuyorker Bureauhäuser bis zu fünfzehnhundert einzelne Firmen beherbergen und die entsprechende Zahl von Telephonanschlüssen aufweisen. Kein Mensch denkt natürlich daran, im teureren Rayon des Bureauhauses irgendwelche raumfressenden Lager hinzulegen oder womöglich gar einen Industriebetrieb aufzumachen.

Für diesen Zweck ist das Industriehaus im Industrieviertel vorhanden. Das Bureauhaus zeigt wohl neue Raumeinteilung, aber es bleibt im großen und ganzen bei den althergebrachten baulichen Methoden, wenn es sich nicht gerade um Wolkenkratzer handelt. Das Industriehaus bringt neben einer neuen Raumteilung auch ganz neue Baukonstruktionen. Wollte man noch vor einem Menschenalter in einem Wohnhaus Industrie treiben, so war man auf den Keller und im günstigsten Fall auf das erste Stockwerk beschränkt. Auf besonders verstärkten Balkenlagen getraute man sich dort allenfalls eine Druckerpresse oder einen Kalander aufzustellen. Heute sehen die Dinge anders aus. Heute laufen die großen Druckmaschinen im vierten Stock des Industriehauses. Im dritten finden wir etwa Metallpressen und Stanzen, die mit einem Schlag aus Messing und Kupferblech jene vieltausendfachen Galanteriewaren herstellen, die in früherer Zeit der Kupferschmied in tagelanger Arbeit mit dem Handhammer aus dem Blech trieb. Und wieder eine Etage tiefer rasseln die Maschinen einer Gaufrieranstalt. In endlosem Strom wird ihnen allerlei Kleiderstoff zugeführt und bekommt von ziselierten dampfbeheizten Walzen besondere Muster aufgeprägt. Und im untersten Stockwerk endlich hat sich eine ganze chemische Fabrik aufgetan. Hier werden in riesigen Kesseln Seifen gekocht, Essenzen gebraut und Fette parfümiert.

Das ist so etwa der Betrieb in einem modernen Industriehaus. Viel hat zu seiner Entstehung die Elektrotechnik beigetragen, die an jeden beliebigen Ort beliebig große Kraftmengen liefert und dabei die unliebsamen Nebenerscheinungen der Dampf- und Gasmaschinen glücklich vermeidet. Aber auch eine ganz neue Bautechnik wurde nötig. Fußböden, auf denen Maschinen im Gewicht vieler Zentner stehen und arbeiten sollen, müssen anders gebaut werden wie solche, die nur einige Möbel zu tragen haben. Mauern, die solche Decken und ihre Lasten aushalten sollen, sind anders zu konstruieren wie die gemeinen Hausmauern. Im modernen Industriehaus herrschen Beton und Eisen unumschränkt. Aus Stahlkonstruktionen wird jede einzelne Decke, werden die Pfeiler, die sie tragen, und die wichtigsten Teile der Außenmauern errichtet. Die Verbindung solcher Stahlkonstruktion mit dem Beton gibt eisenfeste Wände, Pfeiler und Decken, die dem Feuer und dem Wasser in gleicher Weise widerstehen, durch keine Erschütterung zermübt werden, eher noch von Jahr zu Jahr an Festigkeit gewinnen.

Wohl sehen wir auch am modernen Industriehaus noch schön glasierte Mauersteine. Aber es sind nur Verblendsteine, die die tragende Konstruktion verhüllen. In kräftige Rippen scheint uns das Mauerwerk von außen gegliedert zu sein. Es ist in Tragpfeiler aufgelöst, zwischen denen die Fensterflächen bis zu 75 v. H. der gesamten Wand einnehmen. Denn das Industriehaus braucht so viel Tageslicht wie möglich. Es teilt das Bedürfnis einer tunlichst großen Fensterfläche mit dem Kaufhaus. Aber sind die Fenster dort auch noch nützlich, um den Straßenpassanten die Waren zu zeigen, so sollen sie dem Industriehaus nur so viel Licht wie möglich zuführen.

In den Abendstunden freilich ändert sich das Bild. Dann entströmen den elektrischen Lampen viele Tausende von Kerzenstärken, und dann erglänzt die Front, erglänzen die Wände des Industriehauses in einer blendenden Lichtfülle. Dann flutet der Glanz verschwenderisch nach außen, und weithin schon unterscheidet sich das Industriehaus von den alten Wohngebäuden, die mit kleinen, trüben Augen in die Nacht sehen.

Und endlich das Kaufhaus. Es liegt wiederum im besonderen Viertel, und für den besonderen Zweck wurde ein neuer Stil geschaffen, um dessen Ausbildung der verstorbene Messel hervorragendes Verdienst hat. Auch hier eine Auflösung der Wände in Tragpfeiler, zwischen denen die Fenster breiteste Ausdehnung finden sollen. Auch hier die Fußböden der einzelnen Etagen auf möglichst wenigen und möglichst tragfähigen Pfeilern ruhend. Aber während im Industriehaus die Zweckmäßigkeit allein die Formen bestimmt, soll hier auch der Aesthetik Rechnung getragen werden. Die Sinne der Besucher und schon der Straßenpassanten sollen angenehm angeregt werden. In welcher Weise das besonders der Kunst Messels gelungen ist, dafür geben zahlreiche Bauten den Beweis. Eine raffiniert ausgebildete Technik der Baukonstruktion im Innern, die gewaltige Lasten mit geringem Material bewältigt, und darüber eine architektonische Durchbildung der Fassaden und eine wohldurchdachte Raumkunst, die die allzu schroffen Linien der reinen Zweckmäßigkeit mildern, ohne sie zu verwischen: das ist das Wesen des modernen Kaufhauses.

Bureauhaus, Industriehaus und Kaufhaus, alle drei haben sich himmelweit vom Typus der alten Felshöhle entfernt. Sie dienen neuen Zwecken und stehen im Zeichen einer neuen Technik, die nicht mehr mit dem Stein, sondern vielmehr mit Glas und Eisen arbeitet und den modernen Städten ein besonderes Gepräge verleiht.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Kunstausstellung in Rom.

Von Alfred Georg Hartmann. — Hierzu 10 Aufnahmen.

Römischer Frühling! War einer denkwürdiger als der, an dem sich eben noch unsere Seele berauschte? Wohl immer schon verzauberten um diese Zeit die frisch erblühten Blumen das Forum und den Palatin in ein Traumland von ganz besonderer Pracht. Ueber die hügelumsäumte Campagna schritt der Frühling wohl auch sonst immer singend mit leuchtendem Banner dahin. Und wie lange mögen die Blüten, die sich auf der verwitterten Fassade der Kirche S. Giacomo in Augusta so schämig eingenistet, dem Wanderer wohl schon künden, daß die Zeit der großen Auferstehung gekommen ist! Aber diesmal feierte Rom einen Frühling ganz eigener Art. Der Frühling selbst sollte Roms Symbol werden. In diesem Jahr wollte es einmal tief in den Jungbrunnen steigen. Erneuern wollte es sich, gewissermaßen in den alten Schlauch neuen Wein füllen. Der moderne Lebenstrom sollte nicht mehr in einem weiten Bogen um Rom herumfließen. Es wollte zeigen, daß der Begriff von „Europas unermeßlichem Trümmerfeld“, auf die ewige Stadt angewendet, nicht mehr zu Recht besteht. Da galt es, Anschluß zu gewinnen an die Probleme unserer Zeit, und man griff auf das zurück, was schon manchmal geholfen hat — man veranstaltete eine Ausstellung. Aus dieser einen Ausstellung wurden dann bald mehrere, große, gigantische Ausstellungen, teils im Rahmen Italiens, wie die ethnographische auf der Piazza d'Armi, teils weitergefaßt als Welt-



Phot. Sigling.

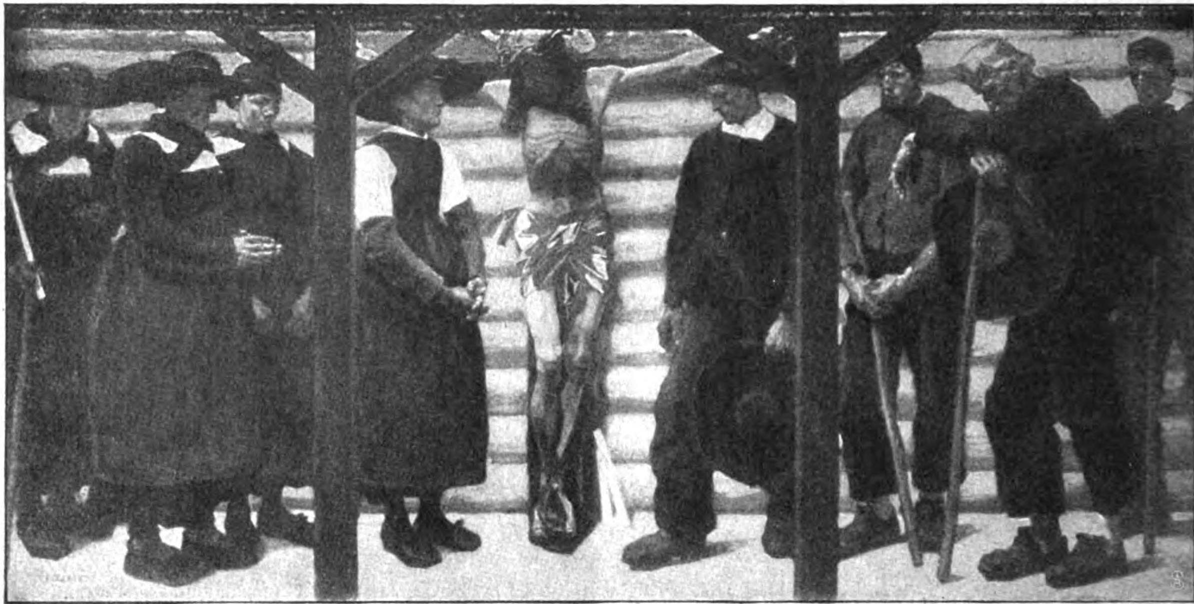
Porträt der Königin Wilhelmina von Holland.
Von Therese Schwartze-van Duyl.



Phot. R. Tamme.

Theaterloge. Von Artur Kampf.

Digitized by Google — Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Wallfahrer. Von **Albin Egger-Lienz.** Phot. Abéniacar.

wettbewerb, wie die Internationale Kunstausstellung. Da man in diesem Jahr das fünfzigjährige Jubiläum der Ausrufung Italiens zum Königreich feierte, konnte leicht Festlichkeit an Festlichkeit gereiht werden. Man brauchte also um Ideen nicht bange zu sein. So sind auf Rom mit einem Schlag wieder einmal die Augen der ganzen Welt gerichtet. Man lobt jetzt neben der alten Kunst in Rom auch die neue, und auf die römische Gastfreundschaft, die droben auf dem Kapitol den erwählten Fremdling mit unvergleichlichem Glanz umgab, werden mit Recht die gleichen begeisterten Loblieder gesungen wie auf die römische Küche. — Ausstellungen sind Wettkämpfe, Wettkämpfe friedlicher Art, Wettkämpfe, bei denen man den Sieg allerdings nie nach der Elle messen kann. Der Vorteil ist rein geistiger Natur. Solche internationalen Kunstausstellungen sind gerade für den Italiener, der wenig über die eignen Grenzpfähle hinauskommt, von allergrößter Wichtigkeit. Er kann da, wenn er mit offenem Auge hinsieht, vieles lernen. Vor allem, daß man mit Selbstbewußtsein allein noch keine Kunst macht. Es gehört viel mehr dazu. Auch hier fällt es wieder auf — genau wie bei den venezianischen Ausstellungen — daß Italien heute auf dem Gebiet der Malerei so gut wie führerlos ist. Wo ist das große Talent, das unsere uneingeschränkte Bewunderung verdient? Oder sollte Aristide Sartorio wirklich die Zukunft gehören? **Vor allem hätte die italienische Jury nicht so eng-**



Das Bad. Von **Lucien Simon.** Phot. Abéniacar.



Phot. Giacomelli.

Damenporträt. Von **Lino Selvatico.**

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

herzig sein und nur solche Werke aufnehmen sollen, die noch nirgends gezeigt wurden. Dadurch ist Italien gegenüber den andern Völkern, die fast alle ältere Arbeiten mit aufgenommen haben, schon an sich etwas benachteiligt worden, und es muß sich genügen lassen, wenn man den Malern Mancini und Ettore Tito den Preis zuerkennt. Ein Salon der Zurückgewiesenen, der auf dem Corso Umberto veranstaltet wird, soll allerdings den Urteilspruch der Jury vor den Augen des Publikums zu korrigieren suchen.

Etwas haben die Römer diesmal vor ähnlichen großen Veranstaltungen — auch vor Venedig — voraus, um das sie mit Recht beneidet werden. Das ist die wundervolle Anlage der Ausstellung, die man sich wirklich nicht großartiger denken kann. Die Umsicht, mit der sie im weiträumigen Tal der Vigna Cartoni die Ausstellung anlegten, verdient das größte Lob. Mit dem Platz brauchte nicht gespart werden, so daß die Baustile, die für die zwölf Paläste maßgebend sind, einander nicht wehe tun, und die reich mit Steineichen, Pinien und Zypressen durchsetzte Landschaft, die das Gelände umgibt, die sacht ansteigenden Höhen und groß-



Die Laute. Von Antonio Mancini.



Meine Frau und ihre Schwestern. Von Henry Caro-Delvaille. Phot. Crevaux.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verlaufenden Ueberschneidungen des Monte Mario und Monte Pincio lassen vollends keine Monotonie aufkommen. Was die verwendete Architektur angeht, so ist natürlich viel palastartige Säulenarchitektur zu sehen, zu der vor allem die romanischen Völker heute noch gern zurückgreifen. Am originellsten, wenn auch äußerlich für diese Zwecke vielleicht etwas kleinlich, wirkt Hoffmanns blankes und anmutiges österreichisches Haus.

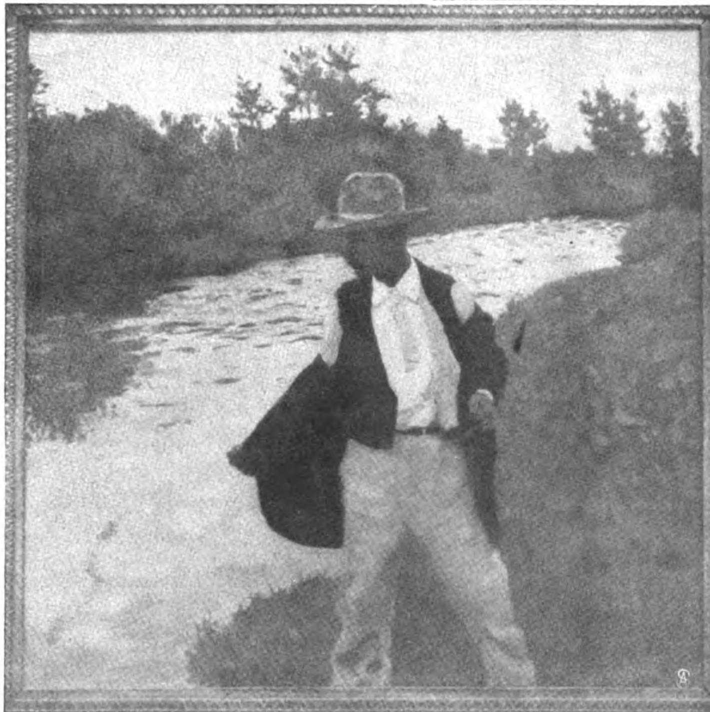
Daß eine internationale Kunstausstellung bei der Schnelligkeit, mit der heute derartige Veranstaltungen einander folgen, im Grunde wenig Ueberraschungen bringen kann, versteht sich von selbst. Es kommt weniger darauf an, daß neue Namen entdeckt werden, als daß die ausgestellten Arbeiten die augenblickliche künstlerische Konstellation gut charakterisieren.

Wenn man unter diesem Gesichtspunkt die Ausstellung betrachtet, findet man überall viel Anregendes. Deutschland führt außer einer historischen Gruppe, der u. a. Marées, Feuerbach, Menzel, Leibl, Uhde und Schuch angehören, um nur einige zu nennen, Künstler wie Liebermann, Zügel, Slevogt, Kampf, Albert v. Keller, Kallmorgen, Kollwitz und Tuaillon ins Feld. Die Schweiz ist durch Hodler und Buri gut vertreten. Aus Oesterreich ist eine schöne Waldmüller-Kollektion nach Rom geschickt worden und außerdem eine Bilderserie des so sehr überschätzten Gustav Klimt. Ich habe die Begeisterung für Klimt nie geteilt. Diese Art von „neuidealistischer" Malerei mit ihrer Weltabgewandtheit und ihren süßlichen Leichenbitterzügen stellt das Aeußerste dar, was ein blutloser Schematismus überhaupt leisten kann. Das Gegenstück dazu ist der ungeschlachte Spanier Zuloaga, dem man in 26 Werken begegnet. Auch dieser Maler ist in Wahrheit nicht das, was die Fama aus ihm macht. Er ist im Grunde ein recht trockner Herr; ein Talent, aber kein Großer im Reich der Kunst. Wenn man sein Schaffen näher betrachtet, kann man leicht allerhand akademisch-pedantische Einzelzüge an ihm feststellen. Immer die gleichen Probleme, also wenig innere Dehnbarkeit, abhängig von einem Größeren (in diesem Fall Velasquez), also unfrei und unselbständig und sehr oft unnatürlich. Alles in allem: eine geschickte, aber dumpfe Verstandeskunst. Eins ist da allerdings noch hinzuzufügen: Zuloaga sucht jetzt neuerdings in einigen kleinen Landschaften mehr Tiefe und Ehrlichkeit gegen sich selbst zu gewinnen.



Phot. Abéniacar.

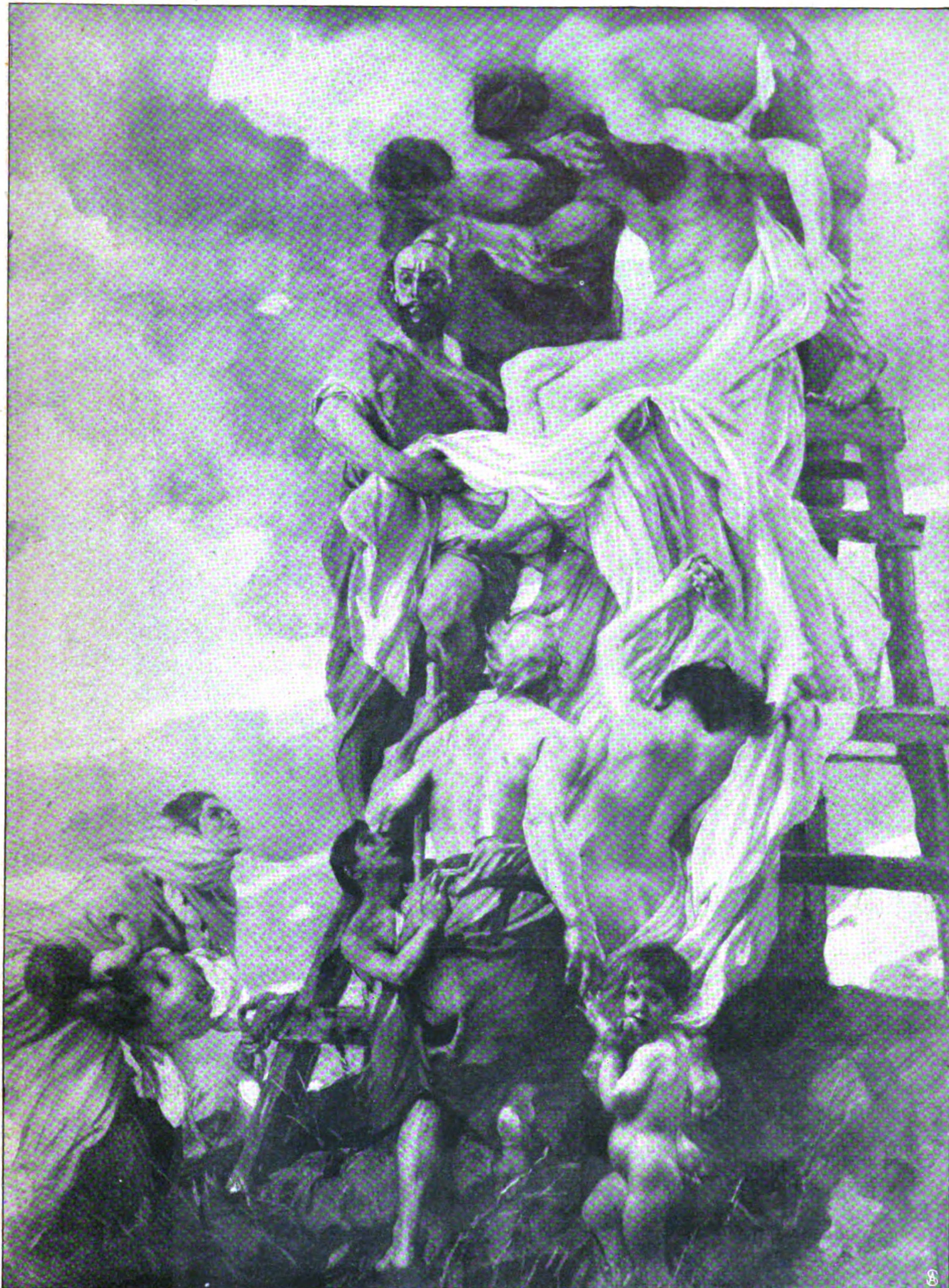
Eine Nacht im Bois de Boulogne.
Von Camillo Innocenti.



Vor dem Bade. Von **Karl Ferenczy.**

So reiht sich in diesem internationalen Heerzug Nation an Nation. Hollands Malerruhm wird durch Namen: wie Willem Maris, Mauve, Jakob Maris, Josef Israels, Bosboom, Weißenbruch, Breitner und Therese Schwartze aufrechterhalten. England sandte in die historische Abteilung Bilder von Constable (das meisterhafte, von der Berliner Akademieausstellung her bekannte Werk „Das springende Pferd"), von Gainsborough, Reynolds, Wilson und Hogarth. Außerdem fällt dort in der modernen Schwarzweißkunst (Alfred Stevens und William Nicholson) und der Architektur (Mitchell und Voysey) manches eigenartige Blatt auf. In der Malerei beherrscht die Porträtkunst eines John Lavery und eines John S. Sargent den Geschmack.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Abéniacar.

Kreuzabnahme. Von Ettore Tito.

Schweden hat in Anders Zorn, Carl Larsson und dem Landschafter Gustav Adolf Fjaestad, Norwegen in Christian, Krohg, Halfdan Ström, Thaulow, Munch, Erik Werenskiold und Hans St. Lerche und Dänemark in Peter Sev. Kroyer und Hammershoi seine Herolde.

Bei den Ungarn brilliert die Kunst eines Munkacsy, eines Ladislas de Paal, eines Szinyei (die frühen Arbeiten stehen höher als die späten) und eines Ferenczy.

Diesen reiht sich die französische Truppe an mit Carolus-Duran, Caro-Delvaille, Besnard, Martin,

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rodin, Monet, Renoir, Forain, Denis und Vuillard. Weitaus das frischeste Werk hat aber Lucien Simon in seinem Gemälde „Das Bad" (Abb. S. 966) ausgestellt.

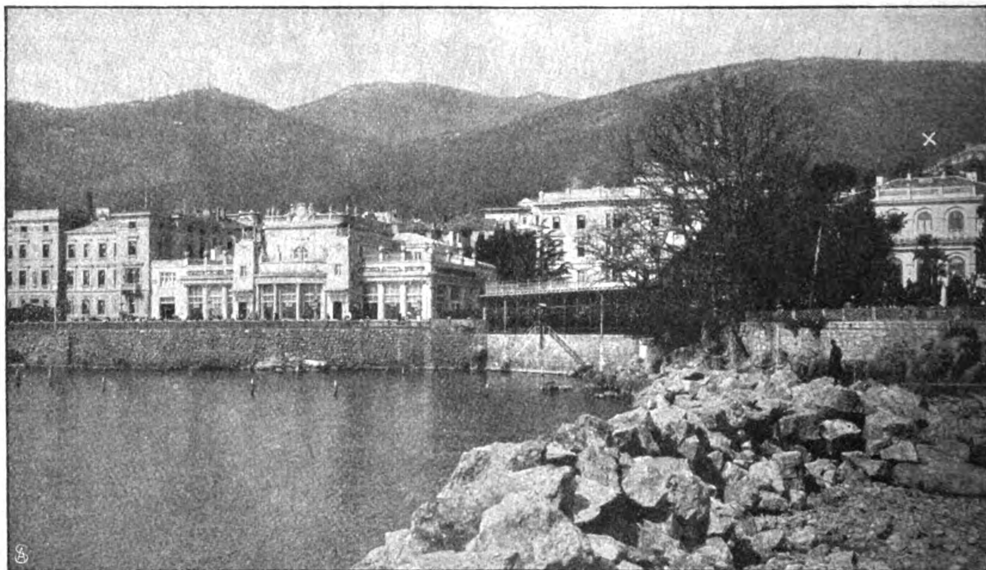
Die Säle des belgischen Hauses sind — eine Merkwürdigkeit in dieser Internationalen — alle einheitlich grellrot tapeziert. Da hängen Bilder von Verhaeren, Luyten, Stobbaerts und Courtens. Ueberraschend wirkt Ensor mit einem Maskenstilleben, wo er sich ganz als Schüler Ryffelberghes ausgibt. Auch Baertson, der das neue Belgien sonst so glücklich repräsentierte, hat in seinem Kanalbild nichts Außergewöhnliches zu zeigen.

Unter den Plastikern macht Meštrović im seltsamen Haus der Serben weitaus das größte Aufsehen. Warum? Weil er mit der Gebärde der Sensation agiert. Er ist, ähnlich wie Metzner, Behmer oder Barlach, ein Stilist, und als Stilist ist er ein Groteskkünstler, der aus der Kunstübung ein Rechenexempel macht. Derlei hat keine große Bedeutung, weil die feineren Werte fehlen, die Stille der Reife ebenso wie die Abgeklärtheit der Form. Fieberphantasien bedrängen den Plastiker, Exaltationen, die ihn stöhnen machen. Und er schafft hastig und überreizt — seine geräuschvolle Welt.

Bilder von der Adria.

Abbazia. — Von Anton Krenn. — Hierzu 9 Spezialaufnahmen für die „Woche".

Es hat lange gedauert, bis man in Oesterreich erkannte, welch herrliche Schätze und Reichtümer an seiner adriatischen Küste verborgen sind. Um diese Gestade aus ihrem langen Dornröschenschlaf zu erwecken, ihnen neues Leben zuzuführen, war nur nötig, sie bekannt und zugänglich zu machen, damit der große Fremdenstrom, der Europa alljährlich durchflutet, auch nach diesem Gebiet seine Kanäle öffne. Vieles ist getan worden in der verhältnismäßig kurzen Zeit, seit die Propaganda für die österreichischen Küstenländer einsetzte, aber noch viel bleibt zu tun übrig, wenn dieses Gebiet in der scharfen internationalen Konkurrenz zu seiner gebührenden Bedeutung kommen soll. Die gründlichste Lösung der dalmatinischen Verkehrsfragen brächte wohl die schon lange geplante direkte Bahnverbindung aus Innerösterreich über Agram nach Zara, Spalato und Ragusa; um aber ihre Nichtausführung auch in nächster Zukunft zu verstehen, muß man ein intimer Kenner der innerpolitischen Verhältnisse



Strandbild von Abbazia mit der Villa Angiolina (X).



Die Strandpromenade von Abbazia.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Blick von der Bahnstation Abbazia-Mattuglie auf Abbazia und die Küste von Istrien.



Die österreichische Riviera: Straßenbild in Abbazia.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Rückblick von der Straße nach Moschenizze auf Lovrana-Abbazia.

einem der wegen ihrer vorzüglichen Verpflegung berühmten Dampfer zu einer Fahrt bis Cattaro entschließen, kehren meistens mit dem nächsten Schiff wieder zurück und meinen dann, sie hätten Dalmatien gesehen. Erzählt man ihnen von der herrlichen Vegetation der Inseln, von den Kunstwerken in Kirchen und Klöstern, von Zeugen römischer Herrschaft wie von Prunkbauten der Venezianer und den trotzigen Burgen, an denen der Anprall des Halbmonds zerschellte,

Oesterreich-Ungarns sein. Vielleicht daß es einem energischen Kriegsminister gelingt, die Bahn mit Rücksicht auf ihre große militärische Bedeutung zu erzwingen, nachdem Dalmatien seit der Annexionskrise sozusagen die Vedettestellung der Monarchie geworden ist.

Wie wenig Oesterreicher, abgesehen von jenen, die als Militärs und Beamte diese Küstenländer bereisen müssen, kennen dieses interessante Gebiet, das sich von Triest und Fiume aus auf eine Länge von ungefähr 400 Kilometer erstreckt?! Und selbst die, die sich auf

dann staunen sie wohl ungläubig. Für bloße Vergnügungsreisende ist Dalmatien heute noch nicht das richtige Land, wer aber dorthin geht, um Neues und Schönes zu sehen, der wird die mancherlei Unwirtlichkeiten gern in Kauf nehmen. Es ist Zeit, daß die österreichische Küste von den Einheimischen „entdeckt“ wird, oder müssen auch dort erst die Engländer kommen, um das Reisen „modern“ zu machen? Es existiert bereits ein vortreffliches englisches Buch darüber, dem ich in deutscher Sprache gar kein besseres gegenüberzustellen wüßte.


Das Kurhaus Quarnero, der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens in Abbazia.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nicht jeder Ort ist so glücklich, einen Entdecker zu finden, wie er dem heutigen Abbazia in der Person des damaligen Generaldirektors der Südbahn Friedrich Schüler erstand. Dieser weitausblickende Mann hatte anfangs der achtziger Jahre die Bedeutung des damals unbekannten und unscheinbaren Oertchens mit seiner geschützten Lage und günstigen Vorbedingung für die Entwicklung südlicher Vegetation richtig erkannt und den Entschluß gefaßt, der österreichischen Küste auch ihre „Riviera“ zu schaffen. Allerdings hatte sich schon vierzig Jahre vorher ein reicher Fiumer Kaufherr auf diesem Flecken einen prächtigen Wohnsitz erbaut, der nun den Grundstock zu dem werdenden Kurort abgab, und der auch heute noch mit seinem großen Park der Glanzpunkt Abbazias ist: die Villa Angiolina (Abb. S. 970). Schüler erbaute daneben das erste Hotel (1883) und bald darauf noch ein zweites, und im Jahr 1884 wurde der Kurort Abbazia eröffnet. Welchen Aufschwung er in dem ersten Vierteljahrhundert seines Bestehens gemacht hat, läßt sich schwer beschreiben; man muß es mit den Augen gesehen haben, wie die Küste auf eine Ausdehnung von etwa 10 Kilometer



Anlegestelle im Hafen.



Während des Kurkonzerts im Angiolinapark.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Länge in einen herrlichen Park voll der seltensten botanischen Wunderwerke umgewandelt wurde, in dem vornehme Privatvillen mit stattlichen Hotelpalästen und eleganten Pensionen abwechseln. Nicht vergessen will ich zwei Dinge, die zu Abbazias Berühmtheit gehören: seinen einzigartigen Strandweg und seine schönen Frauen. Einzigartig ist auch der Spaziergang am Meer. Gegen Norden bis zum Hafen von Voloska, nach Süden bereits bis Ika führend, hat diese Promenade auf den Klippen eine Länge von 7 Kilometer und wird bald bis nach Lovrana weitergeführt werden. Leider soll die heutige Anlage schon in nächster Zeit eine Einbuße ihrer Schönheit dadurch erfahren, daß sie auf die doppelte Breite gebracht wird und dabei die heute vorgelagerten Klippen verschwinden sollen. Dadurch wird ein großer Teil ihres Reizes verloren gehen. Auch darüber, ob der auf einem gewaltigen aufgeschütteten Damm im Meere zu errichtende neue Kursaal eine ästhetische Verschönerung des Strandbildes sein wird, läßt sich streiten. Sein Vorbild in dem französischen Nizza wird ebenfalls nicht von jedermann schön gefunden. Es wäre zu bedauern, wenn das heute überaus freundliche Gesamtbild der „Riviera“ durch einen übermodernen Stil verloren gehen sollte.

Es gibt nicht viele Orte, die auf den ankommenden Fremden einen so überraschend schönen Eindruck machen, wie das österreichische „Nizza“. Nach der langen eintönigen Fahrt durch die kahle, vegetationlose Steinwüste des Karst erscheint mit einem Mal tief unten die unendliche, weite Fläche des blauschimmernden Meeres, in der Ferne begrenzt von den schattenhaften Umrissen bergiger Inseln; direkt zu Füßen des Beschauers läuft die vielzackige Küste der istrischen Halbinsel gegen Süden. Wohltuendes Grün in üppigster Entfaltung umsäumt die Küste, und dazwischendurch schimmern die Häuser einer weitverzweigten Stadt: Abbazia. Am späten Abend, wenn die vielen kleinen Details in der Dämmerung untergehen und nur mehr die großen Linien zum Ausdruck kommen, ist dieser Blick von tiefer Wirkung; er erinnert unwillkürlich an den Niederblick von Glion auf die ähnlich gestaltete Landschaft am Genfersee.



Blick auf Abbazia-Voloska.

Wer statt über Fiume direkt nach Abbazia will, verläßt in Mattuglie den Zug und begibt sich entweder mit der Straßenbahn oder einer andern Fahrgelegenheit nach Abbazia; eine gute Straße führt in großen Windungen hinunter zur Küste, die unterwegs reizvolle Veduten bietet. In der Bucht von Preluka, kurz vor Voloska, gewahrt man große Steinsprengungen, hier soll in kurzer Zeit eine gewaltige Schiffswerft und ein gesicherter Kriegshafen entstehen. Eine zweite, jetzt noch im Bau befindliche Straße wird bereits in nächster Zeit als Höhenweg nach dem schönen Abbazia hinunterführen.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hinter dem grünen Deich.

Skizze von Robert Friedrich.

Hinter dem Deich liegt eine kleine Stadt mit roten Dächern und breitgeschnittenen Linden. Zwischen Kastanienbäumen und Rotbuchen ragt das spitze Dach eines alten Schlosses hervor, und die goldenen Turmhähne zweier schlanker Kirchtürme glitzern im Sonnenschein.

In einem efeubewachsenen Haus mit rotem Dach und weißen Fensterrahmen in einer kleinen Straße, in der Menschen wohnen, die sich noch über die traurigen und lustigen Weisen eines Orgeldrehers freuen können, wohnt Hans Klein.

Er ist kein Einheimischer. Er stammt aus einer kleinen Stadt im Binnenland und hat dort in einer alten würdigen Schule viel Schönes gelernt, hat aber nachher so recht nichts damit anzufangen verstanden.

Er hat immer nach dem Glück gesucht und gedacht, es müßte von selber kommen, vielleicht aus dem Starenkasten heraus, der an dem Kirschbaum vor seiner Mutter Haus hing.

Später, als er mit der Schule fertig war, dachte er, es würde das Glück aus den blauen Augen eines Mädchens zu ihm kommen. Doch das Glück kam nicht, und das Mädchen ging zu einem andern, und ihre Kinder gehen schon in die Schule.

Hans Klein suchte zu viel in der Welt. Er fand auch viel Schönes, aber nie das Glück. Da bekam er vom vielen Suchen und Denken einen etwas unsteten Sinn. So ging er zur See und fuhr manches Jahr bald hierhin, bald dorthin.

Aber das ewige Hin und Her, das ruhelose Fahren über all die fremden Meere wurde ihm zuviel. Schon oft war er mit seinen Schiffen an dem kleinen Flecken mit den roten Dächern und den breitgeschnittenen Linden vorbeigefahren. Die Lindenbäume hatten über das Wasser herüber geduftet, und die Kirchturmhähne hatten vor Freude geblinkt im Sonnenschein. Auf dem grünen Watt am Fuß des Deiches hatten die Kinder gespielt und gesungen. Ihr blondes Haar wehte im Wind, ihre bloßen roten Beinchen leuchteten, wenn sie sich anfaßten und sich im Kreis zu lieben alten Kinderspielen drehten. Weithin schallten ihre dünnen Stimmchen über den Strom, wenn Hans Klein vorüberfuhr. Die Umdrehungen der Maschinenwelle dröhnten dumpf leise den Takt zu ihren Liedern.

Da war Hans Klein eines Tags von Bord gegangen und hatte sich gesagt, daß er die Seefahrt in so großem Umfang nicht weiter betreiben wolle. Er wollte irgendwo eine feste Heimat haben. Darum zog er in die kleine Stadt am grünen Deich.

Durch Vermittlung eines guten Freundes wurde er Kapitän eines größeren Schleppdampfers, der von weit draußen her aus der Nordsee die Segelschiffe den Fluß hinauf in ihren Hafen schleppte.

Er hatte jetzt wenigstens einen Heimathafen und wußte, daß er während einiger Monate des Jahres immer zu Hause sein konnte; denn während der ersten Sommermonate fuhr ein anderer für ihn.

Die Seefahrt war oft eine harte Arbeit. Aber es war immer alles klar gegangen. Und wenn einmal eine Kleinigkeit anders gekommen war, wie sie sollte, so hatte er sich dadurch nicht aus dem Gleichgewicht bringen lassen, sondern seine Seelenruhe bewahrt.

Wenn er nach kurzem, ein- bis zweitägigem Aufenthalt an Land wieder an Bord ging, dann war er glücklich und freute sich, wenn er daran dachte, daß diese Seefahrt nicht ewig dauern würde, und daß ein freundliches Zuhause ihm aus der Ferne winkte.

An Bord konnte er leben, wie er wollte. Er begegnete niemand, der ihm nicht paßte. Es redete ihn keiner an, mit dem er nicht reden wollte, so daß er ganz seinen Gedanken und Träumen nachhängen konnte.

Da fielen ihm all die schönen Sachen wieder ein, die er auf dem Gymnasium gelernt, und die er damals gelesen und gesehen hatte, Storm und Goethe und die schönen griechischen Marmorbilder. Er nahm sich auf seinen Fahrten immer mehr Bücher mit und lebte trotz seines rauhen Seemannshandwerks in einer Welt des Schönen und Sonnigen.

Wenn er draußen in der Nordsee, bei Borkum-Riff — Feuerschiff vielleicht, den Segler gefunden hatte, für den er als Schlepper bestimmt war, dann freute er sich auf die Heimfahrt, auf sein neues Heimatstädtchen und seine efeuumsponnenen Giebelstuben in der kleinen Straße.

Es war ihm manchmal recht wehmütig ums Herz, wenn die anderen Leute an Bord, z. B. sein Maschinist oder der eine Decksmann, noch mehr hatten, worauf sie sich freuten, auf Frau und Kind oder Braut und Geschwister. Er wußte wohl, daß deren Leben viel reicher sei, daß sein Leben nur einen halben Inhalt habe ohne all das Schöne, was in der Familie liegt.

Aber er steckte sich dann eine Pfeife an, ließ die Hände über die Reling hängen und war so zufrieden mit dem, was der liebe Gott ihm eben zuteil werden ließ.

Wie oft schon war Hans Klein den großen Fluß aufwärts gefahren, von Feuerschiff zu Feuerschiff, von Tonne zu Tonne. Die Feuerschiffsleute grüßten ihn wie einen alten Bekannten. Er zählte die Fahrwassertonnen, bis er alle passiert hatte und seine Fahrt zu Ende war.

Das waren immer die schönsten Augenblicke für Hans, wenn er sein Schiff nach der letzten Fahrt im Mai festmachen konnte.

Dann fing ein Leben für ihn an, das noch schöner war als das auf seinem Schiff. Er genoß das Leben an Land mit seinen Spaziergängen und seiner Ruhe, aber die meiste Zeit saß er in seinem Stübchen und las und sann und schrieb, und niemand hätte in ihm den Schlepperkapitän Hans Klein vermutet.

So wäre sein Leben nun wohl bis zu Ende weiter verlaufen, wenn er nicht jung gewesen wäre. Er war in seinem Herzen ja noch so jung, daß ihm ganz wehmütig wurde, wenn er zwei Menschen sah, die sich hinter der Rotdornhecke küßten, oder wenn er eine Mutter mit ihrem Kleinsten unter einem blühenden Baum sitzen sah.

In seinen Gedanken kannte er nichts Schöneres als eine stolze, kluge, liebe, sanfte Frau, die ihn liebte, so wie er war, mit seinem Sinn für das Schöne und

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seinen oft unsteten Gedanken. Die sich mit ihm freuen konnte über die Schwalbe, die unter der Brücke hindurchflog, über die Schafwölkchen am Abendhimmel, über die blauen Blumen im wogenden Korn, über die schönen Worte eines Dichters, über die Fischerboote auf dem sonnigen Watt und der Lerche Lied in der braunen Heide.

Hans Klein hatte sein Schiff wieder für einige Monate festgemacht und saß nun glücklich zu Hause. Sein Wohnzimmer ging auf die Straße. Die Linden klopften gegen die Scheiben, auf dem Fensterbrett blühten Geranien. Draußen lärmten die Kinder, und die Abendmaisonne spielte mit ihren Haaren.

Wie er nun ganz versonnen dasaß, da hörte er aus dem gegenüberliegenden Garten eine feine, liebe Frauenstimme. Er ging ans Fenster, um besser hören und sehen zu können.

Die Fenster des gegenüberliegenden Häuschens waren bisher immer verhängt gewesen. Jetzt aber schien es wieder bewohnt zu sein.

Mitten auf einem grünen Rasen stand ein blühender Kirschbaum, und darunter saß auf einem behaglich bequemen Stuhl eine Frau, so jung und schön, wie sie Hans nur in seinen Träumen sich ausgedacht hatte. Sie trug ein schneeweißes Kleid; ihre tiefdunklen, träumerisch schimmernden Augen wurden eingerahmt von ebenso dunklem schwerem Haar, das hinten im Nacken zusammenlief. Sie hatte ihr Kind auf dem Schoß, ein kleines, dunkeläugiges Mädchen, und freute sich und sonnte sich und sang dazu.

Von ihrer eigenen Kindheit her kannte sie wohl noch einige alte Lieder, die ihr einst vorgesungen waren; sie lächelte und sang:

„Schlaf, Kindchen, schlaf!
Der Vater hütet die Schaf.
Die Mutter schüttelt's Bäumlein,
Fällt herunter ein Träumlein.
Schlaf, Kindchen, schlaf!"

Der Wind rauschte leise durch den Kirschbaum und ließ aus dem munteren Grün einen weißen Blütenregen auf Mutter und Kind herunterfallen.

* * *

Hans erfuhr am nächsten Tag, daß sein Gegenüber die Frau eines Schiffskapitäns war, der für eine Hamburger Reederei nach Ostasien fuhr.

Hella Rahn war lange krank zu Hause bei ihren Eltern gewesen, jetzt war sie wieder gesund und wollte sich in der kleinen, ruhigen Stadt hinter dem Deich vollends erholen. Nach einigen Wochen wollte sie wieder abreisen, um mit ihrem Mann, der dann von seiner Reise zurückkehrte, zusammenzutreffen und wieder zusammenzuleben.

Kapitän Rahn war früher mit Hans zusammen gefahren. Dieser machte daher der jungen Frau bald einen artigen Besuch und wurde freundlich aufgenommen.

Der Sommer kam. Die Rosen blühten und dann die Linden.

Beide lernten sich bald kennen und faßten eine tiefe, ehrliche Freundschaft zueinander. Hans erlebte in den nächsten Wochen einen Teil von dem Glück, von dem er immer geträumt hatte.

Sie teilten ihre Sorgen miteinander und waren miteinander vergnügt. Wenn die Sonne schien, gingen sie zusammen ins Freie und genossen doppelt, da sich jeder mit über die Freude des andern freute. An trüben Tagen aber lasen sie zusammen, bald sie, bald er, bald etwas Trauriges, bald etwas Lustiges, aber immer etwas Schönes, so daß ihnen beiden die Welt nie so herrlich erschienen war. Und wenn sie sich beide eine Freude gemacht hatten und sahen, wie der andere zufrieden war, dann waren sie beide glücklich.

Alles Kleinliche hielten sie von sich fern. Das Große zogen sie heran und versuchten es zu verstehen.

So verging der Sommer, und es war dies wohl der schönste in ihrem Leben.

Hellas Zeit war abgelaufen. Sie gingen noch einmal zusammen über den Deich, über das Watt, über die Heide und durch den Wald und freuten sich an all dem, was sie die letzten Wochen gemeinsam genossen hatten. Dann gab sie ihm ihre weiche, schmale Hand, und er küßte sie weich und sanft.

Das hatte er sonst nie getan. Ihre Augen waren traurig und schimmerten feucht, als ob sie daran gedacht hätte, daß eine solche Zeit nicht wieder kommen würde.

Dann fuhr sie mit ihrem Kind davon.

Hans Klein aber ging in seine Giebelstube und war allein und traurig. Als er lange so gesessen und gesonnen hatte, da wußte er, daß er sein Glück gefunden und wieder verloren hatte, daß er die Frau seines ehemaligen Schiffskameraden liebte — liebte, wie nur ein Herz lieben konnte.

Das Leben ging weiter, und Hans Klein wußte nicht warum. —

Wenige Tage darauf nahm er seinen kleinen Lederkoffer in die Hand und das Oelzeug über den Arm, schloß das Giebelstübchen ab und ging an den Hafen, wo sein Schiff lag. Er hatte einen neuen Schleppdampfer bekommen. Der hieß die „Zukunft".

Sein Urlaub war abgelaufen, und in aller Herrgottsfrühe sollte er am nächsten Morgen mit seinem Schlepper in See gehen bis nach Terschelling. Er schlief diese Nacht schon an Bord, da er andern Tags doch so früh abfahren mußte.

Die kleine Koje erschien ihm zuerst wie immer viel zu eng. Aber als seebefahrener Mann hatte er sich bald in sein Schicksal gefunden und schlief ein.

Nur undeutlich hörte er im Schlaf das Läuten, Pfeifen und Heulen, das im Morgengrauen anhob; denn es war ein schwerer, dichter Nebel über das Wasser gefallen, daß man nicht zehn Meter weit sehen konnte.

Woher war der Nebel gekommen? Keiner hatte ihn kommen sehen. Auf einmal war er da.

Der alte Bootsmann auf dem Bollwerk war eben in sein Wachthaus gegangen, um sich Kaffee anzuwärmen. Als er wieder heraustrat, schlug die dicke Feuchtigkeit ihm ins Gesicht, daß die Tropfen bald von seiner Schirmmütze herab ihm in seinen runden Bart fielen. Da nahm er den schweren Gong und den Klöpfel dazu, hing beides an einen Dalben und schlug dagegen, sooft er das Nebelsignal eines vorüberfahrenden Fahrzeugs hörte.

Es erhob sich bald ein beinah ohrenbetäubendes Getute. Die großen Dampfer brummten dumpf, einige aufwärts fahrende Torpedoboote heulten schrill dazwischen. Ein Fischer passierte ganz nahe am alten Bollwerk. Man konnte vorn einen Decksmann sehen, wie er eifrig die Kurbel des Nebelhorns drehte und seine Töne ab-

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gab, während das Schiff fast gespensterhaft mit aufgefierten Schoten mit der Ebbe abwärts glitt. Zuweilen rasselten die Ankerketten eines Fahrzeugs, das auf Reede zu Anker ging, da es seine Fahrt bei dem Nebel nicht fortzusetzen wagte.

Von der gegenüberliegenden Seite des Stroms, außerhalb der Tonnen, tönten dünn die Schiffsglocken der dort zu Anker gegangenen Küstenfahrer herüber, als wollten sie sagen: „Rennt mich nicht um! Rennt mich nicht um!"

Hans Klein schlief unruhig und wartete auf die Zeit, wo er aufstehen und in See gehen mußte.

Der Nebel wogte immer weiter. Bald lag er in schweren Massen über dem Fluß, bald flatterten seine Fetzen um Schornsteine, Masten und Rahen.

Als Hans Klein um vier Uhr in See gehen mußte, schien es etwas aufzuklaren. So lief er denn aus im Vertrauen auf Uhr, Kompaß, Lot und sich selbst. Beim zweiten Feuerschiff wurde es aber wieder so dick, daß der Nebel beinah gegen den Schornstein des Schiffes zu klatschen schien.

Die „Zukunft" mußte weiter. Es war ganz glatte See wie häufig bei Nebel. Dort draußen waren keine Fahrzeuge mehr. Man hörte nichts wie das dumpfe Dröhnen der Maschine und das Schlagen der Schraube im Wasser.

Das äußerste Feuerschiff war glücklich erreicht, und Hans war eben dabei beschäftigt, in dem kleinen Steuerhaus den langen Kurs nach Westen auf der Karte abzusetzen.

Es war ganz dick geworden.

Das Meer ist so groß, und es gibt so viele Kurse, die man fahren kann. Trotzdem kommt es immer wieder vor, daß, wie von dunklem Verhängnis geführt, zwei Fahrzeuge zusammenrennen.

Der große, schwarze Frachtdampfer, der von Ostasien nach Hause kam, war nun auch beinah beim äußersten Feuerschiff, und der Kapitän setzte seinen Kurs stromaufwärts ab, genau wie Hans Klein den seinen nach Westen.

Da nun beide mit Dreieck, Bleistift und Zirkel hantierten, wurden für einige Minuten keine Nebelsignale gegeben.

Hans hörte keine Signale von andern Fahrzeugen, so dachte er natürlich, es sei niemand in der Nähe, und gab daher keine Signale ab. Der große Ostasiendampfer dachte genau ebenso.

Wenn man mit der Verantwortung für Menschen und Material zur See fährt, hat man oft ein unruhiges, vorahnendes Gefühl.

Auch Hans sah für einen Moment von der Karte auf. Es war alles dick und nichts zu hören und zu sehen.

Er kontrollierte den Kurs noch einmal und sah noch einmal von der Karte durch die von der Feuchtigkeit beschlagenen Fensterscheiben des Steuerhäuschens.

Da war es ihm so, als ob eine große, unsichtbare Hand auf sein Schiff zustrebte, und die Hand wurde immer größer. Er rief, so laut er konnte: „Hart Steuerbord" und hing sich an die Dampfpfeife. Diese gab einen jähen, schrillen Ton ab.

Dann drückte der große, ausfallende Bug des schwarzen Ungetüms die arme kleine „Zukunft" unter das Wasser. Es gab kaum einen großen Krach. Es gurgelte etwas über den Wassern, und die Nebelfetzen flogen . . .

Niemand von der „Zukunft" wurde wieder gesehen. Das Wrack versandete, die ertrunkenen Menschen wurden in die weite Nordsee gespült. —

So ging Hans Kleins Traum vom Glück zu Ende, und er hat nie die Fragen zu beantworten gelernt, wozu er auf der Welt war. Ob das wohl ein schöner Tod für ihn gewesen ist? —

In der offiziellen Bekanntmachung hieß es, daß der Segelschlepper „Zukunft" draußen in der und der Peilung vom ersten Feuerschiff auf tiefem Wasser gesunken sei. „Das Wrack bildet kein Hindernis für die Schiffahrt", setzte der gewissenhafte Lotsenkommandeur hinzu.

Das hatte Hans Klein gut gemacht, daß er sich wenigstens so tiefes Wasser ausgesucht hatte, daß andere Schiffe an den zertrümmerten Planken seiner „Zukunft" keinen Schaden nehmen konnten. —

Auf dem kleinen, sonnigen Kirchhof neben den breitgeschnittenen Linden an der Kirche mit dem schlanken Turm und dem glitzernden Turmhahn setzte man der braven Mannschaft der „Zukunft" einen einfachen Stein.

Jeden Sommer geht Hella Rahn durch das weiße Kirchhofstor, das noch aus unserer Großväterzeit stammt, und legt neben den Stein einen Strauß blauer Blumen.

Die kleinsten Pferde.

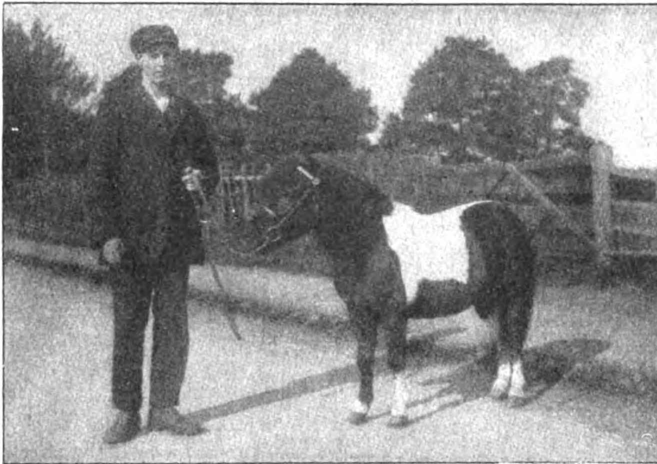
Von Dr. Goldbeck. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Was ist ein Pony? Diese Frage wird namentlich von Damen gern aufgeworfen und ist leichter gestellt als beantwortet. Die allgemeine Angabe: „ein kleines Pferd" kann allein nicht genügen, denn gerade bei Pferden ist die Größe außerordentlich schwankend, so daß der Begriff klein je nach der Sorte Pferde sehr verschieden aufgefaßt wird.

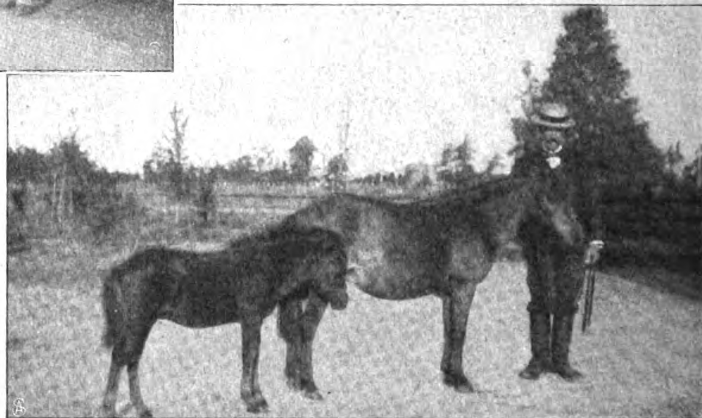
Der Engländer hat hier genaue Festsetzungen getroffen. Er nennt einen Pony jedes Tier der Gattung Hauspferd, das die Größe von 13 hands (10,1596 cm) nicht übersteigt. Aber auch England hat gewisse Ausnahmen und Zugaben gemacht. Es gelang nicht recht, für das beliebte Polospiel so kleine brauchbare Ponys zu züchten. Man erhöhte daher für Poloponys die zulässige Höhe auf 14 hands und schließlich auf 14 hands 2 Zoll. Das ist eine Größe, bei der der Pony nach gewöhnlichen Begriffen längst aufgehört hat. Wir Deutsche würden nach unsern Begriffen solche Pferdchen wohl als leichte Reitpferde bezeichnen.

Der Pony ist Liebling bei groß und klein, bei alt und jung. Aber auch in städtischen wie ländlichen Betrieben, überhaupt im modernen Wirtschaftsleben, spielt der Pony heute eine wichtigere Rolle als früher, aus der er nicht verdrängt werden kann. Der

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Der Ponyhengst „Café Crême“,
einer der teuersten Shetlandponys.

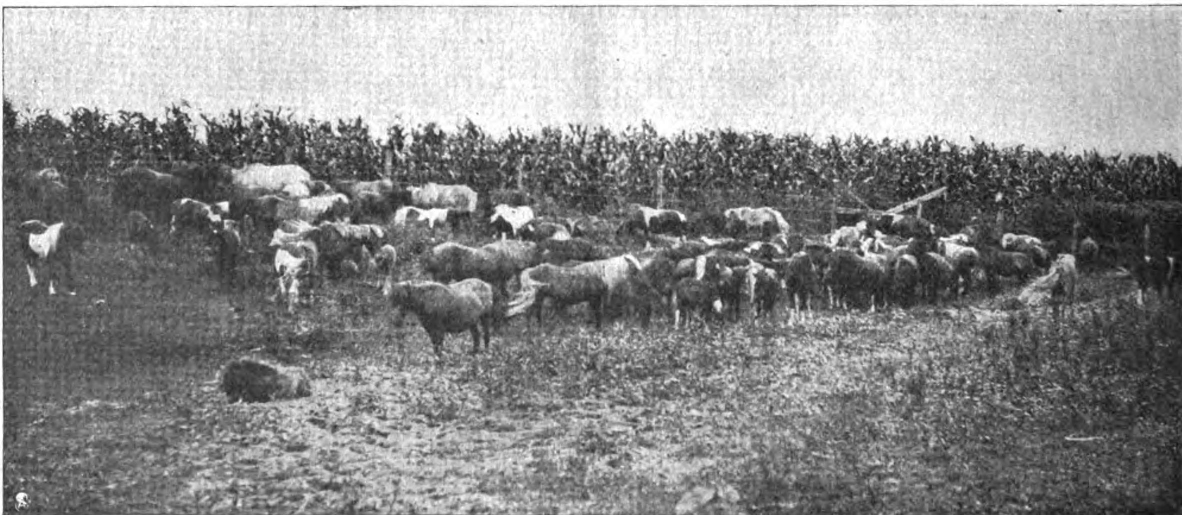


Schwedischer Pony.

fanterie in den Kolonien stellt, zu befriedigen. Aber auch im Inland ist der Bedarf an Ponys viel größer, als daß er durch die eigene Zucht geliefert werden könnte. So sehen wir, daß in England trotz seiner zahlreichen Ponyzuchten eine lebhafte Einfuhr aus Norwegen, Schweden und Rußland stattfindet. Auch in Deutschland müssen wir die große Zahl der aus Rußland importierten kleinen Pferde in der Hauptsache als Ponys ansehen. — Die teuersten Ponys wurden ohne Zweifel durch das Polospiel geschaffen. Hier handelt es sich darum, unbedingt sichere und zuverlässige Tiere zu besitzen, die durch ihre eigene Klugheit und Geschicklichkeit dem

kleine Händler, der Landarzt, der Geschäftsreisende, alle, die schnell vom Fleck kommen wollen, denen aber die Unterhaltung eines großen Pferdes oder ein Kraftwagen zu teuer ist, sind die Abnehmer und Verbraucher für die Ponys. Neuerdings haben sie sich auch für Militärzwecke eine wichtige Rolle erobert. Die Kriege, die England und Deutschland in Afrika führten, zeigten die Notwendigkeit einer ganz neuen Truppe der „berittenen Infanterie“. Bei dieser handelt es sich nicht darum, auf großen Pferden mit starkem Anprall und größter Geschwindigkeit vorzugehen, sondern das Tier muß in erster Linie für den darauf sitzenden Mann ein anspruchsloses, ausdauerndes Beförderungsmittel sein, das auch mit geringer Pflege und knappem Futter fürliebnimmt. Für solche Zwecke kommt nur der Pony in Betracht, und gerade dieser Umstand hat der Ponyzucht fast aller Großstaaten einen bedeutenden Aufschwung gegeben. Zurzeit ist es mit dem vorhandenen Material noch nicht möglich, alle die Ansprüche, die die Remontierung für die berittene In-

Spieler die Aufgabe so weit erleichtern, wie dies eben vom Tier überhaupt geschehen kann. Ist der Pony einmal auf dem Spielplatz eingeführt, und hat er seine Ueberlegenheit gegenüber allen andern gezeigt, so erzielt er Preise, die oft 750 Guineen (16 000 Mark) übersteigen. Die Anforderungen, die man an einen solchen Polopony stellt, sind natürlich sehr hoch. Man verlangt einen trocknen, edlen Kopf, breite Stirn und kluge Augen, gut angesetzten Hals, kräftige, flache Beine und gute, gesunde Hufe, die Schultern möglichst vollkom-



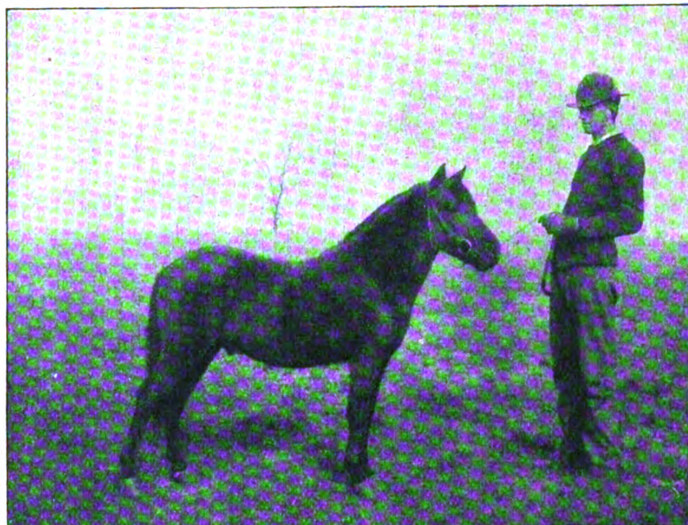
Shetlandponys auf der Weide.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

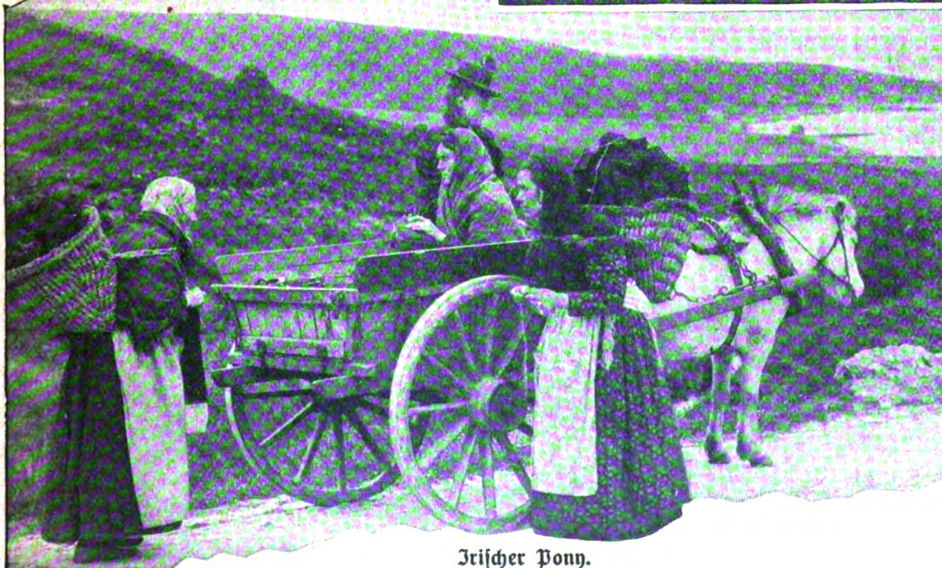


Amerikanische Ponys vor den Ställen.

men, denn wenn auch schräge Schultern nicht gerade zum schnellen Wenden und zur Geschwindigkeit erforderlich sind, so ermöglichen sie es dem Pony doch, sich schnell wieder zusammenzuraffen, wenn er einen Fehler gemacht hat oder im scharfen Lauf plötzlich anhalten soll. Der Rücken muß kurz und muskulös sein, die Rippen gut gewölbt, Lenden kräftig, die Nachhand lang, stark und muskulös, mit großem Abstand zwischen Hüfte und Sprunggelenk, stark entwickelten Unterschenkeln. Im ganzen Bau muß das Pferd ein kleines Exemplar des wertvollsten englischen Pferdes, des Hunters sein, von einem Adel wie das vornehmste Rennpferd, darf aber die angegebene Größe von 1,47 Meter nicht übersteigen. Dabei müssen die Tiere imstande sein, im vollen Galopp ein Gewicht zu tragen, das für einen 1,57 Meter großen Hunter ausreichen würde. — Die größte Schwierigkeit der Ponyzucht liegt darin, die vorgeschriebene Größe nicht zu übersteigen. Dieser Umstand und der Wunsch, ein



Shetlandpony.



Irischer Pony.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

außerordentlich kluges Tier zu besitzen, zwingt immer wieder dazu, auf die natürlichen Ponyrassen zurückzugreifen. Nur auf diese Weise gelingt es auch, mit dem edelsten Blut jene Ausdauer zu vereinbaren, die man beim Polopony verlangen muß. Unter den großen Mengen der andern besonders in England gezüchteten Ponyrassen, die ja auch indirekt zur Poloponyzucht benutzt werden, ist der Welshpony vielleicht der bekannteste. Im Naturzustand überschreitet er selten die Höhe von 1,22 bis 1,27 Meter; dabei ist das kleine Tier von unüberwindlichem Mut, Ausdauer und Gutartigkeit, verbunden mit einer Kraft und einem Feuer, wie sie nur wenig andere Pferderassen besitzen. In der Farbe bevorzugt man die braunen, Mischfarben werden nicht gern gesehen. Gang und Aussehen der besten Exemplare ist das eines kleinen Jagdpferdes mit verhältnismäßig hoher Aktion. — Unter den zahlreichen anderen Ponyrassen ist der Shetlandpony besonders im Ausland durch seine außerordentliche Klugheit und reizende Körperform bekannt. Gegenüber dem ebengenannten gleicht er in seiner Bauart mehr dem schweren Lastpferd. Seine durchschnittliche Höhe beträgt 102 Zentimeter; aber da man bestrebt ist, die Größe möglichst herabzudrücken, wird in das Stutbuch kein Tier über 81,3 Zentimeter Höhe aufgenommen. Wenngleich die Shetlandponys ihren Namen von den Inseln an der Nordküste Schottlands haben, wo sie ursprünglich gezüchtet wurden, sind sie doch jetzt überall verbreitet. Die beliebtesten Farben sind schwarz und braun, aber auch mausgrau und grau ist sehr häufig. In vielen Fällen werden Isabellen, Füchse und Schecken vorgezogen. Der Hengst Café Crême (Abbild. S. 978) ist einer der teuersten, der in der letzten Zeit verkauft wurde. Auch in Amerika und Kanada erfreuen sich diese Tiere großer Beliebtheit. Unter den nahezu 20 verschiedenen Ponyrassen Englands greifen wir hier nur noch die schönsten heraus. Es sind das: New-Forest, Dartmoor-Pony, Exmore-Pony, Westmoreland-Pony, Vale- oder Fell-Pony, Highland-Pony oder Highland Garron, Connemara-Pony. Aber auch Schweden, Irland, Rußland, ferner die südlichen Gebiete Sardiniens sowie Tirol beherbergen eine ganze Anzahl interessanter und für die praktische Verwendung wertvoller Ponys.



Shetlandpony im Zirkus.



Englischer Pony.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bilder aus aller Welt.



Geh. Kommerzienrat Dr. h. c. Lehmann,
der Mäzen des Halleschen Musikfestes.



Von links nach rechts (sitzend): Herr Thomas Denys (Baß). Frau de Haan-Manitorges (Alt). Herr Ferdinand Löwe (Wien). Fr. Noordewier-Reddingius (Sopran). Herr Felix Senius (Tenor). Geh. Oberreg.-Rat Prof. Meyer, Universitätskurator. Herr Prof. Dr. Albert. — (Stehend): Hofmusikalienhändler Hothan. Kaufmann Engel. Konservatoriumsdirektor Bruno Heydrich. Herr Kapellmeister Mörike. Herr Kapellmeister Riedel. Herr Direktor Stieber. Herr Stadtrat Dr. Pusch.

Vom Halleschen Musikfest 1911.

In Halle a. S. fand am 20. und 21. Mai das diesjährige große Musikfest statt. Berliner und Wiener Musiker von Ruf führten ein Sinfoniekonzert, eine Kammermusikmatinee und die Missa solemnis auf.

Prof. Gregor Kraus, der Vorstand des Botanischen Instituts und Gartens der Universität Würzburg, feierte vor kurzem seinen 70. Geburtstag und zugleich sein 40 jähriges Professorenjubiläum.

Am 14. Mai starb in Berlin der Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Dr. Rudolf von Wittenburg, der in den Jahren 1891—1903 als Präsident an der Spitze der Ansiedlungskommission in den Ostmarken stand.

Direktor Karl Becker, der Leiter der



Prof. Dr. Gregor Kraus,
Würzburg,
beging seinen 70. Geburtstag.



Phot. Atel. Bieber.

Wirkl. Geh. Oberreg.-Rat Dr. R. von Wittenburg †
Ehem. Präsid. d. Ansiedl.-Kommission.



Direktor Becker,
Rothenfelde, feierte sein 25 jähr. Jubiläum als Direktor der Saline.

Drei preisgekrönte Frisuren.

1. Erster Preis: Nationalfrisieren. Paul Rasch, Berlin.

2. Erster Preis: Moderne Frisuren. C. v. Seebach, Cöln.

3. Erster Preis: Schülerfrisieren. Hans Emmrich, Hagen.

1



2



3

Vom Schaufrisieren in Hagen i. W.



Lady Diana Manners,
die Tochter des Herzogs von Rutland, als „Infanta“ nach Velasquez, erhielt den Ersten Preis auf dem Savoy-Ball in London.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Das Festbankett im Landwehroffizierkasino.

Das 10jährige Jubiläum der Arbeitergärten vom Roten Kreuz, Charlottenburg.



Phot. Brasch.

Josef Stransky,
wurde als Nachf. Gust. Mahlers an das Philh. Orchest. nach Neuyork berufen

Saline und zugleich des Solbads in Rothenfelde, konnte kürzlich sein 25jähriges Dienstjubiläum feiern.

Zu Hagen i. W. fand kürzlich das „Erste westfälische National-Schau-Frisieren“, verbunden mit einer Fachausstellung, statt.

Auf dem großen Wohltätigkeitsball im Savoy-Hotel in London gewann Lady Diana Manners, die Tochter des Herzogs von Rutland, die in dem Kostüm einer Velasquezschen Infantin erschienen war, den ersten Damenpreis.

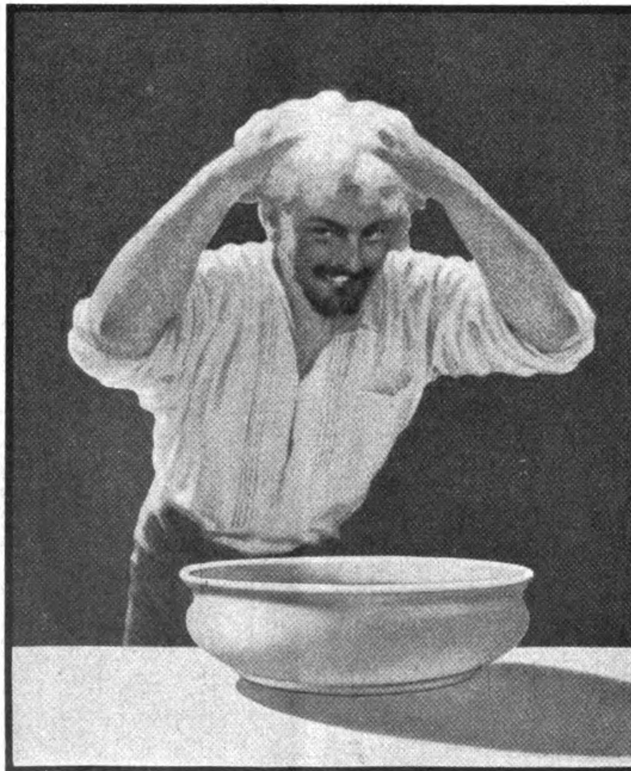
Die Arbeitergärten des Vaterländischen Frauenvereins vom Roten Kreuz in Charlottenburg bestehen nun volle zehn Jahre. Das Jubiläum der segensreichen Einrichtung wurde durch eine große Festsitzung gefeiert.

Als Nachfolger Gustav Mahlers geht der bekannte deutsch-österreichische Kapellmeister Josef Stransky nach Neuyork.

Schluß des redaktionellen Teils.

Ein herrliches Wohlbehagen

empfindet man nach einer Kopfwaschung mit Pixavon. Es ist dies eine flüssige Kopfwaschteerseife, der man mittels eines besonderen patentierten Veredelungs-Verfahrens den üblen Teergeruch genommen hat. Es dürfte allgemein bekannt sein, daß der Teer als geradezu souveränes Mittel zur Pflege des Haares und der Kopfhaut angesehen wird. Die bedeutendsten Dermatologen halten die Haarpflege mittels Teerseife für die wirksamste. Auch in der weitbekannten Lassarschen Haarpflegemethode spielt die Anwendung der Teerseife zu Kopfwaschungen eine wesentliche Rolle. Pixavon reinigt das Haar nicht nur, sondern wirkt durch seinen Teergehalt direkt anregend auf den Haarboden. Die regelmäßige Pixavon-Haarpflege ist die tatsächlich beste Methode zur Stärkung der Kopfhaut und Kräftigung der Haare, die sich aus den modernen Erfahrungen ergibt. Pixavon gibt einen prachtvollen Schaum und läßt sich sehr leicht von den Haaren herunterspülen. Es hat einen sehr sympathischen Geruch, und infolge seines Teergehalts wirkt es parasitärem Haarausfall entgegen. Schon nach wenigen Pixavonwaschungen wird jeder die wohltätige Wirkung verspüren, und man kann daher wohl das Pixavon als das Idealmittel für Haarpflege ansprechen.



Pixavon wird hell (farblos) und dunkel hergestellt. Neuerdings wird besonders Pixavon „hell“ (farblos) vorgezogen, bei dem durch ein besonderes Verfahren dem Teer auch der dunkle Farbstoff entzogen ist. Die spezifische Teerwirkung ist bei beiden Präparaten, hell sowohl wie dunkel, die gleiche.

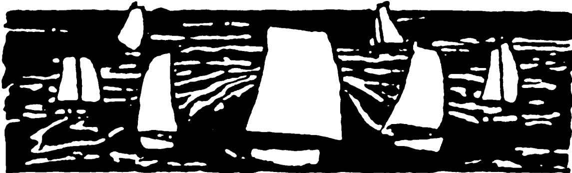
Besonders hervorzuheben ist, daß wir es in Pixavon mit einem Präparat zu tun haben, das trotz seiner Ueberlegenheit zu einem sehr mäßigen Preis abgegeben wird. Eine Flasche für zwei Mark, die überall erhältlich ist, reicht bei wöchentlichem Gebrauch monatelang aus. Diese außerordentliche Billigkeit gestattet es also auch dem weniger Bemittelten, diese vernünftige und naturgemäße Haarkultur durchzuführen.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

DIE·WOCHE

Nummer 24. | Berlin, den 17. Juni 1911. | 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 24.



Die sieben Tage der Woche.

8. Juni.

In der Kolonie Grunewald bei Berlin stirbt, 71 Jahre alt, der Architekt Professor Johannes Otzen (Portr. S. 992).

Das belgische Ministerium Schollaert gibt wegen der wachsenden Opposition gegen das Schulgesetz seine Entlassung.

Die französische Deputiertenkammer erteilt der Regierung im Hinblick auf die Winzerbewegung in der Champagne mit großer Mehrheit ein Vertrauensvotum.

Aus Mexiko treffen Nachrichten über ein gewaltiges Erdbeben ein, das in der Hauptstadt und an andern Orten große Schäden anrichtet. Etwa 1300 Menschen finden bei der Katastrophe den Tod.

9. Juni.

In Stuttgart wird die Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft durch den Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, in Dresden der 21. Verbandstag Deutscher Beamtenvereine eröffnet.

Bei dem Versuch, einen neuen Höhenrekord aufzustellen, stürzt der auf dem Flugfeld Johannisthal-Berlin aufgestiegene Flieger Georg Schendel aus 1600 Meter Höhe ab. Schendel und sein Begleiter Mechaniker August Voß bleiben auf der Stelle tot (Abb. S. 991 u. Portr. S. 992).

10. Juni.

Prinzregent Luitpold von Bayern feiert in aller Stille sein 25. Regentschaftsjubiläum. Zwischen dem Kaiser und dem Jubilar findet aus diesem Anlaß ein Austausch herzlicher Depeschen statt.

Auf der Vulkanwerft in Hamburg läuft das Linienschiff „Ersatz Heimdall" vom Stapel und wird nach einer Rede des Feldmarschalls von der Goltz von der Prinzessin August Wilhelm von Preußen auf den Namen „Friedrich der Große" getauft.

Im Reichstagsgebäude wird die 15. Generalversammlung des Deutschen Zentralkomitees zur Bekämpfung der Tuberkulose durch den Staatssekretär des Innern Dr. Delbrück eröffnet.

In Rostock stirbt, 74 Jahre alt, der Dichter Adolf Wilbrandt (Portr. S. 995).

Gebbas, der Vertreter des Sultans Mulay Hafid, richtet an den spanischen Gesandten in Tanger einen entschiedenen Protest gegen die Truppenlandung in Larrasch, die eine flagrante Verletzung der Verträge darstelle.

11. Juni.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß Torguth-Pascha die Malissoren aufgefordert hat, eine Deputation an ihn zu senden, mit der über die Wünsche der Aufständischen verhandelt werden soll.

Auf dem Flugplatz Johannisthal bei Berlin beginnt der aviatische Rundflug durch Deutschland (Abb. S. 994).

Sultan Mohammed V. begibt sich von Saloniki nach Uesküb.

12. Juni.

In Berlin hält der Hansabund den ersten Deutschen Hansatag ab, der sich zahlreichen Besuches erfreut.

In Paris wird halbamtlich mitgeteilt, die französische Regierung habe die Signatarmächte der Algecirasakte davon verständigt, daß sie den Maßnahmen Spaniens in der Gegend von Elksar ihre Zustimmung verweigere.

13. Juni.

In Oesterreich mit Ausnahme von Ostgalizien und Dalmatien finden die Hauptwahlen zum Reichsrat statt.

In Belgien wird ein neues Ministerium unter dem Vorsitz des bisherigen Ministers der öffentlichen Arbeiten de Broqueville gebildet.

In Paris trifft die Nachricht ein, daß die Franzosen unter General Moinier Mekines eingenommen haben, und daß Mulay Zin sich unterworfen habe.

Der französische Minister des Aeußeren Cruppi erklärt in dem Kammerausschuß für auswärtige Angelegenheiten, daß Frankreich und Spanien auf dem Wege der Verständigung über Marokko seien.

14. Juni.

Aus Viareggio wird gemeldet, daß sich der Erzherzog Karl Franz Josef, der zukünftige österreichische Thronerbe, mit der Prinzessin Zita von Bourbon von Parma verlobt hat.

❧ ❧ ❧

Unser Mond.

Von Prof. Dr. A. Miethe, Technische Hochschule, Berlin.

(Hierzu eine Abbildung auf S. 998.)

Nächst dem Zentralkörper unseres Sonnensystems, der Sonne selbst, spielt für das tägliche Leben der Mond die bedeutendste Rolle. Es ist ja noch nicht lange her, daß selbst in den Budgets unserer Städte mit dem Mondlicht als einem wichtigen Faktor gerechnet wurde, und daß die städtische Beleuchtung sich auf ein Minimum beschränkte, wenn Mondschein im Kalender stand. Das ist heute anders geworden, und wenigstens in unsern Großstädten spielt der Mond gegenüber der künstlichen Beleuchtung eine recht klägliche Rolle. Auch der Einfluß, den dies Gestirn im Volksmund auf das Wetter haben soll, ist von der Wissenschaft als nichtig erkannt worden. Trotzdem aber ist der Mond nicht nur der Freund nächtlich schwärmender Phantasten, sondern auch für die Wissenschaft, speziell für die Astronomie und auch für die Geophysik, eins der interessantesten Forschungsobjekte. Wenn die Alten den Mond eine zweite Erde genannt haben, so spiegelt sich in diesem Ausdruck die Anschauung, daß das Nachtgestirn seiner ganzen Beschaffenheit nach irdischen Verhältnissen sich nähert. Auch hier hat die Wissenschaft im Laufe

Copyright by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Digitized by Google | Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Jahrhunderte das Wahre vom Falschen scheiden gelehrt, und wir wissen heute, daß der Mond seiner ganzen Natur nach von der Erde überaus verschieden ist. Wir haben erkannt, daß ihm Luft und Wasser in irgendwie nennenswerter Menge nicht zukommen, und daß daher seine Oberfläche unter ganz anderen Verhältnissen steht wie die Fläche unseres Wohnplaneten. Als mit der Erfindung des Fernrohres die erste Möglichkeit sich ergab, die Beschaffenheit der Oberfläche des Mondes zu studieren, waren die ersten Ergebnisse derartig, daß die scheinbare Analogie zwischen Mond und Erde nur um so deutlicher hervorzutreten schien. Man glaubte, in den ausgedehnten dunklen Partien des Mondes Meeresflächen, in den hellen Partien Gebirge zu erkennen, deren Relief lebhaft an das Relief des irdischen Festlandes erinnerte. Aber in dem Maß, wie unsere Kenntnisse sich vertieften, in dem Maß, wie die instrumentellen Mittel verbessert wurden und die Kritik der astronomischen Beobachtung sich mehr und mehr von dem geozentrischen Standpunkt entfernte, schwanden auch diese Vorstellungen und schwinden noch heute immer weiter. Wir wissen jetzt, daß die Mondoberfläche fast in allen ihren Einzelteilen sich ganz anders gestaltet zeigt wie die Erdoberfläche. Die Kräfte, die die Mondoberfläche bildeten, sind nicht zu vergleichen mit denen, die im Laufe geologischer Epochen auf der Erde tätig waren und noch heute tätig sind. Der grundlegende Unterschied liegt in dem Mangel von Wasser und Luft. Jedenfalls spielen diese Faktoren heute auf der Mondoberfläche überhaupt keine Rolle mehr, und wenn auch auf Grund unserer kosmogonischen Theorien nicht bestritten werden kann, daß der Mond einst von einer Hülle von Gasen und Dämpfen umgeben war, deren Zusammensetzung ähnlich gewesen sein muß wie die der irdischen Atmosphäre, so liegen doch die Zeiten, wo diese Faktoren noch die Mondoberfläche modellierend tätig waren, weiter zurück als die ältesten heute nachweisbaren geologischen Epochen der Erde.

Offenbar schon ehe die Rinde unseres Begleiters vollkommen erstarrte, war die größte Menge der atmosphärischen Umhüllung unseres Trabanten verloren gegangen, und die Formation seiner Oberfläche verdankt er wohl nur zum kleinsten Teil atmosphärischen und hydrologischen Einflüssen. Während auf Erden nur an wenigen Punkten der eigentliche Kern des Planeten mit seinem Urgestein zutage tritt und die tieferen Schichten von einem dichten, mannigfaltig gestalteten und im Lauf der geologischen Epochen immer wieder umgeformten Mantel sedimentärer Gesteine bedeckt ist, können wir derartige Bildungen auf dem Mond wohl kaum überhaupt suchen.

Auch die gebirgigen Teile der Mondoberfläche zeigen einen vollkommen andern Habitus wie die irdischen Gebirge. Die Kräfte der Tiefe, deren Wirkung auf der Erde gewissermaßen unter dem dichten Mantel der Absätze des Wassers und der Luft verschüttet ist, treten auf dem Mond nackt und kahl zutage. Soweit die heutigen Anschauungen reichen, sind wir, speziell durch die Arbeiten Eberts auf diesem Gebiet, allmählich davon überzeugt worden, daß die geologischen Faktoren, denen die augenblickliche Gestaltung auf der Mondoberfläche ihren Habitus verdankt, wesentlich andere gewesen sind wie auf Erden. Während bei uns Faltungen und Verschiebungen, gelegentlich auch Druckäußerungen des Innern und noch seltener explosionsartige Vorstöße der Tiefenkräfte wesentlich die Oberfläche selbst bildeten, dürfte auf dem Mond die überwiegende Mehrzahl der orographischen Erscheinungen auf die Wirkungen von Ebbe und Flut zurückzuführen sein, die auf unserm Mond infolge der überwiegenden Anziehungskraft der Erde und der verhältnismäßig geringen Schwerewirkung plastisch ganz andere und unendlich viel intensivere Wirkungen geäußert haben, als dies jemals auf der Erde der Fall gewesen ist. Zu jenen Zeiten, als die Mondoberfläche in ihren wesentlichen Gebilden geformt wurde, befand sich offenbar seine Umlaufzeit um die Erde und seine Rotation noch nicht in Uebereinstimmung. Ursprünglich muß unser Satellit sich sehr viel schneller gedreht haben als jetzt, wo er seine Umdrehung im Lauf von etwa 29 Tagen sowohl um seine Achse als um die Erde ausführt. Und bei dieser großen Umlaufsgeschwindigkeit sind die Wirkungen der Ebbe und Flut auf sein flüssiges Inneres derartig gewesen, daß die heutigen Mondformationen entstanden sind. Ebert hat durch geniale Experimente nachgewiesen, daß die Gebilde der Mondoberfläche, die wir als Krater, Wallebenen, Ringgebirge und Aehnliches bezeichnen, Erscheinungen sind, die mit dem Vulkanismus in unserm Sinn nichts zu tun haben, sondern die wesentlich durch das Aufquellen und Wiederabebben des flüssigen Magmas des Mondinnern entstanden sind, dessen glühende Massen sich Löcher in die bereits erstarrte Oberfläche schmolzen. Diese Löcher, etwa den Lavaseen der hawaiischen Vulkane entsprechend, wurden unter der Wirkung der Flutwelle regelmäßig mit glühendem Magma gefüllt und entleerten sich wieder nach der Tiefe, und so entstanden jene typischen, fälschlich als Mondvulkane bezeichneten Formationen, deren Wälle außen einen flachen Böschungswinkel, nach innen zu einen jähen Abfall zeigen, wie dies unsere Abbildung an einem charakteristischen Beispiel, dem Ringgebirge Kopernikus, zeigt.

Aehnlichen Erscheinungen mögen auch die großen sogenannten Meeresflächen auf der Mondoberfläche ihre Entstehung verdanken, doch liegt deren Bildung zeitlich jedenfalls erheblich weiter zurück als die später erfolgte Bildung der großen Wallebenen und die noch jüngere Entstehung der kleineren und kleinsten sogenannten Krater.

So gut wir über die Topographie des Mondes informiert sind — besitzen wir doch Mondkarten, deren Genauigkeit mit denen irdischer Karten gut durchforschter Gebiete der Erde rivalisieren kann — so wenig wissen wir über die stoffliche Zusammensetzung der Mondoberfläche. Zwar kann die Wissenschaft keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß die allgemeine Zusammensetzung der Mondkugel nicht wesentlich von der des Erdkörpers abweichen kann, aber schon das geringere spezifische Gewicht des Mondes, das nur etwa halb so groß ist wie das der Erde, läßt erkennen, daß die prozentuale Zusammensetzung der beiden Himmelskörpern gemeinsamen Materie eine abweichende sein muß. Und wenn auch unzweifelhaft unter den Bedingungen, die auf dem Mond geherrscht haben, die Tiefengesteine, die dort die Oberfläche bilden, den irdischen Tiefengesteinen wesentlich ähnlich sein müssen, so ist doch über deren spezielle Zusammensetzung nichts bekannt. Ob es wesentlich saure oder basische, granitische oder lavenartige Gesteine sind, die die Oberfläche des Mondes bilden, darüber wissen wir bis heute noch nichts. Die Spektralanalyse, der wir allein bis jetzt

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aufschlüsse über die stoffliche Natur der Himmelskörper verdanken, ist für den Mond nicht anwendbar. Bekanntlich sind die wichtigsten spektralanalytischen Phänomene an das Vorhandensein glühender Dämpfe gebunden, die allein durch ihre charakteristische Spektralreaktion ihre stoffliche Natur bis in den fernsten Weltenraum hinein verraten. Feste Körper dagegen lassen sich mit den gewöhnlichen Methoden der Spektralanalyse nur in seltenen Fällen mit einiger Sicherheit erkennen. Im allgemeinen verändern sie zwar das auf sie fallende Licht durch gewisse, allerdings keineswegs charakteristische Absorptionserscheinungen, aber eine spektralanalytische Untersuchung auf Grund dieser Veränderung ist wohl nur ausnahmsweise möglich. So haben denn auch beim Mond, der uns reflektiertes Sonnenlicht zusendet, selbst die mühevollsten und ausgedehntesten spektralanalytischen Arbeiten kaum erhebliche Aufschlüsse über die chemische Natur seiner Oberfläche geliefert. Die jüngsten, überaus umfassenden und eingehenden Arbeiten von Scheiner und Wilsing in Potsdam haben nur ganz allgemeine Schlüsse in der Richtung zugelassen, daß die Oberfläche des Mondes Licht von der Menge und der Zusammensetzung uns reflektiert, wie dies etwa ein graues Lavagestein, wie es sich in den Auswürflingen unserer Vulkane findet, liefern würde.

Hier setzen die Forschungen ein, die an der Sternwarte des Photochemischen Laboratoriums der Technischen Hochschule Berlin ausgeführt wurden, und von denen ich jetzt kurz berichten will. Wenn ich vorhin ausführte, daß die Reflexionsfähigkeit fester Körper im allgemeinen keine spektralanalytischen Schlüsse auf ihre Natur zuläßt, d. h., daß feste Körper im allgemeinen keine spezifischen spektralen Merkmale besitzen, so gilt dies wesentlich von dem sichtbaren Licht, das sie reflektieren. Wenn man beispielsweise eine Reihe von weißen Körpern, Kreide, Barytweiß, Bleiweiß, Zinkweiß, Papier, Porzellan usw., mit dem Spektroskop untersucht, so finden sich keine sichtbaren Unterschiede. Photographiert man dagegen die gleichen Körper bei ultraviolettem Licht, d. h. innerhalb eines Spektralbezirkes, der dem Auge nicht mehr sichtbar ist, so ergeben sich äußerst markante Unterschiede. Die Körper besitzen für ultraviolettes Licht ein ganz verschiedenes Reflexionsvermögen, während ihr Reflexionsvermögen für die sichtbaren Strahlen als wesentlich gleich anzusehen ist, und hierauf beruht die Möglichkeit, gewisse charakteristische Unterschiede zwischen sich sonst optisch ähnlich verhaltenden Substanzen festzustellen und aus diesen Unterschieden wieder indirekt gewisse Schlüsse auf ihre Natur zu ziehen.

Die Anwendung dieser Methode auf den Mond hat mit äußerst primitiven und technisch in dieser Form nicht ausbildungsfähigen Methoden zuerst der amerikanische Forscher Wood versucht. Es gelang ihm, nachzuweisen, daß eine Photographie des Mondes bei weißem Licht und eine unter gleichen Bedingungen aufgenommene Photographie bei ultraviolettem Licht an einer Stelle der Mondoberfläche verschieden ausfiel. In der Nähe des hellsten Punktes der Mondscheibe, am Bergmassiv des Aristarch, entdeckte er einen Fleck, der weniger ultraviolettes Licht reflektierte als seine Umgebung.

Mit Hilfe eines der Woodschen Methode ähnelnden Arbeitsmodus konnte zunächst von uns*) die Richtigkeit der Woodschen Beobachtung festgestellt, aber zu gleicher Zeit gezeigt werden, daß die Woodsche Erscheinung nur ein einziges, und zwar verhältnismäßig unbedeutendes Phänomen dieser Art darstellt, und daß fast die ganze Mondoberfläche sich in Parzellen größerer oder kleinerer Ausdehnung gliedert, die sich durch ihr selektives Absorptionsvermögen voneinander erheblich unterscheiden.

Der Arbeitsvorgang bei dieser Feststellung war folgender: Mit unserm ziemlich bescheidenen, aber vorzüglichen Spiegelteleskop wurden paarweise Mondbilder aufgenommen, das eine unter Einschaltung einer Farbstofflösung, die nur das orangerote Licht passieren ließ, das andere hinter einer anderen Farbstofflösung, die, für optische Strahlen vollkommen undurchsichtig, nur das unsichtbare ultraviolette Licht hindurchließ. Hierbei war es notwendig, diese aussondernde Farbstofflösung nicht in einem Glasgefäß, sondern in einem von Bergkristallplatten begrenzten Trog anzuwenden, weil Glas diese Strahlen teils unvollkommen, teils gar nicht hindurchläßt.

Selbstverständlich sind diese Aufnahmen verhältnismäßig sehr schwierig. Die geringen Mengen des zur Wirkung kommenden Lichtes erfordern sehr lange Belichtungzeiten und daher wegen der Bewegung des Mondes schwierige und mit unsern Mitteln kaum mit der wünschenswerten Exaktheit durchführbare Veranstaltungen zur genauen Nachführung des photographischen Teleskopes. Obwohl daher von vornherein die Hoffnung, mit unsern Mitteln die Aufgabe vollkommen zu lösen, gering war, so sind die Resultate der Arbeit doch so überaus interessant, wie man es kaum erwarten konnte. Ganz allgemein zeigen sich etwa folgende Tatsachen: Die Mondoberfläche besteht aus den vorhin schon geschilderten Arealen verschiedener Reflexionsfähigkeit. Diese Areale, die häufig mit scharfen Rändern aneinanderstoßen, und deren Begrenzung auch durch die Niveauverhältnisse auf der Mondoberfläche vielfach charakterisiert wird, sind besonders stark differenziert in den ebenen Teilen unserers Begleiters. Häufig haben die auf diese Weise konstatierten differenzierten Partien Hunderte von Kilometer im Durchmesser, an andern Stellen wieder wechseln ganz kleine, nur 30—40 Kilometer im Durchmesser einzuschätzende Partien verschiedener Beschaffenheit miteinander ab. Dort, wo die Mondoberfläche, wie es etwa auf der Hälfte der sichtbaren Scheibe der Fall ist, von zahlreichen Gebirgen, Ringwällen, Kratern und sonstigen Bodenunregelmäßigkeiten bedeckt ist, konnten unsere instrumentellen Mittel bisher merkbare Verschiedenheiten nicht feststellen.

Dieser Befund mag zu nachstehenden Schlußfolgerungen berechtigte Veranlassung geben: Photographiert man eine Reihe von irdischen Gesteinen, Granit, Gneis, Porphyr, Trapp, Gabbro usw. usw., bei orangerotem und ultraviolettem Licht, und wählt man die Gesteinsproben so, daß sie für das Auge etwa alle gleich hell erscheinen, so zeigt sich bei der ultravioletten Aufnahme ein sehr verschiedenes Verhalten derselben. Manche erscheinen viel dunkler als mit bloßem Auge, andere auch heller. Auf Einzelheiten kann hier augenblicklich noch nicht eingegangen werden. Die gleiche Erscheinung beobachteten wir bei den differenten Oberflächenteilen des Mondes. Auch hier gibt die Ultraviolettaufnahme Helligkeitsunterschiede, die dem optischen Bild fehlen, oder das optische Bild zeigt Helligkeitsunterschiede, wo sie im Ultraviolett fehlen, und daher ist der Schluß be-

*) A. Miethe u. B. Seegert, Astronom. Nachrichten Bd. 188.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rechtigt, daß diese dem Auge unsichtbaren Erscheinungen auf petrographische Verschiedenheiten der betreffenden Mondteile zurückzuführen sind, petrographische Verschiedenheiten, wie sie etwa zwischen Granit und Porphyr, Lava und Kreide, Serpentin und Gabbro auftreten. Damit erklärt sich auch ungezwungen, warum die Verschiedenheiten wesentlich an die ebenen Teile der Mondoberfläche gebunden sind und sich in den gebirgigen Teilen nicht haben feststellen lassen. Genau wie auf der Erde ausgedehnte ebene Flächen, die Norddeutsche Tiefebene oder die Steppen Sibiriens, die Sahara und die Pampas Südamerikas, weitgestreckte, geologisch einförmig aufgebaute Flächenstücke darstellen, während die Gebirge auf kleinen Wegstrecken bereits überaus verschiedene geologische Formationen an der Erdoberfläche aufweisen, so werden ähnliche Verhältnisse auch auf dem Mond zu erwarten sein. Die Kleinheit des Maßstabes der Abbildung wird nur dort die Anomalien deutlich zeigen, wo sie sich geschlossen über große Flächen erstrecken. Im gebirgigen Teil dagegen, im Bereich intensiver geologischer Störungen werden erst viel mächtigere Teleskope als das uns zur Verfügung stehende bemerkenswerte Aufschlüsse zeitigen. Ein Fortschritt auf diesem Gebiet ist wesentlich an die Vergrößerung der instrumentellen Hilfsmittel geknüpft. Die Notwendigkeit, ohne Glaslinsen und nur mit Hilfe von reflektierenden Metallflächen zu arbeiten, bedingt die Unverwendbarkeit gewöhnlicher astronomischer Fernrohre für diesen Zweck. Nur Spiegelteleskope können hier gebraucht werden, und zwar zweckmäßig vielleicht nicht die heute üblichen sogenannten Glassilberspiegelteleskope, sondern Spiegelteleskope nach dem Typus der alten Bronzespiegelinstrumente, die sich bei sonst richtiger optischer Ausführung für diesen Zweck den modernen Glassilberspiegeln überlegen zeigen werden. Ob es daher möglich sein wird, diese überaus aussichtsreichen Forschungen in Deutschland fortzusetzen, ist wesentlich eine Frage der instrumentellen Mittel, d. h. eine Geldfrage.

Vom sicheren Geleit.

Von Staatsanwalt Dr. Erich Wulffen.

Nicht selten wird in der Tagespresse ohne weitere Erklärung erwähnt, daß irgendeinem Beschuldigten „sicheres Geleit“ erteilt worden ist. Könnte es hiernach scheinen, als ob es sich dabei um ein dem Publikum wohlbekanntes Rechtsinstitut handle, so ergeben doch ein näheres Zusehen und auch ein Blick auf die Praxis, daß die Beteiligten vom wahren Wesen der Sache nur eine unbestimmte Vorstellung haben, ja daß selbst Verteidiger über die prozessuale Seite dieser Frage nicht hinreichend unterrichtet sein können.

Wer dem Rechtsinstitut vom sicheren Geleit historisch und prozessual etwas nachzugehen Anlaß nimmt, wird in der Auffindung der Ergebnisse eines eigentümlichen Reizes nicht entbehren.

Haben wir doch in der Zusicherung freien Geleits zunächst eine rein deutschrechtliche Prozeßeinrichtung vor uns. Zwar hat man versucht, sie aus dem römischen Recht, ja gewissermaßen auch aus dem kanonischen Recht abzuleiten. Aber die zur Erklärung herangezogenen Gesetzesstellen sprechen überhaupt nicht von einer Erteilung sicheren Geleits.

Die Rechtsquelle freilich, aus der die Institution sich entwickelt hat, klarzustellen, ist der Wissenschaft nicht gelungen. Es ist aber wahrscheinlich, daß das sichere Geleit seine Natur und Form weniger durch ausdrückliche Gesetze als vielmehr durch analoge, sinngemäße Anwendung von Gesetzen und durch den Gerichtsgebrauch erhalten hat. Selbst die Carolina, die „peinliche Gerichtsordnung“ des Mittelalters, berührt das sichere Geleit nur in einem einzigen Artikel.

Die Einrichtung ist, wie gesagt, rein deutschrechtlichen Charakters. Ursprünglich erhielt der wegen seiner Tat bereits Geächtete, wenn er sich noch stellte, nachträglich rechtliches Gehör und Verteidigung und wurde zu diesen Zwecken gegen alle Angriffe, die ihm aus der bereits ausgesprochenen Acht drohten, durch sicheres Geleit geschützt. Auch ohne solche Acht hatte in den älteren Zeiten des Faustrechts der Beschuldigte öfters zu fürchten, daß ihm Feinde oder Verletzte Gewalt antun möchten. Diese Furcht wollte das Versprechen des Richters, ihn gegen alle Gewalt zu schützen, niederschlagen.

Das Geleitsrecht war auch ohne eigentliche kriminelle Bedeutung bekannt. In Ausübung ihres Rechts, über den Landfrieden zu wachen, versprach in jenen unsicheren Zeiten der Kaiser oder ein Landesherr oder eine Stadtgemeinde, wofür sie sich gewöhnlich bezahlen ließen, einer bestimmten Person örtlich und zeitlich begrenzten Schutz und leistete gegen dessen Verletzung Gewähr. Auch in mehr politischer Beziehung wurde dieses Recht geübt. So erhielt Martin Luther im Jahr 1521 von Kaiser Karl V. freies Geleit, um seine Lehre auf dem Reichstag zu Worms zu verteidigen. Auch Götz von Berlichingen erhielt freies Geleit zugesichert.

In späteren Zeiten war es neben der Möglichkeit, sich vor dem Richter verborgen zu halten, die Furcht vor dem Gefängnis, weshalb Verdächtige sich dem Gericht nicht stellten, obwohl sie sich auf ihre Unschuld verlassen konnten. Solche Abwesende begehrten häufig vom Gericht, während der Untersuchung mit Versetzung ins Gefängnis verschont zu bleiben. Und die Richter pflegten nachzugeben, wenn sie keine andere Art sahen, den Kriminalprozeß zu fördern.

Auf solchem Boden des Gewohnheitsrechts hat sich schon im gemeinen deutschen Strafprozeß das Rechtsinstitut des sicheren Geleits entwickelt und ging später in die einzelnen Partikularstrafprozesse über. Als es die geltende deutsche Strafprozeßordnung im § 337 beibehielt, fand sie es fast überall, nur beispielsweise nicht in Württemberg und in den Gebieten französischen Rechtes vor.

Nach heutigem Prozeßrecht ist also das sichere Geleit die einem abwesenden Beschuldigten erteilte Zusage, ihn in einer bestimmten Sache mit Untersuchungshaft zu verschonen. Während es früher als Ausfluß der landesherrlichen Gewalt oder gar als „Vertrag“ des Richters mit dem unschuldigen oder schuldigen Verdächtigen aufgefaßt wurde, ist es im Geist der neueren Gesetzgebung auch nicht mehr Handlung der Landes-

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

justizverwaltung, sondern ein Akt der richterlichen Gewalt. Auch der Staatsanwalt ist nicht, wie häufig irrig angenommen wird, zur Entscheidung zuständig, die vielmehr, zwar nach Gehör der Staatsanwaltschaft, nur beim Gericht liegt.

Man möge nicht glauben, daß in der Gegenwart für die Erteilung sicheren Geleits nur wenig Raum bliebe. Ein schuldiger Verbrecher freilich, der sich der Bestrafung um jeden Preis entziehen will, wird für diese „Rechtswohltat" nur ein mitleidiges Lächeln haben.

Aber es gibt schuldige Täter, die unter dem ersten sie selbst verwirrenden Eindruck ihrer Tat den Kopf verlieren, die Flucht ergreifen und sich im Inland oder Ausland verborgen halten. Bei ruhigerer Ueberlegung und Klärung der Sachlage ergibt sich, daß ihre Schuld nicht so schwer wiegt, wie sie anfangs selbst meinten, und daß sie den Verdacht nur durch ihre Flucht so sehr verstärkten. Sie hoffen auf eine milde Strafe oder gar auf einen der Verurteilung folgenden Gnadenakt. Jetzt wünschen sie nun nicht selten, in ihre Verhältnisse zurückzukehren und sich selbst dem Staatsanwalt zu stellen. Aber der hinter ihnen erlassene Steckbrief und die drohende Untersuchungshaft halten sie von diesem Schritt ab. Aber auch andere Anlässe zur Selbstgestellung unter Vermeidung der Untersuchungshaft können gegeben sein. Ein Kaufmann, der wegen betrügerischen Bankrotts flüchtig geworden war, erkannte, daß er durch seine Anwesenheit die Trümmer seines Vermögens retten konnte. Einen andern lockte eine große Erbschaft, die ihm plötzlich zufiel, in seine Heimat zurück. Ein dritter wurde durch den Tod einer Lieblingstochter, wieder andere wurden durch die Sehnsucht nach der Gattin oder einer Geliebten heimgetrieben. Mancher, der in die Schweiz oder nach Amerika geflohen war, konnte dort kein Fortkommen finden und kehrte enttäuscht zurück. Und wenn ein bekannter Heldentenor und Kammersänger, von dem in der letzten Zeit in der Tagespresse viel gesprochen wurde, befürchten sollte, auf deutschem Boden verhaftet zu werden, so stände auch ihm bei etwa erwünschter Rückkehr der Weg offen, das Gericht um sicheres Geleit zu bitten. Endlich kann auch ein Unschuldiger oder ein Beschuldigter, der sich unschuldig fühlt, durch die Eigenart der Umstände und seine überstürzte Flucht den Verdacht gegen sich selbst so verstärkt haben, daß er steckbrieflich verfolgt wird.

Alle solche Verdächtigte können beim zuständigen Gericht um die Erteilung sicheren Geleits nachsuchen. Sie brauchen hierbei ihren augenblicklichen Aufenthaltsort keineswegs zu offenbaren. Sie können sich bei Anbringung ihres Gesuchs eines zur Verschwiegenheit verpflichteten Verteidigers bedienen; auch Angehörige, Bekannte und sonstige Beauftragte können in gleicher Richtung tätig werden.

Zuständig zur Entscheidung ist das Gericht, bei dem die Strafsache bereits anhängig ist, bei schwebender Voruntersuchung der Untersuchungsrichter, im staatsanwaltschaftlichen Vorverfahren der örtlich zuständige Amtsrichter. Gegen den ablehnenden Beschluß des Gerichts ist die Beschwerde an die höhere Instanz zulässig. Für die schwersten Verbrechen ist die Geleitserteilung natürlich bedenklich.

Wird das sichere Geleit erteilt — die früheren Prozeßordnungen sprachen ausdrücklich von Erteilung eines Geleitsbriefes — so wird der Verdächtige von der Untersuchungshaft für die anhängige Strafsache befreit. Erlassene Steckbriefe müssen also gleichzeitig zurückgezogen werden. Für eine andere im Geleitsbrief nicht bezeichnete Straftat, die der Verdächtige etwa außerdem begangen hätte, gilt natürlich die Befreiung von der Untersuchungshaft nicht.

Das Gericht kann die Gewährung des sicheren Geleits an bestimmte Bedingungen knüpfen. Es kann die vorausgehende Stellung einer Sicherheit fordern oder das Erscheinen des Beschuldigten zu einem bestimmten Termin, sein Verbleiben an einem bestimmten inländischen Ort usw. vorschreiben.

Ob mit dem Erlaß eines auf Freiheitstrafe lautenden Urteils das sichere Geleit ohne weiteres sofort oder erst zufolge eines ausdrücklichen Gerichtsbeschlusses erlischt, ist in der Rechtsprechung zweifelhaft. Jedenfalls muß der Verurteilte keineswegs sofort in Haft genommen werden.

Wenn auch die Institution des sicheren Geleits in den Zeiten der mangelhaften Polizeiorganisation eine ganz andere Bedeutung hatte als in unsern Tagen der Steckbriefe, Fahndungsblätter und Telegraphen, so ist doch der zugrunde liegende Gedanke der gleiche geblieben: Vertrauen gegen Vertrauen! Ein Beschuldigter, der ernstlich erklärt, sich selbst dem Gericht stellen zu wollen, verdient damit auch seinerseits das Zutrauen der Behörden. Gerade dieses „Vertrauen wider Vertrauen" ist der deutschrechtliche Gedanke, der von unsern Altvordern her in unserer Prozeßeinrichtung weiterlebt, und den auch die künftige Strafprozeßordnung übernehmen wird. Ich finde, auf beiden Seiten — bei den Behörden und bei den Beschuldigten — ist unser altes deutschrechtliches „Vertrauen wider Vertrauen" etwas außer Uebung gekommen. Ein Anlaß hierzu scheint mir nicht gegeben zu sein. Ich glaube, bei wirklich objektiver Prüfung der Sachlage wird von beiden Seiten der Weg des sicheren Geleits mit günstigem Erfolg öfter betreten werden können, als es heute geschieht. Daß damit ein sozialer Gewinn erzielt würde, kann nicht bezweifelt werden.

Die Volksgesundheit als Staatsproblem.

Von Dr. P. Meißner.

Der Sommer 1911 ist für die Volksgesundheitspflege und alle mit ihr in engerem oder lockerem Zusammenhang stehenden Gebiete von besonderer Bedeutung. Nicht etwa, weil in diesem Sommer die Internationale Hygieneausstellung in Dresden stattfindet, sondern weil diese Ausstellung eine ganz eigenartige, großen Zielen zustrebende Bewegung einleiten soll und einleiten wird. Die Entstehungsgeschichte der Hygieneausstellung in Dresden zeigt, daß mit ihr, wenn man sich so ausdrücken darf, eine Art Revolution auf dem Gebiet der Volksgesundheitspflege eingesetzt hat. Ueber ein Jahrzehnt früher faßte Geheimrat Lingner den Gedanken, daß es an der Zeit sei, dem allüberall sich bemerkbar machenden Bedürfnis nach gesundheitlicher

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aufklärung Rechnung zu tragen und eine Bewegung in die Wege zu leiten, die geeignet erschiene, die im Altertum schon bekannte und zu bewunderungswerter Höhe gebrachte Pflege der Volksgesundheit wieder zu erreichen, sie, wenn möglich, zu überflügeln und eine gesundheitliche Regeneration der Bevölkerung herbeizuführen. Daß dieser weitausschauende Plan, dieses zielbewußte Vorgehen gerade im Jahr 1911 in Gestalt einer Ausstellung in Erscheinung getreten ist, hatte besondere Gründe. Es war klar geworden, daß nur mit einer gigantischen Demonstration alle Kreise der Bevölkerung der Idee einer Förderung der Volksgesundheit gewonnen werden können. Diese gigantische Demonstration ließ sich nicht im Rahmen einer immerhin still verlaufenden Sammelarbeit bewerkstelligen, sondern es mußte ihr die Form einer die weitesten Kreise des Vaterlandes heranziehenden Veranstaltung gegeben werden, zumal allein auf diesem Weg eine finanzielle Möglichkeit zu erblicken war.

Der große Gedanke des klassischen Altertums, daß es zwei Hauptfaktoren für die Erhaltung einer Staatsgemeinschaft gäbe, die Pflege der Religion und der Volksgesundheit, dieser große Gedanke war im Lauf der Geschichte verloren gegangen. Heute macht sich mit elementarer Gewalt in allen Schichten der Bevölkerung das Bedürfnis geltend, die realen Werte des Lebens, Gesundheit, Kraft, Leistungsfähigkeit, zu bessern. Das Volk hat heute ein Recht darauf, über die gesundheitlichen Fragen Aufklärung im weitesten Maß zu verlangen, und die Zeiten sind vorbei, in denen die Kenntnis vom Leben des menschlichen Körpers, die Kenntnis von den Organen und ihren Funktionen, die festumgrenzte Domäne der ärztlichen Wissenschaft war.

Wie die großen Kulturträger des Altertums mit weitschauendem, klarem Blick erkannten, daß die Macht und Leistungsfähigkeit einer Staatsgemeinschaft nur gedeihen könne, wenn die Gesundheit des einzelnen sozusagen staatlich gewährleistet würde, so fängt diese Erkenntnis an, sich auch heute wieder Bahn zu brechen, und es sind die Zeiten wohl nicht fern, in denen es dank der geradezu eminenten Fortschritte der Wissenschaft gelingen wird, das klassische Altertum in Rücksicht auf die Gesundheitspflege bei weitem zu überflügeln.

Dieses Ziel zu erreichen und auf dem Weg zu ihm fortzuschreiten, wird aber nur dann gelingen, wenn jeder einzelne verstehen lernt, welch mächtiges Kapital die Gesundheit seines Körpers für ihn bedeutet. Und das wird der einzelne nur verstehen lernen, wenn man ihm in populär nicht mißzuverstehender Weise klarmacht, daß er ohne Aufbringung besonderer materieller Opfer lediglich durch ein vernünftiges Verhalten in gesundheitlicher Beziehung sich in seiner Lebenskraft und damit in der Fähigkeit, das Leben mit Freude zu genießen, bessert.

Diesen Zweck, rationelle Belehrung des Publikums in gesundheitlichen Dingen, hat die Internationale Hygieneausstellung in Dresden. In ihr ist die allgemeine populäre Abteilung der Kern und das Beispiel einer gigantischen Unterrichtsmethode, wie sie bis dahin in solcher Vollendung noch nie gesehen worden ist. An dieser Stelle soll der Besucher lernen, wie erfreulich und wie befriedigend es ist, sich mit den Fragen nach dem Bau, den Funktionen und den Bedürfnissen des menschlichen Körpers zu befassen. Ja noch mehr, es soll durch diese Veranstaltung dem Besucher Bewunderung eingeflößt werden vor der Großartigkeit des menschlichen Körpers, der Besucher soll in keiner Weise den Eindruck des Unästhetischen oder Deprimierenden gewinnen, sondern überall sind die Demonstrationsobjekte so gewählt, daß sie auch die Schönheit und Harmonie zeigen, mit der sich die Natur in allen ihren Werken zu umgeben pflegt.

Wenn man dieses alles bedenkt, wird man die Internationale Hygieneausstellung mit ganz andern Augen betrachten, wie das vielleicht sonst geschehen mag. Hier ist ein Markstein in der Geschichte der Volksgesundheitspflege aufgestellt und damit auch ein Markstein in der Geschichte der Staatskultur, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Internationale Hygieneausstellung als vorläufiges Produkt eines weitausschauenden Planes auf die staatserhaltenden Faktoren nicht ohne Wirkung bleiben wird, und die Zeit ist vielleicht nicht mehr fern, wo einsichtige Staatsleitungen neben einem Ministerium für die Finanzen auch ein Ministerium für die Volksgesundheitspflege schaffen werden.

Die irrtümliche Auffassung, daß mit der gesundheitlichen Aufklärung der breiten Masse eine Begehrlichkeit in dieser Richtung sich einstellen würde, die den Staaten und Kommunen unerschwingliche Opfer auferlegen würde, muß bei ruhiger Ueberlegung fallen; denn ein Blick auf die Statistik der zu Wohlfahrtzwecken bis heute verwandten Mittel zeigt, daß mit einer allgemeinen Hebung der Gesundheitswerte in der Bevölkerung erhebliche Ersparnisse gemacht werden können. Es liegt ja auf der Hand, daß, um nur ein Beispiel herauszuheben, die staatliche Fürsorge für kranke Arbeiter und Arbeiterinnen im Lauf der Zeit an Umfang abnehmen muß, wenn der allgemeine Gesundheitzustand der arbeitenden Klassen gehoben wird. Es ist nicht einzusehen, warum die Arbeits- und Lebenskraft des einzelnen, die heute auf 60 Prozent geschätzt werden kann, nicht durch Besserung der gesundheitlichen Verhältnisse der Allgemeinheit erheblich, etwa auf 80 Prozent, zu steigern ist. Daß eine gesunde und damit lebensfrohe Bevölkerung mit den bestehenden Verhältnissen zufriedener sein wird, als das bei Menschen der Fall ist, die durch Krankheit, ungeeignete Ernährung u. a. ihre Lebenselastizität verloren haben, muß jedem Einsichtigen klar sein.

Das Bestreben des Staates muß darauf gerichtet sein, dem Volk die mit Recht erwartete und erwünschte Aufklärung in einwandfreier, nicht irreführender Weise zu gewährleisten, und das kann eben nur geschehen, wenn die große Bewegung, deren Anfang die Internationale Hygieneausstellung in Dresden darstellt, allseitige Unterstützung und Förderung findet und jeder nach seinen Kräften dazu beiträgt, den einzelnen in die Lage zu versetzen, ein gesundheitlich rationelles Leben zu führen, zu seinem eigenen Glück und zum Wohl des Staates.

Unsere Bilder

Adolf Wilbrandt †

(Hierzu das Porträt auf Seite 995.)

Mit Adolf Wilbrandt starb der letzte jener Dramatiker, die sich vor dem Aufkommen der „Moderne" um ein deutsches Drama großen Stils mit Erfolg bemühten, und die keine bloßen Epigonen der Klassiker mehr sein wollten. Wir denken an Dramatiker, wie Albert Lindner, an Heinrich Kruse und Artur Fitger, die sich ebenfalls in solcher Art bemühten, bis ein Jüngerer, Kräftigerer kam und sie fast alle vergessen machte: Ernst von Wildenbruch. Den ersten Erfolg in der

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

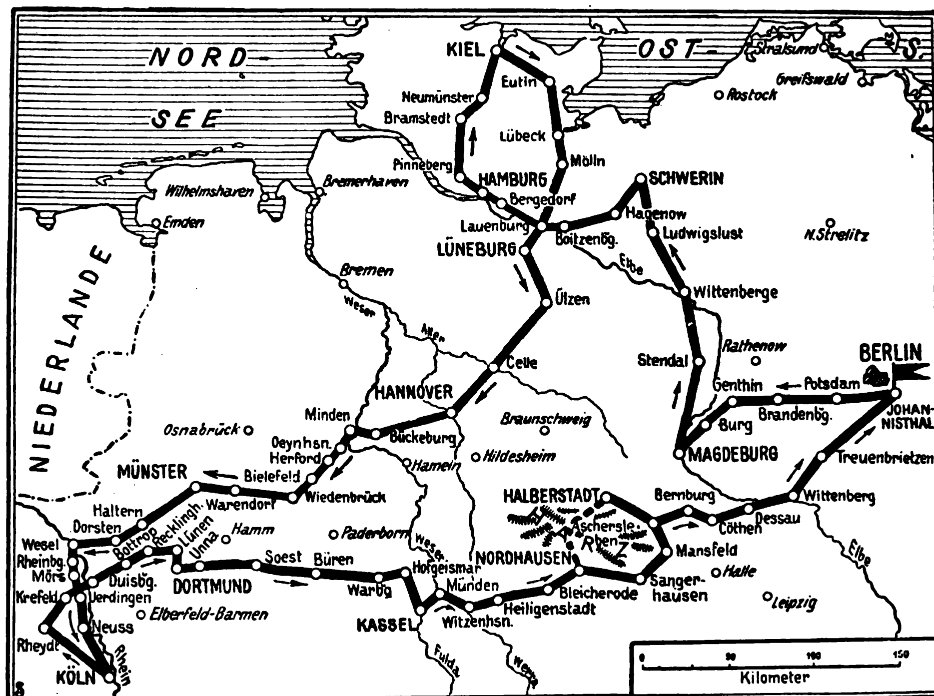
Generated on 2019-06-06 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tragödie höheren Stils errang Wilbrandt mit seinem „Cajus Gracchus", sein größter Erfolg in dieser Richtung war „Arria und Messalina", zumal Charlotte Wolter dem Dichter, der zugleich ihr Burgtheaterdirektor war, die Messalina spielte. Uns von heute muten all diese Tragödien ein wenig welk wie Makartsträuße an, und einer Messalina, in deren Adern „Verlangen, Rache, Liebeswut" zu rotem heißem Blut sich zusammenmischen, und die zugleich den jungen Sohn des Paetus und der Arria wie ein harmloses junges Mädchen liebt, glauben wir nicht recht. Erst der rüstige Fünfziger, der sich den „Meister von Palmyra" von der Seele schrieb, hat uns als Dramatiker wieder etwas zu sagen. Dies Werk, das er gern seinen „Faust" nennen hörte, wird für uns noch lange lebendig bleiben; und wenn sich der Geschmack wieder einmal dem feineren bürgerlichen Lustspiel zuwenden sollte, so wird gewiß auch Wilbrandts Schauspiel „Die Maler" auferstehen. Als er sich, burgtheatermüde, in seine Heimatstadt Rostock zurückzog, lebte er ganz seiner Muse. Das sind nun 24 Jahre her, und kaum ein Jahr verging, das uns nicht ein Drama, einen Roman oder eine Sammlung von Novellen, denen man es zuweilen deutlich anmerkte, wie lange Jahre Freundschaft ihn mit Paul Heyse verband, aus seiner Feder brachte, bis er nun, vierundsiebzig Jahre alt, verstummt ist. Adolf Wilbrandt, der Feuerkopf, der als Jüngling ein echter Revolutionär war, der in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in den literarisch-künstlerischen Kreisen Berlins, die im „Tunnel über der Spree" ihren Mittelpunkt hatten, kräftig mittat, den es in München zur Politik trieb, der so mannhaft für die Schleswig-Holsteiner eintrat und bald ein begeisterter „Bismärcker" wurde, der gleiche Mann wurde nun in seinem geliebten Rostock als Mensch und Dichter immer mehr ein Weltweiser und kluger Genießer mit einem stillen, alles verstehenden Lächeln. Diese kluge, stille und feine Art, die auch die ganze Produktion seiner letzten Lebensperiode charakterisiert, gibt seinen Erzählungen den besonderen Reiz, macht sie so liebenswert und unterscheidet sie wohltuend von manchen andern viel gepriesenen Büchern der Zeit. Was einst ein wenig theatralisch wirkte an dem einstigen Theaterdirektor, fiel ab von ihm, und vor uns steht und in der Erinnerung bleibt lebendig der feine, vornehme, gütige Mensch, der auch als Dichter nicht anders sein konnte. In jungen Jahren brachte er seiner Zeit Heinrich von Kleist näher, dann verdeutschte er uns sehr fein und geschmackvoll Sophokles und Euripides, und in einem rüstigen, frischen Alter schenkte er uns die vielen, seinen Erzählungen eines frohen, klaren und milden Geistes. So rundet sich das Lebensbild dieses Mannes und Dichters zu einer schönen und reichen Harmonie, als hätte es ein Poet seiner Generation mit Anmut und edler Freude selbst gestaltet. K. Aram.

Die deutsche Aviatik (Abb. S. 991 u. 992) steht in diesen Tagen im Vordergrund des sportlichen Interesses. Die nationale Flugwoche in Berlin-Johannisthal hat prächtige Rekorde gezeitigt, aber leider mit einer schrillen Dissonanz geendigt. Einer der fähigsten jungen Flieger, der Dornerpilot Georg Schendel, verlor sein Leben. Er ist mitten im Rausch eines stolzen Sieges gestorben. Er war mit dem Mechaniker Voß aufgestiegen, um den Weltrekord im Höhenflug mit einem Passagier zu drücken. Er gelangte auch wirklich in bisher unerreichte Höhen, aber weder er noch sein Passagier kamen lebend zur Erde zurück. Ein Defekt in der Steuerung verursachte die furchtbare Katastrophe. — Schendel war einer der wichtigsten Bewerber, die sich zur Teilnahme am Deutschen Rundflug gemeldet. Der Flug begann am 11. Juni mit dem Start in Johannisthal. Eine zahllose Menschenmenge umlagerte den Flugplatz vom frühen Morgen bis zum Abend. Vormittags starteten von den 25 Konkurrenten sieben, unter denen allein Otto Lindpaintner ohne Zwischenfall in Magdeburg, der ersten Etappenstation, ankam. Die andern erlitten nach kürzerem oder längerem Flug kleine Unfälle und mußten vorzeitig landen. Am Abend erfolgten noch vier Starts, die aber nur formelle Bedeutung hatten. Die Aeroplane blieben über Nacht wieder ruhig in ihren Johannisthaler Schuppen liegen.

Das Kaiserpaar in Neustrelitz (Abb. S. 993). Der Kaiser und die Kaiserin haben am 7. Juni einen kurzen Besuch am großherzoglichen Hof in Neustrelitz gemacht. Auf dem Bahnhof wurden die hohen Gäste von dem Großherzogpaar von Mecklenburg-Strelitz empfangen und fuhren dann durch die festlich geschmückten Straßen zum Schloß, wo ein Galadiner stattfand. Am Nachmittag machten die Fürstlichkeiten einen Automobilausflug nach Hohenzieritz, und der Kaiser betrat dort zum erstenmal das Sterbezimmer der Königin Luise. Am Abend kehrte das Kaiserpaar nach Berlin zurück.

Große Sportereignisse (Abb. S. 993 u. 994) haben die letzten Tage in reicher Zahl gebracht. Am 11. Juni fand auf dem Langen See bei Grünau die große Kaiserregatta statt. Wie in den meisten Jahren wohnte der Kaiser an Bord der Dampfjacht „Alexandra" der Regatta bei. Ihn umgaben die Prinzessin Viktoria Luise und fünf seiner jungen Neffen, hessische und griechische Prinzen. Das wichtigste Rennen des Tages, der Kaiservierer, endete wie in den vorigen Jahren mit dem Sieg des Mainzer Rudervereins, dessen junge Mannschaft den kostbaren Pokal Kaiser Friedrichs aus den Händen der Prinzessin entgegennahm. — Dem Concours hippique in Schwerin wohnte das Kronprinzenpaar bei, ja, der Kronprinz nahm aktiv an dem Wettbewerb teil und gewann vor den Augen seiner Gemahlin und des Großherzogpaares den Ersten Preis im „Großherzogin-Alexandra-Hochspringen". Er ritt bei dieser Gelegenheit seine englische Stute „Sennerin". Außerdem beteiligte sich der Kronprinz noch erfolgreich bei dem „Großherzog-Friedrich-Franz-Springen", bei dem es ihm gelang, auf seinem Wallach „Seja" den Dritten Preis zu erringen.



Zum Deutschen Aeroplan-Rundflug 1911.

Neue Zierden Roms (Abb. S. 996). Am 4. Juni fand in Rom die feierliche Enthüllung des Kolossaldenkmals des Re Galantuomo statt. An der Spitze aller bedeutenden und angesehenen Persönlichkeiten Roms, 500 italienischer Bürgermeister und einer nach Hunderttausenden zählenden Menge war die königliche Familie anwesend. Unter den begeisterten Zurufen und Gesängen der Festversammlung ließ König Viktor Emanuel die Hülle des Denkmals fallen. Giolittis Festrede beschloß die ernste und eindrucksvolle Feier, durch die das dritte Italien seinen Gründer ehrte. — Endlich wird der lange geplante und lange verhinderte Bau der deutschen evangelischen Kirche in Rom Tatsache. In Gegenwart des Botschafters von Jagow und der andern deutschen Diplomaten, des Fürsten Bülow und der Vertreter aller deutschen evangelischen Gemeinden Italiens fand auf einem schön gelegenen Platz an der Via Toscana die Grundsteinlegung des Gotteshauses statt. Nachdem Botschaftsprediger Dr. Schubert die Erschienenen begrüßt hatte, hielt Superintendent Terlinden als Vertreter des deutschen evangelischen Kirchenausschusses und des preußischen Oberkirchenrats die Weiherede.

Erzherzog Karl Franz Josef (Abb. untenstehend) von Oesterreich, der künftige Erbe des habsburgischen Thrones, hat sich auf Schloß Pianore bei Pisa mit der 19jährigen Prinzessin Zita von Bourbon von Parma verlobt. Die junge



Erzherzog Karl Franz Josef,
der zukünftige österreichische Thronfolger, verlobte sich mit der Prinzessin Zita von Bourbon von Parma.

Braut ist eine von den 11 Schwestern des Herzogs Heinrich von Parma, der außerdem noch 8 Brüder hat. Die Mutter der Prinzessin, die verwitwete Herzogin Maria Antonia, ist eine geborene Infantin von Portugal.

Die Investitur des Prinzen von Wales mit dem Hosenbandorden (Abb. S. 997) hat am 10. Juni in Windsor stattgefunden. Die Zeremonie begann im Thronsaal des Schlosses. Der junge Prinz erschien, geleitet von dem Herzog von Connaught und dem Prinzen Arthur, vor seinen königlichen Eltern, und Georg V. befestigte nach dem alten Brauch den Orden am linken Bein seines Sohnes. Dann überreichte er ihm den Stein und das Halsband. Nun setzte sich der feierliche Zug der mit dem Ordensornat bekleideten Fürsten und Ritter in Bewegung, um zur St. Georgkapelle zu gelangen, wo dann der Einweihungsgottesdienst abgehalten wurde.

Sultan Muhammed V. (Abb. S. 997) hat eine Reise in die europäischen Provinzen seines Reiches unternommen, um gerade in diesen ewig unruhigen Gebieten der Bevölkerung näher zu treten und ihr Vertrauen zu gewinnen. An Bord des Turmpanzerschiffes „Chaireddin Barbarossa“, das bekanntlich einst ein deutsches Kriegsschiff gewesen ist, und eskortiert von einem für türkische Verhältnisse imposanten Geschwader kam der Monarch zuerst nach Saloniki. Die ganze Bevölkerung, vor allem aber die mohammedanische, war in der großen Hafenstadt auf den Beinen, um den Sultan zu empfangen, als er unter dem Donner der Geschütze an Land ging und dann durch ein endloses Spalier von Schulkindern zum Konak fuhr.

Personalien (Abb. S. 992 u. 995). Das Domkapitel von Münster hat vor kurzem den Generalvikar der erledigten Diözese Dr. Johannes v. Hartmann, einen Schüler und treuen Freund des verstorbenen Bischofs Dr. Dingelstadt, zum Bischof gewählt. — An Stelle des gestürzten Präsidenten Porfirio Diaz wurde Leon de la Barra zum Präsidenten von Mexiko gewählt. Er wird das höchste Staatsamt wohl nur bis zu den nächsten allgemeinen Wahlen verwalten und es dann seinem jetzigen „Berater“ Madero abtreten. — Karl Scheidemantel, der berühmte Bariton der Dresdner Hofoper, hat sich kürzlich in der Rolle des Hans Sachs von dieser Bühne und der Bühne überhaupt verabschiedet. Der erst 52 Jahre alte Meister zieht sich in seine Heimatstadt Weimar zurück. — Der dänische Hofschauspieler Olaf Poulsen, der bekannte Charakterdarsteller, hat einen schweren Verlust erlitten. Sein Bruder Emil Poulsen, einst der berühmteste Künstler der dänischen Nationalbühne, ist im Alter von 69 Jahren verschieden. Der Vater dieser beiden ausgezeichneten Schauspieler war ein schlichter Briefträger.

Todesfälle (Abb. S. 992 u. 995). In Maurice Rouvier, der in Neuilly die Augen schloß, hat die französische Republik ihren ersten Finanzpolitiker verloren. Der feurige Südländer war, seitdem ihm Gambetta zum erstenmal ein Portofeuille anvertraut hatte, noch in vielen Kabinetten Finanzminister und zweimal Ministerpräsident. Er hat sich um die Hebung der Rente große Verdienste erworben und ebenso große durch die Energie, mit der er seinerzeit Boulanger stürzte und im Augenblick der Marokkokrise Delcassés Entlassung durchsetzte. — Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Johannes Otzen, der dieser Tage verschieden ist, war einer unserer bekanntesten Kirchenerbauer. In Berlin, wo er seit dem Jahr 1879 lehrte und in den Jahren 1904—1907 als Präsident der Akademie der Künste wirkte, sind die Heilige Kreuzkirche, die Luther- und Georgenkirche sein Werk. — Nun ist auch die letzte der berühmten Künstlerfamilie Taglioni gestorben, die greise Auguste Taglioni, die einmal, als sie noch die junge Taglioni war, zu den Theaterkindern der Berliner Hofbühne gehörte und damals, zu den Zeiten Wilhelms I., neben ihrer berühmten Schwester Marie, der Tänzerin, auch bei Hofe große Beliebtheit genoß.

Die Toten der Woche

Hofbuchhändler Theodor Ackermann, † in München am 10. Juni im Alter von 85 Jahren.

Intendanzrat Georg Kurtscholz, bekannter Theaterdirektor, † in Lübeck am 12. Juni im Alter von 64 Jahren.

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Johannes Otzen, bekannter Architekt und Kirchenbauer, † in Berlin am 8. Juni im Alter von 71 Jahren (Portr. S. 992).

Prof. Emil Poulsen, berühmter dänischer Schauspieler, † in Helsingör am 8. Juni.

Senator Maurice Rouvier, ehemaliger französischer Ministerpräsident, † in Neuilly bei Paris am 7. Juni im Alter von 69 Jahren (Portr. S. 992).

Hermann Schaper, bekannter Kirchenmaler, † in Hannover im Alter von 58 Jahren.

Ingenieur Georg Schendel, † durch Absturz mit seinem Flugapparat in Johannisthal bei Berlin am 9. Juni im 24. Lebensjahr (Portr. S. 991).

Auguste Taglioni, ehemalige berühmte Schauspielerin, † in Tegel bei Berlin am 8. Juni im Alter von 75 Jahren (Portr. S. 995).

Geh. Kommerzienrat Heinrich Vogel, bekannter Großindustrieller, † in Dresden am 12. Juni im Alter von 66 Jahren.

Ingenieur August Voß, † durch Absturz in einem Flugapparat in Johannisthal bei Berlin am 9. Juni (Portr. S. 992).

Dr. Adolf Wilbrandt, berühmter dramatischer und Romandichter, † in Rostock am 10. Juni (Portr. S. 995).

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bilder vom Tage



Georg Schendel.

Ein im Kampf um die Beherrschung der Luft gefallener Held: Georg Schendel †

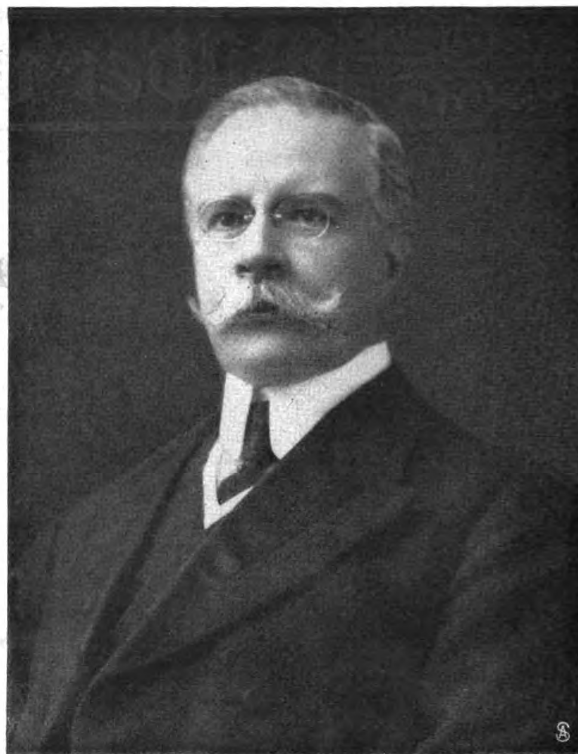
Aufnahme auf dem Flugplatz Johannisthal nach Aufstellung des Höhenrekords von 2010 Meter.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Manuel.

Maurice Rouvier †
Der frühere französische Ministerpräsident.



Phot. Underwood & Underwood.

Leon de la Barra.
Der neue provisorische Präsident von Mexiko.



Phot. Aura Hertwig

Geh. Regierungsrat Professor Johannes Otzen †
Der berühmte Berliner Architekt und Kirchenerbauer.



Dr. Felix v. Hartmann.
Der neue Bischof von Münster.



Fluglehrer A. Voß †
Der Passagier Schend... bei seinem Todessturz.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Intern. Illustr.-Verl.

Vom Concours hippique in Schwerin: Der Kronprinz als Sieger im „Großherzogin-Alexandra-Hochspringen“.

Hofphot. R. Knöfel, Neustrelitz. Copyright by Gustav Liersch & Co., Berlin.

Von links: Die Großherzogin, die Kaiserin, der Kaiser, der Großherzog.

Der Kaiser und die Kaiserin als Gäste des Großherzogpaares von Mecklenburg-Strelitz in Neustrelitz.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Lindpaintner (×), Sieger der ersten Etappe, bei seiner Ankunft in Magdeburg.



Lindpaintners Passagier Lt. Heyler (×).



In Magdeburg: Der Einjähr. Otto Reichardt.



Transport von Thelens beschädigtem Apparat.

Bilder vom Deutschen Rundflug. — Phot. B. J. G.



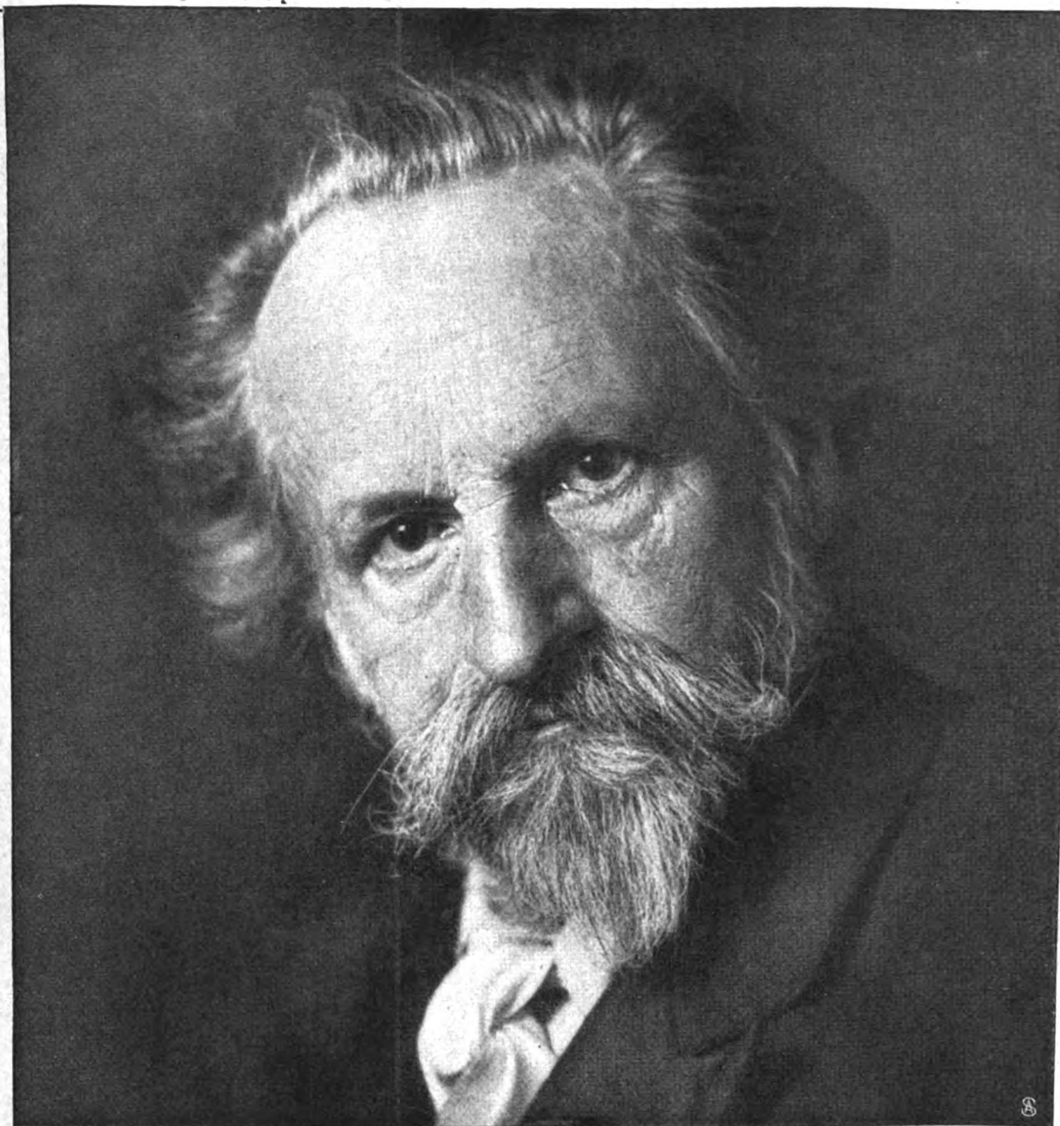
Von links: Minthe (×), Cordes, Eismayer, Kalkhof (Mainzer Ruderverein). Phot. Gebr. Haeckel.

Die Kaiserregatta in Grünau bei Berlin: Die Sieger im Kaiservierer an Bord der Kaiserl. Jacht „Alexandra“.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Adolf Wilbrandt †
der berühmte Schriftsteller, verschied in Rostock im 74. Lebensjahr.
Phot. Raupp.



Olaf Poulsen
der bekannte dänische Hofschauspieler.

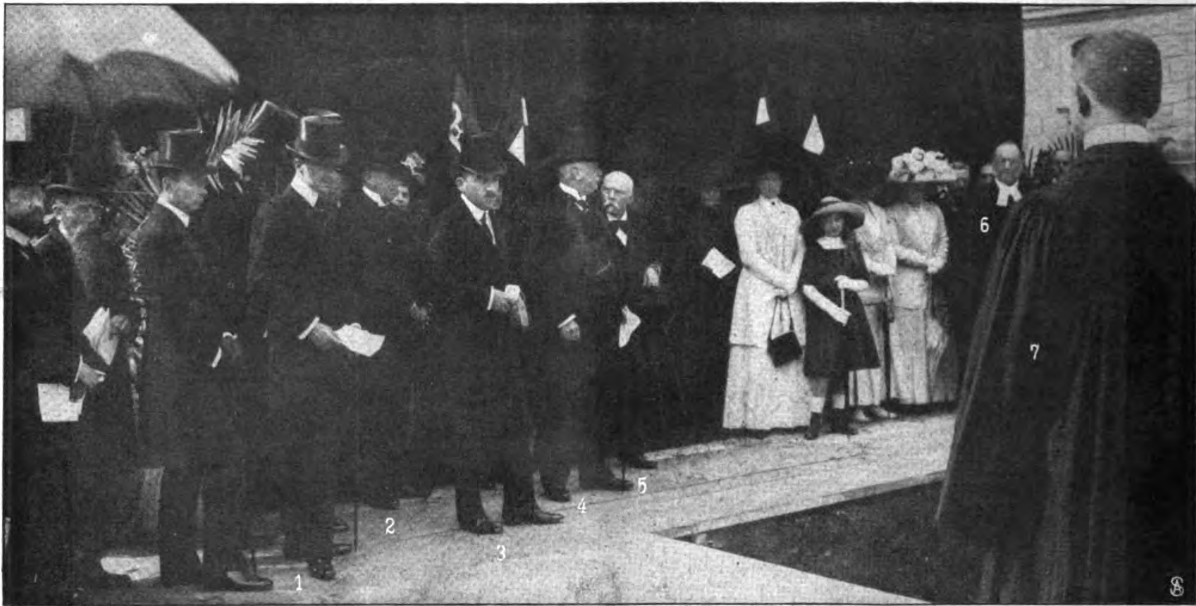


Auguste Taglioni †
eine Berliner Theatergröße der siebziger Jahre.



Phot. Erfurth.
Karl Scheidemantel,
Mitgl. der Dresdner Hofoper, trat in den Ruhestand.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



1. Legationssekretär Prinz zu Wied. 2. Bayr. Ges. Frhr. v. d. Tann. 3. Botschafter von Jagow. 4. Fürst Bülow. 5. Konsul von Nast, Gemeindevorstand. 6. Superintendent Terlinden. 7. Botschaftsprediger Dr. Schubert.

Die Grundsteinlegung zu der deutschen evangelischen Kirche in Rom.



Phot. Menasci.

Die feierliche Enthüllung des Viktor-Emanuel-Denkmals in Rom: Volksmenge vor dem Denkmalsbau.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Weinberg.

Der Sultan der Türkei auf Reisen: Ankunft Muhammeds V. (×) in Saloniki.

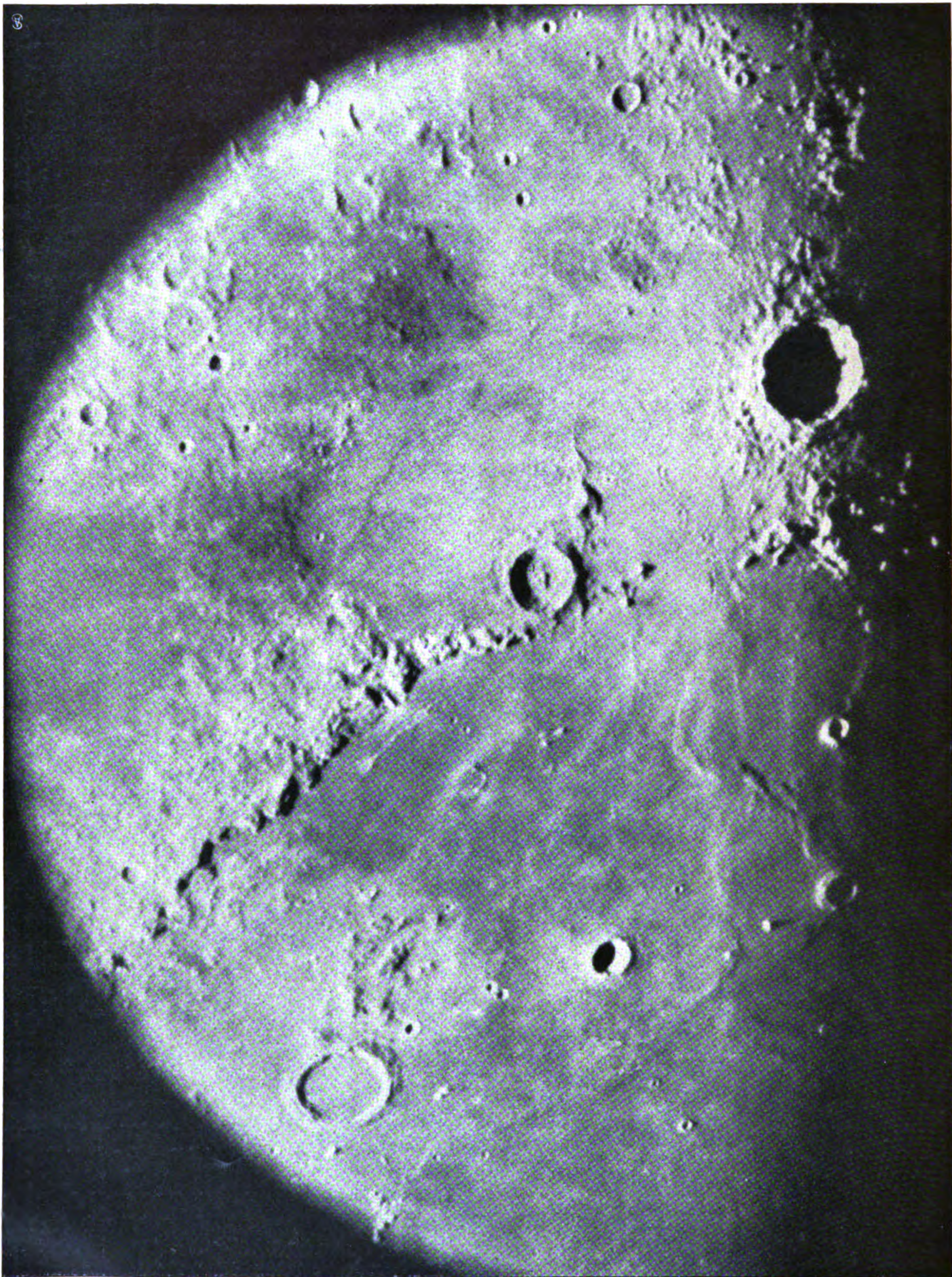
Die feierliche Investitur des Prinzen von Wales mit dem Hosenbandorden:

Der König und die Königin von England auf dem Weg zur St. Georges Kapelle in Windsor Castle.

Phot. Sport und General.

Nebenstehend: Der Prinz von Wales (×) im Ordensgewand.

Generated on 2019-06-06 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY



Photogr. Aufnahme eines Teiles der Mondoberfläche nahe der Beleuchtungsgrenze. Rechts oben: **Das Ringgebirge Kopernikus.**
Aufnahme mit dem Schmidtschen Spiegelteleskop der Sternwarte der Technischen Hochschule Berlin. Von A. Miethe und B. Seegert.

Hierzu der Artikel des Geh. Reg.-Rats Prof. Dr. Miethe: „Unser Mond“ auf S. 983.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die verirrte Magd.

Roman von

Georg Engel.

Surr — surr. So karrte das dürre, abgezehrte Männchen durch die nächtigen Straßen der kleinen Seestadt. Über die zerbröckelnden Steinmauern, die ehemals der Seefeste zu Wehr und Schutz gedient hatten, schäumte und fegte die anprallende See, und wenn solch eine herüberfliegende Schaumwolke vor dem Schiebkarren des alten Gärtners Jochen Tobis aufprasselte, dann schüttelte das Männchen seine weißen Haarsträhnen, die ihm unter der alten Soldatenmütze zwischen Stirn und Ohren herumzottelten, und dann hüstelte er vor sich hin: „Kalt — eiskalt. Das is schlimm für meinen Blumenacker und für die Menschens."

Und dann rollte er sein Gefährt weiter, so daß das einzige Rad laut durch die Nacht ächzte: Surr — surr.

All die kleinen einstöckigen Häuser der Domstraße schliefen in nächtiges Dunkel gehüllt. Kein Licht dämmerte aus den verhängten Fenstern zu dem einsamen Wanderer herab, und nur der Mond schleuderte zuweilen einen blitzenden Schimmer auf die niedrigen Fensterreihen der lautlosen Straße.

„Hier muß es sein", hob endlich der alte Tobis von neuem an, während er stöhnend die Tragbänder des Schiebkarrens von seinen Schultern löste, um sein Gefährt niederzulassen. „Ja, ja", fuhr er fort, indem er sein eisgraues Haupt in die Höhe richtete. „Da oben brennt ein Licht. Und nu soll die kranke Frau ihre Hyazinthen haben. Denn ich weiß woll, sie wartet darauf, ob sie Wurzeln ansetzen oder nich. Das tun die Menschens alle. Das liegt im Blut. Auf die Wurzeln kommt es an."

Damit hob er eine Reihe hoher Hyazinthengläser aus seinem Kasten, bettete die klirrenden Dinger sorglich auf seinen Arm und schlich nun vorsichtig die beiden Stufen des altertümlichen, im strengen Stil des großen Preußenkönigs errichteten Hauses hinauf.

Die Klingel läutete nicht.

Sie war von dem grünen vorspringenden Gebälk der Haustür entfernt worden. Ungehindert vermochte der Eintretende in den Hausflur zu gelangen. Und alsbald knarrte die Treppe unter den Tritten des Heraustappenden. Ganz leise, ganz fern.

Tick — tick.

„Hörst du nichts?" forschte in diesem Augenblick Frau Mathilde Boddin und richtete sich in ihren Kissen ein wenig in die Höhe. „Hörst du nichts, Herta?" fragte sie noch einmal das zierliche blonde Mädchen, das am andern Ende des traulichen Schlafzimmers lang ausgestreckt und bekleidet auf einer Chaiselongue ruhte. „Zieht nur so der Wind über die Diele, oder will mich noch jemand so spät besuchen? Wer kann das sein?"

Kaum war das Wort gefallen, so zuckte das junge Geschöpf empor. Ihre Lider, die der Schlaf bezwungen, taten sich auf, und ein Paar großer, blitzend blauer Augen, in denen das Leben wiederfunkelte, richteten sich prüfend und umspannend auf die Redende.

Nur einen Moment, dann glitt die geschmeidige Gestalt, die in ihrem enganliegenden, feinen, blauen Tuchkleid an ein Porzellanfigürchen — ebenfalls aus der Zeit des großen Königs — erinnerte, von ihrer Ruhestätte herab und stand nun leicht und beschwingt auf ihren Füßen, nicht, wie wenn sie an ein Krankenbett zu treten hätte, sondern als ob sich diese anmutigen Stiefeletten bald, sehr bald in einem wirbelnden Tanz zu drehen gedächten.

Merkwürdig, selbst in diesen schwarzen Schuhen, die das blaue Kleid frei ließ, zuckte und regte sich das unstete fordernde Leben.

Mit ein paar leichten Bewegungen war die Tochter an das Fenster geeilt. Jetzt schlug sie die altertümlichen Halbgardinen zur Seite und sandte ihre scharfen Blicke auf die schwarze, lautlose Straße hinab.

„Mutting," wandte sich Herta gleich darauf zurück, „Mutting, weißt du, was ich dort unten sehe? Jochen Tobis' Karren steht vor unserer Tür. Und paß auf, nun bringt dir der Alte Blumen, nach denen du dich so sehr sehnst."

„Wirklich?" wiederholte die Mutter. „O, das ist gut, mein Töchting, das ist sehr gut. Sieh, ich hab doch nun einmal solch einen Glauben an Sonne und Blumen, kurz an alles, was man im Süden findet. Du bist ja auch dort unten geboren, in den warmen Ländern. Komm, mein Kind, setz dich zu mir. Heute ist mir so wohl und leicht wie schon lange nicht. Und da möchte ich dir davon sprechen, wovon ich in den bösen und langen Tagen der Krankheit stets und immer geträumt habe. Komm, setz dich zu mir aufs Bett."

Allein die Kleine willfahrte dem Wunsche nicht. Bestimmt schüttelte sie das Haupt und warf hin: „Nein, Mutter, nicht so nahe. Das verbot noch heute morgen der Herr Professor Jahn ausdrücklich, und es beengt dich auch. Sieh, dies hier ist ein so niedliches Taburett, auf dem schaukle ich mich auch immer so angenehm. Siehst du, so. Und nun sprich, Mutting."

Leicht und gefällig hatte sich das Rokokofigürchen niedergelassen. Und als der Blick der Kranken über das schmiegsame Geschöpf hinflog, dessen reiche, goldene Haarpracht im Widerschein des Lichtes funkelte und blitzte, als ob Goldfäden des Christbaumes auf ihr Haupt gestreut wären, da spielte ein halb befriedigter, halb schmerzlicher Zug um die Lippen der Mutter. Sie griff nach der schmalen, kühlen Hand der Tochter, und nachdem sie diese mit ihren feuchten Fingern umspannt hatte, schloß sie wie nachdenkend die Augen.

„Mutter, was ist dir?" forschte Herta, indem sie sich weit zu der Leidenden vorbeugte.

Copyright 1911 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Nein, nein, mein Kind", beruhigte Frau Mathilde, während trotz ihres Lächelns ein feines Hüsteln über die blutleeren Lippen drang. „Gar nichts. Im Ernst, ich fühle mich viel besser. Mir ist es heute immerfort, als ob ich wie zu meiner Brautzeit mit deinem lieben Vater an den Ufern des Ligurischen Meeres dahin wandelte. Er hatte damals gerade sein Hauptmannspatent erhalten, und obwohl er mit Leib und Seele an seinem militärischen Beruf hing und mir oft davon vorschwärmte, wie ich ganz sicher noch einmal Frau General, ja sogar Exzellenz genannt werden dürfte, ach, mein Kind, so war es doch für mich entzückend, zu beobachten, wie die köstliche blaue Flut mit ihren rötlich braunen, flimmernden Bergen ringsum, die die Farbe herbstlicher Weinblätter von sich ausstrahlten, auf die lieben Maleraugen deines Vaters wirkte. Er war so glücklich, oft mußte ich ihm halb im Scherz eine lange, bunte Künstlerkrawatte um den Hals schlingen, und dann sehe ich ihn in meiner Erinnerung, wie er auf einem sanft gewellten Hügelchen unter Pinienschatten vor seiner Staffelei sitzt, um trunkenen Blicks all die zitternde und verfließende Schönheit im Bild festzuhalten. Ja, ja, mein Liebling —" hier seufzte die Frau Oberst Boddin gedankenverloren in sich hinein, aber zugleich führte sie auch wiederum das weiße Taschentuch zu ihrem Mund. Und dann — als ob sie etwas zu verbergen hätte — krampfte sie plötzlich, wie in heimlichem Schrecken, das Tuch in der Faust zusammen. Jedoch dem Auge der Tochter war diese rasche Bewegung dennoch nicht verborgen geblieben. Über das schöne Oval des Mädchenantlitzes fuhr jagend eine schneeige Blässe. Nur eine Sekunde, dann konnten die feinen, blutroten Lippen wieder lächeln.

„Weiter, Mutter."

Schwerfällig wandte sich die weißhaarige Dame in ihren Kissen herum, und nachdem sie das Haupt auf die Hand gestützt hatte, ließ sie wiederum ihre Blicke sorgenvoll, ja beinah abschätzend über die Gestalt des schlanken Geschöpfs dahingleiten. Darauf schüttelte sie ganz sacht und bekümmert den Kopf.

„Ja, sieh, mein Kind", fuhr die Leidende fort, und dabei bannte sie mit einem Mal ihre großen, schwarzen Augen in tiefer, nach fernhin schweifender Erinnerung auf die gemalten Kränze und Girlanden der Stubendecke. „Darin bestand ja gerade in all dem unerschöpflichen Glück, das ich in dem Zusammenleben mit deinem Vater genoß, das kleine, aber unablässige Leid meines Daseins. Dein Vater hielt sich nämlich — du erinnerst dich wohl auch noch daran, mein Kind — trotz aller Disziplin für eine jener Diktatornaturen, die das Leben nach ihrem Willen, ja sogar nach ihrem Befehl meistern können. Das Schicksal zu kneten, herzurichten und in eine feste Form zu zwingen, das gerade galt ihm, glaube ich, für die erstrebenswerteste Kunst. Darum, mein Kind, vermochte er sich aber auch nicht zu beugen und zu bücken, häufig nicht vor seinen Vorgesetzten, auf keinen Fall jedoch vor den wechselnden Bedingungen der Politik oder gar vor den Forderungen einer kleinen Stadt. An jede aufdringliche Ecke stieß er so mit seiner herrischen Künstlernatur."

Als die Mutter so sprach, da verzog das blaue Porzellanfigürchen die Stirn, so daß sich drei schmale, allerliebste Fältchen über der Nasenwurzel bildeten, und dann öffnete sie ein wenig die Lippen, bis man die fest aufeinandergepreßten weißen Zähne schauen konnte. Selbst die Augen sprühten einen harten Trotz, bevor sie, das blonde Haupt zurückwerfend, hervorbrachte: „Da besaß Vater ganz das Recht, nicht nachgeben. Vor wem denn? Sind es die kleinen und kleinlichen Menschen hier vielleicht wert?"

Dabei lachte sie kurz auf und wippte ein wenig mit der einen schmalen Stiefelette. Da nickte die Liegende und streichelte dem Mädchen sanft über die Hand.

„Kind," flüsterte sie kaum hörbar vor sich hin, „daher stammt gerade mein Kummer. In dich ist so viel von deinem toten Vater übergegangen. Und wenn ich einmal fern weilen sollte, doch es wird ja hoffentlich noch geraume Zeit währen", setzte sie mit hastigem Trost hinzu, denn sie fühlte sehr wohl, wie die kühle Hand in der ihren fast unmerklich zusammenzuckte; „aber doch, wenn ich einmal fern sein sollte, dann bleibst du hier allein zurück. Ein Soldatenkind ohne Pension und ohne Mittel. Und als einzigen Anhalt lasse ich dir nur deine Schwester, die dich als Gattin eines Gymnasialprofessors auch nur schmal und kümmerlich vor der Not des Lebens schützen könnte."

Wiederum verzog Herta die goldigen Brauen. Welch häßliche Worte doch ihrer Mutter durch die Krankheit eingegeben wurden. Not! Oh, pfui! Die würde sicherlich sich niemals an sie herangetrauen, nie!

Aber die Kranke sprach weiter. Immer deutlicher und gegenständlicher beschrieb ihr matter Geist, der sich schon zum Aufstieg rüstete, die Fährnisse, die Entbehrungen und die bitteren Tränen, die allen Verlassenen aus dem Leidbronnen eines verkümmerten Daseins zuströmen. Da wurde alles deutlich und erkennbar. Und allmählich füllte sich das weite Zimmer, das bisher so traulich im Schein der weißen Hängelampe gedämmert hatte, mit schwarzen Gestalten — —

Da wurde leise an die Tür gepocht, und als Herta öffnete, da sah sie auf dem dunklen Treppenabsatz den alten, weißhaarigen Jochen Tobis stehen.

„Guten Abend, Mamselling", wünschte das Männchen, wobei er seine Hyazinthengläser, die er sorglich in dem schwarzen Militärmantel von 1866 eingebettet hatte, etwas vernehmlicher gegeneinander klirren ließ. „Ich bring sie nu. Drei weiße und drei rote. Und einen Duft haben sie, Fräuling," setzte er kopfwackelnd hinzu, indem er sich mit seinen schlürfenden Schritten bereits in den Lichtkreis hineinschob, um von dort einen spähenden Blick nach dem Krankenlager herüberzuschicken, „einen Duft wie aus dem leibhaftigen Paradies. Das sind wirklich keine gewöhnliche Zwiebeln. Riechen Sie eins!"

Er hob eine der weißen Dolden in die Höhe und betrachtete sie zärtlich. Augenblicklich wurde das Zimmer von einem sanften, angenehmen Geruch erfüllt. Auch die Kranke, die so lange mit geschlossenen Augen gelegen, schien die Süßigkeit der andringenden Luft zu empfinden. Verwundert schlug sie ihre glanzlosen schwarzen Augen auf, und dann gab sie fast unmerklich ein Zeichen, daß der alte Gärtner näher treten möge.

„Nun wird mir besser werden, oll Tobis", murmelte sie.

Und der Alte, der sich in seinem schwarzen Mantel in

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einer Ecke des Zimmers direkt neben der großen braunen Kastenuhr niedergelassen hatte, schüttelte das Haupt und gab, merkwürdig mit dem zahnlosen Mund kauend, zur Antwort: „Ja, ja, Madaming, das glaub ich woll. Wenn die Blumen so schön zur Höhe wachsen, das is ein Zeichen. Dann geht's bergauf. Aber hier, Madaming," fuhr er fort und brachte aus dem Mantel noch ein letztes Glas hervor, das er bis dahin sorglich verborgen hatte, „hier hab ich noch eine. Kucken Sie bloß, sie hebt sich schneeweiß. Und das alles, ohne eine einzige Wurzel ins Wasser geschlagen zu haben. Wo will die woll hin, Frau Oberst? Das is wie ein Wunder. Denn auf die Wurzeln kommt es an. Und alle Geschöpfe wissen selbst inwendig, wo sie ihre Fasern hinstrecken müssen. Deshalb hab ich mir gedacht —"

Allein Jochen Tobis sollte nicht zu Ende gelangen.

Noch einmal wurden auf der Treppe hastige, kräftige Tritte laut, und ehe noch Herta, die verwundert von der braunen Standuhr bereits die neunte Stunde abgelesen hatte, hinzuspringen konnte, hörte man, wie an die Tür des Nebenzimmers geklopft wurde.

„Geh herein und sieh, wer es ist", wünschte die Kranke mit ihrem matten, schleichenden Atem. Und dann setzte sie noch schwach hinzu: „So spät noch Besuch?"

„Jawoll", stimmte der Gärtner in seiner Ecke brummig bei. „Das wundert mich, wir können doch hier allein fertig werden."

„Was sagst du?" richtete sich Frau Mathilde, über diesen Ausdruck ein wenig erschreckt, in die Höhe.

Allein der Alte, der das Glas mit der weißen Hyazinthe regungslos zwischen seinen Knien hielt, murmelte nur gleichgültig: „Ich meinte nur so, Frau Oberst."

Dann wurde es in dem Krankenzimmer wieder still. Nur die Luft war angefüllt von dem süßen, schwebenden, sich immer mehr verstärkenden Duft.

* * *

„Du bist es, Heinrich?" fiel es überrascht von Hertas Lippen, als sie in dem nur von einer einzigen Kerze erleuchteten Nebenzimmer unvermutet einer hohen, breitschultrigen Männergestalt ansichtig geworden. „Du bist es? Was bringst du, lieber Freund?"

Aber sie hätte gar nicht zu forschen brauchen, denn ihre hellen Augen hatten längst erkannt, daß die hohe, schwerfällige Erscheinung, die in einer zottigen Flausjacke und mit hohen Landmannsstiefeln regungslos vor ihr verharrte, in der rechten, von einem wollenen Fausthandschuh umspannten Hand einen abgeschossenen Hasen trug, der steif und starr fast bis auf die weißen Dielen herabhing.

„Hier", begann der junge, kaum 28jährige Landwirt, wobei schon jetzt jeder unbefangene Beobachter feststellen konnte, wie der ungefügige Riese vor diesem blauen Porzellanfigürchen, das ihn so fest und sicher anblickte, in eine immer mehr sich steigernde Verlegenheit geriet. „Hier, Herta", begann er noch einmal, indem er den Hasen ungelenk schüttelte, so daß die Ohren des Tieres sich leicht, ja beinah mit dem Schein des Lebens bewegten. „Sieh, ich hab ihn heute morgen auf unserer Jagd in Werrahn geschossen. Und denk mal, er kam fast bis auf unsern Hof gelaufen. Da meinte meine Mutter, ich möchte ihn ihrer lieben Freundin, der Frau Oberst Boddin, weil sie doch nicht ganz wohlauf wäre —"

Die Kleine wippte ungeduldig mit dem Fuß.

„Also du möchtest meiner Mutter", unterbrach sie diese schwerflüssige Rede, „gewiß eine kleine Aufmerksamkeit erweisen, nicht wahr, Heinrich Kalsow, das wolltest du sagen?"

„Ja, ja, allerdings", stotterte der Grauzottige in einiger Erleichterung. „Da hast du recht. Das wollte ich. Und da ich ohnehin in der Stadt Wintersaat einzukaufen hatte, verstehst du, da dachte meine Mutter, es würde vielleicht nicht zu spät werden, wenn ich —"

„Na, gib her", half sie ihm bereitwilliger aus, wobei sie ihm das Geschenk bereits aus den Händen nahm. „Es ist furchtbar nett von deiner Mutter, daß sie so oft an ihre kranke Jugendfreundin denkt."

„Ja," fiel Heinrich ein, „und sie läßt auch sagen, es wäre so sehr schade, daß wir uns, das heißt sie, meine Mutter, euch in der letzten Zeit so wenig gesehen hätte. Aber du weißt ja, Herta, die alte Dame läßt sich die Wirtschaft noch gar nicht aus der Hand nehmen. Und seitdem wir nun noch mit der Milchwirtschaft angefangen —"

„Da rackert sie gewiß den ganzen Tag", vollendete das Mädchen, ihre weiße Stirn verziehend.

Nein wirklich, diese alte Frau Kalsow, die sie nie anders als mit einer Brille auf der Nase und mit einem Bleistift in der Hand im Gedächtnis hatte, sie stellte sich ihrer Erinnerung auch nicht gerade als ein anmutiges Vorbild der Weiblichkeit dar. Oh, das war doch sehr häßlich, wenn Frauen sich derartig um den täglichen Unterhalt bemühen mußten. Und wieder drängten sich dem Mädchen die düsteren Vorstellungen auf, die die Kranke eben erst vor ihr beschworen, und ein solcher Schreck durchzuckte sie dabei, daß sie sich unwillkürlich an den zottigen Arm ihres Besuchers anklammerte, als wolle sie bei einem Wesen von Fleisch und Bein Beistand und Hilfe suchen.

„Heinrich", stotterte sie, und in diesem Augenblick klangen ihre Worte viel wohlwollender und liebenswürdiger als je zuvor. „Du bist doch gewiß sehr beschäftigt!" —

„Oh, es geht — es geht", stammelte der Riese, als müßte er jedes Lob von sich abwehren.

„Nein, ich weiß," beharrte die Kleine, „du gönnst dir doch selten Ruhe. Und da finde ich es eigentlich wunderhübsch von dir, daß du uns noch abends aufsuchst. Hast du denn wenigstens deinen Wagen zur Rückfahrt mit?"

„Nein, Herta. Das schadet aber auch gar nichts. Unser Handpferd hat sich nämlich — denk dir bloß — einen Stein in den Vorderhuf getreten. Und da meinte meine Mutter —"

„Ja, was meinte sie denn?" entfuhr es hastig seiner Zuhörerin. „Was meinte denn die alte Dame schon wieder?"

„Ach, sie meinte bloß," gab der junge Landwirt, vor ihrer Heftigkeit ein wenig verwirrt, zu, „daß unter diesen Verhältnissen meinen Beinen der Weg viel bekömmlicher wäre als denen von unserer kranken Stute. Und da muß ich doch auch sagen, die alte Dame hat wieder mal vollkommen recht. Nicht wahr?" Hier lachte er leicht in sich

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hinein und schaute wohlgefällig auf seine hohen Stulpenstiefel herab. „Aber mein Gott," setzte er erschreckt hinzu, „ich vergesse wohl ganz zu fragen, wie es deiner lieben Mutter geht? Kuck, Herta, nämlich, wenn ich dich sehe, dann —"

Er brach ab, und seine ehrlichen grauen Augen, die so lange den Boden gesucht hatten, hoben sich zu der Pracht von Hertas Blondhaar, das in diesem halbdunkeln Raum wie von einem innerlichen Licht erfüllt zu sein schien.

„Weil du so galant bist, Heinrich, sollst du auch meine Mutter zu sehen bekommen. Du weißt ja, daß sie dir sehr zugetan ist. Viel mehr, als du großer, ungeschickter Mensch verdienst. Und nun komm."

Damit führte sie den Landwirt, der in seiner Befangenheit ihr keinen Widerstand mehr zu leisten versuchte, über die Schwelle.

„Mutter," rief das Mädchen mit ihrer weckenden Stimme, „Heinrich Kalsow ist hier. Der große, lange Sohn deiner Freundin aus Werrahn, mit der du doch auf einer Schulbank gesessen hast. Sieh, hier steht er. Und er hat dir einen selbstgeschossenen Hasen mitgebracht. Willst du ihm nicht dafür danken?"

Aber was bedeutete das? Die Frau Oberst bewegte sich nicht. Wohl schienen ihre enteilenden Verstandeskräfte die bekannten Laute aufgefangen zu haben, aber die entweichenden vermochte sie wohl nicht mehr zu tragen oder in ihrem Sinn unvermischt zu erfassen. Müde und matt blieben die schwarzen Augen auf die beiden Ankömmlinge gerichtet, und ohne besondere Verwunderung über den so plötzlich eintretenden fremden Besuch quoll es tonlos über die seltsam bebenden Lippen: „Wie das duftet, Herta. Und die schöne, reine Luft. Und der große, weite Garten voll roter und weißer Hyazinthen."

„Jawoll, Madaming", räusperte sich das vertrocknete Männchen hinter der braunen Kastenuhr. „Wie gut Sie das sehen können. So hab ich wirklich die Beete in meinem Garten gepflanzt. Da drin geht sich's gut."

„Mutter," schrie das blaue Rokokofigürchen, plötzlich von Angst geschüttelt, indem sie Schritt vor Schritt zurückwich, und ohne daß sie es wußte, umklammerte sie dabei die Hand ihres Gefährten in krampfendem Griff: „Mutter! Siehst du denn Heinrich nicht?"

„O ja", flüsterte die Liegende, ohne sich zu rühren. Und ihr stoßender Atem durchschnitt zuweilen die hervorbrechende Stimme: „Heinrich — ich weiß wohl — er bringt Gutes. Aber was nützt das alles? Wenn ich nun fort bin, dann dringen sie alle zur Türe herein und wollen dich forttragen, mein armes Kind!"

„Mich, Mutter? Wer denn?"

„Oh, die Armut. Diese häßliche, schwarze Armut. Sieh, dort hinter der Uhr sitzt sie und hält eine Brotrinde in der Hand. Merkst du das nicht?"

Als sich die beiden jungen Menschen in plötzlich aufsteigendem Grauen nach der Ecke wandten, da sahen sie, wie Jochen Tobis langsam das Haupt hob, um nach dem Zifferblatt der Uhr zu spähen.

„Ja, ja," murmelte er dabei in sich hinein, den schwarzen, faltigen Militärmantel etwas enger um sich ziehend, „nun wird es bald Zeit für mich."

Aber die Kranke sprach weiter. Sinnvolles und Unbegreifliches mischte sich durcheinander.

„Heinrich," lallte sie, „mein guter Junge. Du kannst es nicht verstehen. Aber wie wird das? Was kann ihr die Zukunft bringen, wenn das zarte Ding gleich mit Not und Entbehrungen ringen soll? Oh, dieses mörderische Gespenst! Es sitzt mir auf der Brust, Heinrich, weil es mir die Kehle zupressen will. Und siehst du denn gar nicht, wie es seine dürre, fleischlose Knochenhand ausstreckt, um meinem Kind die hellen, goldenen Haare zu zausen? Ach, wie gern hab ich sie immer gepflegt! Heinrich — Herta," schrie sie auf, „ich ängstige mich!"

Ruckartig und mit einer Hast, die ihm sonst fremd war, zog der Landwirt seine Gefährtin unter die Halbgardinen des Fensters, und sie wußten wohl beide nicht, daß er der Hilflosen beide Hände entgegengestreckt hatte, in die sie die ihren dumpf und ohne Bewußtsein hineingeschmiegt.

„Herta, deiner lieben Mutter geht es nicht gut."

„Aber das darf nicht sein, darf nicht", stammelte die Kleine und stieß ohne Rücksicht auf ihre Umgebung mit dem Fuß auf. Und übergangslos, wie gejagt, fügte sie noch an: „Nicht wahr, Heinrich, du gehst jetzt nicht? Du läßt mich hier nicht allein?"

„Nein, nein, Herting. Wie kannst du das glauben? Und überhaupt, wo jetzt so viel Schlimmes auf dich eindringt", stotterte er ungelenk hinterher. „Sieh, ich weiß, es ist jetzt nicht die Zeit dafür, aber, mein liebes Kind, ich sollte dich fragen — das heißt, meine Mutter schlägt es gleichfalls vor — ob es nicht richtig wäre, wenn du später —. Nein, nein", entschuldigte er sich, wie erschreckt vor einem ihrer blitzenden Blicke. „Es wird ja kein Unglück eintreten, ganz gewiß nicht."

„Willst du mir etwa eine Wohltat anbieten?" entrüstetete sich das blaue Porzellanfigürchen, indem sie ihm halb widerwillig ihre Hand entriß.

Aber während die beiden noch miteinander haderten, erhob sich abermals die gebrochene Stimme aus den weißen Kissen: „Wie rett ich mein Kind vor der Not? Wie schütz ich meine Jüngste vor der Armut? Jochen Tobis," röchelte die Kranke plötzlich aus tiefer Brust, „warum stellst du lauter weiße Hyazinthen um mich her? Sie wachsen immer höher. Ganz hoch, wie schneebedeckte Bäume. Oh, wie gut das duftet — Schnee — süßduftender Schnee."

Unter dem Fenster jedoch schrie in dem gleichen Moment schrill und in aufpeitschender Angst eine andere Stimme: „Hörst du, Heinrich? Hast du das gehört? Nein, nein, ich will nicht in Not versinken. Ich will nicht in Armut zurückbleiben. Wie schütze ich mich davor? Sag mir, wie in aller Welt?"

Da war es um den Riesen, der all die Jahre seiner Kindheit hindurch diesem einen hohen, unerreichbaren Traum nachgestrebt hatte, nachgehangen in aller Schwere und Kraft einer unverbrauchten Natur, da war es um den derben, festen Mann, der so plump in seinen hohen Landmannsstiefeln aufragte, da war es um ihn geschehen. Mit seinen großen Fäusten packte er in überquillendem, aufsteigendem Gefühl, das ihn beinah schluchzen machte, beide Arme des Mädchens. Diese vollen, straffen Arme, die unter dem Druck kaum nachgaben.

Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wild schrie sie auf: „Was willst du, Heinrich?“

„O Herta, liebe, kleine Herta,“ stammelte er, „du sollst ja zu uns kommen, läßt dir meine Mutter sagen. Und dann — und dann — wenn du willst, wenn du mich wirklich so glücklich machen würdest — — Es ist ja jetzt nicht die Stunde dafür, aber du kannst mir glauben — ich würde — ich würde — Ich schwöre dir, Herta, du könntest so unbesorgt sein, denn sieh, ich — mein liebes, kleines Kind — ich würde ja alles dareinsetzen, um —“

Allein wieder sollten die Worte des Riesen unvollendet entschwirren.

Seht doch, seht, ihr beiden unter dem Fenster!

Wie blaß und ausgestreckt liegt dort die Frau mit dem feinen, durchgeistigten Antlitz. Und warum erhebt sich ganz ohne Vorbereitung der alte Gärtner aus seiner Ecke, warum neigt er das weiße Zottelhaupt und spricht kopfnickend und wie jemand, der etwas längst vorausgeahnt hat, vor sich hin: „Ich merk es woll, jetzt wird sie Wurzeln schlagen. Aber wo, wo, das wissen wir Menschens nich. Und darüber grübeln wir nach. Denn auf die Wurzeln kommt doch alles an. Alles in unserm unbegreiflichen Leben. Ja, ja, Madaming, so is es. Und nu Adjüs.“

Damit nestelte er seine weiße Blume wieder unter den schwarzen, faltigen Mantel und schlürfte langsam aus der verödeten Stube hinaus.

Hinter ihm aber blieb schwer und undurchdringlich das Schweigen.

* * *

Dies ist das Wohnzimmer von Mutting Lotte Kalsow zu Werrahn.

Eine große, weite Stube, zu ebener Erde gelegen, so daß die drei Fenster, die hinter schwarz und weiß bedruckten Kattungardinen hervorblinzeln, kaum einen Meter hoch über den geräumigen, schlecht gepflasterten, mit Stroh, Gerätewagen und allerlei Misthaufen übersäten Wirtschaftshof emporstreben. Wenn man mitten auf den blanken, weißen Dielen der mächtigen Stube steht, dann wundern sich die Hausfreunde von Mutter Lotting, besonders aber der lange, dürre Küster Vierarm, der im Moment der alten Dame auf dem Fenstertritt an ihrem kleinen Mahagoninähtisch gerade gegenübersitzt, immer von neuem darüber, warum die beiden ungeheuren, mit einer weißen Papiertapete überklebten Tragbalken, die von Jahr zu Jahr sich etwas tiefer aus der Decke herabsenken, warum diese beiden treuen Stützen des Hauses nicht längst einmal den Versuch gewagt haben, sich die Welt von unten anzuschauen. Eben langt der Küster nach der warmen Tasse Kaffee, die in breiter Wohlbehäbigkeit vor ihm auf dem Nähtisch ihren Dampf entsendet. Dann lauscht er noch einen Moment auf das dumpfe Brüllen der Kühe, das langgezogen und vernehmlich durch den undurchdringlichen Nebel herüberschallt. Und indem seine Zwirnsfadenfigur ein wenig zusammenschauert, lugt er, sein bartloses Haupt zurückwendend, noch einmal nach dem kräftig prasselnden Holzfeuer, das dort drüben in dem niedrigen, grünen Kachelofen faucht und flackert.

„Gestatten Sie, Frau Lotte Kalsow auf Werrahn“, beginnt er mit einer Art ehrwürdiger Feierlichkeit, die ihm wohl aus seinem geistlichen Amt zugeströmt sein muß. „Verübeln Sie es mir nicht, Frau Lotte Kalsow auf Werrahn, wenn ich Ihnen — in aller Bescheidenheit natürlich — zu verstehen gebe, daß eine solche Tasse Kaffee für einen Mannesmagen bei drei Grad Kälte, und — — nun ja, Sie begreifen woll — — Ich will nicht etwa Ihre Gastfreundschaftlichkeit herausfordern. Nein, das liegt mir fern. Aber ich möchte doch behaupten, Frau Lotte Kalsow, daß ein Glas Grog, namentlich bei einer herrschenden Temperatur von drei Grad unter Null, dem menschlichen Leib bekömmlich und auch den oberen Gehirneigenschaften nicht unzuträglich erschiene. Wie gesagt, mißverstehen Sie mich nicht, ich trinke auch dies. Aber es ist doch etwas anderes. Und ich meinte nur.“

Allein sein schmächtiges Gegenüber schüttelte nur streng und abwehrend das Haupt. Ihr weißes Häubchen mit den schwarzen Samtbändern zitterte dabei wie von innerlichem Ärger ergriffen, und die Hakennase der kleinen Dame reckte sich noch etwas spitzer, bevor sich ihre Besitzerin jetzt heftig vorbeugte, um mit dem Fingerhut warnend auf die Tischplatte zu klopfen.

„Junges Volk — junges Volk“, widersprach sie mißfällig, wobei es sie nicht weiter störte, daß der Jüngling von Küster, der ihr in einem abgetragenen braunen Gehrock gegenüber saß, längst die Tür jugendlicher Torheit hinter sich geschlossen hatte. Er mochte an die Sechzig zählen. Aber das schadete nichts, denn diese Worte bildeten einen Lieblingsausdruck von Mutter Lotting und legten außerdem ein Zeugnis innerlich wohlwollender Laune ab. „Es ist schrecklich,“ fuhr sie fort, „welchen Gewohnheiten das junge Volk von heute sich hingibt.“ Dabei stachen ihre glänzenden, braunen Augen zornig auf dem regungslosen, ehrwürdigen Antlitz des Besuchers herum. „Schämen Sie sich gar nicht, Herr Küster Vierarm, daß Sie das Laster des Alkohols, genau wie all die andern jungen Menschen hier in der Umgegend, nicht von sich fernhalten können? Ich denke,“ fuhr sie erbitterter fort und rückte sich die Brille auf die verschrumpelte Stirn, „Sie glauben an den leibhaftigen Teufel? Ja, Sie wollen ihn sogar bereits mehrfach mit eigenen Augen gesehen haben? Und daran zweifle ich auch gar nicht. Denn Sie sind ein geistlicher Mann und haben sich viel mit Gespenstern und so was beschäftigt. Aber meinen Sie nicht gleichfalls, daß der Leibhaftige sehr gut in einer Spiritusflasche sitzen und, sobald sie entkorkt ist, heraussteigen kann, um solch einem wehrlosen Menschenkind die Faust in den Nacken zu stoßen und dann ab mit ihm — marsch, marsch — in Elend und Kummer?“

„Ob er das kann?“ — Als sich Küster Vierarm bei dieser seiner Lieblingsidee gefaßt fühlte, vergaß er für einen Moment sowohl seine frierenden Glieder als auch die holde, lockende Sehnsucht nach dem goldgelben Getränk und verstieg sich vollkommen in den Ton eines der kleineren Propheten.

„Frau Lotte Kalsow zu Werrahn,“ hob er an, und dabei zog er seine buschigen, schwarzen Augenbrauen, die einen seltsamen Gegensatz zu seiner struwweligen, eisengrauen Mähne bildeten, erschreckend weit in die Höhe, „ja, es ist wahr, der Teufel schleicht im Land herum und spuckt höllischen Auswurf in die Seelen der Jugend. Sie können es mir glauben, in allen möglichen Gestalten bün

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ich ihm in der letzten Zeit begegnet. Überall hat er sich manggeschoben. Bei die Herren Offiziere sitzt er in einer blitzblanken Uniform im Kasino mit am Tisch und stößt da mit ihnen in Champagner an. Denn unter diesem auserwählten Trank tut er es in solch einer vornehmen Gesellschaft nich. Und in dem Kaufmannsklub und in den Kapitänsvereinen drinnen in der Stadt, da sitzt er hinter dem Tisch und spielt rechts und links. Sie wissen schon ‚Gottes Segen bei Cohn‘ und ‚Meine Tante, Deine Tante‘. Denn solch aufregende Sachen nennen unsere Kaufleute heutzutage ihre Erholung. Und bei die heutigen Mädchens, Gott sei's geklagt, da geht er nu geradezu aus und ein. Er läßt sich von ihnen als Zofe engagieren und macht ihnen verrückte Frisuren, daß man glaubt, der Storch Adebar habe ihnen aus Versehen sein Nest hinten auf den Kopf gebaut. Ja, ja, Frau Lotte Kalsow auf Werrahn, wundern Sie sich nich, das bemerken meine Augen allens, denn sie sind geistlich geschärft. Und wenn sich dann die jungen Damens von ihm anziehen lassen wollen, ja prost Mahlzeit, glauben Sie etwa, daß er sie wirklich anzieht? I wo! Überall sieht man vielmehr das reine, helle Gottesfleisch hervorkucken. Das tauft er dann Stil und Natürlichkeit, der höllische Schwindler. Und was das allerschlimmste bleibt, wenn die armen verführten Dinger dann abends ins Bett gehen, nachdem sie am Tag allerlei gottverfluchten Unsinn geschwatzt, dann schiebt ihnen die feine Zofe unter das Kopfkissen noch solche Bücher, die den unklugen, verdrehten Köpfen den Rest geben. Da hat sich der Teufel nämlich eine ganze Reihe von Schreiberkerlen zugelegt, die man jetzt Philosophen nennt. Frau Lotte Kalsow auf Werrahn, ich bün doch auch ein Philosoph, und der Herr Pastor Fielitz sagte noch neulich zu mir, ich verträte den übersinnlichen Standpunkt. Was sagen Sie dazu? So hoch hat mich der geistliche Herr geehrt. Aber diese neue Philosophie, wonach nu den jungen Leuten allens erlaubt sein soll, aber auch rein allens, zum Beispiel, daß sie das ordnungsgemäße Standesamt nicht mehr ehren oder sich jeder ihre eigene Religion zurechtlegen — na, das is denn auch so 'ne feine Sorte von Religion — und daß sie Sitte und Anstand für offenbare Dummheit erklären! Nee, auf die neue Art von Philosophie lasse ich mir nich ein.“

Nach diesen Ausführungen goß der Küster eine große Masse heißen Kaffees herunter, schüttelte sich infolge des ungewohnten Getränks und schnappte ein paarmal nach Luft. Die Herrin des großen Bauernhofs jedoch schob an ihrer Brille, und nachdem sie vor den Zwirnsfaden, mit dem sie nähen wollte, einen Knoten geschlagen hatte, warf sie einen durchbohrenden Blick auf den langen Mann.

„Hören Sie mal, Herr Küster Vierarm,“ sprach sie deutlich und ohne Umschweife, wie es ihre Art war, „meinen Sie etwa mit diesem jungen Mädchen irgendeine bestimmte?“

„Eine bestimmte? Nein, wie sollte ich?“ entgegnete der Besuch, der den Sinn der Frage vergeblich zu ergründen suchte. „Ich weiß ja gar nicht —“

„Oh, ich dachte nur,“ fuhr die winzige Frau wieder, eifrig nähend, fort, „Sie hätten möglicherweise hier im Haus davon sprechen hören, daß wir vielleicht einen Zuwachs erhalten. Herta Boddin. Sie kennen sie ja von früher. Denn wenn die Frau Oberst drinnen in der Stadt, was Gott verhüten möge, etwa abberufen werden sollte —“

„Ja,“ schob der Küster salbungsvoll dazwischen, „wer zählt die Tage der Menschheit?“

„Dann, lieber Freund, habe ich mich entschlossen — das heißt, verstehen Sie mich recht, ich beabsichtige es vorläufig nur — dann möchte ich die Tochter meiner Jugendfreundin zu mir nehmen.“

„Das Fräulein Herta?!“ schreckte jetzt der Küster auf. „Das Geschöpf mit den sündhaft goldenen Haaren?“

„Das ist nun Schnack“, schnitt Mutting, die gefurchte Stirn verziehend, ab. „Was kann das kleine Mädchen für ihr schönes Haupthaar? Aber ich wollte Sie doch einmal fragen, lieber Freund, da ich ja auf Ihre Menschenkenntnis großen Wert lege, ob Sie glauben, daß sich das kleine Ding ohne Beschwerden für sich selbst, aber hauptsächlich auch ohne Störung für uns in unsern Kreis und überhaupt in unser ganzes Sein und Treiben einfügen würde? Was halten Sie von ihr?“

„Was ich von ihr halte?“ Der Küster erhob sich, und seine lange Gestalt streckte sich so besorgniserregend in die Höhe, daß seine Zuhörerin sich weit nach hinten überbeugen mußte, um den eisengrauen Haarbusch des Mannes nicht aus den Augen zu verlieren. Dann fuchtelte er erregt mit den Armen.

„Frau Lotte Kalsow auf Werrahn,“ setzte der Gefragte mit abgründig tiefer Stimme ein, „von dieser Kleinen wollen Sie wissen? Nun, dann sage ich Ihnen, in ihr sitzt einer von den tausend Dämonen, die unser Herr und Heiland seinerzeit leider nicht von dieser schönen Erde austreiben konnte.“

„Irren Sie sich auch nicht?“ warf Mutting Kalsow zweifelhaft dazwischen.

„Nee, Madam, da kann von einem Irrtum gar keine Rede sein. Kucken Sie, wie sie damals, als achtjähriges Ding, hier draußen bei Ihnen in Werrahn zu Besuch war — Sie erinnern sich woll — da is sie einmal des Sonntags, kurz geschürzt und mit nackten Beinchen, zu mich in die Kirche gelaufen. Denn sie kam gerade vom Krebsgreifen aus dem Schwarzbach. Und als ich ihr dieses sträfliche Benehmen mit väterlicher und heiliger Entrüstung klargemacht und verwehrt hatte, was glauben Sie woll, was dann geschah? Ob sie etwa beschämt zu Ihnen, Frau Lotte, nach Haus gelaufen is? Keine Spur. Nach dem Gottesdienst nämlich mußte mir das passieren, daß ich das gottlose Ding oben in den Zweigen des Kirschbaums sitzen sah, der gerade neben der Kirchhofsmauer herüberhängt. Da hockte sie ganz lustig auf einem schwanken Ast, und denken Sie, sie zappelte noch immer mit ihren nackten, unbekleideten Füßen, obwohl doch der eigene Sohn von Ihnen, nämlich unser Herr Heinrich, unter ihr stand, dem sie eine von den roten Früchten nach der andern auf den Kopf warf. Kucken Sie, Frau Lotte, und da hat die innere Stimme schon damals laut zu mir gesprochen: ‚Dieser Kleinen fehlt die liebliche Scham, und sie hat es außerdem mit der unbewußten und eingeborenen Trotzhaftigkeit.‘“

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So wetterte der Küster und warf seinen rechten Arm vor, als wäre dieser ein riesenhafter Signalmast, an dem eine Laterne hinge, die die Welt erleuchten sollte. Die Hausherrin aber schwieg und nähte weiter.

Da wurde auf dem Gehöft ein wildes Kläffen hörbar. Deutlich vernahm man das Klirren und Rasseln einer Kette, und jetzt stürzten zwei braune Jagdhunde quer über den Hof auf die Einfahrt zu.

„Da kommt Herr Heinrich", meldete der Küster.

Und die kleine Frau, die längst den schweren, schallenden Tritt ihres Sohnes erkannt hatte, seufzte ein wenig in sich hinein und fügte hinzu: „Ja, nun werden wir hören. Der Junge ist die ganze Nacht fortgewesen, und das kann nichts Gutes bedeuten."

* * *

Die Stunde war endlich genaht, in der der riesige Heinrich Kalsow mit seiner Mutter über sein Schicksal reden wollte. Und das fing er folgendermaßen an. Noch immer stand er vor ihr, aber jetzt beugte er seine breitschultrige Gestalt ein wenig zu der kleinen Frau herunter und drehte dabei verlegen an den Hornknöpfen seiner grauen Flausjacke herum.

„Mutting," hob er mit zurückgepreßter Stimme und doch in durchzitternder Befangenheit an, „es war eine schlimme Nacht. Das kannst du dir gar nicht denken."

Die Alte, die zum erstenmal während dieser ganzen Zeit ihre Hände, an denen die blauen Adern so vielverzweigt hinliefen, unbeschäftigt im Schoß ruhen ließ, bewegte ein wenig überlegen das graue Haupt.

„Ja, mein Jünging," belehrte sie, „du hast noch nicht viele Menschen sterben sehen. Wer seine ganze Familie hingehen sah wie ich, und wer außerdem hier im Dorf an so vielen Leidensbetten stand, der wird auch das gewohnt. Und Gewohnheit, mein Jung, stumpft schließlich gegen alles ab. Freilich, das mag die Jugend nicht glauben", setzte sie mehr für sich hinzu.

Der junge Landwirt aber atmete tief auf und schien seine Erinnerung abschütteln zu wollen. Dann quoll es aus seinem innersten Wesen hervor: „Ich werd's jedenfalls nie vergessen, Mutting. Jetzt liegt die Frau Oberst da, so still und ruhig, als ob sie nur ausruhen wolle, aber so lange sie noch Atem hatte, da —"

„Was, mein Junge?"

„Mutter, ich weiß eigentlich gar nicht, ob ich dir das mitteilen darf. Denn es schien mir, als wäre es ein Geheimnis gewesen, was die vornehme alte Dame in ihrer Todesangst nur so von den Lippen stieß. Weißt du, Mutting, es war beinah, als müßte sie dieses Letzte durchaus noch jemand anvertrauen."

„War denn sonst niemand bei ihr?" forschte Mutter Lotting wie unabsichtlich und rückte an ihrer Brille.

„Nein, Mutter, nur ich und Herta."

„Also ihr beide allein. So, so." Die Alte schaute einen Moment forschend in das Gesicht ihres Sohnes, in dem sie eine ihr fremde Erregung zittern sah. Und dann fragte sie so geradezu, als hätte der junge Mann nicht soeben ein schwerwiegendes Bedenken geäußert: „Also wovon sprach die Frau Oberst zuletzt? Mach fix!"

Da erzählte der Sohn. Nichts verbarg er. All die quälende Herzensangst, von der die Sterbende gefoltert wurde, ihre namenlose Furcht vor der Armut sowie das Grauen vor der hereinbrechenden Not, ja selbst die halb unverständlichen Seufzer der Dahinschwindenden, alles hatte er in treuem Gedächtnis bewahrt. Und in tiefem, aufrichtigem Mitleid suchte er, während sein eigenes Herz in mächtigen Schlägen ging, die Teilnahme oder vielleicht auch die Hilfsbereitschaft seiner Zuhörerin zu wecken. Jedoch Mutting Kalsow regte sich kaum, und obwohl sie in größter Spannung gelauscht hatte, so griff sie jetzt von neuem zu ihrem Bleistift, als gedächte sie auch die eben gehörten Tatsachen in Zahlen umzusetzen.

„Ja", nickte sie, während sie an dem ungelenken Menschen, der nur mit Mühe das Zittern seiner kräftigen Glieder verbarg, vorüberzublicken suchte. „Ja, mein Jung, das dacht ich mir wohl. Meine Freundin Mathilde hat nicht so ganz richtig gewirtschaftet. Für sich selbst brauchte sie niemals zuviel. Aber für den Mann. Für ihren schönen Mann. Wie das ja bei vielen Frauen vorkommen soll, die da meinen, daß mit dem bißchen Liebe die Welt regiert wird. Ach, das ist ja gar nicht so."

„Aber, Mutter," fuhr Heinrich plötzlich in Hast und Erregung dazwischen, „du bist ja selbst unserm Vater eine so gute Frau gewesen."

„Nein, das laß," schnitt Mutting Kalsow ab, „das räum ich dir nicht ein. Das weißt du ja, darüber haben sich die Kinder kein Urteil zu erlauben. Das lieb ich nicht. Und nun sag mir, was wird nun aus der kleinen Herta? Zieht sie zu ihrer Schwester, der Frau Professor Rogge? Oder —"

Jetzt mußte die Entscheidung fallen. Wenn er jetzt nicht den Mut gewann, der strengen Hausherrin von Werrahn die vollzogene Tatsache, an der es kein Rütteln mehr gab, klarzulegen, dann — das wußte er aus Erfahrung — war der Augenblick unwiederbringlich versäumt.

„Mutting," bestimmte er, und seine Stimme klang plötzlich laut und markig durch den Raum, „Herta wird nicht zu ihrer Schwester ziehen."

„Nein?" fragte die Alte, ohne sich zu rühren. „Wohin denn?"

„Mutter," brachte er heiser hervor, während seine Hand ohne Überlegung die Stuhllehne des Korbsessels dringend und eilfertig zu streicheln begann, „ich hab ihr gesagt, sie sollte, da es doch deinem eigenen Wunsch entsprach —"

„Was hast du ihr gesagt?"

„Daß sie — daß sie —" Und jetzt versuchte der Riese wie ein kleines Kind, das bittet, nach der Hand seiner Mutter zu greifen. „Daß sie in unserm Haus willkommen wäre. Das hab ich ihr gesagt. Und kuck, Mutting," fuhr er mit überquillender Güte fort, „hier bei uns is es doch gar nicht so schlimm. Was kommt es hier auf Werrahn auf einen Kopf mehr an, nicht wahr? Und Mutting, sieh, wenn du etwa trotzdem glauben solltest, was ja aber wirklich ganz unrichtig wäre, daß du durch den Zuwachs mehr Kosten im Haushalt haben würdest, sieh, Mutting, davon sollst du nicht das Geringste merken." Er richtete sich auf, dehnte seine Brust und atmete nun plötzlich frisch und leicht und wie befreit. „Denn, Mutting," lachte er aus voller Kehle, „kuck mich eins an, kann ich nicht zehn Kerle in Grund und Boden arbeiten? Und das

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verspreche ich dir, das will ich ehrlich tun, denn ich freu mich nun mal auf Hertas Aufenthalt bei uns. Ja, das is es, ich freu mich. Und nun, Mutting mach nich so ein ernstes Gesicht, denn du warst es ja selbst, die auf den Einfall kam. Nein, liebes Mutting, sag mir lieber, daß ich recht gehandelt hab."

„Recht?" Langsam hob die alte Frau ihr merkwürdig schmales Antlitz, und in ihren ruhigen Augen stand keinerlei Zustimmung zu lesen.

„Ja, mein Sohn," hob sie mit ernster Zurückhaltung an, und man merkte, wie sie jedes Wort einzeln überlegte, „ich hab wohl vorübergehend an diesen Plan gedacht, aber ich wußte damals noch nicht, Heinrich, daß du so überaus rasch im Bestellen solcher Wünsche wärest. Das entspricht doch sonst gar nicht deiner Art. Und deshalb, mein Junge, möchte ich gern noch einmal erklärt haben, warum du es gerade in diesem Fall so eilig hattest?"

Jedoch anstatt eine Antwort zu erteilen, riß Heinrich nur seine großen, grauen, von dicken, blonden Haarbüscheln überdachten Augen auf, und dabei ballte er vor Verwunderung die Fäuste. Was? Eilig? Ja, zum Kuckuck, das mußte seine alte Dame doch endlich merken? Warum fragte sie erst danach?

„Mutter, was nützt hier groß Erklären? Ich will, daß das kleine Mädchen zu uns zieht. Und damit gut."

Stille wurde es. Bis die Alte tief und hörbar aufatmete.

„Du willst es also?" sagte sie ganz sachte, und dabei hätte auch das geübteste Ohr kaum irgendwelche innere Erregung an der Sprechenden wahrnehmen können. „Ja, ja, was man nicht alles will im Leben. Darüber ließe sich vieles sagen. Aber, damit du es gleich weißt, Heinrich, so erkläre ich dir in diesem Augenblick, daß mein Wunsch mit dem deinen nicht übereinstimmt. Still, ich hörte es ja schon, du willst es! Du wirst ja nach mir hier der Herr auf Werrahn sein und bist es ja eigentlich jetzt schon. Und jedermann muß für seine Taten einstehen. Das wirst du sehr nötig haben. Und nun, mein Jung, ich befehle dir nichts, ich rate dir nichts, nun tu, was du nicht lassen kannst." — — —

(Fortsetzung folgt.)

Georg Engel.

Von Fritz Stöber. — Hierzu 1 Spezialaufnahme für die „Woche".

Als sich die Kämpfe der Naturalisten im Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ein wenig verebbt hatten, erschien eine neue Generation auf der Bildfläche, die fast durchweg das literarische Feld von heute beherrscht. Neue Männer kamen, die sich in ganz kurzer Zeit einen bedeutenden Namen zu verschaffen wußten. Einer der begabtesten von diesen ist unzweifelhaft Georg Engel. Eine stattliche Reihe von Büchern aus der Feder dieses Dichters liegt vor mir, darunter zwei Romane „Hann Klüth, der Philosoph" und „Der Reiter auf dem Regenbogen", die wir zu den besten zählen dürfen, was deutsches Schrifttum hervorgebracht hat. Sie sind von einer köstlichen Reife und verkörpern ein wunderbares Gemisch von echt deutschem Gemüt und Humor. In ihnen lebt ein starkes Heimatgefühl, tiefwurzelnde Bodenständigkeit und ein solch sonniger Optimismus, daß allen denen, die sich mit der Lektüre dieser Bücher befassen, eine starke Lebensfreude ins Herz hineinschleicht.

„Der Reiter auf dem Regenbogen", der zuerst in diesen Blättern veröffentlicht wurde, schildert den verträumten deutschen Phantasten, sein Leben, Streben und sein Sterben. Mit einer üppigen Phantasie weiß uns Engel die verschlungenen Lebenspfade „Gust Petersens", des Helden, vor Augen zu führen. Wir gehen mit dem Dichter durch dick und dünn und weinen und lachen mit ihm. Dieser Roman mutet uns wie ein aus den Tiefen des Herzen kommendes Selbstbekenntnis an, in ihm setzt er seiner treuen Mutterliebe ein bleibendes Denkmal.

„Hann Klüth", der den hellen Jubel unseres leider zu früh verstorbenen Liliencron entfachte, ist wieder von einer ganz anderen Art. Hier ist alles Freude und Festtagstimmung. Hann Klüth, der Held, sieht die Welt mit rosigsten Augen, jeder Tautropfen wird ihm zur funkelnden Sonne, sein Herz ist von Gold, und was er anfaßt, leuchtet und glüht. Dabei repräsentiert gerade dieser Roman die Philosophie in ihrer einfachsten, verständlichsten Form, wie sie unverbildeten deutschen Gemütern eignet.

Außer diesen beiden Werken hat Georg Engel noch vier Romane geschrieben: „Die Last", „Zauberin Circe", „Die Furcht vor dem Weibe" und „Das Hungerdorf". Auch in diesen Romanen, ausgenommen „Zauberin Circe", müssen wir die große Gestaltungskraft bewundern, seine Kunst, wirkliche Menschen auf die Füße zu stellen. Lebenserfahrung und ein sicherer Blick für das Charakteristische, ein feines, lyrisches Empfinden für den landschaftlichen Hintergrund zeichnen auch diese Romane aus, wenn über ihnen auch nicht der goldige Schimmer ausgebreitet liegt und in ihnen auch nicht das geheime Rauschen des Meeres zu vernehmen ist wie in seinen beiden Hauptwerken. In der „Zauberin Circe", einem Großstadtroman, ist die Kunst Engels nicht so sicher, sie tastet, und man hat nicht wie sonst den Eindruck eines Pfadfinders.

Die beiden Novellenbände, „Der verbotene Rausch" und „Die Leute von Moorluke" enthalten wahre Kabinettstücke der Novellistik. Wer das Lachen verlernt hat, greife einmal nach diesen Novellen und lese „Der verbotene Rausch" und „Christine-Dörthens Verlobung".

Schon in jungen Jahren errang Engel seinen ersten Erfolg mit dem „Hexenkessel" von der Bühne herab. Stück auf Stück folgte. „Der Ausflug ins Sittliche" entfesselte damals die ersten Stürme der „Lex Heinze". „Der scharfe Junker", der in Berlin allein an die vierzig Male gespielt wurde, ist ins Englische und Italienische übersetzt worden. Auch „Ueber den Wassern" und „Im Hafen" weisen wuchtige dramatische Momente auf. In beiden donnert das Meer und branden erregte menschliche Leidenschaften. Mit wenigen Strichen zeichnet hier Engel Menschen seiner Heimat, die in ihrer derben, lebenskräftigen Art wie alte Holzschnitte anmuten.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Georg Engel, der Verfasser unseres neuen Romans „Die verirrte Magd“.

Wie jeder echte Dichter sich selbst und die Gestalten seiner Umgebung in seine Werke hineingeheimnißt und aus der Fülle des Erlebten schöpft — so auch Georg Engel. Manche seiner Figuren weisen sichtliche Aehnlichkeiten mit ihm selbst auf. Die Modelle zu seinen Hauptwerken fand er im Land seiner Heimat, und das lebende Ebenbild vom „Lügenlotsen“ im „Hann Klüth“ wandert heute noch als biederer Kapitän herum.

Das Leben Engels spielte sich wie bei allen seinen Landsleuten still und mehr nach innen gekehrt ab. Ueber die Jahre seiner Kindheit hat Engel in der „Gartenlaube“ vor einigen Monaten berichtet. Er wurde als einziger Sohn eines Kaufmanns und Reeders in Greifswald am 29. Oktober 1866 geboren. Im zwölften Lebensjahr, nach dem Tod seines Vaters, verließ er mit seiner Mutter seine Vaterstadt, um nach Breslau überzusiedeln, wo er bis zum 18. Lebensjahr das Gymnasium besuchte. Später bezog er die Berliner Universität und hörte dort unter anderm bei Treitschke, dem großen Stilisten, Geschichte, dessen Feuerrede auf den jungen Menschen wie auf alle Zuhörer einen tiefen und bleibenden Eindruck machte.

Dann war er kurze Zeit Theaterkritiker. Heute lebt er mit seiner Mutter, der „Frau Exzellenz Menzel“, wie sie von ihrem Freundeskreis gen[illegible]nt wird, in einer gemütlichen Wohnung im Westen Berlins. In dem gleichzeitig vornehmen wie behaglichen Heim, das sich den Charakter der pommerschen „Guten Stube“ gewahrt hat, verkehren die besten Kreise Berlins in bunter Mischung durcheinander, behütet und bemuttert von jener liebenswürdigen weißhaarigen Dame, die der norddeutsche Dichter als seinen größten Schatz betrachtet.



Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der japanische Laden.

Von Bigetsu Koyama. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Der Eingang zu einem echt japanischen Laden ist meist so niedrig, daß ein europäischer Besucher ohne tiefes Neigen des Kopfes kaum eintreten kann. Inmitten eines Berges von Verkaufsgegenständen erscheint das Gesicht des Händlers wie eine besondere Ware eigener Art. In den meisten altjapanischen Läden sitzen die Verkäufer und Kommis von frühmorgens bis spät in die Nacht tagaus, tagein auf ihren harten Matten. Nur der Chef und die älteren Kommis sitzen auf weichen Kissen. Aber der harte Sitz ist für die jungen Verkäufer keine Qual, da das ganze Körpergewicht auf den Knien ruht. Aus dieser ruhenden Körperstellung, die sie in ihrer Unbeweglichkeit wie Bronzebuddhas erscheinen läßt, schnellen sie auf ein Wort des Chefs empor und folgen gewandt den Anweisungen ihres Meisters. Ist der Befehl ausgeführt, so kehren sie auf ihren Kniesitz zurück und sitzen wie Buddhas.

Tritt man in einen altjapanischen Laden in Tokio, so kann man sich glücklich preisen, wenn man kein Japanisch versteht, denn ein Strom von Beredsamkei ergießt sich über einen, und man erstickt fast unte den überschwenglichen Anpreisungen und Lobeserhebunger der Waren. Selbst der jüngste „Shop-boy“ zeigi bereits große Gewandtheit in der Kunst, den Kunden zum Kauf zu überreden. Aber dies ist nicht immer dei Fall; es gibt auch weniger lästige Verkäufer, mit denen man ruhiger verhandeln kann. Ehrliche, solide Kaufleute, die auf den guten Ruf ihres Geschäfts etwas halten, sind in allen Städten Japans zahlreich zu finden.

Vor alten japanischen Läden hängt häufig ein Tuch oder Vorhang, auf dem der Name des Inhabers zu lesen ist; dieser Vorhang ist gewissermaßen das Ehrenschild eines Geschäfts, der Inbegriff der Solidität und Zuverlässigkeit, die Handelsflagge altjapanischer Kauf-



Blick in ein großes japanisches Warenhaus.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

leute, die zu sagen pflegen: „Kein Treuloser soll je unter unser Schild treten.“ Wenn ein Verkäufer ein Geschäft verläßt, um selbst einen Laden aufzumachen, so wählt er meistens ein Schild, das dem seines ehemaligen Chefs ähnlich ist; oft ist es auch Brauch, daß letzterer seinem früheren Gehilfen das Kapital zur Einrichtung seines Geschäfts leiht, sich also gewissermaßen daran beteiligt.

Vor einigen Jahren wurde eine altberühmte Aalküche in Tokio öffentlich versteigert. Außer dem geräumigen Haus wurden zwei kostbare Dinge aufgeführt: Das berühmte



Verkaufsbude für kleine Geschenke.



Die größte Konditorei in Tokio.

Schild des alten Restaurants und ein 1½ Fuß hoher Krug, in dem seit Gründung des Hauses, wohl hundert Jahre und mehr, die leckeren Aale gekocht wurden.

„Kleiner Laden, großer Umsatz“ war früher der Wahlspruch japanischer Kaufleute, bis vor einem halben Jahrhundert europäische Kultur bei ihnen einzog. „Großer Laden, große Reklame, großer Umsatz“ lautet die neue Devise des modernen Kaufmanns, der es häufig vorzieht, auch in der äußeren Gestalt seinem Geschäft europäisches Aussehen zu verleihen. Trotzdem ist manches von den soliden Grundsätzen von ehedem auch heute noch geblieben; besonders zeichnet sich darin Osaka aus. In manchem seiner von außen unscheinbaren und bescheidenen Geschäfte steht ein angesehener, einflußreicher Millionär. Wer vor-



Eine moderne Buchhandlung in Tokio.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Ein japanisches Schuhwarengeschäft.

übergeht, sieht nur den niedrigen, bescheidenen Laden. Die unscheinbare Außenseite einer alten Firma, der kleine Laden, ist oft nur der Kopf eines mächtigen Körpers von Fabriken und Lagerhäusern. So hat Japan Hand in Hand mit seiner politischen Entwicklung zur Großmacht auch als Handelstaat eine große Bedeutung erlangt. Man hat dieses rasche Emporsteigen auf allen Gebieten oft mit dem Aufschwung Deutschlands in den letzten vierzig Jahren verglichen. „Germany of the far East" nennen es die Engländer. Die rapide Entwicklung war nur dadurch möglich, daß Japan mit größter Geschicklichkeit und Intelligenz sich mit europäischer Kultur vertraut machte und in fast allen Ländern Europas mit Emsigkeit lernte und sammelte und zum eigenen Vorteil das Gelernte verwandte. Ebenso wie in Deutschland in den letzten dreißig Jahren aus einem kleinen Handwerker ein Großfabrikant, so ist auch in Japan aus einem kleineren Ladenbesitzer häufig ein Großexporteur oder Warenhauskönig geworden. In den großen Handelzentren der Welt sind immer Japaner zu treffen, auf Industrie- und Weltausstellungen fehlt die japanische Abteilung nie; in Berlin, London, Paris gibt es zahlreiche japanische Läden mit allerhand Erzeugnissen des östlichen Inselreichs. Und häufig kauft man dort ebenso gut und billig wie in Japan selbst Bronzen und zierliche Lackstücke, Seidenstoffe und japanische Porzellane. Auch japanische Teestuben gibt es in London und Paris, mit kleinen Dämchen im farbigen Seidenkimono, die den Tee servieren. So setzt japanischer Unternehmungsgeist überall in der Welt ein, wo sich Aussicht auf Gewinn und Verdienst bietet. Der junge Japaner nutzt seine Zeit im Ausland tüchtig aus, und wenn es ihm an Verdienst fehlt, dann scheut er sich auch nicht, als Hausierer seine Kunstdrechslerarbeiten und



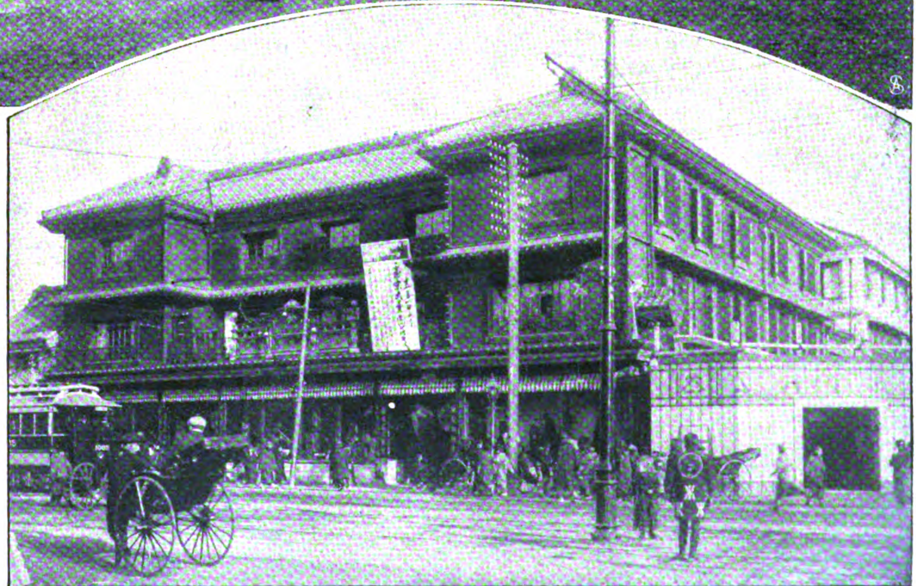
Ein Laden für Porzellan- und Töpferwaren.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein großes Modehaus.

allerhand niedliche Kleinigkeiten feilzubieten.

Zahlreiche Handelsschulen und Handelshochschulen, aus denen alljährlich Tausende junger Kaufleute hervorgehen, kann das moderne Japan aufweisen. Diese jungen Streiter auf kommerziellem Boden betrachten es als ihre Lebensaufgabe, daß Handel und Wandel in Japan immer von neuem blühen und gedeihen. Sie kämpfen mit Eifer und oft mit Uebereifer, den ältere



Das größte Bekleidungsgeschäft in Tokio

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

besonnene Elemente der Kaufmannschaft häufig tadeln. Wenn alt und jung, Solidität und Rührigkeit Hand in Hand gehen, dann wird es zum Nutzen des Vaterlands sein. Sie kehren später mit reicher Lebenserfahrung in die Heimat zurück und führen in Tokio und Jokohama dann europäische Neuigkeiten ein, für die ihre Landsleute immer Verständnis und Interesse zeigen. Neue Seidenstoffe, Pariser Toiletten, Hüte mit großen Straußenfedern, Handschuhe und Sonnenschirme finden bei den Damen der vornehmen japanischen Gesellschaft großen Anklang. Auch gibt es in Tokio jetzt bereits große Buchhandlungen, die, ganz nach europäischem Muster eingerichtet, den wißbegierigen Japaner wie den Europäer mit Lesestoff versorgen. Dort liegen Zeitungen zum Verkauf sowie die neusten illustrierten Wochenschriften Tokios aus. Mit der Photographie sind die Japaner längst vertraut; es gibt in Tokio große photographische Ateliers, die glänzende Geschäfte machen. So sind überall in die altjapanische Kultur mächtige Keile europäischen Fortschritts und moderner Technik eingedrungen. Trotzdem kann man nicht behaupten, daß das japanische Kulturbild dadurch im wesentlichen beeinflußt wurde. Das Moderne ist überall geschickt eingefügt und mit großer Intelligenz nutzbar gemacht worden.

Märchenstunde.

Des Mondes Silbernetze
Umflimmern das dunkelnde Land,
Es starren die Gartenplätze
So geisterhaft unbekannt.

Dort drüben am Stamme der Weide,
Von flüsternden Schatten bewacht,
Da steht im blaudunklen Kleide
Heimlich verborgen die Nacht.

Es rauscht und murmelt der Flieder
So wunderschwer über mir —
Die Nacht weiß tausend Lieder
Und süße Geschichten von dir . . .

Gisela Freiin von Berger.

Stepp up Strann.

Roman von

Meta Schoepp.

4. Fortsetzung.

Als der Tag verging, ohne daß eine Einigung erzielt war, wandte man sich wieder an Se. Exzellenz. Und der bewilligte eine Audienz. Er hätte es nicht nötig, sagte er. Denn die englische Regierung hatte beim Kieler Frieden den Helgoländern ihre Rechte und Privilegs zugesichert. Aber er war gern bereit, die Wünsche der Kommission anzuhören und, wenn es sein müßte, der Vermittler zu sein. Der Konsul lehnte jede Vermittlung brüsk ab. Sagte, daß er sich mit einer Beschwerde an die englische Regierung über das Piratenwesen in einem deutschen Meer wenden würde, wenn die gestohlenen Güter nicht bis morgen mittag abgeliefert seien.

Und dann gingen sie an Bord.

„Damned!“ sagte Sir Henry.

Peter Ölrichs mußte kommen und Ohlsen und Timm Ralfs und einige andere, und Sir Henry, der Regierungssekretär und die Landesvertretung setzten folgenden Wortlaut zusammen auf:

„Die Kommission will erfahren haben, daß irrtümlich von dem geborgenen Schiffsgut Gegenstände entwendet sein sollen. Um Gelegenheit zu verschaffen, die begangenen Mißgriffe wieder gutzumachen, sollen von heute abend sechs Uhr bis morgen früh die Türen des landschaftlichen Packhauses, soweit es die geborgenen Güter fassen kann, geöffnet sein.“

Sir Henry erwartete Wunder von dieser Proklamation — die Türen blieben weit offen — aber die Hollunner saßen im Pottchen, im Schutzengel und in der Rumstube und hatten ein gutes Gewissen. — Die Kommission wurde immer unangenehmer, der Konsul drohte mit Gerichtsverfahren und sagte Sir Henry offen seine Meinung. Sir Henry war das peinlich. Denn noch lag das englische Regierungsboot vor Anker, und er hatte durchaus keine Lust, sich vor seinen Landsleuten zu blamieren. Er ließ bekannt machen, daß er eine strenge Untersuchung einleiten werde, und daß die Schuldigen die ganze Strenge des Gesetzes erfahren sollten.

„Der ist ja rein unklug“, sagte Peter Ölrichs.

Clas Thaten saß bei Peter Mohr und behielt seine Gedanken für sich. Sie konnten es ja abwarten.

Ja, das konnten sie. Denn die Landesvertretung nahm sich der Sache an, und Bad Lassen legte Sir Henry ein merkwürdiges Verzeichnis vor. Genau war darin angegeben, was der Gouverneur bei der jetzigen und bei früheren Strandungen erhalten hatte. Ganz genau wußten sie, was damit geschehen war — und hatte vorher der Gouverneur gedroht, so drohten sie jetzt. Sie verlangten, daß Sir Henry so verletzende Worte zurücknahm. Verlangten, daß eine neue Bekanntmachung die erregte Bevölkerung beruhigte. Es war ja gar nicht abzusehen, sagte Ölrichs, was für Folgen aus der Unbedachtsamkeit entstehen könnten. Wie sollte man denn Andrésen Siemens' Badeanstalt eröffnen, wenn die Leute auf dem Festland solche Dinge von den Hollunnern hörten! Zu allererst, sagte der alte Lotse, muß doch das Vertrauen da sein. Wenn das fehlt, fehlt die Grundlage zum Glück des heiligen Landes. Immer war Helgoland ein Hort der Schiffer, und die Engländer selbst hatten den Turm einen Pharus genannt. Ein Helgoländer Lotse war berühmt und geachtet in der ganzen Welt; und jetzt kam der Gouverneur selbst und sagte einem berühmten Volk so häßliche Dinge nach? Glaubte Sir Henry, daß das Lunn so lange sich erhalten hätte ohne die geheiligten Einrichtungen? Was man auf der Insel tat, hatten Erfahrung und Weisheit hervorgerufen. Seit Jahrhunderten hatte man seine Rechte ausgeübt, und das sollte auch weiter so

Copyright 1911 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sein. Und wenn Se. Exzellenz anders darüber dächte, sollte Se. Exzellenz die Anklage auf alle ausdehnen, die es anginge. Denn die Biberfelle, das wußte Se. Exzellenz vielleicht nicht, lagen in seinem Weinkeller. —

Sir Henry fühlte danach, daß er die Verantwortung hatte, für das Glück dieser heiligen Insel sich einzusetzen. Denn das mit dem Vertrauen und der Badeanstalt war gerechtfertigt. Es würde einen schlechten Eindruck auf dem Kontingent machen, wenn man glauben könnte, die Insulaner ließen sich irgend etwas Ungehöriges zuschulden kommen. Und — sagte Ölrichs — das beste wäre, wenn eine allgemeine Begnadigung einträte.

Das dachte auch Sir Henry. Und daß eine Gelegenheit da war, sich den Hollunnern als gütiger Landesvater zu zeigen. Und kaum war die Kommission erbittert und empört an Bord, da erfolgte die Bekanntmachung, die die Bedenken einiger Schwarzseher zerstörte.

„Die gesetzmäßige Bestrafung der begangenen Verbrechen würde fast die gesamte männliche Einwohnerschaft in Gefahr bringen; denn für die begangenen Fehltritte bestände die Strafe der Transportation. Im Interesse der Insel und in Erwartung, daß die edle Gesinnung der Hollunners eine Wiederholung so beklagenswerter Dinge nicht gestattete, erteilte Se. Exzellenz kraft der ihm anvertrauten Macht und Befugnis eine allgemeine Begnadigung und Verzeihung. Von jetzt an aber sollten Veruntreuungen jeder Art aufs strengste geahndet werden."

Die Landesvertretung war damit einverstanden; die Hollunner sahen der Zukunft ruhig entgegen, das Hamburger Gericht wandte sich beschwerdeführend nach London, und Sir Henry berichtete über diesen Fall, daß alles all right war, und daß er glaubte, Heiligland werde einer neuen Aera entgegengeführt. Die Eröffnung der Badeanstalt sei eine friedliche Eroberung des deutschen Festlands, sei das Mittel, englische und deutsche Interessen zu fördern. Die Helgoländer betrachteten es als ein hohes Glück, unter der segensreichen Regierung Sr. Majestät das Bad zu eröffnen, und vereinigten sich zu dem Gebet:

God save the king!

* * *

Und nun war die Badeanstalt eröffnet. Die Hollunners warteten auf die ersten Gäste. Oder besser, sie waren neugierig, ob irgend jemand kommen würde. Peter Ölrichs saß auf der Bank an der Blüse neben dem alten Lorenzen und hatte so ein schadenfrohes Grinsen, wenn er daran dachte, daß Andrésen Siemens' stolze Hoffnungen umsonst waren. „So dumm kann ja niemand sein," sagte er zu dem Alten, „daß er auf Helgoland baden will. Es ist schlimm genug, daß sich die Insel für so was hergeben soll, und daß sie zum Gespött wird. Unter der dänischen Regierung hätte so was nicht vorkommen können."

Der Falm war bevölkert wie bei Strandungen. Peter Krohn war mit dem „Kronprinzen von England" nach Hamburg gefahren, Hinrich Aückens mit dem „Schutzengel" und Peter Lührs mit der „Möwe". Man hatte die drei Schniggen in den Dienst der Badeanstalt gestellt. Die drei sollten die Verbindung mit dem Festland herstellen. Nach vielen Mühen und unendlichen Schwierigkeiten war es Andrésen Siemens gelungen, die Aktiengesellschaft „Bade-Anstalt Helgoland" in Hamburger und Bremer Blättern erklären zu lassen, daß wöchentlich einmal von der Badekommission aus die seetüchtigen und wettererprobten Schniggen die Badegäste zur Insel holen würden. Und nun platzten die Frauen fast vor Neugierde: wer wohl alles kommen würde! Und wie das wohl würde mit dem Baden. Perke Thaten fragte mal bei Peter Krüß und Nummel Andrésen im „langen Jammer", ob sie Bescheid bekommen hätten. Die beiden taten, als hinge Wohl und Wehe der Anstalt von ihnen ab, und waren entsetzlich hochmütig geworden. Auch Dulke Hansen hatte jetzt ein Amt. Sie sollte am Damenstrand Dienste tun. Auf der Düne. War aber das Wetter zu ungünstig, um hinüberzufahren, sollte am Vorland gebadet werden. Und dann regierten Andrésen und Krüß. Auch bei den Damen.

Ja, von Haus zu Haus lief Perke Thaten; einige Kinder weinten. Vor Angst. Nach Perkes Erzählungen mußten sie sich unter einem Badegast etwas ganz besonders Schauerliches vorstellen. Der Lehrer hielt keine Schule — er sagte, das wäre nun doch alles egal. Und Peter Mohr saß in finsterem Schweigen mit Hilmar Dehn im Pottchen. Sie sahen nun mal keinen Vorteil für die Insel. Auch die Landesvertretung und die Ältesten nicht. Mit festgeschlossenen Mündern gingen sie einher. Wenn sie die Düne sahen, war es ihnen wie ein Stich ins Herz. Denn einige von ihnen hatten keine Aktien. Und als sie bedachten, daß vielleicht doch reicher Gewinn abfallen konnte, wurmte sie's. Weil sie den anderen nichts gönnten, hofften sie aus einfältigem Herzen, im letzten Augenblick möchte das Unternehmen scheitern.

Andrésen war voll freudiger Hoffnung. Seine schwerfällige Art, über die so oft gespottet worden war, schien ganz geschwunden. Wenn er über die Düne ging, lachten seine Augen, lachte sein Herz. Thora ging so gern mit ihm, nur um seine Freude mit zu genießen. Sie selbst war wie verwandelt. Manchmal meinte sie, ein köstlicher Traum halte sie umfangen. So ganz Mensch war sie, so ganz liebende Frau. Auch in ihr lebte jetzt eine große Erwartung. Worauf? Das wußte sie nicht! Sie sah über das grüne, schillernde Meer — wie die Hoffnung leuchtete es. Neben Andrésen lag sie im Dünensand, sah die goldenen Lichte auf den Wogen tanzen und wiederholte, was er so oft gesagt — „über das Meer kommt von weither das Glück —"

Dann lächelte er. **Sah das Meer — und den Felsen — und Thora —**

„Ja," sagte er, „**das Glück kam zu mir übers Meer.**"

„**Und jetzt wartest du wieder darauf?**"

„**Ja, jetzt warte ich wieder drauf. Aber ich kann es kaum erwarten. Ich habe mein ganzes Leben, mich selbst auf eine Karte gesetzt. Eine Glückskarte ist es! Es muß eine Glückskarte sein!**"

„**Spiele ich eine Rolle dabei?**"

„Du?" Da kniete er schon neben ihr. „Ich denke, wenn das Glück hier einkehrt, kann dir die Insel Heimat werden. Wenn wir nicht mehr abhängig sind von den Zufällen des Meeres, wirst du hier leben können. Dann wirst du die Königin hier sein. Ach, Thora, kannst du dir einen schöneren Thron denken? Sieh mal hinüber — sieht der Felsen nicht aus wie ein stolzer Thron im Meer? Es heißt in einer alten Geschichte, daß der liebe Gott auf Helgoland geboren wurde. Und vor zweitausend Jahren war hier der Sitz des höchsten Gottes der Friesen — ein Altar war der Felsen auch ihnen! Ein heiliger Thron im Meer. Kannst du dir Herrlicheres, Stolzeres denken? Aus einer Wasserwüste ragt stolz und heilig der Purpurthron empor — und du, Thora, du darauf die Königin!"

Thora sah hinüber. Sie die Königin auf diesem Felsen — aus einer Wasserwüste reckte sich trotzig und finster der Felsenthron — **wehe der Königin!**

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber das sagte sie ihm nicht. Nein, das wagte sie nicht ihm zu sagen. Und überhaupt — sie mochte nicht gern an die Zukunft denken. Die Gegenwart war so wunderschön!

Und sie hatte ja eine Entschuldigung vor sich selbst. Sie durfte Jobst, ihren Vetter, nicht erregen. Sie fühlte, daß er dicht vor dem Ende stand. Er sollte sich um sie keine Sorge machen. Es packte sie doch, wenn er mit ihr über sein Leben sprach. Und manchmal fürchtete sie sich.

In Decken und Kissen eingehüllt, saß er am offenen Fenster. Den Blick übers Meer. Manchmal sah es aus, als tanze die Luft. Manchmal sah es aus, als hätte das unendliche Meer den ganzen Himmel in sich aufgenommen; so blau war es — so unermeßlich. Jobst sah über dieses unermeßliche Meer; dorthin, wo die Küste lag. Thora las oder stickte oder träumte. Aber in diesen Tagen, die der Eröffnung des Bades vorangingen, war Jobst lebhafter als sonst.

„Vielleicht kommen Fremde, Thora. Vielleicht kann man noch einigen die Hand drücken, Thora. Einige von den alten Freunden werden mich nicht vergessen haben. Es war doch eine große Zeit, die wir erlebten! Ich habe jetzt manchmal davon geträumt. So lange kam's mir nicht mehr in den Sinn. Aber in den letzten Nächten ritt ich neben dem Herzog. Es war ein merkwürdiger Anblick. Der schwarze Herzog auf dem Schimmel und ich neben ihm. Und wir sangen. Ich höre es ganz deutlich, wie es durch die Nacht schallte —"

„Was sangt ihr?" fragte Thora.

Er lächelte. „Ein altes Soldatenlied. Ein uraltes Soldatenlied. Und beim letzten Vers sah mich der Herzog an —" mit heiserer, tonloser Stimme skandierte er den Vers:

„Wie kommen die Soldaten in den Himmel?
Kapitän und Leutenant.
Auf einem weißen Schimmel,
Da reiten die Soldaten in den Himmel —"

„Mein lieber Jobst!" sagte Thora und hatte Tränen in den Augen.

„Was war's für eine große Zeit", sagte er.

„Ja, Jobst, eine große Zeit!"

„Und fast sind es zwanzig Jahre her! Ich bin noch nicht vierzig, Thora, und bin ein uralter Mann. Noch nicht vierzig!"

„Aber die Zeit, Jobst, die Zeit neben dem Herzog wiegt ein Menschenleben auf."

Sie streichelte seine Hand und dachte: der arme Mensch! Wir können uns ja nicht drüber wegtäuschen! Über ein verlorenes Leben können wir uns nicht wegtäuschen! Und das dachte auch er. Und war wieder bei den Freunden.

„Sie könnten doch kommen, Thora. Man fragt — weißt du noch? Man drückt ihre Hand — weißt du noch?"

Er sah über das Meer. Thora preßte die Lippen aufeinander, um nicht laut aufzuschluchzen. Sie dachte: Du armer Mensch! Den Leichtsinn einer Stunde hast du mit dem Leben bezahlt!

Sie setzte sich an das Spinett und spielte die alte Weise. Der Kranke schloß die Augen. Sah sich als kecken Husaren, hörte der Kameraden fröhliches Lachen — und Pferdewiehern und Degenklirren; in den jungen Morgen reitet die Schwadron, und so frisch klingen die Stimmen über das weite Feld.

Er lächelte, mochte Bilder sehen, die ihm so lieb waren, so teuer. Vielleicht seine Mutter. Vielleicht das Schloß — der Turm stand noch, der alte, liebe Turm. Mochte der Kameraden Stimmen hören — in die Zeit hatte sich sein Geist versenkt, da er noch Hoffnung hatte.

Aber Antje, „die Baronin", konnte sich nicht in die große Zeit zurückversetzen, hatte weder Lust noch Vermögen, mit ihm zu empfinden. Während er in einem Fieberzustand vor der Schwadron übers Feld ritt und des Herzogs verheißendem Reiterlied lauschte, saß sie in der Küche mit ihrer Mutter und schüttete der ihr Herz aus.

„Nun, sagt er, Badegäste will er nicht im Hause haben!" Das war Antjes Wut. Alle sprachen von Verdienst, von Geld, von Reichtum, erinnerten sich der fröhlichen Zeiten während der Kontinentalsperre, da man für ein Zimmer einen Louisdor zahlte; da das Gold wie ein Strom auf die Insel rann — und alle hatten das löbliche Bestreben, diesmal soviel wie möglich von dem goldenen Segen zu erringen. Niemand dachte daran, daß die Leute etwas verlangen könnten — alle waren nur einig in dem Beschluß, so viel Geld wie möglich zu erwerben. Es war fast eine Empörung ausgebrochen, als Andrésen Siemens den höchsten Satz für die Zimmer am Falm wöchentlich mit fünfzehn Mark lübisch bestimmte.

Das war Antjes Wut. Da hatten sie ein Haus am Falm und hatten sechs Zimmer. Also fünf mehr, als nötig waren. Und als sie dem Baron sagte, daß sie davon auch einige vermieten wollte, hatte er „nein" gesagt. „So lange ich lebe, nicht!" Und wer weiß, dachte Antje, wie lange er noch lebt!

Auch ihre Mutter war empört.

„Das kann ja nicht angehen! Wenn geborgen wird, darfst du nicht tragen! So was hat es auf dem Lunn ja noch nicht gegeben! Und nun ist bei Andrésen auch so eine Döllheit ausgebrochen! Und bei dem ist das noch viel gefährlicher. Denn er ist Hollunner. Und natürlich ist die Baronin d'ran schuld. Und Perke Thaten sagt, das kann nicht angehen, daß er sie heiratet. Sie hat hier nichts auf der Insel zu tun. Und ihre schlechten Sitten wollen wir hier nicht haben."

„Nein," sagte Antje gehässig, „die wollen wir nicht. Ich habe dem Baron gesagt, allein geht sie zu Andrésen und bleibt stundenlang bei ihm. Zusammen fahren sie zur Düne, und das Lunn spricht darüber. Und mit so einer will ich nichts zu tun haben. Und er sagt — eine Baronin Thielen weiß selbst, was sie zu tun hat. Bin ich keine Baronin Thielen? Und wie ich Zimmer vermieten will, sagt er, er will es nicht."

„Wenn er tot ist", sagte Pontje, „wird das anders werden."

„Ja, das sagst du seit drei Jahren. Und immer hat man einen kranken Mann! Pontje Lührs kommt vorbei, einen Arm voll Seide hat sie. Und lacht. Beim Bergen gefunden! Einen Arm voll Seide! Das ganze Haus ist voll, sagt sie, und Jakobs Kirchhof sieht aus wie Tütje Payens Kramladen!" Antje fing an zu weinen.

„Das kann nicht mehr lange dauern", sagte ihre Mutter. —

„Auf einem weißen Schimmel,
Da reiten die Soldaten in den Himmel —"

murmelte Jobst in seinem Krankenstuhl. Seine Seele war weit, weit von hier. Fast losgelöst von seinem armen Körper. Thora hatte die Arme auf dem Spinett verschränkt, den Kopf drauf gelegt — und weinte. Über ihn? Über sich? Sie wußte es nicht. Dachte nur, sein schönes Leben hat er hier vergeudet! Auf dieser furchtbaren Insel hat er ein fruchtloses Leben gelebt!

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Gouverneur hatte lange mit Andrésen und dem Hauptmann Rose beraten, wie die Gäste zu empfangen seien. Hauptmann Rose wollte die Musik aus dem „roten Wasser“ und weißgekleidete Jungfrauen. Wie er das mal mit Blücher erlebt. Aber die Hollunners würden sich zu so was nicht hergeben, sagte Andrésen. Und auch über die Musik konnte man sich nicht verständigen. Sir King wollte die englische Hymne, weil Helgoland doch englische Kolonie war. Der Hauptmann wollte ein Preußenlied, damit die deutschen Badegäste immer darin erinnert würden, was sie Preußen zu verdanken hatten, und als Sir Henry Nummel Dierks fragte, wollte der „Slim, min moderken“ spielen, denn sie wären Hollunner Musikanten; und von Preußen kannten sie nur den Hauptmann, und den konnten sie nicht leiden. Und von den Engländern die englischen Hummerfischer, und die konnten sie erst recht nicht leiden. Und es konnte nicht angehen, daß man so schlechte Dinge auch noch durch Musik unterstützte. Da fielen dem Hauptmann die Kanonen an der Südspitze ein, und diesmal war Sir Henry rückhaltlos einverstanden. Aus eisernen Mündern rief England den Gästen donnernden Gruß entgegen. Das sah nach was aus und war auch politisch von Bedeutung. Im deutschen Meer Kanonengebrüll von englischer Feste! Das war ein guter Einfall.

An einem Sonnentag — die Hollunners trauten ihren Augen kaum — an einem Sonnentag kam der „Kronprinz von England“; von weitem grüßte seine grünrotweiße Flagge. Und Fremde hatte er an Bord! Badegäste hatte er an Bord! Durch die Kiker sahen sie vom Falm, daß Fremde drauf waren! Das hatten sie nicht erwartet! Peter Ölrichs und Ratsmann Ohlsen sahen sich an — sahen auf Andrésen, der in wortloser Erregung am Bollwerk stand.

„Nun kommt er erst in Fahrt“, sagte Ohlsen.

„Aber er soll nicht denken, daß er der Erste ist,“ sagte Pay Klaasen feindselig, „wir haben auch zu sagen. Und unser Geld ist das —“

„Reg de man ne up.“ Nan Hansen hatte eine Anstellung und vertrat Andrésen. Er hatte auf der Düne für Ordnung zu sorgen, den Badegästen die Plätze zu zeigen. Er war zufrieden.

Dann donnerten die Kanonenschüsse übers Meer. Vor der Kommandantur wurde die blau und weiß gekreuzte Flagge Großbritanniens gehißt, von der Höhe an langem Mast grüßte ein spitzer, rotgrünweiß gestreifter Wimpel. In blendendem Sonnenschein lag die Düne — lag der rote Felsen; aus grüner, kristallener Flut erhob er sich stolz und stark.

Auf einmal läuteten die Glocken übers Meer und übertönten den Kanonendonner. Ein Festtag war's ja. Ein Tag, der mit goldenen Lettern in Helgolands Geschichte gemeißelt ist. Und da — da wurde den Hollunnern doch merkwürdig um die Herzen.

Andrésen stand am Falm und sah dem Glück entgegen. Ein Singen und Klingen war in ihm, als wenn silberne Glocken läuteten! Wie eine Verheißung deuchte ihm der köstliche Sommertag. Er dachte — wer das Lunn sieht, muß es fühlen, daß es ein heiliges Land ist! Wer empfinden kann, muß seine Wunder begreifen! Die tiefe Ebbe legte bis weit, weit hinaus die Klippen und Riffe frei; gewaltige Mauern waren sie, das heilige Land zu schützen. Aus kristallgrünen Wassern hoben sich der Riffe braunrote Rücken — hoben sich die Dünen. Und über allem der Sonne Gold; über allem der blaue Himmel!

Nun kommt das Glück übers Meer! dachte Andrésen. Und das Singen und Klingen seines Herzens wurde wie ein jauchzender Lobgesang, mischte sich mit dem Glockengeläut, das über das Meer schallte. Er sah sich um, als verlange es ihn, Zeugen zu haben für das Überwältigende dieses Augenblicks, da der Grund gelegt wurde für des heiligen Landes Zukunft.

Er sah sich um und las in ernsten Augen die Antwort. Kinder des roten Felsens scharten sich um die Flagge, die seine Farben trug. Streit und Zwist waren vergessen. Alle waren wie eines Schiffes Mannschaft, die nach harter See Land sieht und Rettung. Sahen sich mit so frohen Augen an —

Andrésen nahm die Mütze ab, die Hollunners entblößten die Köpfe.

„Herr, auf dein Wort,“ betete er, „segne unser Unternehmen!“

„Amen“, sagte Peter Ölrichs und schüttelte ihm die Hand.

Und dann liefen sie ans Vorland, als gäb's was zu bergen.

* * *

Siebenundzwanzig Badegäste waren auf Helgoland. Die Hollunners meinten, so was Komisches noch nicht erlebt zu haben. „Wohin man sieht,“ sagte Clas Thaten, „steht ein Badegast und wundert sich.“ Und da hatte er recht. Es war kaum zu glauben, worüber sich die Fremden alles wunderten. Über die Schafe wunderten sie sich — was es da nur zu wundern gab? Über die Seeigel — über die Klippen — über die Insel — — die Hollunners fingen an, sich selbst zu wundern, waren auch ganz überrascht über den angenehmen Eindruck, den sie machten. Ein hübsches Fräulein aus Hamburg war ganz überwältigt von Nan Hansen und seiner Perücke. „Wie is er nüdlich!“ sagte sie immer wieder. Und Hansen ging ordentlich mit gespreizten Beinen rum. Ihm war wie der Katze in der Sonne. So was Schönes hatte er lange nicht gehört. Und was gab's alles zu beantworten! Der eine wollte wissen, warum es so viel schwarze Schafe gab, und der andere, wo der Doktor wohnte. „Das ist gar nicht zu sagen, wie neugierig sie sind. Und eine Apotheke wollen sie auch haben!“

Das war nur berechtigt. Aber auf der Insel hatte man sich seit Jahren schon mit nur drei Mitteln geholfen. Das war Rizinusöl, grüne Salbe und Schröpfköpfe. Wenn bei einem Kranken diese drei Mittel nicht anschlugen, war ihm nicht zu helfen. Gegen Seekrankheit verordnete Peter Krohn Rum auf Löschpapier auf den Magen zu legen. Und andere Krankheiten, sagte der alte Lorenzen, gab es auf der Insel nicht. Und weil er es mit der Miene eines Patriarchen sagte, glaubten es die Fremden. Sie glaubten überhaupt alles. Zur großen Freude der Badeverwaltung glaubten sie, daß der Tanggeruch außerordentlich gesund war, daß der Schmutz in den Straßen normännische Art war — was die Hollunners auch noch nicht gewußt — und daß Nummel Andrésen und Peter Krüß galante Badefrauen seien. Die beiden alten Kerls verzogen keine Miene, wenn sie die beiden Badekarren im Unterland ins Wasser schoben und dabei mehr oder minder wohlgefällig auf die badenden Damen sahen.

Aber nicht nur die Fremden, auch die Hollunners wunderten sich. Was ließen sich die Badegäste alles gefallen! Vier Badekarren gab es auf der Düne und am Damenstrand ein niedriges Zelt! Die Fremden aber

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fanden das reizend und von so einfältiger Naivität! Sie waren entzückt über die engen Stuben, in denen jede Bequemlichkeit fehlte. Sie sahen in Perke Thaten ein liebes, gutes Mütterchen, entdeckten in den Hollunnern ein einfältiges, gutmütiges Fischervölkchen, nannten Hinrich Auckens eine Seele von einem Menschen und Peter Mohr einen biederen Lotsen. Sie waren ganz glücklich, wenn sie am Falm oben so breitbeinig und träge wie die Hollunners standen und mit ihnen über die Wunder der Insel sprechen konnten. Sie machten bereitwillig Platz, wenn Seine Exzellenz in hochmütiger Unnahbarkeit daherkam, und staunten ihn an, wenn er mit der ganzen Würde des stolzen Briten den Falm entlangging.

Nach wenigen Wochen begriffen die Helgoländer, daß Andrésen Siemens mit der Gründung des Bades eine geniale Tat vollbracht hatte. Es stellte sich heraus, daß die Lebensmittel, die Peter Krohn und Hinrich Auckens aus Hamburg mitbrachten, auch für höchste Preise von den Fremden gekauft wurden, daß die kleinste Dienstleistung gern bezahlt wurde, und daß Peter Mohrs Pottchen auch unter ihnen einen guten Ruf hatte.

„Aber es kann nicht angehen," sagte Peter Ölrichs, „daß Andrésen sich jetzt etwas Besonderes dünkt. Wenn es Sir King tut, ist es seine Natur. Aber bei Andrésen Siemens ist es sein Hochmut. Wie soll das mit der Allgemeinheit werden, wenn er glaubt, er ist mehr als wir?" Und das sagten auch die andern. — —

In einem Glückstaumel war Andrésen. Wenn er über das Lunn ging, lachten seine Augen, wenn er die Düne sah, lachte sein Herz.

„Ich wußte es ja," sagte er eines schönen Tages zu Hauptmann Rose, „über das Meer ist das Glück zu uns gekommen."

Er konnte es gar nicht verstehen, warum der so still war. Daß er den Fremden aus dem Wege ging. Der Hauptmann sagte — ich kenne sie nicht. Von Deutschland wollte ich hören und von unserer Zukunft — aber sie sprechen von Hamburg und von Oldenburg und von Hessen und lachen über ein Deutsches Reich und wollen nichts von Preußen wissen, als wenn unser Blut umsonst geflossen ist. Als wenn die große Zeit nicht gewesen wäre. Zur Völkerschlacht verließen die deutschen Kaiser ihre Grüfte im Speierer Dom, fochten gegen den welschen Feind, und als wir den Sieg errungen, als sie mit uns den Sieg errungen, kehrten sie in ihre Grüfte zurück. Aber die Menschen von heute wissen das nicht — —

Er ging ihnen aus dem Weg. Es sah aus, als ob der Hauptmann grauer geworden. Manchmal dachte er: worauf hatte ich doch gehofft? Was hatte ich doch erwartet?

Aber er hatte es wohl vergessen. Die lachenden Badegäste auf Helgoland hatten nichts mit der großen Zeit zu tun, die er mit durchgekämpft. Von den deutschen Brüdern, deren Blut deutsche Erde gefärbt, wußten sie nichts mehr.

Fast den ganzen Tag über saß er neben Jobst. Schweigend wie der. Der Freund wartete auf den Tod. Ganz langsam dämmerte er hinüber. Manchmal schien es, als bleibe er in einem der schrecklichen Hustenanfälle. Manchmal schien es, als sei er sanft eingeschlafen. Und immer träumte er und sprach im Traum, sah sich immer als fröhlichen Reitersmann, war immer der kecke, übermütige Husar.

Der Hauptmann an seiner Seite dachte — wenn man auch so sterben könnte. Wenn man vom Schlachtgewühl träumen könnte und von großen Tagen — und lauschte, wenn Jobst sprach. Trotz dem Keuchen in der Stimme, trotz der Heiserkeit war es wie ein verhaltenes Jauchzen, so daß der Freund die Fäuste ballte und die Zähne aufeinanderpreßte, so daß des Freundes Augen sich dunkler färbten und er den Atem anhielt — „Los! Zweite Schwadron! Auf den Feind! Vorwärts — Freunde — es lebe der Herzog — —", und die weißen Hände auf der Decke zuckten — Fühlten sie den Degen? Und der Körper beugte sich nach vorn — Schnaubte das Roß nicht unter ihm? Setzte über eine Lafette hinweg —

„Auf einem weißen Schimmel,
Da reiten die Soldaten in den Himmel."

Oft saß Thora bei ihnen — schweigend — träumend. Der Hauptmann konnte nicht ergründen, was in ihr vorging.

Manchmal kam sie wohl herein mit glühenden Wangen, mit raschem Atem, als sei sie auf der Flucht, setzte sich still neben die beiden, schloß die Augen — und stellte so merkwürdige Fragen.

„Wie lange waren Sie hier, Herr Hauptmann?"

„Sieben Jahre."

„Das heißt — Sie sind sieben Jahre auf einem Schiff und sehen die Küste nicht —"

„Nein, Baronin, das heißt, ich lag sieben Jahre im Grab. Lebendig verscharrt — —"

„Oder — glauben Sie, daß Jobst es leichter getragen hätte, wenn er gesund wäre? Hätte er unter andern Verhältnissen nicht glücklich sein können?"

„Wenn er gesund wäre — — sein einziger Gedanke wäre gewesen, von diesem fürchterlichen Felsen zu kommen."

„Aber wenn seine Frau anders wäre — —"

„Auch wenn seine Frau anders wäre. Die Starken gehören ins Leben, gehören der Welt. Dieser Felsen kann uns nur Verbannung bedeuten."

Sie hatte manchmal den Kopf in die Hände gestützt, und an ihren bebenden Schultern sah er, daß sie weinte.

Sie sagte: „Wie wunderschön es unter Eichen sein muß!"

Gleich zuckte sein Herz. Wenn er statt des furchtbaren Donners der Wogen, statt des Heulens und Brüllens eines wütenden Meeres das Rauschen der Eichen hören könnte! Ganz krank war er im Frühling vor Sehnsucht!

„Sie haben auch Heimweh, Baronin!"

Dann schluchzte sie. Wie eine Verzweifelte.

„Ja, ich habe Heimweh! Ich bin krank vor Heimweh!"

Aber der Hauptmann wußte, daß es noch etwas anderes war, das sie zur Verzweiflung brachte. Die Furcht vor der Zukunft! Wenn sie Jobst ansah, graute ihr. Als wenn sie in ihm ihre eigene Zukunft sah. Und wenn sie den Hauptmann ansah, graute ihr. Ein toter Mann. Lebendig verscharrt.

Andrésen aber sprach von einer glücklichen Zukunft des heiligen Landes —

Aber mehr war es noch, was sie bewegte. Viel mehr. Seit einigen Tagen war sie ruhelos, war sie wie gehetzt.

Sie zitterte davor, Andrésen zu sehen, und dachte ungerecht — warum hilft er mir nicht! Er muß doch wissen, was mich bewegt! Hatte ganz vergessen, daß der Friese nur an sein Glück dachte — an das brausende Glück, zu dem ihm das Meer verholfen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Neue Moden für den Sommer.

Hierzu 10 photographische Aufnahmen.

Daß die Pariserin eine Sklavin der Mode ist, offenbart sich bei jeder Gelegenheit. Sie wagt es nicht, sich dem zu widersetzen, was die strenge Herrscherin befiehlt, und tut sie es dennoch, so sieht sie sich beim Betreten der Straße angstvoll nach allen Seiten um, um jedes Lächeln, jeden Blick, der ihren Anzug streift und prüft, gleichsam zu registrieren. Geniert, todunglücklich und mit dem festen Entschluß, sich nie wieder dem Gespött des Publikums preiszugeben, sondern lieber alle Qualen körperlicher Unbequemlichkeiten zu erdulden, kehrt sie nach Hause zurück. Jetzt ist die Pariserin verurteilt, auch bei glühendster Hitze Jacke oder Mantel auf der Straße anzulegen. Die Mode gestattet auch im hellen, in einem Stück gearbeiteten Sommerkleid auszugehen, aber sie verbietet das Betreten der Straße in Bluse und abstechendem Rock. Abb. 8 stellt ein modernes Straßenkleid mit russischer Blusenjacke aus naturfarbenem Schantung dar. Der gerade Rock zeigt auf beiden Seiten den durch ein inneres Stoffdreieck von lichtrosa Schantung ausgefüllten, aufgeknöpft erscheinenden Spalt. Die Garnierung besteht durchweg aus altrosa Passementerie und gleichen, besponnenen Kugelknöpfen. Den schwarzen, das Gesicht umrahmenden Seidenhut ziert, zu seiner Helmform passend, ein nach hinten hochstrebender und wieder niederrieselnder Stutz aus naturfarbenen Straußenfedern, und der Schirm zeigt ein Mittelstück von altrosa und gelblich gestreiftem Schantung und einen breiten Rand von schwarzer Seide. Abb. 4



Phot. Félix.

2. Der moderne Schleier.



Phot. Kiesel.

1. Gesellschaftskleider mit Verwendung von orientalischen Stoffen.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zeigt die beliebte Vereinigung zweier Stoffe und Muster an einem Kleid. Rock und Jackenaufschläge sind aus marineblau und weiß kariertem Liberty, die hochgegürtelte Blusenjacke aus marineblauem Taft. Den kleinen, genau am Halsansatz schließenden Ausschnitt hat das Kleid mit dem vorhergehenden gemein. Der kleine Strohhut ist braun, die um den spitzen


Phot. Félix.

4. Straßenkleid aus karierter Seide mit blauer Taftjacke.

um Rücken, Schultern und Büste gelegte Kragen sind aus dem gleichen glatten schwarzen Gewebe. Ein hochkragiger Einsatz ist in das rund ausgeschnittene Mieder oben eingefügt. Die Jackenform ist hier nur in der Garnierung des hochgürtligen Kleides angedeutet. Der steife, schwarze Roßhaarhut hat die beliebte kleine, hochgeschlagene Form und die hoch-


Phot. Kiesel.

3. Seidenmusselinkleid mit Garnierung.


Phot Félix.

5. Kleid mit Jackengarnierung.


Phot. Félix.

6. Modernes Kleid aus gestreiftem Stoff.

Kopf gelegte Schleifengarnierung blau und weiß. Beliebter als Karos sind die Streifenmuster, wie sie uns auf Abb. 6 entgegentreten. Hier ist der Grundstoff des Kleides schwarz- und weißgestreifter, starker und durchsichtiger Batist, die breiten Rockstreifen und der wie ein Streifen

strebende Federgarnierung, der Schirm die sehr moderne Anordnung des Mittelstücks aus schwarzweiß gestreiftem Taft mit dem breiten schwarzen Rand. Gleichfalls imitiert ist die Jacke auf Abb. 5. Das Mieder besteht aus gestreiftem Voile in Weiß und Dunkelmalvenfarben, und

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dunkellila ist der Libertyrock, der nach vorn in einer schmalen Bahn ebenso wie im Rücken hochsteigt und über den Schultern als Garnierung halb in Bretellen-, halb in Kragenform die vordere und die hintere Mittelbahn vereinigt. Sehr modern ist die Garnierung aus blanken Metallknöpfen und der schwarze Samtstreifen, der den hohen Kragen des Einsatzes abschließt. Jackenlose Straßenkleider zeigen uns die Abb. 9 und 7. Das Kleid auf Abb. 9 ist aus leichtestem Wollmusselin, weiß- und rotgestreift. Die drei den geraden Rock übereinander umrandenden Streifen sind aus rotem Liberty. Aus dem gleichen Stoff auch die Garnierungen des blusigen Kimonomieders. Auf Abb. 7 sehen wir ein besonderes Modell der Kimonobluse, das sich durch die vorn gekreuzt übereinander-





Phot. Félix. Phot. Kiesel.

7. Linkes Bild:
Sommerkleid aus blauem gesticktem Batist.
8. Oberes Bild:
Straßenkleid aus naturfarbener Schantungseide.

laufenden Teile wieder mehr der Urform nähert. Diese spitzen Ausschnitte, selten wie auf dem vorliegenden Modell durch einen Tülleinsatz ausgefüllt, treten jetzt in allen Formen und Arten, als Kimonos und vor allem als Matrosenblusen von mäßiger Weite auf. Eigenartig ist außerdem die Zusammenstellung von zwei verschiedenen Stoffarten; Unterkleid und gestickte Tunika sind aus lichtblauem Batist. Gürtel, Aermelbündchen, Ausschnitteinfassung und Tunikaumrandung bestehen aus schwarzem Liberty. Den flachen, großen Roßhaarhut krönt ein Kranz aus mattblauen Straußenfedern. Der Sonnen-

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Félix.

9. Promenadenkleid aus Musselin.

schirm mit dem langen befransten Volant ist aus lichtblauer Seide. Durchaus für Straßenzwecke verwendbar sind auch Kleider, die vorn dreieckig ausgeschnitten sind und aus den dünnsten Geweben bestehen (Abb. 3). Hier bildet Liberty, von oben bis unterhalb der Hüften weiß, von dort bis zum schleppenden Rockrand schwarz, die Grundlage des Prinzeßkleides. Der Hut ist ein Wunderwerk aus grauem Roßhaar und schwarz- und weißmelierten Straußenfedern. Als Abschluß der Mode auf der Straße sei noch der kleine Hut auf Abb. 2 genannt; er ist nur mit einem schwarzen Samtstreifen um den nach unten gebogenen Rand verziert und zeigt eine der modernen Schleierdraperien, die wir auch außerhalb des Automobils in jeder malerischen Form finden. Hauskleider und Abendtoiletten für den frühen Sommer zeigen die beiden Abb. 10 u. 1. Das jugendliche Kasinokleid auf Abb. 10 besteht aus weißem, leichtem Libertydamast. Der rockumrandende Streifen ist aus glattem dunkelgrünem Liberty mit Flitterstickereien. Die beiden Kleider auf Abbildung 1 geben einen Begriff von der Anwendung orientalischer Stoffe. Beide sind hier als Schürzengarnierungen auf den Röcken vertreten. Die Unterkleider sind aus Atlas, die Mieder aus gefälteltem Seidenmusselin, die Ueberkleider aus Wollmusselin.

Klementine.



Phot. Félix.

10. Kasinokleid für junge Mädchen.

Im Bereich der Gralsburg.

Von Prof. Dr. S. Gräfenberg. — Hierzu 3 photographische Aufnahmen.

Die menschliche Phantasie hat von jeher gern an leblosen Gegenständen in der Natur Aehnlichkeiten mit lebenden Wesen entdeckt. Der Volksmund hat dann ganz begreiflicherweise auf jene unbelebten Dinge die Namen der ihnen ähnlichen Lebewesen übertragen und auf diese Weise manche einsame Gegend mit einer ganzen Welt phantastischer Gestalten bevölkert. Handelte es sich um Aehnlichkeiten mit menschlichen Wesen, so wurden den ins Leben Gerufenen menschliche, öfter noch übermenschliche Eigenschaften und außergewöhnliche Taten zugeschrieben, und damit waren der Legendenbildung Tür und Tor geöffnet. Waren unsere heimatlichen Berge und Wälder schon geeignet, die Phantasie zu derartigen Schöpfungen anzuregen, wieviel mehr noch fremde Länder mit ihrer eigenartigen Vegetation und ferne Gebirge mit seltenen Formationen. Daß nun für die Entstehung dieser sagenhaften Gebilde Altertum und Mittelalter mit ihrem Aberglauben einen ganz besonders geeigneten Boden lieferten, leuchtet ohne weiteres ein.

Auch der Berg, in dem die Gralsburg lokalisiert wurde, forderte wegen der Seltsamkeit seiner Form zur Sagenbildung geradezu heraus. „In fernem Land, unnahbar euren Schritten, liegt eine Burg, die Montsalvat genannt.“ Mit diesen Worten beginnt der Gralsritter Lohengrin seine Erzählung. Der Name des Berges mit der Burg hat manche Wandlung durchgemacht. Es ist anzunehmen, daß der Berg ursprünglich Montsalvatsch (katalonisch Mont salvatge, wilder Berg) hieß und erst dann Montsalvat (Berg des Heils) genannt wurde, als die menschliche Phantasie ihre Belebungsarbeit verrichtet und in den Berg mit seinen wildromantischen Felsbildungen die Gralsburg verlegt hatte. Später hat die äußere Form des Gebirgstockes, dessen wilde Zacken mit einer Säge Aehnlichkeit haben, wieder verändert auf den Namen gewirkt, denn der Berg heißt heute Montserrat (gesägter Berg).

Auf beiden Seiten der Ostpyrenäen, in der Provence sowohl wie in Katalonien, haben im 12. bis 14. Jahrhundert die Troubadours, fahrende Sänger und Dichter nach Art unserer Minnesänger, gelebt und gewirkt. Manch schöne Sage verdankt ihnen ihre Weiterverbreitung, manch gefühlvolles Lied seine Entstehung. Auf der Südseite der Pyrenäen liegt der Montserrat, nur wenige Meilen von Barcelona, der Hauptstadt von Katalonien, entfernt. Schon von weitem fällt der Berg durch seine wilde groteske Form auf. Wie eine Schar von gewaltigen Riesen oder

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gewappneten Rittern erheben sich hoch oben einzelne Felsenzacken aus ihrer Umgebung. Wer in längst verflossenen Jahrhunderten diese Schar von Felsenriesen von weitem sah, mochte leicht auf den Gedanken kommen, daß die seltsamen Gestalten da oben Gepanzerte darstellten, deren Obhut ein Heiligtum von besonderem Wert anvertraut war. Darum zögerte die Sage nicht, die Gralsburg hierher zu verlegen.

Die Wildheit und Unzugänglichkeit des Gebirges unterstützte die Tätigkeit der Phantasie, denn jahrhundertelang mag nur weniger Menschen Fuß zu jenen Höhen emporgedrungen sein. Die ersten, die sich dauernd auf dem Montserrat niederließen, waren fromme Einsiedler, Benediktinermönche, die vor mehr als tausend Jahren auf einer schmalen Bergterrasse in einer Höhe von nahezu 900 Meter ein Kloster gründeten. Dieses hat sich im Lauf der Zeit so weit ausgedehnt, wie es die beengten räumlichen Verhältnisse nur erlaubten. Es hat bedeutende Schätze gesammelt, doch hat es sie während politischer Stürme, die Spanien im vorigen Jahrhundert heimgesucht haben, zum großen Teil wieder verloren. Seit 1859 führt eine kunstvoll angelegte Fahrstraße (im Anschluß an die Eisenbahn) von Monistrol den Berg hinauf, und vor einigen Jahren ist ein ganz modernes Verkehrsmittel, die Zahnradbahn, bis in die unmittelbare Nähe des Klosters vorgedrungen. Während der Fahrt bieten beide Kunststraßen prächtige Blicke auf die Felsenpartien des Montserrat und auf die Ebene des Llobregatflusses, aus der er fast unvermittelt emporsteigt. Seit



Aussicht gegenüber dem Eingangstor.
Im Hintergrund das neue Kloster.

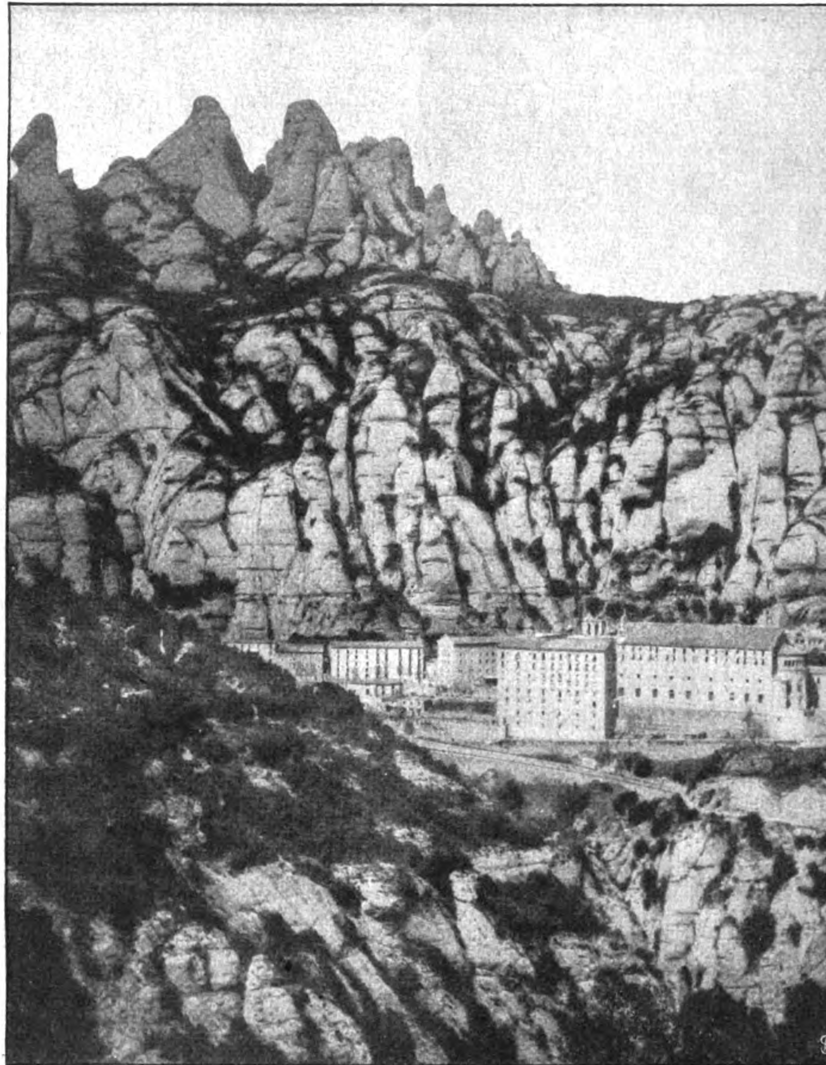


Das Kloster, vom Garten aus gesehen. Links die Klosterkirche.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

der Eröffnung dieser beiden Straßen ist natürlich die Einsamkeit und Stille nicht mehr so vollständig wie früher. Die Benediktiner stellen die zahlreichen Zellen der verschiedenen Klostergebäude fremden Besuchern gern zur Verfügung und erwarten nur, daß man bei Rückgabe des Schlüssels ein Almosen in einen dazu bestimmten Kasten legt. Ein kleiner Markt auf dem mit Platanen bepflanzten Platz vor dem alten und dem neuen Kloster sieht hier täglich einige Bauersleute aus der nächsten Umgebung versammelt. Auf dem Markt und in den Vorratsräumen des Klosters können Familien für wenig Geld ihren Bedarf an Lebensmitteln, Geschirr und Brennmaterial decken; unbeweibte Besucher finden in einem ordentlichen Restaurant preiswerte Beköstigung. Vor wenigen Jahren ist einige hundert Schritte unterhalb des Klosters auch ein Hotel eröffnet worden. Da jedoch das Kloster etwa 1500 Gäste zu beherbergen vermag und diese der Eigenart der Oertlichkeit mehr entsprechende Unterkunft gewiß von den meisten Fremden vorgezogen wird, ist das Hotel wohl selten überfüllt.

Dem Besucher des Montserrat bietet sich Gelegenheit zu aussichtsreichen Spaziergängen, auf denen sich auch das Kloster von verschiedenen Seiten präsentiert. Am besten überblickt man die Gesamtheit der Gebäude auf dem ihnen gegenüberliegenden, durch eine Schlucht getrennten Bergvorsprung, den die Kapelle des heil. Michael (San Miguel) krönt. Etwas tiefer liegt die „Grotte der h. Jungfrau", zu der man vom Kloster aus auf einem hübschen, dem Felsen abgerungenen Promenadenweg mit zahlreichen, in Stein gehauenen Darstellungen aus der biblischen Geschichte gelangt. In dieser Grotte wurde im 9. Jahrhundert ein Holzbild der Mutter Gottes entdeckt, das jetzt, vom Alter geschwärzt, auf dem Hauptaltar der Klosterkirche Platz gefunden hat. Gewährt schon der Klostergarten eine prächtige Aussicht auf das Kloster mit den grotesken Felsengruppen im Hintergrund und auf die Ebene des Llobregat, so eröffnet sich von dem höchsten Gipfel des Montserrat, der Einsiedelei San Jerónimo, ein großartiger Rundblick auf das zerklüftete Gestein des Berges selbst, auf die „Wächter des h. Grals", den „verzauberten Riesen", den „Totenkopf", die „Mönchsprozession" usw., auf die Täler des gewerbreichen Kataloniens und das im Osten leuchtende Mittelmeer.



Blick auf das Kloster von San Miguel aus.

Bei allen denen, die ein empfängliches Gemüt besitzen, wird der Aufenthalt in jenen Höhen einen tiefen Eindruck hinterlassen. Denn wenn nicht gerade ein Feiertag die Bewohner der in geringerer oder größerer Entfernung vom Fuß des Montserrat liegenden Ortschaften veranlaßt, das Kloster als Ausflugziel zu wählen, dann herrscht da oben eine erquickende Ruhe. Ziellos wandert der Gast des frommen Hauses auf den hübschen Wegen umher, die durch die Waldungen führen, bewundert die verschiedenen Baumarten, die dort Schatten und Kühlung spenden, freut sich der Mannigfaltigkeit der Blumen, die auf dem felsigen Boden gedeihen, und verfolgt mit den Augen die kleinen Käfer und flinken Eidechsen, die vor dem ungewohnten Schritt des fremden Mannes erschreckt davonlaufen. Er tritt aus dem Wald und staunt ob all der Herrlichkeit, die das blaue Himmelzelt überspannt. Von der Schönheit und Großartigkeit der Natur andachtsvoll gestimmt, läßt er sich gern ein Weilchen auf dem duftigen Kräuterteppich nieder, der die Felsen bedeckt. Nichts stört die feierliche Stille. Aus der Klosterkirche ertönt Orgelklang, schwach nur hallen die Stimmen der singenden Mönche und Chorknaben herüber.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

❖ Bilder aus aller Welt. ❖

Im Münchner Hoftheater wurde vor kurzem unter der Leitung Felix Mottls die romantische dreiaktige Oper „Zlatorog" von Viktor Gluth aufgeführt. Das Werk, das in einer älteren Form schon vor 26 Jahren zur Uraufführung gekommen ist, errang diesmal einen stürmischen Erfolg.



Viktor Gluth,
der Komponist der in München mit Erfolg aufgeführten Oper „Zlatorog".

Prof. Dr. Kückenthal, der Direktor des Zoologischen Universitätsinstituts in Breslau, wird im nächsten Semester als Austauschprofessor an der Harvard-Universität in Cambridge (Vereinigte Staaten) Vorlesungen halten.



Phot. Atel. Lilly.

Prof. Dr. Kückenthal, Breslau,
geht als Austauschprofessor nach Cambridge (Vereinigte Staaten).

Frau Gräfin v. Wedel, die Gemahlin des Statthalters der Reichslande, ist stets bestrebt, auf dem Boden festlicher Geselligkeit für den Ausgleich aller politischen und nationalen Gegensätze zu wirken. Diesem hohen Zweck diente auch das große Narzissenfest, das die Gräfin am 24. und 25. Mai zugunsten eines Krüppelheims in Straßburg und im ganzen Land veranstaltete. In Straßburg waren wohl die wichtigsten Punkte des reichhaltigen und vergnüglichen Festprogrammes der große Blumenkorso in der Orangerie und der schöne Blumenreigen, den am Abend 120 Straßburger Bürgertöchter aufführten. Dies hübsche Tanzspiel war von dem Straßburger Künstler Franz Peschel mit Hilfe des Bühneninspektors Thomassow und der wackeren Tanzmeisterinnen Corge und Schäfer in der glücklichsten Weise inszeniert worden. Es stellte den Einzug des Prinzen und der Prinzessin Mai in das Reich der Blumen dar. Im Zuschauerraum aber saß alles, was in Straßburg durch Geist, Geburt und Eleganz hervorragt, und freute sich der vielen Anmut, die sich auf der Bühne entfaltete. Am folgenden Tag ging es dann an die Arbeit. 800 reizende Narzissenverkäuferinnen boten ihre Ware auf der Straße eifrigst feil und hatten trotzdem noch Zeit, sich an einem Bal champêtre und bei den andern Lustbarkeiten des Tages gleichfalls zu beteiligen. Alle diese Veranstaltungen brachten natürlich dem guten Zweck des Blumentages reichen Ertrag.



Mathilde Kschesinska,
Prima Ballerina des kaiserlichen Theaters in Petersburg.

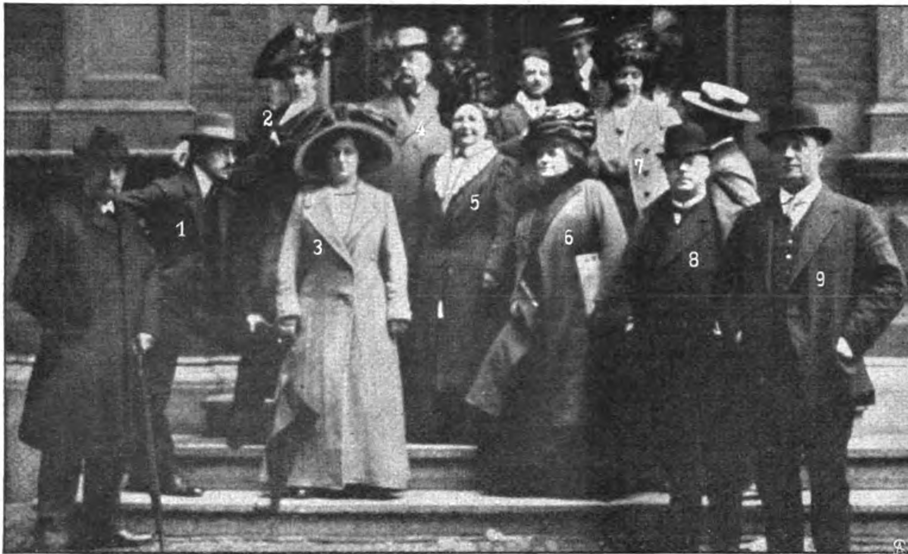


Blumenreigen Straßburger Bürgertöchter. Phot. Gerschel.

Das Narzissenfest der Frau Gräfin v. Wedel in Elsaß-Lothringen.
Zum Besten eines zu errichtenden Krüppelheims.

In London trat kürzlich Mathilde Kschesinska auf, die einzige Tänzerin des berühmten russischen

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



1. Teetjen, Dirigent. 2. Frl. E. Hoy, Kiel. 3. Fr. Teetjen. 4. Jensen, Intendant. 5. Fr. Jensen. 6. Fr. Keller-Weber. 7. Fr. Tyssen. 8. Herr O. Hagen. 9. Herr J. Tyssen.

Von den diesjährigen Rotterdamer Maifestspielen.

Hofballetts, die augenblicklich den stolzen Titel „Solistin Sr. Majestät des Zaren" führen darf.

In Holland sind deutsche Operngastspiele schon längst eingebürgert. Ende Mai gastierten in Rotterdam viele bedeutende Opernsänger verschiedener deutscher Bühnen und brachten die bedeutendsten Werke Wagners und Mozarts zur Aufführung.

Branddirektor Lothar Weigand, eine unserer ersten



Branddirekt. Loth. Weigand,
Chemnitz,
begeht seinen 70. Geburtstag.

Autoritäten auf dem Gebiet des Feuerschutzes, feiert am 16. Juni seinen 70. Geburtstag. Seit 35 Jahren leitet der hochverdiente Jubilar das Feuerlöschwesen der Stadt Chemnitz.

Schluß des redaktionellen Teils.

Man kann bei den sich massenhaft mehrenden Haarpflegemitteln nicht genug darauf aufmerksam sein, daß die einzige naturgemäße Haarpflege darin besteht, daß man die Kopfhaut genau so mit Wasser und Seife wäscht wie die übrige Haut des Körpers. Nur bezüglich der Seife hat man darauf zu achten, daß sie mild sei und einen Zusatz habe, der einen anregenden Einfluß auf die Tätigkeit der Kopfhaut ausübt und gleichzeitig parasitäre Erreger verschiedener Haarkrankheiten vernichtet.

Als solcher hat sich, wie allgemein bekannt, der Teer als geradezu souveränes Mittel bewährt. Der Teer wirkt antiseptisch und hat außerdem die bemerkenswerte Eigenschaft, die Tätigkeit der Kopfhaut und damit das Wachstum der Haare anzuregen. Trotz dieser Eigenschaften, die in der Medizin hochgeschätzt werden, hat sich der Teer zur Kopfwäsche doch nicht so einbürgern können, weil vielen der Geruch einfach unerträglich ist und die gewöhnlichen Teer-Präparate, wie sie bisher im Handel waren, in vielen Fällen doch unangenehme Reizwirkungen hervorriefen.

Es sind deshalb jahrelang Versuche angestellt worden, um den Teer in geeigneter Weise umzuarbeiten, und es ist schließlich gelungen, ein fast geruchloses Teerpräparat herzustellen, das auch keine unerwünschten Nebenwirkungen mehr hat. Mit diesem Präparat, Pixavon genannt, wurde endlich das längst gesuchte Teerpräparat für Kopfwaschungen geschaffen.



Das Pixavon löst mit Leichtigkeit Schuppen und Schmutz von der Kopfhaut, gibt einen prachtvollen Schaum und läßt sich sehr leicht von den Haaren herunterspülen. Es hat einen sehr sympathischen Geruch, und infolge seines Teergehaltes wirkt es parasitärem Haarausfall entgegen. Schon nach wenigen Pixavon-Waschungen wird jeder die wohltätige Wirkung verspüren, und man kann wohl die Pixavon-Haarpflege als die tatsächlich beste Methode zur Stärkung der Kopfhaut und Kräftigung der Haare ansprechen.

Es sei ausdrücklich betont, daß Pixavon das einzige geruch- bzw. farblose Teerpräparat zur Pflege des Haares ist, das aus dem offizinellen Nadelhölzteer hergestellt wird, also demjenigen Teer, der nach dem Deutschen Arzneibuch in der Medizin allein anerkannt ist. Die zahllosen Angebote von farblosen oder geruchlosen Teerseifen zur Pflege des Haares, die infolge des großen Erfolges des Pixavon allerorten hervortreten, erfordern diese Feststellung.

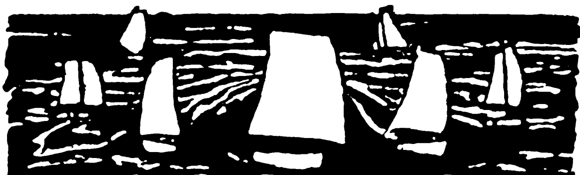
Pixavon wird hell (farblos) und dunkel hergestellt. Neuerdings wird besonders Pixavon „hell" (farblos) vorgezogen, bei dem durch ein besonderes Verfahren dem Teer auch der dunkle Farbstoff entzogen ist. Die spezifische Teerwirkung ist bei beiden Präparaten, hell sowohl wie dunkel, die gleiche.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

DIE·WOCHE

Nummer 25. Berlin, den 24. Juni 1911. 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 25.



Die sieben Tage der Woche.

15. Juni.

Aus Triest kommt die Nachricht, daß ein Orkan im Hafen zahlreiche Schiffe zum Kentern gebracht hat. (Abb. S. 1034.)

In Mexiko fallen einem neuen Erdbeben hundertzweiundzwanzig Personen zum Opfer.

Der französische Senat nimmt mit großer Mehrheit eine Tagesordnung an, durch die das Verhalten des Kabinetts Monis in der Winzerfrage gebilligt wird.

Der persische Ministerpräsident flieht aus Teheran.

16. Juni.

Im preußischen Herrenhaus beginnt die Verhandlung über das Berliner Zweckverbandgesetz.

Der internationale Seemannstreik hat in den meisten betroffenen Häfen wenig Erfolg. In England gilt der Streik als völlig gescheitert. Dagegen schließt sich der Verband amerikanischer Seeleute der Bewegung an.

In verschiedenen Orten Frankreichs und Italiens richten Stürme großen Schaden an.

17. Juni.

50 000 Londoner Frauenrechtlerinnen veranstalten einen imposanten Demonstrationsumzug durch die Straßen Londons.

Der Expräsident von Mexiko Porfirio Diaz trifft in Spanien ein.

Die Hafenbehörden von Villa Garcia in Portugal beschlagnahmen den deutschen Dampfer „Pluto", weil er Waffen für die portugiesischen Gegenrevolutionäre gelandet haben soll.

Die Gesandten der Großmächte warnen die montenegrinische Regierung in einer Kollektivnote vor einer Unterstützung des Malissorenaufstandes.

Der Streik der Seeleute gewinnt in Rotterdam und Toulon neuerdings an Boden.

18. Juni.

Der Kaiser wohnt in Hamburg-Horn der Eröffnung des Derbymeetings bei (Abb. S. 1035).

Die deutsche Turnerschaft feiert in Berlin die Hundertjahrfeier des Turnplatzes auf der Hasenheide und das Andenken des Turnvaters Jahn durch ein großes Turnfest (Abb. S. 1037).

In Südportugal wird eine monarchistische Verschwörung entdeckt.

In England, Frankreich und Oesterreich tobt ein arges Unwetter.

Beim Start zum Europäischen Rundflug bei Paris kommen der französische Militär-Flieger Leutnant Princeteau und der Aviatiker Lemartin ums Leben.

An der russisch-türkischen Grenze bei Bayazid werden zwei türkische Gendarmen von Kosaken erschossen.

19. Juni.

Das deutsche Kronprinzenpaar trifft in England ein, um an den Krönungsfeierlichkeiten teilzunehmen.

Bei den Wahlen zur bulgarischen Nationalversammlung erringen die Regierungsparteien einen glänzenden Sieg.

Ein dritter Teilnehmer am Europäischen Rundflug Leutnant Landron kommt bei Château Thierry durch einen Unfall ums Leben.

In der ersten Sitzung der portugiesischen Nationalversammlung wird die republikanische Staatsform offiziell proklamiert.

Das preußische Herrenhaus nimmt das Spezialgesetz für den Zweckverband Groß-Berlin an.

20. Juni.

In Oesterreich finden die Stichwahlen zum Reichsrat statt. Die christlichsoziale Partei erleidet in Wien schwere Niederlagen.

Das Herrenhaus nimmt das Gesetz über die Feuerbestattung an.

21. Juni.

Der Kaiser trifft von Brunsbüttel, wo er mit seiner Jacht „Meteor" in der Wettfahrt des Norddeutschen Regattavereins auf der Unterelbe gesiegt hat, zur Kieler Woche in Kiel ein.

❧ ❧ ❧

Eindrücke aus Marokko.

Von O. v. Gottberg.

Jeder auf marokkanischer Erde lebende Europäer, auch der Besucher, kann nicht nur glauben, sondern fühlen: Frau Historia hat den Griffel erhoben, um den letzten Punkt hinter die Geschichte des souveränen Staates Marokko zu setzen! Das läßt sich fühlen, weil es in der Luft liegt, und läßt sich prophezeien, weil die unerbittliche Logik geschichtlicher Ereignisse noch immer stärker als der auf brüchigem Papier oder Pergament formulierte Wunsch von Staatskanzleien war.

Bannt Mulay Hafid morgen die Geister oder richtiger Soldaten, die er auf Geheiß französischer Ratgeber ins Land beschwor, dann hängen die ihm heute unter dem Drohen der Geschütze Gehorsam gelobenden Kabylen seinen Kopf auf die Mauern von Fez. Das wußte er, als er den von der Hauptstadt aufbrechenden General Moinier bat, ihn unter Eskorte nach Rabat an die Küste und in die Nähe französischer Kriegsschiffe zu schicken. Statt dem Wunsch zu willfahren, ließ der Befehlshaber neben dem Palast eine Leibwache seiner Truppen zurück.

Gewiß könnte Frankreich durch den Mund von Marokkanern einen neuen Sultan küren. Er wäre immer noch ein Sultan von Frankreichs Gnaden und sein Kopf nach dem Abzug der Franzosen dem Henker verfallen. Darum würde die Räumung von Chaonia

Copyright by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Anarchie und viel Unheil für den internationalen Handel, wenn nicht ein Massaker der Europäer bedeuten.

Fest genug, um auch unter fremder Fahne zu gedeihen, sind die Sitze unseres Handels in Chaonia gefügt. Die Großhäuser sind deutsche und die französischen Krämerbuden dagegen. Wie in keiner französischen Kolonie, so ist auch in Marokko kein Franzose reich geworden. In Algier sättigt sich der Spanier. Die Brüder Bastos beherrschen den Handel. In Kotschinchina pflanzt der Franzose Reis, damit der Chinese erntet. Der Zopfträger schickt oder trägt mit dem Reis auch den Piaster in seine Heimat und hat alle von Franzosen erbauten Fabriken des Landes an sich gebracht. Also zu verdienen, klotzig genug zu verdienen gäbe es für uns auch in einer französischen Chaonia — — —

Die kleine „Armee der Chaonia" rekrutiert sich zu einem Drittel aus Franzosen, zu zwei Dritteln aus afrikanischen Untertanen Frankreichs. Vielleicht spiegelt sich in den für den Kolonialdienst erzogenen Leuten aus Frankreich nicht der Geist und die soldatische Betätigung des französischen Heeres. Immerhin ergänzt sich das Offizierkorps aus gleichen Elementen wie das europäisch-französische. Es hat die gleiche Erziehung genossen und ist durchsetzt mit Vertretern europäisch-französischer Regimenter.

Die Truppe schritt brav und tapfer, ja oft lachend der Gefahr entgegen. Der Tod lauerte auf den Mann, der sich um einen Steinwurf von der Kolonne im Marsch oder aus dem Lager entfernte. Auch der gemeine Mann sah ihm gelassen ins Auge und machte des Aufhebens wenig um einen Gefallenen. Sie haben eine gesunde Geringschätzung des Menschenlebens. Widerstandsfähig und gemeinhin bei guter Laune ist ihr Soldat.

Den Mangel an Berufserziehung aber offenbaren Offiziere wie Leute so sehr, daß sogar der Laie sagen darf, die über einen primitiven Gegner siegreiche Truppe würde im Kampf gegen ein geschultes europäisches Heer versagen. Mit dem Gebrauch der eigenen Waffe ist weder der Infanterist noch der Artillerist vertraut. Daß die Batterien auch aus Frankreich schlecht, sehr schlecht schossen, hat fast jeder französische Berichterstatter erzählt. Bei der Infanterie bewies die Art des Umgehens mit den Gewehren zugleich das Fehlen von Zucht und Disziplin. Die Waffen wurden auch nach Gefechten niemals gereinigt und verwahrlosten. Etwa jede fünfte oder zehnte diente häufig als Zeltstütze bei den Kompagnien, die in vorderster Linie im Quadrat um das Lager lagen. Außenposten stellten sie nämlich gegen den Feind nicht auf. Darum alarmierte ein Schuß des Postens vor den Gewehren bei Tag oder Nacht stets die ganze Kolonne. Daß die Afrikaner lässig, ohne zu zielen, meist von der Hüfte feuern, ist eine der gesamten französischen Armee bekannte Tatsache. Aber auch die Franzosen können bei einer schier wahnwitzigen Patronenverschwendung nur Zufallstreffer gehabt haben. Nie war ihr Feuer unter Kontrolle, noch wurde eine solche von den Offizieren angestrebt. Nach dem ersten lebhaften Geknalle fiel bleiern und schwer die große französische Müdigkeit auf Offizier und Mann. An einen abziehenden Gegner das eigene Feuer durch Vorgehen wieder heranzutragen, hat keine Schützenlinie versucht. Die Fernarbeit blieb der Artillerie überlassen.

Es offenbarte sich hier der Mangel an Entschlußfähigkeit und Entschlußfreude im Truppenoffizier. Sobald die Spannung der ersten mutig begegneten Gefahr nachließ, lag er gleichgültig gegen das Verhalten des Kameraden von der Nachbarkompagnie. Nur im Augenblick jener ersten Aufregung dachte er daran, den Nachbarn mit Feuer zu unterstützen. Er hatte kein Interesse am Gefecht und scheinbar wenig Interesse am Beruf. In der Kolonne Gouraud reisten als Nichtkombattanten, nämlich zu neu zu bildenden Stäben kommandiert, ein Major und ein Hauptmann nach Fez. Während der Dauer aller Gefechte standen oder lagen beide Herren — gewiß so mutige Männer wie ihre Kameraden — bei ihren Pferden hinten neben der durch das Gelände geschützten Proviantkolonne. Wie hurtig wären die Offiziere eines andern Heeres oben auf der Kuppe gewesen, um brennenden Auges der Handlung zu folgen, in die sie nicht eingreifen durften, um wenigstens — Pulver zu riechen!

Mißgunst und Neid gehen im Offizierkorps um. Der Fremde begreift schnell, warum der ergraute Stabsoffizier in der Kolonne aus scheelen Augen auf den jungen Hauptmann vom Stab sieht. Ich mußte, ohne es zu wollen und trotz des peinlichen Empfindens, Zeuge des Empfangs eines hohen Offiziers durch einen sehr hohen Offizier sein. Der hohe Offizier meldet seine Kolonne eingetroffen. Der sehr hohe Offizier fragt ihn, warum er seinen Befehlen zuwider gehandelt habe. Der hohe Offizier will keinen Befehl erhalten haben. Der junge Hauptmann vom Stab mischt sich aufbrausend in das Gespräch: „Aber ich habe Ihnen den Befehl doch schriftlich geschickt!" Keine Chargennennung beschließt den unhöflichen, unehrerbietigen, kurzen Satz. Der hohe Offizier, dessen dienstlicher Meldung nicht geglaubt wird, muß mit seinem Wort beteuern: „je vous donne ma parole, mon .....!" Einerlei, das Gespräch, in dem bald der Vorgesetzte, bald der junge Hauptmann den Kolonnenführer mit schroffen Worten zur Verantwortung zieht, geht weiter unter der Voraussetzung, daß der hohe Offizier den Befehl erhalten hat.

Ueberhaupt das Kapitel Befehlserteilung! Sie können nichts in kurzen, klaren Worten anordnen. Sie können nicht präzise und ordentlich sein, können nicht vorbereiten. General Moinier selbst soll einem französischen Berichterstatter geklagt haben: „Wie darf man mich zu einem Vormarsch drängen, wenn man mir heute die Geschütze einer Batterie, morgen Proviant, übermorgen die Pferde der Batterie und nach acht Tagen ihre Leute, aber dazwischen Munition und Furage auf den Dampfern aus Frankreich schickt?" Jedenfalls ist es so gewesen, und die Tatsache, daß sie sich nicht auf Organisieren und Vorbereiten verstehen, wird ihre Achillesferse bleiben. Feuerungsmaterial zum Abkochen hatte die Truppe sechs Wochen nach dem Vormarsch in ein holzarmes Land noch nicht. Es läßt sich nicht sagen, daß die Kompagniechefs darunter litten. Ein Hauptmann, der ahnt, daß seine Leute morgen früh kein Holz zum Kaffeekochen haben, soll mit Schmerzen hinter der Kolonne reiten und den weiten Horizont nach Bäumen absuchen. Die Herren der französischen Armee bekunden laut viel Liebe für ihre Leute. Sie sprechen mit Stolz und Rührung vom petit soldat. Aber vielleicht fehlt die treue Sorge, die beim auf die „verfluchten Kerls" niedergehenden „Kreuzdonnerwetter" noch mit warmem Herzen an die Wohlfahrt der „Schockschwerenöter" denkt.

Der Soldat aus Frankreich gibt denn auch wenig von der ihm angetragenen Neigung zurück. Er neigt

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zur Aufsässigkeit, tritt namentlich dem Unteroffizier mit anmaßender oder schnippischer Nonchalance gegenüber und spricht, daß dem Deutschen die Haare zu Berge stehen. Allerdings mag ein Bruchteil auf das Konto des nationalen Temperaments zu setzen sein, und drollig ist seine Rede ohne Zweifel.

Im Lager von Lolla Ih sitzt beim Kochen eine Kompagnie Zuaven, aus Frankreich rekrutierte, aber in Algier garnisonierte, große, stämmige, oft schöne Leute, an denen der Eingeborene lernen soll, wie Franzosen aussehen. Einer hat Zigaretten und bittet um Streichhölzer. Der Mann mit Feuerzeug will es nur gegen eine Zigarette hergeben. Es entsteht ein gutmütiger Streit, der nach einem Austausch endet mit der Frage: „Siehst du jetzt, Benoit, wie diese Expedition nach Marokko schlecht organisiert ist? Ich habe die Streichhölzer und du die Zigaretten!" Das führt zur Erörterung der Frage, wer die Expedition organisiert habe. Fallières selbst muß es gewesen sein — „comme il monte à cheval!" Die Späße auf Kosten des Präsidenten unterbricht Benoit: „Da er einen Mönch (Moinier) geschickt hat, dürfte er der Expedition nichts Gutes wünschen!" So weit harmlos genug für Franzosen, aber die Unteroffiziere bleiben auch sitzen und lachen mit, als nun die Unterhaltung über die „schlecht organisierte Expedition" mit so beißenden wie gehässigen Witzen um einige Etagen tiefer, nämlich zu den Kompagnieoffizieren drüben an ihrem Eßtisch, greift.

Bei der Betrachtung von Marokko und den Marokkanern kann der flüchtige Besucher nur mit Staunen immer wieder fragen, wie es möglich ist, daß Land und Leute unter der Nase von Europa, dicht bei Gibraltar, so lange bestanden haben. Das Volk lebt in tiefster Barbarei und Unkultur, aber materiell gut. Der kleine Mann ist anspruchsvoll und der Wohlhabende ein Sybarit. Nach Chaonia versuchten Landsleute vergeblich deutschen Zucker zu importieren. Die Bewohner sind Feinschmecker und bevorzugen den französischen Zucker, obwohl er teurer ist. Die Prasserei, zu der mich in Fez ein reicher Araber lud, begann mit dem Salben des Kopfhaares und dem Einräuchern der Kleider. Rosenöl wurde verquast, damit die Nase an der Tafel nicht darben brauche. Noch war die Teurung in der Hauptstadt groß, aber für fünf Schmausende wurde sechsmal je ein Huhn und dazwischen immer ein anderes Fleischgericht aufgetragen. Man speiste mit den Fingern. Die Läden der Stadt sind fensterlos, dunkle Höhlen hinter einer geöffneten Wand, aber in ihnen ist jedes dauerhafte Nahrungsmittel aus Europa zu finden. Der Europäer nennt den Araber, Berber, Mauren oder marokkanischen Juden, die Bewohner des Landes, konservativ. Das sind sie insofern, als sie mit eisernem Willen jedem Kulturfortschritt den Zugang zum Land wehren. Jedes materielle Genuß-, aber kein ideelles Kulturmittel darf der Europäer importieren. In Tanger sogar steht das Leben seit den Zeiten still, von denen die Psalmisten sangen, denn der Ziegenbalg und die Eselshaut dienen noch heute als Wasserkrüge. Reittier ist das Füllen der lastbaren Eselin. Sklave ist der Diener.

An dem Volk ohne Zucht und Zeitbegriff, aber von einem übertriebenen Stolz lernt man nachträglich den Spanier, den Sohn der Mauren, verstehen. Auch Marokko ist ein Land des Mañana und der Marokkaner ein wilder, ein unzivilisierter, ein barbarischer Spanier. Er liebt Pferde und Waffen, aber auch den Handel, der ihm Geld zum Ankauf von Reittier und Büchse beschert. Ja, es mag richtig sein, daß am Kap Spartel der Welt geriebenste Geschäftsleute wohnen, Menschen, die jede Situation zu ihrem Profit auszunutzen verstehen. Zwei bettelarme marokkanische Juden gingen nach London. Zwanzig Jahre später saßen die die Brüder Sassoon am Tisch des Thronerben, dessen Finanzen sie regelten, um Macht, Einfluß, Reichtum zu gewinnen. Die Sucht nach Gewinn korrumpiert den Staat und den Menschen. Französisches Geld erobert heute die Kasben der Großen des Landes, der kleine Mann ist ein Trinkgeldbettler.

In Fez streuen die Vertreter der Mächte nach einem Besuch beim Sultan kleine Münzen unter die Palastbeamten aus. Dr. Vassel, unser Konsul, hat es einmal eilig und läßt die Gesamtsumme der Gaben mit der Bitte um Verteilung in die Hände eines Beamten fallen. Dann trabt er auf der staubigen Straße zwischen der von Bäumen versteckten Sommerresidenz nach dem Quadrat hoher Mauern, hinter denen Fez unter weißen Moscheen und hohen Zedern oder Palmen liegt. Aber schneller als das Pferd läuft mit bittend ausgestreckter Hand ein Sultansdiener: „Konsul, Konsul, du hast mein Trinkgeld vergessen!" Dr. Vassel erklärt und winkt ab. Der Bettelnde hält mit dem Braunen Schritt und fleht noch auf dem holperigen Pflaster der Gasse, die sich im Zickzack durch fünf Tore windet. Hier, vor hundert Zuhörern, wird dem Konsul das Gewinsel zu bunt. Er ruft seinen Kawassen — hier Soldaten — heran: „Führe den Mann nach dem Palais und bestelle, daß ich eine Bestrafung erwarte!"

Eine Stunde später betritt des Konsuls Amtsstube ein Araber in sauberem weißem Burnus, dem Kleid, das Beamte und Private des demokratischen Landes tragen: „Konsul, ich komme vom Justizminister, der dir sagen läßt, er habe den Bettler bestraft!"

Dr. Vassel dankt, aber der Bote reckt die Hand über den Schreibtisch: „Und mein Trinkgeld, Konsul?"

Der Konsul hat kaum bezahlt und als Mann, der die Araber wie große Kinder liebt, gelacht, da kommt sein Soldat mit einem Palastbeamten: „Der Kriegsminister schickt mich, um dir anzuzeigen, daß der Bettler 19 Stockschläge erhielt. Darf ich um mein Trinkgeld bitten, Konsul?"

Jetzt lacht Dr. Vassel auf eigene Kosten. Der erste Bote, der angeblich vom Justizminister kam, war einer der hundert Zuhörer unter den fünf Toren! Da haben wir die Marokkaner in der Nußschale: Bettler, die aus jeder Situation Profit zu ziehen verstehen.

In den Kämpfen zeigte sich der Eingeborene bald von einer tolldreisten, kaum noch tollkühnen Verwegenheit, die den Tod einfach verachtete, bald von jämmerlicher Feigheit. Er knallte gern, aber zielte nie und traf selten. Gemeinhin kämpfte er in Gruppen von dreien oder vieren und stets ohne einheitliche Leitung. Ueber freies Feld ritt er, ohne der Kugeln zu achten, gegen die Truppe oder gar ein befestigtes Lager an. Hinter dem Oned Beht lag er gedeckt in sicherer Stellung, die vielleicht für Tage zu halten war, aber riß aus, als die ersten Geschosse ins Wasser schlugen. An verwundeten Gegnern handelte er als Barbar.

Gesellig sind die Leute. Wenn meine Eingeborenen abends nach Tisch vor dem Zelt ihren Tee, gewürzt mit Pfefferminzblättern, tranken, kamen die Weisen und Alten aus dem nächsten Dorf, priesen Allah und fragten nach Neuem aus der Welt. Bis in den

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Morgen hörte man das Brozeln des Wassers und das Brummen leiser Stimmen. Meine erschöpften Leute opferten gern die Nachtruhe, um nimmermüden Lauschern zu berichten, und gern ihren Tee, um als liebenswürdige Gastgeber zu gelten.

Und ein allerliebstes, fast bezauberndes Bild bietet allabendlich die Geselligkeit der Frauen auf den Dächern von Fez oder der Araberstadt von Tanger. Wenn die Sonne so schräg steht, daß oben das Haus im Schatten liegt, huschen aus Luken Kätzchen, vier- und zweibeinig, auf ihr Dach und behende von Haus zu Haus.

Die Frauen tragen dann nicht das weiße Gewand mit der Kapuze, die Kopf wie Gesicht verhüllt, sondern nur einen leichten Schleier auf dem Haar und am kleinen Körper bunte Seide, die oft eng, wie an der Europäerin, die Glieder umhüllt. Wie Kinder klatschen sie beim Tuscheln in die Hände, und wie Frauen heben sie kokett den Arm zum Haar, um den Neugierigen das Rund der zierlichen Glieder und den zahlreichen Schmuck, namentlich die schönen Armbänder aus Korallen, zu zeigen. So naiv wie glücklich sind die Kätzchen auf dem Dach.

Schleunige Versorgung Erkrankter.

Von Prof. Dr. George Meyer, Berlin.

Wohl überall ist jetzt dank dem tatkräftigen Eingreifen der Behörden, unter Mitwirkung zahlreicher freiwilliger Kräfte, die Krankenversicherung, insbesondere die Versorgung plötzlich Erkrankter auf eine hohe Stufe gelangt. Die Anstalten zur Aufnahme und Verpflegung von Kranken sind vortrefflich eingerichtet und stehen in den meisten Ländern auf dem Standpunkt moderner Wissenschaft. Im Lauf der Zeiten sind ferner Vorkehrungen getroffen worden, um ärztliche Hilfe, wo solche nicht schnell genug zur Hand sein kann, bereitzustellen. Diese Einrichtungen des Rettungswesens sind zwar in den letzten Jahrzehnten bekannter geworden, aber das Rettungswesen ist keineswegs eine Frucht jetziger Entwicklung, sondern die frühesten Vorkehrungen auf diesem Gebiet waren bei der 1767 begründeten ersten Rettungsgesellschaft der Welt in Amsterdam vorhanden.

Das moderne Rettungswesen ist natürlich von andern Gesichtspunkten aus eingerichtet worden als das jener älteren Zeiten. Man hat eigene Stellen oder Wachen errichtet, in denen ein ständiger Wachtdienst (in den meisten Großstädten mit Aerzten) angeordnet wurde, während die Wachen selbst mit dem für eine erste Behandlung Verunglückter oder plötzlich Erkrankter erforderlichen Rüstzeug ausgestattet wurden. Auch auf die Bereitstellung von Krankenbeförderungsmitteln wurde Rücksicht genommen, die in sehr verschiedener Weise teils bei den Rettungswachen selbst, teils in besonderen Stationen, teils in Krankenhäusern oder in Feuerwachen untergebracht wurden.

In verschiedenen Ländern, wie in Amerika, England, auch in Frankreich, sind die Krankenhäuser ohne weiteres von vornherein in den Bereich des Rettungsdienstes hineinbezogen worden. In Deutschland ist dieses in nachdrücklicher Weise bei der Begründung der Berliner Rettungsgesellschaft 1897 von Ernst von Bergmann gefordert und zum Teil durchgeführt worden.

So ist für die schleunige Versorgung Erkrankter und Verunglückter in Großstädten in ausgiebigster Weise Sorge getragen, und man kann auch wohl behaupten, daß, wenn irgendwo ein Unfall im Getümmel des Straßenverkehrs oder im Arbeitsbetrieb sich ereignet, zahlreichen Menschen bekannt ist, woher und auf welche Weise ärztliche Hilfe zu erlangen ist. Es sind das Fälle, die gewöhnlich in Gegenwart einer großen Zahl von Menschen sich ereignen. Unter diesen befinden sich Helfer, denen sicher der nächste Arzt oder die nächste Rettungswache bekannt ist. Die Sicherheitsbeamten sind außerdem z. B. in Berlin mit Listen dieser Hilfsstellen und der Aerzte versehen.

Anders jedoch verhält es sich bei Erkrankungsfällen, die sich in den Wohnungen ereignen. Hier zeigt sich, daß ein großer Teil der Bevölkerung nicht genügend über die Art und Weise der Beschaffung ärztlicher Hilfe und über die Versorgung der Erkrankten unterrichtet ist. Es hat wahrlich weder in Berlin noch in andern Städten an Bekanntmachung der Einrichtungen für erste Hilfe gefehlt. Solche Hinweise werden gelesen; aber im Augenblick, wo eine Erkrankung sich ereignet, ist häufig die Umgebung so bestürzt, daß die Erinnerung an das, was geschehen soll, schwindet.

Gewöhnlich wird die einfache Anweisung für die Bevölkerung genügen, in Fällen plötzlicher Erkrankung sich so schnell wie möglich an den nächsten Arzt zu wenden. Die ärztliche Versorgung der Bevölkerung findet in verschiedener Weise statt, indem bestimmte Aerzte, sei es als Hausärzte oder als ständig behandelnde oder als Kassen- oder Armenärzte zur Verfügung stehen. Da aber die Aerzte einen großen Teil ihrer Beschäftigung außerhalb ihrer Wohnung haben, so entsteht die Frage, was jemand im Fall einer plötzlichen Erkrankung oder einer Erkrankung, die einer schleunigen Hilfe bedarf, für sich oder auch seine Umgebung zu tun hat, wenn sein zuständiger oder ein in der Nähe wohnender Arzt nicht erreichbar ist.

Ist zu vermuten, daß der Arzt nicht zu Hause anwesend sein wird, so merke man sich den Arzt in der Nähe seiner eigenen Wohnung oder besonders in der Großstadt die überall zahlreich vorhandenen Einrichtungen für erste Hilfe. Berlin allein verfügt zurzeit über 30 Stellen, von denen aus erste Hilfe geleistet wird, abgesehen von den sonst noch vorhandenen Sanitätsstuben usw. Die Herbeirufung des Arztes geschieht zweckmäßig durch Fernsprecher oder, falls dies nicht möglich ist, durch Boten. Dieser Arzt wird die ersten Maßnahmen bis zum Erscheinen des sonst zuständigen Arztes treffen. Ist Ueberführung in ein Krankenhaus mangels häuslicher Pflege, zur Vornahme einer Operation erforderlich, so wird der Arzt in der Lage sein, die notwendigen Anordnungen für die Aufnahme zu treffen. Durch Anruf bei dem Krankenhaus oder bei einer zentralen Meldestelle, falls solche für diesen Zweck, wie z. B. in Berlin, Leipzig, Wien usw., besteht, wird festgestellt, in welchem Krankenhaus für den Erkrankten Platz frei ist. In der Regel wird, wenn es sich nicht um Kranke handelt, für die irgendeine

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Körperschaft, wie Krankenkasse, Armenverband usw., einzutreten hat, bei der Aufnahme in ein Krankenhaus ein Vorschuß gezahlt, der bei der Entlassung des Kranken zur Verrechnung kommt. In dringenden Fällen wird die Aufnahme, auch wenn nicht alle Bedingungen erfüllt sind, wenn irgendmöglich bewirkt.

Bei einem Teil der Bevölkerung besteht immer noch eine Abneigung gegen die Aufnahme in eine Krankenanstalt überhaupt, die häufig unberechtigten Vorurteilen entspringt. Zum Teil werden die Krankenanstalten nicht als Stätten, in denen Kranke ihre Gesundheit wiedererlangen, angesehen, sondern als das letzte Hilfsmittel bei schweren Zuständen. „Ist es denn so schlimm, daß Krankenhausaufnahme erforderlich ist?" ist eine sehr häufige Frage an den Arzt. In zahlreichen Fällen ist die Aufnahme in ein Krankenhaus nicht aus diesem Grunde notwendig, sondern zur Beobachtung eines Kranken oder für eine Behandlung, die in einer Privatwohnung nicht ausführbar ist. Je früher bei manchen Erkrankungen die Ueberführung in ein Krankenhaus geschieht, um so mehr ist dem Kranken gedient. Dies gilt in gleicher Weise für die Kranken, die Privatanstalten aufsuchen können, in denen naturgemäß die Art der Aufnahme sich einfacher gestaltet, als dies in öffentlichen Krankenhäusern der Fall sein kann. Der Inhaber einer Privatanstalt ist leichter in der Lage, zu wissen, ob ein Bett in dieser verfügbar ist, und was für Anforderungen der Kranke selbst durch seine sonstigen Lebensgewohnheiten stellt.

Häufig genug ereignet es sich, daß Kranke im Krankenhaus angemeldet werden, aber nicht dahin gelangen, weil irgend jemand aus der Umgebung von der Krankenhausbehandlung überhaupt oder von einem bestimmten Krankenhaus aus nichtigen Gründen abrät. So kann kostbare Zeit verstreichen, die für den Patienten sogar Schaden bringt, da der behandelnde Arzt sich darauf verläßt, daß der Kranke ein Krankenhaus schnell aufsucht. Es ist am besten, daß bei beabsichtigter Aufnahme in ein Krankenhaus von der Umgebung gesorgt wird, daß der Patient — wenigstens bei Tage — binnen spätestens 3 Stunden im Krankenhaus anlangt, da es sonst geschehen kann, daß vorherbestellte Betten an andere in der Zwischenzeit aufzunehmende Kranke vergeben werden. Wünsche des Patienten nach Aufnahme in ein bestimmtes Krankenhaus wird sicherlich jeder Arzt gern erfüllen und hiernach auch bei den Vorbereitungen zur Ueberführung verfahren.

Bei ansteckenden und besonders bei den gemeingefährlichen Krankheiten, nämlich: Aussatz, Cholera, Flecktyphus, Gelbfieber, Pest, Pocken, kann die Ueberführung in ein Krankenhaus seitens der Behörde angeordnet werden. Bei den eben bezeichneten Krankheiten sogar auch, wenn nur Verdacht auf diese Erkrankungen vorliegt. Gewöhnlich wird ein Krankenhaus zur Aufnahme von Kranken oder Krankheitsverdächtigen beim Herannahen oder gar Herrschen von solchen Epidemien durch die Behörden bestimmt.

Erkrankt jemand plötzlich auf der Straße, so wird hier ähnlich wie bei Unfällen zu verfahren sein. Falls nicht ein Arzt schnell genug zur Verfügung steht, sind die Polizeibeamten oder ist die nächstgelegene Einrichtung für erste Hilfe anzurufen. Die Genannten werden dann die Ueberführung des Erkrankten je nach Umständen in eine Hilfswache oder in die Wohnung des Erkrankten oder in eine Krankenanstalt bewirken. Das richtet sich nach örtlichen und sonstigen Verhältnissen.

Die Einrichtungen werden der Bevölkerung z. B. in Berlin durch Anschläge in öffentlichen Gebäuden, Theatern, Hotels usw. mit Angabe der nächstgelegenen Hilfswache bekannt gemacht. Solche Anschläge finden sich auch in den Fabrikbetrieben, auf den Anschlagsäulen, und ferner sind etwa 100 Transparentlaternen aufgestellt, die auf die nächste Rettungseinrichtung hinweisen.

Alle Maßnahmen zur schleunigen Versorgung Erkrankter müssen ineinandergreifen. Hierfür ist ein zweckmäßig organisiertes Meldeverfahren und Krankenbeförderungswesen erforderlich. Beide sollen zentralisiert sein, in der Einzelausführung aber dezentralisiert wirken. Auch hierin sind jetzt in Berlin und andern Großstädten, Dresden, Frankfurt a. Main, Köln, Hamburg, Leipzig, München, Wien, Budapest, London usw., gute Einrichtungen geschaffen.

Die Einrichtung in Berlin kann andern Großstädten, wo solche nicht bestehen, als Vorbild dienen. Die Zentralmeldestelle im Rathaus, die einst sich bei der Zentrale der Berliner Rettungsgesellschaft befand, ist durch einfachen Anruf: „Magistrat Berlin, Bettennachweis", der von jedem Fernsprechamt ohne weiteres zur direkten Verbindung mit dieser Stelle führt, in der Lage, gewünschte Auskunft über freie Betten, ferner über die nächstgelegene Hilfswache zu erteilen, von der ärztliche Hilfe schleunigst für die Versorgung eines Erkrankten herbeigerufen werden kann.

Um helfen zu können, ist Kenntnis dieser Einrichtungen erforderlich. Wie heutzutage ein jeder Mensch für seinen Haushalt mit einzelnen Bestimmungen der Versicherungsgesetzgebung vertraut sein muß, so sollte auch jeder für sich selbst, seinen Haushalt und die Umgebung, in der er sich gerade befindet, mit den vorhandenen Einrichtungen zur Herbeirufung von ärztlicher Hilfe und über die Aufnahme in Krankenanstalten vertraut sein. Das gleiche, was für das Verhalten beim Ausbruch eines Feuers verlangt wird, muß — mit sinngemäßer Abänderung — für das Verhalten bei plötzlich Erkrankten oder Verunglückten gefordert werden. Es wäre sicherlich eine dankenswerte Aufgabe, überall, wo heute Unterricht über gesundheitliche Verhältnisse stattfindet, in Schulen, Fach- und Fortbildungsschulen, beim Nothelferunterricht auf dies wichtige Gebiet hinzuweisen, so daß jeder Mensch in der Lage ist, über diese Verhältnisse, soweit sie für ihn in Betracht kommen, im klaren zu sein.

Der Beförderung der Kranken wird jetzt überall große Aufmerksamkeit gewidmet. Eigene Krankentransportwagen sind nicht nur in den Städten, sondern auch vielfach auf dem Land zur Verfügung. Die erforderlichen Geräte werden durch den betreffenden Arzt unter Inanspruchnahme der Meldestellen oder Hilfswachen besorgt. Die Beförderung von Schwerkranken, fiebernden Kranken, Schwerverletzten sowie von ansteckenden Kranken in Droschken und andern öffentlichen Fuhrwerken, Fahrzeugen usw. ist durchaus zu verwerfen. Bei ersteren Fällen liegt das im Interesse des Erkrankten selbst. Durch Gesetz ist jetzt die Benutzung von öffentlichen Fuhrwerken zur Fortschaffung von ansteckenden Kranken zur Verhütung der Weiterverbreitung der Krankheit in der Regel verboten. Hierauf ist mit Nachdruck zu achten, denn es hat jeder Mensch die Verpflichtung, nach seinen eigenen Kräften daran mitzuarbeiten, daß der Unbesonnenheit der Beförderung der genannten Erkrankten in öffentlichen Fuhrwerken in allen Fällen wirksam entgegengetreten wird.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ereignet sich eine Erkrankung auf der Reise, so ist es aus mancherlei Gründen häufig erforderlich, den Kranken an einen andern Ort oder nach der Heimat zu befördern. Für diesen Zweck stehen jetzt in den meisten deutschen Bundesstaaten eigene Einrichtungen seitens der Eisenbahnverwaltungen zur Verfügung, deren Benutzung auch weniger Bemittelten zugängig ist. Aus diesem Grunde ist es besonders unangebracht, ansteckende Kranke in gewöhnlichen Abteilen, gar zusammen mit andern Reisenden, zu befördern. Erkundigungen über die Art der Beförderung von Kranken auf der Eisenbahn sind bei dem hinzugezogenen Arzt oder dem Vorstand der nächstgelegenen Eisenbahnstation einzuziehen.

Für die allgemeine Krankenpflege wäre noch vorzuschlagen, daß in Haushaltungen, in denen eine häusliche Krankenpflege ausführbar ist und eine genügende Zahl von Zimmern zur Verfügung steht, möglichst ein zweckmäßig gelegenes und nicht zu kleines Zimmer als Krankenzimmer bereitgestellt wird. Sicherlich wäre dies ebenso nutzbringend und förderlich als die Einrichtung der sogenanten „Guten Stube“ der älteren, oder der „Salons“ der neuen Zeit.

Die schleunige Versorgung Erkrankter auf dem Land, wo Aerzte schwer erreichbar sind, wird durch das Vorhandensein von ausgebildeten freiwilligen Nothelfern, die verschiedenen großen Vereinigungen angehören, durch Bereitstellung von Krankenwagen in mittleren und kleineren Ortschaften, die vorhandenen Krankenhäuser und durch ein gutes Meldewesen gefördert. Mehr als 15 000 Postunfallmeldestellen sind für schleunige Meldung von Unfällen im Deutschen Reich vorhanden, abgesehen von den in zahlreichen Ortschaften bestehenden Meldestellen vom Roten Kreuz und andern gemeinnützigen Verbänden. An verschiedenen Stellen sind Zweckverbände einzelner kleinerer Ortschaften gebildet worden. Ueber diese Verhältnisse genau unterrichtet zu sein, ist selbstverständlich besonders dringend notwendig, es kann dies gleichfalls durch Hinweis in den Schulen, in Vorträgen und Kursen geschehen. Das Beispiel der Zweckverbände wird auch für Großstädte mit Nachbargemeinden nachahmenswert sein, wenn in letzteren keine Krankenhäuser und sonstige Vorkehrungen für die erste Versorgung Erkrankter bestehen.

Mit den vorstehenden Ausführungen konnten nur allgemeine Gesichtspunkte und Anregungen für dieses wichtige Gebiet gegeben werden. Besonders die einschlägigen Vorschriften für die Versorgung ansteckender Kranker sind nur ganz kurz berührt worden. Gefördert wird ihre Kenntnis durch die seitens der Behörden in betreffenden Fällen zur Verteilung gelangenden „Gemeinverständlichen Belehrungen“, deren Studium dringend zu empfehlen ist. Jedermann sei immer bemüht, sich die Kenntnis alles dessen, was zur schleunigen Versorgung von Erkrankten und von ansteckenden Kranken notwendig ist, zu eigen zu machen, das ist nur durch weitere Belehrung, als sie hier gegeben werden konnte, möglich.

Die Düsseldorfer Große Kunstausstellung von 1911.

Von Prof. Dr. Hermann Board, Düsseldorf. — Hierzu die Aufnahmen auf S. 1038.

Seit der Akademiedirektor Professor Fritz Roeber die Düsseldorfer in den Sattel gehoben hat, haben sie reiten gelernt. Sie kommen vorwärts. Nicht im Galopp, auch nicht sonderlich gestört durch Kapriolen und Bocksprünge — sie reiten einen schlanken, eleganten Trab. Mit den Jahren hat sich bei ihnen ein bedeutendes Maß von Ausstellungstechnik und Erfahrung angesammelt, das jeder neuen Veranstaltung naturgemäß zugute kommt.

Es wird nicht angehen, wie es auswärts so gern geschieht, wieder von einer guten, braven Düsseldorfer Ausstellung zu sprechen. Sie ist mehr, sie steht innerhalb der Grenzen, die allen ähnlichen Veranstaltungen nun einmal gezogen sind, fast durchweg, in einzelnen Teilen sogar hoch über dem Durchschnitt. Das zu erreichen, hat die Ausstellungsleitung allerdings einen Weg einschlagen müssen, der sie trotz all ihren sicheren Trümpfen leicht hätte kaltstellen können. Das Vertrauen jedoch, das sie in ihre Mitspieler gesetzt hat, ist glänzend gerechtfertigt worden: Sie hat ein Spiel in die Hand bekommen, dessen Ausgang für alle Beteiligten nicht zweifelhaft sein kann. Das den einzelnen Künstlergruppen gemachte Zugeständnis der eigenen Jury und, wo mit Gruppen nicht zu rechnen war, die Auswahl der Kunstwerke durch angesehene Vertrauensmänner haben ein überraschend gutes Resultat ergeben. Persönliche Beziehungen zum In- und Ausland, die im Lauf einer nunmehr zehnjährigen Ausstellungspraxis zu dauernden geworden sind, und die heute neben einer geschickten Geschäftsführung zum eisernen Bestand jeder Ausstellung gehören müssen, haben kräftige Hilfe geleistet. Die geschmackvolle Aufmachung der Säle hat nicht zum wenigsten zum Gelingen des Ganzen beigetragen. Dem Inhalt nach gliedert sich die Ausstellung in drei Abteilungen, in eine Andreas-Achenbach-Ausstellung, eine deutsch-nationale Kunstausstellung und in eine Abteilung internationalen Charakters, die ausschließlich Werke in Aquarell- und ähnlicher Technik enthält. Mit Kollektivausstellungen sind vertreten: Julius Bergmann, Eugène Dücker, Karl Ederer, Artur Kampf, Max Liebermann, Gustav Schönleber und Hans Unger.

Von der Achenbach-Gedächtnis-Ausstellung wußte man von vornherein, daß sie sich unter den Händen des feinsinnigen Kenners Professors G. Oeder zu einer glänzenden Ehrung des am Rhein unvergeßlichen Meisters auswachsen würde.

Von der internationalen Aquarellausstellung kann man schlankweg behaupten, daß sie mit zum Besten gehört, was im Westen gezeigt worden ist.

Henry Kautsch in Paris hat eine Kollektion französischer Werke zusammengestellt, die auf der Linie von Claude Monet zu van Gogh ein Stückchen moderne Kunstgeschichte illustriert. Ebenso war Dr. Deneken bemüht, von schwedischen, norwegischen und dänischen Künstlern eine ihre Eigenart kennzeichnende Sammlung von Aquarellen zu bringen. Aus England hat Henry Wilson eine Kollektion englischer und schottischer Aquarelle geschickt, Henry Cassiers eine solche aus Belgien. Holland, Italien, die Schweiz und Oesterreich sind vertreten und selbstverständlich auch die deutschen Kunstzentren München, Berlin, Dresden, Karlsruhe und Düsseldorf.

In der Ausstellung der Gemälde und Plastiken nehmen die auswärtigen Gäste etwa zwei Drittel des Kunst-

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

palastes ein. Ausgezeichnet arrangiert hat Lovis Corinth die Säle der Berliner Sezession; mit seiner „Totenklage" und mit Werken von Liebermann, Slevogt, Hübner u. a. hat er Wände von geradezu packender Wucht hingestellt. Räumlich davon getrennt zwar ist die Plastik der Sezession untergebracht, sie genießt aber den Vorzug, einen eigens für Bildwerke geschaffenen Raum zu beherrschen. Auch das graphische Kabinett präsentiert sich vorzüglich.

Vom Verein Berliner Künstler schneidet Schulte im Hofe mit den Porträten seiner Frau und Dr. Max Friedländers besonders gut ab.

Artur Kampf hat man mit einem eigenen Kabinett geehrt, in dem er außer kleineren Bildern und Porträten sein hier noch nicht gesehenes „Störrisches Pferd" und den „Artisten" vorführt.

Königsberg, Kassel, Weimar und Stuttgart lassen sich durch ihre bekannten Künstler vertreten, ebenso Karlsruhe, das außer einem Saal mit schönen Werken von Thoma, Trübner, Dill, Fehr und v. Volkmann zwei höchst interessante Kabinette zeigt, die Gustav Schönleber und Julius Bergmann mit zahlreichen Arbeiten gefüllt haben.

Die Gruppe der nordwestdeutschen Künstler findet in zwei Sälen eine ausgezeichnete Vertretung.

Dresden zeigt die Vielseitigkeit seines Schaffens von der solid fundierten Kunst Gotthard Kuehls, Brachts, Dorschs und Bantzers bis zu den farbigen Experimenten Kothers und den zeichnerisch staunenswerten Leistungen Richard Müllers.

München ist durch die Kunstgenossenschaft und die Luitpoldgruppe sowie den neuerdings von dieser abgetrennten „Bund" und die „Künstlergruppe Bayern" vertreten, wobei namentlich die letztere mit prächtigen Werken auffällt. Viel Anklang finden auch die Bilder der Mitglieder der Münchner Sezession, unter denen als neue Erscheinung der Böhme Vakatko mit seinen gewaltig drängenden Reiterbildern besonders interessiert. Auch die älteren Sezessionisten, wie v. Habermann, v. Hayeck, Hengeler, Jank, Kaiser, Nissl, Samberger, Schramm-Zittau, Winternitz und Zügel, gelten wie immer als willkommene Gäste.

Die „Scholle" bringt in einem auf geschmackvollen Zusammenklang gestimmten Saal ein prächtiges Knabenporträt von Fritz Erler, einen köstlichen, duftigen Akt von Leo Putz, ein vornehmes Damenbildnis des jetzt an der Düsseldorfer Kunstakademie wirkenden Adolf Münzer, eine Schneiderstube von Püttner und ebenso von den übrigen Schollenkünstlern Werke in den bekannten malerischen Qualitäten.

Erwähnen wir noch den von Dr. R. Junk sehr zweckmäßig und hübsch hergerichteten Saal der Wiener mit einer den Raum völlig beherrschenden gigantischen Tierkomposition „Das Erwachen" von Karl Huck, den pompösen Saal, in dem die Riesenbilder von Vinnen, Mackensen und Strathmann prangen, und endlich den Bildhauersaal der Auswärtigen, in dem Lederers „Fechter" und „Ringer" sich herausheben, so dürfte in kurzer Uebersicht die Fülle des Guten, das Düsseldorf in diesem Jahr den fremden Gästen zu danken hat, einigermaßen umrissen sein.

Eine wenn auch noch so flüchtige Betrachtung der Düsseldorfer Kunstwerke wird an dieser Stelle nicht erwartet werden. Das jedoch verdient ausgesprochen zu werden, daß die einzelnen Gruppen es sich haben angelegen sein lassen, ihre Räume mit dem Besten ihrer Kunst zu füllen. Eine nicht minder strenge Jury, wie sie dem Andrang der „Wilden" entgegengestellt wurde, ist auch für die Gruppen am Werk gewesen. Diese strenge Selbstkritik hat ein durchaus anerkennenswertes Gesamtbild zustande gebracht. Minderwertiges — und das will viel sagen bei einer so großen Schaustellung — sieht man kaum, dagegen vielfach bei den Alten wie bei den Jungen Hervorragendes.

„Lazare, komm heraus" von Eduard von Gebhardt, der in diesen Tagen den 73. Geburtstag begeht, ist ein Werk von zwingender Macht. Gerhard Janssens „Letzter Gast" hat sich, wie vorauszusehen war, im Sturm die Herzen der Düsseldorfer erobert.

Und noch eins muß als besonders erfreulich unterstrichen werden: daß jetzt in die Reihen der bekannten Figuren-, Porträt-, Tier- und Landschaftsmaler jüngere Künstler treten, die sich zur Geltung zu bringen verstehen. Das gleiche gilt von den Bildhauern. Die Düsseldorfer Künstlerschaft kann ihrer diesjährigen Ausstellung die Beruhigung entnehmen: der Nachwuchs ist da. Mehr noch als bisher ist die Düsseldorfer Kunst für den friedlichen Wettkampf auf dem Weltmarkt gewappnet.

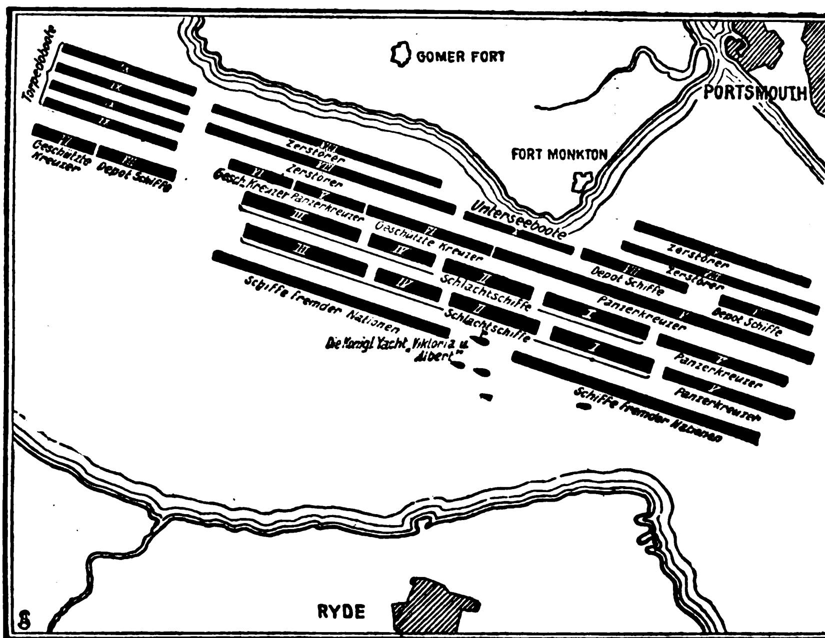
Unsere Bilder

Der V. Internationale Kongreß für Thalassotherapie in Kolberg (Abb. S. 1035).

Unter dem Protektorat des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin fand in der Zeit vom 5.—8. Juni d. Js. ein internationaler Kongreß statt, der die wissenschaftliche Förderung und Ausgestaltung der Thalassotherapie (Meereskunde), d. h. der Lehre von den Heilfaktoren des Seeklimas und des Seewassers, sich zur Aufgabe gestellt hat. Dieser Zweig der medizinischen Wissenschaft und seine praktische Verwertung ist noch nicht sehr alt. Es war im Jahr 1793, als der Großherzog Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin auf den Vortrag seines Leibarztes Geheimen Medizinalrats Professor Dr. Vogel in Rostock das Seebad Heiligendamm auf Rechnung seiner Schatulle einrichten ließ und dadurch nicht nur das erste deutsche Seebad begründete, sondern auch den Anlaß gab zur Nutzbarmachung der Heilfaktoren der Seeküste. Es war deshalb gewiß berechtigt, daß die Kongreßorganisation mit Zustimmung des Kaisers sich an den Urenkel dieses weitschauenden fürstlichen Begründers der deutschen Meeres- und Seeheilkunde mit der Bitte wandte, das Protektorat über den V. Internationalen Kongreß für Thalassotherapie zu übernehmen. Großherzog Friedrich Franz IV., der jetzt regierende Fürst dieses Hauses, hat gern das Protektorat über diesen ersten, auf deutschem Boden, in Kolberg, stattfindenden Weltkongreß, der die Heilfaktoren des Meeres behandeln sollte, übernommen. Die Eröffnungsitzung ehrte der hohe Protektor durch eine längere denkwürdige Ansprache, in der er auf die Beziehungen seines Hauses zu der Meeresheilkunde hinwies und die Notwendigkeit betonte, die Balneologie und in ihr die Meeresheilkunde wissenschaftlich auszugestalten, weil nur auf diesem Weg ein durchgreifender Erfolg erzielt werden könne und von diesem Erfolg wiederum das wirtschaftliche Gedeihen der Kur- und Badeorte, insbesondere auch der Seebäder abhänge. Die Verhandlungen des Kongresses, an denen unsere ersten Autoritäten auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Balneologie, ich nenne nur die Namen Zuntz, Hitz, Martins, Franz Müller, Paul Friedrich Richter, Glax-Abbazia, Bossi-Genua, De Rossi-Rom, Frankenhäuser, von Bamossy-Budapest, Gally-Bordighera, Wide-Stockholm, Reinhardt-Natvig-Narvik, Verneuil-Middelkerke, Grund-Prag, Dove, Eulenburg, Gottschalk und viele andere, teilnahmen, hielten sich unter der vortrefflichen Leitung des Rektors der Universität Rostock Geheimrats Prof. Dr. Martins auf einem hohen wissenschaftlichen Niveau und zeigten, welche Fortschritte die Balneologie in dem letzten Jahrzehnt gemacht hat. Die Stadt Kolberg veranstaltete eine Reihe von Festen, die den Kongreßteilnehmern nach der Arbeit der wissenschaftlichen Sitzungen eine angenehme Erholung darboten.

Geh. Obermedizinalrat Prof. Dr. Dietrich-Berlin.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Flottenparade zur engl. Krönungsfeier bei Spithead am 24. Juni: Aufstellung der Kriegsschiffe.
I—IV Schlachtschiffe (I, II u. III = 26 Schiffe der Heimatflotte, IV = 6 Schiffe der Atlantischen Flotte), V = 25 Panzerkreuzer, VI = 9 Gesch. Kreuzer, VII = 12 Depotsch., VIII = 69 Torpedobootzerst., IX = 12 Torpedob., X = 8 Unterseeb.

Der Kaiser in Hamburg (Abb. S. 1035). Auf dem Weg nach Kiel hat sich der Kaiser in Hamburg aufgehalten und dort einer glänzenden sportlichen Veranstaltung, der Eröffnung des Derbymeetings auf der Horner Rennbahn, beigewohnt. Das Ereignis des Tages war der Große Hansapreis.

Zur Verlobung im Hause Habsburg-Lothringen (Abb. S. 1033 u. 1034). Prinzessin Zita von Bourbon von Parma ist am 22. April 1890 zu Pianore, dem italienischen Landsitz ihrer Familie, geboren, steht also im 22. Lebensjahr. Die schöne Prinzessin, die einst den kaiserlichen Thron von Oesterreich besteigen dürfte, ist das zwölfte Kind des im Jahr 1907 verschiedenen Herzogs Robert, das fünfte aus seiner zweiten Ehe mit der Herzogin Maria Antonia, einer Infantin von Portugal. Erzherzog Karl Franz Josef, der Bräutigam der Prinzessin Zita, ist in der letzten Zeit oft in die Oeffentlichkeit getreten. Er lebt zwar als Rittmeister des 7. Dragonerregiments meist in einer kleinen böhmischen Garnison, hat aber gerade in den letzten Monaten oft Repräsentationspflichten zu erfüllen gehabt.

Der Erste Hansatag (Abb. S. 1039) fand in Berlin unter dem Vorsitz des Präsidenten des Hansabundes Geheimrats Rießer statt. Die imposante Kundgebung zugunsten der Gleichberechtigung aller Erwerbstände hat die Popularität und die Existenzberechtigung des Hansabundes erwiesen. Unser Bild gewährt ein unparteiisches Urteil über die gewaltige Beteiligung an der ersten Versammlung, die die Bundesleitung einberief.

Die englische Königskrönung (Abb. S. 1040 u. obenst. Karte) stand schon lange vor dem 22. Juni im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Namentlich in der Westminsterabtei wurde schon wochenlang vor der Krönung gearbeitet. Hier galt es, die Sitze und Throne für die Majestäten aufzustellen, die Plätze für die Pairs und Gäste zu schaffen und abzugrenzen. Selbst zur großen Flottenrevue von Spithead, einer der glänzendsten Veranstaltungen der Krönungswoche, mußte sorgsam geprobt und vorbereitet werden. Unsere Karte zeigt die Anordnung der Kriegsschiffe.

Die Kieler Flugwoche (Abb. S. 1035). Der Deutsche Rundflug wurde nach der Ankunft der Flieger in Kiel auf einige Tage unterbrochen, und die Kieler Flugwoche mit ihren Schauflügen löste die Ueberlandflüge ab.

Die Sturmkatastrophe im Triester Hafen (Abb. S. 1034). In der Nacht vom 14. zum 15. Juni hat auf der Adria ein Unwetter getobt, wie es selbst in diesem klassischen Reich der Bora seit langen Jahren nicht vorgekommen ist. Nicht nur auf hoher See wurden die Schiffe bedroht und beschädigt, sondern auch im Triester Hafen gab es viel Unheil.

Die Jahn-Feier (Abb. S. 1037), durch die unsere Turnerschaft den 100. Gedenktag ihrer Gründung beging, ist glänzend verlaufen. Auf der Berliner Hasenheide, wo im Jahr 1811 Friedrich Ludwig Jahn den ersten deutschen Turnplatz einrichtete, fand am Denkmal des Turnvaters eine ergreifende Gedenkfeier statt. Am nächsten Tag bewegte sich ein glänzender Festzug durch die Stadt zum Tempelhofer Feld, wo 13 000 Turner, darunter 2000 Damen, großartige turnerische Uebungen vorführten.

Personalien (Abb. S. 1036). Am 26. Juni feiert der treffliche und dem deutschen Publikum seit langen Jahren liebwerte Dichter Julius Rodenberg seinen 80. Geburtstag. — Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Adolf Lasson, der von allen seinen Hörern verehrte Lehrer der Philosophie an der Berliner Universität, beging am 16. Juni sein goldenes Doktorjubiläum. — Einer unserer bedeutendsten Laryngologen, Geh. Medizinalrat Prof. Bernhard Fränkel, scheidet am Schluß dieses Semesters aus seinem Amt als Direktor der Berliner Poliklinik für Hals- und Nasenkrankheiten und von seinem Universitätslehramt. — Zum Direktor der neuen Großen Oper in Charlottenburg wurde Georg Hartmann, der bisherige Leiter des Essener Stadttheaters, gewählt. — Der neue belgische Ministerpräsident Ch. de Broqueville war bisher Verkehrsminister im Kabinett Schollaert. — In Frankreich spricht man jetzt viel von Frau Matelot, der Witwe eines Leuchtturmwärters von Belle-Isle. Während ihr Mann im Sterben lag, entzündete die heroische Frau pflichtgetreu das Feuer des Leuchtturms, und als er dann tot war, sandte sie ihre Kinder auf den Turm, um den Mechanismus des Feuers, der verdorben war, die ganze Nacht in Bewegung zu halten. — Der einzige Deutsche bei dem Fernflug Paris—Rom—Turin Robert Frey, der durch seinen ersten Flug über Berlin schnell bekannt wurde, erlitt einen schweren Unfall bei Florenz. — Zu dem in No. 12 dieses Jahrgangs auf Seite 477 veröffentlichten Bild „Das deutsche Kronprinzenpaar in Aegypten: Ein Ausflug nach den Pyramiden" bemerken wir, daß das Bild vom Photographen K. Kurzrock in Kairo aufgenommen worden ist.

Todesfälle (Abb. S. 1036). Der dänische Hofkapellmeister Johann Svendsen, der in Kopenhagen gestorben ist, hat als ausübender Musiker große Turneen durch ganz Europa unternommen. — In Dresden verschied Geh. Kommerzienrat Heinrich Vogel, der Begründer der Schokoladenfirma Hartwig & Vogel, im Alter von 66 Jahren. — Prof. Dr. Georg Krönig, der dirigierende Arzt der Inneren Abteilung des Städtischen Krankenhauses am Friedrichshain in Berlin, ist nach kurzer Krankheit im 56. Lebensjahr verstorben.

Die Toten der Woche

Professor Fedor Flinzer, bekannter Maler und Illustrator, † in Leipzig im Alter von 79 Jahren.

Professor Dr. Georg Krönig, Leiter der Inneren Abteilung des Krankenhauses am Friedrichshain, † in Berlin am 15. Juni im Alter von 55 Jahren (Portr. S. 1036).

Riaz Pascha, ehem. ägyptischer Ministerpräsident, † in Alexandria am 18. Juni.

Professor Dr. Felix Solmsen, bekannter Philologe, † in Mehlem bei Bonn am 14. Juni im Alter von 45 Jahren.

Johann Svendsen, bekannter dänischer Komponist, † in Kopenhagen am 14. Juni im Alter von 70 Jahren (Portr. S. 1036)

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bilder vom Tage

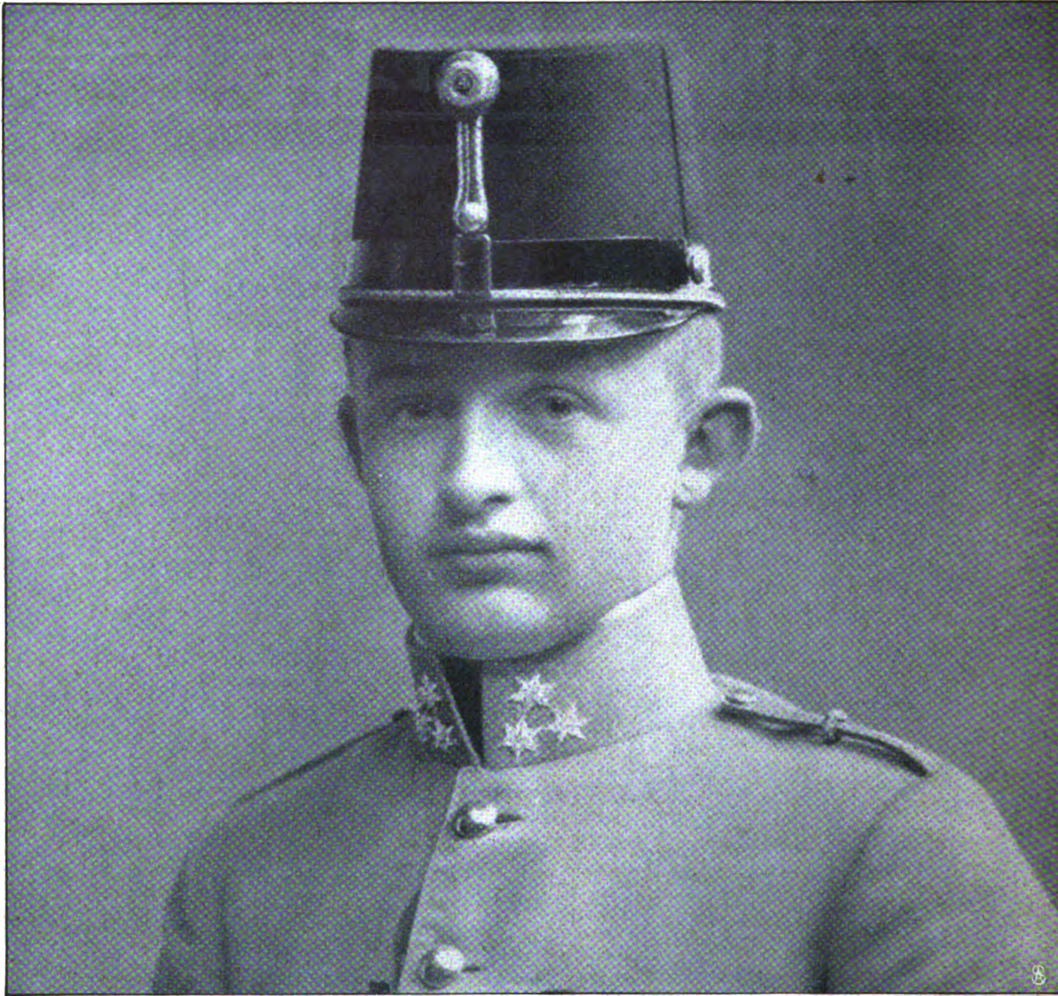


Phot. Grainer.

Prinzessin Zita von Bourbon von Parma,

die Braut des Erzherzogs Karl Franz Josef von Oesterreich, des zukünftigen Thronfolgers.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Hofphot. Pietzner.

Erzherzog Karl Franz Josef von Oesterreich.

Zur Verlobung des zukünftigen österreichischen Thronfolgers mit Prinzessin Zita von Bourbon von Parma.



Phot. Seebald.

Springflutverheerungen in Triest: Der Hafen von Triest am Morgen nach der Katastrophe.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Kaiser in Hamburg.

Phot. Reich.

Das Parseval=Luftschiff über der Landungsbrücke zur Begrüßung des Kaisers. Oberes Bild: Bürgermeister Dr. Predöhl (1) und Bürgermeister Dr. Burchard (2) begrüßen den Kaiser.



Phot. Renard.

Prinz und Prinzessin Heinrich auf dem Flugplatz
im Gespräch mit dem Aviatiker Thelen.

Von der Flugwoche in Kiel.



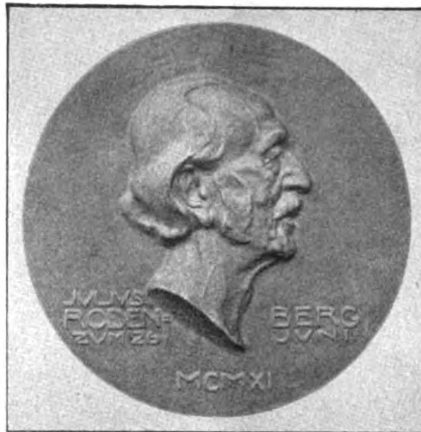
Der Großherzog von Mecklenburg=Schwerin, Protektor des Kongresses, mit dem Bürgermeister von Kolberg Proschwitz.

Vom Intern. Kongreß für Thalassotherapie in Kolberg.

Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Prof. Dr. Georg Krönig †
dirigierender Arzt am Krankenhaus Am Friedrichshain in Berlin.



Julius Rodenberg,
Porträt-Plakette Professor Lederers zum 80. Geburtstag des gefeierten Schriftstellers.



Prof. Dr. Adolf Lasson,
Philosoph der Berliner Universität, feierte sein goldenes Doktorjubiläum.



Johann Svendsen †
bekannter dänischer Komponist.



Phot. Boute.

Ch. de Broqueville,
der neue belgische Ministerpräsident.



Atelier Bieber.

Prof. Dr. Bernhard Fränkel,
der berühmte Berliner Kliniker, tritt in den Ruhestand.



Georg Hartmann,
Direktor des neuen Deutschen Opernhauses in Charlottenburg.



Geh. Kom.-Rat Vogel †
der bekannte Dresdner Großindustrielle.



Central Photo.

Mme. Matelot und ihre Kinder,
die bei dem plötzlichen Tod ihres Vaters, des Leuchtturmwächters auf Belle-Isle, an der französischen Westküste, sein Amt übernahmen.



Phot. Roll.

Der Flieger Robert Frey,
der einzige deutsche Teilnehmer am Flug Paris—Rom—Turin, erlitt einen schweren Unfall zwischen Rom und Florenz.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google







Die Jahn-Feier in Berlin.

1. Langstabübung der Berliner Lehrer-Vereinigung auf dem Tempelhofer Feld bei Berlin.

2. Turnvereine im Festzug.
Phot. Gebr. Haeckel.

3. Gedenkfeier am Jahn-Denkmal auf dem Turnplatz Hasenheide bei Berlin.

Generated on 2019-06-06 16:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

Von der Großen Düsseldorfer





Kunst-Ausstellung 1911



Prof. Gerhard Janssen: „Der letzte Gast“.



Prof. Eduard von Gebhardt: „Lazare, komme heraus“.
(Hierzu der Aufsatz von Prof. Dr. Board.)

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

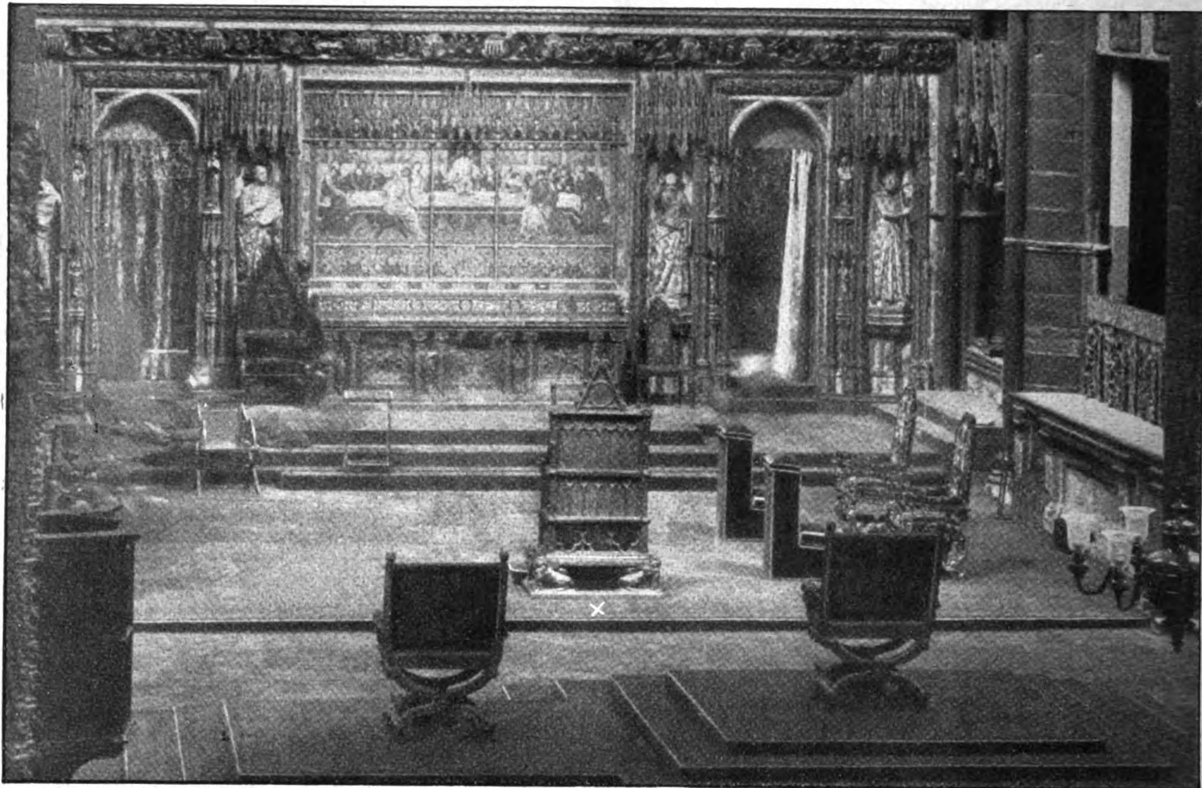
Generated on 2019-06-06 16:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Der erste Hansatag in Berlin unter dem Vorsitz des Präsidenten des Hansabundes Geheimrats Rießer: Blick in die Versammlung.

Spezialaufnahme für die „Woche".

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY



Im Vordergrund die Stühle für das Königspaar. Rechts: Loge für die Königl. Familie. Phot. Dover Street Studios.

Die Stätte der englischen Königskrönung: Inneres der Westminsterabtei mit dem historischen Krönungsstuhl (×).



Das Krönungsgewand der Königin mit goldbestickter Schleppe.

Zu den Krönungsfeierlichkeiten in London.

Phot. Central News.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die verirrte Magd.

Roman von

Georg Engel.

1. Fortsetzung

Jochen Tobis stand auf dem Gottesacker. Er pflanzte Eisblumen auf ein frisch gebettetes Grab. Und unter diesem Hügel schlummerte seit acht Tagen seine alte Gönnerin, die Frau Oberst Boddin. Hell und leuchtend, wie aus durchsichtigem blauem Glas, so spannte sich der wolkenlose Winterhimmel über den Friedhof. Aus der langgestreckten Ebene erhob sich der Menschenacker in unruhigen, zerklüfteten Wellenlinien.

Über die Landstraße näherte sich jetzt ein einsam dahinwandelndes Paar. Beide schwarz gekleidet. Der Mann in herabwallendem dunklem Hängemantel und einem Schlapphut auf dem schwarzbehaarten Haupt, das er etwas geneigt vorgebeugt trug. Auch die dunklen Augen suchten den Erdboden, als ob er weit fort von seiner Gefährtin weile oder die Lösung irgendeines inneren Widerspruchs nicht finden könne. Das Mädchen dagegen an seiner Seite klein und zierlich, während ein langer Trauerschleier von ihrem hellen Haupt herabfloß. Niemals hatte gewiß die Kleidung des Jammers und der Verzweiflung einer Mädchengestalt so viel lockende und kokette Anmut verliehen.

„Guten Tag, Mamselling", begrüßte sie der Gärtner und zog die alte Soldatenmütze von seinen strähnigen weißen Haaren. „Ich bün nu grad dabei. Und bei dem günstigen Wetter werden die Dinger hier schöne Wurzeln schlagen. Bei uns draußen geht so was alles sicher und bestimmt. Wollen Sie nich eins reinkommen und Mutting 'n bißchen besuchen?"

Das Paar, das jetzt über die niedrige, in Wellenlinien bergauflaufende Ziegelmauer herübersah, blickte sich forschend an.

„Wollen wir herein, Oskar?" fragte endlich Herta ihren Begleiter. Und doch war es, als ob trotz ihrer Bereitwilligkeit in der Stimme des Mädchens ein leiser Schauder vor dieser Stätte bebte.

Auch für den Gefährten des Mädchens setzte der Alte seine Einladung fort.

„Herr Professor," meinte er, „wie ich man höre, sünd Sie ein sehr kluger Herr. Und der Sohn meiner Schwester, die eine Plättanstalt hat — sehr feine Wäsche, Herr Professor, Sie können sich mit die Oberhemden ruhig dahin begeben — der Sohn August sagt mich ja öfter, daß Sie den Jungen das vorerzählen, was so ältlings bei die Menschens und bei den Völkern passiert wäre. Sie erzählen ihnen eben alte Geschichten. Aberst sehen Sie, Herr Professor, das kann ich auch. Von jedem Hügel hier nämlich weiß ich Ihnen das ganze Schicksal zu berichten. Und wenn Sie sich hier 'n bißchen auf das Grab, das ich gerade bepflanze, hinsetzen würden, und ich helfe Ihnen ein wenig nach, passen Sie auf, dann wird es Ihnen so sein, als ob ihre liebe Frau Schwiegermutter, die Frau Oberst Boddin, gar nicht fortgegangen wäre, sondern als ob sie Ihnen von Anfang bis zu Ende ihre eigene lange Geschichte erzählen wolle. Und das ist sehr leherreich. Auch für einen studierten Mann. Wollen Sie nun nich näher treten?"

Hier streckte der Alte einladend die Hand mit dem Eisblumenbüschel aus und tat so, als hätte er die günstigste Gelegenheit erfaßt, zu einer anregenden Gesellschaft aufzufordern. Jedoch dem verschlossenen Manne mit den herb zusammengepreßten Lippen und der schlanken und dabei breitschultrigen Gestalt, die er etwas vorgebeugt trug, als ob ihr Besitzer stets nach irgend etwas auf dem Erdboden suche, ihm schien die Einladung von Jochen Tobis durchaus natürlich zu klingen. Mit einer heftigen, ruckartigen Bewegung warf er den Mantel zurück und schleuderte ein wenig das scharf geschnittene schmale Haupt zur Seite, was er stets tat, wenn er einen Entschluß faßte, um endlich mit einer dunklen, herrischen Stimme zu äußern: „Komm, Herta, wollen herein."

Allein die Kleine zögerte, und einen lange verweilenden scheuen Blick warf sie auf den frischen Erdhügel hinüber.

„Oskar, ich meinte nur — ich will —"

„Du willst also nicht?" fragte der Professor kurz. „Dann nicht. Aber entschließe dich. So oder so. Keine Unklarheiten."

„Ja, siehst du", stotterte das anmutige Figürchen, und sie drängte ihren Arm wie in Furcht unter den ihres Schwagers. „So lieblos es klingt, Oskar, dort drüben dieser Erdhügel, er ist mir etwas Fremdes. Etwas Unschönes, was mir das Bild meiner Mutter verzerrt. Derartiges mag ich nun einmal nicht sehen. Du wirst es vielleicht sehr häßlich finden, nicht wahr?"

Ihr Begleiter sandte einen halben Blick auf sie und, zuckte dann kurz mit den breiten Schultern. Dann setzte er sich sofort in Bewegung, so daß seine Gefährtin zum Weitergehen gezwungen wurde.

„Häßlich oder nicht", äußerte er dabei bestimmt. Und in seine Stimme drang wieder jene verbissene Härte, die er so selten abzustreifen vermochte. „Darauf kommt es nicht an. Die Hauptsache bleibt, daß du dir nicht etwas vorlügst. Das ist jeder sich selbst schuldig."

Und indem seine Schritte wieder mächtiger ausgriffen und seine düsteren Augen auf der Landstraße von neuem nach irgend etwas Verlorenem herumspähten, sprach er versunken in sich selbst hinein: „Das ist der Hauptgrundsatz aller Erziehung. Und deswegen haben mich die gottvergessenen Philister abgesägt."

„Ja, denn is es nich anders", murmelte Jochen Tobis, der vor Erstaunen, als er den beiden sich Entfernenden nachschaute, die Mütze in der Hand behielt. „Denn is es nich anders. Denn müssen wir noch 'n bißchen auf den

Copyright 1911 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Besuch warten. Aber komisch bleibt es doch, Frau Oberst Boddin," wandte er sich zu dem halb bepflanzten Hügel, auf dem die Eisblumen sich bereits schützend hinzogen, „da haben Sie nun eine kleine Tochter, und die will mit Ihnen nichts mehr zu schaffen haben. Haben Sie sie vielleicht nicht ganz richtig erzogen? Oder steht es mit unserm heutigen Leben nich mehr so ganz in Ordnung? Wie is das eigentlich mit der Dankbarkeit? Die Leute da draußen haben so vieles gestrichen. Das auch, Frau Oberst? Das auch? Dies is mir doch wunderbar."

Er stieß den Spaten in den weichen Erdboden, setzte sich auf das Grab, und nachdem er eine Brotrinde hervorgezogen, begann er unter seinen ruhenden Freunden das Frühmahl zu halten.

* * *

Hinter den beiden Lustwandelnden, die nebeneinander der Stadt zuschritten, erhob sich ein paar Augenblicke später ein scharfer, gleichmäßiger Hufschlag. Und unmittelbar darauf tauchten zwischen den kahlen Pappeln der Chaussee, durch die leise der Wind summte, die weißen Uniformen zweier miteinander um die Wette reitender Kürassieroffiziere auf. In der Morgensonne blitzten die stählernen Helme, und aus den blanken Brustknöpfen schossen blendende Flämmchen hervor. Laut und geräuschvoll prallten die langen Reitersäbel gegen die fliegenden Weichen der schnaubenden Tiere. In widerstandsloser Hast stürmte das vorwärts, die jungen geröteten Gesichter vorgebeugt und geradeaus gerichtet, als gälte es, durch das graue Schwibbogentor der alten Pommernfeste eine jauchzende Siegesbotschaft zu tragen. Und doch brachten sie nur die uralte Kunde von der frohen Jugend, die besinnungslos mit dem Leben ringen will.

Der Professor blieb plötzlich stehen und warf seinen Mantel herum, so daß er in der Morgenluft flatterte. Dann stieß er kurz und verächtlich an seinen Schlapphut.

„Aha", sprach er mißfällig und steckte wie im bewußten bürgerlichen Trotz seine feinen Hände in die Hosentaschen. „Die betreßten Ritter gelüstet's wieder einmal. Tritt zur Seite, Kleine, damit die maskierten Herren dich nicht etwa überreiten."

„Würde dir das etwa leid tun?" fragte seine Begleiterin, wobei sie sich zwar lebhaft nach den daherjagenden Kürassieren umwandte, aber doch noch Zeit genug behielt, um ihren Schwager mit einem raschen Seitenblick aus ihren eigentümlich blauen Augen zu streifen, die ganz die Färbung des winterlich hellen Himmels widerspiegelten. „Würde es dir wirklich leid tun, Oskar?" warf sie noch einmal halb gedankenlos hin, denn ihre Seele freute sich bereits des kriegerischen Bildes.

Statt einer Antwort stieß der Professor nur ungeduldig mit den Füßen auf und warf das Haupt heftig von einer Seite zur andern. Dann richtete er seine dunklen Augen direkt den Reitern entgegen und rief mitten in das Pferdegetrappel hinein, als ob er den beiden Anstürmenden einen zornigen Willkommengruß zuschleudern möchte: „Einer wie der andere. Alles Uniform. In der Schule wie im Staat. So ist es recht. So kann unser Land gedeihen. Herrlich, wahrhaftig!"

Und mit einem kurzen Griff der Hand riß er seine Gefährtin zur Seite, so daß sie taumelte. Allein die Kleine verspürte weder die unsanfte Bewegung, noch hatte sie sich überhaupt die Mühe genommen, auf den Sinn seiner Worte einzugehen.

„Sieh nur, sieh, Oskar", rief sie vielmehr interessiert, und in ihre Stimme glitt wieder jenes leichte Beben, das auf alle Männer so lockend wirkte. „Wie gut der Vorderste von den beiden Kürassieren im Sattel sitzt. Er hält kaum die Zügel in den Händen — jetzt nimmt er die Biegung! Sieh nur, wie scharf er sein Pferd wendet! Kennst du den Herrn vielleicht?"

Der Schwager besaß gerade noch Zeit, ihr mit einem kurzen ärgerlichen Lachen hinzuwerfen: „Allerdings kenne ich ihn. Das ist der junge Graf Hohensee auf Wildhagen."

„Was? Der Nachbarsohn von Mutter Lotting Kalsow auf Werrahn?"

Der Professor wühlte in seinem schwarzen Kinnbart und gedachte seiner Schwägerin eben abfällig zu bemerken, daß er die Ehre gehabt habe, dem jungen Aristokraten während seiner Schulzeit die landläufigen Begriffe über das Walten und Fließen der Historie beizubringen, allein schon wurde seine Entgegnung von dem herandonnernden Galopp der Pferde verschlungen. Im gleichen Abstand brauste es jetzt dumpf und aufschlagend: bum, bum — bum, bum. Und gedankenschnell wie eine weiße, vom Sturm dahergeschleuderte Wolke wären die beiden Dahinsausenden sicherlich an dem Paar vorübergeweht, da — im letzten Moment — da konnte das blonde Geschöpf, das so tief in schwarze Trauerkleidung gehüllt war, einer aufblitzenden, sie gänzlich bezwingenden Eingebung, über die sie sich keinerlei Rechenschaft erteilen konnte, nein, sie konnte ihr nicht länger widerstehen. Was sie zu der Keckheit antrieb, sie faßte es nicht. Ja, ihr kühler Verstand staunte im nächsten Moment, als das Ereignis sich bereits vollzogen hatte, ihre eigene Tat mit ungläubigem Lächeln an.

Aber doch, es war geschehen.

Dicht vor ihr, in dem gelben Staub der Landstraße, lag plötzlich ihr kleines ledernes Ziertäschchen. So schnell und unmerklich war es herabgeglitten, daß nicht einmal der neben ihr verharrende Professor hätte entscheiden können, ob das Toilettenstück geworfen oder unabsichtlich herabgeglitten sei.

Sehr geschickt, wirklich außerordentlich gewandt.

Und siehe, auch all ihre weiteren Berechnungen traten mit Blitzesschnelle in das Licht der Wirklichkeit.

„He, he! Stopp, Mylord! Kusch, mein Junge!'

An den Zügeln des schwarzglänzenden Rappen wird heftig gerissen, das Tier steigt ein wenig zur Höhe, gleich darauf aber springt klirrend eine hohe weiße Reitergestalt aus dem Sattel.

„Hier, meine Gnädige", spricht eine lachende Stimme, während das Täschchen von zwei Fingern eines Kürassierhandschuhs vorsichtig präsentiert wird. „Hoffe, daß diese lederne Kostbarkeit ohne Schaden davonkam. Habe die Ehre!"

Damit setzt der Reiter seinen hohen Glanzstiefel wieder in den Steigbügel, und im nächsten Moment ist sicherlich bereits alles davongestoben. Allein jetzt muß etwas Unbedeutendes die Trennung verhindern. Gerade in dem

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Augenblick, als er sich aufschwingen will, da zwingt ein lächerlicher Zufall den jungen Aristokraten, daß ihm urplötzlich ein ganz besonders zierliches Frauenstiefelchen auffallen muß. Ein kleiner schmaler Lackschuh.

Alle Wetter!

Der junge Graf Fritz Hohensee ist ein Frauenkenner. Von allen seinen Regimentskameraden wird er dafür gehalten. Und er selbst lächelt nur, wenn man es bestreitet.

„Alle Wetter!"

Er muß aufblicken, und es geschieht nichts weiter, als daß zwei Augenpaare erstaunt, ja beinah erschreckt eine kurze Weile ineinander lesen.

Einen vorüberhuschenden Moment nur währt die Begegnung. Dann wird irgend etwas gestammelt, die Augenpaare trennen sich gleichgültig, und kurz darauf verkündet das durcheinander geworfene Getrappel der Rosse, daß ein wortloses Märchen mitten in der Erzählung abgebrochen wurde. — — —

* * *

Das Schweigen, das sich nach diesem unbedeutenden Vorfall zwischen den beiden Wanderern erhoben hatte, wurde nicht mehr unterbrochen. Auch schritten sie nicht mehr nebeneinander her, sondern ein Zwischenraum hielt sie getrennt.

Es lag wohl keinerlei Absicht darin. Nur als sie durch den niedrigen Bogen des Stadttores schritten und der Schall ihrer Tritte von den kahlen Mauern widerhallte, da hob Herta ihr blondes Haupt, um irgend etwas Nebensächliches zu äußern. Und doch merkte ihr Schwager mit herbem Mißfallen, wie sehr die Seele des Mädchens noch immer um diese leichtsinnigen und nichtigen Dinge flatterte.

„Oskar, ich glaube, ich habe dem jungen Offizier nicht einmal für seine Liebenswürdigkeit gedankt. Und dabei war es doch eigentlich ein halsbrecherisches Kunststück, das er für mich gewagt hat, nicht wahr?"

Der Professor verzog die Stirn und strich mit einer seiner eckigen Bewegungen über den Kinnbart.

„Freilich", warf er hin, und dabei schüttelte er wieder den Mantel, als müsse er etwas Fremdes, ihm Lästiges durchaus von sich abwehren. „Das hättest du nicht vergessen dürfen. Denk nur, welch ein Mangel an Wohlerzogenheit, und wie wird man im Kasino über das gnädige Fräulein urteilen! Aber nun laß den Schnickschnack", unterbrach er sich, wobei er die Uhr zog. „Deine Schwester Agnes wird inzwischen aufgestanden sein, und du weißt, sie wartet nicht gern. Für mich selbst aber naht wieder einmal die sogenannte Arbeit. Notizenkram dreschen in der Stadtbibliothek. — Etwas anderes habe ich ja nicht mehr zu tun."

„Erteilst du denn gar keine Stunden mehr im Gymnasium, Oskar? Ist es wirklich wahr — —?"

„Wahr, wahr! Du hörst ja, sie haben mich abgesägt. Religiöser Irrlehren wegen. Ein zweiter Sokrates. Oder wenigstens suspendiert. Verstehst du, was das heißt?"

„Oskar, erteilst du denn diesen dummen Bengeln so gern Unterricht? Besteht denn irgendein inneres Bedürfnis für dich?"

„Gern? Hm!" Der Mann warf einen raschen Seitenblick auf sie und begann in dem schmalen, leuchtenden Antlitz zu forschen und zu lesen. Wiederum suchte er. „Gern?" erklang es endlich noch einmal. Und eine innere Leidenschaft redete heimlich mit. „Wenn sie mich nur ließen. Wenn ich nur einmal dürfte, wie ich wollte, dann — Aber lassen wir das. Genug", schloß er, seinen Mantel mit hastigen Fingern zusammenraffend, wie wenn er sein Innerstes damit wieder einhüllen könnte. „Hier trennen sich unsere Wege."

Sie waren auf dem kleinen, schiefen, von spitzgiebligen Häusern umstellten Markt gelangt, von wo ein krummes Seitengäßchen nach der Bibliothek abbog.

Da fiel es dem kleinen gleichgültigen Geschöpf zu guter Letzt ein, sie müsse dem Scheidenden noch irgend etwas Angenehmes erweisen. Einen vorüberhuschenden Augenblick dachte sie nach.

„Ich bat dich doch schon oft, mir deine Bildersammlungen und Kartons zu zeigen", hob sie endlich mit raschem Entschluß an. „Warum verweigerst du mir das eigentlich so beständig?"

„Hm." Der Mann murmelte etwas, schleuderte das Haupt nach rechts und links und verzog seine Stirn. „Was weißt du davon?" fuhr er sie endlich nicht gerade freundlich an. „Hat dir Agnes irgend etwas erzählt?"

Sie bot ihm die Hand zum Abschied, was der Professor, dessen Blicke wieder ruhelos zwischen den holprigen Pflastersteinen herumirrten, nicht bemerkte.

„Erinnerst du dich nicht?" erwiderte sie, „wie du deine Bilder neulich ordentlich furchtsam vor mir in deine Truhe verschlossest, als ich zufällig dein Arbeitzimmer betrat? Sind denn die Abbildungen so gefährlich?"

Dabei verzog sie ihre erblühten Lippen zu einem Lächeln. Den Mann im Hängemantel jedoch reizte ihr flüchtiges Wesen.

„Gefährlich? Ich will dir einen guten Rat geben, Herta, laß das Kokettieren mit solchen — nun ja, mit solchen heiligen Dingen. Und verbergen? Du hast recht. Es gibt eben Menschen, die das Letzte, was sie besitzen, ihren einzigen Schatz, mit geiziger Habgier behüten. Zu solchen Geizhälsen zähle vielleicht auch ich. Es sind böse Kerle! Und nun muß ich gehen."

Die beiden reichten sich die Hand, und bald war der Mann um jene Ecke verschwunden, die dem Mädchen seinen Anblick entziehen mußte.

Ob er sich wohl noch einmal zurückwenden würde?

Herta stand auf den Stufen, die zu dem Haus ihres Schwagers heraufleiteten, und wartete. Beinah sehnsüchtig harrte sie auf einen freundlichen Gruß. Sie war ja bis jetzt an derartige sonnige Blüten des Lebens so sehr gewöhnt. Und nun auch die kleinste Aufmerksamkeit entbehren? Allein seine Schritte hallten ferner und ferner. Und jetzt sauste der Seewind über den freien Platz und ließ den langen Trauerschleier des Mädchens wie einen großen schwarzen Vogel aufflattern, der sich in ihre blonden Haare festkrallen wollte.

Da senkte sie das Haupt und stieg mit schweren bekümmerten Gedanken, die ihr Herz gleichsam in schwielige Fäuste nahmen, die wenigen Stufen in die Höhe.

Das war nun ihr Heim! Eine öde, rauhe, trostlose Stätte. Und die kleine Goldblonde träumte doch von Märchenschlössern und jauchzenden Untertanen!

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sacht und graudämmrig war der Nachmittag herabgesunken. Aus dem Meere stieg ein schwärzlicher Nebel empor, wallte über die Stadtmauern hinweg und lag nun schwer und undurchdringlich auf den Dächern der kleinen Stadt wie Pulverdampf nach einer gewaltigen Schlacht.

An diesem Nachmittag stand Herta am Fenster der Professorwohnung und blickte zu dem plumpen Rathaus in der Mitte des Marktes hinüber. Trostlose Öde und eine bleierne Schweigsamkeit umfingen den menschenleeren Platz. Aber auch in dem weiten, niedrigen Zimmer waltete Stille. Eine einfache weiße Hängelampe goß zwar ihr trauliches Licht auf einen mit einer schönen grünen Ripsdecke überspannten Tisch herab, auf dem allerlei Journale verstreut lagen, jedoch die junge magere Frau, die sich zur Lektüre auf das Sofa niedergelassen hatte, schien mit ihren Gedanken ganz wo anders als bei diesen Erzeugnissen der Mappe zu weilen.

„Jetzt hat es schon lange sechs geschlagen, und Oskar unterrichtet dort nebenan seine beiden Privatschüler noch immer. Mein Gott, und heute nahm er noch einen neuen an! Wohin soll das alles führen? Er wird ja zum Schluß gar keine Zeit mehr für sein Heim und für seine Kinder erübrigen, da er jetzt so viel mehr erwerben muß. Von mir will ich gar nicht reden. Sagtest du etwas, Schwester?"

Da wurde Herta unsanft aus ihren Betrachtungen gerissen. Sie wandte sich, und der lichte Schein traf voll und glänzend ihr schönes, schmales Gesichtchen, das dem der Schwester so wenig ähnelte.

„Ja, es handelt sich sogar um einen armen, aber sehr talentvollen Jungen," gab sie zurück, „den Oskar ganz umsonst unterrichtet. Gönne ihm doch die Freude, Agnes, für sein Wissen eine würdige Stätte gefunden zu haben."

Und wie sich nun die Schwester etwas befremdet erkundigte, woher Herta dies alles erfahren, da setzte das Mädchen sicher und bestimmt hinzu, daß sie ja ihren Schwager heute auf seinem Morgenspaziergang begleitet hätte.

„Begleitet?"

Über das leidende Antlitz der Häkelnden fuhr ein Schatten. Dann verzog sie die schmalen Lippen, so daß sich in ihren Zügen deutlich verkümmerte Betroffenheit malte. „Du bist mit ihm gewesen?"

„Ja, Agnes."

„Aber du lieber Gott, unsere Lebenshaltung ist ja ohnehin schon eine schwierige. Wozu braucht sich Oskar immerfort neue Lasten aufzuerlegen?"

Die Frau Professor legte ihre Häkelei fort und faltete die Hände.

„Seit ein paar Tagen ängstigt mich das Wesen meines Mannes noch mehr als vorher. Merkst du denn nicht, er gibt sich noch viel rauher und wortkarger als sonst. Und dabei immer das Schonende, Mitleidige für mich, wenn er einmal zu mir tritt, um mir über das Haar zu streichen. Glaub mir, Herta", setzte sie etwas ausdrucksvoller hinzu, während sie ihre umschatteten Augen schärfer auf die zierliche Schwester richtete, „das fällt einer verheirateten Frau nicht leicht. Es ist wohl etwas zwischen uns gekommen", fuhr sie ruhiger fort. „Er vergleicht mich wohl gar. Wie soll ich das durchmachen?!"

Still und leidenschaftslos hatte die Bekümmerte ihre Worte gesprochen, als ob sie jene Sätze aus den Büchern der Journalmappe herausgelesen hätte. Aber Herta fuhr auf. Ihre Augen wurden dunkel, ihre spitzen Zähne preßten sich aufeinander.

Wohin zielte das? Das bedeutete ja eine Anklage! Hinter jenem kaum verständlichen Murmeln — verbarg sich da nicht eine haßerfüllte Absage? Rasch erhob sich das Mädchen von dem Tisch, um der Sitzenden die Hand auf die Schulter zu legen. Und seltsam, jetzt bemerkte sie auch, wie der Arm der Getroffenen unter ihre Berührung erschreckt zusammenzuckte. Mit scharfem Ton hob sie an: „Nennst du mich etwas Fremdes, Störendes?"

„Dich?"

Der Gefragten schien wiederum der Mut zu entsinken. Ach, sie hatte ja niemals die Spannkraft besessen zu Kampf und Streit. Und jetzt sollte sie mit der eigenen Schwester ringen, mit dem Letzten, was von der dahingegangenen vergötterten Mutter übriggeblieben war?

„Frag doch nicht so etwas Schwerwiegendes", stammelte sie noch. „Wie kannst du nur! Ich hab dich ja ganz gewiß nicht gemeint. Und dann —" hier stopfte sie sich nervös das Kissen etwas fester hinter den Rücken und raffte sich zu einer letzten Anstrengung auf — „und dann — von dir würde mir doch auch keine Gefahr drohen. Du würdest mir doch nichts zuleide tun, nicht wahr?"

Da war es der kampfgerüsteten Kleinen doch, als ob sich ihr eine feuchtwarme, kranke Hand plötzlich umklammernd um den Hals winde. Kaum verständlich vermochte sie nur zu wiederholen: „Zuleide? Wie soll ich das verstehen? Agnes, was bezweckst du eigentlich mit all deinen Andeutungen? Sag mir das — sofort sag mir das", forderte sie heftiger, indem über ihr blasses Antlitz eine schnell entweichende Röte sprang. „Ich mag solche Heimlichkeiten nicht. Du mißtraust doch nicht etwa deinem ehrlichen Mann?"

Die Angegriffene rang die Hände, und so groß war die Überlegenheit der Kleinen über die niedergebrochene Natur der Älteren, daß die von Zweifeln geschüttelte Frau, plötzlich wie von einem Faustschlag getroffen, in sich zusammensank. Den Kopf preßte sie dabei zwischen die auf dem Tisch hingebetteten Arme, und gleich darauf schrillte ein heftiges, krampfartiges Schluchzen durch den weiten Raum.

„Ich — ich weiß ja gar nicht, was ich reden oder denken soll? Ich fürchte mich ja nur. Ich fürchte mich namenlos, Herta. Durch all die Zeit meiner Ehe hindurch suche ich ja nach einem Schlüssel, der mir das Wesen meines Mannes aufschließt. Aber es will sich nicht öffnen lassen. Will vielleicht gerade mir nichts schenken und spenden. Oh, das ist traurig, Herta!"

Noch einmal stockte dem schönen Blondkopf das Herz in der Brust. Der Hammer dort drinnen wollte einen Augenblick nicht länger schlagen. Die Schwester fürchtete sich. Vor ihr? Vor ihr? So stieß und zuckte es durch ihre Sinne, und sie wußte nicht, ob die Stimmen der Dunkelheit im Triumph aufschreien oder sich ducken und niederlegen sollten. Allein allen diesen Zweifeln wurde im nächsten Moment ein Ende bereitet.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Professor trat zu den Frauen. Als Herta aufsah, bemerkte sie, wie ihr Schwager ein altes grünes Wams trug, das er auf einer längst hinter ihm liegenden Gebirgsreise einst benutzt. Aus den fest geschlossenen Lippen hing eine kurze Tabakspfeife herab, wie sie Soldaten auf ihren Märschen gebrauchen.

„Was treibt ihr?“ begann der Professor, ohne die beiden Frauen recht anzusehen, legte die Hände auf den Rücken und schritt in dem Zimmer auf und nieder.

Seine Frau faßte sich.

„Wir haben ein wenig in der Journalmappe gelesen, Oskar.“

„So.“ Der Mann warf das Haupt hin und her und stellte sich an das Fenster.

Trübe neblige Nacht, wie sie den Städten an der Küste eigen, schob sich ihm bereits dick und sternenlos entgegen.

„Herta las auch?“ fragte er nach einer Weile abgewandt.

„Nein, ich nicht“, versetzte die Kleine, die irgend etwas zwang, sich in einen Gegensatz zu der Schwester zu bringen.

„Und die Kleinen?“

Als die Frau sich an ihren Nachwuchs erinnert fühlte, ging kein freundliches Leuchten über ihre Züge, wie es sonst Mütter aufzuweisen pflegen. Sie erschrak vielmehr und brachte ihre Hände verwirrt an beide Schläfen.

„Du hast recht, Oskar“, stammelte sie. Und es klang ganz so, als wolle sie wegen einer versäumten Pflicht um Entschuldigung bitten. „Ich muß nach ihnen sehen. Und dann möchte ich auch das Abendbrot besorgen. Wollt ihr vielleicht mitkommen, um die Kinder in ihren Bettchen liegen zu sehen?“ Jetzt lächelte sie dennoch, und es klang, wie wenn sie den beiden eine versteckte, nur ihr allein sichtbare Kostbarkeit zeigen könne. „Willst du, Oskar?“

Der Professor kehrte sich zu ihr: „Ja, gewiß“, stimmte er bei.

Ruhig nahm er die Pfeife aus dem Mund, und eben gedachte er, ihr mit seinem vorgeneigten Haupt, in dem die Augen wieder unstet den Erdboden suchten, zu folgen, als die Absicht der beiden Gatten plötzlich und unvorhergesehen durchbrochen wurde. Herta richtete sich auf. Ihre kleine, zierliche Gestalt streckte sich, und während auch sie die Hände auf den Rücken bettete, schritt sie rasch hinter dem Tisch hervor, so daß sie jetzt zwischen den beiden Gatten stand.

„Du wolltest mir doch deine Kartons zeigen, Oskar“, heischte sie unvermittelt so dringend und fordernd, als wäre es eine erlösende Aufgabe, den großen Mann neben ihr von dem drückenden Einerlei dieses Hauses und seiner Familie abzulenken.

„Ich?“ Verwundert warf der Professor das Haupt herum, und seine Blicke glitten vom Erdboden, auf dem sie gewöhnlich herumirrten, langsam und zweifelhaft an seiner Schwägerin empor, als könne er sich seines Versprechens kaum noch erinnern. „Meine Kartons?“ wiederholte er. Dabei zuckte er ein wenig geringschätzig die Achseln. „Du meinst die paar Blätter, Buntdrucke und photographischen Abbildungen, die ich mir mühsam und mit ein paar Groschen zusammengetragen. Wozu willst du die sehen?“

Da wippte Herta leicht mit dem Fuß.

„Weil es mich interessiert, das kennen zu lernen, was du des Aufhebens und des Sammelns für würdig hältst“, gab sie hochfahrend zurück. Denn es reizte die Verwöhnte, daß ein Mann einem ihrer Wünsche nicht sofort willfahren solle.

Der Professor jedoch stand noch eine Weile und starrte vor sich hin. Dann schritt er achselzuckend zur Tür, die er mit einer kurzen Bewegung der Hand aufstieß.

„Komm“, forderte er in seiner harten, abgerissenen Art.

„Oh, das ist recht“, klang es von dem Mädchen erfreut zurück.

Sahen die beiden, die sich zusammengefunden hatten, nicht, wie die zurückbleibende Frau eine schnelle Bewegung vollführte, als wünsche sie den Voraufschreitenden nachzustürzen und zu folgen? Vernahmen sie nicht das tiefe röchelnde Atmen, das sich für einen Augenblick der arbeitenden Brust entrang? Zu deutlich war es, als daß es die zierliche kleine Blondine, deren Ohren selbst im Schlummer das winzigste Geräusch aufzufangen wußten, hätte überhören können. An der Tür des Arbeitzimmers stockte sie plötzlich. Dann eilte sie zurück und strich der Älteren teilnahmlos, ja beinah zärtlich über die schlichten Haare. Immer deutlicher empfand ja das Mädchen, welch unausgesprochene Qual die Leidende in ihrer Brust verschließen müsse, und diese Erkenntnis ließ aus ihren Sinnen einen merkwürdigen Zwiespalt aufspringen. Es war ja lächerlich, was die Schwester von ihr fürchtete. Sie, das schöne, stolze Geschöpf, das von dem Leben wie von einer unterworfenen Provinz träumte, sie, die sich in einer achtspännigen Karosse in ein marmornes Schloß einziehen sah, rechts und links eskortiert von jungen Reitern in weißer Uniform, so wie sie heute morgen einen geschaut hatte, sie, die kühle, vernünftige Herta, die sich ihrer angeborenen Macht über die Männer so sehr bewußt war, sie sollte ihre Laufbahn mit einer albernen Liebelei mit ihrem Schwager beginnen? Einem suspendierten Schullehrer? Unfaßbar! Sie warf aus ihren berechnenden blauen Augen einen verwunderten Blick auf den wartenden eckigen Mann und wußte wirklich nicht, ob sie die leidende Frau neben sich durch ein paar gütige Worte trösten oder ob sie zwischen ihren zusammengebissenen Zähnen irgendein trotziges Wort gegen sie schleudern sollte.

Das stand fest, Agnes war eine gar zu unbedeutende, törichte Person. Zweifellos. Und plötzlich, kräftig aufatmend und sich voll zu ihrem Schwager wendend, sagte sie ruhig und nicht, als wenn noch soeben der Zweifel in ihr gebohrt hätte: „Jetzt komm, ich bin bereit.“

Die Frau aber, die sie verlassen wollten, sandte noch einen raschen, hoffnungsvollen Blick zu ihrem Gatten. Aber als sie aus seinen Zügen keinerlei Ermutigung gelesen, ließ sie wiederum apathisch ihr Haupt auf die Brust sinken.

„Ja, ja, Herta,“ brachte sie wie entschuldigend hervor, „mir bleibt für derartige geistige Genüsse zu wenig Zeit. Ich muß ja unsere Kinder zu Bett bringen, und dann möchte ich mich auch noch einmal in der Küche umsehen.“

Und als die hohe Tür sich schon längst hinter jenen beiden geschlossen hatte, die Hand in Hand in die sonnen-

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beschienenen Gefilde höherer Menschlichkeit ziehen wollten, da stand die Lauschende, der keine Zeit für die feineren Freuden des Lebens blieb, noch immer, klammerte sich an die Tischplatte und streckte den Hals weit vor, als wollte sie jedes Wort, das dort drinnen hinter dem grünen Fries gesprochen würde, auffangen, enträtseln und deuten.

* * *

„Darf ich mich in deinen Sessel an den Schreibtisch setzen?" bat Herta.

Der Professor, der mitten in der Stube stand, zog erst gedankenverloren ein paar Züge aus der kurzen Pfeife. Darauf zupfte er an dem grünen Wams hin und her wie jemand, der mit einem Entschluß nicht zur Klarheit dringen kann. Endlich warf er wieder das dunkle Haupt von einer Seite zur andern.

„Nicht auf meinen Stuhl," entschied er sich zum Schluß, „hier ist ein anderer."

Mit dem Fuß schob er sodann einen runden Rohrsessel an die Seite des großen, flachen Möbelstücks, das, weil es mit grünem Tapetenleder überspannt war, sich in diesem spartanisch einfachen Hausrat den Namen eines Schreibtisches erworben hatte. Auch sonst sah die Stube, als sich das Mädchen jetzt umblickte, kahl und nüchtern aus. Auf dem Tisch brannte eine einfache Stehlampe aus billigem Metall, die ihren Schimmer auf niedrige, fichtene Bücherregale entsendete, die regellos, groß und klein, an den Wänden angebracht waren. Über sie hingen Land- und Sternenkarten herunter, und nur aus einer Ecke ragte von einer Säule herab die schöne, buntgetönte Nachbildung der Milonischen Venus. Aber wer näher in den Schatten der Ecke schritt, der merkte, daß auch dieses Zierstück aus Gips geformt war. Ein Teppich fehlte in dem Zimmer gänzlich. So kam es, daß die Schritte des rastlos auf und nieder wandelnden Mannes laut und hart widerschallten.

Aber warum hegte wohl der kräftige Mann in der grünen Gebirgsjacke eine solche Scheu davor, daß sich das zierliche blonde Geschöpfchen auch nur auf wenige Minuten in seinen Stuhl schmiegen dürfe? Warum sandte er während des Wanderns einen hastigen Blick auf die Sitzende, wobei er nicht merkte, wie ihn das Mädchen unter ihren herabgesenkten goldblonden Wimpern verfolgte. Auch sie dachte über die Ablehnung nach. Und eine ferne Ahnung verriet ihr, daß der verschlossene Mensch dort eine Art Furcht vor ihr empfinden müsse. Das ließ sie ein paarmal hoch und befriedigt aufatmen. Denn diese Erkenntnis tat ihr wohl.

Eine Zeitlang wanderte der Gelehrte auf und nieder. Dann jedoch schüttelte er sich, und mit einer ruckartigen Bewegung, als wolle er eine Gedankenlast, die ihm zu schwer geworden, von sich abwerfen, bückte er sich unvermutet zu dem großen Wandschrank hinunter, dessen unterster Lade er eine Anzahl Blätter und Kartons entnahm. Achtlos und plump warf er sie dann vor dem Mädchen auf den Tisch. Vor der Gewalt des Wurfes hallte es einen Moment in dem kahlen Zimmer wider.

„Hier hast du meine sogenannten Schätze", grollte er dabei vor sich hin. „Pfennigblätter, wie du siehst. Das ist das Besitztum von Schönheit, das ich in mein Leben getragen. Und jetzt kannst du darüber lachen, Mamsell, wenn es dir paßt."

Allein Herta lächelte nicht. Verriet ihr doch ein feines Begriffsvermögen, daß der wortkarge Mensch in diesem Augenblick das einzige vor ihr ausbreitete, was er in seiner innersten Seele besäße, jenes letzte Eigentum, das er zweifellos vor den Blicken aller andern mit ängstlicher Sammlerfreude gehütet hatte.

„Kennt Agnes diese Blätter?" forschte sie deshalb unauffällig, indem sie ihrer Stimme einen ganz gleichgültigen Klang zu leihen suchte.

„Agnes?" Der Mann zuckte die Achseln und ließ wieder seine Blicke auf dem Erdboden nach verlorenen Gütern herumstreifen. Dann schritt er kurz und trotzig vor das Fenster und schaute zu dem ragenden Pommernturm des Rathauses herüber. „Sie kennt's nicht", gab er abgebrochen zurück. „Wozu? Es lohnt ja nicht."

Unwillkürlich hatte das Mädchen inzwischen eins der bunten Blätter vor sich ausgebreitet. Eine weiße, unverhüllte Gestalt leuchtete ihr entgegen. Es war die Tizianische Venus, die in ihrem Götterhain schlummert. So menschlich vollendet und deshalb so göttlich erhaben. Und um sie herum ruhte friedvoll eine besänftigte Welt, ein Abbild innerlichen Gleichmaßes.

In diese Landschaft starrte Herta herab. Und eine gewisse Betroffenheit begann sich in ihren Zügen zu malen, sie wußte nicht warum. Ihr Herz schlug lauter gegen das umspannende schwarze Kleid, und sie konnte sich nicht erklären weshalb. Langsam und scheu löste sie ihre hellen blauen Augen von dem Geschauten, um sie nun flüchtig auf dem ihr noch immer abgekehrten Mann ruhen zu lassen. In dem gleichen Augenblick jedoch, als wenn er ihren merkwürdigen Blick gefühlt hätte, wandte sich auch der Professor. Dann griff er plötzlich nach den Kartons und raffte die ganze Reihe hastig und ohne Höflichkeit zusammen.

„Warum tust du das?" schreckte Herta auf, die immer lautere Schläge durch ihr ganzes Wesen hindurch zu spüren glaubte.

„Ich?"

Der Mann zuckte die Achsel und schleuderte wieder sein Haupt heftig gegen die rechte Schulter. Sein dunkles Antlitz war erblaßt, es schien, als ob er mit allen Kräften eine drängende Unruhe zu besiegen strebe. Dann polterte er kurz hervor: „Wozu soll überhaupt diese — nun ja — diese unnötig schwüle Stunde? Ich traue dir nicht. Ich weiß nicht, ob du bei dem Betrachten eines solchen Schatzes frei von unreinen Gedanken bist, wie sie die heutige Jugend leider hegt. So, das wollt ich dir sagen."

Und dabei warf er wieder einen halb scheuen, halb furchtsamen Blick auf die Kleine, und über den Rücken lief es ihm wie ein ferner Schauder. Mit der Faust schlug er beinah abwehrend vor sich hin durch die Luft. Wie kam es nur, daß er in Gegenwart dieses kleinen Mädchens fast beständig, gewollt oder ungewollt, unter so tollen Gedanken litt? Lächerlich! Sie verharrte doch ganz ruhig mit übergeschlagenen Füßen und gesenktem Haupt auf dem kleinen Rohrsessel, und der Schimmer der Lampe glitzerte friedlich auf den goldenen Spitzen ihrer Haare. Und doch — seit Jahren hatten ihn nicht so wüste Vorstellungen gepeinigt. Wirklich, er würde sich nicht im mindesten gewundert haben, wenn dieser feste, jugend-

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

frische Leib sich ihm plötzlich in ebenso unverhüllter Pracht entschleiert hätte, wie das Bild es darstellte, das er jetzt mit zorniger Leidenschaft wieder in die Lade zurückschleuderte. Und von neuem zwang ihn etwas, sie zu beleidigen.

„Du vermagst doch nicht", fuhr er heftiger fort, „aus diesem wunderbar freien Bild eine Lehre zu ziehen. Nicht wahr, das kannst du nicht? Für dich bedeutet es nur eine Nacktheit, denn darin schwelgen doch jetzt die Jüngeren. Sprich es nur offen aus. Oder weißt du etwa, welche Forderungen durch solch ein Werk an den ernsten und nachdenklichen Beschauer gestellt werden?"

Da hob die kleine Blonde trotzig ihr Haupt, sah den Aufgeregten herausfordernd an und stieß zwischen den zusammenbissenen Zähnen herb hervor: „Nein, ich weiß es nicht. Aber das eine weiß ich bestimmt, daß du nur darauf lauerst, es mir mitzuteilen. Denn darauf läuft doch alles hinaus. Wie?"

Was war das?

Als der Mann dies klare Wort hörte, da ballte er die Fäuste, und noch einmal bestürmte ihn der Wunsch, jener Auseinandersetzung, die er nicht gesucht hatte, ein Ende zu bereiten. Dann jedoch wurde die Sehnsucht, sich zu entladen, gerade vor dem kleinen, fremden Wesen, das ihn so unsicher machte, sich einmal auszuschöpfen, übermächtig in ihm. Und während er mit den Füßen aufstampfte und an seinem grünen Wams riß, als müßte er seinen widerspruchsvollen Zorn an irgend etwas auslassen, knurrte er laut und in voller Heftigkeit: „Ja, ich will es dir sagen. Ich will so dumm sein und dir anvertrauen, wie ich dich erkannt habe."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Schädigungen der Pflanzen durch Staub.

Von Prof. Dr. Udo Dammer.

Wenn in heißen Sommertagen die Straßen mit Staub bedeckt sind und ein Wagen durch sie in schnellem Tempo fährt, dann erhebt sich eine hohe Staubwolke, die die zur Seite der Straße stehenden Pflanzen mit einer dichten Decke bekleidet. Man hat deshalb in neuerer Zeit versucht, die Staubbildung, die besonders durch die Automobile begünstigt wird, durch allerlei Mittel zu verhindern, besonders auch durch Teeren der Straßen. Nach Zeitungsmeldungen soll aber diese Maßregel auf den Pflanzenwuchs an den Straßen sehr nachteilig wirken.

Es entsteht die Frage, ob der Staub an sich überhaupt auf die Pflanzen schädlich einwirken kann und wenn — welche besonderen Gründe dafür sprechen, daß durch das Teeren der Straßen eine besondere Schädigung der Pflanzen hervorgerufen werden kann.

Durch den auf die Pflanzen, im besonderen auf die Blätter fallenden Staub der Landstraße wird zweierlei bewirkt: den Blättern wird Licht entzogen, und sie werden am Atmen verhindert.

Wir wissen, daß die grünen Pflanzen auf das Licht angewiesen sind, daß sie nur im Licht den Prozeß ausführen können, den man als Assimilation der Kohlensäure bezeichnet. Um ein Gramm Trockensubstanz zu bilden, muß die Pflanze ein Liter Kohlensäure verarbeiten. Da nun ein Liter Kohlensäure in drei Kubikmeter Luft enthalten ist, so muß also die Pflanze drei Kubikmeter Luft aufnehmen. Diese Luft wandert in die Pflanze durch die Blätter, und zwar durch kleine Oeffnungen, von denen etwa auf dem Quadratmillimeter 200 vorhanden sind. Man sieht aus dieser Angabe, wie außerordentlich klein die Oeffnungen, die man ihrer Form wegen Spaltöffnungen genannt hat, sind. Es leuchtet ein, daß ein Staubteilchen, wie es von einem schnellfahrenden Wagen aufgewirbelt wird, in den meisten Fällen eine ganze Anzahl solcher Spaltöffnungen bedecken wird. Wenn auch dadurch vielleicht kein hermetischer Verschluß der Spaltöffnungen erzielt wird, so wird doch jedenfalls die Aufnahme von Luft ganz außerordentlich erschwert. Ist aber das Blatt einer Pflanze, wie wir es im Sommer oft an staubigen Landstraßen sehen können, mit einer dicken Staubschicht bedeckt, dann wird die Luftaufnahme entweder ganz oder doch auf ein Minimum beschränkt sein. Außerdem wird der Lichteintritt in das Blatt durch die dicke Staubschicht sehr wesentlich beeinträchtigt sein. Die Pflanze wird also aus diesen Gründen schon durch eine Bedeckung mit Staub sehr stark geschädigt. Dazu kommt nun aber noch eine zweite, nicht minder schwere Schädigung durch die Bedeckung der Blätter mit Staub. Die erwähnten Spaltöffnungen dienen der Pflanze nicht nur dazu, Luft aufzunehmen, um ihr die geringe, in ihr enthaltene Kohlensäure zu entziehen, sondern auch dazu, das Wasser, das sie aufnehmen mußte, wieder abzugeben.

Bekanntlich nimmt die Pflanze aus dem Boden jene Stoffe auf, die bei dem Verbrennen als Asche zurückbleiben. Zwar sind diese sogenannten Aschenbestandteile nur in sehr geringer Menge in der Pflanze enthalten; aber diese geringe Menge muß mit einer sehr großen Menge Wasser aufgenommen werden, weil diese Bestandteile für die Pflanze Gifte sind, wenn sie in konzentrierter Lösung aufgenommen werden. Wir können annehmen, daß in jedem Liter Wasser, das die Pflanze aufnimmt, höchstens 1—2 Gramm der Aschenbestandteile enthalten sind. Durch genaue Versuche ist festgestellt worden, daß z. B. eine freistehende Birke, die 30 Quadratmeter beschirmt, in der Zeit vom 1. Juni bis Ende November 7086 Liter Wasser verdunstet hat!

Daß auch kleinere Pflanzen recht bedeutende Wassermengen verdunsten, lehren uns die Zahlen, die in den landwirtschaftlichen Versuchstationen für die verschiedenen Kulturpflanzen gefunden wurden. Man hat dort gefunden, daß während der Vegetationzeit auf ein Gramm Trockensubstanz verdunstet: Mais 233 g, Gerste 774 g, Hafer 665 g, Erbsen 416 g, Senf 843 g, Raps 912 g Wasser. Da nun in der Trockensubstanz nur ein Bruchteil Aschenbestandteile enthalten ist, so sieht man daraus ohne weiteres, wie bedeutende Wassermengen die Pflanzen aufnehmen müssen, um die ihnen nötigen Aschenbestandteile aus dem Boden aufnehmen zu können.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wird die Pflanze mit Staub bedeckt, so kann sie die Wassermengen nicht verdunsten, und die Folge ist dann, daß die Pflanze in ihrer Entwicklung zurückbleibt und, wenn die Störung nicht bald aufgehoben wird, abstirbt.

Nun liegt der Staub auf den Blättern nur lose auf und kann durch jeden Regen wieder abgewaschen werden. Auch der Wind trägt sehr dazu bei, daß die Staubschicht sich auf den Blättern nicht gar zu lange hält, so daß die Störungen an der Gesundheit, die die Pflanzen durch Straßenstaub erleiden, in den meisten Fällen keine allzu großen sind. Es kann deshalb auch nicht auffallen, daß man bisher von einer nennenswerten Schädigung der an den Landstraßen stehenden Pflanzen wenig zu hören bekam. Wenn nun plötzlich Nachrichten auftauchen, daß nach dem Teeren der Landstraßen, durch das ja, wie man sich leicht überzeugen kann, die Staubbildung sehr wesentlich vermindert wird, die an ihnen stehenden Bäume arg beschädigt werden, so könnte man glauben, daß der Grund für die Schädigung nicht in der Staubbildung liegen könne, sondern etwa in Stoffen seine Ursache habe, die sich in dem zum Teeren verwendeten Material befinden.

Als ich zunächst an die Frage herantrat, fielen mir die Schädigungen ein, die Pflanzen in Gärtnereien erlitten hatten, in denen sie in Kasten herangezogen wurden, die der besseren Konservierung wegen mit Karbolineum bestrichen waren. Da das Karbolineum ein Teerprodukt ist, so lag die Vermutung nahe, daß jene Stoffe, die die betreffenden Pflanzen geschädigt hatten, auch die Ursache sein könnten, die die an den Landstraßen stehenden Bäume beschädigen.

Nach Versuchen, die der Chefingenieur E. Lloyd-Davies in Alexandrien (Aegypten) angestellt hat, um zu ermitteln, ob der Staub der Straßenteerung den Pflanzen schädlich ist, ergibt sich, daß Proben von auf geteerten Straßen gesammeltem Staub fünf Tage nach der Teerung eine starke, fünf Tage später eine schwächere und selbst 15 Tage nach der Teerung noch eine allerdings sehr schwache Phenolreaktion zeigten. Unmittelbar nach dem Teeren der Straße und bis zur Dauer von etwa 12—15 Tagen sind die Pflanzen also sicher solchen schädlichen Wirkungen ausgesetzt, wenn der reine Teerstraßenstaub mit den Pflanzen in Berührung kommt. Man wird also, wenn irgend möglich, die Straße etwa erst zwei Wochen nach dem Teeren dem Verkehr übergeben dürfen, damit die Erde Zeit findet, die ätzenden Eigenschaften des Teerstaubs zu absorbieren. Uebrigens hat es sich gezeigt, daß die verschiedenen Pflanzenarten sich gegen den Teerstaub verschieden empfindlich verhalten. Aber zu diesen Schädigungen kann noch eine zweite treten zu einer Zeit, wenn jene Schädigungen bereits nicht mehr auftreten.

Wenn man auf einer geteerten Landstraße, die vor längerer Zeit geteert worden ist, beobachtet, daß ein schnell fahrender Wagen zwar keine dichten Staubwolken wie früher, aber doch etwas Staub aufwirbelt, so muß man sich fragen, ob dieser Staub imstande ist, Schädigungen an der Pflanze hervorzurufen. Eine Untersuchung des Staubes ergibt nun, daß dieser eine Menge feiner Teerteilchen enthält. Gelangen nun diese Teerteilchen auf die Blätter, so werden sie zunächst ebenso wirken wie früher die Chausseestaubteilchen; sie werden die Spaltöffnungen der Blätter bedecken und dadurch dem Blatt die Luft entziehen und den Austritt von Wasserdampf verhindern oder doch wenigstens beide Funktionen sehr erschweren.

Während nun aber die gewöhnlichen Staubteilchen, die aus fein zermalmten Steinteilchen bestehen, auf dem Blatt unverändert bleiben und vom Wind und Regen wieder fortgeführt werden können, ist dies mit den feinen Teerteilchen, die auf die Blätter gelangen, nicht der Fall.

Der Teer wird schon bei mäßiger Wärme flüssig. Ein warmer Sommertag genügt, um diese feinen Teerteilchen zum Schmelzen zu bringen. Die nächste Folge ist dann, daß sich der geschmolzene Teer in die Spaltöffnungen zieht und diese dauernd verstopft. Ein Regen ist dann ebensowenig imstande, ihn zu entfernen, wie der Wind. Die Blätter werden also durch die feinen Teerteilchen vollständig erstickt. In den Berichten, die über die Schädigungen der Pflanzen an geteerten Landstraßen gemacht werden, heißt es auch regelmäßig, daß die Blätter schwarz werden. Das kann nur dadurch geschehen, daß sich die feinen Teerteilchen in den Spaltöffnungen festsetzen. Wir hatten oben gesehen, in wie außerordentlich großer Menge die Spaltöffnungen auf dem Blatt vorhanden sind. Es geht schon daraus hervor, wie klein sie sind, wie geringe Mengen Teerstaub bereits eine vollständige Verstopfung herbeiführen können.

Fragen wir uns nun, ob die Schädigungen, die durch das Teeren hervorgerufen werden, vermieden werden können, so kommen wir zu dem Schluß, daß dies nur dann möglich sein wird, wenn zum Teeren der Landstraßen ein Material verwendet wird, das erst bei einer Temperatur flüssig wird, die höher liegt als unsere höchste Sommertemperatur. Dann werden die aufgewirbelten Teerteilchen ganz so wirken wie die Staubteilchen zermalmten Gesteins und werden vom Wind und dem Regen von den Blättern entfernt werden. Es wird also Sache der Technik sein, ein Material ausfindig zu machen, das diesen Forderungen entspricht. Daß außerdem darauf Bedacht genommen werden muß, daß dieses Material keine die Pflanzen schädigende flüchtige Bestandteile enthält, versteht sich von selbst. Wenn dadurch auch das Verfahren an sich etwas verteuert wird, so fällt dies doch weniger ins Gewicht, weil schließlich die Ersparnisse, die durch die Erhaltung der Vegetation zu seiten der Landstraßen erzielt werden, größer sein werden als die erhöhten Kosten. Es wäre bedauerlich, wenn unsere Landstraßen durch das Teeren zwar ziemlich staubfrei, zugleich aber auch baumfrei gemacht werden würden. Ganz abgesehen davon, daß die Straßen dadurch eines großen Schmucks beraubt würden, würde auch das Nationalvermögen dadurch sehr geschädigt. Wir haben schon jetzt eine recht bedeutende Anzahl Gemeinden, die durch Bepflanzen ihrer Landstraßen mit Obstbäumen ihrem Gemeindesäckel eine sehr ansehnliche Summe zuführen. Es ist anzunehmen, daß andere Gemeinden ihnen folgen werden, wenn es erst einmal bekannter wird, wie groß die Summen sind, die auf diese Weise erzielt werden können. Das würde aber unmöglich werden, wenn die Vegetation an den Landstraßen durch das Teeren vernichtet würde. Es ist deshalb jetzt noch die beste Gelegenheit, die Frage eingehend zu studieren, ehe größere Schädigungen hervorgerufen werden. Mögen die vorstehenden Zeilen dazu beitragen, daß unsere deutschen Landstraßen staubfrei, aber zugleich nicht ihres schönsten Schmuckes, der sie begrenzenden Vegetation, beraubt werden.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Sommerresidenz der preußischen Könige.

Von Bodo Wildberg Hierzu 12 Aufnahmen von Gebr. Häckel.

Wenn man im schwellenden Laubwerk des Schloßgartens von Babelsberg umherstreifend an einer Lücke im Eichengrün, an einer Durchsicht vorbeikommt, wird man hier eine klassische Kuppel, dort einen schlanken hochstrebenden Turm erkennen, dann wieder ein Stück Wasser oder einen ferner liegenden Berg. Es wird den Wanderer das Gefühl überkommen, daß er sich einer Stadt nähert, die etwas Königliches und zugleich etwas Idyllisches hat. Keiner Industriestadt mit tausend Schloten. Die Sichten erweitern sich. Neben der Nikolaikuppel ist die ganz eigenartige, vergoldete Turmbekrönung des Rathauses erschienen, und über den Häusermassen des neuen Stadtteils und der breiten schiffreichen Havel prangt der Pfingstberg, dessen dekorative Architektur schon am Ende eines tiefgrünen Durchschnitts zwischen Ahornen und Ulmen phantastisch gegrüßt hatte. Im Niedersteigen sehen wir, in wachsender Neugier vordringend, eine Inselstadt sich dehnen, die zugleich prächtig und ruhesam daliegt, in einem Rahmen ansehnlicher Hügel und blanker spiegelnder Seen. Es ist Potsdam, die wundervolle Schöpfung preußischer Könige.



Das Rathaus in Potsdam.

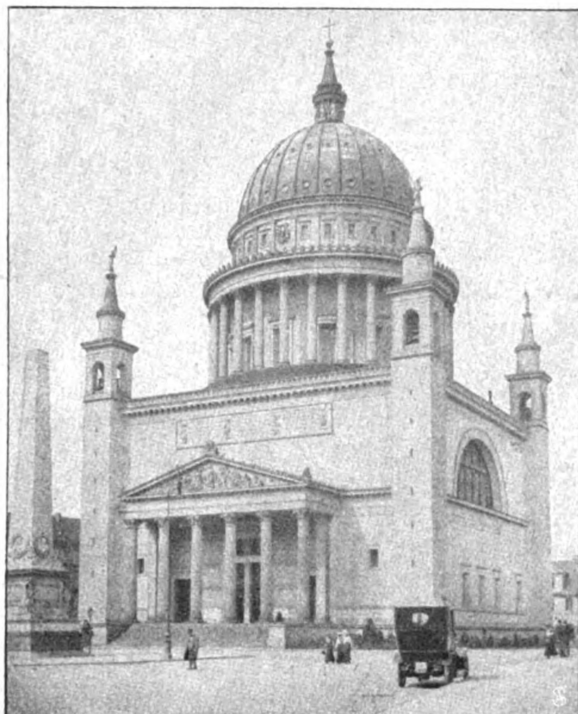
Aus einer brandenburgischen Landstadt, die gleich vielen andern im Schatten eines alten Wasserschlosses die engen Pfade mittelalterlichen Lebens verträumt ineinanderschlang, wurde durch Fürsten- und Königswollen in zwei, drei Jahrhunderten eine Parkstadt, ein Komplex von Lustgärten und Kirchen und Schlössern und Kanälen, anklingend an Niederländisches und an Südliches, bunte Bilder der verschiedensten Geschmacksrichtungen zusammenschließend zu einem trotz aller Mannigfaltigkeit charaktervollen Ganzen. Wir schreiten über die Lange Brücke und sehen den Kern aller der späteren Herrlichkeiten: das großartige Stadtschloß (Abb. S. 1051), das die Nähe von Bierpalästen nicht zu drücken, nicht kleiner zu machen vermag. Wie wir es heute schauen, mit seinen gelben Fronten und dem lustigen Statuenschmuck der Balustraden, mit dem schönen römischen Säulengang, der zum Lustgarten hinablockt — so vollendete es Knobelsdorff, der Baumeister Friedrichs des Großen. Aus dem ehemaligen Kastell hat schon de Chiese, der welsche Architekt des Großen Kurfürsten, die Pracht des neuen Barockschlosses im



Blick vom Brauhausberg auf Potsdam.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Die Nikolaikirche.


Die Garnisonkirche.

wesentlichen gestaltet. Das reizvolle Innere, im besten Rokokogeschmack, trägt den Stempel fritzischer Zeit; in einigen Gemächern erklingt auch, zart und wehmütig, das Andenken an Luise, die unvergeßliche Königin.

Das heutige Gewand der inneren Stadt, ihre geraden, mit täuschenden säulenreichen Fassaden und roten Giebelhäusern gezierten Straßen — nicht zum geringsten Teil ist es ein Werk des Soldatenkönigs. Namentlich das „Holländische" an Potsdam ist Friedrich Wilhelms I. Vorliebe für niederdeutsche Art entsprossen. Die Blüte der Potsdamer Königsherrlichkeit kam dann mit Friedrich dem Großen. Heute noch verbinden sich für jeden Deutschen mit dem Wort Potsdam die Vorstellungen: Sanssouci, Neues Palais, Bittschriftenlinde


Partie aus dem Park von Sanssouci.

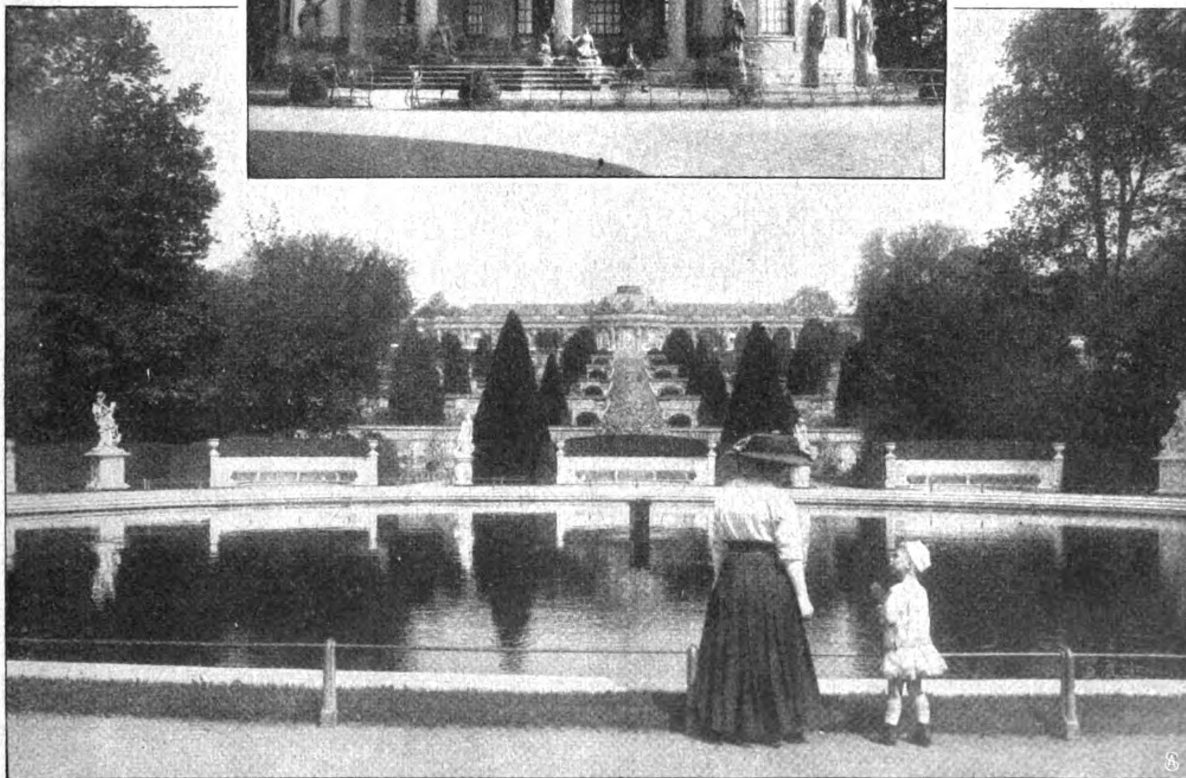
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Das Potsdamer Stadtschloß. Im Vordergrund: Der Neptunsteich.



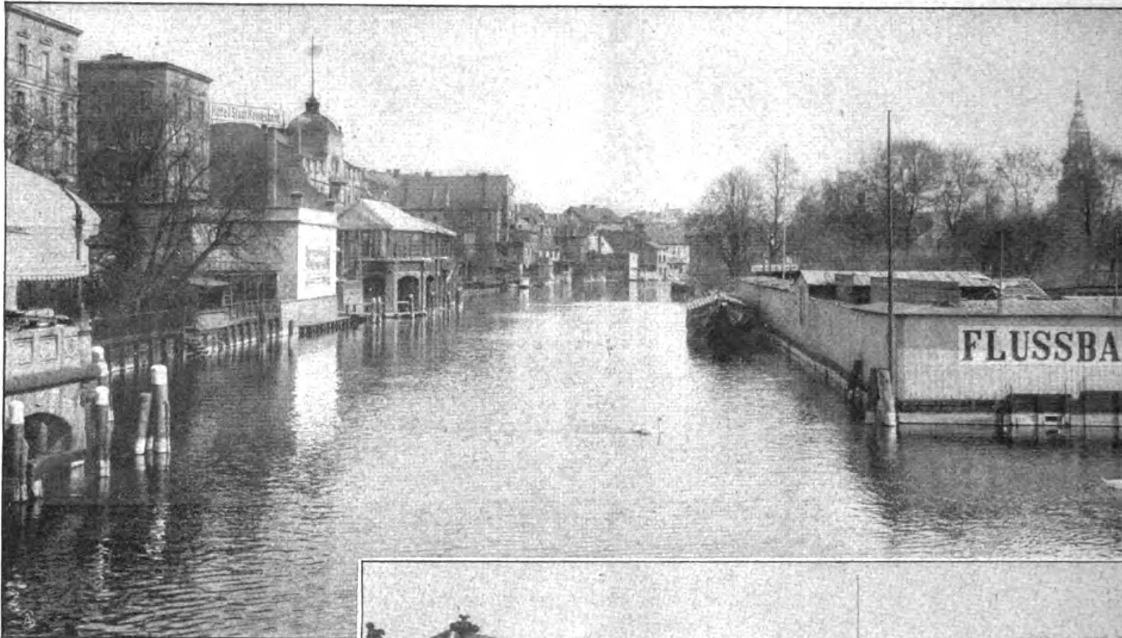
Auch er tat gleich seinem Vater viel für die Stadt und ihre Verschönerung. Aber der künstlerische Ausdruck seiner Persönlichkeit wurde vor allem Sanssouci. Aus einem Sandberg, der nach Süden abfiel, schuf er die unvergleichliche Terrassenhöhe dieses märchenhaften Schlosses (Abb. unten). Wein und köstliches Obst ließ er in den Gewächshäusern ziehen, die so zugleich einem praktischen und ästhetischen Zweck dienten. Den eigenartig schönen ebenerdigen Schloßbau führte Knobelsdorff (später Boumann)



Blick auf Schloß Sanssouci. Oberes Bild: Das japanische Haus im Park von Sanssouci.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 16:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Blick von der Langen Brücke.

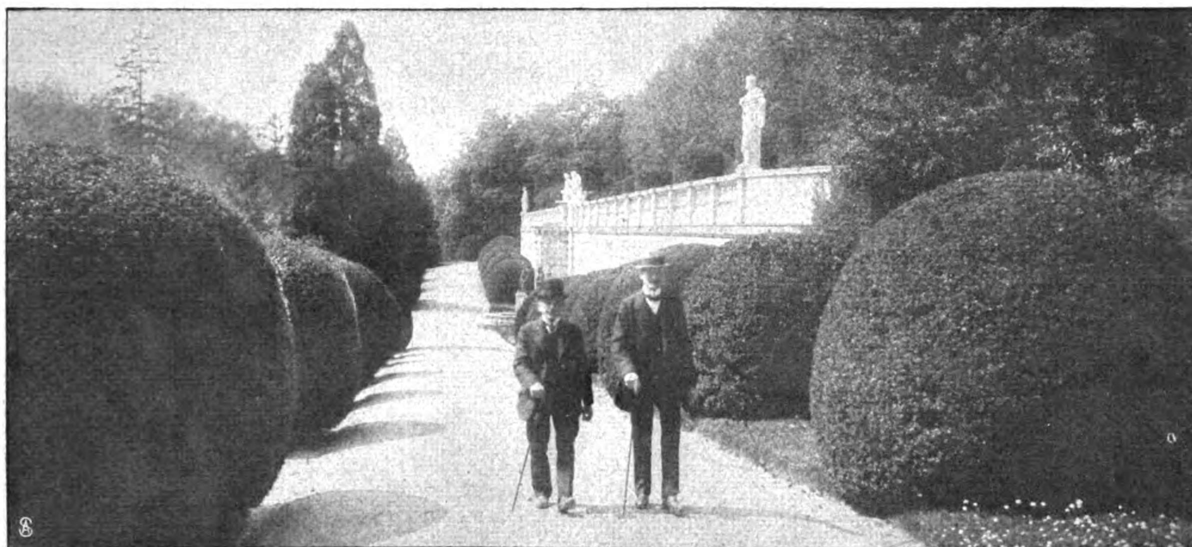
nach des Königs Wünschen aus, und der antike Ruinenprospekt der Nordseite läßt sich von hohem Säulenumgang in abgeschlossener Waldumrahmung herrlich betrachten. Der Kampf gegen den heimischen Sand war hier besonders mühevoll. Dennoch wuchs Sanssouci immerzu; ein Schmuckstück





Die Berliner Straße mit dem Berliner Tor. Oberes Bild: Das königliche Schloß Sanssouci.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Aus dem Park von Sanssouci: Der Eingang zum Sizilianischen Garten.

gesellte sich zum andern, so noch zu Friedrichs Zeiten das entzückende Teehaus (Abb. S. 1052) nebst vielen Denkmälern und Kunstwerken. Friedrich Wilhelm IV. schuf unter anderem die Orangerie, den Sizilianischen Garten. Romantische Begeisterung für das Zusammenwirken von freieren Naturbildern mit mehr dekorativ gedachten Bauwerken erzeugte hier manchen überraschenden und bezaubernden Anblick. Und immer weiter webt gärtnerische Kunst an der Ausgestaltung Sanssoucis, das so eng und innig mit Potsdam verwachsen ist.

Gern möchte man hier auch von den Neuen Gärten und dem Marmorpalais reden, das so überaus reizend in Weiß und Rot an den Heiligen See hingebaut ist. Oder von der Pfaueninsel, diesem Königsidyll, dunklen Havelfluten still und schattenvoll entstiegen. Aber allzuweit dürfen wir den Kreis nicht ziehen. Noch einmal zurück zur Nikolaikuppel (Abb. S. 1050), die für das Landschaftsbild so bezeichnend ist wie die steinerne Glocke der Frauenkirche in Dresden oder die Domkuppel von Florenz. Die Idee der Kirche stammt von Schinkel. Der Platz davor ist gewiß einer der eigenartigsten Stadtplätze in Deutschland. Der Obelisk und das Boumannsche Rathaus, von dem schon die Rede war, gesellen sich feierlich dem von vier Glockentürmen umstandenen Dom, und gleich gegenüber öffnet sich das Fortunaportal auf den großen Innenhof des Stadtschlosses.

Vogelnester.

Von Dr. O. Heinroth. — Hierzu 17 photographische Aufnahmen.

Ein Vogelnest hat für uns immer etwas eigentümlich Geheimnisvolles, und das liegt darin, daß sein Zustandekommen für die meisten Menschen mit dem Dunkel der Unkenntnis umgeben ist. Unwillkürlich fühlen wir, daß wir es hier, wenigstens in vielen Fällen, mit einem recht komplizierten Gebilde zu tun haben, das von einem Wesen hergestellt ist, das den Bauplan unmöglich aus eigener Erfahrung erfunden,

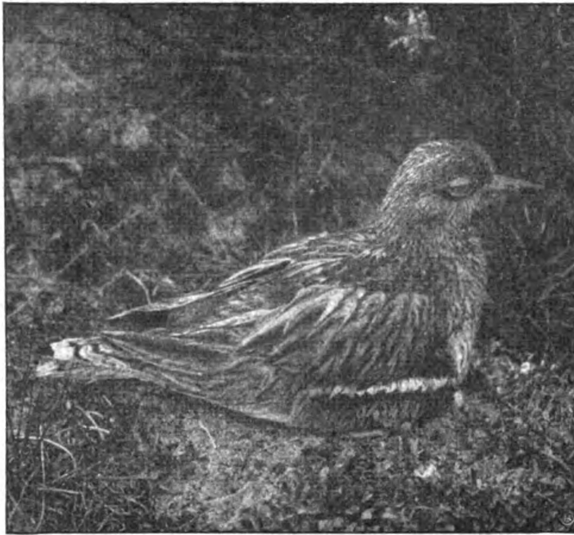


1. Nest und Eier des Purpurreihers.



2. Junge des Purpurreihers im Nest.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



3. Brütender Triel oder Dickfuß.

Phot. M. Löhrich.



4. Nest und Eier des Drosselrohrsängers.

ja, das sich nicht einmal über den Zweck seines Tuns klar sein kann. Der ganze Bau erfolgt rein instinktiv.

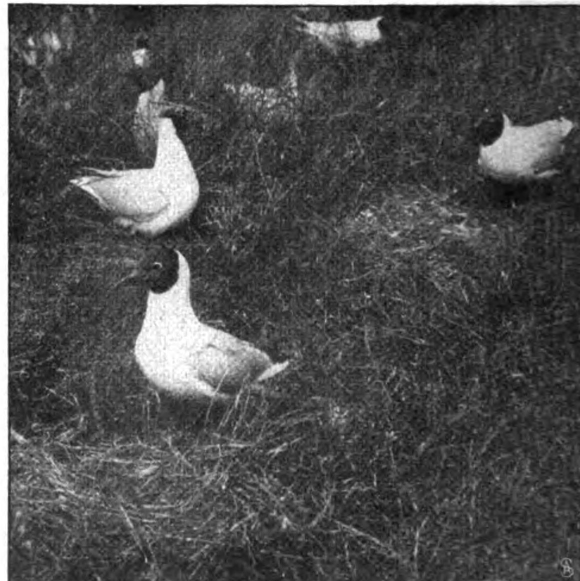
Meist denkt man sich unter einem Vogelnest ein Gebilde, das mehr oder weniger hoch in den Zweigen eines Baumes sitzt, und das stimmt ja auch im wesentlichen für eine ganze Anzahl der uns umgebenden Singvögel. Aber wir werden im folgenden erfahren, daß wir uns doch sehr von dieser Verallgemeinerung frei machen müssen. Da sehen wir zunächst das Nest des großen Brachvogels (Abb. 12), der größten bei uns vorkommenden Schnepfenart. Es ist wie das des Kiebitzes eine flache Mulde im Gras, in der die vier Eier liegen, und zwar stets so, daß die Spitzen nach der Nestmitte gekehrt sind. So leicht erkennbar das Nest auf unserm Bild ist, so schwer können wir es draußen entdecken, denn die Eier haben, genau wie die Kiebitzeier, die Farbe der Umgebung, und das Nest verrät sich auf dem Erdboden nicht als solches.

Aehnlich wie beim Brachvogel verhält es sich bei dem im ausgefärbten Kleid leuchtend schwarzweißen Säbelschnäbler, der wegen unsinniger Eierräuberei leider nur noch vereinzelt an unsern Küsten brütet (Abb. 13 u. 14). Auch für den Austernfischer (Abb. 8), einen namentlich an der Nordsee recht häufigen, prächtig gefärbten Strandvogel, der übrigens mit den Austern nichts zu tun hat, sondern von allerlei Gewürm lebt, gilt im wesentlichen das gleiche.

Auf recht dürren Heiden begegnen wir dem Triel oder Dickfuß (Abb. 3), einem hochläufigen, etwa taubengroßen, nächtlichen Regenpfeifer, wohl dem nächsten Verwandten der Trappen. Sein Hauptschutz ist seine Bodenfarbigkeit. Naht ihm Gefahr, so verhält er sich regungslos, und namentlich die Jungen legen sich der Länge nach auf die Erde, die sie dann geradezu in sich aufzunehmen scheint, denn es ist fast unmöglich, die frei daliegenden Vögel aufzufinden. Aehnlich wie



5. Nest und Eier der Lachmöwe.



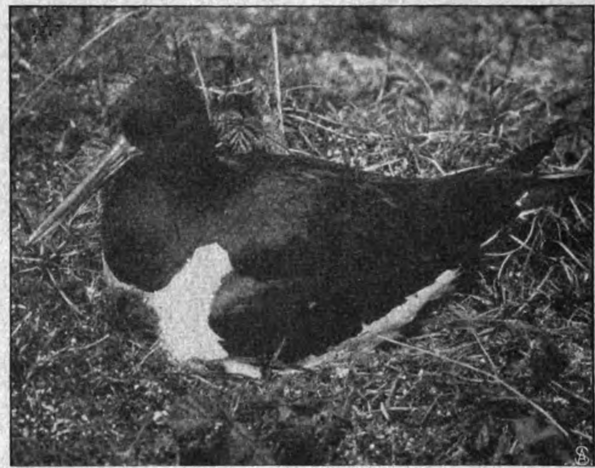
6. Lachmöwen am Nest.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

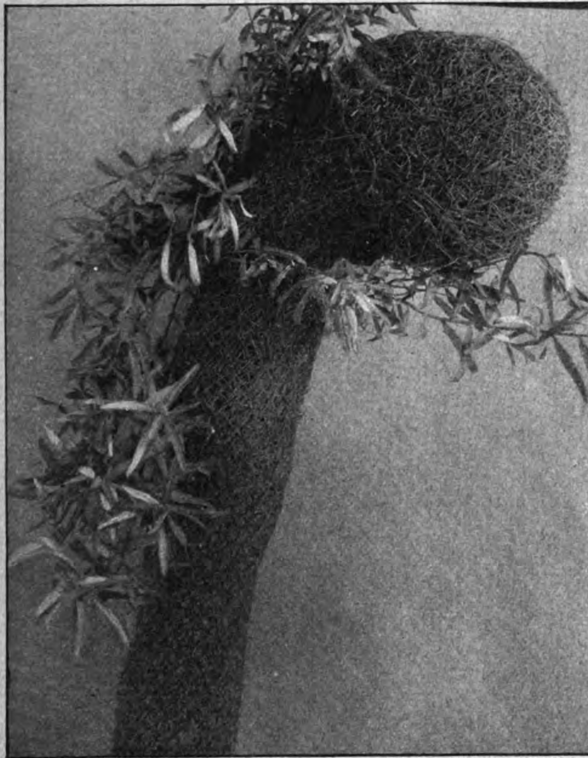


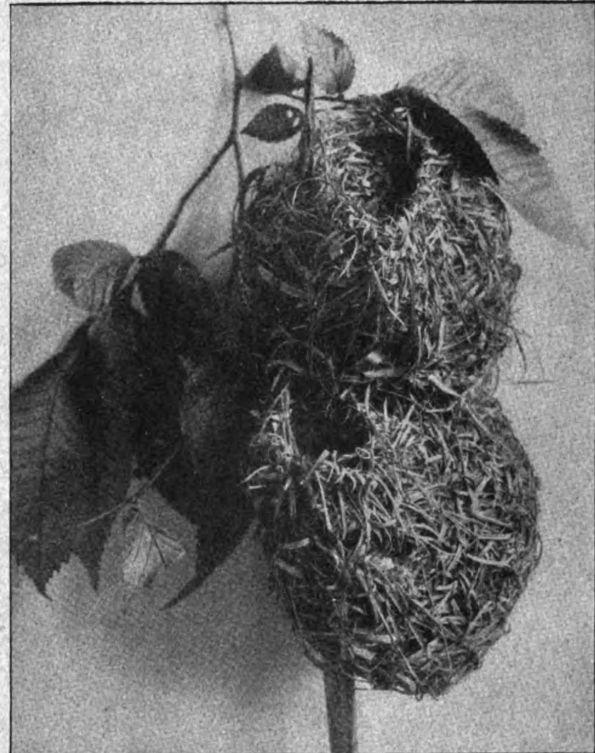
7. Brütendes grünfüßiges Teichhuhn.

Phot. M. Löhrich.



8. Brütender Austernfischer.





9. und 10. Nester des Webervogels.



11. Nest und Eier des Fitislaubvogels.

Phot. M. Löhrich.

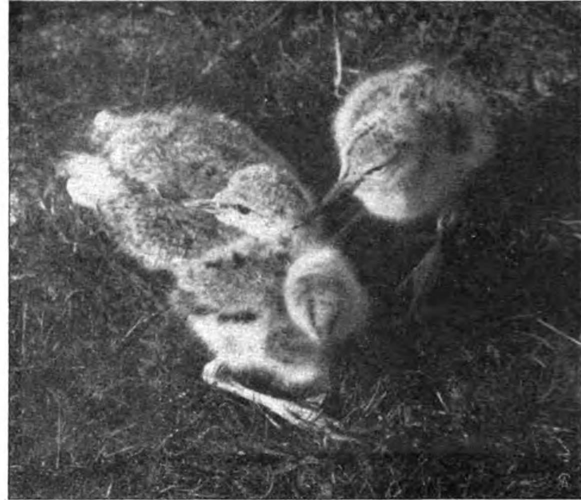


12. Nest und Eier des großen Brachvogels.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



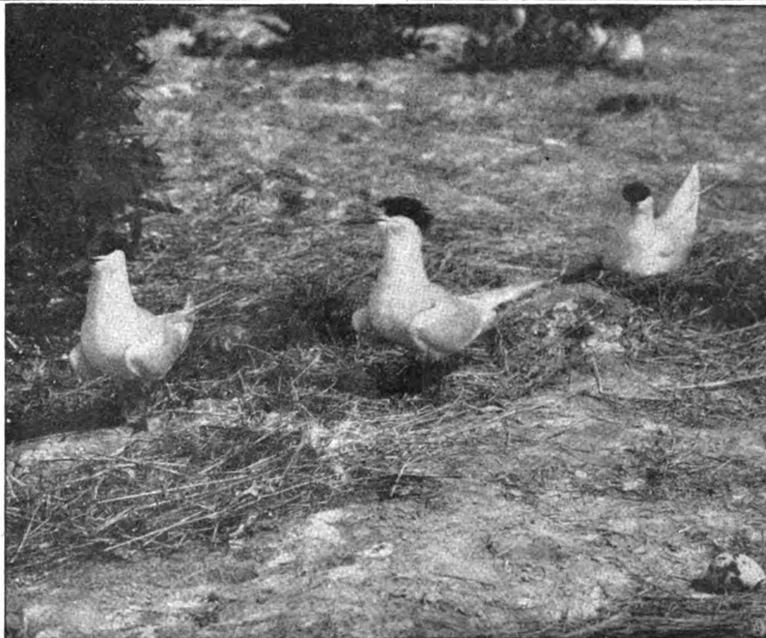
13. Nest und Eier des Säbelschnäblers.



14. Junge Säbelschnäbler.

der Ziegenmelker oder die Nachtschwalbe legt er die Eier so gut wie ohne Nest auf den Boden, und so sind sie auch am schwersten zu entdecken.

Stammesgeschichtlich sind die Möwen der Gruppe der regenpfeifer- und schnepfenartigen Vögel nahe verwandt, und auch ihre Nester, Eier und Daunenjungen sind recht ähnlich wie bei diesen. Da sehen wir auf Abbildung 6 einige Lachmöwen — diejenige Möwenart, die wir im Binnenland an Flüssen und Seen weitaus am häufigsten beobachten — bei ihren Nestern, auf Abb. 5 ein einzelnes solches Nest auf umgeknickten Rohrstengeln im Sumpf. Aehnlich verhält es sich bei den nahe verwandten Brandseeschwalben, deren Junge uns Abb. 17 in ihrem der Umgebung ungemein angepaßten Daunenkleid zeigt; auf den Warnruf ihrer Eltern hin ver-



15. Brandseeschwalben am Nest.



16. Nest und Eier der Brandseeschwalbe.



17. Junge Brandseeschwalben im Nest.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

halten sie sich vollkommen regungslos. Namentlich die schwächeren Mövenarten, zu denen auch die Seeschwalben gehören, pflegen, zu großen Gesellschaften vereint, ihre Nester anzulegen, und dies gewährt ihnen einen gewissen Schutz. Denn jeder sich nähernde Raubvogel, jede Krähe und jede ihrer Brut gefährliche große Möwe wird von diesen schneidigen Fliegern gemeinschaftlich angegriffen und auch häufig verjagt.

Das grünfüßige Teichhuhn, das wir auf Abb. 7 auf seinem Nest sehen, schichtet sich aus Rohrstengeln über dem Wasser einen tüchtigen Bau zusammen, ganz ähnlich wie das nahe verwandte Wasserhuhn, wobei bemerkt sein mag, daß diese beiden Vogelarten nichts mit den Hühnervögeln zu tun haben, sondern zur Gruppe der Rallen, zu denen auch der Wachtelkönig zu rechnen ist, gehören.

Während der in Deutschland nistende Fischreiher auf Bäumen horstet, legt der Purpurreiher sein Nest (Abb. 1) im Rohr an, und die hellblauen Eier sind verhältnismäßig leicht sichtbar, werden aber durch die immerhin wehrhaften alten Vögel wohl genügend vor den Nachstellungen der Haupteierräuber, der Rohrweihen und Krähen, geschützt, und daß sie glücklich erbrütet worden sind, zeigt uns ja die nächstfolgende Abbildung 2, auf der wir die Jungen wohl und munter vorfinden.

Nun zu den Singvögeln! Der Fitislaubvogel, dessen hübsche Gesangstrophe vom Frühjahr bis in den Sommer hinein an Waldrändern und ähnlichen Orten überall zu hören ist, legt sein Nest auf der Erde an. Es ist überdacht und hat einen seitlichen Eingang, so daß wir auf Abb. 11 also nicht von oben, sondern von der Seite her in die Nistmulde sehen. Natürlich ist es infolgedessen ungemein schwer zu finden.

Sehr kunstvoll sind die Nester vieler Rohrsängerarten (Abb. 4). In die Wände werden die Rohrhalme eingebaut, und mit dem Wachstum des Schilfs rückt auch das Nest immer höher über den Wasserspiegel. Die Eier sind wie bei den meisten offen brütenden Singvögeln stark gefleckt, während bei den Arten, die ihr Nest in Höhlen anlegen, die Eifarbe gewöhnlich weiß ist, denn hier ist keine Schutzfärbung nötig.

Bekannt sind die Nester der Webervögel, von denen wir hier zwei recht verschiedene Typen auf Abb. 9 und 10 vorführen. Alle hängen frei an dünnen, schwankenden Aesten, und zwar gewöhnlich über einer Wasserfläche; Affen und Schlangen, die Hauptnestplünderer der Tropen, sind also möglichst ausgeschaltet. Auffallend ist, daß hier der männliche Vogel fast der alleinige Baumeister ist; das Weibchen bemüht sich nur um die innere Auskleidung der Nisthöhle.

Skepp up Strann.

Roman von

Meta Schoepp.

15. Fortsetzung.

Thora war über das Lunn gegangen, Sir Henry hatte ihr gezeigt, wie er seine Avenue ziehen lassen wollte, und sie dachte — er hat gute Gedanken. Aber die Bergungen haben seinen Charakter verdorben. Er hatte ihr auch von dem Rettungsboot erzählt. Wenn so viele Fremde da wären, müßte doch auch ein Rettungsboot da sein. Es lag unten im Hafen.

Zum Lunnenfelsen ging sie und dachte daran, was Hauptmann Rose ihr von der roten Carry erzählt, daß nämlich Seine Exzellenz sie als Haushälterin engagiert habe, zum großen Verdruß der Hollunner, die das als einen klugen Streich von Peter Jakobs erkannten, und zur Empörung der Frauen, die sich aus früheren Zeiten erinnern mochten, daß dadurch immer Zank entstand. Natürlich! Die Geschichten von der Liebsten der Kommandanten waren noch immer ein ergiebiges Thema auf der Insel, auch wenn sie hundert Jahre alt waren.

Zum Lunnenfelsen ging sie. Das war ein Lärm da, ein Schreien und Krächzen und Pfeifen und Piepsen, daß es ihr schon von weitem entgegentönte. Die jungen Tiere waren ausgekrochen, und die Alten stürzten sich in ganzen Schwärmen von ihren Galerien, um von den Klippen und vom Meer Nahrung zu holen. Thora ging immer wieder mit Vergnügen dorthin. Da saßen sie zu Hunderten, zu Tausenden auf den Vorsprüngen der stufenartig gebildeten Felswand.

Thora sah von der benachbarten Klippe zu —

Dann kam jemand und nannte ihren Namen —

Sie fuhr herum — wich mit einem leisen Schrei zurück — und sah doch nur in lachende Augen, sah in ein gebräuntes, scharf geschnittenes Gesicht — stand verträumt — entgeistert — und dachte: Der Traum ist aus.

Und doch konnte sie sich's nicht verhehlen, daß ihr das Erwachen angenehm war. Hans Heinrich von Lützow war ihres Mannes liebster Kamerad gewesen. Die Erinnerung an — „unser Regiment", an verlebte köstliche Tage, an Freunde und Freundinnen, die gar nicht genug sich wunderten, daß ihr Liebling nicht wieder in ihre Mitte zurückkehrte — diese Erinnerung ließ Thora staunend erkennen, daß sie länger als ein halbes Jahr auf diesem Felsen zugebracht.

„Wie ist denn das nur möglich, Baronin!" sagte der Freund, „ich laß Ihres Vetters Krankheit gelten, aber trotz alledem — man bleibt doch kein halbes Jahr auf so einem Riff!"

„Es geht ihm schlecht!" sagte Thora atemlos und bis an die Haarwurzeln erglühend. Sie schämte sich. Sie wußte, daß sie nicht seinetwegen geblieben. Aber sie wußte auch, daß sie die Wahrheit niemals eingestehen konnte. Und während er in geistvoller, witziger Rede von dem Gesellschaftsleben in Berlin erzählte, von Beförderungen und interessanten Verbindungen, von glänzenden Festen im Winter, hatte sie nur einen Gedanken, der sie quälte, der sie mit brennender Scham erfüllte: Wenn nur Andrésen jetzt nicht käme!

Zerstreut hörte sie, was er sagte — und doch mit so froher Neugierde! Doch so dankbar, daß endlich der Bann gebrochen war! Wie war es nur möglich, daß sie

Copyright 1911 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

alles vergessen konnte! Ihr Herz hüpfte ja vor Freude, wenn sie an die Menschen dachte, die sie wiedersehen sollte! Wie, der kleine Dennewitz war nun doch Adjutant geworden? Und Gräfin Voß kam zum Tee zu der schrecklichen Minkwitz? Das hätte sie von dem kleinen Töppen voraussagen können: eine Spielratte wie der heiratet natürlich dann auch, was ihm in den Weg kommt. War nun natürlich unmöglich!

Und später setzten sie das Gespräch in Jobstens Zimmer fort. Der Hauptmann war dabei. Saß düster und schweigsam neben dem Freund.

„Laßt mich nur hier sitzen," hatte der gesagt, „manchmal sieht es aus, als hörte ich nicht zu oder als schliefe ich. Aber ich schlafe nicht. Ich sehe dann nur Bilder. Erzählen Sie mir, Hans Heinrich! Lebt Schadow noch? Er wurde amputiert — — und Bredow — — und — — Schimmelmann! Lebt Schimmelmann noch?"

Und er lächelte. Was für eine Erinnerung wohl in ihm auftauchte?

Thora setzte sich an das Spinett —

„Ein Schifflein sah ich fahren,
Kapitän und Leutenant —"

Und dann sang das Teewasser über der Spirituslampe. Thora stellte Tassen zurecht — leise, leise, daß ihr nur ja kein Wort entging —

Hans Heinrich erzählte — erzählte —

Und alle vergaßen, daß sie auf dem Felsen im Nordmeer waren, daß sie auf dem englischen Felsen im deutschen Meer waren!

Das war seit drei Tagen so gegangen. Wenn Hans Heinrich kam, war lachendes Leben in der stillen Krankenstube. Mit Herzklopfen sah ihm Thora entgegen. Und war er gegangen — war alles tot und still und voll Sehnsucht. War er gegangen, wiederholte sie sich, was er gesagt. Was er über den Felsen gesagt —

„Ein Krähennest! In einer bösen Stunde muß der Herrgott das geschaffen haben!" sagte er — und das war ihr das Schreckliche, sie konnte ihm nicht unrecht geben. Und während sie gierig auf die Botschaft aus dem Leben lauschte, dachte sie; wenn nur Andrésen nicht kommt! Lauschte sie, ob sie nicht seinen Schritt hörte. Wie sollte sie ihn denn vor Hans Heinrich erklären! Vor diesem eleganten, geistvollen Kavalier! Wenn sie nur an seinen staunenden Blick dachte, stieg ihr das Blut in den Kopf. Und wenn sie an sein Lächeln dachte, biß sie die Zähne aufeinander!

Sie dachte: Ich kannte mich nicht! Andrésen mußte wissen, daß das unmöglich ist! Andrésen ist schuld — er ganz allein.

Sie dachte: Meine Stimmung hat er ausgenutzt! Er ist schuld! In der Einsamkeit dieses schrecklichen Felsens ist man für seine Taten nicht verantwortlich!

Sie dachte: Jobst und der Hauptmann hätten mich warnen müssen! Sie wußten, daß ich etwas Unmögliches tun wollte —

Aber dann schlug sie die Hände vors Gesicht, und ihre Tränen liefen durch die zuckenden Finger —

Du armer Mensch, dachte sie, du armer Mensch! Wie durfte ich das tun!

Aber sie konnte ihm doch nicht ausweichen. Wie soll man sich auf so kleiner Fläche ausweichen? Man mußte sich doch einmal begegnen. Es war ihrer unwürdig, Versteck zu spielen. Sie ging mit Hans Heinrich über das Oberland zur Nordspitze und hörte lächelnd auf seine Erzählungen, lachte, spottete und dachte: Bin ich es, die so lacht? Bin ich es, die so spottet? Ist denn das meine Stimme? Sie wollte Hans Heinrich sagen: „Lassen Sie doch diese Bosheiten! Mir ist zum Weinen traurig! Es ist, als wenn etwas Großes stirbt, als wenn das Schluchzen der Wellen auf meines Herzens Tätigkeit antwortete." Aber sie hörte sich neckisch, lachend eine Nichtigkeit sagen. Sie meinte, in ihren feuchten Augen müsse er lesen, wie bitterernst sie mit sich rang — aber als sie ihn ansah, traf sie ein bewundernder Blick, und seine Stimme war nicht ganz so keck und fröhlich wie vorher, und seine Augen leuchteten auf. Entrüstet dachte sie: Was denkt er sich denn? Wie darf er mich so ansehen? Dabei empfand sie doch eine heiße Freude. Auch für diesen verwöhnten Frauenkenner hatte sie den Reiz nicht verloren.

Sie gingen zur Nordspitze und sprachen von den Wundern der Natur, von dem heiligen Schauer, der ihre Seelen erschütterte, wenn die Sonne ins Meer tauchte, von des Menschen Gottähnlichkeit in so heiligen Minuten. Aber sie dachten an ganz, ganz anderes und wußten voneinander, daß sie an anderes dachten. Hans Heinrich dachte — sie ist hier noch schöner geworden. Die Seeluft hat ein Wunder vollbracht. Man sollte Frauen der Gesellschaft das Seebad verordnen, um sie wieder frisch zu machen. Ihr Teint ist blendend weiß, und die Amour, die sie hier erlebte, hat ihr einen fabelhaften Reiz verliehen. Es müßte amüsant sein, dem Amant zu begegnen. Und wenn man nicht selbst engagiert wäre, lohnte sich der Versuch, sie ihm streitig zu machen. Er seufzte.

Thora dachte: Es ist scharmant, mit ihm zu gehen; ich wußte gar nicht, daß er ein so famoser Causeur ist. Aber welch ein Spötter ist er! Lauter Dolche sind seine Spöttereien! Er kann einen unmöglich machen mit diesen Spöttereien! Sie sind so amüsant in meinem blauen Salon, und sie tun so weh auf diesem grausamen Felsen. Wie Mosaik ist er, Andrésen wie ein edler Granit. Aber so schwer und ernst ist Granit. Zu schwer für lachendes Leben — —

Hans Heinrich sprach von der köstlichen Idee, auf diesem Felsen ein Bad zu gründen, sprach von einigen Freunden, die auch hinüberkommen wollten, fand die Helgoländerinnen allerliebst — aber die Helgoländer zu gefährlich für die Frauen vom Kontinent.

„Es ist doch ganz selbstverständlich, daß unseren Damen die Kerls gefallen. Sie sehen da Kraft und Muskeln! Und man kann's ihnen nicht verdenken. Unsere jungen Herren wetteifern darin, die zierlichsten, anmutigsten Bewegungen zu haben. Ein Stöckchen zwischen zwei Fingern, tänzelnde Schritte — gebrannte Locken — und Spitzenjabots und enge Taillen — ich bitte Sie, Baronin, welche gesunde Frau kann denn Geschmack an solchen Männlein haben?" Er reckte seinen prachtvollen Körper — — „Die Kraft macht den Mann!"

Thora kniff die Lippen ein. Warum sagt er das? dachte sie. Er kann doch nichts wissen! Was ist es für eine Keckheit, so zu sprechen !

Aber sie antwortete nicht. Denn plötzlich — sah sie Andrésen.

Sie mußte stehenbleiben. Ihr war, als stocke der Herzschlag, als stürze ein rauschender Bergstrom jäh vor ihr nieder. Alles verschwamm vor ihren Augen. Eiskalt waren ihre Finger. Lächelnd sah Hans Heinrich sie an.

„Ist das da drüben nicht der geniale Gründer?"

„Ja", sagte sie.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber während sie das atemlos hervorstieß, kam ein wilder Trotz über sie, kam etwas wie die Macht der Verzweiflung über sie. Als hinge von dieser Minute ihr künftiges Leben, ihr Glück, ihr Ruf ab. Als sei diese Minute ausschlaggebend für ihr ganzes Leben. Nie durfte dieser Spötter von ihrer Schwäche wissen! Durfte nicht ahnen, daß sie fast mit dem Leben abgeschnitten hatte um eines Friesen willen. Wie sagte der Hauptmann? Sieben Jahre lebendig verscharrt! Und dem Leben gehören die Starken, Gesunden! Ach, sie wollte das Leben! Sie wollte Freude und Glanz und Lachen und Schönheit um sich! Sie wollte liebenswürdige Menschen sehen und liebenswürdige Worte hören! Grabesruhe war auf der Insel; Grabesruhe um ihren armen Vetter — aber sie wollte nicht das Grab! Die Sonne wollte sie! Die Sonne!

Und sie lächelte. Ach, was kostete sie dieses Lächeln! Lächelnd sah sie zu Andrésen hinüber. Auf die Büchse gelehnt, stand er am Lunnenfelsen, das Gesicht zum Meer gewandt. Er wartete auf Sir King —

Und lächelnd folgte Hans Heinrich ihrem Blick. Er dachte: Jobst hat recht. Sie ist zu schade für einen Friesen. Der Kerl konnte doch nicht ernstlich glauben — er ist gewiß ganz angenehm pour passer le temps. Aber mit der Ehre sollte er sich begnügen.

Da drehte sich Siemens um. Er fühlte wohl, daß er beobachtet wurde. Drehte sich um und sah Thora —

Nein, es war nicht Thora. Das hochmütig herablassende Lächeln auf seinen Gruß kam doch nicht von Thora! Wie gebannt verharrte er — er konnte doch nicht richtig gesehen haben! Zwei fremde Menschen gingen gleichmütig an ihm vorüber. Gingen zehn Meter entfernt von ihm vorüber, sprachen von den Lummen, und die Baronin Thielen dankte für seinen freudigen Gruß durch ein gnädiges Lächeln.

Er sah ihnen nach, als träumte er. Fuhr mal mit der Hand über die Augen — und folgte mit angestrengter Aufmerksamkeit jeder ihrer Bewegungen. Als gäbe es ein Geheimnis zu ergründen. Einmal krampfte sich seine Faust um den Büchsenlauf — als die Baronin mit einer hilflosen Bewegung nach dem Arm ihres Begleiters faßte. Einmal lief es ihm heiß durch die Adern — als sie zurücksah — aber sie sah ihn nicht. Nein, sie sah ihn nicht.

Er dachte — zweimal hat mich Antje Petersen weggeschickt. Weil Thora nicht zu Haus war, sagte sie. Zweimal hat sie mich weggeschickt. Sie hatte keine Zeit für mich — —

Weiter dachte er nicht, konnte auch nicht weiter denken, denn ganz leer war sein Hirn. Wie tot. Und nach und nach wurde auch der Blick so merkwürdig stumpf und die Glieder so schwer. Er hatte Sir Henry vergessen. Wußte nicht mehr, warum er hier wartete. Selbst die gespannte Aufmerksamkeit, mit der er noch immer die beiden verfolgte, war nur das völlige Unvermögen, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben.

Für ihn hatte sie keine Zeit — —

Und dann hatte er Sehnsucht nach der Einsamkeit seines Zimmers. Eine unsagbare Müdigkeit überfiel ihn, daß er kaum den Kopf aufrecht halten konnte, daß die Lider ihm schwer über die Augen fielen. Eine so ungeheuerliche Erschöpfung war's, daß er kaum die Büchse zu halten vermochte. Das, was seine zuckende Seele durchlebte, in Sekunden durchlebte, lähmte seinen starken Körper. In dieser Minute wurde aus Jab Andrésen der finstere, einsame, mißtrauische Sonderling, über den die Fremden lächelnd die Köpfe schüttelten. In dieser Minute starb die Freude einer großen Seele, legte sich über zuckendes Leben ein kaltes, weißes Bahrtuch. Ach, diese Minute war die grausame Mörderin eines der genialsten Söhne des roten Felsens.

Tiefe, leere Augen irrten suchend über die Riffe — über des Meeres weite, grünschillernde Fläche — folgten einer Möwe zackigem Flug — und sahen doch nur eine farblose Öde. Tiefe, leere Augen sahen den glühenden Sonnenball über der errötenden, zitternden See — wandten sich zurück zu der Kirche — „zum langen Jammer" — hafteten auf dem ragenden Leuchtturm — was suchten sie denn? Was suchten sie nur, diese tiefen, leeren Augen?

Sir Henry kam, irgend jemand ging neben ihm. Sie sahen zu den Klippen hinunter — bemerkten Andrésen und winkten ihm —

Er sah ihnen entgegen, ohne sie doch zu sehen. Beobachtete ihre Bewegungen, wie er vorhin die Möwe beobachtet hatte.

Aber er dachte an seines Hauses Einsamkeit. Als wenn er da erwachen könne. Nur deuchte es ihn in unermeßlicher Ferne. Und dann schien sein ganzes Empfinden ausgefüllt von der Sehnsucht nach dieser Einsamkeit. Von der Sehnsucht nach der Heimat —

Und langsam ging er zurück.

„Falm?" fragte Nummel Andrésen. Er saß neben Dulke Hansen vor der Tür, hatte sein Plumchen in der rechten Backe und stieß Peter Krüß bedeutsam in die Seite. Merkst du was? Die Frau Baronin hat ihn abblitzen lassen! Denn sie hatten sie natürlich beobachtet.

Siemens blieb stehen — wie ein Nachtwandler, der angerufen ist. Sah verständnislos auf die drei, die in schönster Eintracht nebeneinander lebten, seitdem die Fremden vom Festland Stoff genug zur Unterhaltung boten. Sah auf den roten Charly, der gerade sein Lieblingslied auf der Harmonika zu spielen begann:

Tell me the word
long — long ago — — —

aber er verstand es nicht, sah nicht der Alten verschmitzte Gesichter, sah nicht Dulkes reine Schürze, über die ihre braunen, runzligen Finger glättend strichen — sein Blick glitt drüber hin wie über Schatten.

„Falm?" fragte Pay Clasen am Rekway. Er hegte ein freundschaftliches Empfinden für Siemens, nachdem er begriffen, daß seine Aktie einen Wert besaß. Aber er war sofort empört über Andrésens Stolz, als er keine Antwort erhielt.

„Falm?" fragte auch Perke Thaten, und ihre Augen glitzerten ordentlich vor Bosheit. Mit Pontje Lührs stand sie vor ihrer Tür. Pontje hatte einen Badegast, über den sie Wunderdinge erzählte. Und dieser Badegast war Herr von Lützow. Und von ihr hatte Hans Heinrich alles erfahren, was das Lunn sich von Thora und Andrésen erzählte —

„'n fixen Kirl hat die Frau Baronin bei sich", sagte Perke. „Bist ihnen wohl begegnet, Jab? Antje Petersen sagt, es ist eine Freude, wenn man sie zusammen sieht. Sie sitzt am Spinett und hat den ganzen Kopf voll Locken, und sie singt und lacht. Und er lacht auch und küßt mal ihren Arm. Und der Herr Baron sitzt und schläft und sieht nichts, denn der denkt immer an Preußen. Und gestern hat sie ein Kleid angehabt ohne Ärmel und ohne Hals. Und Pontje sagt, du wärst auch eingeladen, aber Antje sagt, sie hätte dich weggeschickt."

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie begleitete ihn bis zur Treppe, damit er nur alles wußte. Mit dem Strickstrumpf. Immer war Perke fleißig. Das sagten alle. Man konnte sich ein Beispiel dran nehmen. Und als die Frauen sie neben Andrésen gehen sahen, freuten sie sich —

„Komm wer", sagte Perke an der Treppe und ging sehr zufrieden mit sich zurück. Die Lust an der Frau Baronin wird ihm nun wohl vergehen.

„Komm wer —" murmelte Andrésen gewohnheitsmäßig.

Auf der kleinen Werft klopfte und hämmerte der jüngste Lorenzen, der durchaus bei Siemens das Schiffsbauen erlernen wollte. Andrésen blieb stehen und sah zu, wie er mit einem Kielholz herumhantierte. Ein Boot lag kieloben, frisch geteert, da. Es roch alles nach Teer und frischem Holz — und Seewasser. Andrésen sah das Boot an — mit ihm war er zur Düne gefahren — und Thora saß am Steuer. Mit ihm war sie über die Riffe gefahren — „ein schlafender Wald ist da unten!" sagte Thora — „eine versunkene Welt." Mit ihm waren sie hinausgefahren, und von Welle zu Welle hüpfte das Boot, klatschend schlugen die Wogen über den Bug — in ruhiger Wucht rauschten grüne Wogen heran. „Bist du glücklich?" fragte Thora.

Und deutlich, so deutlich hörte sie antworten: „Wenn ich dich vor mir sehe, denke ich, wie das Meer bist du. Und ich liebe dich, wie ich das Meer liebe. Wenn man mir das Meer nähme, würde meine Seele sterben."

„Ich bin eifersüchtig auf das Meer", sagte Thora.

Und seine Antwort hörte er, ganz laut, als spräche sie jemand neben ihm: „Du kannst nicht eifersüchtig sein. Ich sagte, ich liebe dich wie das Meer. Immer war es mir das Heiligste, das Gewaltigste und das Liebste. Ich weiß, daß ich ein gebrochener Mensch wäre, der nie wieder lachen könnte, wenn ich das Meer verlieren würde. Und so liebe ich dich!" — —

„Ich geh jetzt", sagte der Junge.

Andrésen nickte, tastete mit leisen Fingern über das Boot. Wie ein Sarg sah es aus. Und so lustig hatte der Wind in seinen Segeln gehämmert —

Dann war er zu Haus.

Wie sonst bewegte er sich. Stellte ruhig die Büchse in die Ecke, hing die Mütze an den Nagel, legte die Patronen auf den Tisch — wie immer. Aber das Gesicht war tot. Nur die Augen hatten einen suchenden, gequälten Ausdruck. Er sah übers Meer — lachende Stimmten tönten von dorther. Peter Krohn kam eben mit neuen Gästen, und von der offenen See her grüßte ein weißes Segel.

Er trat zurück. Das Lachen gellte ihm in den Ohren. Zwei junge Frauen wurden von Ölrichs und Jasper Botters an Land getragen.

Dann stand er vor der großen Karte von Heiligland. Immer suchend. Mit dieser qualvollen Neugierde im Blick. Und hörte, wie er vom heiligen Land erzählte. Auf dem grünen Stuhl am schwarzen Tisch saß die Frau. Die Abendsonne färbte das Meer und warf goldene Lichte durch die Fenster. Tiefbraun glänzten die Seehundsfelle an den Wänden, leuchtendes Braun, das sich in Gold auflöste, erfüllte den stillen Raum — und sie sagte — „Wie schön ist es bei Ihnen!" Und als er sich umwandte, sah er das Gold, goldenes Licht — und alles war verwandelt — und die Luft voll tönender Stimmen.

Auch jetzt drehte er sich um. Mit einer jähen Bewegung —

Aber die Lichte waren erloschen. Aus den Ecken kroch graue Dämmerung. Und das tönende Lied seiner Seele war verstummt.

Da setzte er sich still ans Fenster und sah aufs Meer, bis die Nacht sich herabsenkte. Bis dunkle Schatten herüberglitten —

Und es war, als sängen die Wellen ein Totenlied. —

Die Badegäste waren Herren der Insel. 61 Badegäste! Und die Hollunner gaben es lächelnd zu und hegten und pflegten sie wie köstliche Milchkühe. Eine Bescheidenheit zeichne die Insulaner aus, berichtete einer vom Kontinent nach Haus, wie er noch in keinem Badeort gefunden. Endlich war das Paradies gefunden, wo die Menschen, wie aus Gottes Hand hervorgegangen, nebeneinander lebten. Ohnegleichen war die Lauterkeit ihrer Herzen, die Naivität ihrer Gemüter. Da war ein Fischervölkchen, das, unbeleckt von der Kultur, schlicht und stolz für sich dahinlebte. Da waren Friesen, die durch ihre königliche Haltung an die Vorzeit erinnerten — ja, wie Königsöhne schritten sie dahin. Wenn sie mit treuen, blauen Augen über das Meer äugten, in steter Sorge um vorübersegelnde Schiffe, die davor bewahrt bleiben mußten, auf die Klippen zu rennen, kam ein so festes Vertrauen in die Herzen: eine sichere Wacht ist der englische Felsen im Nordmeer. Wie ein uralter König saß da der alte Lorenzen vor der alten Feuerblüse, und die Jungen kamen und holten seinen Rat. Wie eine Fee aus dem Märchen saß Perke Thaten vor der Tür ihres freundlichen Häuschens, hatte für jeden ein freundliches Wort, einen gütigen Blick. Und wem es vergönnt war, Dulke Hansen zwischen Nummel Andrésen und Peter Crüß vor dem „langen Jammer" zu sehen, der begriff, welch ein köstliches Gut die Eintracht und die Zufriedenheit im Alter war. Die Musik in der Springbude konnte allerdings besser sein. Aber vielleicht wäre ein Mozart auf der Insel gar nicht möglich. Und die Einrichtungen und Bequemlichkeiten auf der Düne spotteten jeder Beschreibung. Es gehörte mit zu der unschuldigen Gemütsart der Helgoländer, daß sie ihre Insel ein Bad getauft hatten, weil eben Wasser da war. Denn außer den vier Badekarren gab's nichts, aber auch nichts, was daran erinnerte. Nackt stand man und ohne Schutz, Wind und Wetter ausgesetzt, hatte kein Zelt, um sich an- oder auszukleiden. Es gab keinen Arzt auf der Insel, keine Apotheke — die naiven Kinder des roten Felsens waren sichtlich überrascht, als sie danach gefragt wurden. Die Glücklichen hatten keine Ahnung, daß das Notwendigkeiten in einem Seebad sind. Aber wer dachte auch an Arzt und Apotheke. Auf dem roten Felsen war man eben gesund! Heiligland betrat man erschauernd. Und seine Söhne streckten gütig ihre Hände aus, um die Brüder vom Festland teilnehmen zu lassen an seinen Wundern.

Ja, es war ein begeisterter Brief. Und in Sir Henry, dem Gouverneur, hatte die Insel den vornehmsten Repräsentanten, hieß es. Ab und zu hatte er die Liebenswürdigkeit, sich unter den Badegästen zu zeigen. Einen vollkommeneren Gentleman sah man nicht. Der junge Heinrich Heine lernte ihn kennen und schrieb von ihm nach Hamburg: als er Seiner Exzellenz fünf Minuten gegenübergestanden, ohne daß sie den Mund geöffnet, gelüstete es ihn, ihn mal von hinten zu betrachten, ob es da eine Uhrfeder gäbe, die aufgezogen werden müßte, um Bewegung in ihn zu bringen! —

Manchmal sahen die Badegäste auch die rote Carry. „Hausdame bei Sir Henry", hieß es rücksichtsvoll. Und

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 16:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328890
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google